3 3433 08808421 9

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

1687

Der

Pilger aus Sachsen.

20 27 – 31
July 1869
Dec 1865

Eine christliche Zeitschrift,

herausgegeben

von

Carl Julius Böttcher,
Diaconus in Reichenbach im Voigtl.

Dreißigster Jahrgang. 1864.

Leipzig und Dresden.

Justus Naumann's Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Die mit einem * verzeichneten Artikel sind illustrirt.

A. Textbetrachtungen.

	Seite.
Im Sonnt. n. Neuj. P. Wapler in Polenz	3
*Am Erscheinungsfeste. Der Herausg.	5
Im 1. Sonntage n. d. Erscheinungsfeste. Diac. Blochmann in Falkenstein	9
Im 2. Sonntage n. d. Erscheinungsfeste. Derselbe	17
Im Sonntage Septuagesimä. D. Hrsg.	25
" " Sexagesimä. " "	33
" " Estomihi " "	41
" " Invocavit " "	49
" " Reminiscere. P. Gehring in Teichel	57
" " Oculi. D. Herausg.	65
" " Lätare. Aus Harttmann's Passionspredigten	73
*" " Judica. D. Herausg.	81
" " Palmarum. "	89
*" " Charfreitage. (Betrachtung eines Bildes.) Der Herausg.	91
*Am 1. Osterfeiertage. D. Herausg.	97
" 2. " " Aus Fischer's Kinderpostille	99
" Sonntage Quasimodogeniti. Aus Fischers Kinderpostille	105
*" " Misericordias Domini. Der Herausg.	113
" " Jubilate Domini. D. Herausg.	121
" " Cantate. Aus Creutzberg's Betrachtungen	129
" " Rogate. D. Herausg.	137
" " Exaudi. " "	145
" 1. heil. Pfingsttag. Aus Fischer's Kinderpostille	153
*" 2. " Pfingsttage. D. Hrsg.	155
" Trinitatisfeste. Aus der Lutherbibliothek	161
Am 1. Sonnt. n. Trin., Vicar Franz in Auerbach	169
" 2. " " " Vicar Franz in Auerbach	177
" 3. " " " Vicar Franz in Auerbach	185
" 4. " " " Diac. Blochmann in Falkenstein	193
" 5. " " " Diac. Blochmann in Falkenstein	201
" 6. " " " Diac. Lehmann in Bockwa	209
" 7. " " " Diac. Lehmann in Bockwa	217
" 8. " " " Aus Fischer's Kinderpostille	225
" 9. " " " Der Herausg.	233
" 10. " " " "	241
" 11. Sonnt. n. Trin., Der Herausg.	249
" 12. " " " "	257
" 13. " " " "	265
" 14. " " " "	273
" 15. " " " Aus Fischer's Kinderpostille	281
" 16. " " " Der Herausg.	289
" 17. " " " "	297
" 18. " " " Aus Luther's Anmerk.	305
" 19. " " " Der Herausg.	313
Am 20. " " " Aus Luther's Auslegung	321
" 21. " " " Der Herausg.	329
" 22. " " " "	337
*" 23. " " " "	345
" 24. " " " Aus Fischer's Kinderpostille,	353
" 25. " " " Archi-Diaconus Mayer in Reichenbach	361
" 26. " " " Der Herausg.	369
" 1. " des Advents. D. Hrsg.	377
" 2. " " " Archi-Diac. Mayer in Reichenbach	385
" 3. " " Advents. Aus Fischer's Kinderpostille	393
" 4 " " Advents. Der Herausg.	402
*" 1. Weihnachtsfeiertage. Ausleg. der Liederverse	409
" 2. " Auslegung d. Liederverse	410

B. Gedichte und Lieder.

* Am Neujahrstage, Du sollst ihn Jesus heißen, von †	1
Das Vater Unser zum Singen	143
Bete und arbeite, von H. H. in R. bei P.	143
Das Verzeichniß der bibl. Bücher in Reime gebracht 178 189 207	211
Eines wünsche ich mir vor allem andern, v. Alb. Knapp	307
Pilgerlied: Wir gehen, wir gehen, v. A. Gehring	315
Morgenlied, v. Dems.	327
Ein Verschen vom Rechnen im Reiche Gottes	336
Der Neuerer von *	349
Der Brunnen, von Dems.	396

C. Predigten, Reden u. Gebete.

* Morgengebet am Fest der Himmelfahrt Christi	139

D. Aufsätze und Erzählungen.

* Ein alter heidnischer Tempel 7	12
* Ein alter Kreuzgang	12
* Lebenslauf eines sächs. Pfarrers aus d. Anfange des 18. Jahrhunderts 15 18 36 69 76 83 123 131 186 197	204
* Der alte Dom zu Cöln 201 215	219
* Noch einmal der Dom zu Cöln 27	45
Noch ein Stücklein aus E. Nietschels Leben	43
* Neptunus oder Poseidon	43
* Ein Buddha-Bild auf Ceylon	75
* Die heil. Grabkirche und das heil. Grab zu Jerusalem	100
* Ein Osterfladen	106
* Die Kreuzigungsstätte in der heil. Grabeskirche zu Jerusalem	109
Eine Probe indischer Erziehungsweisheit	115
* Eingang zu einem Buddha-Tempel	124
* Götzenbilder aus Mittelamerika.	130
Noch etwas zum Rogatetext	142
* Die älteste Form d. christl. Kirchenbaues	166
* Johann Calvin 163	170
Ein gewonnenes Spiel	165
* Der Götzendienst d. alten Aegypter	187
* Der Canzler Gregorius v. Brück	194
* Ein altes Holzschnittbildchen	203
* Alte Rechtspflege	211
Etwas aus d. Leben einer frommen Seele 221	229
Etwas für die Kranken v. Urlsperger	226 235
* Die Religion d. Chinesen	227
Johann Menzer	236
* Etwas v. Ungeziefer 238 244 253 261	268
Geschichte d. Zerstörung Jerusalems	243
Die Anwendung z. Gesch. d. Zerst. Jerusalems	251
Sieben Zeugnisse f. d. Evangelium aus d. Munde v. Katholiken	260
* Die Sage d. Stadt Jerusalem	267
* Der römische Kaiser Titus	275
Aus der römischen Kirche	277
Nachträge zu Gerbers Leben 282 307	322
* Der Senior Stockmann in Lützen 291	299
* Allerlei Denkstätten 315 325 341 364	374
Noch etwas aus alten Zeiten	323
* Die Leichen d. alten Egypter	331
* Das heidnische Leichenverbrennen	338
Parabeln 344	351
Eine Geschichte z. Texte v. 24. Sonntag post Trinit.	354
* Die Grabstätten d. alten Römer	354
Der Guckuck	356
* Todtentänze	371
* Altchristliche Begräbnißstätten	381
* Muhamedanische Grabstätten	387
* Der Kaiser Maximilian II. 395	404
* Mußgo-Gräber	403

E. Auszüge aus Büchern und Zeitschriften.

(siehe auch bei einigen Textbetrachtungen.)

Aus d. Ev. Kirchenzeitung. (Von Behandlung d. Freigeister)	173
Aus d. Erz. d. Pilgers v. Schaffhausen, Credit ist Geld	189
Aus d. Kirchenbl. f. d. ev.-luther. Gemeinden in Preußen, eine Gesch. v. Grüßen	207
Aus d. Volksbl. f. Stadt u. Land, Eine muhamedanische Legende v. Jesu	208
Aus demselben. Noch etwas v. Wetter " " Christenboten, Brüderl. Bestrafung eines Diebstahls	304 320
Zum Reformationsfeste. (Aus einer alten Bibel)	347
Aus dem Stader Sonntagsblatt, Die grüne Brille	350
Aus Dr. Closters Gedichten 358 366	400
Aus der Lutherbibliothek, Lutherworte v. Weinstocke 379	387
*Bethlehem, aus Kühn, das heilige Land	412

F. Chronik.

Amerika 160 166	415
Asien	166
Baden 102 109 335	342
Bayern 86	319
Belgien	414
Braunschweig	320
Dänemark 133	360
Deutschland 56 64	67
Donaufürstenthümer	415

Digitized by Google

Seite.

England 134 397
Frankfurt a. M. 117 367
Frankreich 135 143 151
Hamburg 367
Hannover 110 319
Hessen 117 343
Holland 133
Italien 152 391 414
Nassau 344
Oesterreich . . . 118 126 368 376 383
Preußen 85 295 302 310
Rußland 159 414 415
Sachsen 21 40 47 247 255 263 272 278
286 293
Sachsen-Coburg-Gotha 117
Sachsen-Weimar 367
Schleswig-Holstein . . . 117 352 359
Schwarzburg 367
Schweden 133
Schweiz 134 384 390 392
Spanien 152 414
Türkei 415
Waldeck 367
Württemberg 93 311 318

G. Zeitgeschichte.

Das Jahr 1863. Der nordamerikan. Krieg 31 38
Der Streit Deutschlands mit Dänemark über d. Herzogth. Schleswig u. Holstein 53 62 71
Die von der Revolution heimgesuchten Länder Italien, Griechenland, Polen und Türkei 78 86 94 103 109
Die außereuropäischen Beziehungen der europäischen Mächte 118 127 135
Die drei europäischen Großmächte Frankreich, England u. Rußland 150 158
Die deutschen Bundesländer nebst Preußen u. Oesterreich . . . 166 174 182

H. Aeußere und innere Mission.

* Ev.-luth. Mission unter den Deutschen in N.-Amerika 140 147 172 214 284 292 389 399
Saat auf Hoffnung unter Israel 196 206 213
Trauerbotschaft aus Ost-Indien . . 231
Christl. Herberge in Dresden . . . 232
Die sächsische Hauptbibelgesellschaft . 252
An alle, die von Herzen beten. Dein Reich komme (Aufforderung) . . 320
Die erste Jünglingsvereinsfeier in Glauchau 327 333
* Das Seminar in Steeden . 362 373

I. Correspondenz des Pilgers.

* Aus Deercreek (N.-Amerika) . 51 59
* Züge aus d. Amtsleben d. P. Wüstemann in N.-Amerika . . . 179 190
Ein Brief v. P. Wüstemann . . . 309
Aus einem Briefe d. P. Sommer . 407

K. Bücherbericht.

Thomas a Kempis Nachfolge Christi 56
Hartmann, Passionspredigten . . . 64
Decker, d. Passion des Herrn . . . 64
Lobstein, d. christl. Festtage . . . 64
Seiler, Predigten üb. d. Evangelien 64
Confirmandenbüchlein 80
Heinrich, Mitgabe f. Confirmanden . 80
Heinemann, Gedenkblätter 80
Das Würtemberg'sche Confirmationsbuch h. v. Hahn 80
Gollhardt, Confirmationsreden . . 88
Lehre d. christl. Religion 88
Passionsbuch 96
Confirmandenbüchlein h. v. Bodemann 96
Catechetische Denkmale 96
Bock, Katechismusunterricht . . . 96
Köhler, katech. Sentenziarius . . . 96
Buchrucker, Katechismusunterricht . 128
" " Gesangbuchsunterricht . 128
Der Psalter zum Singen eingerichtet 128
Ballien, Bibl. Geschichte 136
" Die bibl. Gesch. auf d. Mittelstufe d. Volksschule 136
Bodemann, auserlesene bibl. Geschichten 136
Köhler, die bibl. Geschichte in ihrem Zusammenhang 136
Buchrucker, Bibl. Geschichte . . . 144
Flügge, Lehrbuch d. bibl. Gesch. . . 144
Stolzenburg, Bibl. Geschichten . . 152
Schäling, " " . . . 152
Wiedemann, Wie ich meinen Kl. d. bibl. Gesch. erz. 176
Bibelkunde f. Volksschulen 176
Fragen u. Antworten z. Calwer Bibl. Gesch. 176
Der christl. Schulbote aus Hessen . 176
Pädagog. Vierteljahrsschrift h. v. Ballien 176
Blätter f. Mission h. v. Härting . . 192
Missionsgebetbuch " " Bock . . 192
Paulig, Bilder aus d. Missionsleben 192
Beyschlag, Vorträge üb. innere Mission 208
Dächsels Bibelwerk 208
Hedinger, d. Neue Testament . . . 208
Besser, 1. Corintherbrief 224
Roos, Auslegungsschriften 224
Fricke, Hebräerbrief 224
Kemmler, Offenb. Johannis . . . 224
Richter, " " in Bibelstunden 224
Hahn, " " in Erbauungsstunden 224
Diedrich, Evang. Lucä 224
" Die Psalmen 224
" Die Propheten Jeremias u. Hesekiel 224
Diedrich, Die Propheten Obadja bis Malcachi 224
Schaubach, Ausgewählte Psalmen . . 232
Kögel, der 1. Brf. Petri 232
Opitz, d. Gebet d. Herrn 232
Hübner, Gesch. d. christl. Kirche . . 232
Bischoff, Gesch. d. christl. Kirche . . 240
Sengelmann, Evangel. Erinnerungen 240
Altmüller, Siloah 240
Seld, Wunderliche Reisen 392
Wirth, Theophile 392
Jahn, Gesch. v. stieren Otte . . . 392
Ahlfeld, der Verwalter u. sein Kind . 392
Ulrich, christl. Roman 392
Kreutzer, mecklenb. Dorfgeschichten . 392
Seelbach, Fingerzeige d. göttl. Waltung 392
Wullschlägel, Aus dem Tod zum Leben 392
Kühn, heil. Land 392
Dschulamerk od. d. syr. Christen . . 400
Briefpapier m. Bibelsprüchen . . . 400
Brandt, Unsere Kinder 408
Piper, ev. Kalender f. 1865 . . . 408
Traugott, Kalender 408
Plönies, Ruth 408
" Lilien auf dem Felde . . 408
Scholz, Frauenbilder 408
Quandt, Grüße u. Wünsche . . . 408
Eine Lilie im Thal 416
Christl. Segenswünsche h. v. Krüger 416

L. Verschiedenes.

Ansprache an die Pilgerleser . . . 2
Quittung u. Bitte (Kirchenbau i. Bremerhaven) 48
Vierlings Vorrede z. 3. Theile d. 5. Kapitels d. Ev. Matthäi 96
Vierlings Vorrede z. 1. Joh. 4. . . 112
Schlußwort 416

M. Briefkasten.

Fol. 104 112 120 240.

N. Verzeichniß der Illustrationen.

Jesuskind (z. neuen Jahr) v. Zeh . 1
Anbetung d. Weisen a. d. Morgenlande v. Zeh 5
Neptuntempel zu Pästum 8
Kreuzgang am Großmünster in Zürich 13
Der alte Dom zu Cöln 21
Der Cölner Dom nach seiner Vollendung, äußere Ansicht 28
Der Cölner Dom nach seiner Vollendung, innere Ansicht 29
Nathans Gleichniß (2. Sam. 12, 1—7) v. Zeh 35
Neptunus 44
Indianerhäuptling zu Pferd . . . 52
Besuch b. einem indianischen Häuptling 60
Der Magdeburger Dom 69
Buddha 76
Kreuztragender Christus v. Zeh . . 83
Kreuzabnahme v. Peschel 92
Die Frauen am Grabe des Herrn v. Zeh 99
Die heil. Grabkirche zu Jerusalem . 101
Die heil. Grabkapelle 101
Kaiser Otto I. 108
Die Kreuzigungskapelle 109
Christus, der gute Hirte v. Schönherr 115
Eingang zu einem Buddhatempel auf Ceylon 125
Götzenbilder aus Mittel-Amerika . . 131
Himmelfahrt Christi v. Zeh . . . 139
Das Concordia-College zu St. Louis 149
Initial (z. Pfingstbetrachtung) . . . 155
Basilika des heil. Zeno in Verona . 157
Das Innere einer Basilika 157
Calvins Portrait 164
Genf von d. Westseite 171
Das Seminar z. Fort-Wayne . . . 180
Götzendienst d. alten Egypter . . . 188
Portrait des Canzler Brück . . . 195
Die Jungfrau Maria spinnend . . 203
Kaiser Rudolph v. Habsburg . . . 212
Christian Gerbers Portrait 220
Verehrung des Fo 228
5 Illustrationen z. „Etwas v. Ungeziefer" v. L. Richter 239 245 246 254 255
Gleichniß v. verlornen Sohn v. Zeh 259
Jerusalem v. d. Südseite 268
Kaiser Titus' Bildsäule 275
Die Kirche in Wantewitz, innere Ansicht 278
Die Kirche in Wantewitz, äuß. Ansicht 288
Gustav Adolphs Tod 292
Denkmal Gustav Adolphs b. Lützen . 299
Ansicht v. Lützen 301
Portrait Alb. Knapps 311
Der Dom zu Bamberg 317
Kaiser Heinrich II. 325
Egyptische Mumiensärge 332
Leichenverbrennung 339
Jesus am Gotteskasten v. A. Dietrich 347
Gräberstraße in Pompeji 355
Lutherische Kirche in Steeden . . . 363
3 Bilder aus Holbeins Todtentanz . 372
Das Innere der Katakomben . . . 382
Türkische Begräbnißstätte 388
Kaiser Maximilian II. 396
Gräber der Mußgo 404
Die Geburt Christi nach Overbeck . 411
Bethlehem 413
Schlußbildchen 416

Digitized by Google

Der Pilger aus Sachsen.

№ 27. Dresden, den 2. Juli 1864.

Am sechsten Sonntage nach Trinitatis.

Joh. 10, 23—30.

„Wir möchten gern glauben, aber wir können nicht! Wäre der Christus, wie ihn die Bibel predigt, der wahre Christus, so müßte Er klar und deutlich und frei herausreden. Aber das Meiste und scheinbar Wichtigste, was Er sagt, ist unklar und unverständlich, zweideutig. Wäre der Christus der Bibel der wahre Christus, so müßte er uns wahre Wissenschaft um Gott und göttliche Dinge geben. Aber die sucht man vergeblich in der Schrift; wir dürsten nach Wahrheit, aber die Bibel kann unsern Durst nicht löschen. Wäre der hier gepredigte Christus der wahre Christus, so müßte Er als in sich abgeschlossenes Bild vor uns treten, als Derselbe auf jeder Seite der Schrift. Aber wer weiß nicht, daß der Christus der drei ersten Evangelien ein ganz andrer ist, als der Christus des Johannes? Ich und der Vater sind Eins — sagt Er hier von sich, und in den andern Evangelien ordnet Er sich dem Vater wesentlich unter. Wäre der Christus der Schrift der wahre Christus, so müßte Er Vorsorge getroffen haben, daß von Seinen Aposteln Eine Predigt über den Heilsweg, also über die Aneignung des in Christo gebotnen Heiles ausginge. Aber Jacobus lehrt hierüber anders als Paulus. Wäre der Christus der Schrift der wahre Christus, so würde, ja müßte Er sich unsrer Ungewißheit über Ihn, unsres brennenden Durstes nach Wahrheit erbarmen und uns ein Zeichen, ein sichtbares, greifbares Zeichen geben; wir wollten gern ein Zeichen sehen und dann würden wir gewiß glauben. Aber der Himmel bleibt verschlossen, seit — wie der Glaube singt — seit Er von Majestät umflossen zur Rechten Gottes stieg hinan. Also an uns liegt es nicht, wenn wir nicht glauben, an Christo selbst liegt es; Er läßt es an sich fehlen.“

So ungefähr lautet die Frage in's Deutsch des 19. Jahrhunderts übersetzt, welche dort die Juden, sich selbst rechtfertigend, in der Halle Salomonis an Jesum richteten: Bist Du Christus, so sage es uns frei heraus. Hättest du, lieber Leser, solche Frage noch nicht vernommen?

Was antwortet nun Christus darauf? Er führt ihnen in ruhiger Majestät den Ungrund ihrer Anklage zu Gemüthe; er beruft sich auf ein doppeltes Zeugniß für sich wider sie: auf seine Worte und auf seine Werke. Ich habe es euch gesagt — spricht Er. Das heißt den Ungläubigen des 19. Jahrhunderts gegenüber: Ihr irret und wisset die Schrift nicht. Ich habe Mein Bild klar und deutlich in dieselbe hineingezeichnet; wer sein achtet, der hat eitel Lust daran; es ist kein Widerspruch über dasselbe zwischen Meinen Evangelisten: vom Himmel gekommen, zum Himmel zurückgekehrt, gewaltig im Himmel und auf Erden — so trete ich euch bei allen entgegen; alle Wahrheit enthülle Ich, die euch nütze ist und

die ihr vertragen könnt; je nach dem Bedürfniß ist die Schrift tief oder flach, ein geeignet Element für den Elephanten wie für das Lamm; für ein lichtes Auge — wer darum bittet, dem wird es gegeben — ist keine Ungewißheit über den Heilsweg, nur bei den Verkehrten ist er verkehrt; wollt ihr aber Zeichen, welches Recht habt ihr zu solcher Forderung, oder was dürftet ihr davon erwarten, nachdem ihr die Zeichen und Wunder, Meine Werke nicht achtet, die Ich gethan habe und noch thue?

Die Werke, die Ich thue in Meines Vaters Namen, die zeugen von Mir. Die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören, die Todten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Das sind Christi Werke in den Tagen seines Fleisches: da habt ihr ja Zeichen und Wunder. Es mag aller Feindschaft wider Christum nicht gelingen, diese Werke zu leugnen, auch der neuesten deutsch-französischen Allianz Strauß-Renan nicht. Aber Christus hat nicht nur damals gewirkt in Seines Vaters Namen, Er wirket bis heute. Das Dasein Seiner Kirche überhaupt zeugt von Ihm. Wie er vorhergesagt, die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen (und wie oft schon haben diese gegen die Kirche Christi Sturm gelaufen), so ist es geschehen! — die Werke, die Er in jedem einzelnen Gläubigen thut, zeugen von Ihm. Wer alt ist, kann menschlich genommen, nicht von Neuem geboren werden (da hat der alte Nicodemus ganz recht gehabt); wer im Sumpfe der Sünde steckt, kann menschlich und zumal juristisch angesehen, nicht wieder herausgezogen werden; wer einmal vor seinen Augen eine dichte Decke von Vorurtheilen, geistreichen oder albernen, hängen hat, der nimmt sie, menschlich angesehen, mit ins Grab. Aber Christus hilft noch heute manchem Greis zu einer neuen Geburt, daß er auffährt mit Flügeln wie Adler; Christus zieht noch heute manchen Verlorenen aus dem Sumpfe, reinigt ihn durch Sein Blut und stellt ihn als ein Wunder vor die Welt hin; Christus reißt noch heute, manchmal mit gewaltiger Hand, wie einst dem Saulus auf dem Wege nach Damascus, die Decke von den Augen und nimmt sich die Starken zur Beute, manchmal mit sanfter, leiser Hand, aber nicht minder nachhaltig. Das sind Seine Werke, die Er thut, und die klar und deutlich von Ihm zeugen. Woran liegts denn nun, wenn Viele dennoch nicht glauben? Das giebt der HErr in Folgendem zu erkennen.

Die Seinen nennt Er Seine Schafe; ihr — sagt Er zu den ungläubigen Juden, — ihr seid Meine Schafe nicht, wie Ich euch gesagt habe; sie könnten's wohl sein, sollten es auch, aber sie wollten nicht. Warum denn nicht? Der Vergleichungspunkt zwischen Schafen und Christen ist das Irregehen und endliche Verlorenwerden, wenn nicht ein sichrer, gewisser Tritt die Leitung übernimmt oder eine starke Hand eingreift; Schäflein sein und keinen Herren haben heißt verloren sein. Wir gingen alle in der Irre wie die Schafe, ein Jeglicher sah auf seinen Weg — so bekennen die Christen, wenn sie an ihre hirtenlose Zeit zurückdenken. Das aber verbitten sich die Ungläubigen; sie meinen auf dem rechten Weg zu sein und selbständig am Ziel ankommen zu können; ihr Hochmuth, ihr Sichselbstvermessen gestattet ihnen nicht, sich unter die Schäflein Christi einreihen zu lassen (vgl. Ps. 95, 7 ff.). O steiget hernieder von euerm hochmüthigen „Standpunkt"; wollt euch nicht mehr selber führen — und ihr werdet nicht mehr in der einen oder andern Wendung zu Christo sprechen: Wie lange hältst Du unsere Seelen auf?

Weiter sagt der HErr: Meine Schafe hören Meine Stimme. Die Ungläubigen hören Christi Stimme nicht. Viele halten es nicht einmal für der Mühe werth, Seine eignen Worte zu hören. Was ihnen Andre von Christus gesagt haben, darnach bilden sie sich ihr Urtheil über Ihn. Es ist erstaunlich, wie unbekannt manchmal selbst angesehene, einen gewissen Ruf genießende Ungläubige mit Christi Worten sind. Was sind z. B. in der Pfalz bei Gelegenheit der neuesten kirchlichen Wirren für Dinge zum Vorschein gekommen! Wie könnt ihr Christo aus euerm Unglauben einen Vorwurf machen wollen? Der Stein fällt auf euch selbst zurück. — Allein das bloße Hören von Christi Worten thuts allerdings noch nicht. Christus sagt: Meine Schafe hören Meine Stimme. In der Stimme offenbart sich gewissermaßen die Seele des Wortes. Die Seele der Worte Christi ist aber Seine Liebe und Seine Hirtentreue, welche für uns das Leben ließ, welche die Himmels gering achtete, um das Eine verlorene Schäflein zu suchen und an Seinem Busen in die ewige Heimath zu tragen. Der Ungläubige hat kein Gefühl für diese Liebe, läßt sein kaltes Herz nicht durch sie warm werden. Ein inneres Ohr für die Stimme Christi am Kreuz: das that Ich für dich — und der Unglaube hat den Todesstoß erhalten. An jenem innern Hören fehlts, nicht an Christi Stimme.

Endlich spricht Christus: Meine Schafe folgen Mir. Das ist's, was die Ungläubigen gleichfalls nicht thun und nicht thun wollen. In der Nachfolge Jesu kommt der Glaube; dem bloßen Zuschauer, dem Kritiker Christi im Leben nicht. Christi Wort ist eine Arznei. Nimm sie, laß sie frei in allen Adern deines inwendigen Menschen umlaufen und du wirst nicht mehr klagen und fragen: Wie lange hältst Du meine Seele auf?! So Jemand will deß Willen thun, der Mich gesandt hat, spricht Christus, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob Ich von Mir selber rede. So lange du dich nicht zu solchem Thun oder Folgen entschließest, hältst du deine Seele und Christum selber auf, nicht Christus dich.

Digitized by Google

Wir aber beten*): O Jesu, Du guter Hirt! Ich danke Dir herzlich, daß Du nicht allein Dein Leben gelassen, sondern auch mich armes Schäflein zu Deiner Herde geführt hast, und meiner Seele unaufgehalten frei herausſagst, Du seist der Christ. Bewahre mich doch, o treuer Hirt, vor Dieben, Mördern und Wölfen, so nicht zur rechten Thür hereingehen, vor den Miethlingen, die der Schafe nicht achten, sondern laß mich Deine Stimme hören, Dich recht erkennen, Dir folgen und gesunde Weide finden. Erbarme Dich auch Deiner Schäflein, welche von den Wölfen erschreckt, zerstreut und erhascht sind, und locke sie durch Deine Gnadenstimme, rufe sie mit Namen und bringe sie wieder zurecht. O Seelenhirte, Du hast uns ja viel gute Werke erzeigt von Deinem Vater. Aber, o Bosheit der Welt, welche Dich dennoch steinigt und greulich lästert! Nicht also, liebe Seele, sondern laß dir solche Werke zeugen, daß dieser Gottes Sohn sei; suche dein Leben in Dem, welcher es Macht hat zu geben und zu nehmen. Das will ich thun, HErr Jesu Christ, Du wolleſt mich führen durch diese Thür aus dem irdischen Schafstall in den ewigen Freudensaal! Amen.

B. L.

*) Das nachfolgende, mit Beziehung auf das ganze 10. Cap. gesprochene Gebet befindet sich in: Betbibel, darin auf ein jedes Capitel der h. Schrift ein besondres Gebet u. s. w. Herausg. vom christl. Verein im nördl. Deutschl. 2. Bd. S. 244, welches Buch, vorbehaltlich einer spätern Besprechung, hiermit angelegentlich empfohlen sei.

Das Verzeichniß der biblischen Bücher, in Reime gebracht.

(Schluß.)

Das neue Testament.

Matthäus macht im neuen Bund
Uns Christum unsern Heiland kund.
Sanct Marcus zeiget deutlich an,
Was Er gelehrt und Guts gethan.
Dies schreibt im Evangelio
Auch Lucas dem Theophilo.
Johannes bringt nebst dem auch bei,
Daß Jesus Christus Gott-Mensch sei.
Lucas in der Apostel-G'schicht
Von Christi Kirch giebt Unterricht.

Sanct Paulus an die Römer schreibt
Und da den Glauben mächtig treibt.
Die erst an die Corinthier
Giebt neuen Christen gute Lehr;
Die andre gießet Oel und Wein
In der Corinther Wunden ein.
Die Galater auch dieses treibt,
Was Paulus an die Römer schreibt.
Die Epheser giebt Unterricht
Zur Glaubens-, Lehr- und Lebens-Pflicht.
Der Brief an die Philipper zeigt,
Wie Paulus ihnen sei geneigt.
Auch die an die Colosser spricht:
Gen Himmel sei dein Sinn gericht't.
Die erst der Thessalon'cher sagt:
Macht euch bereit, seid unverzagt!
Die andre präget ernstlich ein,
Daß g'wiß ein jüngst Gericht wird sein.
Die erst an den Timotheum
Zeigt ihm das rechte Priesterthum;
Die andre lehrt, ermahnt dabei:
Verbleib im Amt und Tod getreu!
An Titum find't ein jeder Christ,
Was ihm und jedem nützlich ist.
Philemon, der nimmt gütig an,
Den Knecht, der ihm hat Leids gethan.
Die erste Petri gibt Bericht
Von Lehre, Trost und Christenpflicht;
Die andre weist die Tugendbahn,
Auch daß der letzt Tag kommt heran.
Der erste Brief Johannis lehrt,
Wie Glaub und Liebe Jesum ehrt.
Der andre sagt: O, fromme Frau,
Auf dich und deine Kinder schau!
Der dritte zeiget Gajo an,
Wer ihm hab Guts und Leids gethan.
Der Brief an die Hebräer meld't,
Wie Jesus sei das Heil der Welt.
Sanct Jacob einen Christen heißt,
Der Glauben in den Werken weist.
Judas Thaddäus macht uns kund
Den allerheilgsten Glaubensgrund.
Johannes offenbart im Wort
Der Kirchen Zustand hier und dort
Und schließt das liebe Bibelbuch.
Darinnen forsche, lies und such;
So findst du Jesum, der das Leben
Dir hier und dort wird ewig geben. Amen.

Alte Rechtspflege.

Zu den Zeiten des Kurfürsten Johann Georg des II. gab's, wie der alte Pastor Gerber erzählt, vier oder fünf Advocaten in der großen Stadt Dresden. Jetzt reicht manche kleine Stadt nicht mehr mit vier oder fünf Advocaten aus. Warum das anders geworden, kann ich nicht sagen. Ob die Leute seitdem streitsüchtiger geworden sind, oder ob das Processiren mit dem Dasein der Advocaten zusammenhängt, wie die Feuersbrünste mit dem Dasein der Brandversicherungen, das will ich nicht

Digitized by Google

Kaiser Rudolf von Habsburg. 1273—1294.

entscheiden. Vielleicht hat auch beides einander in die Hände gearbeitet! Genug, es war in jenen Zeiten, Ende des siebzehnten Jahrhunderts, anders als heut zu Tage. Noch einfacher aber ging's vierhundert Jahre früher zu, als der Kaiser Rudolf von Habsburg in Deutschland regierte.

Nachdem das arme deutsche Reich achtzehn Jahre lang ein einiges Oberhaupt hatte entbehren müssen, war endlich Rudolf zum Kaiser gewählt worden, ein mächtiger Graf, aber nicht mächtig durch Länderbesitz, sondern mächtig durch die Herrschertugenden, die Gott ihm verliehen. Als man ihm seine Wahl zum Kaiser ankündigte, hatte er geantwortet: „Der Ehre und des Preises eracht' ich mich zwar unwerth, bitte aber Gott, Er wolle mich also gesinnt machen, daß ich Ihm und den Menschen zum Wohlgefallen das Reich führen möge."

Und er hat wirklich reiche Gnade gefunden bei Gott und den Menschen. Das, was manchem Kaiser vor ihm den Hals gebrochen hatte, die kaiserlichen Ansprüche auf Italien, gab er klüglich auf. „Viel Tappen," sagte er,

„Viel Tappen seh' ich einhin gahn (hineingehn),
Kein' aber wieder auswärts stahn.

Mit großer Festigkeit und Tapferkeit wußte er das kaiserliche Ansehen den deutschen Reichsfürsten gegenüber wiederherzustellen. Das freundliche, leutselige Wesen, mit dem er selbst mit dem niedrigsten Volke umzugehen verstand, gewann ihm Aller Herzen. Als ihn einst in der Reichsstadt Eßlingen das Volk umdrängte und Einer aus der Menge den Kaiser mit seiner in der That etwas großen Nase bespöttelte: Hei! was für eine große Nase! man kann ja nicht vor ihr durchkommen! — drehte er ruhig das Gesicht zur Seite und sagte: „Nun, guter Geselle, wirst du wohl vorbei können!" — Seine Uneigennützigkeit und Redlichkeit ward förmlich zum Sprichwort. „Der hat Rudolf's Redlichkeit nicht," sagte man von pflichtvergessenen Leuten. Als er einst die den Mainzer Wucherjuden abgesprochenen Güter unter die Armen vertheilen ließ, und Einige der Seinen ihn tadelten, daß er nichts davon für sich und die Kirche behalte, sagte er: „An solchem Gut klebet das Unrecht; die Kirche aber ist heilig und darf nur durch rechtmäßig erworbenes Gut bereichert werden; denn es steht geschrieben: Heiligkeit ist die Zierde deines Hauses."

Da könnt ihr euch nun schon denken, daß er auch die Rechtspflege mit aller Treue geübt haben wird. Davon muß ich euch nach einer alten Chronik ein köstliches Stückchen erzählen.

Rudolf hielt nämlich den alten löblichen Brauch der deutschen Könige noch fest, nach welchem sie die Unterthanen selbst zu hören und Recht zu sprechen pflegten. Zu dem Ende hatte er seinen Trabanten ernstlich befohlen, daß sie Jedermann, der zu bitten oder zu klagen hätte, vorkommen lassen sollten und Niemand abweisen dürften, denn „darum wäre er von Gott in's königliche Amt erhöhet, daß er den Unterthanen Gehör, Hülfe und Recht widerfahren lassen, und nicht, daß er sich vor ihnen verschließen sollte." Auch hielt er bald an diesem, bald an jenem Orte Reichsversammlungen, um überall den Leuten Gelegenheit zu geben, ihr Anliegen vorzubringen.

So kam denn auch einst, als Rudolf gerade auf einem Reichstage zu Nürnberg war, ein reicher Kaufherr und klagte: Er sei eines Tages durch Nürnberg gereist und habe viel Gelds, 200 Mark, bei sich gehabt. Das habe er dem Wirth in der Herberge zum Aufheben anvertrauet; aber nunmehr leugne der Wirth das Ding und er, der Kaufmann, könne ihm auch nichts beweisen, und doch sei er seiner Sache gewiß, daß er dem Wirth das Geld wirklich gegeben habe. Der Wirth aber war ein vornehmer, reicher Bürger von Nürnberg, den man nicht ohne ausreichenden Beweis für einen Spitzbuben erklären durfte. Drum ließ auch der Kaiser den Kaufmann vor der Hand mit seiner Klage wieder abziehen und gab ihm nur den Trost, er wolle der Sache weiter nachdenken, wie sie an den Tag gebracht werden könnte.

Nicht lange darnach erschienen auch die Abgeordneten der Stadt Nürnberg mit ihren Angelegenheiten vor dem Kaiser, und weil der treulose Gastwirth ein wichtiger Mann bei der Stadt war, so war er auch mit dabei. Nun müßt ihr aber wissen, daß der Kaiser Rudolf mit seinen Unterthanen in seltener Gemüthlichkeit zu verkehren

pflegte, in einer Gemüthlichkeit, für die freilich auch auf Seiten des Volkes das rechte Verständniß vorhanden sein muß. So that er auch damals und fing mit den Abgeordneten ein freundlich Gespräch an und unterhielt sich mit ihnen über dies und jenes, auch über Dinge, die nicht eben zum Regiment des Reiches gehörten. Es hatte z. B. der Nürnberger Gastwirth, der das Geld inne behalten hatte, an jenem Ehrentage einen ganz besonders hübschen Hut aufgesetzt. Den sahe der Kaiser. Ei, warf er im Laufe des Gespräches hin, was hast du doch für einen hübschen Hut. Den lasse ich mir gefallen. Gelt, wir könnten tauschen. Ich geb dir meinen dafür. — Wer war froher als der Wirth. Er fand das kaiserliche Verlangen gar nicht so absonderlich; denn sein Hut war gewiß kein alter, schäbigter, so daß er dem Kaiser wohl in die Augen stechen konnte, und dafür bekam er ja einen andern Hut, den Hut eines berühmten Kaisers. Den konnte seine Familie als ein Ehrenzeichen sorgfältig aufbewahren. Genug, der Tausch ging vor sich, und der Kaiser wandte sich zu einem Andern und redete bald zu Dem, bald zu Jenem, bald davon, bald hiervon. Der Wirth aber hatte dafür wenig Augen und Ohren. Er weidete sich im Stillen am Besitz des kaiserlichen Hutes. Inzwischen hatte jedoch der Kaiser bei aller Unterhaltung die Anklage nicht vergessen, die wider den Wirth eingelaufen war. Er hatte den schmucken Hut einem Diener gegeben und der war damit hinausgegangen, als sollte er ihn aufheben in der kaiserlichen Garderobe. Er hatte ihn aber nicht in die Garderobe getragen, sondern hatte auf des Kaisers Befehl schnell in die Wohnung des Wirths laufen müssen und dort hatte er gesagt: Liebe Frau Wirthin, ihr sollt mir flugs einmal den bewußten Beutel geben, in dem euer Herr die 200 Mark aufbewahrt hat. Ei, den geb ich nicht dem ersten besten Menschen, hatte die Wirthin geantwortet. Ach haltet mich nicht auf, hatte der Diener erwidert, die Sache scheint Eil' zu haben. Ich sehe doch nicht aus wie ein Gauner und hier hab' ich auch eures Eheherrn neuen Hut zum Zeichen. Macht nur schnell! Und da hatte die Frau Wirthin gemeint, daß es Ernst sei und den Beutel ausgeliefert. Der Kaiser aber hatte zugleich nach dem klagenden Kaufmann geschickt, der verklagte Wirth sei jetzt gerade bei ihm und es sei ganz gelegene Zeit die Sache vorzunehmen.

Alsbald erscheint der Kaufmann und sagt aus, was ihm geschehen sei. Der Wirth aber leugnet standhaft und schwört hoch und theuer, daß der Kaufmann ihm nichts aufzuheben gegeben. Der Kaufmann sei wohl nicht ganz richtig im Kopfe und mit Phantasieen behaftet u. s. w. Da, als die beiden Leute eben recht heftig im Wortwechsel sind, läßt der Kaiser den bewußten Beutel herbeibringen, daß dem Wirth das Wort im Halse stecken bleibt. Der that in seinem Schrecken zwar einen Fußfall, aber das half ihm nichts. Der Kaufmann bekam all sein Geld wieder und der Wirth ward also bestraft, daß er fürder gar keinen Hut mehr brauchte. —

Saat auf Hoffnung

unter Israel während der Leipziger Ostermesse 1864.

Von Pastor **Carl Becker.**

5. Die Sündfluth.

Auf der Bahn kamen große Kasten und Wagen mit Thieren an, die viele Mühe machten; die meiste verursachte ein Elephant. Unter großer Anstrengung ward er in seinem großen Wagen von der Bahn heruntergebracht. Der Wagen hatte aber keinen Boden, sondern der Elephant ging auf der Erde. Es wurden Pferde vor den Wagen gespannt; doch, zogen die an, so schob der Elephant hinten den Wagen zurück, standen sie still, so schob jener vorwärts. Es hatten sich viele Menschen, auch Juden, versammelt. Einen redete ich an und sprach mit ihm ziemlich lange über die Sündfluth, wie Noah auf Befehl Gottes den Kasten gebaut, Gott ihm die Thiere zugeführt, welche willig folgten, und endlich die Fluth habe hereinbrechen lassen. Zuletzt werde er die Welt mit Feuer strafen. Bei dem Elephanten könne man aber auch an das Wort der Schrift erinnert werden: „Seid nicht wie Rosse und Maulthiere, die nicht verständig sind, welchen man muß Zaum und Gebiß in das Maul legen, wenn sie nicht zu dir wollen", Ps. 32, 9. So habe es aber Israel immerdar gemacht, und mache es noch so. Wie Gott ihnen befahl: Ziehet aus und hinauf gegen eure Feinde, so wurden sie verdrossen und murrten. Und wenn ihnen Moses sagte: Ziehet nicht hinauf, denn der HErr ist nicht unter euch — so waren sie störrig hinauf zu ziehen auf die Höhe des Gebirges! 4 Mos. 14. Christo, dem Herzoge der Seligkeit, müsse man folgen, wenn man selig werden wolle. Ebr. 2.

6. Die Gerechtigkeit.

Diese Wahrheit, nämlich die Lehre von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, bildet ja den Kernpunkt der ganzen Versöhnungs- und Rechtfertigungslehre. Ich ging daher in meinen Gesprächen mit Juden besonders auf denselben ein und legte dabei die Stellen: Jes. 53., Jer. 23, 5. 6., Dan. 9, 24—27, zum Grunde. Einem gebildeten Juden zeigte ich im Hebräischen eine Stelle aus dem, unter den Juden bekannten und angesehenen Buche Ikarim (Glaubensartikel) von Rabbi Joseph Albo I. Cap. 8, wo er sagt: „Die Schrift nennt den Messias Jehovah unsere Gerechtigkeit, weil er der Mittler bei Gott ist, und durch ihn erlangen wir Gerechtigkeit bei Gott." Der Mann, wie viele andere Juden, war für die Wahrheit nicht unempfänglich.

Bald darauf redete ich mit einem jungen Juden aus Berlin, der anständig und nicht unempfänglich war. Er

nahm, wie viele andere, freundlich ein Büchlein an, und wollte mich in Königsberg besuchen. Ich sah von fern, wie er in dem Büchlein las, es waren meine „Gespräche mit Kindern Israel", und mit einem polnischen Juden ins Gespräch kam. Dieser Letztere kam mir entgegen und schien mit mir reden zu wollen. Ich redete ihn daher zuerst an und hatte ein langes und interessantes Gespräch mit ihm, namentlich über Hosea 3, 4. 5. und Jer. 31, 31—33. Er war ein Uhrmacher aus Krakau und ein liebenswürdiger alter Mann, dem ich in Liebe auch die Wange und den Bart streicheln konnte, was sonst ein polnischer Jude nicht gern zugiebt. Sein Haupteinwurf war: Aber Gott sagt doch: Es soll kein Prophet kommen wie Mose. Ich: So heißt es nicht, sondern Gott sagt im Gegentheil: Akim lahem nabhi kamocha (Ich will ihnen einen Propheten erwecken wie du bist), 5 Mos. 18, 18. Das erklärte ich ihm nun weitläufig von dem HErrn Jesu. Wir hatten uns auf eine Bank gesetzt, saßen daselbst fast eine halbe Stunde, ich verkündigte ihm weitläufig den Liebesrath Gottes von unserer Seligkeit, er nahm freundlich mein Büchlein, auch schieden wir freundlich, und so war er auch jedes Mal, wenn wir uns wiedersahen.

7. Die Predigt.

Ich sprach ein anderes Mal mit drei jüdischen Doctoren der Philosophie und hatte mit ihnen lange und höchst interessante Unterredungen. Von dem gelehrtesten und angesehensten hörte ich eine Predigt über den Aussatz, welche mit den Worten geschlossen wurde: „Möge der ewige Hohepriester uns einst Alle für rein erklären mit den Worten: Rein seid ihr!" Ich ging zu ihm, um mit ihm darüber zu sprechen, und unsere Unterredung dauerte — vier Stunden! Ich wies nach Sach. 13, 1., Jes. 53. und Dan. 9, 24—26., Sach. 12, 10., und andern Stellen nach, wie man zur wahren Reinigung kommen könne und müsse. Er wollte nur — Sittlichkeit gelten lassen! Ich zeigte aber, daß man damit dahin komme, wo, wie Lichtenberg sagt, zuletzt nur — „Gespenster" übrig bleiben. Die Unterredung wurde sehr freundlich geführt, und ich ward, zu meinem Ergötzen, wiederholt mit dem Titel „College!" beehrt. Einen großen Nachdruck legte ich auf die Worte: „Ich will sein Blut von deiner Hand fordern", Hesek. 3, 18.

Ich selbst hatte die Freude, einmal in der St. Nicolaikirche über Joh. 10, 12—16 „von den großen Thaten des guten Hirten" zu predigen, und acht Tage darauf unter Zustimmung des Herrn Dr. Ahlfeld, meiner lieben christlichen Wirthin, die unterdessen gestorben war, die Leichenrede halten zu dürfen. Der HErr Jesus sei uns Allen gnädig im Leben und im Sterben. Amen.

Evangelisch-lutherische Mission
unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's.

Mittheilungen von P. Brunn in Steeden.

6. Nachrichten aus Amerika.

Die letzte Post aus Amerika hat mir einen ganzen Haufen Briefe von meinen lieben alten Schülern drüben gebracht. Sie enthalten lauter gute Nachrichten. Die Conscription zum Militär, mit der man das Seminar in St. Louis schon bedroht hatte, ist immer noch nicht eingetreten und man hofft, das Gewitter solle mit Gottes Hülfe ganz vorüberziehn. Das Wichtigste aber war mir die Nachricht, daß von meinen Zöglingen, die im vorigen Sommer nach St. Louis gegangen sind, schon zwei im Monat März d. J. in das heilige Predigtamt gesetzt worden sind und mit drei andern soll dieses zu Johanni d. Js. geschehen. Das ist wahrlich ein Noth- und Hülfsschrei um Prediger, nicht mit Worten, sondern mit Thaten, denn welch drückende, dringende Predigernoth muß doch vorhanden sein, wenn man junge Leute, die noch nicht ein ganzes Jahr im eigentlichen Predigerseminare gewesen sind, schon ins Amt schickt oder vielmehr, wie Prof. Walther schreibt, mit Gewalt „hineinstößt." Denn die jungen Leute sträuben sich mit aller Macht dagegen, so schnell ordinirt zu werden und wissen kaum, wie sie die schwere Last des heiligen Amtes aufnehmen und tragen sollen. Doch „Noth bricht Eisen" und Gott sei Dank, daß unsre lieben Schüler die Quelle wissen, von der sie alle Kraft holen müssen. Einer derselben schreibt mir darüber: „Ich habe nun seit Weihnachten schon fünf Mal predigen müssen. Es ist doch eine recht große, überschwängliche Gnade, geliebter Vater, daß Gott mich armen elenden Menschen in den Dienst Seiner Kirche haben will. Ach, es ist so ein seliges Amt, das Predigtamt, wenn der HErr Christus dabei ist und wenn Der hilft. Bei dem Predigtausarbeiten und Lernen habe ich Gott alle Mal auf den Knieen angerufen und Er hat mir auch Alles gelingen lassen, und hat mein Gebet nicht verschmähet. Und ganz besonders habe ich auf der Kanzel erfahren, was es heißt, fleißig beten; da hat es mir der liebe Gott an keinem Worte fehlen lassen und ich bin noch nie stecken geblieben ꝛc." — Möge der HErr denn meinen lieben alten Schülern weiter helfen und in aller Schwachheit ihre Stärke sein. Für mich indessen ist es ein großer Trost, daß ich keine untüchtigen Leute nach Amerika geschickt, sie auch nicht vergebens hier in Steeden unterrichtet habe, indem man sie so schnell schon ins Amt gesetzt.

Die erfreulichsten Nachrichten unter allen sind aber vom Pastor Rösch gekommen, den wir als einen schon älteren, treuen und erfahrenen Jünger des HErrn vor zwei Jahren nach Amerika sendeten. Er war nur vier Monate im Seminar zu St. Louis, und ist ein hellleuchtendes Beispiel, was lebendiger Glaube, christliche Einfalt und Treue auch ohne gelehrte theologische Bildung vermögen. Einer unsrer andern Sendlinge ist bei unserm Pastor Rösch eine Zeitlang als Gehülfe gewesen und entwirft von dessen Gemeinde ein lebendiges Bild sowohl von amerikanisch-heidnischer Finsterniß als von dem mächtigen darin aufgegangnen Licht des Evangelii. Er schreibt:

„Jetzt will ich noch zu Gottes Preis und Lob und auch für Sie, lieber Herr Pfarrer, zur Aufmunterung in Ihrem Liebeswerke, erzählen, was der HErr durch seinen Knecht, den theuern Pastor Rösch, Großes an dieser Ge-

meinde gethan hat. Seine Wirksamkeit in hiesiger Gemeinde ist noch nicht viel über ein Jahr alt und doch hat der HErr schon große Dinge durch ihn ausgerichtet. Unsre Professoren sagen, es wäre ihnen noch nicht vorgekommen, daß ein Pastor, während einer so kurzen Amtsthätigkeit bei einer rohen verwilderten Gemeinde, so reichlich Gottes Segen in seinem Amte erfahren hätte, als Pastor Rösch.

Diese Gemeinde wurde schon zu verschiedenen Malen von Pastoren der Missouri-Synode bedient, sie konnten aber nicht rechten Eingang finden. Sie wurden immer wieder von der Gemeinde verdrängt. Vielleicht haben diese Pastoren nicht mit rechter Weisheit gehandelt; aber die größte Schuld lag doch an der Gemeinde. Zuletzt haben sie denn einen gehabt, der zu gar keiner Synode gehörte, man kann nicht sagen, einen Wolf in Schafskleidern, denn er kehrte den Wolfspelz offen heraus. Am Neujahrstage 1863 als er die ganze Nacht durch in den Wirthshäusern geschwärmt, sagte er zu der versammelten Gemeinde: „Ich kann heute nicht predigen, ich habe diese Nacht zuviel durchgemacht!“ Als er einst eine Wöchnerin besuchte, hatte er seinen Spott darüber, daß die Frau nur ein Mädchen geboren, also daß die Frau zu ihrem Manne sagte: ‚Wenn wir keinen andern Trost hätten, als den ein solcher Pastor geben kann, so führen wir mit Leib und Seele in die Hölle.“ — In der Schule legte er sich auf die Bank, rauchte seine lange Pfeife und ließ eins von den größeren Kindern, das selbst nicht einmal lesen konnte, Schule halten. Aber trotz Allem diesen waren Viele in der Gemeinde, die da sagten: „Das ist der rechte Pastor für uns!“ Die Bessergesinnten indessen rafften sich auf und brachten es endlich dahin, daß ihm der Abschied gegeben wurde. Aber so leicht wurden sie ihn nicht los. Endlich haben sie die Thür von seiner Wohnstube ausgehoben und fortgetragen, da mußte er wohl oder übel sich ein ander Quartier suchen. Talar und Kirchenagende, welche der Gemeinde gehörten, nahm er heimlich mit. Jetzt soll er Leutnant bei der Armee sein. —

Unter solchen Umständen trat denn P. Rösch im Februar vor. Jahres sein Amt hier an. Kirche und Schule wurden in einem kleinen unansehnlichen Hause gehalten. Neben dem Kirchzimmer, welches zugleich als Schulzimmer diente, war noch ein kleines Stübchen als Pastorswohnung. Mit dem Einzuge des P. R. gestalteten sich die Sachen nun ganz anders. Durch das in Treue mit kindlicher Einfalt gesprochene Wort mußte der Teufel weichen, das göttliche Wort wurde ihm zu stark. Der Kirchenbesuch vermehrte sich so, daß der Raum die Zuhörer nicht mehr fassen konnte. Da beschloß die Gemeinde, aus 15 stimmfähigen Gliedern bestehend, aus ihren Mitteln eine Kirche zu bauen, und machte sich auch frisch an's Werk, so daß im September eine schöne, niedliche Kirche, die an die 300 Personen faßt, mit einem hübschen Thurm und Glocke eingeweiht werden konnte. Die Schule, welche P. Rösch mit 8 Kindern anfing, und worin das nöthigste Schulmaterial, selbst Tische, fehlten, hat sich so vermehrt, daß jetzt 76 Kinder sind und Ostern ihre Zahl wahrscheinlich bis 100 steigen wird. Dadurch ist der Schulraum nun auch zu enge geworden und die Gemeinde hat schon beschlossen, gleich nach Ostern ein neues Zimmer für 150 Kinder zu bauen. Auch hat sie noch beschlossen, wenn es dem P. R. zu schwer werden sollte, einen Schullehrer zu berufen, die Zahl der Gemeindeglieder ist von 15 auf 39 gestiegen. Ja, die Kirche wird so fleißig und zahlreich besucht, daß sie höchst wahrscheinlich in Kurzem schon vergrößert werden muß. Wahrlich, das hat Gott gethan! Wer die Gemeinde vor einem Jahre gesehen hat und sieht sie jetzt, der kann nicht anders, als ausrufen: „Das ist vom HErrn geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen!“

P. R. ist aber auch der Mann darnach. Die Gemeinde hängt mit großer Liebe an ihm. Er versteht es bei aller Liebe, mit der er jedem Einzelnen entgegenkommt, sich den nöthigen Respect zu verschaffen. Und dies ist in Amerika höchst nöthig, wo fast jeder, der von Deutschland kommt, sich das Wort „Freiheit“ so auslegt, als könne er thun, was ihm gefällt. Sonntags nach der Kirche wird er jedesmal von irgend einem Gemeindemitglied mitgenommen, um den Nachmittag bei ihm zuzubringen. Und da ist es oft rührend anzusehen, wie jeder ihn so gern mithaben möchte. —

Er hätte Ihnen gern dies Alles selber geschrieben, wurde auch von den Herren Professoren dazu aufgemuntert, aber er fürchtete, es möchte scheinen, als wollte er von selbst rühmen, was doch nur Gottes Gnade sei. So habe ich's denn versucht, zum Preise Gottes und auch zur Aufmunterung für Sie und alle Freunde der Nordamerikanischen Missionssache drüben im alten Vaterlande. Diese Thatsache zeigt, daß ihre Arbeit nicht vergeblich ist. Möchten das die deutschen Missionsfreunde doch einsehen, daß hier Tausende von ihren durch die heil. Taufe miterlösten Brüdern in Gefahr sind, entweder ganz in's Heidenthum zurück oder den Secten, Schwärmern und Bauchpfaffen in die Hände zu fallen. Möchte der HErr ihre Herzen recht warm machen für die nordamerikanische Mission; denn mit wie wenigen Opfern hier ein reicher Gottessegen für unsere lutherische Kirche kann gestiftet werden, zeigt P. Rösch's Gemeinde.“ —

Lebenslauf eines sächsischen Pfarrers

aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

9. Pastor Gerbers zweites und letztes Amt.

Nachdem aber unser Gerber der alten wackern „Mutter“ von Schönberg die Augen zugedrückt hatte, war er seines gegebenen Versprechens ledig und die Söhne der Entschlafenen würden gewiß treulich für sein weiteres Fortkommen gesorgt haben, wenn es der HErr nicht schneller und besser gethan hätte. Es war recht sichtlich ein Lohn seines treuen Aushaltens, daß ihm sofort nach dem Tode der Frau Mutter ein Ruf in ein neues Amt zukam. Vormittags um 10 Uhr war die fromme Frau verschieden und Abends um 10 Uhr, da man eben zur Ruhe gehen wollte, klopfte Jemand an die Thür der Pfarre und fragte draußen, ob der Herr Pfarrer hier wohnte. Es war ein Bote aus Dresden, der brachte einen Brief von einer mit der Gerber'schen Familie wohlbekannten adeligen Wittwe, einer Generalin von Reidschütz. Die schrieb aber etwa Folgendes: Sie sei heut Mittag bei Herrn Geheimrath von Schönberg zu Essen gewesen, der das Gut Lockwitz bei Dresden besitze, und dieser Herr habe desselben Tages früh um 9 Uhr von seinem Gute die Nachricht bekommen, daß sein Pastor gestorben sei. Und weil nun gerade der Herr

Oberhofprediger (Philipp Jacob) Spener mit zu Tische gewesen, habe Herr von Schönberg denselben gebeten, ihm doch einen christlichen Mann vorzuschlagen, der seine Gemeinde treu versorgen würde. Da habe nun Spener ihn, den Magister Gerber in Rothschönberg, vorgeschlagen, und sie, weil sie ihn genauer kenne, sei beauftragt worden, ihn baldigst nach Dresden zu bescheiden, weil ihm der Herr Geheimrath die Pfarre in Lockwitz versprechen wolle.

Als aber Gerber acht Tage nachher dem Herrn Geheimrath seine Aufwartung machen wollte und der Diener ihn anmeldete, kam ihm die Excellenz in der Stubenthür entgegen, empfing ihn mit der Hand und sagte: Nun willkommen, mein lieber Herr Pfarrer! Hiermit soll ihm das Pfarramt in Lockwitz im Namen der heiligen Dreifaltigkeit versprochen sein. — Am Palmsonntag 1690 that Gerber hierauf seine Probepredigt und, nachdem das Gnadenhalbjahr der Wittwe abgelaufen war, trat er sein Amt an.

In diesem Amte nun hat Gerber 41 Jahre lang gewirkt an ‚den einzelnen Seelen', denen er ein rechter geistlicher Vater ward, und an der ganzen Kirchengemeinde, für die er gar manche fruchtbringende Einrichtungen traf. Wie er in Rothschönberg die Katechismusexamina eingeführt hatte, so begann er in Lockwitz mit der wohlthätigen Neuerung der Bußsermonen oder Beichtreden, mit denen er die Privatbeichte einzuleiten pflegte. Wie er dort die Zucht in seiner Gemeinde geübt hatte, so fuhr er hier damit fort. Mancher schwer angefochtenen Seele hat er zum wahren Frieden durchgeholfen, mancher unbußfertigen kräftiglich Gottes Zorn bezeugt, manche begnadigte am letzten Ende heimgebetet, ob wohl wir ihn ebensowenig als einen in Gottes ganzem Hause treuen Knecht hinstellen wollen, als er sich selber dafür gehalten hat.

Mit inniger Liebe hing er an seiner neuen Gemeinde. Abermalige Versuchungen zum Amtswechsel bestand er glücklich. Als er nämlich etwa sieben oder acht Jahre in Lockwitz gewirkt hatte, berief ihn die Churfürstin Wittwe, die ihn damals als Candidaten in Dresden gehört hatte, auf Speners Empfehlung zum Pfarramt in Prettin bei Torgau. Aber die Klagen seiner Kirchkinder und die mit der Prettiner Pfarre verbundene Feld- und Viehwirthschaft bestimmten ihn zur Weigerung. Einen andern Ruf nach Schönfeld bei Dresden schlug er gleichfalls aus in Rücksicht auf seine damalige Leibesverfassung, die dem dortigen anstrengenden Amte nicht gewachsen war. Ein anderer Ruf zur Stelle eines Adjuncten der Superintendentur in Meißen war für ihn lockender; aber da sich der dortige Rath und das Consistorium über Gerbers Wahl nicht einigen konnten, entsagte er auch hier und blieb in seinem Lockwitz.

Doch nicht nur für seine Gemeinde war er thätig. Er wirkte auch in größeren Kreisen, namentlich durch seine Schriften. Mögen dieselben auch an einer gewissen Breite und Geschwätzigkeit leiden, mögen in ihnen auch hie und da pietistische Einseitigkeiten zu finden sein, mag er in ihnen auch Manches geschrieben haben, was nicht vor die Oeffentlichkeit gehörte und besser zugedeckt worden wäre, mag es sogar wahr sein, daß er sich in ihnen ein wenig darin gefällt, seine vornehmen Bekanntschaften zu betonen: es sieht doch aus ihnen allen Gerbers treuer christlicher Sinn heraus und ein Eifer um des HErrn Haus, der nicht nach rechts und links sieht, gerade durch geht und sich lieber zu Schanden machen läßt, als daß er nicht die Salbe böte für die Schäden des Volks. Besonders sind es zwei seiner Bücher, die Aufsehen erregten, und zwar weniger um eines geistvollen Inhalts, oder einer glatten Form, als um der darin niedergelegten Erfahrungen und Erlebnisse willen. Das eine ist ein Werk in drei dicken Bänden, betitelt: Von den unerkannten Sünden der Welt. Die drei Bände sind gleichsam das Facit der schönen Beobachtungsgabe, die unsern Gerber von Kindesbeinen an durch sein ganzes Leben begleitete. Darinnen bespricht er in deutschester Weise die Sünden seiner oder auch aller Zeiten, die sich gern in die Falten des Herzens verkriechen und auch noch von erweckten Christen gern beibehalten werden — bis in die Ammenwirthschaft und Kleidertracht und Zaubereisünde jener Tage hinein. Das andere heißt „Historie der Wiedergeborenen in Sachsen" und ist eine Sammlung von Lebensläufen treuer, geschichtlich berühmter, oder nur ihren kleinen Kreisen lieb gewordener Christen; da giebt er in schlichterem Gewande etwa das, was ein Gotthilf Heinrich von Schubert in unserm Jahrhundert in schönerer Form gegeben hat.

Auch in der Geographie von Sachsen hat er sich in seiner für Gottes Wohlthaten dankbaren Weise versucht und gezeigt, daß er auch auf diesem Gebiete gute Augen für das Kleine hatte.

Daß ihm die Geradheit, ich möchte fast sagen: Rücksichtslosigkeit seiner Schriften viel Feinde erwarb, konnte nicht fehlen; aber er trug das in ziemlicher Stille und vertheidigte sich nur dann und wann, nie aber in gereizter Weise in seinen Schriften. Hatten doch auch seine Bücher die gute Frucht, daß ihm immer mehr Bekanntschaften zugeführt wurden, an denen er lernen konnte, und daß ihm auch hie und da ein Scherflein zugesteckt wurde, das er für fromme Zwecke, besonders zur Unterstützung von Predigerwittwen, verwendete.

Von den einzelnen Erlebnissen und Erfahrungen im Amts- und Privatleben aber, die der selige Gerber in seinen Büchern mitgetheilt hat, hoffe ich euch mit Gottes Hülfe später noch Etliches erzählen zu können. Jetzt kam es mir nur darauf an, euch mit dem Manne in der Hauptsache bekannt zu machen, damit ihr wußtet, wer der Gerber ist, von dem ihr eben noch Einzelnes zu hören bekommen sollt. Weil aber sein Tod ohne Zweifel mit zu den Hauptsachen gehört, muß ich euch noch von seinem Letzten ein Weniges erzählen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 28. Dresden, den 9. Juli 1864.

Am siebenten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 16, 15—19.

Wie sich der Unglaube Christo gegenüber stellt und hält, das haben wir vor acht Tagen gesehen; ein Christus — so lautet das Glaubensbekenntniß des Unglaubens — welcher schweigend durch die Zeiten hindurchschreitet, welcher niemals seinen Mund öffnet, ein sichtbares Zeichen zu thun, ein Christus, wie der in der Bibel redende, kann unsern Glauben nicht erwarten; euer Christus, spricht heuchlerisch oder verblendet der Unglaube, ist selbst Schuld, wenn wir nicht glauben.

Wie der Halbglaube Christo gegenüber steht, das finden wir in den Versen, welche unserm heutigen Text vorausgehen. Ein zweiter Täufer? Ein zweiter Elias? Oder doch ein Prophet? Göttliches ist in Christo, aber die Gottheit selber — nein, das geht nicht. Was sich der Mensch nicht denken kann — Gott und die Menschheit in Einem vereinet, das kann auch nicht sein. Alle Achtung vor Christus, aber mit Maßen; die vollkommne Fülle Gottes kann sich nur unter den Menschen vertheilen; es giebt noch andre Christi außer Christus, wie es nicht nur einen Elias gegeben hat. — So ungefähr spricht der Halbglaube.

Wie der Glaube Christo gegenüber steht, das sagt unser Text. Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, oder ganz genau nach dem Urtext: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Hier wiegt jedes Wort schwer. Du bist Christus — Der, auf den gehofft so manches Jahr der Väter und Propheten Schaar; in welchem Alles, was hier seufzt und siecht, die bewußte wie die bewußtlose Creatur, erst Ruhe und Heil findet; der Wiederbringer des verlornen Paradieses; der Anfang und das Haupt einer neuen Menschheit; der Schöpfer einer neuen Erde und eines neuen Himmels. Darum, weil Anfang eines ganz neuen Standes, einer neuen Menschheit, nicht dieser selbst entsprossen, nicht aus sündlichem Saamen gezeugt wie alle Adamskinder, sondern Sohn des lebendigen Gottes. Des Vaters Art und Wesen ist auch das Deinige. Wie in einem irdischen Königssohn königlich Blut fließt, so trägst Du die Natur Deines himmlischen Vaters an Dir. Wer Dich siehet, der siehet den Vater. Wie Du gesagt: Ich und der Vater sind Eins. Wie Dein Vater das Leben hat in ihm selber, ein lebendiger Gott nicht erst zum Leben kommt, sondern alles Lebens Urquell ist, und durch nichts außer ihm, auch durch keine „Naturgesetze" in seines Lebens Aeußerung gebunden ist, so bist und hast auch Du das Leben in Dir selber: Alles, was Deines Vaters ist, das ist auch Dein. Kein andrer ist Dir, Jesu, gleich; wir sind nicht auch Söhne, nicht mit Dir gleichartig oder gleichberechtigt. Luc. 15., in dem Gleichniß vom verlornen Sohn, da steht unser Aller Geschichte,

die Geschichte der Menschheit beschrieben. Du allein bist Sohn, der Sohn des lebendigen Gottes, der Sohn, auf welchem allein des Vaters Wohlgefallen ruht, der aber eben darum auch Macht und Willen hat, das Verlorne zurückzubringen, mit Seiner göttlichen Majestät unsre Blöße und Armuth zu decken und uns arme Sünder, Deine verlornen Brüder, mit Königskleidern zu schmücken.

So bekennt der Glaube. — Da sprechen nun die Reformatoren des 19. Jahrhunderts: Das mag sein; wir wollen nicht mit dem Glauben rechten. Aber man nenne nicht solchen Glauben den alleinseligmachenden; die „Anschauung" über Christi Person muß frei gegeben, dem Einzelnen überlassen werden.

Ganz anders Christus, unser HErr. Um solches Glaubensbekenntnisses willen preist er den Petrus selig (eben im Gegensatz zu dem ihm mißfallenden Halbglauben Vieler in Israel hatte Er die Jünger im Anfang unsers Textes gefragt: Wer sagt denn ihr, daß Ich sei?). Auf dieses Bekenntniß: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn, ist die Verheißung der Dauer Seiner Kirche gegründet. Nur wo dieses Bekenntniß der Grund- und Eckstein ist, da ist vor Ihm giltiges Lösen und Binden, also auch nur da die Möglichkeit eines erfolgreichen Heiligungslebens und Heiligungsstrebens.

Selig bist du, Simon, Jonas Sohn, und auch du, lieber Leser, wenn du Petri Nachfolger im Glauben bist. An dir ist nun erreicht, weswegen des Menschen Sohn gekommen ist: Glauben zu finden auf Erden. Selig bist du; „selig" heißt reich. Du hast den Messias gefunden, die Eine köstliche Perle. Mit ihr läßt sich haushalten, so lange du in dieser Pilgrimschaft bist. Sie wirft auf alle Lagen deines Lebens einen himmlischen Glanz. Ihr Werth verändert sich nicht mit dem Gebrauch; je mehr du sie verwerthest, desto werthvoller wird sie. Und wenn du dein Pilgrimkleid ablegst, so schließt ihr Besitz dir die ewigen Hütten auf. In welch ganz ungeahnter Pracht noch wird sie dir dann leuchten.

Auf diesen Felsen will Ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. So siehst du, worauf die Kirche steht, und worauf ihr Bestand ruht und ruhen soll. — Wenn die Kirche sich nicht von Neuem verfaßt, wenn sie nicht die bisherigen consistorialen Befugnisse auf die Gemeinde, den Herrn Omnes, überträgt, so geht sie verloren, sie kann den Pforten des Zeitgeistes, der modernen Bildung nicht widerstehen — das ist das Gerede der Gegenwart. In der Schrift steht nichts von solcher Bedingung ihres Bestandes geschrieben. Christus, der Sohn des lebendigen Gottes — davon allein hängt der Bestand der Kirche ab; bleibt dieses Bekenntniß das Panier, von welchem sich die Kirche leiten läßt — so kommt sie durch die brandenden Wogen der Zeit hindurch und bleibt unbehelligt von den Pforten der Hölle, geschweige von den Pforten des demokratischen Zeitgeistes und der modernen Weltbildung! Auch steht Psalm 46 noch!

Und Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. In die Hand der Kirche, sofern sie jenes Bekenntniß hat, legt der HErr diesen Schlüssel, d. h. die Vollmacht, Sünden zu erlassen oder zu behalten. Eine Kirche oder eine Gemeinschaft, welche jenes Bekenntniß verläßt, und ohne dasselbe Sünde vergiebt oder behält, hat kein Recht, dies zu thun; es fehlt ihr die göttliche Vollmacht; die Handhabung des Schlüssels ist da ein Raub ohne giltige Folgen. In einer Gemeinschaft, welche nicht auf jenem Fundament steht, losgesprochen werden von seinen Sünden, ändert in der That nichts an dem Sünder, weder auf Erden, noch viel weniger im Himmel. Auch hierher gehört das Wort: Niemand kommt zum Vater denn durch den Sohn.

Du fragst dich nun zunächst, lieber Leser, ob du jenen Petrus-Glauben habest? Unser Text deutet dir an, wie du die Probe machen kannst. Die Pforten der Hölle bedrohen die gläubige Gemeinde und möchten sie überwältigen; in der Gemeinde aber auch selbstverständlich den Einzelnen. Merkst du auch etwas von diesem Bedrohen? Sei es, daß es dir schwer wird, Fleisch und Blut zu bekämpfen, sei es, daß du um des Namens Christi willen verfolgt oder geschmäht wirst, sei es, daß dir sonst mancherlei Anfechtungen kommen, die Dich von Deinem Glauben abwendig machen wollen? — Ein gläubiger Christ ist zum Kampf geboren. Hast du auf irgend eine Art zu kämpfen, so stehst du im Glauben. Wenn aber Alles bei dir glatt hingeht, nichts sich deinem Glauben in den Weg legt, so möchte es nicht ganz recht mit deinem Glaubensstand beschaffen sein.

Angenommen endlich, du dürftest vor Gott sprechen: Ja, ich theile des Petrus Glauben, so laß dir noch etwas aus unserm Texte sagen. Der rechte Glaubensstand ist allerdings ein vornehmer Stand. Allein er theilt auch einigermaßen die Gefahren des vornehmen weltlichen Standes: man sieht darin leicht mit Selbstbewußtsein und Verachtung auf die Ungläubigen herab. Da bedenke, was hier geschrieben steht. Selig pries der HErr den Petrus ob seines Glaubens; aber Er sagt zugleich von letzterem: Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern Mein Vater im Himmel. Der Glaube ist ein Gnadengeschenk. So liegt es nun nicht an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen. Gnade aber demüthigt und verpflichtet. In dem Maße, als du dich durch die erfahrene Gnade demüthigen lässest und verpflichtet fühlst, wirst du auch ein gesegnetes Werkzeug in der Hand Gottes sein, Andern Sein Gnadengeschenk zu bringen. Das walte Gott durch Jesum Christum!

Lasset uns beten*): O Jesu Christe, mein Fels, mein Erretter! Du hast Deiner selbst nicht geschont, auf daß meiner ewig verschont würde; Dir sei ewig Dank und Lob dafür! Dazu lässest Du mich unter so mancherlei falschen Sekten wissen und bekennen, wer Du seist, nämlich Christus, des lebendigen Gottes Sohn. Auf diesen Felsen sammt Deiner Gemeinde gebaut, bin ich nun gewiß, daß mich die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. O Gnade, o Güte, o Trost, o Freude! Fleisch und Blut hat mir Solches nicht offenbart, sondern Dein Vater im Himmel. Dem sei Ehre in der Gemeinde! Verleihe mir nun, du unüberwindlicher Fels, daß ich mich recht auf dieses Bekenntniß gründe und baue, und den Satan hinter mich weise, wenn er mich abhalten will von Dem, was göttlich ist. Sonderlich gieb, daß ich mich hüte vor dem Sauerteig falscher Lehre, und mich halte an das Zeichen Jonä und Dein ganzes heiliges Wort. Und ob mich der Satan berückte und bestrickte, ob mir was Menschliches widerfahren wäre oder widerführe; ach, HErr Jesu, der du des Himmelreichs Schlüssel Deinen Dienern befohlen hast, laß mich doch dadurch gelöst und entbunden werden auf Erden und im Himmel. Mein Kreuz, das Du mir verordnest, will ich gern auf mich nehmen, geduldig tragen, und um Deinetwillen das Leben verlieren, damit ichs ewig finden möge. O Welt, ich will dich lassen, was hülfe es mir, wenn ich dich ganz gewönne, und sollte darüber an meiner armen Seele Schaden leiden. O Christe Jesu, Du hast meine Seele erlöst; so laß mich denn fleißig sein zu guten Werken, auf daß, wenn Du in der Herrlichkeit des Vaters kommen wirst mit Deinen heiligen Engeln, ich den Tod nicht schmecken dürfe, sondern nach meinem Kreuze und meinen guten Werken ergötzt werde in alle Ewigkeit. Amen.

B. L.

*) S. Betbibel. 2. Band. S. 196 f.

Lebenslauf eines sächsischen Pfarrers

aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

10. Wie der Pastor Gerber selig heimgefahren.

Je länger je mehr nahmen unter der anstrengenden Amtsarbeit, für die er mit Leib und Seele lebte, die Kräfte unsers Gerber ab. In den Jahren 1706 und 1707 hatte er bei schwedischen Durchzügen schwere Einquartierungen zu ertragen und sorgenvolle Tage durchzumachen. Im Jahre 1727 mußte er die Frau seines ältesten Sohnes und Gehilfen im Amte in's Grab legen. Im folgenden Jahre nahm der HErr dem 67jährigen Greise sein liebes Eheweib. Wieder ein Jahr später betrauerte er mit der Gemeinde seinen lieben Kirchenpatron, der ihm mit herzlicher Liebe und Freundlichkeit zugethan gewesen war. Das Alles zehrte, so freudig er es auch trug, an seinem Leben und mahnte ihn immer deutlicher daran, daß er hienieden nicht mehr viel zu suchen habe.

Doch gab ihm der HErr auch wieder manchen Tropfen Honig in den Wermuth der alten Tage. Der Sohn fand wieder eine fromme Gehülfin, die den alten Großvater kindlich pflegte. Unter Gottes Segen sah er die Enkel groß wachsen und hatte viel Ergötzen und erbaulichen Zeitvertreib mit ihnen und wenn das eine Kindeskind, das in Berlin die Medicin studierte, dem alten Großpapa einen guten lateinischen Brief schrieb, so war das für den alten Mann eine ganz besondere Freude. Als eine Enkelin, die er, weil ihre Eltern frühe gestorben waren, in seinem Hause auferzogen hatte, sich verheirathete, schrieb ihr der alte Großvater zu ihrem Ehrentage noch ein Hochzeitgedicht zu den Worten: Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt, und das war dem alten Herzen ja auch eine Freude.

Predigen konnte er freilich zuletzt nicht mehr regelmäßig; aber er hatte doch den Sohn zur Seite, und an's Feiern war bei ihm nicht zu denken. Leben und Arbeiten war ihm Eins. Er ließ die Leute, denen er für ihre Seele etwas Wichtiges zu sagen hatte, zu sich in's Haus kommen und noch am Tage vor seinem Ende hat er also gethan. Besonders pflegte er an den langen Winterabenden die Schuljugend in sein Haus kommen zu lassen. Da erzählte er ihnen gewöhnlich eine Geschichte Alten oder Neuen Testaments, legte sie für das Verständniß der Kinder aus und katechisirte sie dann darüber. Der Schluß ward mit ein paar Liederversen gemacht. Und das kleine Völkchen kam gern zu dem alten, ehrwürdigen Pfarrer und fand sich ohne allen Zwang immer auf's Neue wieder ein.

Auch die Thätigkeit für größere Kreise brauchte er nicht ganz einzustellen. Denn Gott der HErr hatte ihm sein völliges Augenlicht gelassen, so daß er seine große Correspondenz, die er für eine Liebespflicht hielt, zum Segen des Gottesreiches bis in's späteste Alter fortsetzen konnte.

Im Herbste des Jahres 1730 nahmen aber seine Kräfte bedeutender ab. Am ersten heiligen Weihnachtstage versuchte er's in die Kirche zu gehen und zu predigen; aber nach etwa einer halben Stunde mußte er die Kanzel verlassen und sich nach Hause bringen lassen. Als das Frühjahr kam, erholte er sich wieder ein wenig. In der Fastenzeit und in den Osterfesttagen des Jahres 1731 konnte er predigen; noch einmal versuchte er's am Sonntag Misericordias Domini und er that es auch

Christian Gerber, Pfarrer zu Lockwitz, † 1731.

noch mit ziemlicher Kraft. Aber gerade diese Predigt, ein Zeugniß „vom guten Hirten", sollte seine letzte sein.

In der darauf folgenden Woche stellten sich die Vorboten des herannahenden Endes immer unzweifelhafter ein. Eine Geschwulst in den Eingeweiden theilte sich immer mehr den Schenkeln mit. Was ärztliche Kunst, die Pflege der Seinen und die Liebe und Fürbitte der Fernerstehenden vermochte, das geschah. Aber der Greis hatte ja das im 90. Psalm gesteckte Ziel erreicht. Eine Gnade war's noch, daß er nicht beständig zu liegen brauchte, sondern ab und zu aufsitzen und umhergehen konnte. Neben dem Gebet im Kämmerlein und mit seiner lieben Hausgemeinde, der er von jeher ein treuer Priester gewesen war, stärkte er sich durch gute Bücher zur Sterbensbereitschaft. Wünschte ihm dann Einer von den Besuchenden gute Besserung und noch längeres Leben, so gab er gemeiniglich zur Antwort: „Das wäre für mich nicht gut", wie er sich denn auch zu seinem Leichentexte die Worte ausersehen hatte: Wir sind getrost und haben viel mehr Lust, außer dem Leibe zu wallen und daheim zu sein bei dem HErrn (2 Cor. 5, 8.). So fanden ihn seine lieben Amtsbrüder aus der Nachbarschaft, aus Dohna, Leubnitz, Leuben, Hosterwitz und Röhrsdorf, die ihn fleißig besuchten.

Am 18. Mai Vormittags wurde er von einem heftigen Frost und dann von einer lang andauernden Hitze erfaßt, auf welche sein Hauptleiden, ein schwerer Husten, mit erneuter Heftigkeit ausbrach. Von da an kam er nicht ordentlich wieder zum Aufstehn. Nur am Stocke konnte er sich noch fortschleppen. Am 22. Abends, da es ihm noch schwächer ging, versammelte er seine Enkelchen um's Bett und segnete sie unter manchen Liebesthränen ein. Darauf sang man mit ihm: „JEsu, meine Freude ꝛc." Des andern Tages kam sein Bruder, ein Kaufmann, aus Dresden. Als der die Hoffnung aussprach, Gott werde ihm diesmal wohl auch wieder aufhelfen, gab er ihm lächelnd zur Antwort: Ja, ja, du wirst's wohl sehen.

Mitten hinein in diese geistlichen Zurüstungen auf's letzte Stündlein machte ihm der Verleger seiner Bücher die Zumuthung, er solle sich noch malen lassen, auf daß die vielen Leser, die ihn lieb gewonnen, auch sein Angesicht zu sehen bekämen. Und der gute alte Mann ging unverdrossen darauf ein, bestimmte selbst die Zeit, da der Maler kommen sollte und hielt ihm stille. Ich freue mich aber, daß er ihm stille gehalten hat. Denn so hab ich euch noch jetzt, nach mehr als 100 Jahren, sein liebes Angesicht vorstellen können. Da seht ihr sein ernstes Antlitz, mit langem, weißem in der Mitte gescheitelten Haupthaar und gefurchter Stirn, nach der Sitte der Zeit einen kleinen Bart auf der Oberlippe. Sinnig hält er auf dem Urbilde ein Buch in der Linken, auf dem die Worte stehen: Mir ist es ein Geringes, daß ich von euch gerichtet werde. Die Verse, die darunter stehen schließen mit den Worten:

Sieh' aber, daß du magst in jenen Himmelsauen,
Nicht sowohl ihn, als Gott mit ihm vereinigt schauen.

Der kleinen Störung, die das Abconterfeien in die geistliche Bereitung des sterbenden Greises hätte bringen können, wußte übrigens der HErr weislich vorzubeugen, indem er ihm zu derselben Stunde seinen lieben Beichtvater und bald nachher einen seiner liebsten Amtsnachbarn zuführte, welche beide mit ihm erbauliche Gespräche führten. Der letztere legte noch beim Weggehn den Segen des HErrn auf ihn. Er hatte ihn eingesegnet zum Sterben. Denn die nachfolgende Nacht ward die Nacht seines Todes.

Da sich der alte Vater am Abend leidlicher befand und auch noch ein wenig Nahrung zu sich genommen hatte, so hatte der älteste Sohn, der mit in der Pfarre wohnte, ihm eine sanfte Nachtruhe gewünscht und war gegen 9 Uhr schlafen gegangen. Bis etwa nach 10 Uhr, und nach kurzem Erwachen wieder bis nach Mitternacht hatte auch der Kranke wirklich sanft geschlafen. Da mußte er aufstehen; aber während die Wärterin, die bei ihm war, das Bett aufschüttelte und er daneben auf einem Lehnstuhl saß, fing er an zu klagen, ihm werde so übel. Die Wärterin sprang schnell nach einem stärkenden Spiritus, weil sie aber merkte, daß sich sein Gesicht ungewöhnlich veränderte, rief sie schnell nach den Andern im Hause und betete dem Kranken etwas vor. Aber während er, die Hände gefaltet, mitbetete, that er seinen letzten Seufzer und gab den Geist auf. Der Herr hatte ihm das Verlangen nach einem kurzen Sterben erhört und wohl durch einen Schlaganfall das nur noch schwach brennende Licht sanft ausgelöscht.

Der gleich herbeieilende Sohn fand den Vater noch im Lehnstuhl sitzend, aber todt, gesegnete den entseelten Leichnam dem HErrn und betete für ihn zu Gott, daß Er die abgeschiedene Seele volle Barmherzigkeit finden lassen und ihr das verheißene ewige Erbe in Gnaden schenken und Seinen Knecht zu seines HErrn Freuden eingehen lassen wolle.

Darauf wandte man sich dem Leichnam selbst zu, trug den Sarg herbei, den er sich schon vor vielen Jahren hatte machen lassen und bettete ihn in einem weißen Sterbekleid hinein. Die eigentliche Leichenfeier mußte, da ein in der Ferne weilender Schwiegersohn nicht so schnell herbeikommen konnte, noch aufgeschoben werden; aber inzwischen gab man der Erde wieder, was der Erde angehörte. Man legte ihn zunächst in der Stille am ersten Trinitatissonntage, d. 27. Mai, Abends, nicht in die Kirche, sondern in die Gottesackererde, wo er bei den Gebeinen seiner Vorgänger hatte ruhen und auf die Auferstehung zum Leben hatte warten wollen.

Erst am 24. Juni, als am Johannistage, versammelten sich die vier Kinder, die er hinterlassen, zu seinem letzten Geleit. Eine große Schaar von Anverwandten, Freunden und Kirchkindern hörte die Leichenpredigt und die übliche Abdankung mit an, die ihm auf seinen Wunsch sein Beichtvater P. M. Mehner aus Leubnitz und sein treuer Freund P. M. Weller aus Leuben thaten. —

Das war der treue Knecht Gottes, mit dessen Lebenslaufe ich euch bekannt machen wollte, ehe ich euch einzelne Züge desselben erzähle. Er hat das Pfund, das ihm vertraut war, nicht vergraben, sondern es seinem HErrn mit Wucher heimgebracht. Er starb im Jahre 1731, nachdem er 71 Jahr auf Erden, 46 im geistlichen Amte und 42 im heiligen Ehestande gelebt hatte. Wir aber segnen sein Andenken noch heute und werden das, denke ich, immer wieder thun, wenn wir später dies und jenes Genauere von ihm hören.

Etwas aus dem Leben einer frommen Seele.

Am 19. Februar dieses Jahres starb zu Thalheim bei Heilbronn in Württemberg eine fromme Seele, die zwar hier auf Erden nicht in hohem Stande gelebt, aber doch den Ruhm einer wahren Christin, einer treuen Dienerin um des HErrn willen bis in den Tod sich bewahrt hat und die dadurch Vielen, sowohl Hohen als Niedrigen auch in Sachsen, wo sie einen großen Theil ihrer Lebenszeit zugebracht, zum Segen geworden ist. Wir hoffen, es werde den Lesern Freude machen, wenn wir ihnen theils aus einem von ihrem Sohne verfaßten Lebenslauf, theils aus eigner Erfahrung etwas von dem Leben dieser frommen Seele mittheilen. Solche Lebensläufe haben, wenn sie auch nicht durch wunderbare Schicksale ausgezeichnet sind, doch immer für einfältige Herzen etwas Erweckendes und Erbauendes.

Sie erblickte das Licht der Welt zu Kirchheim unter Teck in Württemberg den 5. Mai 1796. Ihr Vater war der als Revierförster in Ernsbach längst verstorbene Gottlob Friedrich Dörnacher und ihre ebenfalls verstorbene Mutter hieß Katharina geb. Schimming. In der heiligen Taufe erhielt unsere Heimgegangene die Namen Christiane Friederike. In früher Jugend schon lernte sie die Noth dieses Lebens kennen. Ihr Vater war damals Förster beim Graf Sponeck in Linstetten auf dem Schwarzwald. Sein Gehalt bestand in 70 Gulden an Geld und in der Nutznießung eines kleinen Ackers, neben freier Wohnung und freiem Holz. Von diesem geringen Einkommen sollten ihre Eltern mit fünf Kindern leben. Zwar nahmen ihre Großeltern in Kirchheim zwei ihrer Geschwister zu sich, aber auch für drei Kinder wollte die kleine Besoldung nicht zureichen. Sie mußte daher oft viel Hunger leiden. Das hatte für sie den Segen, daß sie später stets ein für die Armuth und jegliche Noth tief empfängliches und mitleidendes Herz hatte, so daß ihr fast kein Opfer zu groß und zu schwer erschien, um zu helfen, wo nur Hülfe möglich war. Viel Gutes empfingen die armen Försterleute von dem katholischen Pfarrer in Linstetten, der ihre Armuth kannte. Eines Abends sagte die Mutter zu unserer Entschlafenen, dem ältesten Kinde: „Ricke, hole Schwefelhölzchen, es möchte heute Nacht ein Gewitter kommen; da hast du den letzten Kreuzer, den ich habe.“ Sie ging mit bekümmerten Herzen. Da begegnete ihr der Pfarrer mit einem fremden Herrn; sie verneigte sich und ging an ihnen vorüber. Als sie an den Herren vorbei war, hörte sie den Fremden fragen: Wem gehört das Kind? worauf der Pfarrer antwortete: Dem Förster, von dem ich Ihnen schon erzählt habe. Hierauf rief der Fremde: „Kind!“ sie wendete um und ging hin zu ihm. Da gab er ihr 12 Kreuzer. O! wie fröhlich, wie reich kehrte sie da zurück! Es war dadurch wenigstens für die augenblickliche Noth geholfen. Wer nie den letzten Kreuzer ausgegeben hat, ohne zu wissen, wodurch die nächste nöthige Ausgabe bestritten werden soll, der weiß freilich nicht, wie auch ein kleines, unverhofftes Geschenk so glücklich so reich machen kann! Noch in ihren letzten Jahren gedachte sie öfters jenes Pfarrers und fügte beinah immer die Worte bei: „der HErr vergelte es ihm in der Auferstehung der Gerechten.“

Die zarteste, innigste Dankbarkeit auch für kleine Liebesbeweise, das treueste Gedächtniß für empfangene Wohlthaten war ihr überhaupt eigen. Ein anderes Mal, so erzählt die Entschlafene, hatten wir nur noch ein wenig Kartoffeln im Hause; ich war sehr hungrig und bat ein Mal über das andere: „Ach! Mutter, ich habe so Hunger, gieb mir Brod!“ Meine Mutter sagte aber: „Ich will

die Kartoffeln, die noch im Keller sind, erst kochen, du mußt warten.“ Es war Vormittags zwischen 9 und 10 Uhr. Um 10 Uhr klopfte es an und der Müller des Orts trat herein mit den Worten: „Frau Dörnacherin ich habe Sie schon lange einmal besuchen wollen, aber ich bin nicht dazu gekommen.“ Zugleich zog er unter seinem langen Kittel einen großen Laib Brod hervor, den er meiner Mutter gab. O! mit welchem gegen Gott und Menschen dankbarem Herzen empfingen sie diese Gabe und stilleten dadurch ihren Hunger.

Vom achten bis etwa ins zehnte Jahr war sie bei der Großmutter in Kirchheim und durfte in dieser Zeit keinen Mangel leiden. In ihrem elften Jahre kam sie wieder zu ihren Eltern, die inzwischen nach Vaihingen auf den Fildern versetzt worden waren. Aus jener Zeit hat sie selbst Folgendes erzählt und aufgeschrieben: In meinem elften Jahre erkrankte ich am Scharlachfieber. Einmal sprang ich in der Fieberhitze aus dem Bette und lief hinaus auf den mit Steinplatten belegten Oehrn (Hausflur). Das Friesel war mit einem Male weg; meine Mutter trug mich ins Bett zurück, wo ich wieder zu mir selbst kam. Ich sah todtenbleich aus, bekam kurzen Athem und es hatte allen Anschein, daß ich bald sterben würde. Man rief alsbald den gerade im Ort befindlichen Arzt, der alle Hoffnung aufgab und zu meiner Mutter vor der Thüre, doch so, daß ich es deutlich hörte, sagte, sie solle nur recht aufmerken, wenn morgen früh Tag und Nacht sich scheiden, werde es mit mir zu Ende gehen; doch wollte er mir noch Etwas schicken. Er schickte ein Fliegenpflaster, das mir Abends aufgelegt wurde. Ich bekam einen kalten Schweiß, den Alle für den Todesschweiß hielten. Zu meiner Mutter, welche mir die kalten Tropfen abwischte, sagte ich: „der Todesschweiß macht mir so heiß.“ Morgens 4 Uhr, als Tag und Nacht sich schieden, fing das Pflaster an zu ziehen, und es wurde mir leichter, der kalte Schweiß verging, und die Gefahr war vorüber. Eine Schwäche auf der Brust ist mir geblieben! An so schwachen Fäden hängt oft des Menschen Leben! Es ist dem HErrn ein Geringes, durch wenig oder viel zu helfen! —

Während ihres Aufenthalts in Vaihingen begegnete ihrem Vater ein Unfall, der sie recht ins Gebet trieb. Zwei Mädchen entwendeten Gras im Forst und ihr Vater kam dazu. Wie die Mädchen denselben erblickten, ergriffen sie die Flucht. Die Eine entkam, der Andern aber lief er nach, indem er ihr öfteres „Halt“ zurief; das Mädchen gehorchte aber nicht. Beim Sprung über einen Graben stolperte sie und der Förster, der ihr auf der Ferse war, zog den Hirschfänger, um ihr mit dem flachen Theil einen Schlag zu geben; doch unglücklicher Weise traf er mit der Schneide; das Mädchen bekam eine Wunde in den Oberschenkel, daß sie liegen bleiben mußte. Der Förster machte sogleich Anzeige von der Sache und war selbst behülflich das Mädchen nach Hause zu bringen. Eine Zeit lang hieß es, sie werde sterben. Da dachte unsere Verstorbene ihr Vater, der Förster, müsse dann auch sterben, und diese Noth trieb sie oft und tief ins Gebet. Immer und immer knieete sie nieder und betete: „Lieber Heiland, laß doch das Mädchen nicht sterben, daß mein Vater nicht sterben muß.“ Für den Fall, daß sie gestorben wäre, hatte sie sich vorgenommen zum König zu gehen und ihn um das Leben ihres Vaters zu bitten. Mit dem Mädchen wurde es wieder besser. Dies erfüllte sie mit Dankbarkeit gegen Gott, indem sie darin die Erhörung ihres kindlichen Gebetes erblickte. Da schickte ihre Mutter sie und ihre siebenjährige Schwester Karoline in das Haus jenes Mädchens. Als deren Mutter sie aber sah, sprach sie zu der Kranken: „Da kommen die Kinder von deinem Feind!“ Diese erwiederte: „So“ und sprach nichts mit ihnen, was einen sehr tiefen und schmerzlichen Eindruck auf die Kinder machte. Wie unchristlich und unmütterlich war doch diese Aeußerung der Mutter! Ein Kind vergiebt und vergißt leicht, was ihm von Andern Uebles widerfahren ist, wenn es die Eltern dazu anleiten und ihm mit dem Beispiel eines versöhnlichen Herzens vorangehen. Der Vater mußte 30 Gulden Schmerzensgeld und alle Curkosten bezahlen, und doch betrug seine damalige Besoldung neben freier Wohnung und Holz nicht mehr als 100 Thaler.

Eine rechte Gebetserhörung erfuhr sie auch im Jahre 1806, die sie selbst also beschreibt: „Mein in Vaihingen geborner Bruder Christian war einmal als kleines Kind sehr krank, er nahm keine Speise und sah aus wie ein Marterbild. Eines Tages schickte meine Mutter mich und meine Schwester in die Kirche, sagte aber vorher zu uns: „Kinder betet, daß der Heiland euer Brüderle sterben läßt, weil es so viel leiden muß.“ Auf der Treppe sagte ich aber zu meiner Schwester: „Ich bete nicht, daß unser Brüderle sterben soll“, und sie sagte ebenfalls: „Ich auch nicht.“ Während der ganzen Kirche beteten wir immer leise: „Lieber Heiland, mache doch unser Brüderle wieder gesund und laß es nicht sterben.“ Als wir nach Hause kamen, sagte die Mutter: „Denkt euch, Kinder, wie ihr eine Viertelstunde in der Kirche waret, hat euer Brüderle wieder gelacht und getrunken.“ Wir sagten hocherfreut: „Wir haben auch nicht gebetet, daß es sterben soll, sondern daß es der Heiland wieder gesund machen soll!“ „Wo zween unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel. Matth. 18, 19.“ Solche frühzeitige Erfahrungen von der Kraft des Gebetes und namentlich auch der Fürbitte haben sie ihr ganzes Leben hindurch begleitet und machten sie so treu in dem Gebet und in der Fürbitte für Andere. Der von ihr erbetene Christian wurde übrigens später ein gläubiger christlicher Prediger und das Werkzeug in

der Hand des HErrn ihr und ihrem eignen Sohne viel Gutes zu erzeigen, ja letzterem selbst wieder den Weg zum Studium der Theologie zu bahnen.

Als sie 12 Jahr alt war, wurde ihr Vater königlicher Unterförster in Schöneich bei Böblingen, wo sie den Confirmationsunterricht genoß, und im Jahre 1810 ihren Taufbund erneuerte. Ihr Unterricht muß gut und christlich gewesen sein. Sie hat hier auch einen recht guten Grund in der Bekanntschaft mit der Bibel und dem Liederschatz unsrer Kirche gelegt, auf welchem sie ihr ganzes Leben hindurch fortbaute, so daß ihr immer passende Bibelsprüche zu Gebote standen und ihr Mund sehr oft in Liedern überströmte, namentlich von der Liebe zu Jesu und der völligen Ergebung in seinen Willen. Fand sie ein neues Lied, das sie besonders erfreute, so pflegte sie es abzuschreiben und ihren Freunden zuzuschicken.

Nach ihren Schuljahren mußte sie der häuslichen Armuth wegen bald in Dienste treten. Im Jahre 1811 bis 1812 war sie bei Verwandten in Leonberg, desgleichen 1813 und 1814 in Stuttgart, an welchem letzteren Orte sie sehr schwere Zeit hatte. Dort mußte sie in einer so wenig geschützten Kammer schlafen, daß sie öfters im Winter die ganze Nacht nicht warm wurde, auch einmal von einer Ratte in den Finger gebissen ward; allein gerade unter diesen trüben Erfahrungen bildete sich immermehr durch Gottes Gnade jener ernste, entschiedene, ganz auf das Himmlische gerichtete Sinn, der sie so auszeichnete, der sie gegen die Welt und ihre Lust so gleichgültig machte und ihr auch dann noch blieb, als sich die äußern Verhältnisse günstiger gestalteten. Sie wurde nämlich 1815 Kammerjungfer bei Frau von Ellrichshausen in Assumstedt, wo ihr die Freude zu Theil wurde in der Nähe ihrer Eltern leben zu dürfen; denn ihr Vater war in dieser Zeit zum Revierförster in dem nahe bei Assumstedt gelegenen Städtchen Möckmühl befördert worden. Doch schon im Herbst des Jahres 1818 trat für sie eine Aenderung ein, indem damals die ältere Tochter ihrer Herrin sich an den Kammerherrn Freiherrn von Palm in Lauterbach bei Radeburg im K. Sachsen verheirathete. Dieser folgte sie nach Sachsen und sie ist in dieser ausgezeichnet frommen und christlichen Familie die längste Zeit ihres Lebens in Diensten geblieben, ja genoß in derselben ein Zutrauen, wie es wohl nur selten Personen in ihren Verhältnissen geschenkt wird. Hier war es auch, wo der Erzähler sie zuerst in dem Hause seiner Eltern, die sie mit Verwandten besuchte, kennen lernte. Schon die ungemeine innere Freudigkeit, die aus ihrem ganzen Wesen hervorstrahlte, die große Theilnahme, die sie an Allem, was namentlich das Wohl und Wehe der Menschen betraf, an den Tag legte; insbesondere aber der allein auf Jesum gerichtete höhere, himmlische Sinn war mir, der ich damals noch nie so zuversichtlich und warm von Jesu und himmlischen Dingen hatte reden hören, etwas so Neues, daß es auf mich einen tiefen, segensreichen Eindruck machte. Diesen segensreichen Einfluß übte sie aber auch auf Andere, die nachmals mit ihr verbunden waren, aus und mehr als Einer wurde durch sie ergriffen und zu ähnlichen Sinn gebracht, zumal da sie bei aller Liebe, die ihr Wesen athmete, doch auch wieder einen recht scharfen, durchdringenden Blick für die Schwachheiten der Menschen hatte, und wo es Noth war, freundlich mit dem Worte Gottes zu belehren und zu strafen verstand.

In Lauterbach schloß sie auch mit der Braut des Erzählers einen innigen Freundschaftsbund, nicht blos für die Zeit, sondern für die Ewigkeit, und ist so mit uns beiden 36 Jahre meist auch in schriftlicher Verbindung geblieben, namentlich auch von der Zeit an, wo wir im Jahre 1829 und 1830 mit ihr in Dresden wieder zusammentrafen, weil die Mutter des Freiherrn von Palm, die Frau Geheimräthin von Palm, es dringend gewünscht hatte, daß sie bei ihr in Diensten träte. Diese ehrwürdige Dame stimmte mit ihr in christlicher Hinsicht ganz überein und hatte sie ungemein lieb, so daß unsere Entschlafene eine recht freundliche Equickungszeit bei ihr genoß. Aber sie suchte ihr auch durch ihre innige hingebende Liebe und Theilnahme ihre letzte Lebenszeit zu erleichtern, und verblieb bei ihr bis zu ihrem im Jahre 1831 erfolgten seligen Tode. Nach dieser Zeit ging sie wieder zu ihrer früheren Herrschaft nach Lauterbach zurück, wo ihr die Führung des dortigen großen Hauswesens übertragen wurde, in welchem Verhältnisse sie immermehr die Achtung und das Zutrauen ihrer Herrschaft sich erwarb. Ganz ohne ihr Zuthun und zum Theil nach dem Wunsch ihrer Herrschaft, wiewohl auch nach ihrer eigenen Neigung, verheirathete sie sich hier im Jahre 1832 mit dem Kammerdiener und nachmaligen Schloßverwalter Geyer, der mit ihr auch schon längere Zeit in denselben Diensten gestanden und den sie wegen seiner Treue, seines biedern Sinnes und seiner Bildung schon vorher geschätzt hatte. Diese Fügung betrachtete sie als eine der gnädigsten in ihrem ganzen Leben, insbesondere als diese Ehe im Jahre 1834 durch die Geburt eines Sohnes gesegnet wurde, der in der Taufe den Namen Ludwig erhielt. Es gefiel aber dem HErrn schon nach sieben glücklich durchlebten Jahren diesen Bund durch den Tod ihres Gatten wieder aufzulösen. Nach längerer Krankheit, in der sie ihn auf das allertreuste pflegte, schied er von ihr, sie nochmals umarmend, mit den Worten: „Wir werden wieder vereinigt werden.“ Sie hoffte damals auf eine baldige Wiedervereinigung mit ihm; allein sie sollte beinahe noch 25 Jahre als Wittwe in diesem Lande der Pilgrimschaft zubringen, manche Trübsal noch erfahren, aber auch noch manche Freude, namentlich an ihrem Sohne erleben und in der Hand des HErrn das Werkzeug werden, ihn für sein Reich zu

gewinnen und zum Dienste in seinem Weinberge zu führen. Ihre Liebe zum HErrn ihrem Heiland erweckte nämlich frühzeitig in ihr, wie bei der Hannah, 1. Sam. 1, 28., den Wunsch, diesen Sohn ihm, dem HErrn, wiederzugeben sein Leben lang und seine Dienste im Predigtamte weihen, weil er vom HErrn erbeten war. Zudem zeigte der Knabe Lust und Fähigkeiten und auch ihr Bruder Christian, der mittlerweile Pfarrer in Württemberg geworden war, bot ihr die Hand dazu und versprach den Knaben in Kost und Erziehung zu nehmen. Sie wagte diesen weit über ihre Vermögensverhältnisse hinausgehenden Schritt im Namen des HErrn und zeigte, namentlich später, als sie noch um einen großen Theil ihres spärlichen Vermögens kam und auch ihr Bruder frühzeitig starb, welche Opfer eine Mutter ihrem Sohne bringen kann, um ihm seinem Ziele innerlich und äußerlich entgegenzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

Bibelerklärungen.

St. Pauli erster Brief an die Corinther in **Bibelstunden** für die Gemeinde ausgelegt von W. F. Besser. Halle, Mühlmann 1862.

Da ist wieder ein reicher Band Besser'scher Bibelstunden, die ja den Pilgerlesern nicht mehr angepriesen zu werden brauchen. Er enthält, wie sie Dr. Besser selbst nennt, die Kirchenordnungsepistel, deren Betrachtung den preußischen Brüdern in diesen Zeiten der Zertrennung von ganz besonderem Werthe sein muß. Doch bedarf es wohl kaum der Versicherung, daß der theure Verfasser bei der Auslegung der Capitel 3, 12, 14 für die Gemeinde überhaupt geschrieben und nicht blos die Gemeinde in Preußen im Auge gehabt hat. Die Nachricht, daß er, so Gott will, mit den Briefen Pauli bis zum letzten fortzufahren und dann zum alten Testamente sich zu wenden gedenkt, hören gewiß Alle mit Freude, die sich bisher an seinen Bibelstunden erbaut haben. —

Des † württembergischen Prälaten M. Magnus Friedr. Roos **sämmtliche Auslegungsschriften** mit Uebersetzung und Ergänzungen herausg. von Ehmann, Pf. 1. Theil: die Briefe Petri und der Brief Judä. Tübingen 1864. 166 S. 12 Gr.

Das ist eine neue Ausgabe älterer Auslegung, die für unsere Tage ihren Werth noch nicht verloren hat. Wo das Verständniß ein leichteres ist, giebt Roos oft einfach den Sinn der apostolischen Worte in seinen ausführenden Worten wieder, wo der Gedankenfaden schwieriger zu verfolgen ist, versteht er's aber auch trefflich denselben zu zeigen; wo Begriffs- oder Sacherklärungen nöthig waren, werden sie in schlichtester Weise gegeben. Alles aber dient gar wohl zur festeren Gründung in der evangelischen Wahrheit. Die im Titel genannten Ergänzungen sind Auszüge aus andern Roos'schen Schriften und sind vorwiegend erbauliche Betrachtungen einzelner Verse aus den behandelten Episteln.

Der Brief an die Hebräer, kurz und einfach ausgelegt durch F. R. Fricke, Pred. zu Sandau an d. Elbe. Halle 1863. 216 S. 18 Gr.

Dies Büchlein hat alle Eigenschaften, dem christlichen Volk, dem der Ebräerbrief ziemlich fremd geworden oder das ihn doch bisweilen mit wenig Verständniß liest, diesen Brief lieb und werth zu machen. Der Verfasser hat eine große Gabe edler Einfalt, die sich sowohl in der Entwickelung der Gedanken als in dem Gewande seiner Sprache kund giebt. Er hat sie gerade bei diesem Briefe, bei dem es besonders schwer ist, nicht in's Gelehrte zu fallen, zu großen Segen verwendet. Und doch ist die Behandlung keine flüchtige, sondern sie geht so gar sorgfältig zu Werke, daß der Verfasser z. B. wo sich's um verschiedene Auslegung handelt, die Leser mit den nöthigen Beweisgründen zur Entscheidung für die rechte Auslegung anleitet. Nur recht viel solch Kurzes und Einfaches; aber gebraucht muß es werden.

Die Offenbarung JEsu Christi an Johannes, aus Schrift, Geschichte und Gegenwart für die Gemeinde dargestellt von G. Kemmler, Diac. in Nagold. Tübingen, Osiander 1863. 487 S.

Bibelstunden aus der Offenbarung St. Johannis; kurz gefaßte Auslegung der Offenb. St. Joh. im biblisch- und kirchlich-gläubigem Sinne, für gelehrte und ungelehrte Leser des göttl. Wortes von J. Aug. Richter in Kotitz (sächs. Oberlausitz.) Leipzig u. Dresden, Commiss. v. Justus Naumann. 1864. 191 S.

Erbauungsstunden über die Offenbarung Johannis oder kurze Reden über einen jeden Vers derselben auf alle Tage im Jahre eingetheilt und jedesmal mit einem dazu gehörigen Liede und Gebete versehen, von M. Phil. Matthäus Hahn, 4. Aufl. Stuttgart 1863, in Lieferungen.

Bei der Offenbarung St. Johannis handelt sich's nicht blos um Auslegung des Schriftsinnes, sondern auch um Ausdeutung der geweissagten Dinge. Bei keinem Buche der Schrift aber gehet die gläubige Schriftforschung in ihren Ergebnissen so weit auseinander als gerade bei diesem. Es wäre daher kein geringes Verdienst, wenn sich Einer einmal die Mühe nähme, Alles das, worin die gläubigen Gottesgelehrten in Betreff der Offenbarung St. Johannis übereinstimmen, zusammenzustellen, mag es nun die Ausdeutung des prophetischen Inhalts oder nur die Erklärung des prophetischen Wortes sein. Würde solches Buch auch nicht eben dick werden, so hätte doch die Gemeinde an dem geringen Maß übereinstimmender Auslegung einen Halt und würde, auch wenn sie Vieles noch ungedeutet wie Maria im Herzen behalten und bewegen müßte, durch die Mannigfaltigkeit der Auslegungs-Methoden und Ergebnisse zum mindesten nicht verwirrt. Damit meinen wir nicht, die Offenbarung gehöre gar nicht für die unstudirten Leute. O nein, auch das schlichteste Gemeindeglied hat sich ihren Inhalt in's Herz zu prägen; aber wir meinen, es sei eine Gefahr darin, wenn die Gemeinde, so lange die gläubige Auslegung sich noch in so bedeutendem Schwanken befindet, die Studien einzelner oder etlicher Gottesgelehrten für die endgültige Wahrheit hinnimmt. Die Folge wird sein, daß der einzelne Nichttheologe just die Auslegung der Offenbarung für die richtige ansieht, die er schwarz auf weiß in seinem Bücherschranke stehen hat, und die einmüthige Einfalt, mit der wir allzumal der endlichen Lösung aller apokalyptischen Räthsel harren sollen, wird immer unmöglicher. Von diesem Gesichtspunkte aus wagt es der Pilger nicht, eine der obenstehenden Auslegungen „der Gemeinde" schlechthin zu empfehlen. Dagegen werden alle drei als Ergebnisse ernstlicher Studien der Beachtung der Theologen zu empfehlen sein. Das erste ist aus Bibelstunden entstanden und faßt „die Hauptgesichte unseres Buchs als prophetische Geschichtsbilder von ganz bestimmter Umgränzung auf, welche in zeitlicher Aufeinanderfolge die ganze Zukunft des Reiches Gottes bis zum Ende erfüllen." Ob diese Auffassung dem unmittelbaren Eindruck, welchen die Offenbarung Joh. auf den einfachen Leser macht, wirklich am meisten entspricht, ist eben die große Frage. Das Buch ist in volksverständlicher Sprache geschrieben. Das zweite will dem christlichen Leser gesegnete Bibelstunden bereiten. Es bietet, wie es der Verfasser in einer längeren ausführlichen Einleitung kurz nennt, eine theologisch-allegorisch-praktische Auslegung der Offenbarung und versucht es, die Geschichte derselben namentlich im Lichte der Johanneischen Theologie und Christologie zu deuten. Die Sprache wird nicht allen Ungelehrten zugänglich sein. Das dritte, von dem mir nur ein Heft vorliegt, ist aus häuslichen Andachten des Verf. hervorgegangen. —

Das Evangelium St. Lucä, ausgelegt und kurz angewandt von J. Diedrich, ev.-luth. Pastor. Neu-Ruppin, Oehmigke 1862. 25 Gr. **Die Psalmen**, 1. Heft (Ps. 1 bis 50) v. Dems. 20 Gr. **Die Propheten Obadja bis Maleachi** von Dems. 18 Gr. **Die Propheten Jeremias und Hesekiel** von Demselben.

Diese sämmtlichen Bändchen sind auch sogenannte paraphrastische Auslegungen, unterscheiden sich aber dadurch von andern, daß sie das schlichte Gotteswort vornehmlich uns in unserer Zeit auslegen, ohne jedoch jeden einzelnen Vers so lange zu zerren, bis er auf unsere Zeiten paßt. Da aber der Luthertext nur theilweise aufgenommen und oft auch in eine wörtliche Uebersetzung umgewandelt ist, werden die Diedrich'schen Auslegungen erst nach erfolgter Vorlesung der einzelnen Schriftabschnitte vorgenommen werden können.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 29. Dresden, den 16. Juli 1864.

Am achten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 9, 9—13.

*) **Sage mir die Summa oder Inhalt dieses Evangelii.**

Ist eine Historia, wie der HErr Christus Matthäum zu seinem Jünger berufet und mit den Sündern isset, verantwortet sich auch wider die Pharisäer, daß Ihm Seines tragenden Amts halber**) anders nicht gebühre, denn daß Er sich zu den armen Sündern freundlich halte und sie zur Buße rufe.

Was soll ich aus diesem Evangelio lernen?

Daß Christus treue Lehrer berufe, mit Seinem Wort die Leute viel gewaltiger nach sich ziehe, denn ein Magnet das Eisen an und nach sich zieht.

Ferner lernen wir, daß wir Gottes Wort willig und gehorsamlich folgen und dasselbige aller Welt Gütern vorziehen sollen.

Solches verdreußt die Gnadenfeinde und Werkheiligen, die tadeln Christi Gnadenwerk und mißgönnen den Leuten ihre Seligkeit. Sie schließen das Himmelreich vor den Menschen zu; selbst wollen sie nicht hinein, und die hinein wollen, wollen sie nicht hineingehen lassen.

Weiter lernen wir, daß Christus nicht der Starken, sondern der Schwachen halber gekommen, daß er Lust an Barmherzigkeit und nicht am Opfer habe und gekommen sei, die Sünder nicht im sündlichen Leben zu verharren, sondern Buße zu thun zu berufen.

Endlich lernen wir, daß wir mit Matthäo Christo eilends folgen und Alles stehen und liegen lassen sollen.

Was soll ich für einen Trost aus diesem Evangelio nehmen?

Daß unser lieber HErr Christus arme Sünder nicht von sich verstoßen oder ihnen die Thür weisen, sondern sie zu Gnaden an- und aufnehmen wolle, wie Er denn darum auf diese Welt gekommen, die armen Sünder selig zu machen und dasjenige zu suchen und selig zu machen, das verloren war.

Es ist auch dies ein ausbündiger Trost, daß der HErr Christus Seinen Jüngern, die von den Pharisäern zur Rede gesetzt werden, das Wort redet, ihr Worthalter ist, ihren Feinden das Maul stopfet und ihnen ein Stillschweigen auflegt. Also will Er auch jederzeit unserer Feinde Feind sein, uns wider sie mit Hand und Mund vertreten.

Nicht weniger ist dies tröstlich, daß Christus Seine Unschuld gewaltig ausführet, daß Er nicht Unrecht thue, wenn Er Gemeinschaft mit den armen Sündern habe. Mit Seiner Unschuld bekleidet Er uns wider unsre Schuld.

*) Aus M. Christoph Fischers „Kinderpostille", siehe Pilger Nr. 13 dieses Jahrg. S. 99. Anmerkung.

**) D. i. des Amts halber, das Er trägt.

Auch ist dies ein vornehmer Trost, daß Christus unser himmlischer Elisa, Raphael und Seelenarzt sei, der uns armen Patienten die mörderlichen Wunden, die uns der leidige Satan, der verdammte Seelenmörder, geschlagen, mit dem Pflaster Seines theueren Bluts verbinde und heile, Seine strenge Gerechtigkeit gegen uns schwinden lasse und mit den gnädigen, gebenedeiten Augen Seiner grundlosen Barmherzigkeit ansehe, arme Sünder zur Buße rufe und sie erquicke.

Fasse mir diese Lehren und Trost in ein kurz Gebet.

Ich danke Dir, mein lieber HErr Jesu Christe, daß Du stets treue Lehrer in Deine Ernte sendest, keinen armen Sünder verstoßen, sondern als der himmlische Arzt ihre mörderlichen Wunden verbinden und heilen, Barmherzigkeit gegen sie einwenden und sie zur Buße rufen willst. Und bitte Dich, ach herzallerliebster Heiland, Du wollest selbst auf Deinen Predigtstuhl für und für treulich bestellen, die uns solche trostreiche Lehre vortragen. Nimm mich armen Sünder zu Gnaden an, sei mein Patron und Wortreder, bekleide mich mit Deiner Unschuld, verbinde meine mörderlichen Wunden, wende ja Gnade gegen mich ein und rufe mich armen Sünder zur Buße, daß ich mit Matthäo Dir bald folge und endlich Dir auch in ewiger Freude und Herrlichkeit beiwohne. Amen.

Etwas für die Kranken.

Von Samuel Urlsperger,
weil. Pfarrer zu St. Anna in Augsburg († 1772).

Laßt mich euch zum heutigen Texte noch eine kleine köstliche Zugabe geben. Sie ist nicht etwa blos für kranke Leute bestimmt, sondern soll zunächst von den gesunden Pilgerlesern gelesen werden. Wenn du's aber für dich gelesen hast, lieber gesunder Pilgerleser, wär's gar schön, oder besser noch: es wäre ganz in der Ordnung, du stecktest diese Pilgernummer in die Tasche und gingest damit, etwa am lieben Sonntage, zu irgend einem Kranken, den du weißt, und läsest dem das Nachfolgende vor. Denn du weißt doch wohl, daß das Krankenbesuchen allen Christen aufgegeben ist und nicht blos den Pastoren, und daß es ein schrecklich Ding sein muß, am jüngsten Gericht das Wort zu hören: Ich bin krank gewesen und ihr habt Mich nicht besucht.

Nun hat aber Mancher den ernstlichen Willen, Kranke zu besuchen und, wie für ihre leibliche, so auch für ihre geistliche Noth zu sorgen; aber er weiß nicht recht an die Seele des Kranken heranzukommen und geht wieder davon, ohne daß der Kranke eigentlich einen Segen von dem Besuche gehabt hat. In solchem Falle ist etwas Vorlesbares eine gar treffliche Hilfe zum Anknüpfen, und vollends wenn es eine so köstliche Betrachtung ist, wie die nachfolgende. Ich hätte dir wohl etwas Eigenes geben können; aber eben weil ich's dir und deinen Kranken recht mit gutem Gewissen empfehlen wollte, wählte ich lieber eine Betrachtung des frommen Urlsperger:

1. Von dem berühmtesten Arzte*).

Eins ist noth! und das ist das Heil unserer Seelen. Noch nöthiger aber ist Einer, durch den dies einzig Nothwendige geschaffen wird. Und das ist JEsus Christus Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen. In keinem Andern ist Heil. Wer sich heilen lassen will, der muß zu diesem Manne. Ja, wer wirklich heil wird, der wird es durch Dessen Wunden (1. Petr. 2, 24.). Ist dies nun der einzige, so ist es auch der beste Arzt.

Auf demnach, meine matte und kranke, ja vielleicht noch gar in Sünden todte Seele! Mach' dich auf und suche Den, der dich jetzt sucht, indem du dies liesest. Wo willst du hinlaufen — es fehle dir nun an der Seele oder am Leibe, oder an beiden zugleich — da du einen Bessern findest?

Der Arzt, den ich dir vorschlage, hat Alles an sich, ja, unbegreiflich mehr als du — ja, was sage ich: als du — als aller Menschen und Engel Verstand ausdenken und auswünschen kann.

Du wünschest einen Arzt, der unfehlbar wisse, was und wo es dir fehlt, und wie dir zu helfen sei. Und siehe Der, den ich dir rathe, ist allwissend. Wer das liesest, der merke auf dies einige Wort!

Dein Zustand, der dich ängstiget, braucht einen Helfer, der nicht nur etwas weiß, sondern auch etwas kann. Und siehe, Der, von dem hier die Rede ist, kann mehr, als du von Ihm bitten kannst; denn Er kann Alles, weil Er allmächtig ist. Sein Vermögen ist an nichts, wohl aber aller Menschen Vermögen an Ihn gebunden. Außer Ihm ist Keiner, und ist kein Hort, wie unser Immanuel ist. Er tödtet und machet lebendig; Er führt in die Hölle und wieder heraus (1. Sam. 2, 2. 6.). Das mache Ihm ein Anderer nach; er wird es wohl müssen anstehen lassen ewiglich.

Dein Herze sehnet sich nach einem willigen Arzte. Dieser ist so. Er kommt, ehe man Ihn rufet, und ehe du an Seiner Wohnung klopfest, so stehet Er schon vor deiner Thür, klopfet an und freuet sich, wenn du Ihm nur aufthust und dich Seiner Cur ebenso willig unterwirfst, als Er nicht nur von gestern und ehegestern, son-

*) Wenn du die deinem Kranken vorgelesen hast, kannst du ihm sagen, du würdest (will's Gott) nächsten Sonntag wiederkommen. Da würde noch eine im Pilger stehen unter der Ueberschrift: Von dem besten Patienten. Vielleicht segnet der HErr die zwei Betrachtungen dir und deinem Kranken, daß ihr mit einander in's rechte Gleis christlicher Gespräche kommt.

dern von Ewigkeit her willig gewesen ist, sich deiner Noth anzunehmen.

Du denkest: Ja, wenn dieser Arzt nur auch liebreich wäre! Und siehe: Er ist selbst die Liebe, so daß, wenn man dir ein äußerlich Bild von diesem Arzte geben wollte, man dir eben die Liebe, wenn es nur möglich wäre, malen müßte. Von Proben Seiner Liebe ist die Schrift voller, als der Himmel voll Wolken. Eine aber übertrifft alle: nemlich, daß Er Sein Leben für dich gelassen hat (1 Joh. 3, 16); denn Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde (Joh. 15, 13.). — Du denkest: „Ich bin nicht Sein Freund." Das ist wohl nicht gut; doch was du nicht bist, das kannst du werden. Er hat freilich für dich gelitten, da du noch Sein Feind wareſt; aber zu dem Ende, daß du Sein Freund und Eigenthum würdest. Und so ist Er gegen Alle gesinnt. Er ist ein Heiland aller Menschenkinder, ein unparteiischer Arzt, der herumgegangen ist und hat wohlgethan und befreiet Alle, die vom Teufel überwältiget waren.

In seinen Curen hat Er sich ferner bewiesen als den Geschicktesten und der nicht ermüdet werden konnte. Auch von Ihm kann man sagen: Er wird nicht müde noch matt; Er giebt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden (Jes. 40, 28. 29).

Du suchst einen Arzt, der Mitleiden mit dir haben kann. Hier steht Er, den du suchest! Fürwahr, Er trug deine Krankheit und lud auf sich deine Schmerzen (Jes. 53, 3—5). Er war ein Mann voller Schmerzen und Krankheit, und das allein um deinetwillen.

So treuherzig wirst du keinen Andern finden; das bleibt ihm zum Voraus. Bei dem Allen ist Er ein ganz uneigennütziger Arzt. Du darfst nur nichts sein und nichts sein wollen, so wird Er dir umsonst und aus Gnaden Alles sein. Denke hierbei an das Weib, das, da es nichts mehr hatte und wußte, von Christo erhielt, was es von Andern mit seinem ganzen Vermögen nicht erlangen konnte (Marc. 5, 26 ff.).

Das laß ich mir einen recht berühmten Arzt sein, einen Arzt, dem nicht eine Cur mißlungen. Das laß ich mir einen im vollsten Sinne unvergleichlichen Arzt sein, der der Arzt und die Arzenei zugleich ist; der krank worden ist und der doch den Krankheiten, wie ein Herr seinen Knechten, befiehlt, daß sie folgen müssen; der gestorben ist und in dem Sterben den Tod verschlungen hat: der Menschen Leib- und Seelenarzt, dem Macht gegeben ist über alles Fleisch, der das ewige Leben selbst ist und das wahre Leben erworben hat, der solches auch Allen anbietet und denen, die es annehmen wollen, mittheilt, es auch in ihnen erhält und befestiget.

Wem nun diese Beschreibung ein Mährlein dünket, dem ist nicht zu rathen, es sei denn, daß ihn die Erbarmung Gottes in einen solchen Leibes- und Seelenzustand bringe, der ihn schreien lehrt: HErr, hilf mir oder ich verderbe. Seliger aber und edler ist diese Erkenntniß, wenn man dem Rathe Philippi, den er dem Nathanael gegeben, folgt: Komm und siehe es! (Joh. 1, 46.), wenn man die Evangelisten zu dem Ende mit gehöriger Vorbereitung vornimmt, die Geschichten derer, denen Christus geholfen, erwäget, und in sich den Glauben an diesen Arzt anzünden lässet. Hat Jemand alsdann ein Herz Nathanaels, in welchem kein Falsch ist (Joh. 1, 47.), der wird glauben. Glaubet er aber nicht, so beweiset er damit, daß er nicht gesund werden will — er protestire gleich, wie er wolle. Denn kein Arzt ist gefunden worden, wird auch keiner gefunden werden, der diesen Glauben wie Christus verdienet, und der so handgreiflich bewiesen, er sei es, dem ich mich auf Zeit und Ewigkeit anvertrauen könne. O! daß ein Jeglicher das zu seinem Heile hören möchte, was dorten zu Israel gesagt ist (2. Mos. 15, 26): Ich bin der Herr, dein Arzt.

Halte dich demnach nicht bei den Geschöpfen auf, der du krank bist an Seele oder Leib, da der Schöpfer selbst dein Arzt sein und dich erhalten will. Alle andern Aerzte stehen unter diesem, und nur soviel sie Segen von Ihm haben, soviel können sie Andern wieder mittheilen. Willst du, so kannst du ohne Umschweif vor Ihn selbst kommen und die allergeheimste Audienz haben und genugsames Gehör bei Ihm finden. Laß dich Seine Liebe, Seine Treue, Seine dich flehende Bitte, laß dich deine Nothdurft und Elend nöthigen, dich Ihm zu übergeben. Thust du es jetzt nicht, so wirst du's müssen anstehen lassen und es wird dich auch reuen ewiglich, daß du dich selber dieses Arztes und des von ihm dir angebotenen ewigen Lebens unwerth gehalten hast. Denn bei Ihm ist nicht die Frage: Wer kann mir helfen? sondern: Wer will sich von mir helfen lassen? Ich bin ein offener Brunnen: wen da dürstet, der komme, wer da krank ist, der suche mich. Ich bin gekommen, daß Alle zu Mir kommen. Selig ist, wer kommt, unselig, wer aus- oder dahinten bleibet. Diesen Arzt nicht wissen, ist Blindheit; Ihn wissen und doch nicht lieben, ist die tiefste Hölle; ja Ihn fliehen ist der bitterste und ewige Tod. Hingegen bestehet in Seiner Erkenntniß das ewige Leben, in Seiner Liebe der Himmel und in Seiner Gemeinschaft die ewige Ruhe. Amen.

Die Religion der Chinesen.

Nachdem wir neulich von den Göttern der alten Egypter gehört haben, wollen wir heute bei den Chinesen einkehren. Die sind ja auch ein Volk, das bereits im grauesten Alterthum vorhanden war.

Bei ihnen finden wir drei verschiedene Religionen, eine uralte Staatsreligion, die noch etwas ältere Religion einer nicht sehr verbreiteten Secte und die Religion des Volks.

Verehrung des Fo in einem chinesischen Tempel.

Die Reichsreligion ist die des Confucius (Kong-fut-se), des Religionsstifters der Chinesen. Dieser, der Sohn eines armen Beamten, hat im 5. Jahrhundert vor Christi Geburt die bereits lange vor ihm vorhandenen heiligen Schriften der Chinesen, King genannt, gesammelt und damit der Religion eine Grundlage gegeben. Diese Religion kennt eigentlich keinen persönlichen Gott. Ihr Gott ist die Natur, und Alles, was zur Natur gehört, trägt somit die Gottheit in sich. „Wo aber der Mensch von Hause aus mit dem Göttlichen wesentlich Eins ist, wo keine Sünde den Menschen von Gott trennt, also keine Schuld zu sühnen ist, haben ja Gebet und Opfer ihren Sinn verloren. Während die andern heidnischen Völker zwischen dem natürlichen Zustande des Menschen als einem unwahren, sündlichen, und einem höheren, erst zu erstrebenden Zustand einen Unterschied machen, ist dem Chinesen alles Natürliche und Unheilige schon an sich heilig, Alles gleich sehr göttlich und geweiht, daher von einem kirchlichen Leben nicht die Rede. Statt der Kirche der Staat, statt der Priester lauter Laien, statt der Festtage lauter Arbeitstage, statt der Tempel nur Erinnerungshallen.“ Von Götzenbildern ist daher hier keine Rede. In den Tempeln des Confucius ist der Name des Religionsstifters oder einige seiner Aussprüche zur Erinnerung an ihn mit goldener Schrift in Tafeln eingegraben, höchstens auch sein Bild angebracht. Der ganze Gottesdienst entbehrt aller äußern Kundgebung einer inneren Begeisterung für den Irrthum.

Aehnlich steht es mit der Secte der Toisten, die 50 Jahre vor Confucius von einem Bauernsohne Lao-tse gestiftet worden sein soll. Diese übrigens nur von Zeit zu Zeit einmal einflußreich gewesene Secte erkennt „die Vernünftigkeit“ als die Grundlage alles Daseins an. Ihre „Vernünftigkeit“, Tao genannt, ist aber ein gedankenloses und willenloses Etwas, ein durchaus nicht bewußter Geist, der durch das All ausgegossen ist und in den alle Wesen zurückkehren müssen. Weltflucht, Kampf mit den Leidenschaften, Tugendleben sind die Mittel, durch welchen diese Rückkehr bewirkt wird. In wem sie vorgegangen ist, der wird ein höheres Wesen als die Anderen — ein Zauberer, der zuletzt sogar den Tod durch ein geheimnißvolles Unsterblichkeits-Tränklein überwinden kann. Auch hier giebt es natürlich keine Götzenbilder, nur eine abgöttische Verehrung des jedenmaligen Sectenhauptes, das „gar nicht stirbt,“ sondern im Tode nur in eine immer sich wiederholende Verwandlung eingeht.

Sehen nun auch diese beiden Religionen geistiger aus als die rohe Götzenanbetung, so sind sie doch, weil

sie es beide, die erste gleich von vornherein, die andere schließlich auf Menschenvergötterung abgesehen haben, vom Evangelio fast schwerer zu überwinden, als der in seiner Thorheit leichter bloszustellende Götzendienst.

Die dritte Religion, die im Volke verbreitete und an Tempeln und Pagoden am meisten wahrnehmbare, ist der den Lesern bereits bekannte, von Indien her eingewanderte Buddhismus. Den Buddha, den man in China Fo nennt, sehen wir auf unserm Bilde wieder in der ihm eignen langweiligen, faulen Stellung. Vor ihm sind Reliquien, Leuchter und Blumen aufgestellt und die „Andächtigen" verehren ihn mit Gebet und Musik. Mit dem Tempel sind meist Klöster verbunden, in denen die chinesischen Mönche oder „Bonzen" ihr dem faulen Buddha nacheiferndes beschauliches Leben führen. Gebetet wird Nutwenig, man erweist dem Buddhabilde nur äußerliche Verehrung. Opfer werden zwar, weil ihre Nothwendigkeit unbewußt gefühlt wird, nicht ganz unterlassen, aber sie sind bis zu ihrer dünnsten Form herabgesunken und zusammengeschrumpft. Man verbrennt bei den religiösen Ceremonien — Papier, besonders Gold- und Silberpapier. Das gewöhnliche Opfer ist ein Stück Papier, etwa 2 Fuß lang und 8 Zoll breit, das eine bestimmte Gestalt haben und auf der einen Seite mit etwas Goldpapier beklebt sein muß. Reiche Leute lassen aber Jahr aus Jahr ein durch die Priester für sich Papier verbrennen oder beten, und wenn sie ganz großartigen Gottesdienst treiben wollen, — ein Feuerwerk losbrennen. Das mag wohl der letzte Rest früherer reicherer Opfer sein, die von dem mißgünstigen Volke selbst dem Fo nicht mehr gegönnt wurden.

Daß das Volk neben dem Buddha zu allerlei Privatgötzen für Haus und Feld gegriffen hat, weil es durch die bloße Verehrung des großen „Nichts-Lehrers" nicht befriedigt ward, ist ganz erklärlich. —

Etwas aus dem Leben einer frommen Seele.

(Schluß.)

*) Am allermeisten lag ihr das Seelenheil ihres Sohnes am Herzen, daß derselbe ein gläubiger Diener des HErrn werden möchte; und deshalb ließ sie nicht ab, wie einst Monika, den HErrn für ihn zu bitten. Ihres Sohnes wegen lebte sie von 1845 bis 1848 wieder in ihrem Vaterlande und zwar in Tübingen, wo er die lateinische Schule besuchte. Als sie ihn hier einstens in einer bedenklichen Krankheit recht treu und mütterlich gepflegt hatte, da öffnete er zuerst sein Herz der Liebe der Mutter und später auch der noch höheren Liebe zum HErrn. Als aber der Sohn im Herbst 1848 in das niedere Seminar zu Schönthal aufgenommen war, nöthigten ihre Vermögensumstände sie, wieder in Dienste zu gehen. Sie kam abermals nach Sachsen zu ihrer früheren Dienstherrschaft in Lauterbach zurück. Allein die Kraft der 52jährigen Frau war nicht mehr die vorige, so daß sie ihren schweren Beruf nicht wie ehedem erfüllen konnte. Sie bekam Magen- und Brustkrämpfe und in Folge einer starken Erkältung eine hartnäckige Heiserkeit, die durch keine ärztliche Kunst weichen wollte, so daß sie endlich ihre Stelle verlassen mußte, um nach Württemberg zurückzukehren. Wie sie dieses ihr Leiden ansah, zeigte ihr Brief vom 10. Mai 1851 an meine Frau, in welchem sie unter Anderem schrieb: „Gelitten muß sein, ich muß eben immer in der Zucht stehen, und ohne Ruthen gerathen die Kinder selten wohl; ich brauche noch viel, bis mich der HErr vollendet hat, das spüre ich wohl. Ich möchte gern selig werden; aber da gehört eine große Reinigung dazu durch den Glauben; die geht bei mir nicht so leicht. Dem Fleische thut es oft weh, wenn es von ihm gezüchtigt wird; es kann es nicht begreifen, daß es doch nur die Liebe des himmlischen Vaters ist. Ich will mein Leiden annehmen als ein Liebeszeichen meines himmlischen Vaters und Erlösers; Er steht mir ja so treu zur Seite, Er wolle mich nur recht stark machen im Glauben, in der Liebe, in der Hoffnung ꝛc." Damals hatten wir die Freude sie bei der Rückkehr nach Württemberg einige Tage in unserem Hause zu sehen und uns an ihrer Liebe zu erfreuen, an ihrem Beispiele zu erbauen, durch ihre Worte zu stärken im Glauben und in der Geduld, obwohl ihr das Sprechen ungemein schwer wurde. Wir schieden von einander, beide mit der ziemlichen Gewißheit, daß wir uns in dieser Welt nicht wieder sehen würden, und unsere Gebete begleiteten sie auf ihrer Reise.

Ihr Ziel war Dettingen, wo sie mit ihrem Sohne zusammentreffen und bei dem Pfarrer Müller daselbst gegen ein Kostgeld bleiben wollte, bis ihre Gesundheitsumstände sich geändert oder der HErr sie vollendet hätte. Unterwegs von Colditz nach Leipzig saß sie ganz still im Postwagen, weil ihr das Sprechen sehr schwer wurde. Dieß merkte ein Mitreisender, der sehr gesprächig war,

*) Dadurch, daß die vorige Nummer zu einer Zeit gedruckt wurde, wo der Pilgerschreiber eben von einer längeren Reise zurückgekehrt war und der Pilgerverleger sich gerade auf einer Reise befand, ist es geschehen, daß in der ersten Hälfte dieses Aufsatzes in voriger Nummer ungebührlich viel Druckfehler stehen geblieben sind. Wir wissen, daß die lieben Leser den beiden Reisenden, die so selten zu einer Erholung kommen, den Mangel der Correctur gern verzeihen. An den mancherlei Verstößen gegen die deutsche Grammatik mögen die Kinder der Pilgerleser ihren Scharfsinn üben, wir wollen sie nicht verzeichnen. Nur Folgendes sei verbessert: S. 211 Sp. 2 Z. 12 u. Z. 25 v. o. lies Leinstetten, statt Linstetten; S. 222 Sp. 2 Z. 3 v. o. ist vor „ihr" ein Komma einzuschalten; S. 223 Sp. 1 Z. 5 v. o. lies Schönaich, statt Schöneich; S. 224 Sp. 1 Z. 5 lies: seinem Dienste, und in der folgenden Zeile ist vor „weichen" das Wort „zu" einzuschalten.

und da er hörte, warum sie so still und daß sie seit fünf Wochen heiser sei, erzählte er ihr Folgendes: Es sei ihm vor zwei Jahren auch so gegangen; er hätte einmal sehr geschwitzt gehabt und die Halsbinde heruntergethan, so daß es ihm auf die Luftröhre gefallen sei; mehrere Doctoren hätten ihm nicht helfen können, da hätten ihm endlich Kohlen von Erlen oder Buchen zu Pulver gemacht, täglich drei Mal einen Kaffeelöffel voll mit einer halben Tasse warmer Milch gerührt vollständig von dem Uebel wieder befreit. Sie dankte für dieses Mittel, ohne jedoch den bestimmten Vorsatz zu haben, es sogleich anzuwenden. Unterweges aber wurde ihr Uebel in Folge einer neuen Erkältung durch ein starkes Gewitter, das sie überraschte, als sie zu Fuße ging, dermaßen vermehrt, daß sie, als sie nach Dettingen kam, kein lautes Wort mehr sprechen konnte und man ihr schon zu einer Operation rieth. Da fiel ihr das Mittel wieder ein, das ihr unterwegs gerathen worden war, und sie ließ sich dasselbe bereiten. Und siehe! der HErr segnete den Gebrauch desselben wunderbar. Schon als sie das sechste Mal davon eingenommen hatte, kam ihre Sprache wieder, so daß sie den Namen ihres Sohnes mit heller Stimme rufen konnte. Dieser sprang vor Freuden darüber in die Höhe und bei Allen im Hause war ein Erstaunen, daß der HErr so Großes durch ein so geringes Mittel gethan habe. Von dieser Zeit an wurde ihre Gesundheit alle Tage besser und der Muth zum Leben und zur Arbeit kam wieder. Der 30. September, wo die Krankheit diese Wendung genommen, blieb ihr ein denkwürdiger Tag. Sie schrieb in ihr Schatzkästchen die Worte: Der HErr hat Großes an mir gethan, deß bin ich fröhlich. Hallelujah 1851. Wir erstaunten, als wir den 20. November einen Brief von ihr erhielten, der uns ihre Genesung mittheilte, und priesen mit ihr den HErrn, weil ja ein Wunder in unsern Augen sein mußte, was der HErr an ihr gethan. Als sie im Frühjahr 1852 sich noch mehr erholt hatte, wagte sie es sogar wieder eine ihr angetragene Stelle bei der Fürstin von Löwenstein in Sieb-leben bei Gotha anzunehmen, in der sie wieder zwei Jahre lang die treuesten Dienste leistete; allein ein neues Leiden, eine Art Lähmung am Arme nöthigte sie, diesen Dienst doch wieder zu verlassen, und sie suchte nun vom Jahre 1854—1856 bald da, bald dort in Württemberg ein Ruheplätzchen für ihren kränklichen Leib. Sie hatte besonders den Wunsch, nur noch vier Wochen bei ihrem Sohne leben und in seinem Hause ruhig sterben zu können; allein dieser hatte noch keine selbständige Stellung und er konnte sie nicht zu sich nehmen. Vornehmlich diese Jahre waren es, die das Bewußtsein ihrer Pilgrimschaft auf Erden und die Sehnsucht nach der rechten Heimath in ihr erweckten und vermehrten. Sie wählte sich jetzt schon ihren Leichentext: Klagl. Jer. 3, 24: „Der HErr ist mein Theil, spricht meine Seele, darum will ich auf Ihn hoffen.“ Da ihre Gesundheitsumstände bei alledem sich doch wieder etwas gebessert hatten, entschloß sie sich abermals eine Stelle zu suchen und übernahm die Leitung des Hauswesens bei Herrn Baron von Welk auf Liebau bei Plauen, so daß sie aufs neue in ihr zweites Vaterland, Sachsen, zurückkehrte. In diesem Hause fand sie eine sehr liebevolle, christliche Behandlung und sie pries deshalb die höhere Fügung, die sie dorthin geführt und sie auch mit der hochachtbaren Familie der Eltern des Hauses (in Riesa) bekannt gemacht hatte. Weil sie aber selbst sah, daß eine jüngere als die ihrige Kraft für das große Hauswesen nöthig war, und ihr außerdem noch die Aufforderung zu Theil wurde, dem jüngeren Sohne ihrer früheren Herrschaft, dem Baron Ernst von Palm, der damals noch unverheirathet war, die Haushaltung zu führen, so schied sie von dem ihr theuer gewordenen Welk'schen Hause, blieb aber mit demselben bis an ihr Ende in inniger Verbindung. Sie wandte sich nach Linz bei Großenhain, wo Herr von Palm seinen Wohnsitz hatte. Hier blieb sie in freundlichen Verhältnissen, bis ihr Sohn, der nun seine theologische Laufbahn mit Ehren vollendet hatte, im Jahre 1858 Pfarrverweser in Althütte in Württemberg wurde. Da endlich zog sie zu ihm. Wie dankbar war sie, nicht nur dafür, daß sie hier ihm seine Wirthschaft führen konnte, sondern auch dafür, daß der HErr ihre mütterlichen Gebete an ihm gesegnet und ihn zu einem gläubigen Prediger des Worts gemacht hatte, der mit ihr auf Einem Grund des Glaubens stand! Treulich stand sie ihm mit Rath und That auch in seinem seelsorgerischen Wirken zur Seite, treulich folgte sie ihm von Althütte nach Verden und endlich nach Thalheim, wo er eine bleibende Anstellung als Pfarrer und Seelsorger fand. Bei ihm ist sie bis an ihr am 19. Februar d. J. erfolgtes seliges Ende geblieben, auch nachdem er mit ihrer Einwilligung und nach ihrem Wunsche sich eine Lebensgefährtin erwählt hatte. Nur auf einige Monate folgte sie noch der Einladung einer theuern werthen Freundin im Herzogthum Sachsen-Meiningen (Frau von Künßberg auf Beulwitz), von wo sie sehr kräftig und gestärkt am 2. November vorigen Jahres zurückkehrte. Auch im Winter erfreute sie sich noch einer guten Gesundheit. Kaum war ihr in früheren Wintern so wohl gewesen; allein in der Nacht vom 13. zum 14. Februar erkrankte sie. Die Krankheit nahm später einen bedenklichen Charakter an und gab sich als Lungenentzündung zu erkennen. Sie redete nicht viel, aber ihre Gedanken waren auf den HErrn gerichtet. Oefters sprach sie: „Wie will ich mich freuen, wenn ich meinen Heiland sehen darf, der für mich so viel gelitten und mich erlöset hat.“ Einmal sprach sie: „Ich habe heute Nacht viel mit meinem Kleide umgehen müssen, und habe gefunden, daß es verzweifelt dünn ist.“ Ein andermal bemerkte sie: „Heute Nacht wurde mir der gekreuzigte Heiland recht lebendig vorge-

stellt." Mittwochs den 17. Februar sprach sie über die Worte der ersten Seligpreisung in der Bergpredigt: „Selig sind die geistlich Armen, denn das Himmelreich ist ihr." Am Donnerstag phantasierte sie etwa ½ Stunde, wobei sie zweimal recht deutlich sagte: „Nachfolgen, ja nachfolgen." Bald kam sie wieder völlig zu sich, und verfiel nicht mehr in Bewußtlosigkeit. Am Freitag fragte sie mit ziemlich schwerer Zunge: „Kommt Er noch nicht?" Ihr Sohn meinte, sie rede vom Arzt; sie aber richtete ihre Augen empor und sprach: „Der HErr im Himmel!" Ein andermal sprach sie: „Der HErr möge nur bald kommen, er mag kommen wie Er will!" Hierauf betete sie: „HErr vergieb mir alle meine Sünden und Uebertretungen um Deiner großen Barmherzigkeit willen." Ihr letztes Wort war: „Ihr dauert mich, ihr armen Kinder." Sie schied Abends 8 Uhr in den Armen ihres Sohnes und entschlief sanft wie ein müdes Kind. Wer so stirbt, der stirbt wohl! Sie schied zwar ohne Segen und eigentlichen Abschied, doch fand ihr Sohn später beides nach ihrem Begräbniß in einem vom 25. Januar d. J. datirten und an ihn gerichteten Briefe.

Am Montag Nachmittag war die Beerdigung. Vor dem offnen Sarg wurde Psalm 91. verlesen und von einem Freunde des Sohnes, gegen den die liebe Entschlafene auch mütterlich gesinnt war, gebetet. Auf dem Kirchhof wurde ihrer Anordnung gemäß gesungen: „Jesus meine Zuversicht ꝛc.", worauf ihr Sohn betete. Hiernach Gesang: Aller Gläub'gen Sammelplatz ꝛc. und Einsegnung des Sarges. In der Kirche predigte Herr Vicar Bezlen in Lauffen a. N. über den von ihr selbst gewählten Leichentext Klagl. Jer. 3, 24. in christlichem Sinne und Geiste. Die treffliche Predigt ist mit dem Lebenslauf der Seligen zugleich später gedruckt worden. (Heilbronn in der Schell'schen Buchdruckerei 1864.)

J. Bl.

Trauerbotschaft aus Indien.

Die lieben Pilgerleser, welche zugleich für das Missionswesen im Tamulenlande ein warmes Interesse haben, werden sich dessen erinnern, was im Leipz. evang. luth. Miss.-Bl. Nr. 4 berichtet worden ist, daß die beiden zuletzt abgeordneten Missionare, Wanske und Ahner, am 19. Decbr. 1863 durch Gottes Gnade glücklich in Indien angekommen sind. Was nun den Letzteren betrifft, so hat derselbe seit jener Zeit an das hochwürdige Miss.-Coleg. zu Leipzig nicht blos einen längeren Reisebericht, der aber verloren worden ist, geliefert, sondern auch ein in Nr. 8 des Miss.-Bl. enthaltenes Referat über die diesjährige in Trankebar abgehaltene Synode. Aber das war auch weder das letzte Lebenszeichen, welches wir aus dieser lieben Hand empfangen haben; denn es ist uns leider ganz unerwartet am vorigen Sonntag (d. 3. Juli) durch seinen Herzensfreund Br. Wanske die schmerzliche Trauernachricht zugegangen, daß der liebe theure Missionar Christian Friedrich Ahner am 22. Mai d. J. nach einem kurzen Krankenlager von dem HErrn in das Reich des ewigen Friedens abgerufen worden ist. Er starb an einem mit Blutandrang nach dem Kopfe verbundenen bösartigen Masernfieber, in einem Alter von 22¼ Jahren. Jesus Christus, der Gekreuzigte und Auferstandene, war seine Hoffnung, Trost und Stärke bis zur letzten Stunde.

Wer nun den Heimgegangenen näher kennen gelernt hat, der wird sich vielleicht noch vergegenwärtigen, welch eine liebenswürdige Erscheinung dieser junge Mann in jeder Hinsicht war, sowohl wegen seiner kindlichen Bescheidenheit, als auch wegen seines in lebhafter Unterhaltung sich kundgebenden ungeheuchelt freundlichen Wesens.

Wiewohl er nur einen kurzen Zeitraum im Dienste der Mission wirkte, so sind doch die Urtheile seiner Brüder dahin übereinstimmend, daß der Frühvollendete zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, da er sich dem dortigen Schulwesen mit einem wahrhaft brennenden Eifer hingegeben und einen so tiefen Einblick in dasselbe gewonnen hatte, daß er schon jetzt ein reifes Urtheil über das gesammte Schulwesen von der untersten Schule bis zur Universität zu geben vermochte.

Nur noch Einiges über den Verlauf seiner Krankheit bis zu seinem Todesstündlein.

Mittwoch (d. 18. Mai) früh 4 Uhr betete er sehr stark und kräftig um Vergebung aller Sünden, Gnade und Barmherzigkeit. Die ganze Mittwoch war sein Geist bei dem Missionsfeste in Leipzig und bei der Kircheinweihung in Mayaveram, die an demselben Tage stattfand.

Nachdem ungeachtet der sorgfältigsten Behandlung von Seiten zweier Aerzte der Zustand des Kranken sich mit jedem Tage verschlimmert hatte, kam der Sonnabend heran, an welchem er einmal sehr unruhig wurde und nach Hause verlangte. Bruder Schanz nannte ihm die rechte Heimath, und darauf antwortete er: Ja, das ist wahr. Die Frage nach der Bereitschaft zum Sterben beantwortete er ebenfalls bestimmt und ruhig mit „Ja". Am Abend 7 Uhr schien die Stunde seines Scheidens zu kommen. Die Brüder versammelten sich zum Gebete. Er betete mit, doch ohne Worte, nur bei dem Vaterunser wurden hin und wieder einige Worte verständlich. Der liebe Bruder Wanske setzt hinzu: „Unvergeßlich werden mir diese Töne bleiben, mit denen dieses in Gnaden angenommene Kind Gottes Wort für Wort dem Gebet und Segen folgte." Gegen 3 Uhr Sonntag früh war seine Seele heimgegangen. Gesicht und Stirn, die vorher noch gekämpft hatten, nahmen jetzt einen unbeschreiblich edlen, friedevollen, freudigen Ausdruck an.

Die Leichenbestattung (nach den dortigen Landesgesetzen innerhalb 24 Stunden erfolgend) war eine sehr feierliche und höchst würdige. Die trauernden Brüder

von den nächsten Stationen, welche den Entschlafenen alle so lieb gewonnen hatten, waren dazu eingeladen und geleiteten ihn nach vorhergegangener Begräbnißfeierlichkeit (Missionar Schauz predigtigte über Jes. 55, 6—9) zu seiner letzten Ruhestätte auf dem neuen Kirchehofe. Dort schlummert er nun im Frieden des HErrn Jesu bis zur großen Auferstehung. Das Andenken des Gerechten wird im Segen bleiben.

S. K.

Christliche Herberge in Dresden.

Die lieben Pilgerleser haben dann und wann etwas von Jünglingsvereinen, besonders von sächsischen, lesen können, und sie sind gewiß dem HErrn dankbar gewesen, daß sich unter der Jugend hie und da ein Häuflein gefunden hat, das in brüderlicher Gemeinschaft sich um Gottes Wort sammelt. Wenn wir freilich die große Zahl der starkbevölkerten Städte unsers Vaterlandes mit der geringen Zahl der Jünglingsvereine vergleichen und dazu wahrnehmen, wie klein meist die Schaar der Mitglieder ist, wie groß, erschreckend groß aber die Menge der Jünglinge ist, die im Taumel des Weltlebens dahingehen, so dürfen wir das Vorhandene allerdings nur als einen geringen Anfang ansehen. Doch, und deß wollen wir uns freuen, der HErr fördert Sein Werk. Einzelne neue Vereine bilden sich, ältere kräftigen sich zu neuem Wachsthume. Zu den letztentstandenen Vereinen gehört der in Löbau, dem der gnädige HErr fröhliches Gedeihen geben wolle.

Neben der Förderung der Jünglingssache aber geht ein nahverwandtes Streben her, das nämlich: den Tausenden von wandernden jungen Handwerkern statt des wüsten, seelenverderbenden Lebens in den gewöhnlichen Herbergen in den Städten, besonders den größeren, eine Stätte zu bieten, von der nicht allein jenes rohe Treiben ausgeschlossen ist, sondern wo auch die einkehrenden Wanderer in eine christliche Hausordnung eintreten, wo ihnen neben leiblicher Erquickung in verschiedener Beziehung ein guter Rath gegeben wird, und wo sie überhaupt eine Heimath finden können. „Herberge zur Heimath" nannte darum der um das geistliche Wohl der reisenden Handwerker sehr verdiente Professor Clemens Perthes die erste derartige Herberge, die infolge seiner Bemühungen in Bonn a. Rh. errichtet wurde. Seitdem haben sich christliche Herbergen über einen großen Theil Deutschlands, besonders Preußens, verbreitet. Unser sächsisches Vaterland stand bisher darin noch ganz zurück. Leipzig ist nun kürzlich der Hauptstadt des Landes zuvorgekommen. Aber auch in Dresden ist seit einiger Zeit die Errichtung einer christlichen Herberge im Werke. Die früher verweigerte Erlaubniß zur Errichtung derselben ist unter den durch das neue Gewerbegesetz veränderten Verhältnissen dem Vorstand des Dresdner Jünglingsvereins ertheilt worden, und durch die unentgeltliche Ueberlassung eines geräumigen Zimmers in demselben Hause, wo der Jünglingsverein seine schönen, von Freundeshand ihm gewährten Räumlichkeiten hat, ist dem genannten Vorstande ein geeigneter Raum zu Gebote gestellt. Darin sollen nun 4 Betten aufgestellt werden. Obwohl für eine Stadt von der Größe und Anziehungskraft Dresdens eine Herberge in größerem Maßstabe erwünscht wäre, so glaubt man doch in jenem freundlichen Anerbieten den Fingerzeig des HErrn zu erkennen, für den Augenblick nur nach Erreichung jenes bescheideneren Zieles zu streben. Freilich fehlen auch dazu die Mittel fast ganz, und die Kosten für vollständige Herstellung der Betten, wie für Anschaffung der nöthigen Wäsche in ausreichender Menge sind immerhin nicht unbedeutend. So ist wohl zu hoffen, daß unter denen, die von Herzen um das Kommen des Reiches Gottes bitten, also wohl auch unter den lieben Pilgerlesern der oder jener geneigt ist, durch eine Gabe ein Werk fördern zu helfen, das da dienen will die Seele der Jünglinge auf dies Reich hinzuweisen, und das der HErr, weil es in Seinem Namen unternommen ist, auch nicht ohne Seinen Segen lassen wird. Die Buchhandlung von Justus Naumann in Leipzig und Dresden, sowie der Hausvater des Dresdener Jünglingsvereins, Schuhmachermeister E. Koch, Neue Gasse 2, 2 Tr., und Herr Hoftischler Wagner, große Oberseer-Gasse 30 sind gern bereit, etwaige Gaben in Empfang zu nehmen und an den Vorstand des Vereins zu befördern.

Des Pilgers Bücherbericht.

Erbauliche Schriftauslegung.

Ausgewählte Psalmen im Anschlusse an die (Sonntags-)Evangelien des Kirchenjahres, ausgelegt von Prof. F. Schaubach, Rector in Meiningen. Halle, Mühlmann 1863. 246 S. 24 Ngr.

Dies Buch deckt auch ein Bedürfniß. Da ist für jeden Sonntag (warum nicht auch für die Festtage?) eine Psalmstelle, oft ein ganzer Psalm, wie er gerade zum Inhalt des jedesmaligen Evangelii paßt, ausgewählt und in kurzer, erbaulicher, glaubenstreuer Betrachtung ausgelegt, so daß ein Stück des Textes nach dem andern vorgenommen und verwerthet wird. Auch der Liederschatz der Kirche ist passend herbeigezogen. So eignet sich das Buch ganz besonders für den Gebrauch in kirchlichen Betstunden, aber auch im Hause kann es Segen stiften. Namentlich eignen sich die Betrachtungen um ihrer Kürze willen und wegen ihres Zusammenhanges mit dem Kirchenjahr, mit dem die armen Kranken so selten fortleben, zum Vorlesen an Krankenbetten.

Der erste Brief Petri in 20 **Predigten** ausgelegt durch Dr. Rudolph Kögel, ev. Pred. an d. deutschen Gemeinde im Haag (Niederlande). Mainz 1863. 345 S. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Gedankenreichthum der 1. Ep. St. Petri wird hier in wohldurchdachten, klaren Predigten ausgelegt, deren Form eine schöne und deren Inhalt ein treffender, an den Mann gehender ist. Daß die Predigten sehr viel auf die besonderen Verhältnisse der Gemeinde Bedacht nehmen, gereicht ihnen nur zum Lobe, obwohl ihr allgemeiner Werth dadurch verringert wird. —

Das Gebet des HErrn, nach Luthers kleinem Katechismus ausgelegt für Kirche, Schule und Haus von Hermann Opitz, Diac. in Meißen. Leipzig 1863. 126 S. 10 Gr.

Eine recht schlichte, treue Auslegung des h. Vaterunsers mit der nöthigen Einleitnng über das Gebet und das Gebet des HErrn überhaupt und einem Schlußwort über den Segen des Gebets — Alles in übersichtlich abhandelnder Form. Die Form der Ansprache würde vielleicht noch wirksamer gewesen sein. Bei der „Anrede" vermissen wir die Bemerkung, daß dieselbe nicht nur der ersten Person der h. Dreieinigkeit gilt. —

Kirchengeschichte.

Geschichte der christlichen Kirche für das allgemeine religiöse Bildungsbedürfniß dargestellt von Johannes Hübner, Missionsprediger. Neu-Ruppin 1863. 888 S. 2¼ Thlr.

Eine unparteiische Kirchengeschichte, der man viel Leser auch im Hause wünschen möchte. Wenn sie nur nicht gar so theuer wäre! Sie bietet aber auch möglichst viel und besonders ist die alte Missionsgeschichte mit erfreulicher Ausführlichkeit behandelt. Der Styl könnte hie und da etwas ebener sein.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Adler aus Sachsen.

Nº 30. Freitag, den 23. Juli 1854.

Die neuesten Ereignisse und Aussichten.

Aus 24. 25.—26.

Der Adler hatte vor mehreren Tagen in Aussicht gestellt, daß er über die neuesten Ereignisse berichten werde.

Wir haben nun diese Ereignisse, wenigstens die wichtigsten, vor Augen gehabt, und wollen nun versuchen, sie in ihrem Zusammenhange darzustellen, und zu sehen, was sie für Folgen und für Aussichten für die Zukunft haben.

Es ist sehr bedauernswerth, daß die Türken, welche bisher so tapfer gegen die Russen gekämpft haben, sich durch Unvorsichtigkeit und Uebereilung eine Niederlage zugezogen haben, die sehr viele Menschenleben gekostet hat, und die ihnen auch sonst großen Schaden gebracht hat. Es ist sehr zu bedauern, daß sie sich durch diese Niederlage haben bewegen lassen, einen Waffenstillstand einzugehen, der ihnen sehr nachtheilig ist, und der ihnen, wenn sie ihn nicht halten, wenn sie ihn brechen, sehr gefährlich werden kann. Es ist sehr zu bedauern, daß sie sich durch diese Niederlage haben bewegen lassen, Unterhandlungen mit den Russen anzuknüpfen, die ihnen nur sehr wenig Vortheil bringen können, und die ihnen sehr leicht sehr großen Nachtheil bringen können.

Wir sind gewiß weit davon entfernt, den Muth, die Tapferkeit, die Ausdauer, die Kriegskunst, welche die türkischen Heere, besonders die unter Omer Pascha, in den letzten Monaten gezeigt haben, zu verkennen, oder zu bezweifeln. Wir sind weit davon entfernt, zu glauben, daß die Türken, wenn sie nicht durch Uebereilung und Unvorsichtigkeit sich eine Niederlage zugezogen hätten, nicht auch ferner, wie bisher, den Russen große Niederlagen beibringen würden. Wir sind weit davon entfernt, zu glauben, daß die Türken, wenn sie nicht durch diese Niederlage sich hätten bewegen lassen, mit den Russen in Unterhandlungen zu tre

Und daß ferner diese Gebühr zur rechten Zeit gegeben werde, daß man den Seelen in der Stunde des Verzagens das rechte Wort des Trostes, in der Zeit des Irrthums die rechte Lehre, in den Tagen des Abfalls das rechte Zuchtwort biete, das ist die Klugheit, um die es dem HErrn neben der Treue zu thun ist, und die Er wiederum von jedem Seiner Knechte, je nach dem Maß des Werks, das Er ihm befohlen hat, fordert. Er kann's aber fordern, denn Er selber rüstet jeden Seiner Knechte nicht nur mit der Gebühr aus, die vertheilt werden soll, sondern auch mit der Erkenntniß der rechten Gebühr zur rechten Zeit. Beides aber muß Er fordern, Klugheit und Treue, keine ohne die andere, denn Treue ohne die Klugheit würde auf's Gerathewohl wirthschaften, und Klugheit ohne Treue würde zuletzt doch nur ihr Eigenes suchen.

Wo aber Beides zusammen ist — und es läßt sich in Wahrheit gar nicht von einander trennen, so daß man nicht treu wäre, wo man nicht klug sein wollte, und nicht klug, wo man nicht treu sein wollte — wo Beides zusammen ist, da ist's ein großes Ding um solchen Haushalter. Er ist ein großwichtiges Ding zuerst Seinem HErrn, dessen Haus dadurch in Stand gehalten wird. Und woran könnte doch dem HErrn der Kirche mehr liegen, als daß dies Sein Haus in gutem Stande bleibt? Er ist ein großwichtiges Ding dem ihm befohlenen „Gesinde", das stumm oder laut, weil es an ihn gewiesen ist, seine Gebühr von ihm fordert. Was liegt doch dem Schäflein mehr am Herzen, denn daß es gut geweidet wird? Die letzte Seligkeit aber hat der treue und kluge Knecht selbst davon, wenn er sein Amt redlich ausrichtet. Selig ist er, selig jetzt schon, weil er die Zukunft seines HErrn nimmer zu fürchten braucht, selig ist er, weil der HErr jederzeit zu ihm als ein gern Gesehener kommt; selig wird er aber auch sein, wenn der HErr kommt und findet ihn also thun. Da wird der Knecht seine Freude haben über das wohlbefriedigte Gesinde, seine Freude über die wohlangewendete Gebühr, seine Freude über die wohlausgekaufte Zeit; am meisten aber Freude über das Angesicht des wohlbedienten HErrn, der ihm begegnen wird mit Seinem: Ei, du frommer und getreuer Knecht! und wird ihn setzen über alle Seine Güter in Ewigkeit, nicht mehr zum Austheilen an die, die ihrer bedürfen, sondern zum Genießen mit denen, die durch Seinen Dienst gesättigt worden sind. Das wird eine Freude sein, beides bei den Aposteln und allen Trägern des apostolischen Amts, wie bei den sonstigen Knechten, die ein jeglicher an seinem Gesinde treu erfunden worden sind. Gelüstet's euch nicht ein wenig nach solcher Freude, ihr lieben Hausväter, die ihr für die Fülle, die ihr austheilen könntet, keine Augen, für das „Gesinde", das euch befohlen ist, keine Ohren, und für die Zeit, die ihr täglich mit ihm durchlebt, keinen Sinn habt, und darum bei aller guten Buchführung im Geschäft es noch nicht bis zu der Treue und Klugheit des Haushaltens gebracht habt, die mit den Ihrigen auch Hausandacht hält?

Und wenn's euch nicht nach dieser Freude gelüstete, vielleicht schreckt euch da das Wehe, das der HErr nicht versäumt über die untreuen Knechte auszusprechen? Das gilt den Knechten, die — sei's im heiligen Predigtamte, sei's im Hausvateramte, oder sonst in einem Knechtsberuf — ihr Lebetag nicht an die Rechenschaft ihres Dienstes bei der Zukunft des HErrn gedenken, die den bisweilen dennoch aufsteigenden Gedanken an die Zukunft des HErrn als einen verfrühten bei Seite legen, weil ja der HErr noch nicht gekommen sei und wohl auch nicht so bald, ja vielleicht gar nicht kommen werde, und die darum Schinder und Plager, nicht Haushalter an den ihnen befohlenen Seelen sind. Das sind gar traurige Knechte. Nur bitte ich dich nochmals, dabei ja nicht blos an die Prediger zu denken. Ja, ja, es ist wahr, es giebt auch heute noch Prediger, die nicht dienen wollen, sondern nur begehren, daß ihnen gedient werde. Die Heerde muß für sie ihre Wolle und ihr Fett lassen. Es giebt noch Prediger und wird wohl immer solch erbärmliche Knechte geben, die nicht fragen, wie die Leute in ihrer Gemeinde sterben, und wie sie zur Beichte kommen, sondern ob recht Viele sterben und ob recht Viele zur Beichte kommen, und was für die Vielen und von den Vielen bezahlt wird. Aber es giebt auch noch erschrecklich viel Hausväter und Hausmütter, die fressen blos das Fett und scheeren blos die Wolle ihrer Kinder, will sagen, die denken nur an den Profit, den sie bei ihrer Arbeit von ihren Kindern haben können. Sie saufen sich voll und die Kindern müssen dürsten nach dem, was ihnen ohne Geld und umsonst geboten werden könnte. Oder aber — damit wir nicht blos an das Greulichste erinnern — es giebt noch genug recht liebe Christen, die gehen alle Sonntage zur Predigt, alle Vierteljahre zum heiligen Abendmahl, aber nun und nimmer zu dem armen Kranken, der ihnen vor die Füße gelegt ist. Denkst du etwa, mein Lieber, der könne ja noch warten auf seine Gebühr, dieweil du so lustig issest und trinkest? Ja, warte nur! der Tag des HErrn wird nicht auf dich warten. Wir sollen auf ihn warten. Ehe wir's uns versehen, wird der HErr kommen, und dann, o wehe, wenn Er uns zerscheitern und uns, bei all unserer Freude an gläubigen Predigten, doch unsern Lohn geben müßte mit — den Ungläubigen. (Darum bekommst du heute im Pilger noch eine Lection für einen armen Kranken.)

Nach dem Wissen, das Jemand vom Willen seines HErrn hat, wird ihm das Maß der Strafe zugemessen werden, das er verdient hat. Drum gilt's, ein Knecht zu sein nach bestem Wissen und Gewissen, sich nach bestem Wissen und Gewissen zu bereiten und dann auch zu thun,

was man weiß. O, wie viel weiß man doch und thut, als wüßte man's nicht, thut's nicht, obwohl man es weiß! O, wie viel ist Einem doch gegeben — an Kraft für den Dienst des HErrn; wie viel ist Einem doch befohlen — an Schätzen zum Austheilen; wie viel wird darum gesucht, wie viel gefordert werden, und wie wenig, wie blutwenig würde — wenn es just in diesem Augenblicke an's Suchen und Fordern ginge — bei uns gefunden werden!

Darum eben lässet der HErr uns heute — d. h. bei Zeiten, vor dem jüngsten Tage — diese Seine Stimme hören, und will Allen, Allen eine Vermahnung an's Herz reden zu der klugen Treue, die Jedem seine Gebühr giebt, nach dem er's bedarf. Und eben das ist gar köstlich, daß er in diesem Stück auf die Frage des lieben Petrus keinen Unterschied macht zwischen den Trägern des heiligen, von ihm geordneten Predigtamtes und der Knechtsarbeit jedes einzelnen Gemeindegliedes. So kann sich Keiner damit beruhigen, daß er das Austheilen der Gebühr dem lieben Predigtamte allein in's Gewissen schiebt, und ist doch auch hinwiederum dem HErrn das Recht vorbehalten, etliche Seiner Knechte zu besonderem Dienste an der ganzen Gemeinde mit einer reicheren Fülle Seiner Gaben auszurüsten, ohne daß dadurch denen die Knechtsarbeit gehemmt wäre, denen weniger befohlen und gegeben ist, als den Dienern am Worte.

Seien die Aufgaben, seien die Gaben für die Aufgaben auch noch so verschieden, es wird an Predigern, wie an jedem Knechte, an jedem Knechte, wie am Prediger, je nach dem Maß der Gaben und Aufgaben nur das eine gesucht: die kluge Treue und die treue Klugheit. Das sucht Er auch an dir, wie an mir. Er decke aber mit Seiner alten Treue unsere bisherige Untreue zu und helfe uns mit Seiner immer neuen Treue, daß Er, wenn Er kommt, finde, was Er sucht. Denn wenn Er uns gebietet und verheißt: Suchet, so werdet ihr finden, so wär's doch gar betrübt, wenn wir Ihn dereinst nur suchen — und nicht auch finden ließen. Amen.

Etwas für die Kranken.

Von Samuel Urlsperger,
weil. Pfarrer zu St. Anna in Augsburg († 1772).

2. Von dem besten Patienten.

Wer Jesum in Seinem Leiden ansiehet, der muß bekennen, daß Er der beste Patient gewesen. Die ganze Geschichte, die hiervon aufgezeichnet worden, ist ein unwidersprechliches Zeugniß, gegen welches alles Einwenden Thorheit und Finsterniß ist.

Fragt man nach der Ursache Seines Leidens, so war es die höchste Unschuld. Will man Sein Verhalten unter demselbigen wissen, so findet man von innen und außen eine wunderbare und ganz unvergleichliche Geduld. Merkt man auf die Frucht dieses unerhörten Leidens, so ist es die Wiederzurechtbringung dessen, was durch den ersten Menschen verdorben worden.

Will man etwas zur Nachahmung darinnen haben, so stellt sich dir vor deine Augen ein Exempel ohne Exempel. Denn so unschuldig, so geduldig, so heilsam und erbaulich hat Niemand gelitten, als wie dieses Lamm Gottes; ja, Niemand hat also leiden können, weil der leidende ein Mensch ohne Sünde und der wahrhaftige Gott zugleich gewesen. Dieser, sagt Johannes (I, 5, 20.), ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben.

Indessen bist du doch, mein lieber Mensch, verbunden, diesem Exempel nach allen Kräften nachzueifern, sintemal es dir zu dem Ende durch die heiligen Männer Gottes hinterlassen ist, daß du in die Fußstapfen dieses besten Patienten in der That treten sollest (1. Petr. 2, 21.). Je näher du nun diesem Bilde kommst in deinem Leiden, das dich am Gemüthe oder am Leibe betrifft, ein desto besserer Patient bist du. Und je mehr du durch ein gottgefälliges Bezeigen unter deiner Trübsal in die Gemeinschaft der Leiden Christi eindringest, desto ähnlicher wirst du Ihm werden. Siehe, das ist der Grund dessen, was ich dir vom besten Patienten schreiben wollte.

Nun will ich noch einige Fußstapfen benennen, welchen du in dem Leiden, z. B. in einer schweren Krankheit, nachzufolgen hast, sofern du anders den Namen eines guten Patienten in der That tragen willst.

Der erste unter diesen Fußstapfen ist eine willige Aufopferung deines Willens an den Willen Dessen, der dir zu sagen hat. Der ist ein guter Patient, der nichts Anderes will, als was sein Arzt will; der thut und lässet, was derselbe von ihm gethan und gelassen haben will. Die meisten Patienten verderben sich durch ihren Eigenwillen. Soll dir gerathen werden, so mußt du keinen Willen haben. Das merke, und schaue doch auf Jesum, wie derselbe den Willen Seines himmlischen Vaters zu aller Zeit, vornehmlich aber in der Stunde des Leidens, für Seine einzige Regel gehalten und sich eben darinnen selig gepriesen hat. Es blieb dabei, was Er einmal sagte, nämlich: Meine Speise ist die, daß ich thue den Willen Deß, der Mich gesandt hat, und vollende Sein Werk (Joh. 4, 34.). Dieses Werk aber und Er mit demselben, ist vollendet mit dem Leiden und durch den Tod, also daß Er, wiewohl bei beständiger Unterwerfung Seines Willens in den Willen Seines Gottes, endlich sagen konnte: Es ist vollbracht! Lerneſt du in deinen kranken Tagen, und vielleicht bei sehr schmerzhaften Zuständen, das Eine: Ich will nur, was Gott will! so wirst du auch bei jeglicher und sonderlich bei der letzten Ueberwindung das

Andere sagen können: Es ist vollbracht! Der Gott, der dich zu solchem Leiden berufen hat, wird dich, so du anders als ein wahres Glied Christi eine kleine Zeit leidest, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen (1. Petr. 5, 10.). Aber, o wie viel sind der Unwilligen, bis man nur einen willig Leidenden findet! Es ist demnach wohl eine der unverschämtesten und gemeinsten Lügen, da der größeste Hause in's Gelag hinein singen und beten darf: HErr, wie Du willst, so schick's mit mir im Leben und im Sterben ꝛc. und wiederum: Dein Wille geschehe! da es nach ihres Herzens Verlangen vielmehr so heißet: HErr, wie ich will, so schick's mit mir ꝛc., und: Mein, nicht Dein Wille geschehe!

Der andere Fußstapfe, den du überhaupt im Leiden, besonders aber in Krankheiten betreten mußt, wenn du anders ein guter Patient sein und heißen willst, ist, daß du nicht nur immer dein Leiden und deine Schmerzen betrachtest, sondern daß du dein Auge vornehmlich über das Leiden hinaus, auf die Erlösung von demselbigen richtest, sofern dich anders dein Gewissen, welches freilich vorher von den todten Werken gereinigt sein muß, eine Erlösung hoffen lässet. Was that Jesus? Er, da Er als ein Uebelthäter behandelt und als ein Wurm und Fluch in Seinem Leiden und Tod angesehen wurde, zeigte, daß Er einen Gott habe, der Ihn herausreißen und verherrlichen werde. Daher es auch geschahe, daß, da Er unter der größten Verspottung dastand, Er zum zweiten Male sagte: Von nun an wird es geschehen, daß ihr werdet sehen des Menschen Sohn sitzen zur rechten Hand der Kraft und kommen in und mit den Wolken des Himmels (Matth. 26, 64. Marc. 14, 62.). Bist du nun mit Christo vor deinem Leiden und Kranksein Eins gewesen, so sollst du gewißlich auch in demselben Eins mit Ihm sein, darinnen, daß du deine Hoffnung auf Gott setzest und wissest, Er werde Dich herausreißen, deine Seele nicht ewiglich in Unruhe lassen, sondern die Stunde deines Leidens und deiner Schmerzen krönen mit vieler Ueberwindung, Herrlichkeit und Zufriedenheit.

In den dritten Fußstapfen wirst Du treten, wenn du dein Leiden und deine Krankheit nicht von ungefähr ansiehest, oder solches nur den natürlichen und Mittelursachen zuschreibst; sondern wenn du es blos und allein von der Hand deines Gottes annimmst. Das war der Sinn Christi, da Er dem furchtsamen und doch prahlenden Pilatus antwortete: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben worden (Joh. 19, 11.). Das bedenke auch du und sage zum Geiste der Krankheit: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre, entweder zu meiner Bekehrung oder Läuterung, oder überhaupt zu meiner Demüthigung von oben herab gegeben. Das Exempel Hiobs kann dich in diesem Punkte Vieles lehren. Komm und lies es; lies und prüfe es und das Gute daraus behalte und bringe es in Uebung.

Der vierte Fußstapfe, dem ein guter Patient nachfolget, ist, wenn er bezeugt, er sei das in der That, was er dem Namen nach heißt, nämlich ein Patient, d. h. ein geduldig Leidender. In Christo war die geduldige Leidsamkeit und leidende Geduld in ihrer allerhöchsten Vollkommenheit. Und weil in ihm eine Geduld war, die über alle Vernunft ging, so ward auch der Friede Seines Herzens, welcher gleichfalls höher war denn alle Vernunft, unter den Stürmen und Schmerzen unverrückt bewahrt. Suchst du nun Ruhe in deinem Leiden, so lerne Geduld von Christo. Kommst du zu Ihm als ein Schüler zu seinem Lehrmeister, so wird Er dich selbige gewiß lehren. Du aber wirst erfahren, daß, wie ohne Glauben es unmöglich ist, Gott zu gefallen, so sei es ebenfalls unmöglich, ohne Geduld ein gottgefälliger Patient zu sein, unmöglich, ohne Geduld den Willen Gottes an sich vollbringen zu lassen, unmöglich, ohne Geduld zu kämpfen, unmöglich, ohne Geduld die Verheißung zu empfahen, unmöglich endlich, ohne Geduld selig zu werden. Denn nur denen, die mit Geduld in guten Werken nach Preis und Ehre und unvergänglichem Wesen trachten, wird Gott das ewige Leben geben (Röm. 2, 7.).

Das laß dir vom heiligen Geist in gesunden Tagen in dein Herze schreiben, damit du in den kranken diese Vorschrift sogleich zur Hand habest. Laß dein Erstes sein bei jeglicher Krankheit, dich zu prüfen, ob du in den vier genannten Stücken deinem Jesu gleichstehest. Hast du schon einige Aehnlichkeit, wohl dir! es wird dir zu statten kommen. Hast du noch keine, so wirst du dessen Schaden leiden. Doch siehe solchen Zufall als eine neue Erweckung an, dem HErrn Jesu gleichförmig zu werden. Beschwere dich über nichts; denn sofern wir uns vor Gott beschauen, so bleibt des Schächers Ausspruch immer wahr an mir und dir: Wir sind billig in diesem Leiden, denn wir empfahen, was unsere Thaten werth sind (Luc. 23, 41.). Doch sind diese Worte anders wahr bei Frommen, anders bei Gottlosen, wenn sie leiden. Bist du ein guter Patient, so wirst du mich wohl verstehen und keines dieser Worte weder zur Heuchelei und verstellten Demuth, noch viel weniger zur Sicherheit und Aeffung deines Gottes mißbrauchen; sondern glauben und in der That beweisen, daß man auch in Krankheiten seine Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen müsse. Dazu mir und dir die Lehre, das Exempel und die Kraft Jesu Christi reichlich angeboten ist. Amen.

Johann Menzer.

Dieser Mann dürfte wohl allen Pilgerlesern, wenigstens dem Namen nach, bekannt sein. Er ist der Dichter des Liedes: „O daß ich tausend Zungen hätte ꝛc." Dieser

Gesang wird gesungen, so weit evangelische Christen wohnen, und wem wäre er noch nicht zum Ausdruck des Dankes geworden, der aus dem eignen bewegten Herzen jubelnd emporstieg? Menzer wurde den 27. Juli 1658 zu Jahmen bei Bautzen geboren. Er ist somit ein Zeitgenosse Paul Gerhardt's, der 1668 auch örtlich in seine Nähe kam, nämlich nach Lübben in der Niederlausitz. Menzer besuchte zuerst in Bautzen die lateinische Schule und ging dann nach Leipzig, um Theologie zu studiren. Wohin er sich nach vollendeten Studien gewendet, ist unbekannt. In seinem 32. Jahre, am grünen Donnerstage 1691, wurde er zum Pfarrer von Merzdorf ordinirt. Nach 2 Jahren, 1693 den 15. Novbr., kam er nach Hauswalde, ¼ Stunden von Pulßnitz. Auch hier hat er, wie in seinem ersten Amte, mit großem Segen gewirkt, ob er gleich wiederum nur kurze Zeit daselbst war; denn schon Michaelis 1696 ist er in Kemnitz bei Bernstadt in der Oberlausitz installirt worden. Er war ein treuer Prediger und Seelsorger. Wie sehr ihm das ewige Wohl auch seiner früheren Gemeinden immer noch auf dem Herzen lag, beweisen mehrere Briefe, die er von Kemnitz aus an seine Amtsnachfolger in Hauswalde gelangen ließ. In einem dieser Briefe heißt es unter Anderem: „Ob ich gleich von den vorigen Schäfchen dem Leibe nach entfernt bin, so höre ich doch nicht auf, für sie in beständiger Liebe zu beten und daher kann ich des treuen Nachfolgers in der heiligen Sorge nicht vergessen. Ach, wenn wir alle doch fein fest in der Liebe und Fürbitte zusammenhielten, es sollte dem Feinde größerer Abbruch geschehen, als bei so kaltsinniger Trennung!" O daß doch dies recht zu Herzen genommen würde! Menzers Nachfolger in Hauswalde, M. Theodor Gottlob Manitius, preiset es als eine hohe Gnade von Gott, zwei so würdige Vorgänger im Amte gehabt zu haben, als Chladni und Menzer. Ersterer war 1637 in Ungarn geboren, seit 1667 Pastor zu Kremnitz daselbst; 1673 aber wurde er nebst vielen andern evangelischen Predigern von den Katholischen des Evangelii halber aus Ungarn vertrieben.

Menzer stand in freundlichem Verkehr mit der Freifrau von Gersdorf, der Großmutter Zinzendorfs, und später auch mit diesem selbst; auch Schwedler, Pfarrer zu Niederwiesa, der Dichter des Liedes: „Wollt ihr wissen, was mein Preis", war sein Freund. 1726 gab Menzer den „Evangelischen Psalter von 10 Saiten oder Reibersdorfer Gesangbuch" heraus, in welchem mehrere seiner Lieder zu finden sind. Er hatte im Ganzen über 100 Lieder gedichtet, deren Manuscript ein Gemeindeglied von Kemnitz bis vor einigen Jahren noch besaß; leider aber ist es nun bei einer Feuersbrunst mit verbrannt. Von Mehreren wird Menzern auch das bekannte Passionslied: „Der am Kreuz ist meine Liebe", zugeschrieben. Dies Lied stammt aber wohl sicher von Johann Ernst Greding her (geb. in Weimar, starb als Pfarrer bei Hanau). Aus dem Liede von Menzer: „Nur Jesus, nichts als Jesus heißet die Losung auf das neue Jahr", erkennen wir sein innigliebendes und treues Gemüth und wie fest er im Mittelpunkt des Evangelii stand. Daraus entsprang denn auch seine Unerschrockenheit und Kühnheit, die sich z. B. recht in dem Liede abspiegelt:

„Wenn so viel tausend Teufel wären,
Als an den Ufern Körnchen Sand,
Als Tropfen sind in allen Meeren,
Als Sonnenstäubchen durch das Land:
So fürcht' ich doch dieselben nicht;
Denn Jesus ist mein Heil und Licht!"

Ziemlich allgemein bekannt ist, daß er das Lied: „O daß ich tausend Zungen hätte", nach dem Brande seines Hauses gedichtet hat. — Wer ein so treuer Jünger des HErrn ist, wie Menzer, kann nicht vom Kreuze verschont bleiben. Er hatte viele Anfechtungen; doch er singt:

„Ihr sprüht umsonst, ihr Höllenflammen!
Ich werde durch euch nicht erschreckt;
Ihr sollt mich nimmermehr verdammen,
Weil mich des Heilands Unschuld deckt!
Ist Jesus nur mein Heil und Licht,
So fürcht' ich euren Abgrund nicht!"

Auch von menschlichen Zungen, wie man aus seiner Grabschrift ersehen wird, hatte er zu leiden; dadurch aber ließ er sich noch viel weniger bange machen:

„Ja, gäb' es auch mehr Läster-Zungen,
Als man auf Aeckern Aehren zieht,
Als jemals Gräschen sind entsprungen,
Als man in Hecken Stacheln sieht:
So fürcht' ich doch dieselben nicht;
Denn Jesus ist mein Heil und Licht!"

Ehe Menzer nach Kemnitz kam, hatte er sich mit Jungfrau Even Marien, Christoph Meindels, Bürgers und Kaufmanns zu Regensburg zweiter Tochter, verheirathet, welche ihm nachher 6 Kinder gebar und 1701 am 3. Februar im Wochenbette nach der Geburt von Zwillingen verstarb, ihres Alters 32 Jahre 9 Monate. Menzer schrieb dabei ins Kirchenbuch:

„Mein Gott, Du beugest mich sehr tief durch diesen Tod,
Ich fühle Deine Hand in tausendfacher Noth.
Ihr thust Du wohl, mir weh; doch thust Du es aus Liebe.
Ach gieb, daß ich mich nicht mehr als Du willst betrübe."

Im Jahre 1704 verheirathete er sich zum zweiten Male mit Jungfrau Anna Magdalena Nitz aus Bautzen, welche ihm 7 Kinder gebar, ihn selbst auch überlebte. Es starben ihm in 3 Monaten 4 Kinder, bei deren Namen im Kirchenbuche Folgendes steht:

„Ach Gott! ach liebster Gott! Du machest Schmerz auf Schmerzen,
Du reißest Stück auf Stück von meinem Va terherzen.
Doch Deine Liebe thut's; drum geb ich mich darein;
Mir gnüget, wenn Du nur mir stets wirst gnädig sein.
Jesu miserere." d. i. Jesu erbarme Dich!

Bei dem Tode seiner Tochter Elisabeth findet sich folgende Stelle im Kirchenbuche: „Ach mein Gott! wie thust Du einen so schmerzlichen Riß nach dem andern! Doch es sei auch dafür Dein heiliger Name gelobet." — Menzer verschied 1734 den 24. Febr. früh ¼4 Uhr, im 76. Jahre seines Alters. Seine letzten Worte waren: Halleluja! Amen, Jesu, mein Erbarmer! Begraben wurde er an einem Tage mit seiner nach Bautzen verheirathet gewesenen Tochter, den 3. Mai. Auf seinem Leichensteine, der jetzt unlesbar sein dürfte, da das Folgende bereits vor 22 Jahren nur mit der größten Mühe gelesen werden konnte, steht: „Denkmal Herrn weiland Johann Menzers, welcher ordentlich berufener Seelenhirte ward Anno 1691 zu Mertzdorf, Anno 1693 zu Hauswalde und 1696 allhier zu Kemnitz. Er verheirathete sich mit Jungfrau Eva Maria Meindlerin, 2) mit Jungfrau Magdalena Nitzin, lebte in vergnügter Ehe mit der 1., 5 Jahre 3 Monat, mit der 2. 29 Jahre 3 Monate, mit dem Segen von 13 Kindern und 7 Kindeskindern; von denen samt der ersten Mutter 12 ihm im Grabe und Himmel Gesellschaft leisten."

„Er beschloß sein kreuzvolles Leben, das ihm sonderlich zuletzt noch sauer gemacht wurde von Feinden des Kreuzes Christi an einem Steck- und Schlagflusse, sehr erbaulich. Seine letzten Worte waren: Halleluja! Amen, Jesu, mein Erbarmer; und verschied Anno 1734 den 24. Febr. früh ¼4 Uhr, im 76. Jahre seines Alters und im 43. Jahre seines Amtes. Sein bewährter Trost war: Gott ist getreu ꝛc."

„In der Welt war mein Wol schwach, aber im Himmel ist mein Gewinn. Halleluja."

Eine Tochter des Wandsbecker Boten, Matthias Claudius, die Gattin des Buchhändlers Perthes in Hamburg, schrieb einmal, wie in „Perthes Leben" mitgetheilt wird, zu Weihnachten an ihre Tochter: „Laßt uns in diesem Augenblick einmal aus Herzensgrund Gott danken und uns und die uns nahe sind vertrauensvoll und glaubensvoll in Seine Arme legen und fröhlich sein. Lies den Gesang in unser Aller Namen: O, daß ich tausend Zungen hätte ꝛc. Er kommt Einem recht zu Hülfe, der liebe Gesang, wenn man sich nicht zu helfen weiß." — Und als ihr die Geburt des ersten Enkels verkündigt ward, da begann sie ihren ersten Brief an die Tochter wieder mit den Worten: „O, daß ich tausend Zungen hätte! Ja, Gott helfe mir danken und preisen, daß mein Wunsch und Gebet erhört ist. Ich habe von jeher das Gefühl in mir, daß man lange nicht so inbrünstig danken, wie bitten kann, oder als wenn der Dank immer zu kurz im Vergleich mit der Bitte sei." —

Und so mag es noch gar manche christliche Familie geben, in der dies Lied der immer wiederkehrende Ausdruck des Dankes bei häuslichen Freudenfesten geworden ist und, so zu sagen, die ganze bisherige Familiengeschichte mit durchlebt hat. Mich däucht, es habe sich nicht blos durch den Schwung seiner Verse soviel Freunde erworben, sondern namentlich dadurch, daß es so demüthig dankt und wie im Anfang, so noch am Ende die Sehnsucht nach besserem Danke ausspricht, die ein rechter Christ nun einmal hienieden nicht loswerden wird. Was übrigens den Schlußvers des Liedes betrifft, so ist es, selbst wenn Menzer so geschrieben, nicht richtig, zu singen:

Im Himmel soll es besser werden,
Wenn ich ein schöner Engel bin.

Denn die Schrift weiß nichts davon, daß wir Menschen im Himmel zu Engeln werden, sondern nur, daß wir sein werden „gleichwie die Engel Gottes im Himmel." (Matth. 22, 30.)

Es ist daher wohl richtiger, man singt statt obiger Worte so, wie es in neueren Gesangbüchern steht: Wenn ich bei Deinen Engeln bin; oder: wenn ich gleich Deinen Engeln bin.

Eine derartige Aenderung, die das Lied in besseren Einklang mit der Schriftwahrheit stellt, hat eben so gutes Recht, als die hinreichend bekannten Liederverwässerungen Unrecht haben. —

Etwas vom Ungeziefer.

Da setzte sich mein Oheim Andres auf seinem Lehnstuhl zurecht und sagte zu mir: Lieber Vetter, da muß ich mir eine frische Pfeife stopfen und dir eine Geschichte erzählen.

Nicht wahr, lieber Leser, das ist ein sonderbarer Anfang, denn du weißt ja gar nicht, wer ich bin und wer mein Oheim ist; das muß ich dir denn vor allen Dingen sagen. Was mich betrifft, so heiße ich Hans Obenaus und ist von mir nicht viel zu sagen, denn daß ich ein junges, heißes, unbedachtes und unwissendes Blut war zu der Zeit, da es sich begab, daß mir mein Oheim eine Geschichte erzählen wollte. Ich meinte aber, ich sei recht klug und wisse Alles viel besser als der alte Mann. Dabei hatte ich doch aber das Gute, daß ich mir gern von ihm eine Geschichte erzählen ließ und nach einigen Einreden gewöhnlich die Segel strich und ihn Recht haben ließ. Und das habe ich denn auch nicht bereut, denn mein lieber, seliger Oheim hatte in allen Dingen recht, dieweil er seine Weisheit an der rechten Quelle, nämlich aus Gottes Wort schöpfte, und ich hätte viel besser gethan und manchen Schaden und Schande nicht gehabt, wenn ich ihm noch viel mehr, als ich gethan, gehorcht hätte. Meines Zeichens und Gewerbes aber bin ich ein Gerber, anjetzt ein wohlbestallter Meister, dazumal ein angehender Geselle, der noch gar viel mit dem Leder gemein hatte, so durch seine Hände ging, ehe es in der Lohe gebeizt und erweicht und mit dem Schabeisen glatt und gefügig gemacht war.

*) Wer sich an die Ueberschrift stößt, der lasse sie einstweilen weg und mache sich dann am Schlusse, wenn er kann, selber eine bessere.

Von meinem Oheim Andres aber muß ich schon ein wenig weiter ausholen, denn das war ein gar absonderlicher Mann. Nicht etwa, daß er eine hohe Stellung im Leben gehabt hätte, er war auch kein reicher Mann; aber er war ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein gläubiges, demüthiges, einfältiges Gotteskind, und eben in seiner Demuth und Einfalt so überaus weise. Er hatte ein kleines Gartengrundstück in der Vorstadt eines kleinen Landstädtchens und daselbst baute er mit unverdrossenem Fleiße allerlei Obst und Gemüse, von dessem Ertrag er seine zahlreiche Familie nährte, gerade so, daß es immer zulangte bei knapper Wirthschaft, und daß nichts überblieb als ein Almosen für noch Aermere und manch ein Scherflein für fromme Zwecke. Aber ein sinniger Mann war er, mein Oheim; die ganze Natur webte und lebte für ihn, jedes Blümlein, jedes Vöglein, jeder Baum und Strauch hatte ihm etwas zu erzählen von den großen Geheimnissen des Gottesreiches, und er verstand ihre Sprache aus dem Grunde und wußte sich ihre Sprüchlein gar lieblich aus- und zurecht zu legen. Nichts Erquicklicheres gab es, als ihn mit seiner Kinderschaar, die er schon in früher Jugend zum Fleiße anhielt, in seinem kleinen Garten scharwerken zu sehen und zuzuhören, wie er ihnen in allerhand Gleichnissen und Geschichten, wie sie ihrem kindlichen Verständniß angepaßt waren, die Heilswahrheiten des Christenthums oder Weisheitssprüche für's Leben lebendig machte. Ja, das war sein eigentliches Feld, da war er unerschöpflich, Geschichten zu erzählen. Das wiederholte sich im Laufe jeden Gesprächs unzählige Mal: Vetter, da muß ich dir eine Geschichte erzählen! So einfach und still sein Leben dahin geflossen war, er hatte es getreulich benutzt, sich daraus einen reichen Schatz von Erfahrungen zu sammeln, und war als ein guter Hausvater allezeit bereit, Altes und Neues aus seinem Schatze hervorzubringen. Er steht mir noch lebendig vor der Seele, in seinem Garten in Hemdärmeln und schwarzen Lederhosen, die Zipfelmütze auf den grauen Haaren, auf seinen Spaten gestützt, wenn er anhub, indem er sich auf das Werkzeug lehnte und ein wenig vom Schaffen ausruhte: Vetter, da muß ich dir eine Geschichte erzählen! oder wie er nach des Tages Last und Hitze gemüthlich bei einem Glase einfachen Bieres und einer Pfeife Tabak im Lehnstuhl saß und freundlich begann: Vetter, da muß ich dir etwas erzählen, was mir passirt ist!

Nun weiß der liebe Leser etwas von mir und meinem Oheim; ich war seiner Schwester Sohn und er hatte es dahin gebracht, daß ein ehrenwerther Gerber des Städtchens, sein alter Freund und Gevatter, mich als Lehrling aufgenommen hatte; bei demselben stand ich auch später als Geselle in Arbeit. In Ewigkeit will ich's der treuen Seele nicht vergessen, was er mir in meiner Lehrzeit gewesen ist und wie treulich er an meiner Seele gearbeitet hat; daß ich jetzt als ein wohlbestandener, an Leib und Seele gesunder Mann dastehe und in Ehren mein Brod verdiene, das verdanke ich nächst Gott meinem lieben Oheim Andreas Hase.

Wie kam's denn aber, daß er mir gerade damals eine Geschichte erzählen wollte? Auch das sollst du, lieber Leser, hören. Ich war, wie ich dir schon mitgetheilt und wie mein Name Hans Obenaus besagt, ein junges, übermüthiges Blut und dünkte mich sehr weise und klug. Nun war es gerade damals der Anfang der neuen bösen Zeit, in der die Speichellecker des Volkes diesem einzureden begannen, es sei eigentlich jeder Hans Dampf unter ihren Zuhörern viel klüger und viel mehr zum Regieren geeignet, als alle Fürsten und Rathsherren der Welt; denn zum Regieren gehöre nicht, daß Einer etwas gelernt habe, sondern da reiche jedes Muttersöhnleins angeborener Witz und Verstand aus, und von solcher Waare treffe man weit mehr bei den unverdorbenen und ungelehrten Bürgern und Bauern und Gesellen, als bei den hochgelehrten, aber auch grundverkehrten Herren von der Obrigkeit. Solche Weisheit gefiel uns jungen Burschen ganz absonderlich wohl, und wir wurden nicht müde, uns diese angenehmen Dinge hundertmal in verschiedenen Wendungen wiederholen zu lassen, und zum hundertsten Male gefielen sie uns nicht schlechter, ja wohl gar viel besser, als zum ersten Male. So hatte denn auch in der Nähe unseres Städtchens ein solcher Volksfreund und Volksbeglücker, seines Zeichens ein Advocat, eine solche Volksversammlung angesagt, um einige Nothstände der Zeit unserer Weisheit zur Kenntnißnahme und Entscheidung vorzulegen. Er hatte dabei eine herrliche Rede gehalten und uns sonnenklar bewiesen, das Unglück Deutschlands sei es eigentlich, daß es einige dreißig Fürsten habe, und jeder dieser Fürsten habe wieder einen ganzen Hofstaat von Räthen und Schreibern und Ministern, und diese hätten wieder ihre Unterschreiber und Unterbeamten und die seien eigentlich nichts anderes, denn ein unnützes Unge-

ziefer, das den Bürger und Bauern auffresse, Blutegel, die am Marke des Landes sich fett saugen. Das sei eine Heidenwirthschaft und der müsse ein Ende gemacht werden; man müsse den Bundestag fortjagen und dann die Fürsten alle, und müsse sich einen einzigen Kaiser für ganz Deutschland wählen, der müsse aber eine Verfassung beschwören, daß er ganz nach des Volkes Willen regieren wolle, und das Volk müsse ihm seine Räthe und Minister setzen, Leute, die des Volkes Wohl im Auge hätten, nicht solche Schweifwedler und Speichellecker, die zu allem Ja sagten, was ein gekröntes Haupt wünsche und begehre. Das Volk sei eigentlich ein Regent von Gottes Gnaden und müsse sich selbst regieren; ja Jeder, der das Seine zum allgemeinen Leben beitrage, jeder Bürger und Bauer, jeder Gesell und Knecht, müsse mit im Regimente sitzen. Dann werde die rechte goldene Zeit angehen, Milch und Honig in Strömen fließen und die Erde ein Paradies sein. Dies hatte das Männchen mit heftigen Worten und Geberden, auch an passenden Stellen mit einigen Witzen und Rührungsthränen auf dem Gänseanger eines Dorfes vor einigen hundert Zuhörern gepredigt, und wir hatten Maul und Nase aufgesperrt, wenn er uns: geehrte Volksversammlung und: ihr Bürger oder: ihr Männer anredete. Als nun die Volksversammlung geschlossen war und die Männer und Bürger, Weiber und Kinder mit eingerechnet, sich zerstreut hatten, da fühlte ich, daß mir die schönen Redensarten und großen Ideen von Volksbeglückung zwar in den Kopf gestiegen waren, wie ein Glas Branntwein, den Magen aber nicht zu füllen vermocht hatten. Ich hungerte und dürstete und beschloß, in der Dorfschänke mich mit einem Imbiß zu erquicken. Als ich in die Stube trat, da lehnte der behäbige Wirth oben auf seinem Schänktritte an der Säule und unten an einem Tische saßen zwei Leute aus der Stadt, die ich gut kannte, der Mohrenpeter, der in der Apotheke zum schwarzen Mohren lernte, und der Säbelbastel, so genannt von seinen krummen, säbelförmigen Beinen, mit denen er aber ganz flink auszuschreiten verstand, wie er sich denn vom Botenlaufen nährte. Aber noch besser als mit den Beinen wußte er mit der Zunge sich zu behelfen; er hatte ein so gutes Mundwerk und war so schwer zum Schweigen zu bringen, daß man scherzend in der Stadt sagte: wenn der Säbelbastel einmal sterbe, werde man wohl sein Maul aparte todtschlagen müssen. Leider hatte er einen Uebelstand zu tragen, recht eigentlich zu tragen, nämlich einen gewaltigen Höcker auf dem Rücken, der ihm zuweilen, namentlich im Gehen, durch seinen Druck den Athem benahm, so daß er seinen Nebenmann zum Worte kommen lassen mußte. Hier in der Schänke aber fehlte ihm der Athem nicht, und als ich mich zu ihnen setzte, hatte er eben alle Schleußen seiner Beredtsamkeit aufgezogen, und schimpfte und wetterte nach Noten über das Ungeziefer, welches das Volk auffresse, wozu er alle Fürsten und Obrigkeiten und Pfarrer und Amtsleute und besonders auch die Soldaten rechnete.

(Fortsetzung folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

(Kirchengeschichte.)

Leitfaden beim Unterricht in der Geschichte der christlichen Kirche für evangelische Volksschulen. Nebst Zeittafeln zur Kirchengeschichte von Ottobald Bischoff, Rector in Stettin. 2. Aufl. Leipzig 1862. 7½ Gr.

Für die Volksschule auf dem Lande fast zu viel Stoff. Die Zusammenstellung der Geschichte in Geschichtsbilder ist für den Schulzweck ganz passend. In Schulen unirten Gebiets wird das Büchlein viel Freunde gewinnen, für lutherische Schulen hat es zu wenig Gerechtigkeit für die Lehrkämpfe des 16. und 17. Jahrhunderts.

Evangelische Erinnerungen. Predigten aus der Geschichte der evangelischen Kirche gehalten von Sengelmann, Pred. in Hamburg. Hamburg, Oncken, 1864. 127 S. 15 Gr.

Es ist ein gar guter Gedanke, der christlichen Gemeinde in Nebengottesdiensten, denn in solchen sind die angezeigten Predigten gehalten, bei Gottes Wort auch Gottes Werk zu predigen und sie mit der Geschichte der Kirche bekannt zu machen. Der Verf. sagt ganz richtig in der Vorrede: „Gemeindeglieder, die da wissen, wie die Väter im Glauben gelebt, für ihn gelitten und gestritten, werden durch falsche Weltweisheit sich nicht so leicht die alten Kleinode entreißen lassen und eben so sehr vor jenen Schwärmern bewahrt sein, die zwischen unserer und der apostolischen Zeit nichts Anderes als Abfall und Verfall erkennen und beide mit selbstgesponnenen Seilen direkt an einander zu knüpfen versuchen." Und weil das in der That heutzutage wenig Gemeindeglieder wissen oder bedenken, so seien ihnen die hier gebotenen Lebensbilder Melanchthons, Bugenhagens (mit besonderer Beziehung auf Hamburg), der evangelischen Märtyrer (Heinr. v. Zütphen), Paul Gerhards, Gustav Adolfs, Speners, Francke's und Zinzendorfs, wenn dieselben auch nur die Lichtseiten aufweisen, auf's beste empfohlen. Mit einer Predigt über Röm. 3, 28., die den obersten Grundsatz der Arbeit Luthers in's Licht stellt, Luthers Lebensgang aber als bekannt voraussetzt, wird der Anfang gemacht.

Siloah oder die Brunnen des HErrn. Ein Buch für Kranke und Leidende, namentlich für Solche, welche Heilquellen und Heilbäder beziehen, von Ferd. Altmüller, Pf. in Kurhessen. Frankfurt a. M. Brönner 1863. 193 S. Carton. — 16 Ngr. Mit Goldschn. — 20 Ngr.

Ein recht erfreuliches Büchlein, das sich Jeder mitnehmen sollte, der genöthigt ist einen Badeort zu besuchen. Der Inhalt nimmt sichtlich meist auf Personen Rücksicht, die dem Evangelio noch fern stehen, und greift mit kluger Hand in deren Bildungskreise hinein. Die Sage, die Geschichte, die Dichtung der Aelteren wie der Neueren, die Länderkunde, die Völkerkunde, kurz, alles Mögliche wird herbeigezogen, um auf das eine Nöthige hinzuweisen, das man überall wie den goldenen Faden durch das Büchlein hindurchschimmern sieht. So wird beides zugleich, Belehrendes und Erbauendes in schöner Durchdringung geboten. Den Titel finde ich nicht ganz practisch. Es gibt unter denen, die das Buch am meisten im Auge hat, Manchen, der schon um des „biblischen Titels" willen das Buch aus der Hand legen wird. Den Pilgerlesern aber, die es gebrauchen, wünscht der Pilger Genesung des Leibes und Stärkung der Seele.

†* Bayreut, 6. Juli. Seit dem 1. Juli erscheint dahier bei C. Giessel unter dem Titel: „Bayreuter Sonntagsblatt" eine für Erbauung und Belehrung berechnete Wochenschrift. Die Redaction des Sonntagsblattes hat unter Mitwirkung mehrerer Herren Geistlichen Herr Consistorialrath Dr. Krausoldt dahier übernommen. Der Preis des Blattes beträgt vierteljährlich 18 Xr.

Briefkasten.

Herrn P. G. A. C. in W. Herzlichen Gruß und Dank für den Aufsatz. Aehnliches ist jederzeit willkommen.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Adler aus Sachsen.

Nr. 28. Dresden, den 30. Juli 1864.

Von jüdischen Versorgungs- und Privilegien.

(Aus: Die Grenzboten.)

Gewisse Parteien sind, wie es scheint, darüber in Verlegenheit, was sie mit der Judenfrage anfangen sollen, seit Bismarck gedroht hatte, auch diese Frage, wie die Bundesreform, für die gemeinsame Lösung empfangen zu wollen. Sie wissen nicht, was sie mit ihr machen sollen. Bismarck, der sie dazu gemacht hat, kümmert sich um gar nichts. Bismarck ist Bismarck. Aber die Judenfrage ist eine Frage, die sich nicht so leicht beiseite schieben läßt. Sie ist eine Frage, die sich nicht so leicht beiseite schieben läßt, wie die Frage, ob Bismarck ein Mann ist, der sich in Deutschland zurechtfindet, oder ob er ein Fremdling ist

Nun aber kann ich getrost sein, denn Du hast auch damals die Welt überwunden. Ich kann auch getrost sein, wenn die Feinde Deiner Person und Deines Werkes noch heute ganz ebenso mit Dir und mit Deinem heiligen Leibe, der Kirche, fahren, wenn sie noch heute sich als die Lebensretter Christi, als die Lebensretter Seiner Kirche geberden — nur um sich diesen Christus und Seine Kirche möglichst weit vom Halse zu schaffen. Du weißt ja, wie sie's noch heute treiben, Deine Feinde. Du weißt, wie sie sich stellen, als meinten sie's herzensgut mit Dir und mit Deinem Reiche und als müßten sie Dein „reines Christenthum" mit ihrem heuchlerischen Munde bewahren vor dem Tode und haben doch keinen lebendigeren Gedanken im Herzen, als wie sie Dich bei Seite brächten. Aber Du stehst heute noch, wie damals, mitten unter diesem heuchlerischen Geschlecht. Und wie standst Du damals?

Seht doch, meine Lieben, wie sich der HErr in unserem Texte den falschen Freunden gegenüber aufrichtet in der ganzen Majestät Seines gottgeordneten Amtes; wie Er ihnen befiehlt im Bewußtsein Seiner königlichen Macht, hinzugehen und dem Menschen, den Er nur eines Thiernamens würdigt, dem „Fuchse", Seinen königlichen Bescheid zu bringen. Er läßt dem Herodes einfach die Thatsache Seines Wirkens beschreiben. Ich treibe Teufel aus — Teufel, die doch mehr sind als Menschen — und ich sollte mich austreiben lassen durch Furcht vor einem Menschen. Ich mache gesund — ist das ein Schandwerk, mit dem ich mich verkriechen müßte? Wer das Leben giebt, braucht sich doch wahrlich nicht vor dem Tode zu fürchten, den ihm ein sterblicher Mensch droht. Und dies mein Werk treibe ich — ungefragt, ob Herodes mich tödten will, und ungestört von allen menschlichen Plänen — meine zwei, drei Tage, so viel mir im ewigen Plane des erlösenden Gottes geordnet ist, bis daß ich am dritten Tage vollendet werde und mit mir und durch mich das Werk der Erlösung vollendet ist, das mir aufgegeben worden. Und daß ihr ja nicht meint, wenn ich dennoch bald aus Galiläa hinwegziehe, es sei die Furcht, die mich von hinnen treibt, so sollt ihr wissen: es treibt mich nichts, als der Wille meines Vaters, dem es nicht gut däucht, daß der Prophet aller Propheten an einer andern Stätte geopfert werde, als an der großen Mordstätte aller Propheten, in Jerusalem.

O, daß wir an diesen Worten unseres HErrn recht fleißig lernen möchten, sonderlich in diesen unsern Tagen, in denen die Feindschaft wider den HErrn und die Seinen sich gar zu gern hinter der Maske der falschen Freundschaft versteckt und den Lebensretter Christi und des Christenthums spielt. Daß wir erstarkten für unsern eignen Christenberuf an Seiner Furchtlosigkeit und uns in keinem Wege bange machen ließen, selbst wenn ganze Haufen heuchlerischer Theologen zu unserer Bedrohung und Einschüchterung den weltlichen Herodesarm benutzten. Gehen wir in Gottes Namen für unsere zwei, drei Tage weiter treiben wir in Seinem Namen, und nicht mit zungenfertigem HErr-, HErr-Sagen, Teufel aus; machen wir in Seinem Namen durch's Wort gesund Alle, an die wir gewiesen sind. Trotz dem, der uns wehren will, so lange der bei uns hält, der uns unsere zwei, drei Tage zur Arbeit verordnet hat!

Verlernen wir aber auch an Seinem Vorbild die peinliche Furcht, die wir so leicht für unsern HErrn Christum und für Seine Sache haben, wenn's einmal trüb hergeht. Meinst du denn, der Christus, der sich damals in der Niedrigkeit nicht gefürchtet hat vor Herodes und in stiller Majestät Seinen Gang zu unserm Heile weiter gegangen ist, der werde sich heute fürchten, heute, da Er erhöht ist, wenn ein Strauß oder Renan oder Schenkel, oder wie sie heißen mögen, ihm auf gut pharisäisch „das Leben retten" wollen. Nein, nein, der geht ruhig Seinen Gang fort, und Gott Lob! diesmal nicht blos Seine zwei, drei Tage, sondern bis dahin, wo die letzte bekehrungsfähige Seele Sein Raub geworden ist für die Ewigkeit. Und fürchtet Er nicht für Sich und Seine Sache, ist's wahrlich nicht angebracht, daß du dafür fürchtest. —

Unser Text aber hat noch eine zweite Seite. Der HErr braucht nur das Wort „Jerusalem" zu nennen: da bricht Ihm, mitten in der majestätischen Ruhe Seiner Rede, das erbarmende Heilandsherz über dem Unfrieden in dem die Friedensburg — denn das heißt „Jerusalem" — trotz aller Ankunft ihres Friedefürsten noch gefangen lag. Nicht daß Sein Leben in Gefahr steht, macht Ihm angst und bange, sondern daß das geistliche, ewige Leben Seiner Gottesstadt je länger je mehr auf dem Spiele steht, das macht ihm eine Bangigkeit, die Ihm hernachmals gar die Thränen aus den Augen getrieben hat. Jerusalems ganzes prophetenmörderisches Leben, Seine eigne, der mörderischen Stadt geweihete Arbeit, Seine lockende, sammelnde Mutterliebe zu der Abtrünnigen und dazu das ganze künftige Elend des verwüsteten Tempelhauses, die ganze Zukunft der Blindheit, in die das erleuchtete Volk verstoßen werden sollte bis an's Ende der Tage als ein alltäglich Schreckbild für die ungehorsamen Küchlein aller Zeiten — das Alles steht ihm in vollster allwissender Klarheit vor der Seele. Was Wunder, daß Er darüber erbebt?

Und so, ihr Lieben, ist Ihm noch heute bange nicht um Sein Leben, wohl aber um eures und meines, nicht um Seinen, wohl aber um unsern Frieden, nicht um die Zerstörung Seines Reichs — denn das ist durch Ihn selbst gefestigt gegen die Pforten der Hölle —, sondern um unser Bleiben in Seinem Reiche. Darüber kann ihm noch heute das Herz brechen, daß ich und du Küchlein wären, die von Seinen Hennenflügeln nichts wissen wollen

und dem höllischen Adler in die Krallen laufen, wie Jerusalem dem römischen Adler entgegengetaumelt ist. Darum sei's uns, ihr Lieben, alle Tage bange. So laßt uns mit Furcht und Zittern schaffen, daß wir selig werden, damit wir nicht erst am Ende der Tage, wie das arme verstoßene Israel, sondern allewege, und nur zuletzt am herrlichsten jauchzen: Gelobet ist, der da kommt in dem Namen des HErrn! Amen.

Die Geschichte der Zerstörung Jerusalems

ward früherhin fast allgemein am zehnten Sonntage nach Trinitatis in den Kirchen vorgelesen. In der Gemeinde des Pilgerschreibers ist's heute noch so. Sie ist ja eine Gottesthat, die auch gar gewaltig predigt. An die Mittheilung der Geschichte, welche die lieben Leser wohl in einer alten Bibel oder biblischen Geschichte, vielleicht auch in einem Gesangbuche finden, knüpften die Pfarrer vormals eine „Applicatio", d. i. eine Anwendung, in der sie mit Benutzung des Sonntagsevangeliums (Luc. 19, 41—48) dem Volke diese Geschichte fruchtbar machten. Dergleichen Anwendungen sind aber selten zum Druck gekommen. Und das ist schade. Denn sie mögen zum Theil recht ernste, eindringliche Zeugnisse gewesen sein. Drum freut mich's, daß ich heute und in der nächsten Nummer den lieben Lesern eine recht treffliche mittheilen kann, die mir schon vor'm Jahre Einer in die Tasche steckte, für die aber damals kein Raum mehr war. Sie ist als alte Handschrift vorgefunden worden und wird mit Ausnahme der alten Orthographie und etlicher lateinischer Worte unverändert wiedergegeben, weil sie uns auch heute noch viel treffende Wahrheit bezeugt.

Die Anwendung zur Geschichte der Zerstörung Jerusalems.

Diese klägliche und greuliche Historia sollen wir nicht verachten, auch nicht das Maul wischen und gedenken, weil sie vor langen Jahren geschehen, daß sie uns nicht angehe; sondern wir sollen aus derselben unsern Nutzen zu unserm Besten nehmen lernen. Und zwar:

I. ein Exempel der wunderbaren und unaussprechlichen Güte, Gnade und Barmherzigkeit unsers lieben Gottes gegen die armen Sünder, welche Gottes Zorn und Ungnade, Seine Strafe und Plage verdient haben, daß Er dieselbigen nicht gerne strafe, nicht mit uns handele nach unsern Sünden ꝛc. Ps. 103, sondern ihrer viel lieber verschonen wolle, wenn sie sich bekehren, von ihren Sünden abstehen, ihr böses gottloses Wesen fliehen, dasselbe herzlich bereuen und frömmer werden wollen. Solchen Willen, solches Herz, solch Gemüthe Gottes bezeuget Christus selber im heutigen Evangelio mit einem Weinen über die Juden zu Jerusalem; denn es ist Ihm herzlich leid, es zieht Ihm heiße Thränen aus Seinen Augen, Er kann sich des Weinens nicht enthalten, daß die armen Leute so jämmerlich, so erbärmlich, so greulich, so erschrecklich gestraft werden sollen; drum suchet Er sie als ein treuer Hirte, der sich seine weidenden Schäflein lässet angelegen sein, und wollte sie gerne mit Seinem Wehklagen, mit Seinem Weinen und Seufzen zur Buße und Bekehrung bringen: Damit wird nun der theure Eid Gottes Ezech. 33. erklärt und bestätiget, wenn Er spricht: So wahr als ich lebe ꝛc. Und vorher C. 18. spricht Er: Wo sich aber der Gottlose bekehret von allen seinen Sünden, die er gethan hat, so soll er leben und nicht sterben; meinest du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottlosen, spricht der HErr, und nicht vielmehr, daß er sich bekehre von seinem Wesen und lebe? Die aber, so sich weisen lassen, Gott lieben, fürchten und frömmer werden, haben die Zusage, die Ps. 103. stehet: Wie sich ein Vater über Kinder erbarmet, so erbarmet sich der HErr über die, so Ihn fürchten.

Wir sollen aus dieser kläglichen Historia auch erkennen und lernen II. die väterliche Liebe Gottes, wie es unser HErr Gott mit uns meine, wenn Er uns Sein heiliges Wort, die rechten und ordentlichen Gottesdienste, die Er uns in Seinem Wort befohlen hat, giebt und aufrichtet, fromme und treue, rechtschaffene Prediger bescheret, die über dem reinen, heiligen, seligmachenden göttlichen Wort und über dem rechten Gottesdienst halten, und was darwider geschieht, mit gebührlichem Eifer und Ernst, und mit Bescheidenheit strafen und zu den Sünden nicht ganz und gar stille schweigen und vorüber passiren lassen, sondern mit allem Fleiß und höchster Bemühung zu täglicher Buße und Gottseligkeit im Leben vermahnen und anhalten. Wo nun unser lieber Gott einem Lande, einer Stadt, einem Dorfe diese Gnade erzeiget, so meinet Er's von Herzen gut und suchet denselben Ort mit Gnaden heim, wohnet bei ihnen mit allen seinen Gütern und Wohlthaten, daß sie alle dasjenige haben und genießen können, was sie zu ihrer leiblichen Nahrung und zu ihrer Seligkeit bedürfen.

Wir lernen auch aus der heutigen Geschichte III. wie man solche gnädige Heimsuchung recht und wohl gebrauchen soll. Natürlich nicht zur Sicherheit, wie das jüdische Volk, nicht zum Stolz und Uebermuth, viel weniger, daß man damit sündigen und übel thun wollte; denn das hieße den lieben Gott mit Seiner Gnade greulich verspottet und verachtet. Sondern man soll die Zeit der gnädigen Heimsuchung Gottes zum Frieden gebrauchen, d. i. man soll aus der Predigt des heiligen göttlichen Worts mit allem Fleiß lernen, wie man im HErrn Christo einen gnädigen, gütigen und barmherzigen Gott und Vater überkomme, daß wir durch den Glauben an Ihn Vergebung der Sünden, einen fröhlichen und friedlichen Zu-

tritt durch Christum zum Vater haben und behalten. Und in solchem Glauben, in solchem Vertrauen und Zuversicht sollen wir als fromme Kinder Gottes dem lieben Gott folgen und also leben, daß wir mit gutem Wandel Gott den himmlischen Vater können loben, ehren, rühmen und preisen, unsern Nächsten bessern, und ihn neben uns zum Guten und aller Gottseligkeit anreizen. Also wandelt man nach dem 1. Psalm auf Gottes Wegen und hat Lust zu Seinem Gesetz und brauchet die Zeit der Heimsuchung zum Frieden, daß der Mensch gegen Gott in Christo Jesu ein friedlich Herz und gegen sich selbst ein fröhliches Gewissen hat, weil er nicht wissentlich und muthwillig Gottes Gebot übertritt. —

Wir lernen ferner aus der heutigen Geschichte IV. daß zwar unser lieber Gott über alle Sünden erzürnet und dieselben mit ernsten Strafen heimsuchet, wie die heilige Schrift bezeuget (als Ps. 5. Du bist nicht ein Gott 2c., Ps. 7. Gott ist ein rechter Richter 2c.), vor allen andern Sünden aber strafet Gott mit höchstem Ernst und Zorn die Verachtung Seines Worts, wenn die Leute sicher und muthwillig werden, wollen das Wort nicht mehr hören, noch sich den Geist Gottes in den Predigern strafen lassen, sondern leben in allerlei Sünde, Schande und Laster, in Fressen und Saufen, in Fluchen und Gotteslästern, in Hurerei und Unzucht, in Geiz und Wucher, in Schinden und Schaben, in Lügen und Trügen, in Haß und Neid, in Zorn und Feindschaft und allerlei Betrug, daß das liebe Wort Gottes an ihnen übel angewendet ist, und die Frucht desselben außenbleibet und man billig die Klage des Manns Gottes Mosis über sie führen könnte, die er wider sein undankbares und halsstarriges Volk geführet hat in seinem Gedenkliede, welches er den Israeliten zuletzt hinterlassen 5. Mose 32.: Dankest du also dem HErrn deinem Gott, du toll und thöricht Volk? — Was soll nun aus solchem schändlichen Undank werden? sonderlich weil auch die verdammte Sicherheit dazu schlägt? Da mache nun ein jedes Land, eine jede Stadt, ein jedes Dorf, ja ein jeder Mensch die Rechnung, was ihn wohl die Historia angehe. Ach freilich mehr denn zuviel. Unser lieber Gott hat uns allen große Gnade angethan, Sein liebes Wort gegeben, Seinen Tempel gereiniget, da im Papstthum in allen Kirchen nur Krämerei war, und die Ablaßkrämer und Meßpfaffen ihre Ablaßbriefe, Meßvigilien und gute Werke ausköckerten und den armen Leuten theuer genug verkauften. Die sind nun, Gott Lob, schon vorlängst ausgetrieben; so hat Er auch die Sacramentschwärmer und Zwinglianer, die sich gerne heimlich eingeschlichen hätten, lassen offenbaren und austreiben. Aber da finden sich noch ihrer viel, die den Hökerkram gerne wollten wieder aufbuden helfen. So ist auch nichts Verachteteres als Gottes Wort und mag leicht etwas sein, das Einer lieber hat. Es höret Mancher lieber eine schäbige Sackpfeife oder elendes Fiedelchen und hat größeren Gefallen dran, denn an einem christlichen Liede und Psalmen. Es schicken die Eltern ihre Kinder nicht gerne mehr zur Schulen, manches kommt in vier Wochen, in einem Vierteljahre nicht einmal zur Kirchen, es gehet Mancher lieber in die Mühle, ins Holz, in die Haselnüsse, man läuft lieber auf dem Felde beim Kuhhirten herum, und nimmet was anderes vor die Hand, und ist bis anhero eine Zeitlang allenthalben nichts Ungeachteteres gewesen, als das liebe Wort Gottes; ja wir sind dessen noch so satt und überdrüssig, wie die Kinder Israel des Himmelsbrods, die da sagten: Uns ekelt vor dieser losen Speise (4. Mos. 11.) Wir gehen nicht gerne darum vor die Thüre. O, es sind ihrer wenig mehr, die Lust zu Gottes Wort haben, die sich freuen, wenn sie sollen ins Haus des HErrn gehen, Ps. 122; sondern sie sitzen vielmehr in der Kirchen und thun nichts, denn daß sie nur schlafen; die Kinder und Andere haben Gähnaffen (Maulaffen) feil, plaudern und waschen, und wie die Juden aus dem Tempel ein Kaufhaus machten, so sind ihrer heutigen Tages viel, die aus der Kirchen ein Waschhaus und Schlafhaus machen und Manche halten vor dem Kirchhause einen Kauf- und Beißmarkt, daß man's bis wie weit hören kann. Summa Summarum: Es will ein Jeder seines Gefallens leben, wie er selber will, und ist zu beklagen, daß der Prediger Rufen und Schreien alles muß vergebens und umsonst sein. O, wie manchem treuen Lehrer und Prediger gehen seine Augen über, wenn er siehet und erfähret, daß Gottes Wort bei seinen Zuhörern so wenig Nutz und Frucht schaffet; ist derowegen zu besorgen, Gott werde uns auch mit einer großen und greulichen Strafe heimsuchen, wie es allenthalben das Ansehen darzu hat, und geschehen sehr viele Zeichen und Wunder hin und wider, die uns künftig Unglück drohen. Drum will ich euch nochmal treulich vermahnet, ja um Gottes und eurer Seelen Seligkeit willen flehentlich gebeten haben: Erkennet doch auch die Zeit eurer gnädigen Heimsuchung und thut Buße. Es wird die Zeit kommen, da es hernach viel zu lange wird geharret sein. Gott hat's Keinem geschenket; Er wird's uns auch nicht schenken, wenn wir's nicht anders machen und uns bekehren werden.

(Schluß folgt.)

Etwas vom Ungeziefer.

Wir andern saßen dabei und konnten vor den gewaltigen Maulschlägen des Säbelbastels gar nicht zum Worte kommen. Als er aber eben in einem gewaltigen Zornesergusse gegen den Soldatenstand war und mit Fäusten auf den Tisch schlug und einmal über das andere betheuerte, dieses Ungeziefer müsse mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, da fuhren wir nicht schlecht zusammen, als auf einmal ein Faustschlag auf den Tisch geschah, der sich zu denen

des Säbelbastels verhielt, wie Kanonendonner zum Kleingewehrfeuer, daß dem Schreier das Wort in der Kehle stecken blieb. Noch viel mehr aber erschrak er und kroch in sich zusammen, als er mit uns sich umkehrte und die Faust erblickte, die auf dem Tische lag und über der ein paar blitzende Augen unter buschigen Brauen und über einem weißen Schnauzbarte die Blitze zum Donnerschlag schossen, und eine kurze Pfeife die gebührenden Rauchwolken empor wirbelte. Es war der alte Förster des Dorfes, ein Eisen- und Ehrenmann, der leise während unseres Gesprächs eingetreten war, und nachdem er eine Weile ruhig zugehört hatte, plötzlich an den Tisch trat und seine Gegenwart durch den erwähnten kraftvollen Faustschlag kund that.

Ihr Lumpe, rief er aus, ihr wollt mir sagen, daß die Soldaten Ungeziefer seien! Ich will euch besser sagen, ihr seid das Ungeziefer, und die Soldaten sind dazu da, euch und eures Gleichen in Zaum zu halten, und wenn ihr euch muckt zu vertilgen, daß euer Athem nicht die Luft verpestet und ordentliche Leute in Ruhe und Friede leben können. Was? die Soldaten Ungeziefer? Wißt ihr nicht, daß Leute, vor denen ihr euch in die Mäuselöcher verkriechen müßt, Soldaten sind und gewesen sind? Bin ich nicht selber 12 Jahre mit Ehren unter der Muskete gestanden und habe meine Medaille mit Ehren verdient? Und hier soll ich ruhig dabei stehen und zuhören, wie ein erbärmlicher Kerl, dem seine Sünden wie ein Berg auf den Rücken gelegt worden sind, und der Mühe hat, seinen Unsinn herauszuschnaufen, weil ihn Gott gezeichnet hat, daß er eigentlich gar nicht reden sollte, öffentlich den Stand beschimpft. Nimm dich in Acht, Säbelbastel, du weißt, daß ich dich lange auf dem Korne habe, weil du mir im Walde herumschleichst und meinem Herrn das Holz stiehlst; ich könnte einmal nicht so gnädig sein, wie bisher und dich dein gottloses Maul und deine gewissenlosen Finger hinter Schloß und Riegel büßen lassen! Du hast genug auf dem Kerbholz, mache die Rechnung nicht zu groß! Das Land würde sich trefflich befinden, wenn solche Kerle wie du Obrigkeit und Heer abschaffen und Recht sprechen, regieren und die Grenzen vertheidigen wollten. Ich sage dir's, du gehörst zum Ungeziefer, das sich schämen sollte, sein Gesicht am Tage sehen zu lassen. Und ihr jungen Burschen, wandte er sich zu mir und dem Mohrenpeter, ihr solltet euch schämen, von solchem Schlingel euch gottlose lästerliche Reden halten zu lassen und lieber eure Nasen in die Bibel und das Gesangbuch stecken, statt auf den Volksversammlungen herum zu lungern, und die gottvergessenen Schreier, die das Volk verführen, mit offenem Maule anzustaunen. Das sag' ich euch, so lange ich hier bin, will ich Ruhe und Ordnung haben und wer das Maul nicht hält, hat's mit mir zu thun.

Damit ging der alte Mann, ohne uns weiter eines Blickes zu würdigen und unsere Antwort abzuwarten, an einen Tisch und ließ sich ein Glas Bier geben; an den gewaltigen Rauchwolken, die er von sich blies, sah man, daß er innerlich noch seinen Aerger ausarbeitete. Der Säbelbastel aber war wie auf's Maul geschlagen und saß in sich zusammengesunken da, bis er seinen Schnaps ausgetrunken; nur dann und wann warf er einen scheuen Blick auf seinen grimmigen Gegner, den zu fürchten er wohl alle Ursache haben mochte und der nicht aussah, als ob er Spaß mit sich treiben ließe. Der Mohrenpeter schlich sich nach einiger Zeit still aus der Stube; der Säbelbastel forderte mich auf, mit ihm zur Stadt zurück zu gehen. Wir brachen auf, und der große Jagdhund des Försters gab uns noch eine ganze Strecke das Geleite, als theile er seines Herrn Ansicht, wir seien Leute, denen man nicht recht trauen könne und er müsse uns im Auge behalten. Kaum hatten wir das Dorf im Rücken, so fing der Säbelbastel an, seinem Aerger Luft zu machen. Mit geballter Faust focht er sich vor der Nase und mir vor der Brust herum, denn ich war über eines Hauptes Länge größer als er, seine Mütze inbegriffen, und wetterte: Das ist auch so ein verfluchter Aristokratenhund, der die armen Leute schindet und es ihnen blutsauer macht, wenn sie einmal ein Stöcklein aus dem Walde mitgehen heißen. Und doch ist der Wald für Alle gewachsen und sollte Jeder Freiheit haben, zu nehmen, was er braucht! Mir schnürt's die Kehle zu, wenn ich das

grünröckige Ungeziefer durch den schönen Wald kriechen sehe, und doch muß man sich ducken, denn sie haben die Macht auf ihrer Seite und kriegen jedesmal Recht, wenn sie mit ihren Klagen vor Gericht kommen! Aber das wird anders, wenn wir erst an's Regiment kommen! Dann sollen die Bluthunde unterkriechen, und Leute, die besser sind als sie, ungeschoren lassen! So ging's in einem Strome auf dem Wege fort, so oft ihn seine Kurzathmigkeit nicht zwang, im Raisonniren eine Pause zu machen. Ich ging still neben ihm her und hatte so meine eigenen Gedanken. Das gefiel mir wohl, daß wir Alle in's Regiment reden sollten, und ich traute mir schon ein gut Theil Weisheit zu, meinen Theil zum allgemeinen Besten beizutragen; aber daß auch solche Leute, wie der Säbelbastel, Trunkenbolde und Herumstreicher u. s. w. mit darein reden sollten, das wollte mir nicht in den Kopf, und ich mußte schier mit dem Förster gedenken, daß der Staat sich unter ihrer Leitung nicht zu wohl befinden werde. Unter solchen Gedanken waren wir bis an die ersten Häuser des Städtchens gekommen, und ich war froh, mich sobald als möglich von meinem lästigen Begleiter losmachen zu können. Als ich in meines Oheims Gartenhäuschen das Licht schimmern sah, verabschiedete ich mich ziemlich rasch von ihm, indem ich ihm sagte, daß ich meinem Oheim einen Besuch abstatten wolle. Daß er keine Lust verspüren werde, mit mir zu gehen, konnte ich mit ziemlicher Gewißheit voraussetzen, denn das Männchen hütete sich wohl, solchen Leuten, wie meinem Oheim, nahe zu kommen. Als ich in das Stübchen trat, fand ich meinen Oheim im Lehnstuhle sitzen, und neben ihm saß gemüthlich mein Meister; sie sprachen zusammen über allerhand Dinge ohne großen Streit, denn in den meisten Fällen waren sie einer Meinung. Sie hießen mich herzlich willkommen, ich mußte mich zu ihnen setzen und die Hausfrau brachte mir einen Trunk Bier. Alsbald mußte ich berichten, woher ich des Weges komme und ich säumte nicht, getreulich vorzutragen, was ich gehört und wie mir vieles gar wohl gefallen, wie ich aber doch meiner Bedenken nicht Herr werden könne, was werden solle, wenn Leute, wie der Säbelbastel und der Mohrenpeter und junge Gesellen und dergleichen, mit in's Regiment reden sollten. Ich könnte mir schon denken, Oheim, schloß ich, daß du und der Meister und andere gewiegte Leute ein Wörtlein mit zu sprechen hätten, aber was daraus Gutes kommen soll, daß solche zusammengerafft Haufen, wie die heutige Volksversammlung, die zu zwei Drittel aus Weibern und Knaben bestand, ihr Urtheil in öffentlichen Angelegenheiten abgeben sollen, zumal unter Leitung solcher Polterer und Hitzköpfe, wie heute der Advocat war, das macht mir doch nachgerade Kopfzerbrechen.

Da hast du vollkommen Recht, lieber Hans, sagte mein Meister mit einem feinen Lächeln. Du wirst aber überhaupt finden, daß Leute, die mitsprechen könnten und dürften, sich gar nicht darnach sehnen und die Regierungssorgen und Regierungsarbeiten gern denen überlassen, deren Amt und Beruf es ist. Bei denen gilt die Regel: stehe deinem Hause wohl vor und halte Ordnung im Kleinen; will dich Gott zu Größerem berufen, so wird er dich schon zu finden wissen; du brauchst dich nicht selbst an die große Glocke zu schlagen, wie die Leute die Volksversammlungen berufen. Unsere Altvordern sagten: an der Schelle erkennt man den Narren; unsere Zeit aber ist großartiger, da heißt's: an der großen Glocke erkennt man den Narren, an die er sich selbst schlägt. Solche Leute, die im Hause schlecht wirthschaften, die haben freilich viel Zeit übrig und trachten und drängen darnach, im Regimente zu sitzen. Wer's erlebt, wird sehen, wohin diese Wirthschaft führt; wir, denke ich, wir Alten werden wohl noch so mit einem blauen Auge davon kommen. Die Verhältnisse unseres deutschen Volkes sind freilich so solid seit alter Zeit und so wohlgeordnet, daß sie nicht gleich beim ersten Anlauf aus dem Leime gehen; aber auf die Länge halt's doch nicht, und Gott genade dem, der den Abbruch erlebt. Meinst du nicht auch, Gevatter Andres?

Da setzte sich mein Oheim Andres in seinem Lehnstuhle zurecht und sagte zu mir: Lieber Vetter, da muß ich mir eine frische Pfeife stopfen und dir eine Geschichte erzählen!

So wären wir denn nach langem Umherwandern wieder beim Anfange unserer Erzählung angelangt, aber doch haben wir etwas gewonnen, der liebe Leser kennt nun mich und meinen Oheim und weiß auch, wie es alles so gekommen ist, daß derselbige mir eine Geschichte erzählen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

Diese Ueberschrift, lieber Leser, sagt dir, daß wir heut wieder einmal unseren Rundlauf durch die Lande beginnen, um zu sehen, wie es dermalen auf kirchlichem Gebiete allenthalben bestellt ist. Wir greifen dabei zurück etwa bis in den letzten Monat des vergangenen Jahres und machen natürlich wieder den Anfang mit unserem lieben Sachsenlande.

Da schauen wir zunächst auf die Thätigkeit des Kirchenregiments und des noch immer versammelten Landtags. Ihr wißt, daß bereits unserm letzten ordentlichen Landtage ein Kirchenordnungs-Entwurf vorgelegt worden ist, der namentlich vor den Abgeordneten der zweiten Kammer keine Gnade fand. So war das in der That vorhandene Verlangen nach einer Vertretung der kirchlichen Gemeinde noch immer nicht befriedigt. Darum hat es sich unser hohes Kirchenregiment die Mühe nicht verdrießen lassen und hat sich auf's Neue an die schwere Kirchenverfassungsarbeit gemacht. Das Ergebniß derselben war, daß am 17. März den Kammern der Entwurf, einer „Kirchenvorstands- und Synodalordnung" für die evangelisch-luth. Kirche, sowie ein Gesetzentwurf die Vertretung der evang.-luth. Kirchengemeinden betreffend, vorgelegt ward. Schon aus dem Titel des Entwurfs siehst du, daß es sich diesmal nicht ganz um dasselbe handelt, wie damals auf dem letzten Landtage. Dort galts eine vollständige Kirchenordnung, da Alles bis in die oberste Spitze hinauf geordnet werden sollte; jetzt will man zunächst nur von unten bauen, Kirchenvorstände und eine Synode herstellen und so die endliche Einsetzung eines Consistorii als oberster Spitze anbahnen. Dies Consistorium würde aber ein die inneren kirchlichen Angelegenheiten leitendes, mit der weltlichen Obrigkeit nicht mehr vermengtes Collegium sein. Man hat diesen Bau bis in die Spitze vor der Hand deshalb noch unterlassen, weil man es bedenklich fand, das kirchliche Verfassungsleben mit einem Male in all seinen Theilen umzubauen, und weil man der gesammten Landeskirche Gelegenheit geben wollte, nach Einrichtung der Kirchenvorstände und der Synode den Bau eigenhändig zu vollenden — vielleicht auch weil man befürchten mußte, daß die Einsetzung eines Consistoriums vor der einen Kammer des Landtags abermals keine Gnade finden würde.

In dem Entwurf hat das hohe Kirchenregiment auf die Verhandlungen des letzten Landtags vielfältig Rücksicht genommen, ihn aber doch nicht so ausgearbeitet, daß das ungesunde Verlangen nach einer demokratischen Kirchenverfassung, das dem Begehren einer kirchlichen Gemeindevertretung oft zum Grunde liegt, dadurch gestillt würde. Einen genaueren Bericht über den Inhalt des Entwurfs will ich mir bis dahin aufsparen, wo es mit einiger Sicherheit zu erwarten steht, daß er zur Ausführung kommt. Denn für jetzt ist dies mindestens fraglich, wo nicht sehr fraglich. Warum sollte doch der Pilger, der ja keine Kirchenzeitung ist, bei jedem neuen derartigen Entwurfe (über drei Jahre bekommen wir vielleicht wieder einen) sich über die Grundsätze der Kirchenverfassung verbreiten. Warten wir's ab, ob die günstigen Urtheile, die man bisher auf Conferenzen und in Blättern über den Entwurf ausgesprochen hat, im Stande sind, die im Ganzen wünschenswerthe Annahme des Entwurfs zu fördern.

Folgendes aber möchte ich gleichwohl im Allgemeinen bemerkt haben. 1. Eben weil der Entwurf es nicht darauf abgesehen hat, die hie und da mißliebige Consistorialverfassung einzuführen, könnten sich die Gegner der Consistorien ihn wohl gefallen lassen. Ist dann die Synode eingeführt, so wird sichs ja zeigen, ob der Widerwille gegen die Consistorien wirklich ein in unserer Landeskirche vorhandener ist. Die Synode wird ja, Gottlob! nicht gebunden sein an die Stimmenmehrheit der zweiten Kammer. 2. Die Thätigkeit der einzusetzenden Kirchenvorstände ist in dem Entwurf auf das rechte lutherische Maß beschränkt, wesentlich auf das Amt der Almosenpflege und der Gemeindevertretung, und hält sich fern von der Einrichtung eines reformirten Aeltestenamts neben oder gar über dem Predigtamte. 3. Auch der Synode ist für ihre Thätigkeit die rechte Grenze angewiesen. Sie hat zwar zu Kirchengesetzen, welche den Cultus und die Verfassung betreffen, ihre Zustimmung zu geben, doch ist das Kirchenregiment nicht gehalten, allen Synodalbeschlüssen Folge zu leisten. Damit ist zugleich ausgesprochen, daß die Beaufsichtigung der kirchlichen Lehre gar nicht ins Bereich der Synode gehört. 4. Bedauerlich ist's endlich, daß der Entwurf es nicht ausdrücklich ausspricht, wie sich die Synode in ihren Verhandlungen unter Schrift und luth. Bekenntniß unterzuordnen habe; daß die Bedingungen, unter denen Einer in den Kirchenvorstand gewählt werden kann, nicht genug vor der Erwählung untauglicher Subjecte schützen, und daß dem Kirchenvorstande von vornherein dadurch die Flügel gebunden sind, daß zu den Kirchensteuern, die er für nöthig befindet, erst die Genehmigung der politischen Gemeindevertreter (Stadtverordneten!) erforderlich ist. Durch die Letzteren wird der Kirchenvorstand überall da der Bevormundete und Unfreie sein, wo eine kirchliche Angelegenheit Geld kostet. Eine völlig ungehemmte Entfaltung kirchlichen Gemeindelebens wird dadurch in hundert Fällen vielleicht nur in einem möglich sein.

Aber freilich ist eben dies Letzte eine Mücke gegen einen anderen Umstand, den man dem verschluckten Kameele vergleichen muß. Wenn man nämlich fragt, ob es richtig sei, daß die Beschlußfassung über den neuen Entwurf in die Hände des Landtags gelegt wird, so antworte ich: Nein, das ist grundfalsch. Und es wäre mir eben darum auch gar kein Wunder, wenn in unser

Kirchenverfassungsfrage kein Segen kommt und wenn ein Entwurf nach dem andern in den Landtagsacten sein Grab findet. Der Landtag ist eine Körperschaft, die ohne alle und jede Rücksicht auf Ordnung kirchlicher Verhältnisse zusammengesetzt ist und der auch durch unsere Verfassungsurkunde die Grenzen ihrer Thätigkeit nicht auf's kirchliche Gebiet ausgedehnt sind. Staatsgesetze können nicht ohne Zustimmung der Stände erlassen werden; das ist wahr. Aber Kirchenordnungen sind keine Staatsgesetze.

Nun sagt man: Aber es sind leider unsere kirchlichen Verhältnisse, namentlich deren Leitung, so mit den staatlichen verknüpft, ja, in sie verstrickt, daß diese Verstrickung nicht wohl anders gelöst werden kann als durch Zuziehung der Landesvertretung. Hierauf antworte ich: Daraus folgte höchstens, daß man die politischen Vertreter des Landes neben denen der Kirche über die Auflösung dieser Verstrickung berathen ließe, aber nicht die rein weltlichen Kammern allein. Und gesetzt, es fiele dem Landtage ein, seinerseits dieser Verstrickung ein Ende zu machen, würde er etwa erst bei der Kirche anfragen, ob sie's ihm erlaubt? Nein, er würde einfach die Stricke auflösen und zur Kirche sagen: Nun siehe zu, wo Du bleibst. Und nach meinem geringen Verstande ist die sächsische Kirche in ihren Rechten um nichts ärmer als der sächsische Staat. Sie hat sich ebensowenig vom Staat ihre Verfassung machen zu lassen, wie sich der Staat die seine von ihr machen läßt. Und sind die beiden bisher zu mannigfaltigem Schaden der Kirche miteinander (und durcheinander) gelaufen, so wird doch wohl auf den Punkten, wo diese Vereinigung ungesund ist, der einen wie dem andern das Recht zustehen, zuerst zu sagen: Leb wohl, ich gehe in diesen Punkten meine eignen Wege.

Oder man sagt: Jede neue Kirchenordnung kostet Geld. Und das ist durch Steuern aufzubringen. Das Recht der Steuerbewilligung aber liegt in den Händen des Landtags. — Nun ja, antworte ich, das Erste ist ganz wahr, aber das Letzte nur halb. Ist denn das Unglück gar so groß, wenn der Landtag einmal die Geldmittel zur Einführung einer neuen Kirchenverfassung nicht bewilligt? Ist er denn wirklich der Einzige, der Steuern bewilligen kann? Mit Verlaub, ich brauche keinen Landtag zu fragen, wenn ich mich selbst besteuern will. Und das Cultusministerium braucht ihn auch nicht zu fragen, wenn es die Landeskirche zu einer freiwilligen Steuer für Herstellung einer neuen Kirchenordnung auffordern will. Man versuche es doch einmal, wenn der Nothfall eintritt, ob nicht unsere sächsischen Christen für solchen Zweck noch so viel Geld in den Taschen haben, daß sie ohne das vom Landtag zu bewilligende Geld durch ihr Kirchenregiment eine Vorsynode berufen lassen können, die unabhängig vom Landtage und seiner Beutelverwahrung den Entwurf des Kirchenregiments berath. Da kann sich's ja zugleich auch zeigen, ob das Verlangen nach einer neuen Kirchenordnung wirklich im Herzen der Kirchenglieder so mächtig brennt, als man gewöhnlich sagt.

Man nimmt, wie oben gesagt, — und zwar vielseitig — Anstoß daran, daß die Vertreter der Einzelgemeinde nicht im Stande sein sollen, Kirchenanlagen anzuordnen ohne Genehmigung der politischen Gemeindevertreter. Das ist die Mücke, die man seigt. Man thut freilich ganz recht, daß man sie nicht mit verschlucken will. Aber daß sich die gesammte Landeskirche durch die politische Landesvertretung bevormunden läßt, das ist das Kameel, das man noch viel weniger verschlucken sollte.

Man wird es verschlucken, zum Staunen des lutherischen Auslandes, das sich zum Theil mannhaft gegen die kirchliche Einmischung der politischen Landesvertreter verwahrt hat. Man hat's in Sachsen bereits einmal verschluckt und der Schlund wird unserer Landeskirche seitdem nicht enger geworden sein. Aber verschlucken und verdauen ist zweierlei. Mich däucht, es werde uns die Sache noch lange im Magen liegen können; aber es ist doch auf der andern Seite wieder gar köstlich, daß wir einen HErrn haben, der den Nothstand aller einzelnen Landeskirchen kennt. Er weiß auch, wie gar manche Landeskirche ihre schiefe Stellung zum Staate nicht gesucht hat, sondern in sie hineingeschoben worden ist, und wie blutsauer es den menschlichen Kirchenregimenten gemacht wird, diese Stellung zurechtzubringen. Drum sitzt Er ja eben selber im Kirchenregimente. Er kann auch die Fehlwege zu Segenswegen machen. Denn nicht der Weg, auf dem eine Landeskirche zu ihrer Verfassung kommt, auch nicht die Verfassung selbst ist der Grund ihres gesegneten Bestandes, sondern das ungefälschte Wort von Seiner seligmachenden Gnade. —

Bis jetzt haben die Kammern noch nicht über den Entwurf berathen. Doch kann man sich jetzt bereits darauf gefaßt machen, daß er mehrfachen Widerspruch finden wird. Schon im Februar, noch ehe die Regierung ihren Entwurf den Kammern vorlegte, beantragte der Abgeordnete Ploß die Vorlegung eines solchen, der mit der Consistorialverfassung durchaus breche, und stellte unter Anderem die Aufhebung des Patronatrechts in den Vordergrund, weil dasselbe ein tausendjähriges Unrecht sei. In dem Entwurfe aber ist mit der Einsetzung eines Consistoriums gar nicht gebrochen, sondern dieselbe vielmehr als höchstes Ziel vorgesteckt. Und was das Patronatsrecht betrifft, so kann dasselbe erstlich, selbst wenn es ein Unrecht wäre, kein tausendjähriges sein, denn bekanntlich ist die Einführung des Christenthums in unserm Lande noch nicht einmal tausend Jahre alt, und zum andern wird dies sogenannte Unrecht in dem Entwurf mit großer Weisheit auf's beste gewahrt. So werden schon in diesen beiden Punkten tiefgehende Spaltungen der Meinungen zu erwarten sein. (Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Adler aus Sachsen.

№ 32. Dresden, den 6. August. 1864.

Ein edles Vermächtniß und Beispiel.

(Schluß.)

Wieder stieß, wie bei Leipzig, in welcher Schlacht Lützow selbst, verwundet, von Kugel zu Kugel getroffen, sein Pferd unter ihm strauchelte und ihm Hände entsanken, die Fahne, die sie hielten, zu Boden sinken wollte, Major Petersdorff sie aufhob, sie wieder hoch hielt und seine Reiter ermunterte, ihm zu folgen. Er hatte das Glück, unverwundet durch die Feinde zu kommen, und sein Pferd hatte das seine, obgleich tödtlich getroffen, noch bis Kalisch getragen, wo es, nachdem es seinen Herrn gerettet, verendete. Petersdorff hatte das Seine gethan, und nun, nachdem er sich ein neues Pferd gekauft, ritt er wieder mit seinen Reitern, die sich um ihn gesammelt hatten, vorwärts, um auch ferner das Seine zu thun.

Die Lützower Jäger waren Freiwillige gewesen, die sich aus freiem Antriebe, aus Liebe zum Vaterlande, zu Kampf und Tod für dasselbe gestellt hatten. Sie hatten sich selbst ausgerüstet, sie hatten sich selbst ihre Waffen gekauft, sie hatten sich selbst ihre Pferde gekauft, sie hatten sich selbst ihre Kleidung gekauft, sie hatten sich selbst ihre Fahne gestickt, sie hatten sich selbst ihre Lebensmittel gekauft, sie hatten sich selbst ihre Pferde gefüttert und getränkt, sie hatten sich selbst ihre Pferde beschlagen, sie hatten sich selbst ihre Pferde gesattelt und gezäumt, sie hatten sich selbst ihre Pferde geputzt, sie hatten sich selbst ihre Pferde geritten, sie hatten sich selbst ihre Pferde geschont, sie hatten sich selbst ihre Pferde gepflegt, sie hatten sich selbst ihre Pferde geheilt, sie hatten sich selbst ihre Pferde begraben, sie hatten sich selbst ihre Pferde ersetzt, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder gekauft, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder geritten, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder geschont, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder gepflegt, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder geheilt, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder begraben, sie hatten sich selbst ihre Pferde wieder

digungen abzulehnen, die da zu sagen scheinen: Ich kann nicht, die aber in Wirklichkeit sagen: Ich will nicht!? —

Bedenke aber auch weiter: die Pforte ist enge, und frage dich: ob du denn auch ringen willst, daß du eingehest. Eng ist die Pforte. So kann Niemand unbemerkt in's Himmelreich hereinschlüpfen, der nicht hinein gehört. Wo die Pforte eng ist, merkt's der Hauswirth sofort, wenn Einer eingehen will, der nicht in der rechten Verfassung ist. Es kann auch Niemand mit dem Kameelrücken seiner Selbstgerechtigkeit, Niemand in der Aufgeblasenheit seiner guten Werke durch die Pforte hereinstolziren. Nicht für die Leute, die sich groß und breit machen mit ihrem Ich, sondern für die Armen, Kleinen, Gebückten, Demüthigen hat die Pforte Raum. Du darfst auch nicht meinen, du könnest leichfertig in's Haus des großen Hauswirths hineingesprungen kommen, sonst könnte es leicht geschehen, daß du dir an der Oberschwelle den Kopf einstießest. Kannst auch nichts mit durch die Pforte hindurchschleppen, so enge ist sie. Mit deinem großen feuerfesten Geldschrank kommst du nicht hinein. Der muß draußen bleiben, und selbst die kleinere Last deiner Sorgen mußt du draußen absetzen, wenn du hinein willst. Denn dazu ist die Pforte zu enge. Und eben weil sie enge ist, kommt sie Einem in Vergleich mit dem großen weiten Thor, das die Welt vor uns aufsperrt, wie ein kleines unscheinbares ärmliches Nebenpförtchen vor, das leicht übersehen werden kann. So ist's also mit dem wirklichen Eingehen, auch wenn das Wollen da ist, nicht so gar einfach. Es hat mancher eingehen wollen, hat's aber nicht bis zum Eingehen gebracht, weil er die Mahnung des HErrn vergessen, daß man ringen müsse nach dem Eingang. Ringet, d. h. es soll euch ein Ernst und Eifer sein. „Ringe, daß dein Eifer glühe." Ringet, d. h. ihr sollt damit anhalten und den Eingang in's Himmelreich nicht als etwas Beiläufiges ansehn, das man nur zu Zeiten vornimmt. „Ringe mit Gebet und Schreien, halte damit feurig an" Ringet, d. h. ihr werdet nicht unvermerkt in's Himmelreich hineingetragen, wie man ein eingeschlafenes Kind im Schlafe auszieht und zu Bette trägt; sondern ihr habt alle gottgegebenen Kräfte anzuwenden, um den Feind zu schlagen, der den Eingang hindert. Wie der Soldat, mit der Fahne in der Linken und dem Schwert in der Rechten, so sollt ihr euch durchschlagen. „Kämpfe bis auf's Blut und Leben, dring hinein in Gottes Reich; will dir Satan widerstreben, werde weder matt noch weich" Es geschieht aber solch Ringen nicht durch allerlei äußerliche gute Werke, sondern in demüthigem, bußfertigem Glauben. Und daß der recht eigentlich ein Kämpfen ist, da man beständiglich wider den Teufel, die Welt und das eigne Fleisch zu streiten hat, um nur Christo anzugehören und mit ihm zu Tische zu sitzen im Himmelreiche, das bezeugt die Schrift vielfältig. (Kämpfe den guten Kampf des Glaubens ꝛc.) Nur wo du ernstlich ringen willst, kannst du dir Hoffnung machen auf die Seligkeit. Denn dann hast du für dich die Verheißungen des HErrn, der zwar aus Gnaden die Pforte aufgethan, aber doch von den Eingehenden fordert, daß sie die Bedingung des Ringens erfüllen — auf daß sie selig werden.

Aber freilich, wenn du dächtest, du könntest dir mit diesem Ringen Zeit nehmen und einstweilen die Pforte noch offen stehen lassen, bis dir's schließlich einmal gefiele, nach dem Eingang zu ringen, so könnte es doch mit der Wirklichkeit deiner Seligkeit mißlich stehen. Bedenke, es kommt einmal eine Zeit, da die Pforte zugeschlossen wird. Wann das geschieht, weißt du nicht, und ich kann dir's auch nicht sagen. Willst du nun nicht zur rechten Zeit, d. h. heute ringen, so könnte es geschehen, daß morgen die Pforte zugeschlossen würde und du doch draußen bliebest und nicht selig würdest. Darum frage dich noch, ob du auch zur rechten Zeit, d. h. heute, — jetzt bereit bist zu solchem Ringen. Siehe, da spricht der HErr in der zweiten Hälfte unseres Textes: Es werden Viele darnach trachten, wie sie hinein kommen und werden es nicht thun können. Damit stößt Er nicht etwa das um, was Er oben von der Allen offenen Pforte gesagt hat. Er stellt nur dem rechten Ringen das verkehrte Trachten gegenüber, mit dem der Eingang in das Himmelreich nicht erreicht wird. Es giebt nämlich ein Trachten nach dem Eingang in die enge Pforte, dabei die Leute nicht demüthig Buße thun und glauben, nicht „ringen" wollen, sondern wollen etwas „thun". Da geht es, wie Sct. Paulus schreibt: Sie erkennen nicht die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und trachten ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten und sind also der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht unterthan. Sie thun wohl wirklich neben vielerlei verborgenen Sünden, die sie für keine Sünden oder doch für kleine Sünden halten, allerlei, das in ihren Augen als etwas Gutes erscheint und das die Leute „rechtschaffen" nennen. Aber eben weil sie mit diesem Thun den Eingang durch die enge Pforte erzwingen möchten und doch täglich an dem Mangel des Herzensfriedens merken müssen, daß sie noch nicht zur Seligkeit eingangen sind, so verschieben sie das vom HErrn geforderte rechte Ringen von einem Tag zum andern und versuchen's immer auf's Neue, ob sie's nicht möglich machen können mit ihrem Thun. Aber der HErr sagt: Sie werden's nicht thun können, wörtlich: Sie werden's nicht bezwingen können. Seine Ordnung heißt: Nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme.

Und wenn nun mitten in diesem eitlen Trachten, bei dem es nicht zum Ringen des Glaubens gekommen ist, die Stunde des HErrn kommt? Wenn nach Seinem Willen der Termin abgelaufen ist, bis zu welchem die geladene Seele gekommen sein soll? Was dann? Dann kommt der Thürschluß. Da werden dann drinnen sein

in der Seligkeit, die nach des HErrn Willen gerungen haben im Glauben und freilich auch in Kraft ihres Glaubens ein Leben der Heiligung geführt haben; aber draußen ohne Seligkeit werden sein, die da thöricht getrachtet haben, es zu bezwingen mit ihrem Thun. Da hilft dann nichts alles Wehklagen und Klopfen draußen: HErr, HErr, thue uns auf! Die Thür bleibt zu, wie man sie vor einem Herumtreiber oder herumgelaufenen Menschen zusperrt, von dem man nicht weiß, „wo er her ist." Das HErr-HErr-Sagen thut's nicht. Sagen, das ist bald gethan, zumal am letzten Thürschluß. Geglaubt mußte es werden. Aber freilich, da gilt's ja ein geistlich Ringen. Und das war ihnen zu rechter Zeit zu viel. Darum bleibt die Thüre zu, — verschlossen auf ewig.

Und wann ist denn, mein Lieber, die rechte Zeit zum Ringen? Ich weiß keine bessere Antwort als: heute. Frage den Kranken, ob er morgen erst gesund werden will, oder über acht Tage, oder heute. Heute, das ist ihm das Liebste. Heute sei uns auch die liebste Zeit für die Seligkeit. Und weil Niemand selig wird, er ringe denn recht im Glauben, so ist auch heute die richtige Zeit für solches Ringen. Aber nicht nur das heutige Heute, sondern alle Tage, von denen wir von heute an unser Lebenlang „heute" sagen können. Und nähmest du die rechte Zeit, dein Heute nicht wahr, dann könntest du plötzlich um dein Morgen gebracht werden und es könnte die Zeit anbrechen, da man nicht mehr kann was man will, weil man zur rechten Zeit nicht gewollt hat was man konnte. Und dann — dann schiebt kein nachträgliches HErr-HErr-Schreien den ewigen Riegel hinweg.

Wie gut, ihr Lieben, daß dies der HErr gesagt hat, nicht ich. Sonst könnte es heißen: Der grausame Pilgerschreiber sperrt uns den Himmel zu. Nun aber, weil's der HErr gesagt hat, wird's wohl heißen müssen: Der gnädige und barmherzige HErr zeigt uns bei aller Barmherzigkeit, mit welch heiligem Ernste er das Ringen zur rechten Zeit von uns fordert, damit wir heute, so wir Seine Stimme hören, unsere Herzen nicht verstocken, und am letzten Ende noch fröhlich rühmen können:

JEsus nimmt die Sünder an,
Mich hat Er auch angenommen
Und den Himmel aufgethan,
Daß ich selig zu Ihm kommen
Und auf den Trost sterben kann:
JEsus nimmt die Sünder an.
Amen.

Die Anwendung zur Geschichte der Zerstörung Jerusalems.

(Schluß.)

Diese Application (Anwendung) geben uns aus dem heutigen Evangelio drei bewährte Männer und hocherleuchtete beglaubigte Zeugen, deren der erste unser lieber HErr und Heiland selber ist, von welchem Luc. 13. also steht: Es waren zur selbigen Zeit Etliche bei Jesu, die verkündigten Ihm von den Galiläern, welcher Blut Pilatus sammt ihrem Opfer vermischet hatte; und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Meinet ihr, daß diese Galiläer vor allen Galiläern Sünder gewesen seien, dieweil sie das erlitten haben? Ich sage, nein, sondern wo ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also alle umkommen. Oder meinet ihr, daß die Achtzehn, auf welche der Thurm zu Siloah fiel und erschlug sie, seien schuldig gewesen vor allen Menschen, die zu Jerusalem wohnen? Ich sage, nein, sondern wo ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also umkommen; und Matth. 3. drohet der HErr die Strafe, wenn Er sagt: Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Auch spricht Johannes: Er hat Seine Wurfschaufel in der Hand, Er wird Seine Tenne fegen und den Waizen in Seine Scheuren sammeln, aber die Spreu wird Er mit ewigem Feuer verbrennen.

Es bezeuget's für's zweite der Apostel Paulus, der vortreffliche Apostel, welcher dies greuliche Exempel des verworfenen jüdischen Volks uns Christen sehr schärfet, wenn er Römer 11. also schreibt: Mit euch Heiden rede ich. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich. Hat Gott der natürlichen Zweige nicht verschont, daß Er vielleicht dein auch nicht verschone; darum schaue die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, so ferne du an der Güte bleibst; sonst wirst du auch abgehauen werden. — Hat der Herr die liebe, werthe Stadt Jerusalem so jämmerlich und erbärmlich verheeret und verderbet, in welcher Er Seinen Heerd und Sein Feuer hatte, wie die Propheten reden, und die Er vor Augen und Angesicht aller Heiden hoch gewürdiget und bis an den Himmel erhöhet hat, so dürfen wir nicht hoffen, daß es uns werde besser gehen, wenn wir werden fortfahren, die selige Zeit unserer Heimsuchung zu verachten, und in den Wind zu schlagen; denn Er wetzet noch immer sein Schwert und spannt seinen Bogen, nach dem 7. Psalm. Seine Hand ist noch ausgereckt, Esaia 10.

Es bezeugts auch drittens der theure Prophet Luther, seligen Gedächtnisses, welcher diese Historia mit ernster Warnung und treuherziger Vermahnung auf uns Deutsche, als auf seine lieben Landsleute zieht, wenn er spricht: Ich weissage nicht gerne, will auch nicht weissagen, denn was ich weissage, sonderlich das Böse, kommt gemeiniglich eher und mehr, denn mir lieb ist, daß ich mit St. Micha mir oft wünsche, daß ich ein Lügner und falscher Prophet sein möchte. Denn, weil ich Gottes Wort rede, so muß es geschehen, ich besorge mich aber und muß mich besorgen, es werde unserm Deutschlande auch einmal ergehen wie der Stadt Jerusalem. (Ach, Gott helfe, daß

meine Sorge fehle und meine Prophezei Lügen sei!) Denn es ist dem lieben Gott gar leichte zu thun, daß Er eines Heeres Kraft über uns ausschütte, die uns verderbe und das helle klare Wort des seligmachenden Evangelii von unserm Ort wegstoße. — Wenn Er nur zischet und dem Feinde winket, so muß er daher kommen, nicht anders, als wenn er durch ein aufgeworfen Panier gelecket würde, er muß daher kommen, wie eine Verwüstung von dem Allmächtigen, er muß daher kommen, wie ein Adler von ferne geflogen kommt, und von dem Ende der Welt her, wie Moses, der Mann Gottes, redet. Wir haben solches auch eine geraume Zeit bishero genugsam erfahren, indem der Krieg in Deutschland so weit eingerissen und Alles ruiniret, ja durch Gottes Zorn zerschmelzet und zerschmettert, daß es ist zu beklagen. Aber wer achtet solches? Wer kehret sich daran? Gar niemand. So wenig die Juden der Römer Zorn achteten, so wenig kehren sich auch die Leute dran, und sind gleich den Gänsen und Hühnern, so in der Steige sitzen, und nicht darnach fragen, ob gleich eine nach der andern herausgenommen und abgewürget wird. O, denken sie, es ist die Reihe noch lange nicht an dir; ja, weil man ihnen getrost vorlegt, so gackern und schnattern sie desto mehr. Also thun wir auch, wir sehen und hören, wie es vor uns gegangen ist den Juden und vielen andern mehr. Daß wir gedächten: Ach, werden wir nicht frömmer werden, so wirds uns eben so gehen! Aber nein, nein, das denken wir nicht, gehen sicher dahin und vermeinen, es werde ewig so bleiben.

Derowegen, ihr Lieben, so lasset uns, die wir die Stimme des heiligen Evangelii hören, unsere Herzen nicht verstocken, Psalm 95., jetzt ist die Zeit aufzustehen vom Schlaf, Röm. 13., jetzt ist der Tag des Heils, Esaia 49. Lasset uns die Sicherheit fliehen, daß uns nicht das Verderben schnell überfalle, gleich wie der Schmerz ein schwangeres Weib, und werden nicht entfliehen, 1. Thess. 5. Lasset uns dazu bewegen die Thränen des Herrn Christi, der nicht will den Tod des Sünders, Ezech. 33. Lasset uns auch den Tag unserer Heimsuchung erkennen und Gott dafür danken, unser Leben bessern und Ihn bitten, daß Er unsere Landeskirchen nicht wolle lassen zur Mördergruben werden. Wir sollen auch stets bitten, daß Er mit Seiner gewaltigen Hand uns wider die Feinde Seines Sohnes beschützen und die Betrüger und Verführer der Lehre aus Seinem gereinigten Tempel ausjagen und austreiben wolle. Das wolle verleihen die hochheilige Dreieinigkeit. Amen. Amen. Amen.

Hiezu will euch der Pilger mit nächstem zwei kleine Anhänge (mit Bildern) geben, die nicht mehr in diese Nummer gebracht werden konnten.

Die sächsische Hauptbibelgesellschaft

feiert in der diesjährigen 11. Trinitatiswoche, am 10. August, das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens. Das ist den lieben Lesern bereits im Anzeiger bekannt gemacht worden; aber auch im Hauptblatte möchte der Pilger die Festfeier zur Erwähnung bringen, um, soviel an ihm ist, diejenigen Freunde der Bibelverbreitung, die den Festort nicht besuchen können, zu gemeinsamer Danksagung und Fürbitte anzuregen. Es wäre vielleicht recht schön gewesen, wenn das Fest, etwa am Sonntage nach dem 10. August, von allen Zweigvereinen durch eine kirchliche Nachfeier begangen worden wäre, da es aber zu spät sein dürfte, eine solche Nachfeier zu einer allgemeinen zu machen, wollen wir bedenken, daß ja doch der wichtigste Theil der Feier das ist, was die Bibelfreunde an diesem Tage, sei's in Dresden oder in der Ferne, mit Gott dem HErrn reden. Und dem lasset uns an dem Festtage auch in unsern Häusern für das danken, wofür die große Festgemeinde in Dresden danken wird. Laßt uns danken überhaupt für die Gabe des Worts, „das jetzt in Schriften steht," dessen Kern der auch uns seligmachende Christus ist; laßt uns danken für die Freiheit des Schriftgebrauchs, die unserer theuern Kirche in den Tagen der Reformation wiedererobert worden ist, für Luther's treffliches Dollmetschen, dadurch das Wort uns, unsern Kindern, unserm Gesinde zugänglich gemacht worden ist. Laßt uns aber ganz besonders danken für die Treue, mit der sich dieses Wortes HErr nun ein halb Jahrhundert lang zu dem Werke einer seiner lieben Mägde, der sächsischen Bibelgesellschaft, bekannt hat. Er hat, obwohl es lange vorher Pflicht gewesen wäre, die Bibel in Sachsen zu verbreiten, gar trefflich die Zeit gefunden, die sich zu Gründung solcher Gesellschaft eignete. Nachdem auf sächsischem Boden das eiserne Kriegsschwert obgesiegt hatte wider den weltlichen Tyrannen, hat Er Sein deutsches Volk gestärkt, freudiger als zuvor das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, zur Hand zu nehmen. Die Mehrzahl unserer deutschen Bibelgesellschaften ist herausgewachsen aus dem Bedürfniß einer sittlichen Befreiung, das durch die politische Befreiung Deutschlands wachgerufen worden war. Derselbe Friedrich Wilhelm der III. von Preußen, der im Jahre 1813 mit seinen Verbündeten als Sieger auf dem Leipziger Schlachtfelde stand, stand schon im Jahre 1814 an der Spitze der preußischen Bibelgesellschaft. Und auch in Sachsen ward das Werk der Bibelverbreitung, das im Süden Deutschlands schon vorher lebendiger betrieben ward, mit dem ersten Jahre der wiedererrungenen deutschen Freiheit (1814) zu einer organisirten gesellschaftlichen Thätigkeit. Preisen wir den HErrn dafür, daß er gerade diese Frucht eine der ersten hat sein lassen an dem Baume der Wiedergeburt Deutschlands. Und wie hat Er nun der Thätigkeit unserer Gesellschaft von

Jahr zu Jahr ihre Grenzen weitergerückt und sie mit geistlichen und leiblichen Mitteln ausgerüstet, daß sie Sein Wort immer mehr dem Volk zum Eigenthum machen konnte. Und ob nun schon nimmermehr wird behauptet werden können, daß jede in's Haus gebrachte Bibel auch in die Herzen gebracht worden ist, so müßten wir doch höchst undankbar sein, wenn wir das wachsende Glaubensleben, mit dem unsere Landeskirche seit Jahrzehnten begnadigt ist, nicht auch dem Segen Gottes zuschreiben wollten, mit dem die Bibelverbreitung von Jahr zu Jahr begleitet worden ist. Scheint auch der Unglaube in den neuesten Tagen sich mächtiger zu fühlen als je, so dürfen wir uns doch freuen, daß eben seine mächtigeren Regungen eine äußerste Anstrengung sind, die er dem noch mächtiger laufenden Gotteswort entgegensetzen zu müssen glaubt. Darum Preis sei dem HErrn, der auch durch unsere Bibelgesellschaft Sein Wort im Laufe gefördert hat. Und nun gedenket in's Einzelne der Barmherzigkeit, mit welcher der HErr die Leiter der Gesellschaft, die lieben Bibelboten, die Bibelcollecten, ja die einzelnen Bibelbücher gesegnet hat — und opfert dafür dem HErrn einen kindlichen Dank. Nehmt aber auch weiter die Bibelgesellschaft und ihr Werk auf eure betenden Herzen. Der Tag der Gründung ist der 10. August, derselbe Monatstag, an welchem im Jahre 70 das abtrünnige Jerusalem durch Titus eingenommen ward mit Schwertesschärfe. In unserm Bibelbuche haben wir mehr als ein zweischneidig Schwert. Darinnen steckt ein Eroberer, der da Gaben empfangen hat für alle Abtrünnigen, auch für die Abtrünnigen unserer Tage, sie zu überwältigen mit der Macht Seiner Liebe bis zum Tode. Helfe Gott, das laßt uns beten, daß dieses Schwert des Wortes in immer weiteren Kreisen einschlage, daß dieser Eroberer immer tiefer eindringe in's Herz unseres Volks, insbesondere auch unserer sächsischen Christenheit — durch den Dienst der sächsischen Bibelgesellschaft. Der ewigreiche Gott selber wolle derselben für ihren Dienst allerlei geistliche und leibliche Nothdurft darreichen um Dessen willen, deß Reich durch's Wort gemehrt werden soll! Amen.

Und nun hab' ich noch Eins auf dem Herzen für die lieben sächsischen Leser, die nicht auf's Fest kommen können. Es ist die Art der Kinder dieser Welt, daß sie, wo sie Jubelfeste feiern, alsbald auch Denkmale stiften wollen und für die Denkmale sammeln. Das ist im Grunde nichts Verkehrtes; nur die Art der Denkmale ist in der Regel nicht die richtige. Darum könnten auch wir getrost an diesem Jubelfeste zu Ehren der göttlichen Treue einen kleinen Denkstein aufrichten. Nicht meine ich, daß wir ein besonderes, neues Werk im Punkte der Bibelverbreitung beginnen sollen. Was in diesem Stücke neu begonnen werden soll, das werden die Leiter der Gesellschaft berathen, die darinnen Erfahrung haben. Aber es wäre doch wohl auch ein Denkstein, wenn das Gesellschaftsjahr, das mit dem fünfzigjährigen Jubelfeste beginnt, von den lieben Bibelfreunden durch außerordentliche Liebesopfer, als durch ein Zeichen ihrer Freude an Gottes bisherigem Segen ausgezeichnet würde. Die Festbesucher selbst werden's daran nicht fehlen lassen. Das ist zu hoffen. Es wird ja da Mancher sich sagen müssen, daß er bis hieher noch lange nicht genug gethan hat; und bei einem Andern wird die große Festfreude das Herz zum Geben williger machen. Aber die daheim bleiben, sollten die nicht auch ein Steinlein mit hinzutragen können zu dem Denksteine einer reichlicheren Jahreseinnahme, der im Jahre 1864 aufgerichtet werden könnte? Darum, ihr Lieben, die ihr dies fern vom Orte der Festfeier leset, wie wär's, wenn ihr ganz in der Stille am 10. August dieses Jahres dem HErrn ein leiblich Dankopfer brächtet mit den Gliedern eures Hauses und dasselbe, so ihr's nicht eher abgeben wollt, noch außer eurer jährlichen Collectengabe am 2. Osterfeiertage in die Becken legtet? Da mir der Gedanke gekommen, hielt ich's für Pflicht, ihn auszusprechen, weil der Pilger nicht stille schweigen darf, wo er irgend einem Zweige der göttlichen Reichsthätigkeit dienstlich sein kann. Nun mag dieser Gedanke in Gottes Namen seinen Weg gehn zu den Herzen der lieben Leser, und der HErr mag ihn segnen als eine kleine Jubelgabe, die der Pilger gern aus seiner geringen Kraft der lieben Bibelgesellschaft geschenkt haben möchte. —

Etwas vom Ungeziefer.

(Fortsetzung.)

Ich war, hub mein Oheim an, just eben solch ein junges, rasches Blut wie du, und meinte auch, man könne mit dem Schädel voran durch die Welt, ohne sich ihn einzurennen; geneigt, wie alle Adamskinder, nicht der Stimme der Vernunft und Erfahrung, am wenigsten dem Worte Gottes, zu folgen, sondern mir meine Gesetze selbst zu schreiben. Und wenn's nun nicht ging, wie ich dachte, oder mir's saurer wurde, als ich erwartet, dann gab ich die Schuld nicht mir und meinen thörichten Gesetzen, sondern wußte sie immer an Anderen zu finden und der König auf dem Throne und der Bürgermeister auf dem Rathhause waren so wenig sicher, von mir in Anklagestand versetzt zu werden, daß ich vielmehr, wenn's mit mir nicht recht fort wollte, gerade an sie zuerst dachte und meinte, wenn ich an ihrer Stelle wäre, müßten solche vortreffliche brauchbare Leute, wie ich einer sei in allen Stücken mit leichter Mühe zu Ehren und Reichthümern kommen. Wenn's in meinem Säckel oder im Handwerke haperte, da raisonnirte ich gewiß auf die albernen Einrichtungen in Staat und Kirche. Und ich sehe, die Worte und Gedanken waren zu allen Zeiten dieselben und werden es bleiben. Die Fürsten und Obrigkeiten hielt ich gerade so wie ihr, für ein Ungeziefer, das mir meinen

Gartenkohl freſſe. So war ich denn auch eines ſchönen Tages bitterböſe auf ſie; ich war vor Kurzem in den Eheſtand getreten; weder ich noch mein liebes Weib hatten viel mitgebracht, und das Wenige, das wir beſaßen, war für die erſte Einrichtung aufgegangen; wir hatten wochenlang geſpart, uns ein nothwendiges Stück in's Haus zu ſchaffen und freuten uns, daß wir's endlich erreicht; — ſiehe da, mit einem Male kam der Steuerbote in's Haus und holte die mühſam erſparten Thaler für eine neu ausgeſchriebene Steuer ab. Die Stände unſeres Ländchens hatten nämlich die ziemlich bedeutenden Schulden unſeres gnädigſten Landesherrn zum dritten oder vierten Male übernommen, und was am Hofe verſchwelgt worden war, mußten wir nun durch ein Umgeld aus unſeren Säckeln erſetzen. Solches geſchah in den alten Zeiten manch ein Mal und doch nenne ich ſie die guten Zeiten; es laſtete wohl zuweilen augenblicklich ſchwer auf dem Lande, aber es wurde auch wieder abgeſtoßen; einen ſolchen fortwährenden Steuerdruck, wie ihn jetzt unſere Zuſtände mit ſich bringen, eine Laſt, die unſere Staaten wohl bis an ihr Ende werden mit ſich ſchleppen müſſen und woran ſie ſich vermuthlich zu Tode ſchleppen, kannte die alte, beſſere Zeit nicht. Aber mir war die Sache in dieſem Augenblicke außerordentlich ärgerlich; die Mütze in die Augen gedrückt, den Stock krampfhaft in der Hand, wie ich vom Amte kam, wo ich meinen Steuerantheil entrichtet, ging ich in meinen Garten und lehnte mich voll Ingrimms über den niedrigen Zaun. Ueber meinem Kopfe war ein junger Kirſchbaum, der das erſte Mal trug und voll ſaftiger Früchte hing; ich blickte mürriſch an ihm empor, ſiehe, da ſaßen ein paar muntere, unverſchämte Spätzlein und pickten, ohne ſich durch meine Nähe ſtören zu laſſen, luſtig an den rothen Kirſchen.

Da ſchwoll mir die Galle über und laut machte ich ihr in einem Selbſtgeſpräche Luft, das nicht ſehr erbaulich lautete: Ihr unverſchämtes Ungeziefer, ihr Tagediebe, polterte ich los, ich habe den Baum gepflanzt und groß gezogen und ihr freßt die Früchte! Seid auf Gottes Welt zu nichts nütze, als ein wenig zu zwitſchern und eine Armee Junge zu ziehen, die ähnliche Schmarozer ſind wie ihr, und nehmt uns noch weg, was wir mit ſaurem Fleiße gezogen. Ihr ſeid ſo recht das Bild der großen Herren und Fürſten und ihrer Räthe, die leben auch herrlich und in Freuden, haben nichts zu thun, bankettiren und verthun das Geld und leben vom ſauren Schweiße der Unterthanen. Sie wiſſen nicht, wie's thut, arbeiten zu müſſen, und wenn man ſich müde gearbeitet, den Verdienſt hergeben zu ſollen, um ſolch ein Schmarozermaul zu füttern. Leute, die zu arbeiten und zu ſparen verſtehen, ſollten auf dem Throne ſitzen, die würden den Unterthanen nicht ſolche Laſten auflegen. In dieſer Weiſe polterte ich noch eine ganze Weile fort, weiß nicht, was ich weiter für ungewaſchenes Zeug redete, aber das war ungefähr der langen Standrede kurzer, aber nicht erbaulicher Sinn. Auf einmal klopfte mich's von hinten auf die Achſel, und wer ſtand da? Unſer alter Paſtor, Gott hab' ihn ſelig, der treue Ehrenmann, der mich confirmirt hatte und an dem ich mit ganzer Seele hing. Er hatte mein Selbſtgeſpräch belauſcht und fragte mich jetzt ſchelmiſch lächelnd: Alſo die Sperlinge, lieber Meiſter Andres, die haben euch ſo in den Harniſch gebracht? Schimpft ſie einmal über das andere Ungeziefer und ſagt ihnen alles mögliche Böſe nach? — Sollt ich nicht, Ehrwürden, entgegnete ich etwas verdutzt, ſind ſie nicht arge Spitzbuben und Räuber, die mir mein bischen ſauren Gewinn ſchmälern und doch in der Welt nichts aufzuweiſen haben, was ihnen ein Recht darauf gäbe? Da läuft Einem wohl die Galle über, wenn man ſolch nichtsnutziges Volk ſich breit machen ſieht und muß ſie noch füttern. — Nun, nun, Meiſter Andres, antwortete der alte Mann freundlich, es ſind doch auch Gottes Geſchöpfe und wollen leben und ich hoffe, euch damit auszuſöhnen, ja ſie wohl gar euch recht lieb zu machen, wenn ihr mir ein Stündlein Gehör geben wollt. Aber heute kann ich mich nicht aufhalten, morgen iſt der liebe Sonntag und ich muß mich noch mit meiner Predigt beſchäftigen. Morgen Abend iſt unſer Verſammlungstag, da erinnert mich doch daran, daß ich euch ein Wort über das Sperlingsgeſindel verſprochen habe!

Damit ging der alte, treue Mann ab; das mit dem Verſammlungsabend hing aber ſo zuſammen: Sonntags Abends kamen viele Bürger, namentlich die früheren Confirmanden des Pfarrers, aber es hatten ſich auch andere dazu gefunden, in einem geräumigen Schulzimmer zuſammen, und der Pfarrer ſprach da mit uns über das und jenes aus der Landwirthſchaft und dem Staatsleben, aus der Geſchichte und dem Zeitleben, erzählte uns auch dann und wann etwas; meine meiſten Geſchichten, die ich euch ſo gern auftiſche, habe ich von ihm gelernt. Er wußte es immer ſo einzurichten, daß es recht ſpannend war und daß auch eine Frucht für's geiſtliche Leben abfiel, obgleich es nicht auf geiſtliche Geſpräche abgeſehen war. Dazu hatte er ſich eine große, runde Schnupftabaksdoſe angeſchafft, die brachte er bis an den Rand gefüllt mit und ſtellte ſie neben ſich auf den Tiſch und von Zeit zu Zeit machte ſie die Runde durch die ganze Verſammlung, ſo daß ſie meiſt gegen das Ende leer war. Das war denn gar oft das Zeichen zum Aufhören; die Schnupftabaksdoſe iſt leer, ſagte dann der liebe Alte, nun müſſen wir wohl Schicht machen. Das waren köſtliche

Abende und sind uns alten Knaben immer noch lebendig in der Erinnerung, und nicht leicht versäumte sie einer von uns, ja die ganze Woche freuten wir uns darauf.

Also am nächsten Tage kamen wir gewohnter Weise in der Schulstube zusammen, und zu rechter Zeit erschien der Pfarrer und hatte ein paar dicke Bücher unter dem Arm. Herr Pastor, sagte ich, heute giebt's die Predigt vom Ungeziefer! — Weiß schon, Meister Andres, hab's nicht vergessen und das Nöthige gleich mitgebracht. So setzte er sich auf seinen Stuhl und begann seine Rede. Aber nun muß ich erst etwas dazu holen, was ich mir gleich darauf aus den dicken Büchern abgeschrieben habe, weil mir's so gefiel und muß es noch unter meinen alten Schriften haben.

Damit stand mein Oheim auf und ging an einen alten Wandschrank, wo er seine Bücher und Kalender und alles was Scripturen waren, aufbewahrte. Dort kramte er ein paar Minuten und kehrte mit einigen ziemlich vergilbten Blättern auf seinen Lehnstuhl zurück.

So, nun kann ich euch alles ordentlich mit Schick referiren, was uns der alte liebe Mann vortrug.

Da habe ich gestern, begann er, unsern Meister Andres behorcht, wie er seinem Zorne über ein paar Sperlinge Luft machte, die ihm seine Kirschen stahlen und hat sie ein Ungeziefer über das andere genannt, das zu nichts auf dem Erdboden tauge, als den Leuten ihre saure Mühe zu Schanden zu machen und dabei noch frech und unverschämt sind. Nun habe ich ihm versprochen, etwas vom Ungeziefer, wie es die Menschen nennen, mit euch zu reden. Und da muß ich euch denn sagen, daß es in Gottes Haushaltung weder Ungeziefer, noch Unkraut giebt, außer dem, das der böse Feind in die Menschenherzen säet, um den guten Samen darin zu ersticken. In die Natur aber hat der gar nichts gesäet, sondern da ist von Haus aus alles guter und heiliger Gottessame, reines und vollkommenes Geschöpf seiner Hand. Hat auch alles seinen Nutzen und könnte so wenig im Haushalte der Natur entbehrt werden, als der Mensch selbst. Denn das ist alles weislich geordnet, vom Kleinsten bis zum Größten und greift bewunderungswürdig in einander, daß das Räderwerk nicht in's Stocken gerathe und der Bau zerfalle. Da sehet euch einmal einen Ackermann auf dem Felde an, wie er hinter seinem Pfluge einhergehet und Furchen zieht und hinter ihm schreiten die Saatkrähen und picken die Würmlein und Engerlinge auf, die sein Pflug aus dem Boden wirft und gehöret Alles, was ihr da sehet, zum Gedeihen der Saat, der Mensch mit seinem denkenden Kopf und seiner arbeitenden Hand, und die Pferde, die den Pflug ziehen, und auch was ihr Ungeziefer zu nennen pfleget, die Würmlein und Engerlinge; wenn diese nicht wären und dem Uebermaß hemmten, würde das Kraut vielleicht zu reichlich wuchern und in der eigenen Fülle ersticken und wo die Saatkrähen dem Ueberhandnehmen der Würmer und Raupen nicht wehrten, würden sie die Saat nicht nur lichten, sondern vernichten. Also gehet es weise und wohlgeordnet zu und darf nichts zu viel und nichts zu wenig sein. Ich war den Kirschendieben, den Sperlingen, auch nicht gar hold; als ich aber hier in's Pfarrhaus kürzlich eingezogen war, da stand ich eines Morgens an meinem Fenster, und weil ich gerade nichts zu thun hatte, schaute ich unter allerhand Sinnen in die blaue Morgenluft hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Die für die Kirche wichtigsten Verhandlungen des sächsischen Landtags stehen, wie wir gesehen haben, noch bevor. Doch ist bereits in den bisherigen Sitzungen mancherlei vorgekommen, was in unsere Chronik gehört Laßt mich's in Kürze verzeichnen.

Als im December vorigen Jahres die zweite Kammer über eine von der Regierung gemachte Vorlage wegen Gehaltserhöhung der Staatsbeamten berieth, wurden auch einige Stimmen laut, die eine Aufbesserung der Prediger- und Lehrergehalte befürworteten. Aber bis zu bestimmten Anträgen ist's nicht gekommen.

Bei den Verhandlungen der ersten Kammer über die schleswig-holsteinische Angelegenheit (am 5. Febr. d. J.) ergriffen die beiden einzigen Geistlichen unserer Landeskirche, die an den Berathungen des Landtags theilnehmen, Oberhofprediger Dr. Liebner und Superint. Dr. Lechler aus Leipzig zu allererst das Wort. Der Erstere bemerkte,

es hätten vielfach deutsche Theologen, besonders aus der württembergischen Kirche, ihre Theilnahme an dieser Angelegenheit geäußert, und nach der Aufforderung der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit, es möchte sich solche Theilnahme auch in den übrigen Staaten kundthun, wolle auch er nicht schweigen. Er weise aber dabei die Bezeichnung der fraglichen Bewegung als einer demokratischen entschieden zurück. Wenn die große sittliche Erhebung, welche gegenwärtig das deutsche Volk bewege, Demokratie sei, dann heiße er die Demokratie willkommen. Besonders sprach er sich noch über die Grausamkeit aus, die von Seiten Dänemarks durch Aufnöthigung der dänischen Kirchen- und Schulsprache an den Schleswigern geübt worden sei. Dr. Lechler betonte gleichfalls, daß es unrichtig sei, diese Anlegenheit mit den anderwärts bemerkbaren Regungen des Nationalitätsgelüstes zusammen zu werfen und sie zu einer demokratischen Bewegung zu machen. — Der HErr wolle die wenigen Vertreter der Kirche, die unser Landtag zählt, stärken, daß sie mit solchen Urtheilen auch fernerhin nicht zurückhalten, besonders da, wo es gilt einer falschen politischen Anschauung zuvorzukommen oder entgegenzutreten. —

Mit ziemlicher Ausführlichkeit ist man später in beiden Kammern auf die Sonntagsfeier zu sprechen gekommen. Bisher nämlich hat in Sachsen in Betreff der äußerlichen Sonntagsfeier ein Mandat vom 24. Juli 1811 gegolten. Nach demselben sind an Sonn-, Fest- und Bußtagen alle öffentlichen Hanthierungen, auch alle gewöhnlichen Wochenarbeiten der Fabrikanten, Handwerker, Ackerleute und Tagelöhner, sowohl in- als außerhalb ihrer Wohnungen bei 5 Thalern Strafe verboten. Nur das dringende Bedürfniß der Reisenden und andere Nothfälle (Erntearbeiten, wenn es an den Werkeltagen anhaltend regnet), sind ausgenommen. Dieses Mandat war neuerdings, gewiß nicht ohne Grund, durch das Kamenzer Gerichtsamt wieder eingeschärft worden. Hierdurch hat sich der Abgeordnete Beeg veranlaßt gesehen, einen Antrag auf Aenderung des Mandats zu stellen. Danach sollten in Zukunft Erntearbeiten und Futterholen an Sonn- und Festtagen vor und nach dem Gottesdienste erlaubt sein. Es stehe eben die alte Bestimmung nicht mehr mit den Zeitbedürfnissen und den jetzigen Culturzuständen in Einklang. Die Deputation der zweiten Kammer, welche diesen Antrag vorläufig zu berathen gehabt hatte, befürwortete ihn, als er zur öffentlichen Verhandlung kam, und fügte noch etliche weitere Wünsche hinzu. Bei der Debatte ließ sich zwar nur eine einzige Stimme hören, die eine Freigebung des ganzen Sonntags während der Erntezeit begehrte; aber, obwohl man seine Wünsche über die Aenderung des Mandats in gemäßigter Weise aussprach und die Bestimmungen über anderweitige Hanthierungen unangetastet ließ, zeigte sich's doch, wie sehr unsere Zeit geneigt ist, sich das heilige dritte Gebot so zuzuschneiden, daß es zu den sogenannten Culturzuständen paßt. Der Eine wollte die Aenderung so, der Andere so hergestellt haben; aber Keiner befürwortete die Bestimmungen des alten Mandats, die doch nichts weniger als streng sind und ein heilsamer Damm nur gegen die ärgste Beeinträchtigung der Sonntagsfeier sein sollten. Die Früchte, die Anno 1811 von einer Million Sachsen ohne Sonntagsarbeit eingeerntet werden konnten, werden doch wohl jetzt, wo wir schwerlich viel mehr Ackerland haben als früher, und wo durch landwirthschaftliche Maschinen gar manche Menschenhand überflüssig gemacht wird, von mehr als zwei Millionen Menschen an den Werkeltagen eingeheimst werden können. Auch beweist ja England, ob ich schon den Geist der dortigen Sonntagsfeier nicht nach Sachsen verpflanzt sehen möchte, zur Genüge, daß die Cultur sogar von der gesetzlich strengsten Sonntagsfeier nicht behindert wird und daß die Entwickelung der ersteren nicht die Lockerung der letzteren fordert. Ich bin weit davon entfernt, das Feiern zur Hauptsache am dritten Gebote zu machen, aber dasselbe ist doch auch nöthig, damit eben die Hauptsache, die Heiligung des Feiertages zur Geltung komme. Daher kennt Gottes Wort am Feiertage keine andere als gottesdienstliche und Noth- und Liebeswerke. Die Erntearbeiten am Sonntage passen aber in keins der drei Capitel und werden, sie mögen vor oder nach dem Gottesdienste vorgenommen werden, überall der Heiligung des Sonntags im Wege stehen. Die Gotteshäuser namentlich der Dorfkirchen werden, wo man das Mandat ändert, in der Erntezeit noch leerer werden als sie bisher gewesen sind; die großen Arbeitsgeber, die jetzt nicht soviel „Cultur" haben; daß sie ihren Arbeitern in der Woche Zeit zu ihren kleinen Erntearbeiten lassen, und dieselben zur Sonntagsarbeit nöthigen, werden diese Cultur noch viel weniger lernen, und, was das Schlimmste ist, das Volk wird durch die Freigebung der Erntearbeit je länger je mehr den Sinn für Unterlassung anderer Arbeit verlieren und nach neuen 50 Jahren, ja wohl noch eher, werden neue derartige „Zeitbedürfnisse" laut werden. — Die betreffenden Verhandlungen der Kammern haben glücklicherweise noch nicht zu Beantragung einer bestimmten Aenderung des Mandats geführt, sondern man hat nur eine Revision des Mandats begehrt, bei der die Kammerverhandlungen reiflich erwogen werden möchten. Auch ist die Debatte über den Punkt fast durchweg in einer Weise geführt worden, die wir nicht als eine leichtfertige werden bezeichnen dürfen. Aber eben, weil man noch nichts Bestimmtes beantragt hat und die Regierung neben den Kammerverhandlungen ohne Zweifel auch auf die Stimmen hören wird, die über den geistlichen Culturzustand des Volks zu wachen haben, sollten die Hirten einmüthig für die Sonntagsfeier ihrer Gemeinden sich verwenden, und zwar im Interesse gerade der Aermsten ihrer Herden. Es werden freilich die armen Leute sich den siebentägigen Tagelohn in der Ernte gefallen lassen; aber sie werden gegen den Lohn des siebenten Tages das liebe Gotteswort verkaufen, das sie an diesem Tage hören könnten. Und ehe das gesetzlich erlaubt würde, sollen wenigstens die Hirten ihre Stimme dagegen erhoben haben, damit sie doch ihre Seele retten, wenn es ihnen auch nicht gelingen sollte, die Seelen Anderer zu retten. —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Adler aus Sachsen.

№ 33. Dresden, den 17. August 1854.

Zur zweiten Sonntags-Post Deutschland.

Nr. 33. 17—18.

Wir wissen über Hirtenbriefe gewöhnlich nur wenig, weil sie selten veröffentlicht werden. Wir kennen es auch nur theilweise aus verschiedenen Zeitungen, einen sehr merkwürdigen Hirtenbrief, den der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, zum Fest Mariä unbefleckter Empfängniß erlassen hat. Wir wollen ihn nicht ganz lesen, aber wir wollen ihn doch ein wenig ansehen. Der Bischof sagt, daß Gott die Menschen durch Noth und Drangsale bessern will und geschieht nichts, will Gott durch Krieg, Pest und Hungersnoth. Nun ist aber Gott ein Gott der Liebe! Gerade jetzt Hungersnoth, Pest und Krieg! Wir wollen nicht weiter fragen, das gehört nicht hierher.

Aber wir wollen fragen, was gehört hierher? Wir wollen, daß uns Bischöfe Fragen und Rede zu stehen und Antwort zu geben haben. Wir wollen, daß sie uns Rede stehen, wenn sie Hirtenbriefe erlassen. Wir wollen nun sehen, ob Herr Ketteler uns Rede und Antwort giebt.

Wir wollen nicht lange verweilen, nur gerade bis zu dem, wo Herr Ketteler Fragen und Rede zu stehen und Antwort zu geben hat. Wir wollen nicht lange verweilen, nur gerade bis zu dem, wo Herr Ketteler uns Rede und Antwort giebt.

Wir wollen nicht lange verweilen, nur gerade bis zu dem, wo Herr Ketteler uns Rede und Antwort giebt.

Wir haben schon angedeutet, daß Gott die Menschen durch Noth und Drangsale bessern will. Wenn Gott sie durch Noth und Drangsale bessern will, so müssen sie sich auch bessern. Wenn sie sich bessern, so müssen sie sich bessern. Wenn sie sich bessern, so müssen sie sich bessern. Wenn sie sich bessern, so müssen sie sich

Der Sohn geht hinaus in ein fremdes Land. Das väterliche Gut wird umgebracht mit Praſſen. Der Vater iſt vergeſſen, ſo lange das Gut des Vaters noch lebt. Aber es wird verſchlungen mit Huren. Da wird es allgemach fühlbar, daß dieſes Gut kein ewiges Gut iſt und daß das Feſthalten am Vaterherzen doch beſſer geweſen wäre, als das Feſthalten des Geldbeutels. Auf die durchjubelten Nächte folgt die bei den Träbertrögen der Säue durchweinte Nacht des Elends.

Das iſt der Fortgang, der auf den Ausgang des Sünders aus dem Vaterhauſe unausbleiblich folgt. Der Reiz des fremden Landes dieſer Welt zieht uns immer weiter vom Vaterherzen und Vaterhauſe hinweg. Was wir in Heiligkeit und Gerechtigkeit unter unſeres Vaters Augen genießen könnten, wird ohne den Gedanken an ihn umgebracht, und wir merken's in unſerm Taumel nicht, daß wir eben dadurch ſelbſteigenhändig den einzigen Freund umbringen, auf den wir uns beim Ausgang aus dem Vaterhauſe verließen. Da, wenn wir dieſem Freunde ein Ende gemacht haben, folgt, weil uns ja das fremde Land dieſer Welt nichts wahrhaft Erquickliches bieten kann, auf die Nacht der ſündlichen Freude die Nacht des Sündenelendes.

Daß in ſolcher Nacht eine Seele zu Grunde geht, iſt nichts Seltenes. Da iſt der letzte Reſt der Erinnerung an das Vaterhaus überwuchert worden von dem Schrecken, den der Blick auf die Gegenwart bereitete. Da iſt aus dem Verlorengehen ein Verlorenbleiben in Ewigkeit geworden.

Aber der HErr will uns in unſerem Gleichniß nicht nur den Weg in die Verlorenheit hinein, ſondern auch aus der Verlorenheit heraus zeigen.

Da ſchlug er in ſich. „Er ging in ſich ſelbſt hinein", wie es wörtlich heißt, will ſagen: Er ſahe nicht nur um ſich her die Nacht des Elends, in die er hineingerathen war, ſondern er erkannte auch in ſeinem eignen Herzen die Urſache, die ihn auf den ganzen Elendsweg gebracht hatte. Das iſt der erſte Blick, den der Sünder thut bei anhebender Buße. Er blickt aber weiter. Er ſchaut zurück in das Haus ſeines Vaters, bei dem es ſelbſt die Tagelöhner ſo gut haben. Und beides, der Blick in die Urſache ſeines Elends und in die verlaſſene Fülle des väterlichen Hauſes, wird ihm der Antrieb zu einem „Ich will", das ihm entſcheidend wird für ſeinen ganzen weiteren Lebensgang, zu einem Rieſenſchritt, den er aber nicht in eigner Kraft, ſondern nur durch die magnetiſche Kraft des Vaterherzens thun kann, das er verlaſſen.

Und was will er? Sich aufmachen aus der Tiefe des Elends und nun nicht etwa erſt im fremden Lande verſuchen, ob er da nicht noch bei ſeiner Hände Arbeit ein rechtſchaffener Menſch werden können, um dann mit weniger Schande in's Vaterhaus heimzukehren. Nur am Herzen des Vaters kann er und will er anders werden. Darum zu ſeinem Vater will er gehen, will ihn nennen bei dem Vaternamen, der für ihn ja immer noch zu Recht beſteht, will ihm bekennen die Trennung ſeiner Sünde, will bekennen, daß er unwürdig ſei der vormaligen Stellung des Kindes im Hauſe und will nur bitten, in der Nähe des väterlichen Auges und Herzens gleich den Geringſten im Hauſe gehalten zu werden.

Wie manche Seele iſt aber bei dieſem „Ich will" angekommen und — ſtehen geblieben, hat ſich zurückverloren in die Welt und gemeint, ſie wolle ſich das väterliche Wohlgefallen doch lieber erſt durch Beſſerung verdienen, ehe ſie umkehre, und iſt nur in neuen Hunger, in neues Elend hineingerathen. Wie manche Seele hat ſich wohl vorgenommen, wieder „Vater" zu ſagen und das Bekenntniß der Beleidigung des Vaters über die Lippen zu bringen, und hat doch nachher den Gedanken an den Frieden, den ſie im Vaterhauſe hätte haben können, verdrängen laſſen durch den andern Gedanken: Ob mich der wohl als Vater annehmen wird, zu dem ich zuvor geſagt habe: Gieb mir, Vater, das Theil der Güter ꝛc.?

Ach, daß doch alle Seelen, wie der Sohn hier im Evangelio, keine Zeit verſtreichen ließen zwiſchen dem Entſchluſſe und der Ausführung des Entſchluſſes! Daß ſie ſich nicht lange mit Fleiſch und Blut beriethen, ſondern ſich flugs aufmachten! Denn wahrlich, nicht der bloße ſehnſüchtige Rückblick in's Vaterhaus, der Gang dahin gehört zur rechtſchaffenen Buße und die Ausführung alles deſſen, was man bei jenem Rückblick gelobt hat. Der Sohn im Evangelio hat gethan, was er gewollt hat, und nur die Rede: Mache mich als einen Deiner Tagelöhner! hat er im Angeſicht der überſchwänglichen väterlichen Liebe nicht über die Lippen bringen können, nicht weil er ſich ihrer geſchämt hätte, ſondern weil ihn die offenen Vaterarme überzeugten, daß ſolche Liebe aus einem Kinde, ſelbſt aus einem verlorenen, keinen Tagelöhner machen könne.

Dieſe Liebe laß uns zum Schluſſe noch anſchaun im Gegenſatze zu der Liebesleere des neidiſchen Bruders. Sie iſt viel williger, die Bußfertigen anzunehmen, als die Bußfertigen willig ſind, ſich von ihr annehmen zu laſſen. Der Sohn geht zum Vater und es ſind ihm wohl die Schritte immer kleiner geworden, je näher er zum Vaterhauſe kam; aber der Vater, der ihn von ferne mit Jammer ſieht, läuft und kann es nicht erwarten, den Heimkehrenden in ſeine Arme zu ſchließen. Und wie ſteht der neidiſche Bruder da? „Er wollte nicht hineingehen". Ach, wie ſollten doch eigentlich die bereits im Vaterhauſe geborgenen Seelen laufen mit dem Vater, die heimkehrenden Sünder in ihre Mitte aufzunehmen! Und was könnte das für ein ſeliges Entgegenlaufen geben, wenn es treulich geübt würde in der Chriſtenheit! Wie gern aber verriegeln wir unſere Bruderherzen gegen den Jammer über die heimkehrenden Verlorenen, der doch ſelbſt

dem Vater das Herz gebrochen hat, und wie wenig sind wir geneigt, den bußfertigen Sünder in die Bruderarme aufzunehmen, weil man's ihm noch anspürt, daß er vom Säuehüten kommt, — während ihm doch die Vaterarme weit geöffnet sind!

Und dazu ist die Liebe des Vaters eine so gar überschwänglich reiche, eine Liebe, die den Mangel, in dem der arme Sünder bisher gelebt hat, so reichlich ersetzt. Das beste Kleid, den Fingerreif an die Hand, die Schuhe an die Füße, das gemästete Kalb — so viel hat der hocherfreute Vater für den Sohn. Ist's ein Wunder, daß ein heimkehrender Sünder die Güter des väterlichen Hauses reichlicher zu genießen bekommt, als der Sohn, der immerdar im Hause ist? Wird nicht Alles erklärt durch die väterliche Freude über den Wiedergefundenen und durch die Liebe, die den Halbverhungerten für den erlittenen Mangel entschädigen und ihn nun recht unzertrennlich fest an's Vaterhaus ketten möchte? Aber der Bruder steht und neidet. Er sollte seinerseits dem heimkehrenden Bruder geben, was er könnte, um auch seine Freude an der Heimkehr zu beweisen. Statt dessen verdenkt er's dem Vater, daß er so viel giebt, und kann sich in ein Vergessen der Sünde des Bruders nicht finden. — Meine Lieben, auch zu ihm ging der liebreiche Vater hinaus, ihm zurecht zu helfen in sanftmüthiger Rede. Ob's wohl ganz überflüssig ist, daß auch wir auf diese Rede des Vaters hören? Halten wir nicht oftmals dem heimkehrenden Bruder unsere Geistesgaben zurück, während ihm der Vater reichlich auftischt? Sehen wir nicht je zuweilen scheel, daß einem Neubekehrten das mit Einem Male in den Schooß geschüttet wird, was wir nur im Laufe der Jahre zu genießen bekamen? Und haben wir nicht für das Sündenleben, das hinter ihm liegt, gemeiniglich ein strengeres Gedächtniß, als der Vater selber? Da merke: Du solltest aber fröhlich und gutes Muthes sein, denn dieser dein Bruder war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden. Das ist aber eine gar absonderliche Fröhlichkeit; denn bei ihr haben wir die lieben heiligen Engel zu Genossen unserer Freude. (Vs. 10.) Willst du dich darum hier schon auf Erden freuen, so wie sich die heiligen Engel im Himmel freuen, so kannst du diese Freude allezeit genießen, wenn du dich herzinniglich freuest über alle Sünder, die Buße thun. Amen.

Sieben Zeugnisse

für das Evangelium aus dem Munde von Katholiken.*)

1. Herzog Ernst zu Sachsen, Erzbischof zu Magdeburg, war seiner Zeit ein gar frommer, weiser und wohlthätiger Herr, baute viel, hielt auch einen stattlichen Hof, verstand es aber doch meisterlich, daß er weder Schulden machte, noch die Unterthanen mit Steuern drückte. Er starb 1513, also zu einer Zeit, wo das Licht des Evangeliums noch nicht auf den Leuchter gesteckt war. Fünfzig Jahre nach des Erzbischofs Tode gedachte der fromme und glaubenstapfere Fürst Wolfgang zu Anhalt einsmals in einem Gespräche mit seinem Hofprediger, des gottseligen Prälaten, rühmte seine trefflichen Eigenschaften und bedauerte, daß er mitten im Papstthum gelebt habe. Der Hofprediger bemerkte dagegen: „Ew. Gnaden haben recht, lassen aber das beste aus; Herzog Ernst ist auch selig gestorben". — „Ach, erwiederte der Fürst, wie gerne wollte ich ihm das gönnen, kann mir aber wohl einbilden, wie es zu der Zeit muß hergegangen sein". — „Ei, sprach der Geistliche, nach wohlverbürgtem Zeugnisse ist Herzog Ernst gut lutherisch gestorben. Zwei Barfüßermönche besuchten ihn in der letzten Krankheit und boten ihm als Unterpfand, daß er gewiß selig werden sollte, alle ihre und ihres ganzen Ordens gute Werke an. Da antwortete der Bischof: „Nein, traun, eurer Werke begehre ich nirgend zu; sondern meines Herrn Jesu Werke, die müssen's alleine thun, auf den will ich mich allein verlassen, leben und sterben". — Als der gute Fürst Wolfgang solches hörte, ward er herzlich froh und sprach: „Wohlan, hat Ernst das gesagt bereits zu jener Zeit, so ist's ja wahrlich viel und ein recht Wunder der Gnade Gottes. Ob Gott will, werden Herr und Knecht, er und ich, bald bei Christo Jesu im Himmel zusammen kommen". Und also ist's geschehen. Denn ein halb Jahr nach diesem Gespräche anno 1566 ist der fromme Wolfgang, ein 74jähriger Greis, sanft und stille gestorben.

2. Herzog Georg von Sachsen, der schlimme oder grimme Jürg genannt, derselbe, welcher anno 1519 Luther's Disputation mit Dr. Eck in Leipzig anhörend ein Mal über's andre rief: „Das walt' die Sucht!" und mit dem Fuße stampfte, auch sein Lebtag dem Luther und den Lutherischen bitter gram und feind blieb, hat dennoch der von dem Reformator gepredigten Gerechtigkeit ein Mal recht nachdrücklich die Ehre gegeben. Sein Sohn Herzog Johannes lag in den letzten Zügen. Da rief ihm der bekümmerte Vater zu: „Er solle nicht auf seine, noch auf eines Heiligen Werke sehen, sondern sich einig und allein mit festem Glauben in die Wunden Jesu bergen". Seine Schwiegertochter, des sterbenden Herzogs Gemahl, sagte hierauf: „Lieber Herr Vater, warum läßt man dieses nicht öffentlich im Lande predigen?" Da antwortete Herzog Georg: „Liebe Tochter, das muß man nur den Sterbenden sagen und nicht den Gesunden". — Eine Zeit später kam der alte Herzog selber zum Sterben. Da ward es ihm durch Gottes Gnade noch gesagt. Seine Geistlichen zwar und Mönche wiesen ihn zu Maria und andern Heiligen als Nothhelfern; aber einen christlich gesinnten Edelmann bei Hofe erbarmte es, daß sein Herr ohne den Trost Christi hinfahren sollte, trat zu ihm und sprach: „Gnädiger Herr, Ihr habt sonst in andern Sachen das Sprichwort gebraucht: „Gleich zu giebt die besten Renner" — warum wolltet Ihr in diesem gefährlichen Todeswege so viel Umschweife nehmen und nicht mit Eurem Gebet vielmehr stracks durch Christum zu Gott eilen, welcher gewißlich helfen kann und will?" Welchen Zuspruch der Sterbende willig angenommen hat, stille geworden und sanft verschieden ist.

3. Der deutsche Kaiser Karl V., Besieger der Fürsten des Schmalkaldischen Bundes und lange Zeit der gewaltigste Gegner der lutherischen Lehre, legte später die Kaiserkrone nieder und zog sich in die Stille des Klosters zurück, um sich auf den Abschied aus der Zeitlichkeit zu bereiten. Bekannt ist, daß er manchmal vor einem Gemälde, das die Mühlberger Schlacht (1547, 24. April) darstellte, sinnend gestanden und an den von ihm überwundenen, gefangen gehaltenen und abgesetzten Kurfürsten, den treuen Johann Friedrich von Sachsen, wehmüthig denkend geseufzt hat: „Hätte ich diesen bleiben lassen, wer er war, so wäre ich auch geblieben, der ich war". Kurz vor seinem Tode soll er zum Bischof von Toledo gesagt haben: „Die Lutheraner haben eine gerechte Sache in dem Artikel von der Versöhnung des Menschen mit Gott; das ist: es sei in Todesnöthen kein besserer Trost, denn der eingeborene Sohn Gottes, wer an ihn glaube, der werde nicht verloren, sondern habe das ewige Leben und werde selig, sonst nicht". Welche Rede des Kaisers den Pabst Pius IV. so sehr soll verdrossen haben, daß er ihm zu Rom keine Leichenfeier hat wollen halten lassen. Aber katholische und evangelische Schriftsteller älterer Zeit erzählen übereinstimmend desselben Kaisers schönes Wort, das er kurz vor seinem Ende anno 1558 geäußert hat: „Ich bin nicht werth durch meine Werke und Verdienste den Himmel zu erlangen, sondern verlasse mich nur auf Christum, meinen Erlöser. Der hat ja, wie S. Bernhard sagt, zweierlei Recht zum Himmel; eines, sein Erbrecht, als wahrer Gott, das behält Er für sich; das andere durch Verdienst seines Leidens und Sterbens, das schenkt Er aus lauter Gnaden mir. Und darauf hoffe ich selig zu sterben. Ja auf Dich,

*) Obwohl das eine oder das andere von diesen Zeugnissen den lieben Lesern bereits bekannt sein wird, werden sie's doch wohl, namentlich in der Zusammenstellung mit den weniger bekannten Zeugnissen, gern noch einmal lesen.

HErr, traue ich, bleib Du in mir, daß ich in Dir bleibe! Amen".

4. Wenige Jahre später lag der genannte Pabst Pius IV. zu Rom im Sterben. Da ergriff sein Anverwandter, der fromme Kardinal und Erzbischof zu Mailand Karl Borromäus das Kruzifix, hielt es dem Sterbenden vor und sprach: „Heiligster Vater, nun ist's Zeit, die Augen zu dem ewigen Vaterlande zu wenden und alle Hoffnung auf den gekreuzigten Jesus zu setzen, als in welchem allein unser Leben und Auferstehung ist. Der ist unser Fürsprecher und unser Opfer für die Sünde. Der stößt niemanden von sich, welcher mit wahrer Reue seiner begangenen Missethaten Vergebung ihm zutraut als dem Mittler zwischen Gott und Menschen".

5. Kaiser Ferdinand I., Karls V. Bruder und Nachfolger, starb 1564. Als der herbeigerufene Beichtvater Citandus ihn „Kaiserliche Majestät" anredete, verbat er sich alle weltlichen Titel und sagte: „Im Sterben hat sich's ausgekaisert; Gott nimmt das Amt von mir, dazu alle Titel. Drum sprecht nur schlechthin: Bruder Ferdinand!" Auch verlangte er ausdrücklich, der Geistliche solle ihm ja von nichts anderem vorreden, als „von dem Blute Jesu Christi und von des Heilands Verdienst". So äußerte er unter Anderm bei diesem letzten Gespräch: „Leben oder sterben, das gilt mir gleich; ich fürchte mich nicht vor dem Tode, weil Christus Jesus alles, was an mir bös, weggenommen hat".

6. Dessen Sohn, als deutscher Kaiser Maximilian II. genannt, mild gesinnt und im Stillen der lutherischen Lehre zugeneigt, weshalb sich auch unter seinem Regiment der größere Theil des österreichischen Adels sammt Vielen im Volke öffentlich zum Evangelio bekannten, kam 1576 zum Sterben. Sein Hofprediger Lambert Grüter, Bischof von Neustadt, bat um die Erlaubniß, den kranken Herrn zu besuchen. Das hat der Kaiser verwilligt, aber sich ausbedungen, er solle mit ihm von nichts Anderem, als von Christi Verdienst, Tod und Auferstehung reden. „Dieses ist meine Gerechtigkeit, sprach der edle Fürst, damit will ich mich an meinem Ende bekleiden und verwahren". Der Bischof hütete sich sorgfältig, anderes einzumischen und frug zuletzt: „ob er auf solchen Glauben abzuscheiden begehre". Da hat Max geantwortet: „Non aliter faciam" d. i. „Ja wohl, so will ich's halten und nicht anders" und ist bald nachher, 49 Jahr alt, zu Regensburg sanft entschlafen.

7. Bischof Adolph zu Merseburg, geborener Fürst von Anhalt, war der Person und Lehre Luther's nicht hold. Einsmals hat er dem Mag. Seb. Fröschel das Predigen untersagt, weil er nicht das Evangelium, sondern lutherische Meinungen vortrüge. Da nun Fröschel bescheidentlich frug, welche Ansichten Luthers es denn wären, die der Bischof nicht leiden wollte, — fuhr er ihn an und sprach: „Ei, daß ihr immer wiederholt: Christus allein muß uns gerecht, heilig und selig machen, Christus allein muß alles gethan haben". Aber kurz vor seinem Ende 1526 zog er ganz andere Saiten auf. Ein Predigermönch war bei ihm zu Tische, schalt über Tafel auf die evangelische Lehre von der Rechtfertigung der Sünder vor Gott allein durch den Glauben und hob das menschliche Verdienst heraus. Da strafte ihn Bischof Adolf vor allen Gästen und sagte: „Ach, wenn wir meinen, wir haben viel guter Werke gethan, so ist's doch eitel zerbrochen Werk. Und warum heißet ihr die Lehre von der Rechtfertigung durch die Gnade Gottes eine neue Lehre? Habt ihr denn vergessen, was im Psalter steht: „Vor Dir ist kein Lebendiger gerecht" — hört ihr's? kein Lebendiger, kein Lebendiger! Es ist und bleibt doch eitel Gnade und Barmherzigkeit, dadurch wir selig werden". Auf solchen Glauben ist er hernach den Freitag darauf als den 23. März gestorben, wie Fürst Georg von Anhalt in seinen deutschen Schriften selbst von ihm erzählt.

Etwas vom Ungeziefer.

(Fortsetzung.)

Gegenüber dem Fenster meines Studierstübleins kennt ihr alle den alten Birnbaum mit den knorrigen Aesten, in dem hing ein Staarkästlein und in dem Staarkästlein hatte sich ein Spatzenpaar sein Nest zurecht gemacht und die Jungen waren ausgekrochen. Ich sah eben hin, da kam der alte Spatz und hatte ein fettes Räuplein im Schnabel und warf es den Jungen hinab und eilte wieder fort; in wenig Secunden war er wieder da und brachte bald ein, bald zwei Räuplein und Käfer, und weil ich eben nichts Besseres zu thun hatte, zählte ich etwa eine Stunde lang, und siehe da, die beiden alten Spatzen hatten in dieser Zeit an die hundert Ladungen Futter für die Jungen heimgebracht, und doch waren die noch nicht satt, sondern schrien jeder neuen Atzung ebenso lustig und begierig entgegen, als zuvor. Denn bei solchen Thierlein ist der Weg vom Hinein zum Hinaus nicht lang und dauert nur kurz, da ist der Magen wieder leer. Da dachte ich in meinem Herzen: willst den lieben Thierlein das Unrecht nur wieder abbitten, das du ihnen so oft gethan, wenn du sahest, wie sie ein Kirschlein oder zwei zum Nachtisch verzehrten; sie müssen sich's doch ja sauer verdienen und dir deinen Garten von allerlei schädlichen Thieren säubern, kannst du ihnen auch ihren Lohn gönnen. Daß diese Kirschen gewachsen sind, daran haben sie eben so viel Theil und eben so viel dazu gethan durch ihr Säubern und Reinhalten, als du mit deinem Pflanzen und Beschneiden. Was hätte es dich für Mühe und Arbeit gekostet, wenn du alle die Käfer und Raupen hättest zusammensuchen sollen, die sie ihren Jungen diese Stunde zugetragen. Solch ein Strolch und Vagabund kann sich wohl in ein Löchlein verkriechen, da

du ihn gar nicht sehen und herausklauben könntest oder sich auf seine Flügel machen und dich auslachen, darum braucht Gott in seinem Regimente solche gefiederte Häscher mit scharfen Aeuglein und spitzen Schnäblein, die den Maleficanten auch in das feinste Nitzlein und in die blaue Luft nachspüren können! — Darum noch einmal sag' ich's euch, Geliebte, in Gottes Reich und Haushalt giebt es kein Ungeziefer, sondern es gehet alle Creatur einher in Gottes Gesetz und Ordnung, und das ist ein gar köstlicher Schmuck und aller Ehren, aber nicht des Schimpfens werth. Das einzige Ungeziefer ist der Mensch der Sünde, der solche Ordnung nicht lernen, begreifen und sich ihr fügen will, und solche Creatur, die thut, was der Schöpfer ihr aufgetragen, ein Ungeziefer nennt. Wie es denn jetzt gar viele giebt, die sich selbst an Gottes heiligsten Ordnungen, am heiligen Ehestande und der christlichen Obrigkeit vergehen, und es über ihr Schandmaul bringen können, die Fürsten, die von Gottes Gnaden regieren, und ihre Diener und Gehilfen für ein unnützes Ungeziefer zu erklären, das nur vom Fette des Landes zehre und nichts Gutes schaffe. (Du kannst wohl denken, Vetter, schaltete hier mein Oheim ein, daß ich bei dieser Wendung der Rede nicht wenig roth wurde, denn ich merkte nun, daß der alte Herr nicht nur mein Raisonniren über die Sperlinge, sondern auch mein Vermauliren wider die Obrigkeit gehört. Doch nun wieder zu seiner Predigt; er fuhr fort): Das sind alberne Reden, deren sich ein Kind schämen sollte, das seine ersten Hosen noch nicht zerrissen hat. Die Fürsten und Obrigkeiten haben einen schweren Beruf und müssen aus dem Staatsgarten das Ungeziefer zusammentragen und unschädlich machen, das die Sünde hineingesetzt, und vermöchte ich und du es eben so wenig, vor den Bösewichtern in Ruh und Friede zu leben, als meinen Garten von Raupen und Würmern rein zu halten. Darum gönne du ihnen ihre Ehre und ihr Wohlleben ebenso, wie ich meinen Sperlingen ein paar Kirschen gönne und gern gebe; wer für mich arbeitet, dem muß ich steuern. Das ist Gottes Gebot, und dem muß ein Christ gehorchen; aber es ist auch der Vernunft gemäß, und der zuwider zu handeln und mit den Narren zu laufen, muß ein besonnener und denkender Mensch sich schämen.

Damit ihr aber nicht glaubt, daß ich euch hier meine eigene Weisheit predige, mag es euch ein Mann sagen, der's besser kann als ich und zu dem ihr wohl auch größeres Vertrauen habt.

Dabei nahm er eines von den großen, dicken Büchern, die er mitgebracht, schlug es bei einem Zeichen auf und hub an: „Also schreibt Dr. Martin Luther: Es ist ein toll Ding um einen solchen, der gerne regieret; denn er gedenkt: Mose ist ein Fürst, sitzet oben an; also auch: ein Fürst hat ein trefflich, herrlich Schloß, trägt Edelstein, gülden Ketten, Sammet; und sperret das Maul auf, hält solches dann gegen seiner Armuth, geringen Häuslein und Strohdach und denket, ein Fürst hab es viel besser denn er. Also siehet ein Narr in das Regiment.

„Aber höre wie Mose drein siehet, der spricht 5. Mos. 1, 9. 12. Ich kann euch nicht allein ertragen; wie kann ich allein solche Mühe und Last und Hader von euch ertragen? Als sollt er sagen: Es sei der Teufel ein Regent. Ist doch nichts mehr denn Mühe und Arbeit darinnen, je mehr Gewalt, je mehr Sorge und Bekümmerniß. Ich rede itzund vom Regiment an ihn selbs. Mose sagt: es sei Mühe, Last und Hader darinnen, er habe nichts davon, denn daß er von einem Jeglichen müsse getrieben und geplaget werden, will er anders ihr los werden vom Halse. Siehet aber ein Regent durch die Finger und lässet das Böse und die Laster ungestraft, so ist er lieb gehalten. Derohalben sind das große Narren, die nur ansehen die große Pracht und Ehre, schöne Kleider und güldene Ketten der Fürsten und Herren.

„Wenn sie aber betrachteten, was an denselben Ketten geschrieben wäre von Sorge, Arbeit, Gefahr und Mühe, so würden sie sagen: und wenn sie schon eitel Gold hätten, so wollen wir unser Hüttlein und Strohdächlein dafür nehmen, und jenen sein großes Schloß behalten lassen und sagen: Behüte mich Gott für deinen gülden Ketten und Perlen! Denn sie sind also in der Oberkeit Stand gesetzt, daß ihnen der Kitzel wol vergehet. Denn wer ein frommer Fürst sein will, wenn ihm die Welt gleich viel Geschenk gäbe, so ist doch seine Arbeit nicht bezahlt; es gehöret ein groß Lohn dazu. Es ist ein große Sache regieren und kein Weiser begehrts; viel ein größer Ding ists ums geistliche Regiment oder um die Seelsorge.

„Dieß sehen die Bauern auch nicht also an, sondern, wie droben gesagt, so thun sie die Augen zu gegen die Last und Mühe, so weltliche und geistliche Regenten ausstehen müssen, meinen schlechts, regieren sei nichts andres denn marderne Schauben (Oberkleider) tragen; aber die Last und Unlust von den Leuten und dem Teufel, welchen man muß zum Feinde haben, item Gottes Gericht, so sie fürchten müssen, sehen sie nicht. Darum sagten die Bauern in der Aufruhr*): wir wollen auch mardern Schauben und gülden Ketten tragen und Rebhühner fressen. Aber es ist kein gleich gemacht auf Erden. Sage mir wie kann einer ein besser, ruhiger und friedlicher Leben haben und führen denn eines Bürgers oder Bauers Leben ist?

„Also pflegte unser Churfürst, Herzog Friedrich, kurz vor seinem Tode zu sagen, der auch aller Stände Leben wohl erfahren hatte, und sprach: Das bürgerliche Leben oder des Bauern Leben wäre das beste Leben; denn die

*) Luther meint den großen Bauernaufruhr, der kurz zuvor durch ganz Deutschland gewüthet hatte.

Könige und Fürsten hätten nur den Glanz und Schein, die Unterthanen aber das Geld. Wie so? Die Bürger und Bauern sitzen daheim sicher hinter dem Ofen, bei ihrem Acker, Haus und Hof, das Ihre ist wohl in gutem Frieden bewahret. Was? meinest du, daß ein kleiner Schatz sei einen Gülden im Beutel haben, item ein grauen Rock oder ein schweißig Hemde antragen, oder in einem strohern Hause mit Frieden wohnen? Es ist ja viel besser denn des Fürsten Schatz, und seine sammtne Schauben oder güldne Ketten.

„Herzog Johannes, Churfürst, noch kein Fürst hat einen Gülden in seiner Verwahrung mit Frieden; wenn ein Krieg ist in andern Landen, da muß er sorgen, daß solcher Krieg nicht auch in sein Fürstenthum komme. Was helfen ihm sein güldner Becher, wenn er ihn nicht brauchen oder genießen kann? Das darfst du gar nicht, sondern lebest als wärest du Herr im Lande und Herzog Johannes muß dein Knecht sein und dich beschützen, daß du frei und gut Gemach habest und dein Brod mit Frieden essest. Das siehet oder erkennet Niemand, sondern allein siehet man dahin: O ich hab ein Haus mit Stroh gedecket, muß ein leinen Kittel tragen, auf dem Heu liegen, u. s. w.; und siehest dagegen nicht, daß du hinter dem Ofen liegest, bist sicher und hast dein geruhiges Leben in Frieden, das doch kein Fürst hat.

„Da solltest du bedenken, daß dein grauer Rock köstlicher ist denn seine marder Schauben und dergleichen köstliche Tracht; so kannst du auch stille sitzen und nicht ein Jeder dich unter die Füße treten und unterdrücken. Hie schreibet irgends dem Churfürsten ein ander Fürst einen unnützen Brief; dort giebt ihm ein Höfling einen Stich; da mag er sonst nicht einen guten Bissen essen mit Friede. Er hat viel Sorge, ja viel mehr Sorgen und Kümmerniß in seiner marderen Schauben als du graue Faden in deinem Rocke hast. Du bist in guter Ruhe mit deinem Weibe und Kindern und trinkest deinen Rosend sicherer denn er seinen Malvasier trinket; hast du nicht Friede, so ists dein eigen Schuld.

„Darum hat auch Gott geboten, daß man die Oberkeit, Fürsten und Herrn ehren solle und für sie beten; wie St. Paul 1. Tim. 2. saget: so ermahne ich euch nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige und für alle Oberkeit, auf daß wir ein geruhig und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Redlichkeit u. s. w. Und Jeremias der Prophet vermahnet die Juden zu Babel im Gefängniß daß sie für den König zu Babel fleißig bitten sollen, denn wenn es ihm wohl ginge, so würdens die Juden auch gut haben. Darum soll man wider sie nicht murren, sie schmähen und lästern; denn wir haben mehr Gutes denn sie, wiewohl es nicht scheinet. Denn wir haben mehr Fried in unserm Armuth denn sie in ihrem Reichthum. Und wähle allhier, ob du nicht lieber wolltest einen Gülden mit Frieden haben denn hundert mit Unfriede.

„Item sage mir, ob du nicht lieber wollest eine Kuhe haben und eine Schüssel voll Milch hinter dem Ofen essen oder Birn braten mit gutem Friede, als neun und neunzig Kühe die nicht dein wären, und müßtest derselben halber allzeit in Fahr stehen. Wirst du nicht sagen: ich ließe sie ein gut Jahr haben, ich will lieber mit Friede genießen das mir eine Kuh giebt? In der Fürsten Schaube steckt so manche Sorge so manches Haare dran ist; denn er muß sich eine jegliche böse Sache dran wischen lassen. Da muß er fürchten, daß er den Fürsten nicht zum Feinde habe, oder jenen möchte irgends erzörnen; dagegen zu rechnen so ist dein grauer Rocke eitel gülden Stück um des Friedes und Ruhe willen. Die drei Stücke sind besser denn Gold und alle Schätze. Derhalben so schreibe über dein Haus: das Haus des Friedes und Stille.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Sachsen (Fortsetzung). In der ersten Kammer ist das Ergebniß der Verhandlungen über Aenderung des Sonntagsmandats fast ganz dasselbe gewesen, wie in der zweiten. Es mußten zwar einzelne Verschiedenheiten der beiderseitigen Kammeranträge in einer späteren Sitzung der zweiten Kammer ausgeglichen werden; aber im Hauptpunkte, dem Antrage auf Aenderung des Mandats, sind beide Kammern einstimmig gewesen. Doch ist in der ersten Kammer neben mehreren Vorschlägen einer möglichst geringen Aenderung auch die Meinung ausgesprochen worden, es könne ganz wohl bei dem alten Sonntagsgesetze bleiben.

Hierbei sei auch noch eines wunderlichen Vorschlags gedacht, der in anderer Angelegenheit in Betreff der Sonntagsfeier gemacht ward. Es wird Niemand, weil er eben nur ein vereinzelter Vorschlag war, die zweite Kammer, in der er zur Sprache kam, dafür verantwortlich machen; aber er ist doch auch ein Zeichen der Zeit. Die Insassen der Correctionsanstalt zu Hohnstein haben früher ihren Gottesdienst in der Hohnsteiner Pfarrkirche gehabt, die Mitbenutzung der Kirche ist der Anstalt jedoch vor etwa zwei Jahren entzogen worden. Weil nun aber der Arbeitssaal der Anstalt für die Gottesdienste nicht ausreicht und die Correctionäre doch mit nichts Anderem als mit Gottes Wort corrigirt, d. h. gebessert werden können, so wurden im Staatshaushaltplane für den Bau einer hinreichenden Anstaltskirche 7000 Thlr. gefordert, die die Stände bewilligen sollten. Sie haben sie schließlich bewilligt; aber zuvor ist lange über die Summe und ihren Zweck verhandelt worden. Dabei hat ein Abgeordneter allen Ernstes den Vorschlag gemacht, die Anstaltsgemeinde solle doch ihre Gottesdienste in der Hohnsteiner Pfarrkirche nicht am Sonntage, sondern an einem andern Tage halten. — So hätten wir in Sachsen die Wunderlichkeit zu sehen bekommen, daß eine Gemeinde einen andern

Feiertag gehalten hätte, als die gesammte Christenheit. Und die Gemeinde hätte dann nicht nur ihren Sabbath, sondern auch ihre hohen Feste, kurz ihr ganzes Kirchenjahr verschieben müssen, nur damit man 7000 Thlr. im Staatssäckel behalten hätte, die man für den Bau einer Turnhalle unbedenklich bewilligt haben würde.

Von einem andern Vorkommniß auf dem jetzigen Landtage sei einfach der Vollständigkeit wegen berichtet. Der Pilger braucht sein herzliches Bedauern darüber nicht lang und breit auszusprechen. In der Sitzung der 2. Kammer vom 10. März behauptete der Abgeordnete Schreck bei einer nicht eben zu solcher Aeußerung zwingenden Veranlassung, unser Cultusministerium übe thatsächlich eine mit der Constitution nicht zu vereinbarende Macht aus; namentlich gehe es zu weit in der Ueberwachung der Geistlichen und Lehrer. Der Herr Minister v. Falkenstein berief sich dem gegenüber einfach auf das Urtheil der gesammten Geistlichkeit; dieselbe werde wissen, daß er ihr volle Freiheit lasse. Durch diese Bemerkung hielt sich aber der Abgeordnete nicht für beliegt. Er meinte, die Geistlichen würden gar nicht wagen, sich dem Minister gegenüber offen zu äußern; hinter seinem Rücken sprächen sie anders. Dem entgegnete der Herr Minister: So viel ihm bekannt, seien unsere Geistlichen ehrliche Leute und er wünsche auch nicht, daß man an ihrer Ehrlichkeit zweifele. Zuletzt aber nahm Schreck seine Zuflucht zu der Bemerkung, es hätten wirklich Geistliche in dem erwähnten Sinne an ihn geschrieben und zwar (!) unter Verschweigung ihres Namens oder mit der Bitte, ihre Namen zu verschweigen. — Durch diese Aeußerung haben sich die sämmtlichen Geistlichen mehrerer Ephorieen (Waldheim, Penig, Glauchau, Leisnig, Markneukirchen) veranlaßt gesehen, gegen den Abg. Schreck an den Herrn Minister zu erklären, daß unter ihnen keiner sei, der sich gegen den Abgeordneten in solcher Weise geäußert habe. Nun ist zwar eine solche Erklärung nicht aus allen Ephorieen erfolgt, aber man wird daraus schwerlich schließen können, daß in allen Ephorieen, die sich nicht erklärt haben, Geistliche seien, die den Herrn Schreck zum Vertrauensmann für ihr Mißvergnügen gemacht haben. Im Gegentheile dürfte sich Mancher finden, der dem Abgeordneten aus persönlicher Erfahrung erzählen könnte, wie er sich mit einer Meinung, die der Ansicht des Ministerii zuwiderlief, nicht aus Menschenfurcht und Liebedienerei vor dem Herrn Minister hat verstecken müssen. —

Tags darauf brach man eine Debatte über das Duell vom Zaune. Da sind auch sonderbare Ansichten ausgesprochen worden. Der eine wollte das Duell dadurch rechtfertigen, daß es nicht ein rohes Faustrecht, sondern vielmehr der einzige (?) Schutz gegen das Faustrecht sei. Der bekannte Dr. Heyner aber meinte, es sei ein nothwendiges Uebel, das nur (?) durch Einführung von Ehrengerichten abzustellen sei. Schließlich bemerkte Einer sehr richtig — eine Bemerkung, die auch bei andern Debatten am Platze gewesen wäre — daß man bisher sehr schön Verschiedenes gesprochen habe, nur nicht über den Gesetzesparagraph, der eben berathen werden sollte. Es sei daher wünschenswerth, daß man zur Sache komme. —

Mitte April ist den Ständen ein Gesetzentwurf über Emeritirung der Geistlichen vorgelegt und damit eine hierauf bezügliche Petition von Geistlichen aus der Ephorie Annaberg befriedigt worden. Danach sollen die emeritirten Geistlichen ihre Ruhegehalte nicht mehr von ihrem Nachfolger, sondern aus einem dazu gegründeten Fonds erhalten. Die umsichtigen Bestimmungen, nach denen dieser Fonds zu Stande gebracht werden soll, verdienen alle Anerkennung.

Auch ein die Gehaltsverhältnisse der Volksschullehrer betreffender Gesetzentwurf ist vorgelegt und angenommen worden. —

Die Berathung des Haushaltplanes (Budget), soweit derselbe das Cultusministerium anging, hat in der zweiten Kammer wiederum Anlaß zu Auslassungen der früheren Sorte gegeben. 2000 Thaler, die zur Besoldung für einen Präsidenten des Landesconsistorii gefordert worden waren, wurden gestrichen. Man bleibt also beharrlich bei der Abneigung gegen die Consistorialverfassung. Bei der Debatte ließ es der Dr. Heyner an den unvermeidlichen Angriffen gegen das Ministerium wegen Beförderung der „hyperorthodoxen Richtung" auch diesmal nicht fehlen. Als er gelegentlich die Bemerkung fallen ließ, das Nachtragen des Priesterrockes, der Agende und anderer Dinge (d. h. der heiligen Abendmahlsgefäße), das die Geistlichen den Schullehrern zumutheten, sei nicht deren Sache, sondern komme mehr den Gemeindehirten oder Nachtwächtern zu, erfolgte von Seiten des Präsidenten, obwohl der Antrag darauf gestellt ward, kein Ruf „zur Ordnung", sondern nur eine glimpfliche Ermahnung zu Maßhalten. Dagegen wies der Abgeordnete Günther den unverantwortlichen Sprecher für seine Worte unter lautem Bravo der Kammer zurecht. So geschehen am 4. Mai 1864 zum Zeichen, daß doch bei weitem noch nicht alle Glieder der 2. Kammer Dr. Heyner's Gesinnung theilen. — In Bezug auf den zu frühen Beginn der Schulpflichtigkeit und die Ueberhäufung der Schulkinder mit Lehrgegenständen, Unterrichtsstunden und häuslichen Arbeiten hatte der letzte Landtag das Cultusministerium zu Erwägungen aufgefordert. Das Ministerium hatte solche vorgenommen und hatte nach sorgfältigen Erörterungen keinen Grund gefunden, die bestehenden Verhältnisse zu ändern. Man beschloß in der Kammer, sich dabei bis auf Weiteres zu beruhigen. — Später brachte Dr. Heyner die Turnangelegenheit zur Sprache und meinte, es werde allgemein im Lande gemißbilligt, daß der Turnunterricht nur von einem wirklichen Schullehrer gegeben werden dürfe. Diesmal aber war von der „Mißbilligung des ganzen Landes" wenigstens bei den Landesvertretern nichts zu spüren. Die Heyner'sche Ansicht fand wenig Anklang. Weiter meinte er, der Gesetzparagraph, nach welchem die Lehrer sich der Theilnahme an politischen Vereinen und des Besuchs politischer Versammlungen zu enthalten hätten, sei nicht mehr zeitgemäß (d. h. passe nicht in den Kram des Nationalvereins, der gern auch die Bildner der Jugend zu seinen Mitgliedern zählen möchte). Dem stimmte zwar die Mehrzahl der Kammer bei, aber man beantragte doch nicht, den zeitwidrigen Paragraphen zu ändern. — Als man auf den Religionsunterricht zu sprechen kam, tadelte der obengenannte Vertrauensmann einiger namenloser mißvergnügter Pastoren, Abg. Schreck, das Auswendiglernen einer überschwänglichen Auswahl von Sprüchen, welche die Kinder noch nicht verständen, und auch das sei nicht gut, daß man den Kindern das alte Testament in die Hände gebe. Geh. Kirchenrath Gilbert belehrte ihn aber des Gegentheils. Es sei eben die Macht der protestantischen Kirche, daß sie die ganze h. Schrift habe und gebe, und es könne Niemand aus der h. Schrift Gift saugen, der es nicht erst selbst hineintrage.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 34. Dresden, den 20. August 1864.

Am dreizehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 9, 57—62.

Der HErr spricht: Wer zu Mir kommt, den werde Ich nicht hinausstoßen. Mit diesen Worten öffnet Er Allen Sein barmherziges Heilandsherz. Es ist aber damit nicht gesagt, daß Er unbesehen und ungeprüft das Volk aller Art und aller Gesinnung auch wirklich an Sein Herz nehme. Darum pflegt Er den Leuten, die zu Ihm kommen sollen, gemeiniglich neben der Aufforderung zum Kommen auch die Schwierigkeiten vor die Augen zu stellen, die der zu Ihm Kommende zu überwinden hat. So läßt Er z. B. auf das liebliche Wort: Kommet her zu Mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, alsbald das andere folgen von Seinem Joche und von Seiner Last. Und wenn Er das Joch auch sanft und die Last leicht nennt, so bleibt doch immer bei Ihm ein Joch und eine Last zu tragen. Das sagt Er aber, damit Jedermann wisse, was er bei Ihm und von Ihm zu erwarten habe, und damit Keinem das Joch Christi die Klippe werde, an der sein guter Wille scheitert. Wie Er nun diesen Grundsatz auf den Einzelnen angewendet habe, das zeigen uns die drei kurzen Geschichten, die in unserm Texte an einander gereiht sind. Sie handeln von Leuten, die zwar nach JEsu liefen, aber JEsu nicht recht nachlaufen wollten.

Es werden uns da nicht Menschen vorgeführt, die von vornherein dem HErrn Christus den Rücken kehren und denken: Dich mag ich nicht, denn Dich brauch' ich nicht. Christus ist allen Dreien keine gleichgültige Person, aber es stellt sich bei einem Jeden ein Hinderniß der Nachfolge in den Weg, über das der liebe HErr mit Seinen holdseligen Worten ihnen hinwegzuhelfen sucht. Und das sind Hindernisse, über die auch wir hinweg müssen, wenn es uns mit dem Entschlusse Ernst ist: Wir wollen nicht verweilen, Dir getreulich nachzueilen.

Den Einen hindert der Welt Gemächlichkeit. Das war, wie Sct. Matthäus ausführlicher berichtet, ein Schriftgelehrter, Einer, der recht wohl aus dem Propheten Jesaias die armselige, verachtete Gestalt des erwarteten Messias kennen konnte. Der spricht: Ich will Dir folgen, wo Du hingehest. Das klingt nicht übel. Sein „Ich will" braucht keine Eigenwilligkeit zu sein. Denn auf Christi „Kommt her!" kann man doch nicht anders antworten als mit einem menschlichen: Ich will. Auch das ist schön, daß er nicht blos zu Christo kommen, sondern Ihm nachfolgen will. Und auch die Worte: Wo Du hingehest, klingen anscheinend gar lieblich. Er giebt sich ja ganz in Christi Willen. Er sagt nicht: Ich will da

und dahin gehen; gehe Du mit; sondern: Gehe Du, ich folge Dir nach. Aber lassen wir uns gerade von diesen Worten nicht täuschen. Sie haben nicht den schönen Sinn wie Ruth's Worte: Wo Du hingehst, da will ich auch hingehen Sie bedeuten nämlich wörtlich: Ich will Dir folgen, wohin Du Dich von hier aus begeben wirst. Es war dem Manne nicht darum zu thun, dem Meister alle Tage auf jedem Weg und Steg nachzufolgen; sondern wenn der Meister *jetzt* fortginge, wollte er mit Ihm gehen an den Ort, wo Er bleiben würde. Nicht der Weg, den Christus einschlägt, wohl aber die Herberge, die das Ziel Seines Weges ist, kommt bei dem Manne in Frage. Es ist ihm zu thun — um ein gutes Unterkommen bei JEsu. Das sieht man noch deutlicher aus der Antwort des HErrn, des Herzenskündigers. Er sagt ihm nicht: Das ist löblich, solche Nachfolger kann ich brauchen; sondern Er redet von dem, worauf der Mann gezielt hatte, von Seiner Herberge. Aber wie redet Er? Er sagt ihm: Ich hab's schlimmer mit meiner Herberge als die Füchse und Vögel, und wenn du draußen in der Wildniß bei den Füchsen oder im Walde bei den Vögeln bliebest und wärest da zur Herberge, wahrlich, du hättest es besser als bei mir. — Das war freilich ein harter Windstoß gegen das Luftschloß, das sich der bereitwillige Nachfolger im Gedanken an sein Zusammensein mit JEsu gebaut haben mochte. Aber ein nothwendiger, heilsamer Windstoß. Denn darüber durfte der Mann nicht im Unklaren bleiben, und darüber bringt auch uns der HErr in unserer Geschichte in's Klare, daß man nicht meinen dürfe bei Christo werde man gute Tage und Gemächlichkeit finden. Bei Ihm geht's nicht in ein äußerlich behäbiges Ruheplätzchen, sondern in ein rastloses Leben, in eine Herbergslosigkeit hinein, die uns dazu dienen soll, den Blick stündlich auf die ewige, himmlische Herberge zu richten. Das ist aber eben der Fehler an uns, den der HErr durch unsere Geschichte abthun möchte, daß das gemächliche, der Welt noch nicht entwundene Herz die Herrlichkeit der geistlichen Herberge Christi übersieht und so leicht mit Ihm bricht, wenn Er keine leibliche Herbergsherrlichkeit bietet. Wie Johannes das Haupt an Seine Brust legen, das wollen gar Viele; aber mit Christo einmal nicht haben, da man das Haupt hinlegt, das wollen sie nicht. Fromm werden wollen gar Viele; aber wenn sie um Christi willen einmal ihre Gruben und Nester hergeben sollen, da wird Christo der Abschied gegeben, der ihnen doch all ihre irdische Ungemächlichkeit durch die Aufnahme in die ewigen Hütten ersetzen würde. Und brauch ich nun zu fragen, ob das recht ist?

Wir sehen weiter, was für ein Hinderniß der Zweite zu übersteigen hat. Den hindert *der Welt Sitte*. Daß der Erste seinen Behinderungsgrund nicht klar herussagt, ist ganz begreiflich. Denn Niemand gesteht sich's gern selbst, geschweige denn einem Andern, daß er bei Christo nur gute, sichere Tage suche. Bei dem Zweiten geht es anders. Der glaubt mit seinem Entschuldigungsgrund im Rechte zu sein. Drum spricht er ihn deutlich aus. „Erlaube mir," sagt er. Das klingt wieder ganz schön. Aber es heißt doch nichts andres als: Ich habe mir's schon erlaubt; nun erlaube Du mir's auch noch. Es hätte besser geklungen, wenn er nicht mit seiner fertigen Meinung vor den HErrn hingetreten, sondern Ihn erst um Seine Meinung gefragt hätte, ob es wohl noth sei, zuvor Das zu besorgen, was er vorhatte. Und was will er denn zuvor noch abthun? Die Leiche seines Vaters begraben. Das ist an sich ganz löblich, daß man die Leichen begräbt. Unser HErr hat sich ja selber begraben lassen. Er hat auch nie daran gedacht, die Bande der natürlichen Liebe zu Vater und Mutter zu zerreißen. Aber wenn das Begräbniß des Vaters auch eine feine und löbliche und dazu eine ernste, feierliche Sitte ist, so ist es doch eine Sitte, die jedes Weltkind auch übt, die der Heide auch nicht versäumt; es ist eine *Weltsitte*, ob auch der heiligsten eine. Diese Weltsitte aber hat den Mann so eingenommen, daß er Christum darüber wenigstens vorläufig aufgeben will und die Nachfolge aufschiebt. Eine *Menschenleiche* fesselt ihn, eine Menschenleiche, die Leiche des *sterblichen Vaters*; sie wird ihm Anlaß, den *Gottmenschen*, der selber das *Leben* ist, den lebendigen *Ewigvater*, und wär's auch nur auf eine kurze Frist, fahren zu lassen. Kann ihm JEsus diesen Tausch erlauben? Kann Er die Pflicht Seiner Nachfolge, die keine Seele für die andere erfüllen darf, einer Weltsitte opfern, die, so schön sie ist, doch von jedem geistlich todten Weltkind ebensowohl gethan werden kann? Nimmermehr. Darum verwirft Er zwar nicht die Sitte des Begrabens überhaupt, aber das verwirft er, daß man sich durch sie an Seiner Nachfolge hindern lasse, wenn Er spricht: Laß die Todten ihre Todten begraben, d. h. Du hast jetzt das wichtigere Werk vor, mir, dem Lebendigen, nachzufolgen und hinzugehen und das Reich Gottes zu verkündigen; da überlaß die Sitte des Begräbnisses, die du ja immerhin halten magst, wenn sie meiner Nachfolge nichts abbricht, denen, die für das Leben in Christo keinen Sinn haben. Und wenn der HErr nun schon die würdige und ernste Weltsitte des Begrabens nicht gelten läßt, sobald sie ein Hinderniß an Seiner Nachfolge wird, wie wird Er vollends die mancherlei Zwangsjacken weltlicher Sitte Seiner Nachfolge gegenüber gelten lassen, in die die Leute im Laufe der Jahrhunderte einander gesteckt haben? Mag man dieselben nennen mit noch so schönen Namen: Umgangsformen, guten Ton, feinen Anstand, schuldige Rücksichten, Pflichten gegen die Gesellschaft u. s. w. — sie mögen zwar immerhin beobachtet werden, wo sie der Nachfolge Christi unser Herz keinen Augenblick rauben; aber je leichter sie dies ganz unvermerkt und mit einem Schein des Rechtes thun, desto mehr haben Christenleute auf der

Hut zu sein, daß durch die Beobachtung der Weltsitte der Nachfolge Christi irgend ein Abbruch geschehen könnte — davon zu geschweigen, daß Vieles, was wir für unbedenkliche Weltsitte in Kauf genommen haben, vor dem HErrn schlechterdings eine Unsitte ist.

Und nun der Dritte. Dem tritt der Welt Freundschaft hindernd in den Weg. Er spricht: Erlaube mir zuvor, daß ich einen Abschied mache mit Denen, die in meinem Hause sind. Was waren das für Leute? Es waren Weltkinder. Das weiß er auch recht gut. Sonst hätte er sich getraut zu ihnen zu sagen: Kommt ihr auch mit zu dem JEsu, den ich gefunden. Er fühlt's aber, daß er so nicht zu ihnen reden kann, und weil er's doch mit ihrer Freundschaft nicht verderben möchte, bittet er um die Erlaubniß des Abschieds von ihnen. Nun ist ein Abschied an sich wieder gar nichts Schlechtes. Es wäre greulich, wenn Brüder und Schwestern auseinander gingen, ohne einander ein Wort des Segens zu sagen. Aber mit der Weltfreundschaft kann man eigentlich gar keinen rechten Abschied machen. Sagst du zu ihr: Gott segne dich! — sie weiß ja nicht, daß an Gottes Segen Alles gelegen ist. Sagst du zu ihr: Gott behüte dich! — sie meint, sie brauche nicht von Gott behütet zu werden. Sagst du zu ihr: Der HErr sei mit dir! — sie will ja in allen Dingen ihr eigner Herr sein. — Man darf sich aber auch mit Abschiednehmen nicht lange bei der Weltfreundschaft aufhalten. Denn sowie die Welt merkt, daß ihr Einer entfliehen will, so bietet sie Alles auf, ihn zu halten. Denkt euch nur den Mann im Evangelio. Wenn der heimgekommen wäre, hätte es geheißen: „Was? mit dem hergelaufenen Menschen willst du ziehen und kannst's daheim so gut haben"; oder in die Sprache unseres Jahrhunderts übersetzt: „Was? ein Kopfhänger willst du werden und bist doch noch so ein junges, frisches Blut, das noch sein Leben genießen könnte?" Und da geschieht's denn unter hundert Malen neunundneunzig Mal, daß der Abschiednehmende bei der Weltfreundschaft hängen bleibt und die Nachfolge Christi vergessen, wo nicht verachten lernt. Darum heißt es hier: Nein ab und Christo an! Schon das sehnsüchtige Zurückdenken ist gefährlich. Als die Kinder Israel an die Fleischtöpfe Egyptens gedachten, fielen sie in Sünden. Als Lot's Weib sich nach Sodom umsah, ward sie zur Salzsäule. Oder, wie der HErr diese Wahrheit in unserm Texte ausdrückt: Wer die Hand an den Pflug legt und schaut zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Wie ein Pflüger, der nicht vor sich auf seine Arbeit, sondern hinter sich sieht, krumme, schlechte Furchen ziehen wird, so können auch die, die außer Christo allerlei Nebenfreunde haben und nach denen sich umsehen, statt auf Christum zu sehen, weder in das Reich Gottes kommen, noch das Wort Gottes ausbreiten.

Ob nun aber bei den Dreien, mit denen der HErr hier gehandelt hat, die rechte Nachfolge erreicht worden ist? Ich glaub's fast. Denn im 10. Capitel heißt es gleich weiter: Danach sonderte der HErr andere, oder wie's noch genauer heißt: noch andere 70 Jünger aus, woraus wir wohl schließen können, daß sich die Drei haben gewinnen lassen. — Aber dem sei wie ihm wolle, die Hauptsache bleibt doch, daß du an der Hand unsres Textes die Hindernisse der Nachfolge Christi übersteigen lernst, die dich beständig oder doch zu Zeiten von Seinem Herzen fern halten. Und dazu mögen dir des Heilands Worte gesegnet sein! Amen.

Hierzu singe: JEsu geh voran ꝛc.

Die Lage der Stadt Jerusalem.

Das ist der erste der neulich bei Gelegenheit des 10. Sonntags nach Trinitatis versprochenen Anhänge zur Geschichte der Zerstörung Jerusalems. Es wollte mir scheinen, als wäre es gut, wenn die lieben Leser sich in der heiligen Stadt einmal ein wenig zurecht fänden, oder sich orientirten, wie man's mit einem Fremdwort nennt.

Das heutige Bild, das unsere Verlagshandlung bereits im Leipziger Missionsblatt hat abdrucken lassen, das aber dort ohne eigentlichen Wegweiser bleiben mußte, veranschaulicht dem Leser die Lage der Stadt Jerusalem und ihrer hauptsächlichsten Denkstätten. Freilich ist's das neue Jerusalem, das der Pilger da zeigt, aber es ist das immerhin besser, als ein Phantasiebild des alten Jerusalem, von dem wir keine Zeichnungen mehr haben. Da siehst du die heilige Stadt, wie sie sich dem Beschauer zeigt, der von Süden, von Hebron und Bethlehem her, in sie einwandert. Die Stadt liegt bekanntlich auf einem Bergrücken, der sich im Norden und Westen an andere Höhen anschließt, im Osten und Süden aber nach zwei Thälern zu ziemlich schnell abfällt, die sich im Südosten der Stadt vereinigen. Die Vereinigung dieser Thäler schaust du im Vordergrunde unseres Bildes. Da zieht sich von der Linken, von Westen her, das Thal Gihon hin, dessen uns zunächst gelegener Theil auch den Namen Thal Ben Hinnom führt. Dort war es, wo die Kinder Israel vor Zeiten dem Moloch dienten. Der Berg im linken Vordergrunde unseres Bildes, von dem man in das Thal Ben Hinnom hinunter und über dasselbe hinweg auf die Südseite der Stadt schaut, ist der sogenannte Berg des bösen Raths, angeblich die Stätte, an der Caiphas damals geweilt haben soll, als er den Rath gab, es sei besser, daß Ein Mensch sterbe für das Volk, denn daß das ganze Volk verderbe. Von der Rechten her kommt dem Thale Ben Hinnom entgegen das im Norden der Stadt (auf unserem Bilde hinter derselben) beginnende Thal Josaphat, bewässert vom Bache Kidron. Am

Die Stadt Jerusalem von der Südseite.

linken Ufer dieses Baches erhebt sich der auf dem Bilde rechts nur in seinen Anfängen sichtbare Oelberg, der sich der ganzen Ostseite der Stadt gegenüber lang hinzieht und eben die eine Thalwand des Thales Josaphat bildet. Von dorther kam, wer von Jericho aus nach Jerusalem reiste. Von dorther kam auch der HErr, als Er den letzten Gang nach Jerusalem antrat. Im Norden der Stadt führte ein Thor nach Damaskus, und im Westen eines nach Joppe, beide auf unserm Bilde nicht sichtbar.

Der Bergrücken selbst, auf dem die Stadt erbaut ist, fällt von Nordwesten nach Südosten ab, ist auch nicht eben, sondern durch mehrere Vertiefungen in verschiedene Höhen getheilt. Namentlich theilt ein kleineres Thal, das sogenannte Käsemacherthal (Tyropöon), das von Nord nach Süd läuft, die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Es ist auf unserem Bilde durch den Unterschied der Beleuchtung einigermaßen kenntlich gemacht und findet sein Ende etwa gerade auf der Mitte unseres Bildes. Doch darf man sich dasselbe nicht gar tief denken. Mit den Thälern Josaphat und Gihon ist's nicht zu vergleichen. In der Stadt selbst verschwindet der Thaleinschnitt fast gänzlich; seine Vertiefung mag wohl auch im Laufe der Zeit durch Trümmermassen verringert worden sein. Rechts von diesem Thaleinschnitt, nach dem Oelberge zu, liegt der niedrigere Stadttheil mit dem Berge Moria, auf dem der jüdische Tempel stand. Du erkennst diesen Berg leicht an den beiden Kuppeln, deren eine der großen Omar-Moschee angehört. Der von dieser Moschee östlich gelegene Theil der Stadtmauer ist von dem goldenen Thore durchbrochen, durch welches vermuthlich der HErr am Sonntag vor Seinen Leiden den Einzug hielt. Links vom Käsemacherthal erhebt sich der größere und höhere Stadttheil, der an seinem westlichen Ende ehemals von der Burg Zion gekrönt wurde. Jetzt ist der Berg auf seinem Gipfel mit verschiedenen Klöstern, an seinem Abhange nach dem Käsemacherthale aber mit den Wohnungen der etwa 7000 Juden bedeckt, die in der Stadt ihrer Väter ihr Dasein fristen. An der südwestlichen Seite des Tempelberges halten dieselben noch heutzutage alle Freitage ihre Klaggesänge im Angesichte der alten Mauerreste ihres Tempels. An dem nach Norden zu gelegenen Abhange des Zionsberges erhebt sich die anglikanische Christuskirche, die Stätte evangelischen Gottesdienstes in Jerusalem (Bischof Gobat). Noch weiter nach Norden endlich, ganz im Hintergrunde unseres Bildes ist an der mächtigen Kuppel die Kirche des heiligen Grabes kenntlich, von der der Pilger früher erzählt hat. —

Etwas vom Ungeziefer.

(Schluß.)

„Ich bin sehr zornig auf die Bauren die da selbs wollen regieren, und die solchen ihren Reichthum nicht erkennen, daß sie im Friede sitzen durch der Fürsten Hülfe und Schutz. Ihr ohnmächtigen, groben Bauern und Esel, wollet ihrs nicht vernehmen? Ihr habet das Beste, nämlich Nutz, Brauch, Saft aus der Weintrauben, und lasset den

Fürsten die Hülsen und Körner. Das Mark habt ihr, und sollet noch so undankbar sein und nicht beten für die Fürsten, und ihnen nur nichts geben wollen? Welche aber verständige Bauern und Bürger sind, das sind feine Leute. Ich hab einen Bauer gehört, der saget: Wenn er zwo Kühe hätte, so wollte er die eine darum geben daß er die andere möchte mit Friede behalten und nützen. Denn wenn itzt Krieg ist, da giebst du gern einem Herrn zehn Gülden um Fried; itzt aber murrest du, wenn du sollst einen Groschen zu Zins und Geschoß geben. Darum wird euch Gott strafen um solcher Undankbarkeit willen. Jetzt regieren und machens die Bauern auf dem Markt, wie sie nur selber wollen, lassen sich nicht gnügen, daß Gott sie in Friede und Ruhe lässet sitzen. Aber kömmet einmal ein Unglück über euch, das wird euch lehren, was Friede sei. Gedenket dran! Itzt sammelt nur getrost aufs Register! Alte Schuld rostet nicht. Merket dieses wohl! Meinest du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten, sie würden sagen: O ihr lieben Menschen, ihr seid nicht Menschen, sondern eitel Götter gegen uns. Wie gar sicher sitzet, lebt und habt ihr alle Dinge; wir aber so gar keines vor dem andern eine Stunde sicher sind, weder Lebens, Hauses noch Nahrung. Wehe eurer Undankbarkeit, daß ihr nicht sehet, wie ein herrlich Leben euch unser Gott vor uns Thieren gegeben hat!" —

Sehet, so schreibet und denket unser lieber Vater Martin Luther von solchen Leuten, die gern selbst im Regimente sitzen möchten, denen Fürsten und Obrigkeiten nichts recht machen können, denen sie wohl selbst nicht recht sind, und die um jeden Groschen murren, den sie als Schoß und Steuern zahlen müssen. Das aber glaubet mir sicherlich, die schlechteste Obrigkeit, und wenn sie allen Steuerdruck, der möglich, ausübt, kostet nicht halb so viel euer Lebenlang, als ein halb Jahr kostet, das ihr im Aufruhr gegen die Obrigkeit lebet. Das predigt die Geschichte seit vielen Jahrtausenden, aber sie predigt tauben Ohren mit ihren gewaltigen Thatsachen, während ein solcher Allerweltsmensch, der euch mit schönen Redensarten und Hoffnungen das Maul schmiert, euch augenblicks zu den größten Thorheiten verleiten kann.

Und nun höret, was derselbe theure Gottesmann davon sagt, daß alle Creatur in Gottes Ordnung und Dienst stehe, und wie solches der herrlichste Schmuck eines Menschen sei, wenn er seines Berufes einfältig wartet. Also predigt er: „Man soll recht lernen, was Gottesdienst heißt, nämlich daß man Gott diene nach seinem Wort und Befehl, daß man thue, was er geheißen hat, und lasse, was er verboten hat. Thust du das, so kann dein Herz gegen Gott sein sicher sein und kannst alles mit Freuden thun, und wird dir deine Arbeit oder Dienst nicht sauer noch schwer, sondern dein Herz ist guter Dinge darüber; denn es weiß daß es ein rechter Gottesdienst ist und daß es Gott im Himmel wohlgefället. Was du in deinem Hause thust, ist eben so viel, als wenn du es unserm Herrn Gott droben im Himmel gethan hättest. Denn er hat sich deß so angenommen: was wir in unserm Beruf hie auf Erden thun nach seinem Wort und Befehl, das will er dafür nehmen, als sei es ihm selbst im Himmel gethan.

„Also thun alle andere Kreaturen, sie gehen daher in dem Dienst und Gehorsam Gottes. Der Sonne hat Gott geboten, daß sie soll aller Welt des Tages leuchten. Solches thut die Sonne mit allem Fleiß und leuchtet nicht des Nachts, sondern des Tages, wie ihr Gott geboten hat. Dem Monde hat Gott geboten, daß er der Nacht vorstehen soll; solches thut der Mond in allem Gehorsam. Und alle Kreaturen sehen darauf, was sie Gott geheißen hat; dasselbige thun sie und thun nichts andres und gehen alle daher in dem schönsten Kleid des Diensts und Gehorsams Gottes. Also das Wasser auch. Was hat das für einen Befehl? Was soll es thun? Es soll Fische bringen, sagt Gott im ersten Buch Mose. Das thut es allenthalben, wo die Leute durch ihre Sünde nicht selbst Gottes Segen aufhalten und seinen Befehl hindern.

„Gleichwie nun die Kreaturen geschmücket sind, daß sie in Gottes Ordnung und Gehorsam dahergehen; also ist auch der Mensch, der seinen Beruf nach Gottes Wort und Befehl thut, auch geschmückt über allen Schmuck auf Erden. Christus spricht, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht so schön geschmückt sei gewesen als ein Blümlein auf dem Felde. Was thut nun ein Blümlein? Was ist sein Befehl? Anders nichts, denn daß es da soll geschmückt stehen, lieblich sehen, wohl riechen und sich ansehen und brauchen lassen. So nun Gott solches an einem Blümlein so hoch lobet, was meinest du wol was es an einem Menschen für ein Schmuck sei, wenn er in Gottes Wort und Befehl wandelt? Viel schöner ist er geschmückt, wenn er solches thut, denn Sonne und Mond und alle Blümlein auf Erden.

„Wenn sich eine Magd zum Tanz schmücket, das ist auch ein Schmuck, damit man der Welt hofieret; aber es ist ein Dreck gegen den Schmuck, wenn sie in ihrem Amte und Beruf hergehet, wartet der Kinder, der Küchen, des Hauses und thut was ihr zu thun befohlen ist; oder wenn ein Knecht Mist hinaus führet auf den Acker und seines Berufs wartet. Denn also rühmet der 45. Psalm die Christen und spricht: in deinem Schmuck gehen der Könige Töchter; die Braut stehet zu deiner Rechten in eitel köstlichem Golde. Was mag das für ein Schmuck sein, weils den Christen so jämmerlich hie auf Erden gehet? Sie sind arm, elend und verachtet, ihr Thun hat kein Ansehen vor der Welt, dieser mistet den Stall aus, jene wartet der Küche; ja, das

mehr ist, der wird ins Gefängniß geworfen, gemartert und getödtet. So gehets dieser Braut, d. i. der christlichen Kirche, hier auf Erden. Wie ist sie denn geschmückt? Sie ist geschmückt mit einem geistlichen Schmucke, nicht mit Silber, Perlen, Sammet oder gülden Stücke, sondern mit dem Wort und Befehl unsres Herrn Gottes. Kein höherer Schmuck auf Erden ist denn wo man herein gehet in Gottes Wort und Befehl. Solcher Schmuck ist ein solch Kleinod, dem Sonne und Mond nicht zu vergleichen ist. Denn es ist Gottes Schmuck. Aller Schmuck Gottes ist sein heiliges Wort. Wer nun thut, was ihn Gottes Wort heißet, der gehet in Gottes eigenem Schmucke her, ja er ist in Gott selbst geschmückt.

„Nun rechne du selbst, wie köstlich und herrlich es sei, wenn einer in unsers Herrn Gottes eigenem Schmucke herein gehet. Wie sollte eine Magd so köstlich sich dünken lassen, wenn sie herginge im Schmuck der Königin von Frankreich? Oder ein Knecht, wenn er herginge in des Kaisers Schmuck und Kron? Und ist doch solches alles nur ein weltlicher Schmuck, und nichts zu rechnen gegen diesem geistlichen, göttlichen Schmuck eines Christen, wenn ein Knecht und Magd Herren und Frauen treu und gehorsam sind; oder wenn ein Eheweib daher gehet in Gottesdienst und Gehorsam, hat ihren Ehemann lieb und werth, zeucht ihre Kindlein fein und wohl und richtet sich in ihrem Beruf nach Gottes Wort und Befehl. Gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammet und Gold ein lauter Dreck. Was ist aller weltlicher Schmuck denn nur Schatten und Vorbilde, damit Gott anzeiget, was jenes für ein Schmuck sei im Himmel vor Gott, wenn man nach seinem Wort und Befehl lebet und thut.

„Das ist die rechte Kron und schöne gülden Kette am Hals, welche schöner leuchtet denn die Sonne, davon Solomo sagt Sprüchw. 1: Mein Sohn, gehorche der Zucht deines Vaters und verlasse nicht das Gebot deiner Mutter, denn solches ist ein schöner Schmuck deinem Haupt und eine Kette an deinem Hals. Wenn du höreſt, was dich Gott in seinem Wort heißet durch Prediger, durch Vater und Mutter, durch Herren und Frauen im Hause, und solches thust, so hast du die schönsten Perlen und köstlichsten Edelgestein, so ein Mensch auf Erden haben mag.

„Hie auf Erden scheinet dieser Schmuck nicht, aber in jenem Leben da wird er scheinen, wenn ihn Gott offenbaren wird und sagen: Du Gesegneter meines Vaters, komm her, du bist ein frommes und gehorsam Kind, ein fleißiger getreuer Knecht, eine fromme getreue Magd, ein frommer gehorsamer Bürger, ein frommer Ehemann, ein frommes Eheweib, ein frommer getreuer Prediger gewesen. Wenn alsdann Gott das Verborgene wird hervorthun, daß mans mit Augen sehen wird, da wird man sehen, daß der Gehorsam gegen Gott und seinem Wort auch in solchen geringen Ständen mehr zieret denn aller Welt Schmuck. Darum soll man die jungen Herzen gewöhnen, daß sie Gottes Wort und Befehl in ihrem Stande und Beruf groß achten und Gott in seinem Wort fürchten lernen, daß sie wissen, was da heiße Gott dienen, nämlich Gottes Wort und Befehl gehorsam sein; daß ein Jeglicher sein befohlen Amt treulich und fleißig ausrichte und seinen Nächsten liebe. Wer solches thut der ist mit unsres Herrn Gottes eigenem Schmucke angethan, ja er ist mit Gott selber geschmücket und leuchtet bereits hie auf Erden so schön als die Engel im Himmel. Obs gleich vor Menschen nicht so gleißet, so leuchtet er doch vor Gott."

Sehet, wie unser lieber Vater Luther die Kreatur mit freien Augen des Verständnisses angeschaut, und ihr abgesehen, daß sie auch in ihren geringsten und verachtetsten Gliedern in Gottes Befehl und Ordnung gehet, und ist in seinem großen Haushalte nichts Unnützes noch Verächtliches. Ja, die armen Sperlinge, die wir Ungeziefer nennen, die hat dieser erleuchtete Gottesmann mit rechten Glaubensaugen angeschaut, und ihnen noch ganz andere Dinge abgelernt, als die sind, darauf sie uns jetzt gebracht. Aber lernet ihr nur diese Lection wohl, daß ihr, was Gott geschaffen, nicht schmähet, sondern ihm die Ehre lasset, die Gott gegeben; am allerwenigsten versündiget euch an Gottes hohen und heiligen Ordnungen, als da sind christliche Obrigkeiten und Gesetze, wie die stolzen, rohen und frechen Geister thun. Unserm Vater Luther aber haben die Sperlinge auch eine andere Predigt gehalten, die von den Geheimnissen des Gottesreichs handelt; er hat nicht nur gewußt, daß sie ihm das Ungeziefer in seinem Garten vertilgen, sondern hat sich von ihnen auch das Ungeziefer im Garten seines Herzens, Kleinglaube und Murren wider Gottes Wege, ausreuten lassen. Wie er das angefangen, sollt ihr zur guten Letzt aus seinen eigenen Worten lernen. Also spricht er:

„Mit allen Dingen handelt Gott also, daß er will sorgen und wir sollen arbeiten. Diese Lehre haben wir vor Augen vollauf, und sonderlich erzählet uns Christus ein Gleichniß von den Vögeln, das uns sollte schamroth machen. Von den Vögeln spricht er also: Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuren, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch! Als wollte der Herr sagen: Ihr habt noch nie keinen Vogel gesehen mit einer Sichel, der da hätte eingeerndtet und in die Scheuren gesammlet, ja die Vögel arbeiten nicht wie wir, noch werden sie dennoch ernähret. Damit will aber der Herr nicht, daß wir nicht arbeiten sollen; sondern will uns mit diesem Exempel der Sorge entnehmen. Denn ein Vogel kann nicht Ackerwerk treiben wie wir, doch ist er nicht ohne Arbeit, sondern er treibet das, dazu er geschaffen ist, nämlich daß er

Junge zeuge, sie ernähre und singe unserm Herrn Gott ein Liedlein dafür; hätte ihm Gott mehr Arbeit aufgesetzt, so thäte es auch mehr: frühe stehts auf, setzet sich auf einen Zweig und singet den Gesang, den es gelernet hat, und weiß von keiner Speise, sorget auch nicht darauf; darnach wenn es hungert, so fleucht es dahin und suchet ein Körnlein, da hat ihm Gott irgend eins hingelegt, darauf es nie gedachte, da es sang, und hätte doch Ursach genug gehabt, daß es für die Nahrung gesorget hätte. Ei schämet euch nun, daß die Vögel frömmer und gläubiger sind denn ihr; die sind fröhlich und singen mit Freuden, und wissen nicht, was sie zu essen haben. Denn da fliegen sie vor unsern Augen über, uns zu kleinen Ehren, daß wir wol möchten unsere Hütlein gegen ihnen abthun und sagen: Mein lieber Herr Doctor, ich muß ja bekennen, daß ich die Kunst nicht kenne, die du kennst. Du schläfst die Nacht über in deinem Nestlein ohne Sorge. Des Morgens stehest du wieder auf, bist fröhlich und guter Dinge, setzest dich auf ein Bäumlein und singest, lobest und dankest Gott; darnach suchst du deine Nahrung und findest sie. Pfui, was hab ich alter Narr gelernet, daß ichs nicht auch thue, der ich doch so viel Ursach dazu habe!

„Kann das Vöglein sein Sorgen lassen, und hält sich in solchem Fall wie ein lebendiger Heiliger, und hat dennoch weder Acker noch Scheuren, weder Kasten noch Keller; es singet, lobet Gott, ist fröhlich und guter Dinge; denn es weiß daß es einen hat, der für es sorget, der heißt unser Vater im Himmel: warum thun wirs denn nicht auch, die wir den Vortheil haben, daß wir können arbeiten, das Feld bauen, die Früchte einsammeln, aufschütten und auf die Noth behalten? Dennoch können wir das schändliche Sorgen nicht lassen!

„Darum sollten wir dies Exempel von den Vöglein nicht vergessen. Sie sind ohne alle Sorge fröhlich und guter Dinge. Und warum wollten sie auch sorgen? Sie haben einen reichen Küchenmeister und Kellner, der heißt der Vater im Himmel, der hat eine Küche so weit als die Welt ist. Darum, sie fliegen hin wo sie hin wollen, finden sie die Küche wohl bestellet. Derselbige himmlische Vater wollte euer Küchenmeister und Kellner auch gern sein, wenn ihrs nur glauben könntet oder haben wolltet.

„Das ist uns zu mächtiger großer Schande gesagt, daß wir nicht können so viel thun wie die Vögel thun. Es sollte sich ein Christ schämen vor einem Vögelein, welches die Kunst kann, die es nicht erlernet hat, ohne Predigt und Ermahnung Gott vertrauet und ihn sorgen lässet. Wenn du im Lenz, da die Vögelein am hübschesten singen, zu einem sprächst: Wie singest du so fröhlich, hast du doch kein Getreide in den Scheuren? es würde deiner spotten und dich anspeien, der du willst ein Christ und Gottes Kind sein, sein Wort und Verheißung so reichlich höreſt, und doch nicht vertraueſt, daß du ohne Sorgen und Geizen mit gutem Gewissen und fröhlichem Muth von Gott gewarten könneſt, was du dir selbst nicht geben kannſt. Es ist ein gewaltig Exempel, sollte uns wahrlich vor den Kopf stoßen und reizen Gott mehr zu vertrauen denn wir thun. Darum beschleußt auch Christus mit einem heftigen Spruch und saget: Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Ist das nicht eine große Schande, daß uns der Herr die Vögelein zu Meistern machet und vorhält, daß wir erst an ihnen lernen sollen. Pfui dich des häßlichen, schändlichen Unglaubens! Die Vögel thun was sie sollen, wir aber nicht! Im ersten Buch Mosis 1, 28 haben wir ein Gebot, daß wir Herren sind über alle Kreaturen; und wir machen uns selbst also zu Schanden, daß Gott auch die Vögel muß uns zu Meistern setzen, und zeigen, wie wir dem Mammon dienen und den rechten wahrhaftigen Gott verlassen."

Damit klappte der alte Pfarrer sein Buch zu, und da die Dose ihres Inhalts entleert war (denn Mancher hatte bei den Stellen, die ihm ins Gewissen schlugen, eine Prise mehr als gewöhnlich genommen, um seine Verlegenheit zu verbergen), schloß er mit dem Buche die Abendunterhaltung. Ich aber ging ihm auf dem Heimwege nach, und bedankte mich schön für die Lection, und bat ihn, daß ich mir die schönen Stellen aus dem dicken Buche abschreiben dürfe, und erhielt sie. Hier seht ihr die Abschrift, sie ist vor Alter gelb geworden und ein wenig abgegriffen; ich habe sie aber auch oft gelesen, und wenn mich der alte Unmuth wieder übermannen wollte, habe ich darnach gegriffen und mich tüchtig über mich selbst geschämt. Habe auch manchen Groschen Steuer zahlen müssen, aber nicht wieder übers Ungeziefer raisonnirt, denn ich merkte eben, daß ich dadurch nicht ärmer ward, und dankte Gott, daß ich unter christlicher Obrigkeit in Frieden meines Amts und Berufes warten durfte. Ist auch noch so viel überblieben, daß die Armen nicht vergebens an meine Thür klopfen, und ein Krüglein Bier sammt einer Pfeife Tabak für mich und gute Freunde ins Haus geschafft werden konnte. Dagegen habe ich manchen gesehen, der lieber von den neuen Freiheitspredigern das Schimpfen auf Gott und Obrigkeit, als von Vater Luther das Loben, Danken und Fürbitten lernen wollte, und Haus und Hof den Rücken hat kehren müssen, auf dem ein Bettelsack hing.

Damit packte Oheim Andres sein vergilbtes Papier zusammen; aber ich bat ihn, daß ich sie mir auch abschreiben dürfte, und habe das gethan; damit nun andere das nicht nöthig haben, hab ichs drucken lassen, ob etwa Einer oder der Andere auch so klug wäre und lernte

Etwas vom Ungeziefer.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Von der ersten Kammer wurden die erwähnten 2000 Thlr. zum Gehalt des Consistorialpräsidenten gegen eine Stimme bewilligt. Der Minister sprach dabei die Hoffnung aus, man werde die Summe in der 2. Kammer doch noch einmal bewilligen. Bei weiterer Berathung des Cultusbudgets kam auch der in der That schreiende Uebelstand zur Sprache, daß die Zahl der Kirchen und geistlichen Stellen nicht im Einklange mit dem Anwachsen der Bevölkerung stehe. Der Minister erklärte dabei, die Regierung sei wohl bereit, Kirchen und Geistliche zu vermehren, aber sie stoße dabei den Geldmitteln und Gemeinden gegenüber auf große Hindernisse. — Gott gebe, daß man diesen hochwichtigen Punkt immer auf's Neue in's Auge fasse, daß die Gemeinden in diesem Stücke keine Hindernisse bereiten und daß die Regierung den Hindernissen gegenüber die Angelegenheit nicht fallen lasse. Denn es ist eine traurige Thatsache, die namentlich in der besonderen Seelsorge fühlbar wird, daß in Sachsen die Zahl der Hirten, die ihre Heerden übersehen können, immer geringer, und, wo ein Ueberblick noch möglich ist, die Arbeitslast immer drückender wird. Hier thut Hülfe dringend noth.

Am 13. Mai kam man bei der Berathung über den Entwurf der bürgerlichen Proceßordnung auch auf die äußerlichen Förmlichkeiten bei Ablegung des Judeneides zu sprechen. Bisher ist beim Judeneid die rechte Hand auf das Chummesch oder die Thora — so nennen die Juden die 5 Bücher Mosis oder das Gesetz — gelegt worden. Diese Form war in dem genannten Entwurf beibehalten worden; aber die Deputation der 1. Kammer, welche die Sache zum Voraus zu berathen gehabt hatte, beantragte eine Aenderung derselben. Da verwendete sich Oberhofprediger Liebner für die Beibehaltung der alten Form, und der Antrag auf Aenderung der bisherigen Förmlichkeit ward abgelehnt. Es wäre auch in der That ein Unrecht gewesen, wenn den Juden ohne ihre Zustimmung von einer nur aus Christen bestehenden Versammlung eine Aenderung ihrer religiösen Formen zugemuthet worden wäre. —

Als am 14. Juli in der 1. Kammer das Einnahmebudget verhandelt ward und man zu den 58,000 Thalern kam, die der Staat von der Landeslotterie einnimmt, erhob sich, unseres Wissens zum ersten Male auf dem sächsischen Landtage, eine Stimme gegen diesen ganzen Posten, weil die Landeslotterie, ob sie schon nicht mit den rheinischen Spielhöllen in eine Verdammniß geworfen werden könne, doch ähnliche sittliche Schäden veranlasse wie jene. Es war die Stimme des Superintendenten Lechler aus Leipzig. Der Pilger freut sich herzlich, daß man sich endlich einmal über dies unsaubere Capitel unserer Staatseinnahmen an geeigneter Stelle offen auszusprechen anfängt, wenn es auch leider nur durch eine vereinzelte Stimme geschehen ist. Vielleicht dient doch die eine Stimme dazu, daß Der und Jener, der bis jetzt keinen Anstoß daran genommen, künftig weniger gleichgültig über das traurige Einnahmecapitel hinwegschlüpft. —

Am 26. Juli nahm die 1. Kammer einen von der 2. Kammer bereits gebilligten Gesetzentwurf an, nach welchem in den Pensionen der Prediger-Wittwen und Waisen eine Erhöhung eintreten soll. —

Am 25. Juli ward von der 2. Kammer der Entwurf eines Gesetzes über die Emeritirung der evangel.-luth. Geistlichen gegen eine Stimme angenommen. Es ist dies aber nicht geschehen ohne die beliebten Ausfälle auf die Uebergriffe orthodoxer Geistlichen. Dem in diesem Fache am eifrigsten bemühten Dr. Heyner stellten sich diesmal die Abgeordneten Dr. Hamm und Lorenz zur Seite. Wir würden Einiges aus ihren Reden verzeichnen, wenn dieselben nicht zumeist Aufwärmungen längst bekannter Wehklagen gewesen wären, die man bei jeder nur halbwegs passenden Gelegenheit vorbringen zu müssen glaubt, und wenn die fraglichen Reden irgend einen Einfluß auf das Ganze gehabt hätten. — Am 28. Juli, bei einer sehr bewegten Verhandlung über das Preßgesetz, glaubten die Abgeordneten Lorenz und Heyner, sich für das freigemeindliche Sonntagsblatt von Uhlich verwenden zu müssen. Daraus kann man ein wenig ahnen, womit uns die Herren beglücken würden, wenn's einmal zur Abschaffung der sogenannten hyperorthodoxen Richtung käme. —

So wäre der Pilger mit dem fertig, was von kirchlich Interessantem auf dem Landtage vorgekommen ist. Er gesteht, daß ihm dies Capitel kein besonderes Vergnügen macht; aber er kann es in der „Chronik" nicht wohl umgehen. Wir wenden uns weiter zu Dem, was sonst aus Sachsen zu berichten ist.

Das Predigerseminar zu St. Pauli, von dem früher erzählt ward, hat nunmehr sein erstes Jahr durchlebt. Der Director Professor Brückner hat einen Jahresbericht ausgegeben. Danach haben sich die namhaftesten Theologen Leipzigs in den Unterricht der Candidaten getheilt. Für die Predigtübungen sind Abendgottesdienste in der Universitätskirche eingerichtet worden. Auch durch Frühpredigten, Nachmittagspredigten und Abhaltung von Bibelstunden hat man die Glieder des Seminars beschäftigt. Zur Leitung des Gesangs bei den gemeinsamen Andachten ist von Past. Dürbig in Großstädteln ein Harmonium geschenkt worden. Auch die Abendmahlsfeier ist eine gemeinsame gewesen. Man hat dieselbe in der Kirche, aber in Form eines Privatgottesdienstes gehalten. — Die Verlegung des ganzen Instituts nach Leipzig hat sich als günstig erwiesen; doch reichen die bisher gebotenen Mittel noch nicht aus, das vorhandene Bedürfniß zu befriedigen. Das heißt: Wenn die Sache in recht schönen Gang kommen soll, ist es zu wünschen, daß noch mehr Stellen gegründet werden. Anmeldungen hat's genug gegeben; aber die zur Aufnahme einer größeren Anzahl von Mitgliedern nöthigen Mittel fehlen zur Zeit noch. —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Adler aus Sachsen.

Nr 35. Dresden, den 27. August 1864.

Die sächsischen Kammern und Deutschland.

Wenn Graf von Beust Deutschland verschlossen hat, so ist es nicht geschehen, um es seinem Feinde, dem Deutschland, zu überliefern. Er hat es nicht gethan, um es dem Auslande preiszugeben. Er hat es nicht gethan, um es dem Auslande, dem Feinde, dem Unterdrücker und Aussauger Deutschlands, dem Auslande, das Deutschland zu Grunde richten will, zu überliefern.

Der Adler aber trug den Schlüssel zum Tempel der Weisheit in seinem Schnabel. Als wieder ein Lenz Deutschland, die Erde seine Gaben wieder aus dem Schooße der Natur hervorbrachte, da wurde auch der Adler wieder munter, und wagte sich wieder hervor aus seinem Neste. Er wagte sich wieder hervor aus seinem Neste, aber freilich nicht, um sich auf Deutschland zu stürzen, um es zu zerreißen, um es zu vernichten, sondern um es zu retten, um es zu heilen, um es zu beschützen. Er wagte sich wieder hervor aus seinem Neste, um Deutschland den Schlüssel zum Tempel der Weisheit zu bringen.

Und wo ist Deutschland? Wo ist sein Tempel der Weisheit? Wo ist sein Schlüssel? Wo ist sein Adler? Wo ist sein Vertreter, der Deutschland den Schlüssel zum Tempel der Weisheit überbringt? Wo ist Deutschland? Wo ist sein Tempel der Weisheit? Wo ist sein Schlüssel? Wo ist sein Adler? Wo ist sein Vertreter, der Deutschland den Schlüssel zum Tempel der Weisheit überbringt?

Deutschland ist überall. Sein Tempel ist in aller Herzen bereit. Sein Schlüssel, die Einheit, haben sowohl jene Abgeordneten, welche sich für Preußen, als jene, welche sich für Deutschland gestellt, und sie sind die Schlüssel, welche sowohl jene Abgeordneten Deutschlands haben, als auch jene, welche sich für Preußen gestellt haben

Tonangeber bald das bald jenes wollten und verlangten, die Andern sollten sich nur immer nach ihnen richten.

Dergleichen hat der Heiland wohl gesehen, aber Er hat's gesehen, um es im Herzen zu bewahren und zu Seiner Zeit die kindische Art den großen Leuten als einen Spiegel vorzuhalten. In unserm Texte zieht Er aber den Spiegel hervor und spricht zu den großen Leuten: Da seht, gerade so wie die kindischen Kinder macht ihr's auch. Man kann's euch nimmermehr recht machen; bald wollt ihr's so haben, bald wieder anders, und im Grunde wißt ihr doch gar nicht recht, was ihr wollt.

Daß der HErr damit Recht hatte, ist recht ersichtlich an den beiden Beispielen, die Er anführt. Er nennt Johannem und sich selber. Johannes war gekommen und hatte ein streng enthaltsames Leben geführt. Das war den Leuten nicht recht gewesen. Flugs hieß es: Er hat den Teufel und steht im Umgang mit ihm. Er mag sich wohl heimlich vom Teufel füttern lassen, während er vor unsern Augen so kärglich lebt. Da kommt Christus, des Menschen Sohn. Der setzt sich mit den Zöllnern und Sündern zu Tische. Da heißt es gleich: Das thut Er nur um des Weines willen und weil er in der Gesellschaft der Sünder sich behaglich fühlt.

Wider diesen greulichen Zwiespalt tröstet sich der HErr aber mit der verwunderlichen Wahrheit, mit der unser Text schließt: Die Weisheit muß sich rechtfertigen lassen (oder: ist gerechtfertigt worden) von ihren Kindern. Da sie nun einmal „spielt auf Gottes Erdboden und ihre Lust bei den Menschenkindern hat" (Sprüche 8, 31.), muß sie sich's auch gefallen lassen, was sich eine Mutter gefallen lässet, die mit ihren Kindern spielt. Der geht's ja zuweilen auch also, daß sie von den Kindern wie ihres Gleichen angesehen und behandelt wird. So ist's ja kein Wunder, meint der HErr, daß mir's nun auch gehet wie der mit ihren Kindern spielenden Mutter. Während die Einen mich, die wesentliche Weisheit, erkennen als die rechte Weisheit, die sich zu ihnen so tief herabläßet, fehlt es auch nicht daran, daß mich die Andern wie ihres Gleichen behandeln und allerlei an mir auszusetzen haben.

Das hat der HErr von dem Geschlechte jener Tage sattsam erfahren. Und nun? geht's ihm heutzutage anders? Muß nicht die ewige, mit ihren Kindern mütterlich auf dem Erdboden spielende Weisheit sich noch immer hudeln lassen von jedem hergelaufenen Buben, der da meint, diese Mutter sei weiter nichts als unser Einer? Und geht's da nicht mit den Meinungen von Christo noch ganz ebenso kreuz und quer durcheinander, wie in jenen Tagen. Redet Er einmal in dem Worte, das Seine Diener zu verkündigen haben, geradezu mit Seinem kräftigen Entweder-Oder, das kein Hinterthürchen offen läßt, da heißt's: Wie ist das doch gar zu streng und rigoristisch. Und lässet Er die Leute locken mit der Süßigkeit Seines Evangelii, da ist man alsbald mit dem Urtheil fertig, das sei zu süßlich und zieme sich nur für träge Seelen und nervenkranke Leute. Zeigt Er sich den Leuten in Seiner Jammergestalt, da heißt's, es sei Gottes unwürdig, daß Er Seinen Sohn einen blutigen Opfertod leiden lasse; zeigt Er sich als den Verklärten in Seiner Herrlichkeit, da schüttelt man den Kopf ungläubig und meint, der ganze verklärte Christus sei nur ein Hirngespinst. Lässet Er in Seiner Kirche Zucht üben und den Sündern Gottes Gerichte drohen, da denkt man: Was will denn dieser Lotterbube sagen? und begegnet Er den Bußfertigen mit Vergebung der Sünden, so schwatzt man etwas von wohlfeiler Seligkeit. Was heißt das anders, als: Man will Ihm pfeifen und Er soll tanzen; man will Ihm klagen und Er soll weinen? Aber so schrecklich das klingt, Er läßt sich's gefallen und hält stille, wie die mitspielende Mutter stille hält, ob auch ihre Liebe von etlichen bösen Kindern verkannt wird. Hat doch die ewige Weisheit ihr Spiel darum bei den Menschenkinder, daß wenigstens die Menschenkinder, die selig gemacht werden können durch ihre Demuth, diese mütterliche Demuth erkennen und preisen. Helf uns Gott, daß wir in keinem Wege die in Christo zu uns herabgekommene Weisheit meistern und ihr vorschreiben wollen, als wäre sie nicht unser Aller Mutter, sondern unser Spielgeselle!

Denn es kommt ja auch ein Tag, da sich einmal die Mutter Weisheit, die sich so klein gemacht und so tief zu uns heruntergethan hat, aufrichten wird in ihrer ganzen Muttergröße, da wir vor ihr dastehen werden, als die Kinder, die ihr nicht einmal bis an die Kniee reichen. Wie müßten wir da erschrecken, wenn die Weisheit, der wir hier auf Erden so übel mitgefahren sind und die wir behandelt haben, wie die Kinder auf dem Markte ihre Gesellen behandeln, plötzlich als unsere große Mutter vor uns stünde. O, es ist ja so selig, daß unser lieber HErr hier klein geworden ist für uns, auf daß wir dort mit ihm groß würden; aber es wird wahrlich diese Seligkeit hier und dort nimmer geschmeckt werden, wo man den Erniedrigten niedrig achtet und wo wir wetterwendischen Leute, die wir in der Wandelbarkeit unserer Gefühle und Stimmungen so oft nicht wissen, was wir wollen, uns größer dünken denn Er. Nicht wir dürfen zu Ihm sagen: Wir haben Dir gepfiffen und Du hast uns nicht getanzt; wir haben Dir geklaget und Du hast nicht geweint. Wohl aber müssen wir uns fürchten, daß Er an jenem Tage zu uns sage: Ich habe dir gepfiffen und du hast nicht getanzt; ich habe dir geklaget und du hast nicht geweint. Ach lieber HErr, gieb uns willige Herzen zu dem Freudenklange der Predigt von der Gnade; gieb uns weinende Augen zu Deinem Klageworte von unserer Sünde. Wir möchten Dir nach weinen und Dir nach in fröhlichem Reigen gehen, damit wir dereinst nach allem Tanzen und Weinen Dir nach auch ewiglich jubiliren!

Der römiſche Kaiſer Titus.

Ihr merkt wohl, liebe Leſer, daß euch hiermit der zweite der verſprochenen Anhänge zur Zerſtörung Jeruſalems gegeben wird. Denn wenn man von dem ſchrecklichen Gerichte hört, das Gott der HErr über Sein Volk und Seine Stadt ergehen ließ, fällt Einem wohl allemal auch das menſchliche Werkzeug ein, das der HErr zur Ausführung dieſes Gerichts brauchte. Und das war ja der Kaiſer Titus. Es iſt ſchade, daß wir von dem Manne nicht mehr wiſſen. Denn das, was wir von ihm wiſſen, zeigt uns deutlich, wie der HErr, um Sein Volk zu züchtigen, ein möglichſt würdiges Werkzeug gewählt hat. Einen Heiden brauchte Er freilich zu ſolchem Werke; denn es gab ja damals in der ganzen Welt außer den Juden keine andern als heidniſche Völker; aber unter den Heiden war Titus einer der Edelſten, und daß der HErr gerade dieſen Edelſten erwählte, um an dem Volke Seines Eigenthums Gericht zu üben, müſſen wir als eine ſonderliche Weisheit erkennen.

Hören wir nun das Wenige, was ſich von ſeinem Leben berichten läßt. Sein Leben bildet zuſammen mit dem ſeines Vaters Veſpaſianus gleichſam eine der wenigen Oaſen in der römiſchen Kaiſergeſchichte, an denen das chriſtliche Auge ſich erquicken mag.

Im Jahre 68 nach Chriſti Geburt hatte ſich der grauſame Kaiſer Nero, deſſen Name heutzutage nur noch den Hunden beigelegt wird, weil ihn kein ehrlicher Menſch mehr tragen mag, den Tod gegeben. Blut hatte ſeinen kurzen Weg bezeichnet von Anfang bis Ende — auch Chriſten-, ja Apoſtelblut. Wer von den Greuelthaten hört, die Nero verübt hat, der meint, es habe ihre Maſſe kaum Platz in einem Leben von achtzig Jahren. Und doch iſt der entſetzliche Mann nur 32 Jahre alt geworden. Ein Aufſtand ſeiner Soldaten, die einen alten, ergrauten Kriegsmann, Galba, an ſeiner Statt zu ihrem Kaiſer ausriefen, brach ihm den Hals. Galba ward nach wenigen Monaten durch einen andern Soldatengünſtling aus dem Wege geſchafft; aber ebenſo bald mußte dieſer, der Schwelger Otho, dem noch ärgeren „Freſſer" Vitellius weichen. Das war ein Menſch, dem ein guter und reichlicher Biſſen über Alles ging, ja der, um nur recht viel vertilgen zu können, ſeinem Magen durch Brechmittel nachhalf. Aber die Soldatenherrſchaft war damals nun einmal Mode geworden. Und ſo dauerte es denn nicht lange, ſo erwählten ſich die zu jener Zeit in Ungarn ſtehenden Legionen einen wackeren ehemaligen Feldherrn zum Kaiſer, warteten gar nicht, bis dieſer Kaiſer, der gerade in Syrien weilte, herbeikam, ſondern rückten auf Rom los und machten dem Vitellius den Garaus. Der neu gewählte Kaiſer aber war kein anderer als Veſpaſianus, der Vater unſeres Titus. Er hatte früher in Germanien und Britannien wacker gefochten und um

Bildſäule des Kaiſers Titus.

ſeines Feldherrntalentes willen hatte ihn der Kaiſer Nero, der lieber ſchlachtete als Schlachten leitete, mit 60,000 Mann gegen das rebelliſche Judenvolk nach Paläſtina geſchickt. Veſpaſianus aber hatte unter Anderen ſeinen Sohn Titus mitgenommen. Der hatte ſich ſchon vor ſeiner Hauptthat, der Zerſtörung Jeruſalems, trefflich hervorgethan. Die Feſte Gamala, in der ſich die Juden auf's verzweifeltſte gewehrt hatten, hatte er mit ſeinen Truppen erobert. Als daher die Kunde nach Paläſtina kam, daß ein Kaiſer nach dem andern bei Seite geſchafft ſei und daß die Legionen den Veſpaſian zum Kaiſer ausgerufen hätten, übergab dieſer ſeinem Sohne Titus die Aufgabe, den Krieg zu vollenden. Sie ward nicht in ſchlechte Hände gelegt. Denn war Veſpaſian ein tüchtiger Kriegsmann geweſen, ſo war Titus außerdem auch ein edler Menſch.

Veſpaſian hatte den Plan verfolgt, erſt das ganze übrige Land zu erobern, um dann das entblößte Jeruſalem deſto beſſer zu gewinnen. Das Erſte war erreicht. Das umliegende Land war gewonnen. Aber die Gewinnung der heiligen Stadt ſelbſt war noch ein ſaures Stück Arbeit. Und dies Stück hat Titus gethan mit dem größten Geſchick, aber auch zugleich mit dem größten Glimpf, der von einem heidniſchen Feldherrn irgend erwartet werden konnte. Es war ihm nicht genug, die

hartnäckige Stadt einzuschließen und bei den grimmigen Ausfällen der Juden das Leben seiner Soldaten zu opfern. Er selber wagte sich mitten in die Gefahr des Kampfes hinein, und einmal hätte wenig gefehlt, so wäre er von den aus der Stadt herausfallenden Feinden ereilt und getödtet worden. Auch darum war es ihm nicht zu thun, möglichst viel Judenblut zu vergießen. Denn er ließ es wahrlich nicht an Aufforderungen zur friedlichen Uebergabe fehlen, und erst als alles Auffordern an dem harten Sinn des verstockten Volkes scheiterte, begann er die Stadt zu bestürmen. Ja selbst, da er einen Theil der Stadt bereits eingenommen hatte, gab er's noch nicht auf, sie in Gutem zu gewinnen, bis ihn endlich der Trotz der Juden nöthigte, den noch nicht eroberten Theil der Stadt gegen allen Verkehr abzuschließen und den Weg der Aushungerung einzuschlagen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus, der in römische Gefangenschaft gerathen war, mußte auf Titus Befehl zur Uebergabe auffordern und konnte dem Volke versprechen, daß Titus des prächtigen Tempels gerne schonen wolle; aber auch das half nichts. Das Volk, das die Barmherzigkeit des Weltheilandes mit Füßen getreten, hatte auch für diese Barmherzigkeit keine Ohren.

Und doch ließ sich's Titus immer noch angelegen sein, des armen Volks auf alle mögliche Weise zu schonen. Als die Leute aus der Stadt, um dem Hunger zu entgehen, zu den Römern überliefen, ließ Titus sie nicht nach Kriegsbrauch behandeln, sondern schenkte ihnen großmüthig das Leben. Als später die römischen Soldaten meinten, es wäre besser den Ueberläufern die Bäuche aufzuschneiden, um das Gold herauszunehmen, das sie etwa verschluckt haben könnten, war es Titus, der diesem Greuel mannhaft entgegentrat. Noch einmal, als Alles bis auf den Tempelberg bereits genommen war, ließ Titus den armen Belagerten Verzeihung anbieten und schonte auch wirklich Derer, die sich ihm ergaben. Aber von der Mehrzahl ward diese Milde abermals verachtet, so daß dem Feldherrn nichts übrig blieb, als auch noch den Tempel zu stürmen. Den schönen Tempel! Ja, gestürmt mußte er werden, wenn des Volkes letztes, heiligstes Bollwerk fallen sollte; aber er konnte doch immer noch vor Brand und Zerstörung bewahrt bleiben. Das war auch Titus' Absicht. Und als nun mitten im Getümmel ein vorwitziger Soldat gegen den Befehl des Feldherrn einen brennenden Balken in ein Tempelfenster hineingestoßen hatte und der Cedern- und Marmorbau aufzulodern anfing, da schrie Titus durch das Lärmen der siegestrunkenen Soldaten hindurch, man solle doch löschen — aber Gottes Stunde war gekommen. Es sollte ja kein Stein auf dem andern bleiben. Wahrlich, lieber Leser, wer die Geschichte der alten Römer und ihren Eisencharakter nur einigermaßen kennen gelernt hat, der muß gestehen, daß solch edle Milde gerade gegen die hartnäckigsten Feinde in der ganzen Geschichte jenes heidnischen Volkes einzig in ihrer Art dasteht. Mich dünkt, sie müsse gewirkt gewesen sein von Dem, der sein armes Volk wenigstens in den Theilen, die noch gerettet werden konnten, bis zu allerletzt tragen wollte mit großem Verschonen.

Erst nachdem an eine Rettung des Tempels nicht mehr zu denken war, verfuhr der Feldherr nach Kriegsrecht mit der verlorenen Stadt. Wie wenn ihm unter den Greueln der Verwüstung immer mehr die Gewißheit gekommen wäre, daß er ein Werkzeug in der Hand des rächenden Gottes sei, ließ er nunmehr der Strafgerechtigkeit freien Lauf. Als ihm das Entsetzlichste zu Ohren kam, was in der belagerten Stadt geschehen war, daß nämlich die Tochter eines der Hauptanführer ihr eignes Kind gebraten und davon gegessen habe, da schauderte die Seele des Heiden zusammen. „Sie allein, sprach er, tragen die Schuld dieses Frevels! Ich will den Greuel des Kinderfraßes mit den Trümmern der Stadt bedecken; die Sonne soll nicht mehr eine Stadt bescheinen, in der Mütter sich also nähren." Und wenn er so sagte: „Sie allein tragen die Schuld", da war es wahrlich ein anderes Ding als jenes Händewaschen seines erbärmlichen Vorgängers, des Pontius Pilatus.

Am 8. September des Jahres 70 hielt Titus seinen feierlichen Siegeseinzug in die rauchende Stadt. Da sprach er: „Wahrlich, mit Gott haben wir gesiegt! Gott hat die Juden aus diesen Bollwerken vertrieben; denn was vermöchten Menschenhände und Belagerungswerkzeuge gegen solche Steinmassen?" Und als er, so erzählt ein Anderer, auf seiner Rückreise nach Rom durch Kleinasien zog und ihm die dortigen Städte nach damaliger Sitte goldene Kronen zum Geschenk brachten, da lehnte er die Ehrengaben mit den Worten ab: „Ich habe nichts bei dem jüdischen Kriege gethan, sondern allein Gott, der auf die Juden zornig gewesen."

In prächtigem Triumphzug zog er in Rom ein. Noch heute steht der Triumphbogen, durch den er seinen Weg nahm und durch den auch die heilige Beute getragen ward, die man aus dem Tempel mitgenommen. Er ward Mitregent seines Vaters. Und mit dem Regiment Beider brach für das Reich eine bessere Zeit an. Vespasianus verstand es, in den Heeren Mannszucht zu halten, die alten römischen Staatsordnungen wieder zu beleben und dem mit seinen Kaisern in die ärgste Genußsucht versunkenen Volke wieder Geschmack an edleren Freuden beizubringen. Er starb im neunten Jahre nach Jerusalems Fall als 70jähriger Greis.

Titus folgte ihm, denn er war ja schon Mitregent gewesen und stand bei der mächtigen kaiserlichen Leibwache gut angeschrieben. Wenn er aber geblieben wäre, wie er bei Vespasianus' Tode war, hätte sich das Reich dennoch nicht zum Besten befunden. Denn er hatte leider

aus dem Morgenlande nicht wenig von orientalischer Genuß- und Herrschsucht mitgebracht, so daß die Besonneneren anfangs bangten. Als er aber nur einmal die Zügel des Reichs in den Händen hatte, ward er bald ein Anderer. Er siegte noch einmal, noch glänzender wohl als damals über Jerusalem. Er siegte über seinen eigenen in heidnisches Treiben versunkenen Menschen. Mit allem Ernste warf er sich auf die Geschäfte der Regierung. Die Genossen seines lüderlichen Lebens schaffte er sich, einen nach dem andern, vom Halse. Selbst eine jüdische Königstochter, die er sich aus dem Morgenlande mitgebracht hatte, schickte er wieder heim, weil die Römer keine „Barbarin" zur Kaiserin haben wollten.

Vor Allem war es aber die außerordentliche Milde und Großmuth, die unerschöpfliche Wohlthätigkeit und die große Leutseligkeit seines ganzen Wesens, die ihm das Herz des römischen Volkes gewann, so daß man ihm — freilich in heidnischer Ueberschwänglichkeit — den Beinamen gab: amor et deliciae generis humani, d. i. Liebling und Wonne des Menschengeschlechts. Wohlthätigkeit zu üben fand er namentlich reichen Anlaß, als die Stadt Rom in schneller Folge erst von Brand und dann von Pest heimgesucht ward. Auch nach den furchtbaren Verheerungen, die der bekannte Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 anrichtete, hat er mit kräftiger Hilfe den Verunglückten beigestanden. Es werden uns noch heute zwei kurze Worte von ihm erzählt, in denen sich recht deutlich der liebevolle Sinn ausspricht, mit dem er regierte. Das eine habt ihr wohl schon gehört. Als er eines Abends merkte, daß er an dem verflossenen Tage keine Gelegenheit gehabt habe, Jemandem eine Wohlthat zu erweisen, da sagte er zu den Seinen: Freunde, heute habe ich einen Tag verloren — ein Wort, vor dem mancher Christ erröthen möchte. Und das andere ist euch vielleicht auch bekannt. Da man ihn einmal darauf aufmerksam machte, daß er doch nicht allerlei unwürdigen Leuten seine kaiserliche Huld zuwenden möchte, antwortete er: Von einem Fürsten darf Niemand mit traurigem Gesichte weggehn.

Das ist nun aber auch fast Alles, was uns von dem Mann erzählt wird. Von großen Regierungsthaten läßt sich bei ihm nichts berichten. Denn bei Lebzeiten des Vespasian mag er sich wohl dem Vater untergeordnet haben, und allein hat er die Regierung leider nur zwei Jahre geführt. Er starb 42 Jahr alt im September des Jahres 81 n. Chr.

Es folgte auf ihn sein Bruder Domitianus, das gerade Gegentheil des menschenfreundlichen, demüthigen Titus. Während Titus sich der armen Juden immer und immer wieder erbarmen wollte, wußte sich Domitian, wenn er nicht gerade Menschen mordete, in seinem Kaisergemach die Zeit damit zu vertreiben, daß er Fliegen fing und sich an ihrem Zappeln belustigte. Und während Titus seine größte That, die Eroberung Jerusalems, als eine Gottesthat erkannte, erfrechte sich Domitian, sich in all seinen amtlichen Erlassen den Titel „Herr und Gott" beizulegen.

Darauf achte doch auch, damit du einmal siehst, wie die Geschichte vom HErrn regiert wird. Nero und Domitian konnte der HErr nicht wohl zur Züchtigung seines auserwählten Volks gebrauchen. Vespasian und Titus, die wie eine Oase in der Wüste stehen, die kann Er gebrauchen und so weiß Er's denn zu schicken, daß gerade sie zur Herrschaft kommen, da Jerusalem reif wird zum Gerichte. —

Aus der römischen Kirche.

Nach einer Nachricht der Leipz. Zeitg. vom 2. August ist das „Pastoralschreiben der in Bamberg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns an die Geistlichkeit und das Volk ihrer Sprengel" in Druck erschienen und soll von allen Kanzeln verkündet werden. Unter Anderem wird darin der Opferwilligkeit gedacht, die sich bei Millionen für Rom zeige; dann geht das Schreiben über auf die Schäden und Schmerzen, welche die Laster und Hoffart, die sündliche Vergnügungslust der Welt, der Kirche bereiten; hierauf aber vorzugsweise auf das erschütterndste Aergerniß, welches durch falsche Schriftstellerei hervorgerufen wird. Von allen Verirrungen dieser Art sei die heilloseste das Buch des Franzosen Renan, betitelt das „Leben Jesu". (Anmerk. Wir können zu diesen heillosen Büchern getrost auch noch das „Leben Jesu" von Strauß und das „Charakterbild Jesu" von Schenkel rechnen.) Noch nie sei unter dem Scheine der unbefangensten Aufrichtigkeit und vorgeblicher Wahrhaftigkeit die Wahrheit schimpflicher in den Staub getreten, das christliche Gefühl leichtfertiger verletzt und verwundet worden. Die Gläubigen werden aufgefordert, vor dem Lesen des Renan'schen und ähnlicher seelenschädlicher Werke zu warnen. In allen Kirchfahrten soll eine neuntägige Andacht zum allerheiligsten Herzen Jesu angeordnet werden und in allen Pfarrkirchen stattfinden. Damit sollen die Gläubigen „den Schmerz bezeugen, welchen sie über die dem menschgewordenen Gott angethane Schmach empfinden, und zugleich Bekenntniß für Jesum Christum ablegen, der da Gott ist über Alles, hochgelobet in Ewigkeit." —

Der Pilger freut sich, daß man in der römischen Kirche nicht bloß Geld für den Stuhl Petri hat, sondern auch öffentlich den Schmerz über die dem HErrn Jesu angethane Schmach bezeugt, und wünscht nur, daß auch die evangelische Kirche ein solches öffentliches Zeugniß für die Ehre des HErrn Jesu ablegen möchte, noch mehr aber, daß jeder einzelne evangelische Christ durch das Beispiel unsrer kirchlichen Nachbarn sich reizen ließe, nicht sowohl eine neuntägige Andacht zum

Herzen Jesu zu halten, sondern vor allen Dingen in seinem Kämmerlein **Buße** zu thun für die aus der evangelischen Kirche hervorgegangenen Lügenschriften über das Leben Jesu, zumal eine derselben (das „Leben Jesu" von Strauß) erst die Bolzen gegossen hat, die der wälsche Lügenprophet Renan jetzt auf den HErrn Jesum abschießt. Und wenn Einer meinen möchte, daß er für fremde Sünden nicht Buße zu thun brauche, so will der Pilger an einen Mann erinnern, der mehr war, als unser Einer, und zu dem der Engel Gabriel sagte: Du bist lieb und werth, und der sich doch zu Gott dem HErrn kehrete, zu beten und zu flehen, mit Fasten in Sack und in der Asche, und seines Volkes Sünde vor Gott bekannte als seine eigene Sünde. Der Mann hieß Daniel, und wer mehr davon wissen will, der schlage das 9. Kap. des Buches Daniel auf, da steht Alles ausführlich beschrieben.

Was das Zeugniß gegen Renan u. A. betrifft, so haben sowohl in der römischen als in der evangelischen Kirche sich schon viele Federn in Bewegung gesetzt; ganz neuerdings hat sich auch ein Diener des göttlichen Wortes in Berlin, W. Ziethe, der sich schon durch sein Predigtbuch „Immanuel" einen guten Namen erworben, aufgemacht und hat ein Buch geschrieben, betitelt: „Das Leben Jesu für das deutsche Volk". Dasselbe soll in 10—12 monatlichen Heften von 4 Bogen erscheinen, im Preise von 6 Ngr. für die Lieferung. Es ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, zur Ehre des hochgelobten HErrn Jesu geschrieben und soll Alles bieten, was das theure Bild Jesu in einen angemessenen Rahmen zu fassen dienlich sein wird.*)

R. A.

*) Weitere Zeugnisse gegen Renan zu besprechen, behält sich der Pilger für den Bücherbericht vor. Nur eines möchte er bei dieser Gelegenheit vorausnehmen. Es ist dies die Arbeit eines lieben Mitarbeiters des Pilgers: Renan gegen Renan; an die Gebildeten des deutschen Volkes; Vortrag in der Zwickauer Ephoralconferenz von Bruno Lehmann, zweitem Pfarrer und Diaconus zu Bockwa-Schedewitz, Zwickau, Buchh. des Volksschriften-Vereins, 31 Seiten.

Dies Schriftchen, besonders auf gebildete Leser berechnet, aber an mehr als einer Stelle auch für den schlichten Mann nutzbar, thut in aller Kürze, aber mit vielem Fleiße, besonders durch reichliche Citate dar, wie armselig doch das Machwerk des Professors ist. Es zeigt, wie planlos, confus und sich selbst widersprechend Renans Arbeit ist; wie der arme Mann keine der billigen Anforderungen erfülle, die man an einen Geschichtsschreiber stellen müsse; wie es aber trotzdem gekommen, daß sein Buch so viel Beifall gefunden. Interessant ist es, aus dem Schriftchen zu erfahren, daß die deutschen Uebersetzer es doch nicht gewagt haben, etliche starke Stellen oder gar zu dicht aufeinander folgende Widersprüche der deutschen Leserwelt aufzutischen.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Sachsen. (Fortsetzung.) Von Festen einzelner Kirchengemeinden, Einweihungen neuerbauter oder restaurirter Kirchen, Orgel- und Glockenweihen, wäre gar Manches zu berichten. Doch will ich nur als das Wichtigste das Eine hervorheben, daß am 13. März die alte schöne Kunigundenkirche zu Rochlitz (goth. Baustyl) nach einer wohlgelungenen Restauration in Gegenwart des Herrn Oberhofpredigers und des Herrn Kreisdirectors wieder eingeweiht worden ist. Das hebe ich aber darum besonders hervor, weil die Kunigundenkirche eine der schönsten alten Kirchen ist, die wir in Sachsen besitzen.

Innere Ansicht der Kirche zu Wantewitz (Ephorie Großenhain).

Damit ihr aber einmal seht, in welcher Weise man heutzutage die neuen Kirchenbauten in Sachsen herzustellen trachtet, will ich euch statt aller Berichte von neuerbauten Kirchen aus dem Jahresbericht des Vereins für kirchliche Kunst zwei dem Pilger freundlich überlassene Bilder mittheilen. Das eine seht ihr heute. Es ist das Innere

der Kirche zu Wantewitz in der Ephorie Großenhain, wie dasselbe sich nach einem Entwurf des Prof. Arnold in Dresden gestalten wird. Ihr erkennt daran wohl gleich die edlen gothischen Bauformen, werdet euch freuen, daß das Haus nur eine Emporkirche hat und nicht mit allerlei Kästlein vollgepackt ist, und namentlich wird euch wohl der schöne Blick in den hohen Chor (Altarraum) Freude machen. Wenn's heute der Raum verstattet hätte, würde ich lieber die Außenansicht der Kirche zuerst gezeigt haben. Da dies aber nicht wohl anging, sollt ihr dieselbe am Schluß der nächsten Nummer zu sehen bekommen. Die Kirche ist übrigens auf 600 Sitzplätze berechnet und der gesammte Kostenaufwand auf 21,000 Thlr. veranschlagt worden. —

In Radeberg hat der Besitzer des dortigen Bades, Herr Siegel, aus freiem Antriebe einen eigenen Betsaal für seine Anstalt errichten lassen, der am 22. Mai eingeweiht wurde und in welchem während der Badezeit alle 14 Tage Gottesdienst gehalten werden soll.

In Leipzig hat man am 21. April ein zweites gewaltig großes Armenschulgebäude eingeweiht. Die Stadt Leipzig hat sich, besonders in neuerer Zeit, die Herstellung zweckmäßiger Schulhäuser auf's höchste angelegen sein lassen, so daß jetzt wohl keine sächsischen und wenig deutsche Städte solch stattliche Schulgebäude aufweisen könnten. In ungefähr 3 Jahren hat sie vier neue großartige Häuser (2 Bürger- und 2 Armenschulen) errichtet. Eines derselben, eine Armenschule, hat der Pilgerschreiber selbst einmal in Augenschein genommen und ist von der Stattlichkeit und Vortrefflichkeit der Einrichtung überrascht gewesen. Auch für äußeren sinnigen Schmuck der Gebäude hat man gesorgt. So steht z. B. unweit des luth. Missionshauses ein umfängliches Schulhaus (irre ich nicht, eine Armenschule), die außen mit passenden Schriftworten verziert ist. Da stehen folgende Sprüche in Stein gehauen, die du deinen Kindern aufschlagen und vorlesen kannst: Sprüchw. 1, 8. 9; Ebr. 13, 17; Jes. 48, 17. 18; Marc. 10, 14. 15; Sir. 3, 31. 32; Ps. 128, 1. 2. — eine ganze Sammlung von Ueberschriften über Schulhauspforten. Und die Stellen sind nicht nur mit Ziffern angegeben, sondern sie sind vollständig zu lesen, so daß die Kinder, wenn sie von den verschiedenen Seiten her zur Schule kommen, sie sehen müssen. — Auch die neue Kreuzschule in Dresden, deren Bau schon weit vorgeschritten ist, soll sinnig verziert werden. Unten sollen vier Statuen aufgestellt werden, welche die Grammatik, die Mathematik, die Geschichte und die Dichtkunst darstellen; oben aber Statuen von Luther und Melanchthon.

Das zum Dom zu Freiberg gehörige kurfürstliche Begräbniß, an welchem seit 1789 nichts geschehen ist, soll gründlich restaurirt werden. Das Finanzministerium hat die Mittel dazu verwilligt. Dies Begräbniß ist eine der wichtigsten Denkstätten für das lutherische Sachsen. Es ruhen dort die protestantischen Herzöge und Kurfürsten von Sachsen. Ihre Reihe beginnt mit Herzog Heinrich dem Frommen, dem ersten lutherischen Fürsten der albertinischen Linie und endigt mit Kurfürst Johann Georg IV., dem Vorgänger jenes Friedrich August I., der 1697 katholisch ward. Auch der Anlaß zur Gründung dieser Grabstätte war ein gar schöner. Die Stadt Freiberg hatte sich mit unter den ersten der lutherischen Lehre zugewandt. Das war dem katholischen Herzog Georg dem Bärtigen sehr unlieb. Er erließ Verbote und Drohungen gegen das Ueberhandnehmen der neuen Lehre. Endlich drohete er gar, wo die Freiberger die neue Lehre nicht fahren lassen würden, wolle er selbst kommen und den Herrn sammt den Knechten, d. i. seinen damals zu Freiberg wohnenden Bruder Heinrich (den Frommen) und alle Bürger der Stadt verbrennen. Heinrich zog sich in Folge dieser Drohung nach Wolkenstein zurück, von den treuen Freibergern aber starben etliche lutherisch Gesinnte durch Henkershand und wurden auf Herzog Georgs Befehl hinaus in die Schindergrube geschleppt. Die Andern ließen sich dadurch keineswegs abschrecken, sondern beharrten bei der evangelischen Wahrheit. Wegen dieser Beharrlichkeit und Treue am Evangelio hatte Herzog Heinrich die Stadt ganz absonderlich lieb, und als sein Bruder Georg 1539 gestorben war, hat er Freiberg zu seiner liebsten Wohnstatt erwählt, das jetzige kurfürstliche Begräbniß am Dom aber zur Wohnstatt seines Leichnams. Er hätte, so sagte er in seinem Testament, die Freiberger in aller Treu und Gehorsam gegen Gott und ihn befunden, darum wolle er auch bei denselben ruhen und schlafen. Als er 1541 am 18. August im HErrn entschlafen war, ward daher sein Leichnam als der erste hier bestattet. Ihm folgten die beiden Kurfürsten Moritz und der „Vater" August, nach Heinrich wohl die berühmtesten der hier begrabenen Fürsten. Auch die Gemahlinnen der Kurfürsten ruhen hier, vor allen die liebe „Mutter" Anna, und außerdem eine große Zahl von jung verstorbenen Prinzen und Prinzessinnen des kursächsischen Hauses. —

Das Städtchen Buchholz bei Annaberg beabsichtigt eine gründliche Reparatur seiner Kirche. Das ist nichts Seltenes. Ich möchte es aber erwähnen, weil man dort, um die Kosten aufzubringen, eine allgemeine Pfennigsteuer angeordnet hat. Da hat jedes confirmirte Glied der Parochie wöchentlich einen Pfennig zu entrichten und der wird durch monatliche Einsammlungen so lange erhoben, bis die Kosten des Reparaturbaues gedeckt sind. Gewiß eine gar schöne Weise, die ganze Gemeinde ohne drückende Steuerlast an der Herstellung ihres Gotteshauses theilnehmen zu lassen. —

Für den Kirchenbau in den Thonberg-Straßenhäusern bei Leipzig, für den am letzten Erscheinungsfeste eine allgemeine kirchliche Collecte gesammelt ward, ist die sehr

erfreuliche, aber freilich zu sofortigem Beginn des Baues noch nicht ausreichende Summe von 2793 Thlrn. zusammengekommen.

Laßt mich hieran einige Nachrichten über allerlei Thätigkeit für innere Mission und dgl. schließen. Die Wirksamkeit der evang. luth. Diaconissenanstalt in Dresden hat sich nach dem letzten Jahresbericht in erfreulicher Weise erweitert. Man hat mancherlei practische Veränderungen getroffen, unter Anderem den Schwestern eine unverheirathete Oberin gegeben. Die Zahl der Diaconissen ist um 9 vermehrt worden. Mit Einschluß der 17 Probeschwestern und der 7 Beischwestern (die bereits den theoretischen und practischen Lerncursus durchgemacht haben) zählt die Anstalt jetzt in Summa 71 Schwestern, von denen allein 30 Diaconissen außerhalb beschäftigt sind. Trotz dieser erfreulichen Zunahme der Kräfte hat die Anstalt nicht alle Nachfragen und Gesuche um Zusendung ihrer Schwestern befriedigen können, zumal man sich ihr trotz aller früheren Verunglimpfungen mit immer wachsendem Vertrauen zugewendet hat. Auch die Räumlichkeiten sind bedeutend gewachsen. An das große Mittelgebäude sind zwei Flügel angebaut worden und zum bisherigen Besitz hat man ein unmittelbar angrenzendes Haus- und Gartengrundstück hinzuerworben. Die Zahl der Freibetten ist um 4 neugestiftete vermehrt worden. Am 6. Sept. vor. Jahres ist die Tochteranstalt in Niederlößnitz, Bethesda genannt, ihrer Bestimmung feierlich übergeben worden. Das ist ein Krankenhaus für die dortige Umgegend und zugleich ein Siechenhaus für weitere Kreise. Die Feier, an der gegen 200 Freunde der Anstalt theilnahmen, ist im Freien gehalten worden, weil das Haus für die Festgäste nicht Raum genug hatte. Der Anstaltsgeistliche, P. Fröhlich, hat dabei eine Ansprache über Joh. 5, 1—8 gehalten. Mit besonderer Freude erwähnen wir's, daß S. Maj. unser lieber König dem neuen Zweig der Anstalt einen Beitrag zugewendet hat und daß das hohe Ministerium des Innern eine jährliche Unterstützung von 50 Thlrn. zugesagt und auch den Bau durch eine Gabe von 200 Thlrn. gefördert hat. — Namentlich aber möchte ich noch Eines mittheilen, das ich am liebsten mit den Worten des Berichtes selber erzähle. „Als im vorigen Herbst die Blatternkrankheit in einzelnen Theilen Dresdens, namentlich in der Antonstadt anfing epidemisch zu werden, bot die Anstalt ihre Schwestern der Dresdner Armenversorgungsbehörde an. Man nahm das Anerbieten gern an und es wurde den Armenärzten davon Anzeige gemacht. Gar bald wurden Diaconissen zu Blatterkranken gerufen; dem ersten Rufe folgten bald mehrere, und als die Armen erst den Segen der Pflege fühlten, wurden die Verpflegten nicht nur dankbar, sondern immer mehr Hilfsbedürftige meldeten sich. Die Schwestern haben hierbei manch dunkles Bild menschlichen Elends zu sehen bekommen. Das aber vermehrte ihre Freudigkeit, den Armen zu dienen, und, Gott zu Ehren sei's gesagt, es entstand ein ordentlicher Wetteifer unter ihnen, den armen Kranken diesen für die eigne Gesundheit der Pflegenden nicht gefahrlosen Dienst zu erweisen. In wenigen Wochen waren es mehr denn sechzig arme Familien, in denen die Schwestern helfend eingegriffen hatten. Sie konnten auch hie und da der Bitterkeit der Armuth abhelfen. Die Sache wurde nämlich bald immer bekannter, sonderlich auch unter Solchen, die ein mitleidig Herz für die Armen haben, und ohne daß die Anstalt je eine Bitte darum ausgesprochen hatte, wurden ihr in wenig Wochen außer Naturalien gegen 100 Thaler in die Hände gelegt, die sie nach bestem Wissen und Gewissen hat vertheilen lassen. Damit war aber auch der Arbeit fast zu viel geworden, nicht sowohl für die Schwestern, sondern für die Personen, die diese Armen-Krankenpflege zu leiten und zu überwachen hatten. Die Sache selbst wollte man aber doch nicht wieder aufgeben, auch als die Blatternepidemie zu weichen anfing; denn es gab ja auch sonst genug andre arme Kranke in der Stadt. Man suchte Andere, insbesondere barmherzig gesinnte Frauen in das Interesse zu ziehen. Da versammelten sich zu Beginn der heiligen Wochen, in denen die Kirche namentlich die Barmherzigkeit und Liebe ihres gekreuzigten Heilandes feiert, in der Diaconissenanstalt eine Anzahl Frauen Dresdens zu einem Werke der Barmherzigkeit. Man trat am Tage der Aschermittwoch, am 10. Febr. d. J., zu einem Verein für weibliche Diaconie zusammen, d. h. zu einer Vereinigung, in welcher man der Diaconissenthätigkeit nicht nur überhaupt neue Bahnen eröffnen, sondern vor Allem ihre unter den Armen der Stadt begonnene Liebesarbeit weiter führen wollte. Der Verein entwarf seine Statuten und wählte zwei Vorsteherinnen. Unter diesen arbeiten nun zwei, bei besondern Nothumständen auch mehr Diaconissen Tag für Tag unter den armen Kranken der Stadt. Sie berichten täglich ihren Vorsteherinnen und fragen jeden Morgen bei denselben an, ob neue Anmeldungen armer Kranker eingegangen sind. In Bezug auf diese Anmeldungen stehen den Vorsteherinnen in den einzelnen Stadttheilen Helferinnen zur Seite, welche auch zugleich sich bereit erklären, die in ihrer Nähe pflegenden Diaconissen und ihre Armen mit einigem Nöthigen zu versehen." Dies schöne Bild barmherziger Samariterliebe wollte doch der Pilger seinen Lesern nicht vorenthalten, ob vielleicht die Christinnen besonders unserer größeren Städte zu ähnlichem Werke dadurch gereizt würden. —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 36. Dresden, den 3. September 1864.

Am fünfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 11, 25—30.

*) **Sage mir die Summa oder Inhalt dieses Evangelii.**

Christus lehret uns, daß Gott das Geheimniß den Klugen und Weisen verborgen und den Unmündigen offenbaret habe, unterrichtet uns auch, daß Er wahrer Gott und Mensch und von Seinem himmlischen Vater zu dem Ende auf diese Welt gesandt sei, daß Er uns den Vater offenbare, alle Mühseligen und Beladenen erquicke und unserer Seele Ruhe schaffe.

Was soll ich aus diesem Evangelio lernen?

Daß wir mit Christo uns darob freuen sollen, wenn Gottes Wort bei Etlichen Nutz und Frucht schaffet, und daß wir Gott deswegen von Herzen danken, Ihm allein die Ehre geben, und uns über den Abfall der Gewaltigen nicht ärgern, sondern uns zu den Unmündigen schlagen sollen, denen Gott aus Gnaden Seine Geheimnisse offenbaret. Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge bereitet er Ihm Sein Lob.

Wir sind von Natur blind, sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, Fleisch und Blut offenbaret uns Gottes Geheimniß, das im Verborgenen liegt, nicht, es ist ihm eine Thorheit. Deswegen sollen wir uns über Gottes Wort nicht mit Fleisch und Blut besprechen, sondern unsere Vernunft in den Gehorsam Christi gefangen nehmen.

Ferner lernen wir, daß Christus allmächtig; daß ihm Alles, was im Himmel und auf Erden ist, unterworfen; daß Er einen Namen über alle Namen habe; daß Er Alles thun könne, was Er wolle im Himmel und auf Erden.

Lernet auch, daß ihr außer Christo von Gott nichts denket; denn Er allein kennet den Vater, und wem Er's in Seinem Wort offenbaret. Das Wort soll unsere Form, Norm, Compaß und Richtschnur sein, darnach wir von Gottes Willen urtheilen sollen. Und wer etwas von Gott haben und gewarten will, der muß es in Christo bei Ihm suchen.

So ist auch dies eine schöne, herrliche Lehre, daß Christus allein alle Mühseligen und Beladenen erquicke, daß Er uns in unserm Kreuz (welches gewiß nicht außen bleiben wird, wir müssen die Mahlzeichen Christi an unserm Leibe tragen, unser Kreuz auf uns nehmen und Ihm nachfolgen), welches sanft und leicht ist, Ruhe für unsere Seele schaffen wolle, daß wir unsere Seele und Herz zufrieden stellen.

*) Aus M. Christoph Fischers „Kinderpostille", siehe Pilger Nr. 13 dieses Jahrg. S. 99. Anmerkung.

Aber hie müssen wir zu Ihm in die Schule gehen; Er ist unser einiger Rabbi und Lehrer; wir müssen von Ihm Sanftmuth und herzliche Demuth lernen; in unserm Garten wachsen diese edlen Kräuter nicht.

Was soll ich für einen Trost aus diesem Evangelio nehmen?

Daß Christus, der Erzherzog der Seligkeit, gar einen herzlichen Wohlgefallen an unserer Seligkeit trage, und Ihn heftig danach dürste. Er verschmähet die Armen nicht, sondern lässet ihnen das Evangelium predigen, tröstet sie, ist ihr treuer Patron, Vormund und Beistand.

Sehr tröstlich ist auch dies, daß Christus, unser treuer allmächtiger Bruder, Alles in Seinen Händen habe und uns demnach wider alle unsere Feinde kräftiglich schützen kann. Ja weil wir mit Ihm im gemeinsamen Lohn und getheilten Gütern sitzen, Seine Consorten, Miterben, Mitbelehnte sind, so ist's auch Alles unser, es sei Paulus oder Apollo, es sei Kephas oder die Welt, es sei das Leben oder der Tod, es sei das Gegenwärtige oder das Zukünftige. Wir aber sind Christi und Christus ist Gottes.

Aus der Maßen ein herrlicher Trost ist dies, daß Christus unser treuer himmlischer Seelenarzt ist, uns Mühselige und Beladene erquicken will, daß wir in der Hitze der Anfechtung nicht verschmachten. Und da schließt Er Niemand aus, Er fordert Alle zu sich, Er will alle Menschen selig machen und unter Seine gnadenreichen, allmächtigen Flügel und Fittige versammeln. Welches wir wider die feurigen Mordpfeile des Satans merken sollen.

Tröstlich ist's, daß Christus sanftmüthig und demüthig ist und damit für unsere Rachgierigkeit und Hoffart gebüßet und uns den verschlossenen Himmel wieder eröffnet hat.

Nicht weniger ist dies tröstlich, daß Christus das ewige schwere Joch von uns nimmt und legt uns dagegen Sein Joch oder Kreuz auf, welches Sein Joch ist. Er will uns treulich helfen tragen, uns Stärke und Kraft verleihn, daß wir unter dem Kreuz nicht sollen zu Boden gehn. Er will in unserer Schwachheit kräftig sein, und Ruhe für unsere Seele verschaffen.

Fasse mir diese Lehre und Trost in ein kurz Gebet.

Ich danke Dir, mein treuer HErr JEsu Christe, daß Du aus lauter Gnade Dein Geheimniß von Deinem und Deines lieben Vaters Wesen und Willen, welches den Klugen und Weisen dieser Welt verborgen ist, offenbaret hast. Und bitte Dich, dem alle Dinge von Deinem Vater übergeben sind, der Du allein den Vater kennest, Du wollest mir Deinen Vater gnädiglich offenbaren, mich bei solcher gnadenreichen Offenbarung beständiglich erhalten, in Deinen allmächtigen Schutz treulich fassen und mich Mühseligen und Beladenen erquicken, mir Dein sanftes Joch und leichte Last treulich helfen tragen; Geduld und Sanftmuth, auch beständige Ruhe für meine Seele in mein Herz durch Deinen himmlischen Gärtner, den heiligen Geist, pflanzen, mich auch aus der Unruhe endlich zur ewigen himmlischen beständigen Ruhe befördern. Amen.

Nachträge zu Gerber's Leben.

Du siehst, lieber Leser, der Pilgerschreiber will Wort halten. Ich habe euch aus dem Leben des alten gottseligen Christian Gerber allerlei einzelne Züge versprochen, aus denen ihr den Mann noch genauer kennen lernen könnt, oder Erlebnisse, die er in seinen Schriften berichtet hat und die uns in das Leben jener Tage versetzen. Da will ich nun flugs in die bunte Masse hineingreifen und zu erzählen anfangen. Ich denke, es wird euch lieber sein, ich erzähle die Geschichten, wie sie mir eben in den Wurf kommen, bald von dem, bald von jenem, als daß ich sie an ein systematisches Schnürchen reihe. Hier ist zunächst etwas, was bei seinen Lebzeiten geschehen und von ihm in einem seiner Bücher erzählt worden ist.

1. Ein gottseliger Fuhrmann.

Ja, ein gottseliger Fuhrmann! Der ist freilich heutzutage eine Rarität, erstlich weil Fuhrleute überhaupt eine Rarität geworden sind, seitdem die Waaren-Kisten und Ballen ohne arges Schüttern und Rumpeln auf der Eisenbahn befördert werden, und zweitens weil die Gottseligkeit aus der Oeffentlichkeit sich immer mehr in die Kämmerlein hat verkriechen müssen. Denn die armen Fuhrleute kommen selten in die Kammer und müssen sich meist in der Oeffentlichkeit herumtreiben, draußen auf der Landstraße; und kommen sie Abends in die Herberge, so haben sie nicht einmal ein Kämmerlein, sondern strecken sich in den Stall zu ihrem Vieh auf's Stroh. Da schläft wohl Mancher ungebetet ein und tritt ungebetet seine Weiterreise an, ganz so wie's das Vieh im Stalle auch thut. Und Mancher füllt sich wohl auch erst beim Kommen und Gehen und dann wieder unterwegs den Leib mit Branntwein voll, als wenn sich's ohne Branntwein nicht Hist! und Hott! schreien ließe. Ja freilich, beim Hist! und Hott! bleibt's nicht; um wacker fluchen zu können, muß man das Fluchwasser im Leibe haben. Und da wird denn den Berg hinauf geflucht und den Berg hinunter geflucht und wenn der liebe Gott all die Fluchreden bergauf und bergab erfüllen wollte, wäre von den tausendmal verfluchten Pferden, die doch so gut und fromm sind und sich nie besaufen wie ihr Fuhrmann, am Abend kein Haar und kein Hufnagel mehr zu sehen.

So ungefähr dacht' ich, als ich einmal in meinem alten Gesangbuch ein schönes Lied „für Landfuhrleute" zu lesen bekam, das mit den Worten beginnt:

Nun, Gott, ſo will ich fort
In Deinem Namen fahren,
Laß mich zu Weg und Steg
Der Engel Schutz bewahren,
Mein Leib und Seel, mein Gut,
Mein Fuhrwerk, Roß und Mann,
Vor Allem, was mich irrt
Und was mir ſchaden kann.

(Mel.: O Gott, Du frommer Gott ꝛc.)

Und dazu dacht' ich: So wie's das Lied meint, ſingt wohl heutzutage kein Fuhrmann und wer weiß, ob es damals, im Anfang des 18. Jahrhunderts, wirklich ſo gottſelige Fuhrleute gegeben hat, denen man zutrauen könnte, daß ſie das Lied neben ihren Pferden her geſungen hätten. Bei ſolchen Gedanken über das Lied aber bin ich eine gute Weile geblieben und dächte wohl noch heute ſo, wenn mich nicht mein lieber alter Gerber mit einem gottſeligen Fuhrmann bekannt gemacht hätte, den ich mir gar wohl mit ſolchem Geſang auf der Landſtraße denken könnte, nur daß er freilich, nachdem er aus einem bloßen Fuhrmann ein gottſeliger Fuhrmann geworden, nicht lange mehr Fuhrmann geblieben iſt, ſondern die Peitſche an den Nagel gehängt und die Hausvaterruthe in die Hand genommen hat.

Das war der Fuhrmann Johann Buch, der hernach der erſte Waiſenvater im Waiſenhauſe zu Langendorf bei Weißenfels geworden iſt. Mit dem iſt unſer Gerber bekannt geworden und der Mann hat ihm ſelbſt die Hauptſache aus ſeinem Leben erzählt, die gar lieblich zu hören iſt. Ob der wackere Fuhrmann mit dem Vornamen Johann, oder, wie ich's anderswo geleſen habe, Chriſtoph geheißen hat, thut nichts zur Sache. Beide Namen ſind ja gar ſchön. Johann heißt Gotthold, und Chriſtoph heißt ein Chriſtusträger und beides iſt der liebe Buch auch geweſen. Nur fürchte ich, daß ihn die Kameraden weder Johann noch Chriſtoph, ſondern einfach Hans oder Töffel genannt haben werden.

Aber Buch hieß er und ein Fuhrmann iſt er geweſen. Das iſt gewiß. Doch vorerſt noch kein gottſeliger Fuhrmann. Freilich iſt er, wenn er an den Werkeltagen mit Fahren auf der Straße ſeine Nahrung geſucht hatte, am lieben Sonntag ein-, ja auch zweimal in die Kirche gegangen. Wenn er aber das gethan hatte, meinte er mit dem lieben Gotte fertig zu ſein und nun auch dem Gotte dieſer Welt ſeinen Tribut zahlen zu dürfen. Er ging nach der Kirche in die Schänke, da ward mit allerlei luſtigen Kameraden ein Glas nach dem andern getrunken, die Karte durfte nicht fehlen und zum Schluß wurden die Bauermägde umhergeſchwenkt, daß der Staub wirbelte. Und ehe ſich's dann die Burſche verſahen, war's Montag geworden — und auf dem ſchönen Sonntagsſegen lag der Staub des Tanzbodens.

Daß aber unſer Johann oder Chriſtoph bei all' ſeinem wüſten Leben das Kirchengehen nicht verſäumte, war gut, obwohl es traurig genug war, daß er neben Gottes Kirche auch des Teufels Kapelle beſuchte. So hatte doch unſer Herrgott noch ein Endchen, an dem er bei ihm anfaſſen konnte, wie es bei denen nicht möglich iſt, die Gottes Haus nur auswendig kennen. Und Gott hat ihn auch angefaßt. Eines Tages predigte der Paſtor recht nachdrücklich vom — Maulchriſtenthum. Das ſei kein wahres Chriſtenthum, daß man jeden Sonntag den Sonntagsrock einmal oder zweimal in die Kirche trage, daß man zur geſetzten Zeit zur Beichte und Gottes Tiſch gehe. Es müſſe auch Glaube aus der Predigt kommen und der Glaube müſſe ſich erweiſen in Liebe zu Gott und dem Nächſten und in Verleugnung alles ungöttlichen Weſens und der weltlichen Lüſte. Unſer Fuhrmann aber ſaß dabei und meinte, das gelte ihm, und es galt auch ihm, ob's ſchon der Paſtor nicht blos auf ihn gemünzt haben mochte. Und als der nächſte Sonntag kam, da ſaß er nicht blos ſeine zwei Mal in der Kirche, ſondern nach der Kirche — wo ſaß er denn? Wo er nur bleiben mag? frugen die Kameraden im Wirthshauſe, denen der Spielgeſelle fehlte. Und als er gar zu lange ausblieb, machten ſie ſich auf, ihn zu ſuchen und zu holen. Sie traten in ſein ärmliches Stübchen. Nun, wo bleibſt — fängt der Erſte an; aber das Wort bleibt ihm auf der Zunge ſtecken — denn unſer Fuhrmann ſitzt da, mutterſeelenallein — vor ſeiner Bibel. Das hatten die Burſche nicht erwartet. Aber bald kam ihnen der Muth wieder. Tolles Zeug, hieß es, biſt heute fromm genug geweſen. Klapp deine Bibel zu und komm mit. Aber unſer Fuhrmann klappte ſie nicht zu, und als ſie ihm noch weiter zuredeten und keine Ruhe ließen, begann er: Ich will euch was ſagen. Ihr könntet ja eben ſo gut hier bleiben und könntet einmal mit mir in der Bibel leſen, wie ich mit euch Karte geſpielt habe, und da hätten wir am Ende noch etwas für unſere Seele, was wir im Wirthshaus nicht finden könnten. Gelt? ich leſ' euch was vor. Und ſiehe auf ſein freundliches Zureden laſſen ſich's die Burſche gefallen, ſetzen ſich mit hin und hören ihm zu, was er ihnen aus der Bibel vorlieſt. Und als ſie fertig ſind, ſpricht er: Nun könnten wir auch noch mit einander ein chriſtlich Lied ſingen. Sie ſtimmen's an, ſie ſingen ein zweites, und dann noch eins. Zuletzt aber meinen ſie Alle, es ſei doch ſo gar übel nicht und ſei ganz in der Ordnung, den Sonntag mit Bibelleſen und Geſang zuzubringen. Wenn's dem Johann recht wäre, wollten ſie nächſten Sonntag wieder ſo zuſammenkommen und dann alle Sonntage ſo fortfahren und wollten ſich verſprechen die Zuſammenkünfte treulich zu halten. Und ſo kamen ſie denn zuſammen — eine Art kleiner Jünglingsverein, recht eigentlich gegründet durch das Wort jener Predigt. Wie aber unſere Jünglingsvereine heutzutage eine Sam-

melbüchse oder Gotteskasten haben, so wurde von den lieben Leutchen damals bald etwas Aehnliches eingerichtet. Das kam aber also.

Nicht blos Menschen versteh'n's, sondern unser Herrgott versteht's noch viel besser, das Eisen zu schmieden, so lange es warm ist. In der Woche nach jener ersten Zusammenkunft schickt er unserm Fuhrmann Buch zwei arme Waiselein vor die Thüre. Die stehen draußen hungrig und zerlumpt und betteln. Weil ihm aber die Predigt vom Maulchristenthum und vom Erweis des Glaubens durch die Liebe noch im Herzen nachklingt, kann er's nicht über's Herz bringen, die beiden Kinder wieder fortzuschicken. Er nimmt sie herein und behält sie bei sich und denkt: Der sie dir geschickt hat, wird schon sorgen, daß du Speis' und Trank für sie hast. Am nächsten Sonntage kommen die Kameraden versprochenermaßen wieder. Sie lesen mit einander, sie sprechen die Predigt noch einmal durch, die sie gehört hatten, sie singen und beten zum Schluß und weil sie die beiden Waiselein gesehen und Buch ihnen erzählt hatte, wie er zu denen gekommen, werden sie eins, sie wollten, damit der arme Fuhrmann einige Erleichterung habe, bei ihren Zusammenkünften allemal Jeder 6 Pfennige zahlen, wofür die armen Kinder in die Schule geschickt werden könnten. Das war der Gotteskasten.

Als sie's nun eine kleine Weile so getrieben, was geschieht? Wie sie eben wieder einmal ihre Zusammenkunft und „Sonntagsübung" halten, tritt der Herr Pfarrer von Obergreißlau, der die Tochterkirche Langendorf mit zu bedienen hatte, der würdige Mag. Chryselius bei ihnen ein. Sie lassen sich durch die Anwesenheit des geistlichen Herrn, nachdem sie ihn freundlich begrüßt haben, nicht stören, sondern lesen und singen und beten wacker weiter, so daß der liebe Seelsorger seine Herzensfreude daran hatte und auch aus seinem Schatze manch Altes und Neues hervorbrachte. Und als er endlich fortging, vermahnte er nicht blos die jungen Leute, in der begonnenen Uebung beständig fortzufahren, sondern ließ auch noch eine leibliche Gabe für die beiden Waisen zurück.

Beides aber, die geistliche Ermunterung und die größere leibliche Unterstützung, die der Pfarrer gegeben haben mochte, stärkte den Muth des gottseligen Fuhrmanns gar mächtig, also daß er bei nächster Gelegenheit noch etliche arme Bettelkinder in's Haus aufnahm. Ehe er sich's versahe, führte ihm der HErr gute Herzen zu, die zum Unterhalte der Waisen ihre Beiträge gaben und da dauerte es denn nicht lange, so mußte er (im Jahre 1710) die Peitsche an den Nagel hängen und der Fuhrmann ward ein Waisenvater, unter dessen Leitung das heute noch bestehende Waisenhaus zu Langendorf rasch gedieh, eine köstliche Frucht treuer Sonntagsfeier. Leider kann ich euch nichts weiter von dem lieben Waisenvater erzählen; aber ich denke, wenn er auch kein Fuhrmann mehr war, hat es doch an seinem letzten Ende so geklungen, wie es dort am Schlusse meines alten Fuhrmannsliedes heißt:

Ihr heil'gen Engel spannt
Elias Wagen an,
Daß ich aus Noth und Tod
Gen Himmel fahren kann.

Du aber gehe hin und bedenke, welcher Segen auch aus deinen Sonntagsfeiern herauswachsen könnte, wenn sie allzeit die rechten wären. —

Evangelisch-lutherische Mission
unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's.

Mittheilungen von P. **Brunn** in Steeden.

1. Aus der Heimath.

Der HErr hat abermal mein Vertrauen und meine Hoffnung nicht lassen zu Schanden werden. Die l. Leser werden sich aus meinen früheren Mittheilungen noch erinnern, daß am 1. Juli d. J. wieder eine ganze Schaar von Sendlingen nach Amerika abgehen sollte, nicht nur die bisherigen Zöglinge meiner Anstalt, sondern auch noch eine ganze Anzahl solcher, die sich dem Schullehreramt in Amerika widmen wollen. Nun, mit Gottes Hülfe ist's geschehen, seit dem 5. Juli schwimmen unsre Reisenden bereits auf dem großen Weltmeer, und der HErr hat es abermal wieder recht sichtlich bewiesen, daß unsre Missionssache Sein Werk ist, das er mit mächtiger Hand hinaus führt und in dem er nichts zurück läßt, was Er beschlossen und sich einmal vorgenommen. Nicht nur aber die glücklich vollbrachte Aussendung unsrer Reisenden stimmt mich zu herzlicher Freude und Dank gegen den HErrn, sondern auch die dabei gemachten Erfahrungen, die es zeigen, wie sehr unsre Missionsarbeit für Amerika schon allenthalben an Theilnahme, an treuen Freunden und Helfern in ganz Deutschland gewonnen hat. Diesen Eindruck habe ich besonders von meiner Missionsreise mit heimgebracht, die ich nach Pfingsten gemacht. O könnte ich meinen l. Lesern doch nur ein klein wenig die so innige Liebe und Theilnahme schildern, mit der ich auf meiner Reise allenthalben bin aufgenommen worden, und die mir trotz aller körperlichen Anstrengungen doch die ganze 3wöchentliche Reise durch Sachsen, Preußen, Mecklenburg und Hannover zu einem wahren Freudengang gemacht hat. Ich war zuerst auf dem Leipziger Missionsfest, wo ich nun schon seit drei Jahren regelmäßig am Missions-Festabend habe der Festversammlung über unsre Amerikanische Mission Bericht erstatten können. Es wird unsrer Leipziger Heidenmission gewiß ein Segen vom HErrn dafür vergolten werden, daß sie so uneigennützig ihre Feste hergiebt, um auch andern christlichen Liebeswerken zu dienen. Wäre es doch auch ohne Zweifel recht thöricht und menschlich kleingläubig gedacht, wenn wir Sorge hätten, unsre Heidenmission werde um andrer Missionsarbeiten willen, die wir unternehmen, Schaden leiden müssen. Sind die Liebeswerke, die wir treiben, nur wirklich vom HErrn geboten, nicht von menschlicher Werkerei und Vielgeschäftigkeit eingegeben, dann dürfen wir auch nicht zweifeln, daß der HErr reich genug ist über alle, und je mehr wir geben, desto mehr giebt Er uns wieder, ein voll gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maas Seines göttlichen Segens

und so ist nirgends Mangel, wo Er, der HErr regiert, sondern lauter Leben und volles Genügen in allen Stücken, im geistlichen wie im leiblichen.

Von Leipzig reiste ich zunächst in's Muldenthal, wo ich hin und wieder zu Missionsvorträgen eingeladen worden war. Da bin ich denn an vielen Orten gewesen, und habe viele theure alte Freunde wieder aufgesucht, neue hinzugewonnen. In Zwickau, Meerana, Lößnitz, Schwarzenberg, Lichtenstein hielt ich vor zahlreichen Versammlungen Vorträge über die kirchlichen Verhältnisse Amerika's und unsre amerik. Mission. Daß man mit der kirchlichen Noth Amerika's und den gesammten dortigen kirchlichen Verhältnissen im Allgemeinen noch zu wenig bekannt ist; daß man noch immer zu wenig darauf aufmerksam gemacht worden ist; daß aber Amerika mit seinen deutschen Auswanderern ein uns vom HErrn so nahe gerücktes Arbeitsfeld ist, und der HErr uns eine so weite Thür dort geöffnet hat, für Sein Reich etwas Großes auszurichten, daß man eben nur darauf hinzuweisen braucht, — das muß sich von selbst jedem christlichen Herzen aufdrängen, wie ich überall erfahren habe. — Von Sachsen ging ich zunächst nach Berlin, wo es für unsre amerik. Mission mancherlei auszurichten gab. Namentlich lag mir am Herzen, mehrere christliche junge Leute dort näher kennen zu lernen, die sich für den Dienst unsrer Kirche in Amerika bei mir gemeldet. Doch kam ich auch von Berlin nicht weg, ohne Sonntag Nachmittags eine Missionspredigt zu halten. Ebenfalls nur sehr kurz konnte mein Aufenthalt in Mecklenburg sein, da die Zeit drängte und der dortige Gotteskasten bis hierhin thätig unsre amerik. Mission vertritt. Ich eilte nach Hannover, wo ich zu mehreren Missionsfesten erwartet wurde, an denen ich für Amerika reden sollte. Noch lange unvergeßlich werden mir diese Fest- und Freudentage in Hannover sein. Nachdem ich einen Abend in trautem Kreise bei unsern lieben nah verbundenen Freunden und Brüdern in Stade zugebracht, war ich am 12. Juni zuerst auf dem Missionsfest in Willstett, welches ausschließlich im Interesse unsrer amerik. Mission veranstaltet worden war. Mit inniger Lust und Freude habe ich dort in der ganz überfüllten Kirche gepredigt und hätte so gern mich noch länger an der Liebe und Freundlichkeit erquickt, womit ich im Kreise lieber, mir bis dahin noch äußerlich fremd gewesener Amtsbrüder mich aufgenommen sah. Aber am andern Tag schon hatte ich weit entfernt in Bremerhaven einen Besuch versprochen bei meinem theuern Bruder Pastor Ruperti, wo zugleich mehrere junge Schullehrer hinbestellt waren, die nach Amerika wollen, und mit denen ich dort Gelegenheit hatte, ausführlich zu reden. Am 14. Juni war ich zum Missionsfest nach Lesum eingeladen, am 15. Juni in Scheffel. Aber wie könnte ich den l. Lesern diese schönen gesegneten Feste alle ausführlich beschreiben, ich kann nur sagen, daß ich vor inniger Freude an diesen herrlichen Festen, an den schönen Gottesdiensten, denen ich beigewohnt, an den zahlreichen Kreisen theurer Amtsbrüder, unter denen ich bald gar manchen Herzensfreund gefunden, ganz und gar alle Anstrengung vergaß, die mir sonst wohl bei dem täglichen Reden und Predigen vor so vielen Hunderten und Tausenden von Zuhörern hätte spürbar werden müssen, und daß ich überhaupt das nur konnte, ohne viel Ermüdung zu merken, davon ist nächst Gottes Hülfe gewiß nur diese innere Herzenslust und Freude, die mir in so überfließendem Maaße zu Theil wurde, Ursache gewesen. Nachdem ich nun noch am Tag nach dem Scheffeler Missionsfest in Bremen Alles für die Seereise unserer Sendlinge geordnet und die nöthigen Plätze für sie bestellt, dann auf der Rückreise noch einmal bei lieben Freunden in Verden und in der Umgegend eingesprochen, war ich am 17. Juni in Hannover, wo noch eben so viel Zeit übrig war, um in einer Abendstunde für unsre amerik. Mission noch einmal das Wort zu nehmen. Tags darauf gings dann eilig über Cassel wieder der Heimath zu. Gott aber sei Dank, der meine Kräfte bis zuletzt frisch und stark erhalten, um Alles ausrichten und vollbringen zu können. Wenn ich aber früher wohl oft bei mir dachte, die persönliche Freude und Erquickung, die brüderliche Liebe und Gemeinschaft, die uns gerade bei der Missionssache zu Theil werde, sei doch in Wahrheit schon ein reicher Lohn für alle dabei vorkommende Mühe und Arbeit, ja, so muß ich es zum Preis des HErrn nun bekennen, daß ich dies reichlich erfahren habe, so reichlich erfahren, daß ich schon ein übergroßes Theil habe, wenn ich nur die Liebe für mich behalte, die mir allenthalben bewiesen worden ist, alle Ehre und Auszeichnung aber, an der es auch nicht gefehlt hat, willig dem HErrn Jesu zu Füßen lege, dem sie allein gebührt und dessen heiliger Sache sie auch allein gegolten hat.

Gott hat nun auch äußerlich meine Reise so reich gesegnet, daß nicht nur die Aussendungskosten unsrer Leute nach Amerika hat ohne Mühe bestritten werden können, sondern ich habe meine Zöglinge auch ein wenig besser, als früher, namentlich mit Büchern ausrüsten können. Zu Anfang Juli sind im Ganzen sechszehn nach Amerika abgegangen, nämlich

1. ins Predigerseminar nach St. Louis sind die Zöglinge meiner Anstalt abgereist: 1. H. Fischer aus Königsberg in Preußen, 2. G. Lehnigk aus Schlesien, 3. R. Köhler aus Treuenbritzen in Preußen, 4. W. Sandvos von Erfurt in Preußen, 5. Joh. Feiertag von Berlin, 6. C. F. Liebe aus Lößnitz in Sachsen, 7. Gust. Hieronymus und 8. Heinr. Hieronymus, beide aus Glauchau in Sachsen, 9. E. Struve aus Hannover.

2. ins Schullehrerseminar nach Fort-Wayne und zum Schulamt überhaupt sind abgesendet worden: 1. Th. Dießner aus Lesum in Hannover, 2. D. Fechtmann gleichfalls aus Lesum, 3. Könnemann aus Bremerhaven, 4. R. Müller aus Angermünde in Preußen, 5. R. Vogel aus Berlin, 6. K. Köbel aus Anhalt, 7. Lehrer Lins aus Waffensen bei Verden in Hannover. Zu diesen kommen aber noch die beiden im Monat April schon Abgereisten, nämlich 8. Lehrer Hesse aus Daverden in Hannover, 9. Nic. Müller aus Hessen, und endlich drei Lehrer, die sich bereit erklärt haben, noch in diesem Herbst nach Amerika abzureisen, sobald sie ihre Angelegenheiten geordnet haben, 10. Lehrer Wahlers und 11. Lehrer Meibohm beide aus Hannover, 12. Lehrer zur Nedden aus Hamburg.

Von diesen Sendlingen haben etliche ihre Reisekosten und Ausrüstung aus eignem Vermögen bestritten. Was aber die Kosten in diesem Jahr bedeutend vermehrte, das waren die um ein Drittel erhöhten Schiffspreise. Für die sämmtlichen Reisenden habe ich für Reisekosten bis New-York sammt Ausrüstung in runder Summe bis heute 1300 Thaler aus meiner Missionskasse bezahlt. Gott sei Dank, daß ich's konnte.

So weit hat der HErr geholfen; Er hat nicht nur die Mittel, sondern vor Allem auch die Leute selbst ge-

geben, daß wir nun in drei Jahren schon über 40 Arbeiter für Kirchen und Schulen haben nach Amerika schicken können. Freilich ich sollte es kaum sagen und fast fällt mir über dem Schreiben die Feder aus der Hand, denn ich fürchte mit Zittern und Beben, es möchte jemand denken, ich wolle in der Arbeit für das Reich Gottes nach Zahlen rechnen oder gar der großen Zahlen mich rühmen; allein ich kann's doch nicht lassen, ich muß die Zahlen anführen als das kündlich große und herrliche Zeugniß des Segens Gottes, der bis hierhin mit unserer Missionsarbeit für Amerika gewesen ist.

In meine Anstalt habe ich wieder 12 neue Zöglinge aufgenommen, etliche mehr als früher; aber wenn der HErr die Mittel giebt und taugliche junge Leute sich melden, ja, recht eigentlich sich herzudrängen, wer kann widerstehen? Ich habe doch bei weitem noch nicht alle aufgenommen, die sich gemeldet. Um so eher konnte ich diejenigen auswählen, auf die ich glaubte ein gegründetes Vertrauen setzen zu dürfen. Ich habe aber auch etliche jüngere von 14 und 16 Jahren aufgenommen; denn wenn mit der Ausbildung der älteren so geeilt wird, daß man ihnen kaum 2—3 Jahre Zeit dazu läßt, um der großen Noth der Kirche in Amerika willen, so wird es um so dringender nöthig auch jüngere heranzuziehen, die die Zeit zu einem längeren und gründlicheren Studium vor sich haben. Das wird mir denn nun allerdings für nächstes Jahr zwei verschiedene Classen von Schülern geben, und für den Unterricht mehrerer Classen reicht Ein Lehrer, der zugleich noch Pastor ist, nicht hin. Doch der HErr wird schon weiter helfen.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Sachsen. Der Brüderverein für innere Mission, der sich wesentlich mit Tractatverbreitung beschäftigt, arbeitet, wie man aus seinem vierten Jahresbericht ersieht, wacker weiter. Er hat seit seinem Bestehen für 273 Thlr., im letzten Jahre für 53 Thlr. Schriften verbreitet. Jetzt ist er soweit gekommen, einen Colporteur aussenden zu können. (Siehe Anzeig. zu Nr. 32 des Pilgers.) Sehr praktisch ist's, daß er seinem Jahresberichte ein Verzeichniß guter Tractate beigegeben hat, wie solche von einer eigens dazu zusammengetretenen Prüfungscommission empfohlen werden. Auch zu Begründung von Volksbibliotheken und Lesezirkeln will er die Hand reichen.*) —

In Dresden besteht jetzt eine recht wohl zusammengestellte christliche Privatbibliothek zur unentgeltlichen Benutzung, die vielleicht noch nicht genug bekannt ist. Sie zählt über 230 Nummern und wohl gegen 500 Bände (Erbauungsschriften, Geschichtliches, Biographisches, unterhaltende Schriften und Jugendschriften). Herr Oberleutnant May (kl. Plauensche Gasse 24, I.) hat sich der Mühe unterzogen, die Bücher außer Dienstags und Sonntags täglich Vorm. von 8 bis 10 Uhr und Nachm. von 2—4 Uhr auszugeben. —

Die Pastoren Florey, Mehr und Stichart geben seit dem ersten Juli dieses Jahres ein wöchentlich erscheinendes Erbauungsblatt unter dem Titel „Sonntagsbote" heraus. Das Blatt (wöchentlich ein Viertelbogen für den Jahrespreis von 16 Ngr.) will vornehmlich dem Theile des Volkes christliche Nahrung bieten, der keine Zeit hat, viel zu lesen. Der Reinertrag ist für Unterstützung verwaister sächsischer Predigertöchter bestimmt. — Daß somit neben dem Pilger nunmehr in Sachsen ein zweites christliches Volksblatt seine Wege geht und mit ihm geistlicherweise concurrirt d. h. wörtlich: zusammenläuft, kann dem ersteren nur erfreulich sein, da er nie der Meinung gewesen ist, er habe allein das Recht und die Pflicht, sein Volk mit geistlicher Gabe zu versorgen. Gott segne fernerhin beide Blätter auf ihrem Wege zum gemeinsamen Ziele. Er gebe dem Sonntagsboten neuen, dem Pilger aber den bisherigen Segen! —

In der zweiten Hälfte des vergangenen Winters hat Herr Prof. Dr. Luthardt in Leipzig, wie es früher anderswo, z. B. in Basel von mehreren Theologen, geschehen ist, eine Reihe von zehn apologetischen Vorträgen zur Vertheidigung der Grundwahrheiten des Christenthums gehalten, die eine immer wachsende Theilnahme fanden. Von ihrem Inhalte reden wir, da sie gedruckt worden sind, im Bücherbericht. Der Geldertrag (360 Thlr.) ist zwei hilfsbedürftigen Wittwen (40 Thlr.),

*) Da fällt mir bei der Bücherverbreitung etwas ein, was ich neulich im „Hessischen Kirchenblatt" gelesen habe.

Pastor J. Ph. Fresenius erzählt von einem Freunde, der allen möglichen Fleiß anwandte, um seiner in Verfall gerathenen Gemeinde zu besserer Erkenntniß der göttlichen Wahrheit zu verhelfen, und darauf bedacht war, seinen Zuhörern gute Bücher in die Häuser zu liefern. Mit der Bibel machte er den Anfang, und ruhete nicht eher, bis alle damit versehen waren. Hierauf sagte er einmal auf der Kanzel:

Manche seiner Zuhörer haben, namentlich im Winter, manche ganze oder halbe Tage, namentlich Abendstunden, wo sie vor langer Weile nicht wissen, was sie machen sollen. Ob es nicht rathsam wäre, daß sie sich mit guten Büchern bekannt machten, und hierdurch in der Erkenntniß Gottes zu wachsen suchten. Er wolle ihnen dießmal „Arndt's wahres Christenthum" anempfehlen. Er gab ihnen sodann eine kurze Uebersicht des Inhalts, und sagte, wie viel das Buch koste. Wer es zu haben wünsche, möchte ihm innerhalb acht Tagen das Geld bringen, dann wolle er das Buch kommen lassen, verspreche aber zugleich, daß er von jedem es wieder zurücknehmen wolle, dem es nicht gefallen würde.

Diese Billigkeit gefiel den Bauern; ein jeder dachte, er könne doch allenfalls das Buch umsonst lesen, und darnach sein Geld wieder haben. Daher kamen viele und brachten das Geld. Sie bekamen das Buch, lasen darin und es gefiel ihnen so wohl, daß keiner das Geld zurückbegehrte. Auf ähnliche Weise brachte er viele andere gute Bücher in seine Gemeinde, und die Folge war, daß seine Zuhörer nicht nur ihre müßigen Stunden nützlich anwenden lernten, sondern auch im wahren, lebendigen Christenthume gefördert wurden.

der Leipziger Armenanstalt (160 Thlr.) und der Gesellschaft der Armenfreunde (160 Thlr.) übergeben worden. —

Ueber die Ausstellung von kirchlichen Kunst- und Gewerbserzeugnissen, die voriges Jahr in Hohenstein veranstaltet worden ist, liegt jetzt ein ausführlicher gedruckter Bericht von P. Meurer vor. Die Unternehmer sprechen darin ihre Freude über die überraschende Theilnahme aus, welche die Ausstellung gefunden. Wohl mehr als 7000 Personen mögen in jenen Tagen das Ausstellungslocal besucht haben, und zwar Leute aus allen Ständen, selbst aus den umliegenden Landgemeinden, von der Geistlichkeit des Landes wohl der dritte Theil. Möchte die Ausstellung recht reichlich dazu gedient haben, das Wohlgefallen an unschönem und unsolidem Kirchenschmuck immer mehr zu verbannen und denen, die für Ausstattung von Kirchen zu sorgen haben, den Sinn für das Würdige und Solide zu schärfen; denn es wäre ja in der That etwas sehr Betrübendes, wenn man fortfahren wollte, in den Kirchen, wie der Bericht sagt, Stoffe und Geräthe zu verwenden, die in keiner anständigen Haushaltung verwendet werden würden.

Das Comité für Unterstützung armer Seminaristen, für das der Pilger und die Verwaltung des Gotteskastens in Leipzig sammelt, hat bisher nur eine sehr kleine Thätigkeit entfalten können. Es hat 45 Thlr. eingenommen und 47 Thlr. ausgegeben. Dafür sind 2 Seminaristen mit 25 und 22 Thlr. unterstützt worden. Das ist nicht viel, aber doch ein Anfang, will's Gott, ein Samenkorn. An Anmeldungen Bedürftiger fehlt's nicht. Ich möchte daher auch dieses Liebeswerk den Lesern zur Beachtung empfehlen. Vergeblich ist die Förderung dieses Werkes nicht; denn erstlich wird mit der Auswahl der zu Unterstützenden sehr sorgfältig verfahren, je geringer die Geldhilfe ist, die ihnen geboten werden kann, und zum andern sind die Nachrichten über die bisher Unterstützten nur erfreulicher Art gewesen. —

Weiter lassen wir einige Mittheilungen zur Glaubens-, Sitten- und Culturgeschichte unserer Tage folgen. In der Lausitz, so erzählte das sächs. Kirchen- und Schulbl., hat diesen Sommer der aus den vierziger Jahren bekannte deutschkatholische Prediger Czerski aus Schneidemühl sein Wesen gehabt. Er hat auf Tanzböden seine Lebensgeschichte erzählt und dabei seine freireligiösen Ansichten einfließen lassen. So hat er in Oppach auf einer an der Chaussee liegenden Schankwirthschaft eines katholischen Wirthes bei nächtlicher Weile eine Versammlung von etwa 50 Menschen zusammengebracht. Nach den Vorträgen ist für den armen Mann, oder vielmehr für die noch ärmeren zehn Kinder des armen Mannes eine Collecte gesammelt worden. —

In Pirna hat der pädagogische Verein bei der Schulinspection den sehr erfreulichen Antrag gestellt, daß dem dort üblichen Theaterbesuch der Schulkinder auf geeignetem Wege abgeholfen werde, weil dadurch in den Kindern der Sinn für ernste Arbeit beeinträchtigt und Gefühle und Begierden erregt würden, die besser unentwickelt blieben. Da hat nun die Schulinspection — ebenso erfreulich — im Amtsblatte eine Verwarnung und Ermahnung an die Eltern erlassen und namentlich auch das Herumtreiben der Kinder am Locale des Theaters, um von Erwachsenen die Mitnahme zu erbetteln (wahrlich ein eigenthümlicher Zweig der Bettelei!), verboten. Man braucht es nicht erst erfahren zu haben, wie sehr das Kindesherz auf Wochen von dem eingenommen wird, was es im Theater gesehen und gehört hat, um dieser Vermahnung vollen Beifall zu geben.

Weniger gefallen mir zwei andre Bestimmungen aus derselben Gegend, die der Bequemlichkeit des Fleisches und der kirchlichen Unsitte gar zu viel nachzugeben scheinen. Im letzten Januar haben die Kircheninspection und der Stadtrath zu Pirna bekannt gemacht, daß wegen der eingetretenen strengen Winterkälte der Vormittagsgottesdienst thunlichst abgekürzt werde und auch später beginnen solle. Wenn das bei den Eskimo's geschieht, lasse ich mir's allenfalls gefallen; aber bei uns ist's doch noch nicht so gefährlich. Oder sind die Leute dort etwa frostiger als wir Voigtländer oder als die Erzgebirger? Ferner beobachtete man dort, wie wohl noch an vielen Orten, den Uebelstand, daß die Mehrzahl der Kirchgänger, wenn Abendmahl gehalten ward, vor dem Abendmahl, also ohne den Segen aus der Kirche lief. Da hat man jetzt die Einrichtung getroffen, daß an jedem Sonn- und Festtage nach der Predigt der Segen vom Altare aus ertheilt wird. Die Nicht-Communicanten verlassen dann die Kirche, und die Abendmahlsgäste versammeln sich am Altar. So wird's nun erst recht nicht möglich sein, die Leute daran zu gewöhnen, daß sie eigentlich beim Abendmahl in der Kirche zu bleiben haben. Der Segen wird ihnen dann zu einer Aufforderung zum Gehen und das liebe Sacrament, das die Krone des ganzen Gottesdienstes sein sollte, wird ein aparter Gottesdienst. —

Im sächs. K. u. Schulbl. stand neulich ein Aufsatz, darin etwas sehr Zweckmäßiges vorgeschlagen war. Da meinte Einer, es wäre recht gut, wenn auch in Betreff der Taufen, sofern sie keine Nothtaufen sind, eine sogenannte geschlossene Zeit eingeführt würde. Und das meint der Pilger auch. Denn es ist schwerlich richtig, wenn man an Sonnabenden oder an Vorabenden von Festen, die zur Vorbereitung auf den Tag des HErrn verwendet werden sollen, oder am Gründonnerstag, Charfreitag, Bußtag und Todtenfesten, an denen auch das Haus ein ernstes Gepräge tragen muß, Tauffeierlichkeiten anstellt, oder wenn man an den Sonnabenden, an den Tagen vor den Festen und an den ersten Feiertagen um des einen zu taufenden Kindleins willen den Geistlichen mitten aus seiner Predigtarbeit herausruft. — Nun ist wohl nicht zu erwarten, daß diese geschlossene Zeit alsbald eingeführt wird; aber in guten Gemeinden und bei verständigen Christen besteht sie bereits ohne Anordnung, und darum hört doch vielleicht mancher Pilgerleser, der den Ernst der obengenannten Tage und den Ernst der Predigtarbeit seines Geistlichen zu würdigen weiß, auf ein freundlich Wort des Pilgers und sucht an seinem Theile dazu bei-

zutragen, daß die Sonnabendstaufen u. s. w. immermehr in Abnahme kommen. —

Eine andere Unsitte sind die sogenannten Leichenessen. Um ihr entgegenzuwirken, hat der Stadtrath zu Waldenburg im Mai d. J. den Bewohnern der Stadt die Bitte an das Herz gelegt, bei Begräbnissen die Verabreichung von Speisen und Getränken zu unterlassen. Ebenso dankenswerth ist ein Verbot des Leipziger Stadtraths, der das Feilbieten von Gegenständen aller Art durch Schulkinder in öffentlichen Wirthschaften bei Strafe verboten hat. Es ist doch etwas gar Schönes, wenn die Väter der Stadt für solche sittliche Uebelstände offene Augen haben.

Möchte es auch gelingen, einem der neuesten Institute des neunzehnten Jahrhunderts, das an einem großen Gebrechen leidet, in passender Weise aufzuhelfen. Ich meine das Institut der Packträger oder Dienstmänner. Nicht genug, daß mit deren Einführung die Zahl der armen Menschen, die keinen oder doch nur selten einen ordentlichen Sonntag haben, um eine neue Classe vermehrt worden ist; es ist auch ein wahrer Jammer, wahrzunehmen, daß dieses Institut besonders in den größeren Städten so viele junge, kräftige Männer verschlingt, ohne ihnen eine regelmäßige, ausreichende und ihren Kräften entsprechende Beschäftigung anzuweisen. Was ist's doch für Schande, wenn junge, riesenmäßige Leute so manche Stunde ihres Tages mit weiter nichts zubringen, als mit Regenschirmtragen, Fremdenführen oder Bestellung von Liebesbriefen und Blumenbouquets. Man muß das Volk sehen, wie es an den Straßenecken lagert, eine Cigarre nach der andern verpufft und jede schwere Arbeit möglichst abzulehnen sucht, um zu begreifen, wie entsittlichend dieser uniformirte Müssigang wirken wird, wenn man ihm nicht bei Zeiten Einhalt thut. Warum läßt man die Leute überhaupt auf den Straßen lagern zum Aergerniß der vielen Tausende, die vielleicht mit schwächerem Leibe sich mühsam abarbeiten müssen? Warum kann man sie nicht, wenn man sie braucht, aus geeigneten Locale abrufen, in denen sie, so lange sie gerade nichts zu thun haben, unter Aufsicht zur Arbeit angehalten würden? Arbeiten ist wahrlich keine Schande. Aber Nicht-Arbeiten ist der geradeste Weg zum sittlichen Ruin. Ich denke noch mit Freuden an die Strümpfe strickenden Fuhrleute und Chaisenträger, die ich als Kind gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aeußere Ansicht der Kirche zu Wantewitz (Ephorie Großenhain). Siehe die vorige Nr. S. 278.

Redacteur: Tiaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden. — Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 37. Dresden, den 10. September 1864.

Am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Joh. 9, 1—5.

Der HErr JEsus hatte eben ein langes Gespräch gehabt mit den Juden, d. h. mit ihren Schriftgelehrten und Pharisäern. Aber „mit sehenden Augen sahen sie nicht", das hatte Er erfahren müssen. Am Schlusse hatten die steinigungslustigen Leute, die kurz vorher auch die Ehebrecherin am liebsten gesteinigt hätten, gegen Ihn Steine aufgehoben. Er war aber zum Tempel hinausgegangen, mitten durch sie hinstreichend.

Und ruhig geht Er weiter, unbekümmert darum, ob Ihm etwa die Rotte mit ihren Steinen nachgelaufen kommt. Die geistlich Blinden hat Er nicht heilen können. Da sitzt ein leiblich Blinder am Wege. „Die Blinden sehen", das ist ja verheißen. Das muß doch wahr werden. Der HErr bleibt stehen und sieht den Blinden an. Es war ein Blindgeborener, den entweder die Jünger kennen mochten, oder der es selbst erzählte, daß er blindgeboren sei.

Wie mag der HErr den armen Menschen angesehen haben? Wir wollen darauf jetzt noch keine Antwort geben als die eine: ganz anders als die Jünger. Und wie die ihn angesehen haben, das merken wir alsbald aus ihrer Rede. Sie sind mit stehen geblieben, sie haben ihn mit angesehen, sie haben auch über ihn ihre Gedanken und Fragen gehabt. Aber während man sonst bei solch elendem Menschen gar manche Antwort bekommen kann, wenn man ihm nur mitleidig fragend in die Augen sieht: hier erfahren sie nichts auf ihre Fragen. Seine Augen sind geschlossen. Sie müssen sich an den Meister selber wenden, den sie ja bereits genugsam als einen Herzenskündiger kennen gelernt hatten. Darum fragen sie: Meister, wer hat gesündiget, dieser oder seine Eltern, daß er ist blind geboren?

An ihrer Frage ist aber dreierlei ganz Richtiges. Erstlich daß sie fragen, wer gesündiget habe, dieser oder die Eltern; daß sie nicht das Eine oder das Andere für ausgemacht ansehen; daß sie nicht ohne Weiteres mit richtenden Worten gegen ihn oder die Eltern herausfahren. Wir haben uns die Jünger hier wahrlich nicht als lieblos Richtende zu denken, denn solchen würde der HErr mit strafenden, nicht mit blos lehrenden Worten begegnet sein. Sie thun zum andern ganz recht daran, daß sie den HErrn deshalb fragen, und das, was ihnen noch nicht ausgemacht ist, nicht unter sich ausmachen. Sie fühlten's gar wohl, daß über das, was vor der Geburt eines Menschen vorgegangen, nur Der ein rechtes Urtheil haben könne, der soeben (8, 58) gesagt hatte: Ehe denn Abraham ward, bin ich. Und zum dritten ist das an ihrer Rede ganz recht, daß sie sich ein Elend

Digitized by Google

nicht denken können, ohne vorausgegangene Sünde. Gäb's keine Sünde, so urtheilen sie mit Recht, so gäb's kein Elend, auch das Elend nicht, daß jetzt der Blindgeborene hier vor uns sitzt.

Aber in einem Stücke — und das war freilich kein geringes — gehen sie irre bei ihrem Fragen. Wenn sie in ihren Gedanken die Blindheit des Blindgeborenen mit der Sünde in Zusammenhang bringen, so verstehen sie unter Sünde nicht die von Adam her bis in die Eltern dieses Menschen, ja bis in diesen Menschen selbst hineingeerbte Erbsünde, sondern eine bestimmte sündige That, oder eine ganze Reihe von sündigen Thaten, welche die Eltern oder der Blindgeborene selber begangen haben konnten. Und das macht ihnen eben allerlei Bedenken, daß der Blindgeborene für seine Sünden bestraft worden sein könnte, ehe er noch recht eigentlich ein besonderes Sündenleben geführt hatte. Das, meinen sie — und gewiß nicht mit Unrecht — sei doch wahrlich ein wunderlich Stück göttlicher Gerechtigkeit. Und haben die Eltern gesündigt, ei, so möchte man wieder an Gottes Gerechtigkeit irre werden, wenn man den Sohn im Finstern umhertappen sieht, während die Eltern ihre zwei gesunden Augen behalten haben.

Dem begegnet nun der Meister mit Seiner Antwort: Es hat weder dieser gesündigt, noch seine Eltern. D. h. ihr habt nicht zu meinen, als wenn der Anlaß zu dem Elend des Blindgeborenen eine besondere Sünde oder ein besonderes Laster der Eltern oder des Menschen selbst gewesen sein müßte. Wie müßte man doch auch, wenn sich's also hielte, irre werden an aller Gerechtigkeit Gottes. Denn es ist ja vor den Menschen, auch ohne daß sie Herzenskündiger sind, ganz offenbar, daß Einer oft in großen Sünden und Lastern dahingeht, ohne ein sonderliches irdisches Strafleiden erfahren zu müssen, und wiederum trägt Mancher thatsächlich ganz besonders schwere Leiden, ohne durch die und jene besondere Sünde dazu Anlaß gegeben zu haben. Wir würden, wenn Gott der HErr so verführe, uns beständig verwundern und denken müssen: HErr, warum aber der? und nicht auch der? und der noch viel mehr? Es würde dabei auch unter den Menschen zu einem ganz entsetzlichen Taxiren der Sünde kommen je nach dem Leiden, das Einem gerade aufgelegt wird. Weil wir aber immer in Gefahr stehen, in dieses Taxiren hineinzugerathen, und vielleicht auch schon manchmal hineingerathen sind, wird uns eben in unserem Text gesagt, wie wir das Elend, das uns begegnet, nicht anzusehen haben. Wir dürfen freilich die Augen nicht verschließen gegen augenfällige Strafgerichte Gottes an ganzen Massen wie an Einzelnen, da z. B. Einer an dem Gliede gestraft wird, damit er gesündigt hat, oder da einer ganzen Gemeinde das zum Unheil ausschlägt, womit sie Gottes Gebot beharrlich übertreten hat; aber das Urtheil darüber haben wir viel mehr uns selber zur Schärfung unseres eignen Gewissens, als Anderen zu predigen, und wehe! wenn es ein vorschnelles, nur auf allerlei Muthmaßungen, nicht auf klare unumstößliche Thatsachen begründetes wäre. Wenn ein Elymas plötzlich vor unsern Augen erblindet, nachdem sein Elymastreiben vor Aller Ohren kund worden ist, da mag man wohl von einer Strafe Gottes für die sonderliche Sünde reden. Da aber sei Gott vor, daß wir Jeden, auf dessen Augen plötzliche Dunkelheit und Finsterniß fällt, für einen Elymas halten, über den die Elymasstrafe verhängt werde. (Apostg. 13.)

An diese Zurechtweisung der Jünger knüpft aber der HErr, ehe Er den Blindgeborenen heilt, noch etliche andere Worte, daraus wir erkennen, wie Er selber den armen, elenden Menschen angesehen hat. „Sondern, daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm"; dazu ist er blind geboren. Da er blind geboren ward, ja vorher schon, sahe ihn Gottes Auge bereits als Einen, an dem die Arbeit Seines erbarmenden Heilens offenbar werden sollte vor aller Welt, auf daß fortan Alles, was blind ist an Leib und Seele, seine Zuflucht zu Ihm nähme und zu keinem Andern. Der aber, der Gottes Werke auszuführen hat, — auch das glaubenweckende Heilungswerk an diesem Menschen — das ist JEsus. „Ich muß wirken die Werke Deß, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann". Damit will Er sagen: Noch währet der Arbeitstag, den ich hienieden auf Erden mit eitel Heilsarbeit zuzubringen habe. Es wird auch für mich auf diesen Arbeitstag eine Nacht, meine Todesnacht folgen, mit der die bisherige Art meines Wirkens auf Erden ein Ende finden muß. Dieweil ich bin in der Welt, in dieser meiner Gestalt eures sündlichen Fleisches, bin ich, d. h. nicht blos: muß ich sein, sondern will ich auch gerne sein das Licht dieser Welt. Und darum habe ich nicht allein den geistlich Blinden die rechte Augensalbe des Worts zu bieten, wie ich vorhin gethan habe, sondern auch den leiblich Blinden anzusehen als einen Gegenstand meiner erleuchtenden Heilandsarbeit.

So, meine Lieben, so sieht Er mit Seinen Heilandsaugen die armen, mit sonderlichem Elend geschlagenen Menschenkinder an. O welch köstlicher Trost für jedes Menschenkind, das also geschlagen ist! Wärst Du selbst eins, so sage dir dies in dein Herz hinein, damit du nimmer verzagst in deinem Elend. Und wärst Du keins, wüßtest aber eins, so gehe hin und sage es ihm zum Trost seiner Seelen. Lerne aber von deinem Heilande auch selber solch arme Elende recht anzusehen. Siehe sie an als ein Stück Seiner Arbeit, und ob sie im tiefsten Schmutze und im stinkendsten Aussatze vor dir dalägen. Und weist dich der HErr an — Er hat dich ja aber angewiesen — an solch Elendem Sein Werkzeug zu sein,

Zufluß an neuen Zöglingen für das praktische Seminar fast gänzlich aufgehört hat, da junge Leute in allen Haushaltungen immer unentbehrlicher werden. An Geld fehlt es uns nicht, da jetzt das ganze Land von einem so riesenhaften Borg lebt, wie vielleicht noch kein Land der Erde. Auch hier heißt es bei uns jetzt: wie gewonnen, so zerronnen. Aber wie wird es werden, wenn einmal die ganze auf Sand gebaute Herrlichkeit zusammenbricht! Dann wird auf die Scheinherrlichkeit gewiß eine so fürchterlich wirkliche Noth folgen, wie wohl Amerika noch nicht erlebt hat. Und ach! es steht hier so, daß man der Noth wie entgegenharrt; denn nicht nur ist von Buße hier keine Spur im Volk, sondern es zeigt sich auch ein Steigen der Gottlosigkeit und eines Lebens, als ob es keinen Gott im Himmel gebe und keine Rechenschaft in einer andern Welt, daß einem die Haut schauert. Dazu gehen selbst die bessern Bestandtheile der Secten sichtlich immer mehr in Fäulniß über, daß das Land davon stinkt. Ach möchte nur in unsern Gemeinden sammt deren Pastoren nicht auch vielfach der Krieg mit seinen verderblichen Einflüssen sich geltend machen und selbst in unsre Anstalten sich einschleichen. Aber Gott sei es geklagt, der hereinbrechende Strom des Verderbens spottet vielfach alles Ankämpfens dagegen. Doch sei es zu Gottes Ruhm auch nicht verschwiegen, daß Er, der treue Gott, noch immer große Wunder der Gnade und Einigung im Geist wider den Geist der Zeit in unseren Gemeinden und Anstalten thut."

Das ist ein inhaltschweres Urtheil über Amerika und seine jetzigen Zustände aus dem Munde eines Mannes, wie Prof. Walther! Was kann's uns wundern, daß der erschreckliche Krieg in Amerika nimmer will ein Ende finden, sondern fort und fort das Blut in Strömen fließt, wenn man solche erschütternde Zeugnisse von der Unbußfertigkeit des Volks in Amerika und der steigenden Gottlosigkeit hört. Da muß freilich das Wort des HErrn immer mehr zur Wahrheit werden: „wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler." — So war es auch einst mit dem alten römischen Reich nach der Zeit Christi und der Apostel; aber Eins ging doch in dem alten Römerreich und mit ihm nicht unter: das war Christi Kirche. Sie hatte ihre glänzendsten Zeiten in jenen Jahrhunderten und wie einen Brand aus dem Feuer, so errettete und sammelte sich der HErr Seine Auserwählten aus dem hinsterbenden und untergehenden römischen Volke. So wird es auch in Amerika gehen und je mehr Gottes Gerichte dort wüthen, desto eifriger müssen wir auf sein, dem HErrn Christo Seine Auserwählten in Amerika unter die schirmenden und errettenden Flügel Seiner Gnade sammeln zu helfen.

Von besonderer Bedeutung ist mir, was Prof. Walther von den amerikanischen Secten schreibt. Es ist dieses freilich gar nicht anders zu erwarten; alles Sectenwesen, weil es eben nicht auf dem ganz reinen lautern Grund des göttl. Worts steht, sondern mehr oder weniger Menschliches an sich trägt und in Menschliches sich mischt und flicht, wird mit diesem auch hineingezogen in den Strudel des Verderbens und kann daher solchen Zeiten der Versuchung, wie sie jetzt über die Christen Amerika's ergehen, nicht widerstehen. Aber unsere luth. Kirche mit ihrem Panier des reinen göttl. Worts wird die Probe aushalten und im Kampf nicht zu Schanden werden, sondern nur gereinigt und geläutert daraus hervorgehen. So könnten auch wohl die jetzigen so schweren Kriegszeiten in Amerika für unsre luth. Kirche dort gerade recht bedeutungsvolle Zeiten werden. Darum wollen wir in denselben ihr desto treuer und eifriger zur Seite stehen. Wie so wichtig und unumgänglich nöthig gerade jetzt unsre Missionsarbeit für Amerika wird, geht aus der Bemerkung Walthers hervor, daß der Zufluß an Schülern für ihre Seminare aus Amerika selbst beinahe gänzlich immer mehr aufhöre. So wird es also recht zu einer Lebensbedingung für unsre Kirche in Amerika, daß wir junge Leute hier in Deutschland sammeln und für die Prediger- und Schullehrerseminare in Amerika zurüsten und hinüberschicken.

3. Neueste Nachricht aus Steeden und Amerika.

P. Brunn schrieb vor Kurzem an den Pilgerschreiber folgende Nachricht, die derselbe sobald als möglich zu fürbittender Theilnahme den lieben Lesern mittheilen möchte: „Ich gehe mit dem Plane um, meine Anstalt durch einen Anbau zu vergrößern. Der Zudrang von jungen Leuten, namentlich aus Sachsen, ist gar außerordentlich, und in Amerika steigt das Bedürfniß durch den Krieg täglich. Ein gestern (d. 23. Aug.) angekommener Brief meldet, daß im September wieder 500,000 Mann ausgehoben werden und auch die Pastoren mit loosen müssen. Das wird neue schmerzliche Lücken geben, die von hier werden ausgefüllt werden müssen.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Sachsen (Schluß). Unter allen Ländern der Erde werden in Sachsen, und besonders im Leipziger Regierungsbezirke, die Sparkassen am eifrigsten benutzt. Selbst in England steht's damit nicht so gut wie in Sachsen. Im Leipziger Regierungsbezirk kommt auf 15,600 Bewohner eine Sparkasse, im Bautzner erst auf 30,200. — Hierzu gleich noch ein paar andere interessante statistische Zahlen. Wir haben neulich gehört, daß es zu Zeiten Johann Georgs II. vier oder fünf Advocaten in Dresden gegeben habe. Jetzt gehört Sachsen zu den am reichlichsten mit Advocaten versorgten Ländern. Es kommt einer auf 2759 Menschen. Anderwärts steht's anders, wir dürfen wohl sagen: besser, ohne den Personen der Herren Juristen zu nahe zu treten. Preußen hat 1 auf 12,500, Bayern auf 12,900, deutsch Oesterreich auf 22,638 Einwohner. Nur in Mecklenburg, Hamburg und Frankfurt a. M. ist mehr Bedarf. In letzterer Stadt kommt gar auf 792 Menschen ein Advocat. — Im Jahre 1863 sind im Königreich Sachsen 3042 Bücher und Flugschriften gedruckt worden. Außerdem erschienen 276 Zeitschriften, 22 im Bautzner, 59 in Dresdner, 151 im Leipziger und 44 im Zwickauer Regierungsbezirk. In dem einen Jahre sind 28 Zeitschriften neu entstanden, aber auch 10 eingegangen. — Der selige Pastor Gerber hat in seinem Buche „von den unerkannten Wohlthaten Gottes in Sachsen" auch ein Capitel „von dem wohleingerichteten Postwesen". In dieses Capitel gehört, was ich neulich gelesen habe. Bei den Postanstalten des königlich sächsischen Postbezirks wurden im Jahre 1863: 18,310,578 Postsendungen (Briefe, Geld-

sendungen, Packete ꝛc.) befördert. Das kann aber der Pilger, der so viel auf der Post hin- und hergeschafft wird, nicht mittheilen, ohne dazu einmal sich und die lieben Leser mit den Worten des alten Gerber zu herzlichem Danke aufzufordern. Gerber schreibt also: „Für diese guten Anstalten soll man Gott billig auch danksagen; denn sie gehören zu der Polizei (Handhabung der Ordnung im Staate), diese aber gehöret in die vierte Bitte des Vaterunsers, wie die schöne Erklärung Lutheri Anweisung thut. Allein wie viel mögen wohl derer sein, die auch diese göttlichen Wohlthaten erkennen?“ — —

Am 13. April dieses Jahres starb Dr. Johann Schneider, königl. sächs. evang. Hoforganist, ein weithin bekannter Meister im Orgelspiel. Er war geboren am 28. Octbr. 1789 zu Altgersdorf bei Zittau. Als bei dem großartigen Leichenbegängniß der Sarg an der evangel. Hofkirche in Dresden vorübergefahren ward, tönte aus der Kirche die Orgel heraus, die der Entschlafene so oft und so meisterhaft zur Weckung der Andacht gespielt. —

Allgemeines. Das Comité der evangelischen Allianz, die neuerdings in fast bedenklicher Weise auf die Gleichzeitigkeit des Gebets einen besonderen Werth legt, hatte im Anfang dieses Jahres eine Aufforderung an christliche Aeltern aller Länder ergehen lassen, daß sie sich Dienstag den 12. April d. J. zu einem besonderen gemeinschaftlichen Gebet für ihre Kinder vereinigen möchten. Die betreffenden Versammlungen sind früh 11 Uhr und Abends 7 Uhr gehalten worden. —

In der Pfingstwoche, Mittwoch den 18. Mai, feierte die evang.-luth. Missionsgesellschaft in Leipzig ihr Jahresfest. Der Festgottesdienst ward wie gewöhnlich in der Nicolaikirche gehalten. Die Festpredigt hielt, da der in den Einladungen angekündigte Kirchenrath Dr. Nagel am Besuch des Festes verhindert worden war, Prof. von Oettingen aus Dorpat über Ps. 93. Er predigte von dem heiligen Muth zur Mission, und zeigte auf Grund des Schriftwortes, wie derselbe 1) felsenfest begründet sei durch den gegenwärtigen Herrn, den König Seines Reiches; 2) wie kampfesfreudig er sich bewähre im Sturm und Drang der Zeiten; 3) wie ausdauernd er sei in Geduld und Glauben durch Gottes heiliges Wort. — Der Predigt, die im Leipziger Missionsblatt gedruckt worden ist, folgte der von Dir. Hardeland erstattete Jahresbericht, der eine gedrängte Umschau auf dem Gebiete unserer Mission in Indien bot. Es sind im vergangenen Jahre 596 Heiden durch die Taufe zur Gemeinde hinzugethan worden. Ein besonders erfreuliches Wachsthum hat sich in Mayaveram (Miss. Schwarz) gezeigt, wo gleichzeitig mit dem diesjährigen Missionsfeste die neuerbaute Kirche eingeweiht worden ist. Die Gesammtzahl der luth. Christen im Tamulenlande betrug Ende d. J. 1863: 6290 Seelen. Unter ihnen wirkten 17 europäische Missionare (davon 2, Ayden und Wolf, auf Urlaub in Europa) und 225 Eingeborene, nämlich 2 Landprediger, 5 Candidaten der Theologie, 63 Katecheten, 93 Schullehrer und 62 Diaconen. Die Abordnung eines Missionars, wie sie in früheren Jahren eine besondere Freude war, konnte dies Jahr nicht erfolgen. Im Missionshause werden gegenwärtig vorbereitet 2 Russen, 2 Sachsen, und je einer aus Preußen, Altenburg, Rudelstadt und Sondershausen. Die Einnahme des vorigen Jahres betrug 48,000 Thlr. (Bayern 9900, Sachsen 8600, Rußland 8450 Thlr. ꝛc.), wozu beim eigentlichen Abschluß der Jahresrechnung, Ende Mai, noch 4000 Thlr. gekommen sind. Die Ausgabe aber belief sich, namentlich in Folge bedeutender Bauten, auf nahezu 68,000 Thlr. Wenn die Leiter unserer Mission wegen dieser hohen Mehrausgabe den Brüdern in Indien die größte Sparsamkeit zur Pflicht und sich selbst den Vorsatz gemacht haben, bis auf Weiteres von neuen Unternehmungen abzusehen, so werden wohl die lieben Missionsfreunde wissen, was für eine Pflicht ihnen aus dem wachsenden Bedarf unserer Mission erwächst.

In der Generalversammlung, zu der die Abgeordneten der einzelnen Landesmissionsgesellschaften am Nachmittage zusammentraten, wurden Mittheilungen gemacht über eine der Missionssache geltende Reise des Herrn Directors nach Schweden und Rußland, über die Verhandlungen des indischen Kirchenraths mit den Missionaren der englisch kirchlichen Gesellschaft, mit denen man ein friedliches Zusammenwirken anstrebt, und über eine neu entstandene dänische Missionsgesellschaft, die im Tamulenlande neben der unsrigen eine Mission eröffnen will, behufs deren sie sich mit dem Missionar Ochs in Verbindung gesetzt hat.

In der von P. Dr. Ahlfeld geleiteten Abendbesprechung erzählte Miss. Wolf von Ostindien, Sup. Dr. Feldner aus Elberfeld von dem Stand der dortigen luth. Gemeinde und Dr. Besser aus Waldenburg in Schlesien, der nach Beschluß des Breslauer Oberkirchencollegii den auf dem schleswigischen Kriegsschauplatze weilenden preußischen Lutheranern als Seelsorger geschickt worden war, von den dort gemachten erfreulichen Erfahrungen.

Des anderen Tages (19. Mai) ward in der Aula der Universität unter Vorsitz des Prof. Dr. Luthardt eine luth. Pastoralconferenz gehalten, an der über 100 Personen, auch einige Nicht-Geistliche, Theil nahmen. Nach einer Ansprache des Dr. Besser über 2. Cor. 5, 11—21, die in der homiletischen Zeitschrift „Gesetz und Zeugniß“ gedruckt worden ist, hielt Consistorialrath Dr. Kraußold aus Baireuth einen Vortrag über Synodalverfassung in der luth. Kirche, darin er das, was sich für und wider eine Aufnahme synodaler Einrichtungen in die bestehenden Kirchenverfassungen anführen läßt, sorgfältig abwog. War er geneigt gewesen, die Annahme synodaler Einrichtungen im Wesentlichen zu befürworten, so erhoben sich bei der

so sei auch wirklich Sein Werkzeug und biete dem armen Menschen Ihn, den Heiland der Sünder, der heute noch Blinde sehend macht und der, wenn er die leibliche Blindheit nicht zu heilen vermag, doch für die geistliche Blindheit die Salbe aus Seinem Munde nimmt (Vs. 6.) und auf die blinden Augen des inwendigen Menschen streicht.

Bete deinen Heiland an für die rastlose Arbeit Seines Werkeltages, die dir ja auch heute noch zu Gute kommt; bete Ihn an, daß Er damals an Seinem Tage die Salbe Seines Wortes auch für deine blinden Augen zubereitet und dir in der Taufe das Siloah zurechtgemacht hat, in dem du gewaschen worden bist. Trachte aber auch, ohne daß du dich vermäßest, ein Heiland werden zu können für deine Brüder, mit allem Eifer Ihm nach, auf daß auch du, so lange dein Tag währt, das Elend deiner Brüder als den Gegenstand deiner Arbeit ansehest, und die Nacht, da dein Wirken aufhören wird, dich nicht überrasche bei einem lässig gethanen oder nie recht angegriffenen Werke. Amen.

Der Senior Stockmann in Lützen.

So geht's beim Geschichten-Erzählen. Da hab' ich euch vor acht Tagen die Geschichte von dem Fuhrmann aus der Weißenfelser Gegend erzählt, und heute, da ich euch weiter erzählen will, was ich von meinem alten Pastor Gerber weiß, fällt mir noch etwas ein, was auch in die dortige Umgegend gehört und was ich nicht gern unerzählt in meiner Pilgertasche möchte stecken lassen, ob ich's gleich aus anderen Quellen genommen habe.

An der Straße zwischen Weißenfels und Leipzig liegt bekanntlich das Städtlein Lützen. Es liegt in der weiten, von Leipzig aus nach Westen und Süden hin sich erstreckenden Schlachtebene, die, wie kaum eine andere in der Welt, Menschenblut in sich getrunken hat wie Wasser. Da liegen Merseburg und Neuschberg, Großgörschen und weiterhin auch Roßbach, die alle ein Stück Weltgeschichte erzählen können. Unter allen aber ist Lützen wohl derjenige Ort, der sich am tiefsten in's Gedächtniß des deutsch-evangelischen Volkes eingeprägt hat.

Dorthin hatten ja im dreißigjährigen Kriege (1632) die Schweden und die Kaiserlichen ihre Streitmacht zu einer entscheidenden Schlacht zusammengezogen. Dort war es ja, wo der Schwedenkönig Gustav Adolf, mit Wunden bedeckt, im Staube des Schlachtfeldes sein Leben aushauchte.

Der 16. November*) war der blutige Tag. Als Gustav Adolf kurz vorher von Thüringen kommend in Naumburg eingezogen war, hatte ihn das dortige Volk mit stürmischer Begeisterung aufgenommen. Sie hatten die Hände nach ihm ausgestreckt wie die Flehenden, waren vor ihm niedergefallen, hatten den Saum seines Kleides, ja sogar seine Stiefel geküßt. Da hatte er zu seinem Hofprediger, der an seiner Seite war, gesagt, er fürchte, Gott möchte ihn wegen der Thorheit dieser abgöttischen Leute strafen und ihn empfinden lassen, daß er nur ein schwacher sterblicher Mensch sei.

Und wenige Tage danach sollte nicht nur er empfinden, daß er ein sterblicher Mensch war, sondern auch das gesammte evangelische Deutschland sollte inne werden, daß es wohl ganz recht sei, sich eines menschlichen Gnadenwerkzeuges Gottes zu freuen, daß man aber doch nicht Fleisch für seinen Arm halten dürfe.

Im Nebelgrau brach der Morgen des 16. Novembers an. Der Schlachtplan war fertig. Die Truppen standen gerüstet. Die Trompeter bliesen in die frische Morgenluft hinaus das damals noch nicht zum kirchlichen Rebellenliede herabgewürdigte „Ein' feste Burg ist unser Gott." Das Heer betete kniend sein Morgengebet und stimmte den 67. Psalm an. Als aber der Nebel geschwunden, hob der König seine Augen auf, schwang das Schlachtschwert über seinem Haupte und rief: „Nun walt's Gott! HErr JEsu, JEsu, hilf mir heute streiten zu Deines Namens Ehre." Dann aber ging's vorwärts an die blutige Arbeit.

Schon hatten die Schweden den linken Flügel und zum Theil auch das Centrum der Kaiserlichen geworfen, da brach im Sturme die kaiserliche Reiterei hervor und brachte die Schweden zum Weichen. Rasch ist der König entschlossen. Er sprengt seinen Reitern voran vorwärts in den Feind. Aber die Seinen können ihm nicht mit gleicher Eile folgen. Ehe er sich's versieht, befindet er sich mit einem Einzigen seiner Treuen und mit einem achtzehnjährigen unerschrockenen Edelknaben mitten im Getümmel der feindlichen Reiter. Sein Pferd bekommt einen Schuß in den Hals, aber es trägt ihn noch, ein anderer Schuß zerschmettert ihm selber den Arm.

Man versucht's, den verwundeten König aus dem Gefecht zu bringen; da jagt ein kaiserlicher Reiter bis auf eine Nähe von zehn Schritt hinterdrein und schießt den König durch den Rücken, also daß er vom Pferde stürzt. Der treue Edelknabe — Leubelfing hieß er und war ein geborener Nürnberger — versucht's, den schweren Mann vom Boden aufzuheben und fortzuschleppen. Aber vergeblich. In dem kommen neue feindliche Reiter heran. Sie fragen, wer der Verwundete sei. Der Page will den König nicht verrathen. Er schweigt. Da sagt's der König selber. Kaum aber hat er seinen Namen genannt, so schießt ihm auch ein kaiserlicher Kürassier eine Kugel durch den Kopf. Der treue Leubelfing starb wenige Tage nachher in Naumburg an den erhaltenen Wunden.

*) Nach dem alten julianischen Kalender, den die Protestanten damals noch festhielten, der 6. November, ein Dienstag.

Der Tod des Schwedenkönigs Gustav Adolf.

Aber die Schlacht ward gewonnen. Der kühne kaiserliche Reitergeneral Pappenheim war auch tödtlich verwundet worden und Wallenstein, der kaiserliche Oberfeldherr, mußte sich zum Rückzuge bequemen. Als man nach der Schlacht das Schlachtfeld durchsuchte, fand man des Königs Leichnam, seiner Kleider beraubt, mit neun Wunden bedeckt, von Hufen zertreten und entstellt und mit dem Gesicht zur Erde gekehrt. Man brachte ihn zunächst in das nahe Dorf Meuchen, das ungefähr eine Stunde von Lützen nach Leipzig zu liegt. Dort trug man die Leiche in die Kirche vor den Altar und begrub auch daselbst einen Theil der Eingeweide, den man hatte herausnehmen müssen. Dann wurde sie in ein Nachbarhaus getragen und dort, soweit es für den Anfang nöthig war, einbalsamirt. In einem schlichten Sarge, den der Ortsschulmeister, der seines Handwerks ein Tischler war, in der Eile angefertigt hatte, ward sie hierauf nach Weißenfels geschafft, von wo sie später über Wittenberg nach Stockholm gebracht ward.

Es wird ferner erzählt, wie man auch bald nach dem Tode des Königs daran gedacht habe, ihm auf dem Lützener Schlachtfelde ein Denkmal zu setzen; aber vorerst nicht in der großartigen Weise des 19. Jahrhunderts, sondern sehr bescheiden, obwohl so, wie in aller Welt nie ein Denkmal gesetzt worden sein mag. In der Nähe des Königs war auch sein Reitknecht schwer verwundet worden. Den hatte man lange in dem Dorfe Meuchen gepflegt und er war wieder aufgekommen. Er konnte genau die Stelle angeben, an der der König gefallen. Es war nicht weit von einem gewaltigen Stein, der im Felde lag. Als er nun wieder völlig gesund geworden, verband er sich mit dreizehn Bauern, sie wollten zusammen den Stein nach der Stelle hinwälzen, wo der König gelegen. Den Anfang haben sie auch wirklich gemacht und den Stein mit großer Anstrengung bis zu der Stelle gebracht, wo er noch heute liegt — im Volksmunde der Schwedenstein genannt. Aber ganz bis an die richtige Stelle haben sie ihn nicht bringen können. Dazu haben doch bei aller Liebe ihre Kräfte nicht zugereicht. Und so liegt denn der Stein noch heute etwa vierzig Schritte von der wirklichen Todesstätte Gustav Adolfs und ist beides: ein Denkmal für den gefallenen Helden und für die Volksliebe, die ihn im Herzen trug. Als man im Jahre 1837, angeregt durch die zweihundertjährige Feier des Schlachttages, dort ein Gustav-Adolfs-Denkmal setzen wollte, fühlte man ganz richtig, daß man das alte Volksdenkmal nicht beseitigen dürfe. Man überbaute den Stein, der nur mit den Buchstaben G. A. und der Jahreszahl 1632 bezeichnet war, mit einem stattlichen eisernen Baldachin, an dem man die Schriftworte 1. Sam. 25, 28 (Er führte die Kriege des HErrn), 1. Joh. 5, 4 und 2. Tim. 1, 7 anbrachte. Wer das Denkmal noch nicht kennt, dem soll es in nächster Nr. durch ein kleines Bild veranschaulicht werden.

All das aber, lieber Leser, wollte ich dir nicht als etwas Neues erzählen; denn es ist ja ziemlich bekannt. Ich wollte dich nur ein wenig daran erinnert haben, ehe ich dir von dem Manne erzähle, dessen Name in der Ueberschrift genannt ist. Die Kirchengeschichte des alten Städtchens Lützen, das seine Reformation dem gottseligen Fürsten Georg von Anhalt verdankt, weiß von gar mancher interessanten Persönlichkeit zu berichten. Besonders merkwürdig aber ist die Lebensführung des Seniors M. Paul Stockmann, der zur Zeit der Schlacht bei Lützen das Pfarramt des Städtchens verwaltete.

(Schluß folgt.)

Evangelisch-lutherische Mission
unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's.

Mittheilungen von P. **Brunn** in Steeden.

2. Nachrichten aus Amerika.

Nach den neuesten Briefen aus St. Louis waltet noch immer die gnädige Hand Gottes schützend über unsern dortigen Seminaren. Professor Walther schreibt im Mai:

„Vor Kurzem hing die Gewitterwolke der Ziehung wieder so drohend über unsern Häuptern, daß wir schon völlig darein ergeben waren, nun eine beträchtliche Anzahl unsrer Studenten dem blutigen Bürgerkriege opfern zu müssen. Aber wunderbar! selbst diesmal ist die Gefahr glücklich vorübergegangen. In so fern müssen wir allerdings die Folgen des Krieges hart empfinden, daß der

nachfolgenden Besprechung mehrfache Bedenken (Sup. Feldner, Consistorialr. Münchmeier, Dr. Besser); doch konnte der Vorsitzende am Schlusse der Besprechung Folgendes als Ergebniß der Verhandlungen zusammenstellen: Unter der Voraussetzung, daß die kirchenregimentliche Macht in den Händen der Consistorialbehörden gelassen wird und das kirchliche Bekenntniß sichergestellt bleibt, werden die Einen vor dem Synodalwesen sich nicht fürchten, die Andern es für nützlich halten, Alle aber den Segen vom HErrn erwarten. — P. Ahlfeld sprach das Schlußgebet. —

Daß der diesjährige dreizehnte evangelische Kirchentag sich in noch nicht dagewesener Weise unsern sächsischen Grenzen nähern will, haben die lieben Leser wohl aus dem Anzeiger zu Nr. 36 gesehen. Leider konnte die betreffende Mittheilung nicht eher geschehen. Anfänglich sollte er in Bremen gehalten werden, da aber Altenburg mit einer freundlichen Einladung entgegenkam und man sich gern an einem südlicher gelegenen Orte versammeln wollte, gab man dieser Stadt den Vorzug. Dort wird man nun vom 13.—16. Sept. zusammenkommen. —

Der Centralvorstand des Gustav-Adolf-Vereins hat dies Jahr „wegen fortdauernder Unsicherheit der politischen Lage unseres Vaterlandes" die Hauptversammlung des Gesammtvereins ausfallen lassen. —

Der Protestantenverein des Prof. Schenkel in Heidelberg, dessen Ziel die Herstellung „einer vereinigten deutschprotestantischen Nationalkirche", d. h. einer bekenntnißlosen Allerweltskirche ist, lebt noch. In Preußen haben die Generalsuperintendenten der Mark und der Provinz Sachsen vor ihm gewarnt. Treffend hat man in einer Protestanten-Conferenz, zu welcher am 29. Juni eine Anzahl namhafter Theologen in Bonn zusammentraten, die Stellung des Vereins also gezeichnet: „Der Verein steht mit sich in Widerspruch, indem er viel von Entkirchlichung unserer Zeit redet und gerade durch die Entkirchlichten die Kirche wiederherstellen und erneuern will. Der Verein gedenkt, um das Volk der Kirche wieder zuzuführen, alle kirchliche Wahrheit und Form dem Volke und der Welt mundgerecht, d. h. den schmalen Weg für Jedermann breit zu machen. Der Verein unterschätzt und übersieht alle Bestrebungen für christliche Belebung unseres Volkes von Seiten der innern Mission. Er ist nicht zu den erfreulichen, sondern zu den betrübenden Erscheinungen unserer Zeit zu rechnen. Doch ist er weniger zu fürchten, da er aus seiner scheinbar positiven, doch nur eine negative Richtung zeigt." — Er hat auch in der That noch nichts gethan, als — Mitglieder gesammelt und den Mund vollgenommen. —

Preußen. Da kehren wir zuerst bei den Lutheranern ein. Wir dürfen's ja, schon um der Fürbitte willen, nicht umgehen, einen Blick auf die unerquicklichen Zerwürfnisse zu werfen, die nun in's fünfte Jahr die preußisch-lutherischen Gemeinden zerspalten. Wir hoffen das aber ohne alle Parteinahme zu thun, nicht um über den Parteien zu schweben, sondern weil wir fühlen, daß die zwei oder drei Parteien, die in Preußen miteinander streiten, einen Kampf ausfechten müssen, dessen Ergebniß schließlich der ganzen luth. Kirche zu gute kommen wird und daß es eben deshalb gilt, beide Parteien mit inniger Fürbitte zu unverdrossenem aber auch durchaus geistlichem, lauteren Kampfe zu stärken.

Die vom Breslauer Oberkirchencollegio abgetretenen Pastoren sind in ihrer Stellung beharrt. Ihrer 3 sind in die Union zurückgetreten. P. Wolf in Magdeburg, der zu ihnen gehörte, ist am 15. März heimgegangen. Doch ist die Zahl der unter Breslau stehenden Gemeinden dadurch nicht wesentlich verändert worden; da von den meisten Gemeinden, in denen eine Lostrennung erfolgte, wenigstens ein kleiner Bruchtheil beim Breslauer Kirchenregimente geblieben ist. Die durch den Weggang des P. Pistorius erledigte Kirchenrathsstelle ist durch die Ernennung des P. August Böhringer zum Kirchenrathe ersetzt worden. Auf Michaelis d. J. ist die lange mit Sehnsucht erwartete Generalsynode ausgeschrieben worden. In den Schlußworten des bezüglichen Ausschreibens heißt es unter Anderm: „Wir gehen der nächsten Synode mit dem Bewußtsein entgegen, daß dieselbe in Anbetracht der vorgekommenen Spaltungen und der andauernd, ja nicht selten mit Heftigkeit hervortretenden Lehrdifferenzen von entscheidender Bedeutung für unsere nächste Zukunft sein wird. Wir können uns auch nicht verbergen, daß unsere Kraft und Einsicht zu der Größe der zu lösenden Aufgaben in einem umgekehrten Verhältnisse steht und müßten daher verzagen, wenn wir nur auf uns selbst sähen." — Unverkennbar ist aber auch, daß die Einigung, die etwa durch die Generalsynode erzielt werden kann, immer werthloser gemacht wird, wenn die mit der Breslauer Kirchenregimentslehre nicht Einverstandenen Einer nach dem Andern ausscheiden oder zum Ausscheiden gedrängt werden. An ein Verhandeln mit den Diedrichianern ist obnedies auf dieser Generalsynode nicht mehr zu denken. Es wird dort nur noch auf eine Auseinandersetzung der Breslauer mit den noch Schwankenden ankommen. Und die Zahl der Letzteren ist, nachdem es seit der letzten Generalsynode bei Vielen zum offenen Bruche mit Breslau gekommen ist, so zusammengeschrumpft, daß sie, auch wenn die Wahrheit auf ihrer Seite ist, werden in der Minderzahl bleiben und entweder vor der erkannten Wahrheit die Augen zudrücken oder auch ausscheiden müssen.

Zu den in der letzten Zeit noch Ausgeschiedenen gehört vor Allen der reichbegabte P. Zöller in Wollin. Aus den Berichten, die beide Parteien über seinen Austritt gegeben und die sich leider oft in nicht unwesentlichen Dingen widersprechen, läßt sich etwa Folgendes als Thatsache in die Chronik aufnehmen. Als auf der Generalsynode des Jahres 1860 die Kirchenregimentsfrage

zur Sprache kam, nahm Pastor Zöller zu ihrer Lösung noch keine bestimmte Stellung ein. Im Vertrauen auf seine Besonnenheit ernannte ihn das O.-K.-Collegium bald nachher zum Superintendenten. In den letzten Jahren aber glaubte er je länger je mehr, in Schrift und Predigt, sich gegen die von den Breslauern vertretenen Lehre von der göttlichen Stiftung des Kirchenregiments aussprechen zu müssen. Schließlich gelangte auch er zu der Erklärung, daß er die vorgeschriebene Fürbitte für das Kirchenregiment in seinen Gemeinden nicht mehr thun könne. Es entspann sich zwischen ihm und dem O.-K.-Collegium ein Schriftenwechsel, den er endlich mit der Bitte abbrach, man möchte doch die Sache bis zur Generalsynode auf sich beruhen lassen. So hatte er auch in der Meinung, dadurch einer öffentlichen Aussprache über seine Differenz mit dem Kirchenregiment aus dem Wege zu gehen, die ordentliche Visitation seines Sprengels unterlassen, während das O.-K.-Collegium gerade bei der gegenwärtigen Kirchenlage eine solche Visitation unerläßlich fand. Danach hielt es das O.-K.-Collegium, zumal, da ihm noch auf besonderem Wege Klagen über Zöller's kirchenregimentswidrige Predigten zugekommen waren, für angemessen, dem Sup. Zöller eine außerordentliche Visitation seiner Parochie anzukündigen. Hierauf hielt Zöller mit seinen Gemeindevorstehern eine Sitzung, in Folge deren sie nach Breslau erklärten, sie wollten zwar die Visitation annehmen, müßten aber gegen den zu diesem Werke ausersehenen Kirchenrath Nagel, als einen beharrlichen Irrlehrer, sich verwahren oder wenigstens darum bitten, daß er bei der Visitation nicht lehrend auftrete. Aber schon Tags darauf, Sonnabend vor Cantate, den 23. April kam Kirchenrath Nagel in Wollin an. Von der Ablehnung der Visitation hatte er keine Kenntniß, erfuhr auch anfänglich durch Zöller nichts davon. Auf die Frage, ob er bei Gelegenheit der Visitation zu lehren gedenke, verweigerte er's, ein ausdrückliches Versprechen in Bezug hierauf abzulegen, da er nicht wissen könne, in wie weit ihn der Befund der Sache in Wollin hiezu auffordern werde. Bald nach seinem ersten Gespräch mit Zöller, den er in der Meinung verließ, er werde morgen in der Filialgemeinde Sabessow mit der Visitation beginnen können, ward ihm schriftlich mitgetheilt, daß man sich nach Breslau um Abstellung oder Abänderung der Visitation gewendet habe. Auf die zugleich ausgesprochene Bitte, der Kirchenrath Nagel wolle die Visitation noch aussetzen, bis Bescheid aus Breslau da sei, wollte der Visitator nicht eingehen. Es war ihm verdächtig, daß Zöller bei der mündlichen Unterredung von dem nach Breslau abgegangenen Schreiben nichts gesagt hatte und zugleich trug er Bedenken, den Sup. Zöller in seinen Predigten noch länger „das Ansehn des O.-K.-Collegii untergraben" zu lassen. Darauf antworteten denn die Wollliner mit bestimmtester Ablehnung der Visitation. Eine Frist, die ihnen Nagel lassen wollte, um ihren Schritt nochmals zu bedenken, benutzten sie nicht, und da sie bei der Ablehnung beharrten, so sprach Nagel noch an demselben Sonnabend, an dem all diese Verhandlungen Schlag auf Schlag folgten, Abends um 10 Uhr nach einer für diesen Fall bereits empfangenen Weisung die vorläufige Suspension über Zöller aus und verlangte als nunmehriger Administrator der Gemeinde die Herausgabe des Kirchensiegels, der Pfarracten u. s. w. Zöller aber erkannte die Suspension nicht an und erklärte dem Visitator, er werde ihn morgen nicht predigen, sondern vielmehr die Gemeinde durch Abstimmung entscheiden lassen, ob sie sich mit ihm (Zöllern) vom O.-K.-Collegio lossagen wolle. Wolle sie das, so werde er ihr Pastor bleiben. Wo nicht, so sei er bereit, sein Amt niederzulegen. Den andern Tages, Sonntag Cantate, predigte Zöller wirklich und sagte sich öffentlich vom Collegio los, ließ auch wirklich seine Gemeinde durch Abstimmung ihren Anschluß erklären. 150 stimmfähige Gemeindeglieder, darunter auch sämmtliche Vorsteher, schlossen sich ihm an, wogegen 9 Glieder bei Breslau blieben.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Abendläuten.

Altes geistliches Volkslied, das in Oberfranken in manchen Gemeinden noch heimisch ist und beim Abendläuten gebetet wird.

Nun ist dieser Tag vollbracht!
Schau ich mein Gewissen an,
Hab ich wenig Guts gethan
Und der Sünden viel gemacht.
Laß, o Gott, die Straf der Sünden
Mich aus Gnaden nicht empfinden.

Gieb mir eine sanfte Ruh,
Daß ich in der Morgenstund
Aufwach munter und gesund,
Und in Frömmigkeit nehm zu;
Christlich lebe, selig sterbe
Und das Himmelreich ererbe.

Ach, ich will auf Jesum bau'n
In der kurzen Lebenszeit;
Dorten in der Ewigkeit
Werde ich bald Jesum schauen.
Zeitlich ist all Kreuz und Leiden,
Ewig sind des Himmels Freuden.

Wenn das Garausglöcklein klingt
Und die letzte Nacht bricht ein,
Werd ich bald bei Jesu sein,
Jesus mir die Antwort bringt:
Geh ein zu des HErren Freuden;
Gar aus ist's mit deinen Leiden!

Laß bei uns sein, HErr Jesu Christ,
Dein Engelein zu aller Frist! Amen.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 38. Dresden, den 17. September 1864.

Am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 12, 54–57.

Der Messias war gekommen. Er wandelte mitten unter Seinem Volke. Eine Messiasherrlichkeit nach der andern strahlte von Ihm aus in das Angesicht Seines verblendeten Volks. Sie konnten's wahrlich merken, daß Er's war. Sie konnten's merken an den Zeichen und Wundern, die Er that. Sie mußten, wenn sie nichts weiter merkten, an dem Rumor, der um Seinetwillen entstand, inne werden, daß in Ihm eine ganz außerordentliche Person gekommen sei, auf die sie zu achten und deren ganzes Wirken sie zu prüfen hätten.

Aber „Er kam in Sein Eigenthum und die Seinen nahmen Ihn nicht auf." Sie hatten keine Augen für Sein Erscheinen, kein Nachdenken für Seine Worte, kein Erwägen des wunderbaren Eindrucks, den Er auf ihr Herz machte. Sie kamen wohl zu Ihm gelaufen, staunten Ihn an, just wie man ein Wunderthier anstaunt, waren wohl auch eine Weile fröhlich in Seinem Lichte; aber sie nahmen sich nicht die Mühe, ernstlich zu fragen: Was will Der? Was will Er mit uns? Was sollen Seine Worte? Was sollen Seine Werke? So schnell sie Ihm zuliefen, so schnell liefen sie auch wieder von Ihm weg, ohne daß sie von ihm etwas gehabt hätten.

Das straft unser lieber Heiland in unserem Texte. Wie Er's ein anderes Mal an den Pharisäern gestraft hatte (Matth. 16, 2. 3.), so straft Er's diesmal an dem Volke, das in diesem Stücke ganz in die Fußtapfen seiner blinden Leiter getreten war. Er straft's aber recht ernstlich; denn Er bezeichnet die Leute als Heuchler, dieweil sie sich mit einer Begeisterung an Ihn hängten, die von vornherein den Keim des Abfalls in sich trug. Sie prüften ja Den nicht, für den sie sich begeisterten. Sie erforschten nicht, welche Bedürfnisse ihres Herzens bei Ihm befriedigt würden. Drum war ihr Anhangen an JEsu ein so heuchlerisches. Es war ein Betrug, mit dem sie sich selber und JEsum zugleich betrogen.

Wie verkehrt das aber sei, stellt ihnen der HErr recht einfältig vor. Er zeigt ihnen, wie sie viel geringere Dinge gar sorgfältig prüften und daraus ihre Schlüsse zögen; wie sie aber mit solcher Prüfung gar faul seien, wenn es gelte, die von Gott dem HErrn regierten Zeichen der Zeit zu prüfen. Zu dem Ende kommt Er auf das liebe Wetter zu reden. Denn das ist ja ein Stück göttlicher Ordnung, an dem die Menschenkinder mit ihrem Prüfen nimmer müde werden. Da schließen sie aus bestimmten Zeichen auf eine bestimmte Zukunft, aus der Wolke, die vom Meere her kommt, auf Regenwetter, aus dem Winde, der über die Wüste daher weht, auf heiße Tage. Und damit sie so schließen können, geben sie eben

Digitized by Google

fein acht auf alle bedeutsamen Zeichen am Himmel und auf Erden.

Das ist nichts Verwerfliches; aber es wird verwerflich, wenn man auf weiter nichts merkt, als auf das. Denn Himmel und Erde sind ja vergängliche Dinge, und aus den Zeichen, die man an ihnen erkennen kann, wird man doch immer nur ein klein Stücklein leiblicher Zukunft erkennen. Es gibt wahrlich noch größere Zeichen, Zeichen, aus denen man schließen darf auf die und die bestimmte Gestaltung einer geistlichen Zukunft. Und das ist doch viel wichtiger. Nun mag man immerhin das Eine thun; aber wo man das Andere darüber vergisset, ist das Eine kein nütze.

Größere Zeichen der Zeit, als damals, hat's aber nie gegeben. Christus, das Zeichen, dem widersprochen ward, mit all Seinem Wort und Werk, der war eine Erscheinung, daraus sie für ihr Herz und Volk auf eine große geistliche Zukunft schließen konnten. Aber siehe da, Ihm gegenüber hatten sie nicht einmal die Aufmerksamkeit, die sie den regenbringenden Wolken oder dem Südwind zu schenken pflegten. Aus dem Segen, den Er bereits gespendet hatte, schlossen sie nicht auf den Gnadenregen, mit dem diese Segenswolke schwanger war; aus der wunderbaren Macht, die Er auf Schritt und Tritt geoffenbaret hatte, schlossen sie nicht auf die furchtbar heiße Zeit, die dieser Südwind zum Verderben über das ganze Volk bringen konnte. Sie wollten eben in arger geistiger Trägheit ihre Klugheit nur anwenden auf dem Gebiet irdischer Dinge, weltlicher Erscheinungen; aber auf das Gebiet der Erscheinungen, die sich bei Christi Kommen rings um sie her und sogar in ihnen zeigten, trugen sie ihre Klugheit und Schlüsse nicht über. Diese Wolke, dieser Südwind, so meinten sie, habe nichts zu bedeuten.

Meine Lieben, die wetterprophezeiende Weisheit jener Tage ist fortgeerbt bis in unsere Zeiten. Heute noch wie damals dasselbe Aufmerken auf jedes kleine Zeichen der Witterungsveränderung, heute wie damals dasselbe Schließen aus einzelnen Zeichen. Und heute wie damals, dieselbe Ungerechtigkeit gegen den Christus, der in der Niedrigkeit erschienen ist im gelobten Lande und der in Seiner Erhöhung fort und fort erscheint im Leben Seiner Kirche. Auf den Mond am Himmel wird geachtet, auf die Hühner, auf die Schwalben, auf die kleinen Ameisen sogar merkt man, damit man etwas von dem Wetter erfahre, auf das ja in der That für unser leiblich Leben gar viel ankommt. Aber wie wenig, wie blutwenig prüft man doch Christum; wie wenig schließt man aus der Herrlichkeit Seiner Erscheinung auf die Herrlichkeit, die durch Ihn uns zu Theil werden kann. Wie träge ist man, zu merken auf die großen geistlichen Veränderungen, die Er bereits an Millionen, vielleicht auch schon an unserer eignen Person zu Stande gebracht hat. Wie saumselig ist man, wenn es gilt, auf die Gnadenzüge zu merken, mit denen er in Leid oder Freud die Seele fester an Sich ziehen will. Und wie wenig hat man offne Augen und ein offnes Herz, um auf das zu merken, was unter Seiner Leitung fort und fort in Seiner Kirche geschieht. Darum denn auch, wie beim Judenvolke, so wenig treues Anhangen an Ihm, so viel gewohnheitsmäßiges Mitlaufen mit Ihm und danach so manches bedauerliche Abfallen von Ihm. Laßt mich von Einzelnem reden. Man spürt's z. B. ganz wohl im eignen Leben, daß es mit dem Gebetsleben nicht mehr so kräftig gehet wie vordem; aber man merkt nicht, daß man da geistlicher Weise ebensowohl ein Schwindsuchtscandidat wird, wie Einer, der immer kürzeren Athem bekommt. Man spürt's ganz wohl, daß es mit der Gottlosigkeit der Jugend in der Gemeinde immer weiter vorwärts schreitet; aber man merkt nicht, daß das ebenso schlimm ist, wie wenn ein böser Käfer sich an einen Pflanzgarten macht. Man fühlt's wohl, daß Einem beim Bibellesen anders zu Muthe ist, als beim Romanlesen, aber man mag die Hand nicht merken, die sich beim Bibellesen nach der Seele ausstreckt. Man kann's nicht leugnen, daß in der und jener Gemeinde, da Gottes Wort lauter und rein gepredigt wird, die Schläfer aufwachen; aber man will's nicht Wort haben, daß solches durch die lautere Predigt gewirkt worden sei und prophezeit, wo man überhaupt auf solches Zeichen der Zeit einen Werth legt, ein Geschlecht von Heuchlern und Kopfhängern. Man sieht's mit Augen, wie der HErr JEsus auf dem und jenem Gebiet der innern und äußern Mission Thüren aufthut; aber man hält's nicht für ein Zeichen, daß man das gesegnete Werk auch mit angreifen solle. Man sieht den Abfall von der geoffenbarten Wahrheit mit immer größerer Frechheit im Schwange gehn; aber man prüfet die Zeit nicht und verlacht wohl Den, der etwas von „letzter Stunde" andeutet.

Die Gestalt der Erden und des Himmels könnt ihr prüfen, wie prüft ihr aber die Zeit nicht? Wie prüft ihr diese Zeit nicht? Wenn's einmal in leiblichen Dingen wunderlich zugeht, da fehlt es nicht am Prüfen und Muthmaßen und Urtheilen. Was haben wir doch, um gleich nach dem Nächsten zu greifen, dies Jahr nach Gottes Rath für einen wunderlichen Sommer gehabt! Da fangen jetzt schon die Leute an zu fragen, was es doch nach solchem Sommer für einen Herbst, oder gar was für einen Winter es geben werde. Das mögen sie ja immerhin thun und ihre Erfahrungen austauschen. Der HErr verbietet das nicht in unserem Texte. Aber er gebietet doch auch in unserem Texte, weit mehr noch zu merken auf die geistliche Witterung in seinem Reiche. Da stehet aber das geistliche Barometer weit mehr noch als das leibliche auf „Unbeständig"; da gibt's viel kalten Wind und wenig erquickenden Sonnenschein. Und können wir nun auch nicht mit Bestimmtheit sagen, daß darauf ein

stürmischer Herbst und ein kalter Winter folgen müsse, dieweil der Herr, wie in der Natur, so auch in Seinem Reiche, gar leicht wider alles Menschenerwarten handeln kann, so meint ihr doch wohl Alle, es sei nach solchem kalten Spätsommer der Kirche besser, man richte sich auf einen rauhen Herbst und einen strengen Winter, als auf freundliche Tage ein. Der Herr aber wird, unbekümmert um all unser Muthmaßen und Einrichten, Sein Macht- wie Sein Gnadenreich regieren nach Seinem nicht nach unserem Wohlgefallen. Amen.

Der Senior Stockmann in Lützen.

(Schluß.)

Das Denkmal des Schwedenkönigs bei Lützen.

Zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte zu Lützen ein Diaconus, Namens Adam Stockmann, der nachmals nach Merseburg kam und im Jahre 1626 als Senior zu Lauchstädt starb. Der stammte aus Rochlitz, wo sein Großvater, der 100 Jahre alt ward und das vierte Glied seiner Nachkommenschaft erlebte, Stadtrichter war. Von dort holte er sich denn auch sein Weib, und zwar eine Tochter des dortigen Superintendenten Seyfried. Die beiden aber, der Adam Stockmann und die Maria Seyfried, hatten zwei sehr ungleiche Söhne. Der eine, der auch Adam hieß, war zwar ein begabter Mensch, machte aber seinem Vater dadurch viel Herzeleid, daß er in Wien die katholische Religion annahm. Später ward er Generallieutnant in kaiserlichen Diensten und dann Admiral auf der spanischen Flotte.

Von dem andern, Paulus Stockmann, wollte ich euch eben ein wenig erzählen. Er ward am Epiphanientage des Jahres 1603 geboren, da sein Vater noch Diaconus in Lützen war. Als er soweit erwachsen war, daß man über seine Zukunft entscheiden mußte, hatte der Vater kürzlich die traurige Erfahrung mit dem abtrünnigen älteren Sohne machen müssen. Darüber war dem guten Mann alle Lust vergangen, auch den zweiten Sohn studiren zu lassen. Er meinte, sein Paul sei weniger in Gefahr, von Katholiken beeinflußt zu werden, wenn er nicht studirte. Darum sollte er ein Barbier werden. Und wider des Vaters Willen war nichts zu thun. Paul kam zu einem Barbierer in die Lehre und lernte Einseifen und nach und nach auch Rasiren. Aber er mochte nicht geringe Gaben haben, und da meinte ein Herr Doctor, der mit dem Vater befreundet war, es sei doch schade um den Jungen und um seine Anlagen; er solle ihn doch in Gottes Namen studiren lassen. Und der Vater ließ sich herumbringen. Paul wanderte nach Grimma auf die Fürstenschule, wo er sich durch Fleiß auszeichnete. Und als er dort genug gelernt hatte, wanderte er weiter nach Leipzig auf die Universität und von da nach Wittenberg, wo er Magister ward, ja immer weiter nach Rostock, wo auch eine Universität ist, und endlich gar über's Meer hinüber nach Schweden, nach der Stadt Upsala, an deren Hochschule damals tüchtige Gelehrte lehrten. Wunderbar! Tausend junge Studenten, die doch auch etwas recht Tüchtiges lernten, kamen damals nicht nach Schweden; und gerade Paul Stockmann, der erst eigentlich gar nicht studiren sollte, mußte nicht blos studiren, sondern sogar bis dorthin vordringen und jetzt schon das Volk kennen lernen, das hernachmals in seiner nächsten Nähe auf dem Lützener Schlachtfelde blutete. Ja, mehr noch! auch dem König, der später in seinem Pfarrsprengel so blutig endete, sollte er bei Zeiten nahe kommen.

Nachdem er sich nämlich weiter auch noch Dänemark und England angesehn und gar manchen berühmten Gelehrten kennen gelernt hatte, ward der junge König von Schweden, Gustav Adolf, auf ihn aufmerksam gemacht. Der berief ihn in seinen Dienst und machte ihn auf einem seiner Feldzüge zu seinem Feld- und Schiffsprediger. Nach kurzer Frist aber ward unserm Stockmann ein ruhigeres Amt beschieden, als ihn die Deutschen in der Seestadt Norrtelge (in der schwedischen Landschaft Upland) zu ihrem ersten Pfarrer beriefen.

Lange jedoch konnte sein deutscher Leib die rauhe Luft des Nordens nicht ertragen. Er kränkelte beständig und wäre wohl eingegangen, wenn er nicht auf sein Ansuchen seine Entlassung erhalten hätte. Mit „herrlichen Lobsprüchen" über seine Amtsführung ließ man ihn im Jahre 1625 wieder heimziehen.

Seinen Rückweg nahm er über Wittenberg. Dort sollte er ein Bittschreiben an die theologische Facultät ab-

geben, daß dieselbe ein anderes „taugliches Subject" an seine Stelle nach Schweden schicken möchte. Bei dieser Gelegenheit hielt man ihn dort fest, und er ließ sich gerne halten; denn in Wittenberg konnte er noch Manches lernen. Vier und ein halbes Jahr blieb er dort und dann auch noch ein Jahr in Leipzig, bis der HErr ihn abermals in's Predigtamt rief. Er ward als Pfarrer in eine Vorstadtkirche Merseburgs berufen. Aber recht als wenn ihn unser HErr Gott noch vor der Lützener Schlacht nach Lützen hätte haben wollen, — kaum achtzehn Wochen hatte er in Merseburg gestanden, so ward er als Pastor und Senior nach Lützen berufen. Das geschahe zu Anfang des Jahres 1632, zu einer Zeit, wo Wallenstein und Gustav Adolf noch im Süden Deutschlands mit einander zu thun hatten und wohl beide nicht daran dachten, sich gerade bei Lützen eine Schlacht zu liefern.

Nun dürfen wir uns zwar nicht vermessen, als verständen wir alle Pläne, die unser Herrgott bei der Regierung Seines Reichs hat und in die Er ohne Zweifel auch die Besetzung jeder einzelnen Pfarre aufnimmt. Aber wir dürfen's uns doch auch nicht versagen, den HErrn für das zu loben, was wir mit unsern blöden Augen als eine recht liebliche, gnädige Führung Seiner Hand erkennen. Und da mein' ich, es sei doch ein überaus köstliches Regieren des HErrn gewesen, daß gerade zur Zeit der Lützener Schlacht, da die Schweden unter ihrem Könige auf den Lützener Feldern fochten, ein Pastor das Amt in Lützen verwaltete, der mit schwedischer Sprache und Art vertraut worden war. Das war zwar für den König und seinen Tod nicht von großer Bedeutung; denn der hatte seinen Prediger bei sich und im Sterbestündlein konnte ihm ja keiner zur Seite stehn; aber für die armen verwundeten schwedischen Soldaten, die in Lützen ferne von der Heimath liegen bleiben mußten, war's gewiß keine geringe Freude und kein geringer Trost im Leiden oder Sterben, daß sie in Lützen einen Pastor fanden, der mit ihnen auf schwedisch verkehren und ihnen besser als irgend einer den heimathlichen Seelsorger ersetzen konnte. Ich weiß nicht, wie viel solche arme Verwundete in Lützen geblieben sind; aber wenn's auch nur zwei oder drei gewesen wären, denen unser Paul Stockmann in ihrer Sprache den rechten Sterbetrost gebracht hätte, so war es doch wahrlich der Mühe werth, daß Gott den ehemaligen Lützener Barbierjungen zum Studenten machte und bis in den fernen Norden hinauf nach Schweden brachte. Sein Rath ist wunderbarlich, aber er führt es herrlich hinaus, ob wir auch hier in sein herrliches Hinausführen nur ahnende Blicke thun können, wie wir jetzt wohl einen gethan haben.

Ihr dürft aber nicht denken, als wenn der Senior Stockmann über den ihm gewiß sehr „interessanten" schwedischen Soldaten seine durch die Kriegsnoth hart mitgenommene Gemeinde vergessen hätte. Er hat ihr gleich nach der Schlacht eine Predigt gehalten, in der er ihr ihre Wunden ausgewaschen hat mit dem reinen Wasser des göttlichen Wortes, eine Bußpredigt, in der er ihr nicht vom Lobe des gefallenen Königs und seiner tapferen Schweden, sondern von den Sünden geredet hat, für die sie durch die großen Kriegsdrangsale gezüchtigt werden solle,. und von der Gnade, an die sie sich um Tilgung ihrer Sünden wenden müsse. Außerdem hat er aber auch dem König und seinen Helden eine Trauerrede gehalten und schon im folgenden Jahre, weil sich die Lützener eine jährliche Gedächtnißfeier des Tages vorgenommen hatten, das Gedächtniß der Schlacht durch eine Predigt über Jer. 8, 19 („Siehe die Tochter meines Volkes wird schreien aus fernem Lande her: Will denn der HErr nicht mehr Gott sein zu Zion? Oder soll' sie keinen König mehr haben? Ja, warum haben sie mich so erzürnet durch ihre Bilder und fremde unnütze Gottesdienste?) begangen.

In dieser Predigt, die er im Druck veröffentlichte und dem schwedischen Kanzler Oxenstiern widmete, hat er auch vom König Gustav Adolf und von der Art und dem Ort seines Todes Mancherlei berichtet. Den Abschnitt, in welchem das Geschichtliche enthalten ist, hat er nach der Sitte der Zeit mit einer Anrede an die Seele des Schwedenkönigs und zwar mit den rührend beschei denen Worten begonnen: „Vergieb mir, o Du verklärte königliche Seele, wenn von meinen Zuhörern vor mir Jemand sterben und dessen Seele Dir meine gar viel zu wenige, aber doch in allem wahrhaftige Erzählung berichten wird."

Nun, sehr viel Seelen werden's auch nicht gewesen sein, die vor dem Tode des Seniors Stockmann dem Könige Gustav Adolf droben im Himmel erzählt haben, was ihr Pfarrer damals im Jahre nach der Schlacht von ihm gepredigt habe. Denn schon im Jahre 1636 ward Stockmann heimgerufen.

Im Gefolge des Kriegs war die Pest in Lützen ausgebrochen. Sie wüthete von Haus zu Haus. Für sich fürchtete der wackere Senior nichts. Er stand wie ein rechter Aaron zwischen den Todten und Lebendigen (4. Mos. 16, 48). Aber für sein liebes Weib Elisabeth, die eine Tochter des Pfarrers Tobias Mastorf in Mutzschau bei Weißenfels war, und für sein einjähriges Söhnlein trug er Sorge. Er sandte sie in das großväterliche Haus nach Mutzschau, und dort sollte auch die Frau, die wieder gesegneten Leibes war, ihrer Entbindung warten.

Aber der HErr wollte es anders. Sie ward zwar in Mutzschau von einer gesunden Tochter entbunden; aber bald nachher erkrankte sie und ward im 26. Jahre ihres Lebens ein Opfer der furchtbaren Seuche. Als er die Post von ihrem Erkranken bekam, machte sich Stockmann alsbald nach Mutzschau auf; aber Hülfe konnte er nicht mehr bringen. Dazu mochte das schwere Leid und die

vorhergegangene Anstrengung im Amte ihn selber für das Gift der Krankheit empfänglich gemacht haben. Er kam gar nicht wieder von Mutzschau fort, sondern folgte, da ihn im Hause seines Schwiegervaters die Seuche gleichfalls ergriff, seinem Weibe schon in der dritten Woche nach und war doch noch nicht volle 34 Jahre alt. Nicht zu den Leibern der Gemeinde, mit der er in kurzer Frist so viel Schweres getragen hatte, ward sein Leib gelegt; er ward in Mutzschau beerdigt, während in seinem lieben Lützen ihm zu Ehren „etliche Pulse" geläutet wurden. — Es war, als hätte er eben nur für die Zeit der ärgsten Noth und der Schwedennähe in Lützen Pfarrer sein sollen.

Der beiden Kinderlein nahm sich der Großvater in Mutzschau, und als dieser mit dem größten Theile seiner Gemeinde von der Kriegsnoth zur Flucht nach Pegau getrieben ward, ein anderer nahe verwandter Pfarrer in der Nachbarschaft an. Das mitten in der Pest geborne Töchterlein blieb am Leben und ward später in Lützen Frau Bürgermeisterin. Dem Sohne hatte der Vater den Namen Ernst gegeben, weil er am Tage nach seiner Geburt der Gemeinde gerade die Worte des 108. Psalms zu erklären hatte: Gott, es ist mein rechter Ernst, ich will singen und dichten, und dazu hatte er ihm noch kurz vor seinem Ende den schriftlichen Wunsch hinterlassen: „Gott gebe, daß meinem Ernste, den ich nach dem 108. Psalm genannt habe, Gottes Wort und Ehre ein rechter Ernst sei und er ein recht ernster Bekenner seines und meines Heilandes werde." Der ist späterhin ein Superintendent geworden und ist der Stammvater des in Thüringen noch lebenden zahlreichen Stockmann'schen Geschlechtes.

Die Stockmann'sche Familie hat lange Zeit das Stammbuch des seligen Seniors Stockmann in Lützen aufbewahrt als ein Familienheiligthum und geschichtliches Denkmal zugleich. Weiß nicht, ob es noch existirt. Es hat aber damit eine eigne Bewandtniß gehabt. In dies Stammbuch hatten sich gar viele hohe Herren und berühmte Leute eingezeichnet, unter Anderen der König Gustav Adolf selbst, die vier damaligen sächsischen Kurprinzen; außerdem noch viel Grafen und Herren, vornehme Theologen und allerlei berühmte Männer, die unser Stockmann auf seinen Reisen nach Schweden und England kennen gelernt hatte. Und die hatten nicht blos ihre Namen, sondern weil man sich damals gern ein besonderes Sprüchlein für sein ganzes Leben zur beständigen Richtschnur wählte, auch ihre „Wahlsprüche" eingezeichnet. Als aber in jenen Kriegsnöthen die Stadt Lützen geplündert worden war, hatte unser Senior auch sein liebes Stammbuch hergeben müssen. Ein roher Soldat hatte es ihm weggenommen. Doch hatte der Mensch noch soviel Verständniß für den Werth des Buchs, daß er es nicht in's Feuer warf, oder zu Patronen verwendete, wie man mit manchem Kirchenbuche gethan hat. Er schleppte es mit fort auf seinem Marsche und hoffte von irgend einem studirten Manne ein gut Stück Geld dafür zu bekommen. Da trifft er in Leipzig mit einem gewissen Dr. Geier zusammen, einem gelehrten Theologen, der nicht lange erst sich wegen der Pest von Wittenberg nach Leipzig zurückgezogen hatte. Der interessirt sich für das Buch und dem läßt er's ab für so und so viel Thaler. Der Dr. Geier aber ward bald darauf Professor in Leipzig, oder war er's damals schon? es kommt nicht gar viel drauf an. Genug, er war wenigstens damals Professor der Theologie in Leipzig, als unseres Stockmanns Sohn, der Ernst, der nach dem 108. Psalm getauft worden war, auf der dortigen Universität zu studiren begann. Der Studiosus ward mit dem Professor Geier näher bekannt, Geier erfuhr, daß er der einzige Sohn des Seniors Paul Stockmann in Lützen sei, dem das gestohlene Stammbuch gehörte, und darum meinte er, er dürfe das werthvolle Buch der Familie nicht vorenthalten, in die es doch eigentlich gehöre. So kam das Buch wieder in die Hände der Erben. Dr. Geier aber ist später kursächsischer Oberhofprediger geworden.

Das war's, liebe Leser, was ich erzählen wollte, weil wir neulich einmal in die Weißenfelser Gegend gerathen waren. Aber halt! noch Eins. Ihr könntet doch meinen, die Lebensführung des Lützener Seniors sei zwar nicht ganz uninteressant, aber doch nicht so wichtig, daß sich im Pilger davon Aufhebens mache. Nun, so sollt ihr noch wissen, daß wir in unsern Gesangbüchern von dem seligen Stockmann ein köstliches Lied stehen haben, um des willen allein der Mann werth wäre, daß ihr ihn kennen lerntet.

Es ist das schöne Passionslied „JEsu Leiden Pein und Tod ꝛc.", das bekanntlich eine ganze Passionsgeschichte in Versen ist. Das hat unser Stockmann gemacht, aber nicht alle 32 Verse auf einmal, sondern mit zweifacher Unterbrechung. Es war, als wollte der alte böse Feind ihn das Lied nicht zu Ende schreiben lassen. Zweimal

Das Städtchen Lützen.

überfiel während des Dichtens den theuern Mann eine so heftige geistliche Anfechtung, daß er die Feder aus der Hand warf. Schließlich aber ist das Lied doch fertig geworden und ist heute das, was der erste Titel sagt, unter dem es erschien: Frommer Christen Leibstück. Die Melodie aber dazu hat der Cantor Melchior Vulpius zu Weimar gesetzt. Nun wär's gar schön, wenn du das Lied läsest, auch wenn's heute nicht gerade Passionszeit ist. Es steht im Liedersegen Nr. 104. —

Chronik.

(Fortsetzung.)

Preußen. (Fortsetzung.) Noch am selben Sonntage hielt der Kirchenrath Nagel mit ungefähr 100 Zuhörern auf dem Boden eines Privathauses in Wollin einen Gottesdienst, bald nachher auch eine Gemeindeversammlung, in welcher unter Betheiligung von ungefähr 30 stimmfähigen Gliedern drei neue Vorsteher gewählt und ein Protest eingelegt wurde, der die Herausgabe des von den Abgetretenen behaltenen Kirchengutes und mindestens den Mitgebrauch der Kirche forderte.

Dagegen wandte sich P. Zöller an den bereits früher von Breslau abgetretenen P. Ehlers in Liegnitz. Dieser erschien in Wollin und nahm die Gemeinde in die Diedrichsche Gemeinschaft auf, ließ sie auch zufriedenstellende Erklärungen über Lehre und Wandel des Pastors und der Vorsteher abgeben. In einer Gemeindeversammlung, die die Abgetretenen hielten, ward ferner unter mehreren Bedingungen den Breslauisch Gebliebenen der Mitgebrauch der Kirche bewilligt. Nachdem jedoch am Himmelfahrtstage Kirchenrath Nagel in der Kirche einen Gottesdienst gehalten, wurde diese Bewilligung wieder zurückgezogen. Schließlich hat auf die Klage des vom O.-K.-Collegium interimistisch eingesetzten Pfarrers Frommüller das Gericht zu Gunsten der Gebliebenen entschieden, weil nach der bekannten Generalconcession, auf welche die preußischen Lutheraner den Rechtsbestand ihrer Kirchengemeinschaft gründen, die Gemeinde nur aus denjenigen bestehe, die zu Breslau gehören. Die Wolliner Gemeinde hat aber bereits ein Grundstück von nahe an 2000 Thlr. zum Bau einer Kirche gekauft.

Was die übrigen, zur Wolliner Parochie gehörigen Gemeinden betrifft, so hat man sich alle Mühe gegeben, sie bei Breslau zu erhalten. Vier Breslauer Pastoren sind zu diesem Zwecke in der Parochie umhergereist, haben aber nur sparsamen Erfolg gehabt, den größten, wenigstens anfänglich, in der Gemeinde Sabessow. — —

Auch P. von Kienbusch zu Wernigerode hat, wie das Kirchenblatt für die ev.-luth. Gemeinde in Preußen vom 1. August berichtet, sein Pastorat niedergelegt und die Gemeinde hat sich gespaltet. Der Pilger mag aber davon weil er ja nun die Wolliner Vorgänge ausführlicher erzählt hat, nicht weiter berichten. Es genügt, von der Art der Spaltung ein Beispiel zu kennen. —

In der preußischen Landeskirche beeilt man sich jetzt, wie es bereits in andern Provinzen Preußens geschehen ist, auch die Provinzen Schlesien, Sachsen und Brandenburg mit der Einführung der Synodalverfassung zunächst durch Einrichtung von Kreissynoden zu beglücken, denen die Anordnung von Provinzialsynoden nachfolgen wird, bis man endlich als oberste Spitze eine allgemeine Landessynode zu Stande bringt. Gerade in den bezeichneten Provinzen aber, in denen sich der Leim der Union bisher als sehr wenig haltbar erwiesen hat, wird es damit die größten Schwierigkeiten haben, weil nunmehr die beiden evangelischen Kirchen in dem einen Joch einer gemeinsamen Synode zusammengehen müssen. Daß der Unionsverein der Provinz Sachsen den Oberkirchenrath bei Deckung der Kosten für die Kreissynoden unterstützt, ist daher kein Wunder; aber das dürfte ein Wunder sein, wenn es nach Herstellung der Kreissynoden nicht zwischen den beiden Bekenntnissen, die man doch uniren will, zu einem Bruch nach dem andern kommt.

Bei der diesjährigen Gnadauer Frühjahrsversammlung legte P. Ahrendts aus Ilsenburg Thesen über Kirchenverfassung zur Besprechung vor, in denen die episkopale (bischöfliche) Verfassung der Kirche als die einzig richtige hingestellt ward, danach hielt P. Arndt aus Wernigerode einen Vortrag über die Einrichtung christlicher Volks-, insbesondere der Missionsfeste. Diaconus Schlunck aus Eisleben sprach über die Confirmation, und Sup. Buchholz aus der Altmark über die Aufgaben und Versuchungen, die ein Pastor in heutiger Zeit zu lösen und zu überwinden habe. —

In Berlin geht man jetzt ernstlich — freilich nur auf dem Nothwege des Vereinslebens — damit um, die Zahl der Gotteshäuser zu vermehren. Hofprediger Kögel hatte in einer Bußtagspredigt den Wunsch ausgesprochen, es möchte sich in Berlin ein Verein bilden, der die Erbauung von Kapellen für die Parochie zu fördern suche. Die Königin Auguste hatte ihm hierauf mit einem zur Gründung des Vereins noch weiter ermunternden Schreiben 200 Thlr. zugesandt, und so ist denn nun wirklich ein Hilfsverein zur Erbauung kirchlicher Gebäude in Berlin gegründet worden, der am 10. Juni seine erste Versammlung gehalten hat. Der Pilger ist weit entfernt, dies lobenswerthe Beginnen tadeln zu wollen, aber das muß er doch sagen, daß es ihn allemal mit Jammer erfüllt, wenn er sieht, wie die Pflichten, die von der christlichen Gemeinde als einer Gesammtheit geübt werden sollten, eine nach der andern in Vereinsbände gerathen. Denn da ist das Hinein immer leichter als das Heraus. So wird es nun noch viel weniger als früher den Gemeinden in Berlin einfallen, daß sie eigentlich die Gotteshäuser zu

bauen haben. — Noth mag aber allerdings vorhanden sein. Auffällig ist's ja schon, was ich neulich im evang. Kirchen-Anzeiger von Berlin gelesen habe, daß in Preußen auf 251 Juden eine Synagoge kommt, während erst auf 1302 Evangelische und auf 1249 Katholiken 1 Kirche kommt. —

Am 8. Mai starb nach längerer Krankheit der Oberconsistorialrath Prof. Emil Ludwig Richter, ein bedeutender Kirchenrechtslehrer, nach seiner kirchlichen Stellung aber ein Mann der neuen preußischen Aera. —

Dem im vorigen Jahre verstorbenen Generalsuperintendenten Hahn, der bei uns Sachsen in gutem Andenken steht, hat man auf dem Breslauer Gottesacker ein Denkmal in gothischem Styl errichtet, das am 30. Mai d. J. mit Rede, Gebet und Choral eingeweiht worden ist. Es muß ziemlich stattlich sein, denn es hat eine Höhe von 12 und eine Breite von 5 Fuß. Außer den nöthigen Angaben über die Person stehen daran die Worte: „In omnibus veritas & caritas" (d. i. in Allem Wahrheit und Liebe) und: „Ihrem treuen Oberhirten die evangelische Geistlichkeit Schlesiens". —

Vom Gebiete der inneren Mission in Preußen ist Folgendes zu berichten:

In Berlin besteht seit dem Jahre 1841 ein sogen. Magdalenenstift, d. i. eine Anstalt zur leiblichen und geistlichen Rettung von Dirnen, die einen Lebenswandel geführt haben, wie ihn die Legende im Anschluß an Lucas 7, 36 der h. Magdalene zuschreibt. Die Anstalt ist von einem Verein christlicher Frauen gegründet, vom letztverstorbenen König von Preußen gefördert und mit einem Zuschuß von etwa 2000 Thlrn. aus Staatsmitteln unterstützt worden, die bis zum Jahre 1863 mit auf dem Staatshaushaltplane standen und von den Herren und Abgeordneten auf dem Landtage genehmigt wurden. Anno 1864 aber ist's dem Abgeordnetenhause eingefallen, auf Antrag der vorberathenden Commission den Posten zu streichen, obwohl selbst liberale Abgeordnete empfehlend für die Anstalt eintraten. Warum? Die Anstalt ist eben eine christliche Anstalt, und die mußte dem hohen Hause von vornherein mißliebig sein.

Aehnlich ist's der Brüderschaft des Rauhen Hauses gegangen. Seit 1845 hat die preußische Regierung mit dem Rauhen Hause Contracte auf je sechs Jahre geschlossen, nach welchen sie der Anstalt früher 24, später 48 junge Leute zur Ausbildung übergab. Für diese Zöglinge wurde aus Staatsmitteln an die Anstalt ein Pensionsgeld bezahlt; dagegen war diese verpflichtet, die bestimmte Anzahl von Zöglingen nach erlangter Reife für die Aufseheräm̃ter in öffentlichen Strafanstalten abzutreten. Nun war wieder ein solcher Contract mit Vorbehalt der Genehmigung des Landtages auf sechs Jahre abgeschlossen worden. Für 36 Zöglinge sollten jährlich 2040 Thlr. an das Rauhe Haus entrichtet werden. Aber auch hier war das Herz der Abgeordneten verriegelt. Man strich die Summe einfach, trotz aller Gegenvorstellungen Sachverständiger, ja selbst trotz der Empfehlung eines billig denkenden Demokraten, ohne daß man sich auch nur die Mühe nahm, sich von der heilsamen Einwirkung der Rauhhäusler auf die Gefangenen zu überzeugen. Man war von vornherein davon überzeugt, daß christlich gebildete junge Leute nur gefährlichen Einfluß auf die Gefangenen ausüben könnten. Ja Einer hat es ganz offen ausgesprochen, der Grund, warum er gegen den Vertrag mit dem Rauhen Hause auftrete, sei der, weil die Pflichttreue und das ganze Hingeben der Leute des Rauhen Hauses auf einer bestimmten religiösen Ansicht beruhe, weil sie von der religiösen Pflicht durchdrungen sich dem Dienste unterzögen. Und solche Gründe hat man im preuß. Abgeordnetenhause für triftig gehalten. Da möchte man wirklich fragen, was an solchen Gründen ärger sei, die Unchristlichkeit oder die Unsinnigkeit. —

Von einem ungenannten Wohlthäter ist in Berlin ein Institut, Paulinum genannt, gegründet worden. Dasselbe bezweckt, sittlich tüchtigen und wohlbegabten Knaben, die sich dem evang. Kirchen- oder höhern Schuldienste zu widmen gedenken, die Erziehung und Pflege eines christlichen Elternhauses zu bieten. Der Stifter hat zu dem Zwecke ein neues Haus erbauen lassen, das mit einem Garten umgeben und im Innern wohl eingerichtet für die Aufnahme von etwa 20 Alumnen bestimmt ist. Den Schulunterricht werden die Zöglinge in Berliner Gymnasien empfangen, in dem Institute aber nach Bedürfniß auch Unterricht in der Musik, den neuern Sprachen u. dgl. Das Paulinum ist von dem Stifter dem „Centralausschusse für innere Mission der deutschen evang. Kirche" als Eigenthum und zur Verwaltung übergeben worden. Derselbe hat einen geeigneten Mann zum Inspector berufen. Die Anstalt ist zu ihrer Fortführung zunächst allein auf die Pensionsgelder der Zöglinge angewiesen. Doch sammelt der genannte Centralausschuß Beiträge, um für begabte Söhne unbemittelter Lehrer und Geistlichen theilweise oder ganze Freistellen in der Anstalt zu begründen. —

Die Gesellenherberge des Berliner evangelischen Vereins wird dergestalt erweitert, daß er an 100 Gäste beherbergen und dabei noch etwa 30 Gesellen aufnehmen kann, welche dauernd in Berlin arbeiten und bei den Meistern keine Schlafstelle haben. Auch das Hospiz, welches bemitteltere Gäste beherbergt, soll so eingerichtet werden, daß es, ähnlich wie die Logirhäuser der Brüdergemeinden, als Gasthaus dienen kann. (Sonntagsb.)

In Berlin besteht seit 5 Jahren ein „evangelisches Johannisstift", d. i. ein mit dem Rauhen Hause in engster Verbindung stehendes Brüderhaus, in welchem junge christliche Männer aus allen Ständen theoretisch und prak

tisch für den Dienst der innern Mission vorbereitet werden. Die Anstalt hat bis jetzt verhältnißmäßig rasch sich entwickelt und die verschiedensten Zweige der innern Mission mit den durch sie gebildeten Arbeitern versehen. Auch auf dem Kriegsschauplatze im Schleswigschen sind in neuerer Zeit die Brüder des Johannisstiftes thätig gewesen. Zur sicheren Befestigung ihrer Wirksamkeit fehlte aber der Anstalt bis vor Kurzem noch der eigne Grund und Boden. Sie mußte zur Miethe wohnen und sich auch das Ausziehen gefallen lassen. Da wußte der erfahrene Blick des Dr. Wichern, der diese Anstalt wie das Rauhe Haus leitet, im Norden von Berlin einen Platz ausfindig zu machen, der sich zur Anlegung einer ganzen kleinen Colonie trefflich eignete. Der fast 80 Morgen umfassende Platz, ursprünglich zur Staatswaldung gehörig, ist der Verwaltung des Johannisstiftes käuflich überlassen worden, nachdem der Preis des Grundstücks einfach nach der Forsttaxe festgestellt worden war; und nun soll sich dort eine Art landwirthschaftlicher Ansiedelung erheben nach der Weise des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg. Man will in einer parkähnlichen Anlage zwischen Feldern und Wiesengründen, zwischen Gärten und Baumpflanzungen ein „Johannesdorf" gruppiren, bestehend aus den Wohnungen für die Brüder und die Kinder der Anstalt mit dem Mittelpunkte einer Vorsteherwohnung. Die Häuser sollen im ländlichen Styl der Schweizerhäuser aufgeführt werden. Der Plan für Alles, Kirchlein, Werkstätten, Schul- und Krankenhaus ist fertig. Daß seine Ausführung nur langsam vorschreitet, ist erklärlich und fast zu wünschen, weil all zu rasches Wachsthum leicht in Schwindsucht ausartet. Aber die Hauptsache, der Platz, ist doch gewonnen, und bereits sind vier Capitalien zu Gründung der 4 ersten Kinder- und Brüderhäuser dargereicht worden. Es hat auf dem Platze ein reges Ordnen und Bauen begonnen, die Häuser sind nun wohl so ziemlich fertig und am 19. Juli d. J. ist für das etwa in der Mitte gelegene Haupthaus auf feierliche Weise der Grundstein gelegt worden. Den Bau dieses Haupthauses hat der verstorbene König Friedr. Wilh. IV. mit seiner Gemahlin durch eine Gabe von 10,000 Thlr. möglich gemacht. Die 4 ersten Häuser sind vornehmlich für die Aufnahme solcher Kinder bestimmt, die durch den schleswig'schen Krieg verwaist und hülflos geworden sind. Für ihr weiteres Wachsthum ist die Anstalt lediglich auf Gaben christlicher Liebe, sei's in Geld oder in natura, angewiesen. Doch ist nicht zu zweifeln, daß ihr die geboten werden. Der HErr hat ihr ja in den Capitalien für das Haupthaus und die 4 andern Häuser schon ein so schönes Angeld gegeben. —

Auch aus Preußen Einiges „zur Volkssitte." Zunächst etwas gar Liebliches, das wir einem Bericht der Ev. Kirchenzeitung über die Gnadauer Frühjahrsconferenz entnehmen. Oberhalb Magdeburg liegt auf dem linken Elbufer die Stadt Schönebeck an dem Schienenwege, der von Magdeburg nach Köthen führt. Sie war der Schauplatz, wo der freigemeindliche Sprecher Uhlich mit so vielem Erfolge seine erste Wirksamkeit entfaltete, wo er seine ersten Volksversammlungen hielt, zu denen die ganze Umgegend hinströmte. Noch bis jetzt hat sich dort eine freie Gemeinde erhalten und nur kümmerlich gedeiht das kirchliche Leben. Und doch hat sich hier ein liebliches christliches Volksfest aufgethan. Gerade Schönebeck gegenüber, am andern Ufer der Elbe, liegt eine grüne und waldige Insel mit großen Wiesen, welche von prächtigen Eichen umkränzt sind und auf dieser das Dorf Elbenau. Hier ist es, wo seit kurzer Zeit alle Jahre im Juni ein Missionsfest gefeiert wird, zu welchem nicht Hunderte, sondern Tausende hinströmen nicht allein aus Schönebeck und der ganzen Umgegend, sondern auch schon von fern her, so daß die Eisenbahn an dem Tage mit den nach Elbenau ziehenden Schaaren bedeckt ist und ebenso die Elbe mit festlich geschmückten Kähnen voll fröhlicher Sänger. Die Festfeier selbst ist auf das Lieblichste geordnet. Es finden Umzüge statt unter flatternden Fahnen, um welche sich gesonderte Schaaren gesammelt haben, es wechselt Gesang unter Posaunenschall mit geistlichen Ansprachen, welche die Bekehrung der Insel und der ganzen Umgegend auf eine ebenso kundige als frische Weise beschreiben oder von den neuen Gebieten der Mission erzählen, und auch zur leiblichen Erfrischung und Erheiterung wird dem Volke Raum gelassen. Es ist dies Fest ein rechtes Wunderzeichen der göttlichen Gnade gerade in dieser Gegend, ein Morgenroth eines neu aufgehenden Tages im finstern Lande. Der Gründer des Elbenauer Missionsfestes ist P. Arndt, jetzt in Wernigerode. Als Pastor in dem benachbarten Walter-Rienburg, wo er noch vor Kurzem war, ist er mit seinen Posaunenbläsern und einem großen Theile der Gemeinde auf festlich geschmückten Kähnen nach Elbenau gezogen, um das erste Missionsfest hier zu feiern und durch seine Anregungen und Anordnungen ist es unter des HErrn Gnadenhilfe und dem Beistande gleichgestimmter Brüder das geworden, was es nun ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Noch Etwas vom Wetter.

Ein Schulmeister und Küster in der alten Zeit bewarb sich um den erledigten Dienst in einer Gemeinde, und um seiner Sache sicherer zu sein, ließ er merken: er könne nebenbei auch das Wetter machen. — Das war den Bauern sehr lieb, und sie nahmen ihn an. Nach einiger Zeit aber wollten sie der Sache Ernst machen, rückten ihm auf den Leib. Da sprach der Schlaukopf: Zuerst also einigt euch sämmtlich, was morgen für Wetter sein soll. — Die Leute gingen darüber in Berathung, kamen aber gar bald hart aneinander. Der eine wollte stilles Wetter und etwas gelinden Regen haben, er wollte den Acker bestellen; der andere Sonnenschein, weil seine Frau Leinwand auf der Bleiche hatte; der Windmüller starken Wind, u. s. w. Ja, sprach der wohlbestellte Küster, so viel Sorten auf einmal kann ich nicht machen. Also Gott befohlen!

(Volksblatt für Stadt und Land.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sarhsem.

№ 39. Dresden, den 24. September 1864.

Am achtzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 10, 16—22*).

„Siehe, Ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe." Hiermit lehrt Er, daß sie nicht allein die Undankbarkeit und Verachtung (V. 14), sondern auch die Verfolgung geduldig ertragen müßten. Denn indem Er sie tröstet, so sagt Er ihnen vorher, daß ihnen Verfolgungen gewiß bevorstünden. „Ich sende euch wie Schafe," d. i. ihr seid Meine Gesandten, ihr werdet mitten unter grausamen Wölfen zu thun haben. Nun erachtet selbst, was ihr von den Wölfen zu gewarten habt. Deßwegen bereitet und stärket euch gegen die Tyrannei der Wölfe. O wie schlimm sieht es, wo Schafe den Wölfen predigen, ihnen das Recht sprechen und sie richten! Löwen sollte man unter sie senden. Aber dieses geschieht, wie Paulus spricht, „auf daß unser Glaube bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft," 1. Cor. 2, 5, dadurch Gott Seine Schafe auch unter den Wölfen und feindseligsten Feinden erhalten wolle. Und es ist ausdrücklich zu merken, daß wir, die wir im Lehr- und Predigtamte stehen, uns ganz gewiß einbilden sollen, daß wir unter Wölfen lehren, und daß unser Werk nichts Anders sei, als wenn ein Schaf die Wölfe richten, strafen und zum Zorn reizen wollte, und darauf umginge, daß sie nicht Wölfe sein möchten. Die Wölfe werden nimmermehr gute Schüler der Schafe. Deßwegen gibt Er ihnen bei ihrem so sehr schlimmen Zustande einen wunderschönen Rath, wenn Er spricht: „Darum seid klug wie die Schlangen, und ohne Falsch wie die Tauben." Das Erste ist, daß wir eine solche Klugheit wie die Schlangen haben sollen, das Andere, daß unsere Aufrichtigkeit ohne Falsch sei wie der Tauben; sintemal es nöthig ist, daß ein Prediger des Worts bei der Verfolgung diese zwei Stücke an sich habe, nämlich daß er vorsichtig sei gegen die Falschen und Hinterlistigen, und doch aufrichtig und offenherzig gegen die Ehrlichen und Frommen. Denn der Teufel und die Welt suchen durch wunderbare Kunstgriffe Gelegenheit wider die Gerechten, daß sie den Schein geben, als ob sie dieselben billig verfolgten. Deßwegen muß man sich klüglich vorsehen, d. i. unanstößig oder untadelig sein, damit ihnen keine Gelegenheit zu einer rechtmäßigen Verfolgung gegeben werde; sondern daß sie allezeit durch ihre eigene Ungewißheit aus Noth gezwungen überzeugt werden, daß sie Christum ohne alle Ursache hassen. Also verwahrt eine Schlange ihr Haupt sehr listig und vermeidet mit höchstem Fleiß, was ihr schaden könnte; wie sie denn das allerlistigste unter den Thieren ist. Hernach, wenn wir den Bösen kein Aergerniß oder Gelegenheit gegeben

*) Aus Dr. Mart. Luther's Anmerkungen zum Evang. St. Matthäi.

Digitized by Google

haben und also im Bösen klug gewesen sind, so wird erfordert, daß wir auch einfältig im Guten sind; d. i. daß wir um keines angethanen Unrechts willen nachlassen, sondern lehren, dienen, bereitwillig und gutthätig seien, sowohl gegen die Dankbaren als Undankbaren, ohne Unterschied, ohne Hoffnung der Ehre und ohne Nachgier, gleichwie eine Taube nach ihrer Einfalt ohne Unterschied Junge aufzieht, es mögen ihre eigenen oder fremde sein. Eben das ist es, daß Er alsbald selbst diese Klugheit erklärt, wenn er spricht (V. 17): „Hütet euch aber vor den Menschen." Das ist: sehet euch vor, daß sie euch nicht durch Hinterlist betrügen und eine rechtmäßige Gelegenheit wider euch finden und euch ins Netz locken. Denn ihr sollt wissen, daß sie einzig und allein darauf umgehen, daß sie euch überantworten mögen vor ihre Rathhäuser. Deßwegen seid wie die Schlangen und nehmet euren Kopf in Acht, d. i. damit ihr nicht, wenn euch euer Gewissen sagt, daß ihr Gelegenheit dazu oder ein Aergerniß gegeben, darüber erblasset. Denn unser Gewissen oder Glaube ist das Haupt, und „unser Ruhm vor Gott, nämlich das Zeugniß unsers Gewissens, daß wir in Einfältigkeit und göttlicher Lauterkeit auf der Welt gehandelt haben" (2. Cor. 1, 12), wenn wir Niemand einen Anstoß gegeben, sondern uns als die Diener Gottes erwiesen haben, sowohl in der Lehre als im Leben. Denn der Teufel und die Welt bemühen sich, unsre Lehre zu einer aufrührischen und ketzerischen zu machen, unser Leben aber als gottlos, und da Einer thun dürfte, was er wolle, auszuschreien. Deßwegen muß man also lehren und klüglich leben, daß sie um keiner rechtmäßigen Ursache willen weder die Lehre noch das Leben strafen können; wo sie es aber lügenhafter Weise strafen, daß sie zur Zeit der Untersuchung müssen zu Schanden werden; wie Petrus spricht 1. Petr. 3, 16 und Paulus Tit. 2, 7. 8.

„Hütet euch aber vor den Menschen." Das ist ein wunderliche Warnung, daß wir uns vor „den Menschen" hüten sollen. Was sind denn Menschen? Sind es denn Teufel? Antwort: In dieser Sache, nämlich des Evangeliums, muß man sich lediglich auf Gott allein verlassen. Denn alle Menschen sind Lügner, Ps. 116, 11: Gott aber ist allein wahrhaftig. Darum, weil alle Menschen veränderlich sind, so verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen, die können ja nicht helfen, Ps. 146, 3. Denn das werdet ihr an den Menschen haben, daß, wenn sie euch heute gewogen sind, sie euch morgen verfolgen. Man kann sich auf Niemand sicher verlassen. Sie sind Wölfe; deßwegen richtet euer Gemüth so ein, als ob ihr allein in der Welt wäret, als Schafe mitten unter den Wölfen. Hören auch Einige, die werden mit uns Schafe sein; von den Uebrigen denket, daß sie Wölfe sind: und zwar vornemlich diejenigen, die Menschen (d. i. weise) sind. Denn es liegt ein Nachdruck in dem Worte „Menschen," welche nicht Narren, wie die Gläubigen und Einfältigen sind, sondern Menschen, d. i. die viel menschliche Weisheit besitzen, die entweder die Lehre des Glaubens verachten, oder sich stellen, als ob sie glaubten. Denn diese hassen allezeit die Prediger, sonderlich wenn man ihnen die Wahrheit sagt; gleichwie Herodes den Johannes haßte. Deßwegen werden eben diese diejenigen sein, die „euch überantworten werden vor ihre Rathhäuser, und werden euch geißeln, und werden euch vor Könige und Fürsten führen." Und je mehr sie Menschen sind, d. i. je mehr sie vor Andern weise, gerecht und fromm sind, desto mehr werden sie dieses thun. Denn der Menschen Gerechtigkeit, Weisheit und Religion kann die göttliche Gerechtigkeit und Religion am wenigsten leiden. Deßwegen trauet ihnen ja nicht, ob sie gleich sich als Brüder und Freunde anstellen. Denn es werden auch unter euch falsche Brüder, falsche Apostel und Propheten sein, nämlich eure ärgsten Feinde. Deßwegen lehret blos im Vertrauen auf Gott.

„Wenn sie euch nun überantworten werden, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn — — eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet." Dies ist abermal ein Verbot wider das Vertrauen. Als wollte Er sagen: Vielleicht werdet ihr bekümmert sein, was ihr antworten wollt, und deßwegen werdet ihr in euren Herzen auf Reden denken, daß ihr so und so reden wollet. Aber bekümmert euch darum nicht. Fürs Erste, so lehrt das Wort, so Euch befohlen ist, das ihr habt und das euch gegeben ist. Hernach, so laßt den Kummer fahren, wie ihr euren Anklägern oder Verleumdern antworten wollt. „Da wird euch Mund und Weisheit gegeben werden, welcher nicht sollen widersprechen mögen noch widerstehen alle eure Widerwärtigen". Luc. 21, 15. Die Ursache, warum er den Rath giebt, ist diese: weil der Satan ein Tausendkünstler ist und allezeit immer neue Verleumdungen erfindet, daß sich kein Lehrer und Prediger durch keine gewisse Regel sattsam dagegen verwahren kann, was oder wie man antworten solle. Denn er ist allezeit fertig, aus einem jeden Worte neue Verkehrungen zu erzwingen, und seine Bosheit ist unendlich. Und also geschieht es, daß alles, worauf man sich vorher gefaßt gemacht, zernichtet wird und in der Anklage etwas ganz Anderes vorkommt, als wir uns versehen hätten. Deßwegen muß der heil. Geist zugegen sein, der diesen Tausendkünstler, der sich in allerlei Gestalten verwandeln kann, fasse und fange, oder uns zum Wenigsten vor seiner Verschlagenheit und listigen Ränken sichere und erhalte, daß wir nicht gefangen werden. Darum muß man diese Stelle wohl merken, was es für ein wichtiges Amt sei, wenn man wider dergleichen Ungeheuer lehren soll. Deßwegen muß man hier Alles thun im Vertrauen auf Christum und in Demuth, oder daß man an seinen eigenen Kräften verzweifle und alle Sorge und Bekümmerniß gänzlich auf Ihn werfe, weil Er selbst die Verheißung thut: „Eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet." Daher haben wir einen gründlichen Trost, daß wir durch

diese göttliche Verheißung gewiß versichert sind, daß unsre Verleumder (wenn sie sich auch in tausenderlei Gestalten verstellen können, und noch so listig sind und den größten Schein von sich geben) Nichts ausrichten; sondern ihre Thorheit wird offenbar werden Jedermann (2. Tim. 3, 9): denn der Geist unseres Vaters ist zugegen und steht uns bei. Also hat Christus allezeit die listigen Anschläge der Pharisäer, Petrus den Zauberer Simon, Paulus seine falschen Apostel überwunden.

Eines wünsch' ich mir vor allem Andern.

Weil die lieben Leser heut in der „Chronik" auf die Krone aller Knapp'schen Lieder, auf das in der Ueberschrift bezeichnete, hingewiesen werden und es doch möglich wäre, daß der Eine oder Andere das Lied (Mel. Die wir uns allhier zusammen finden ꝛc.) noch nicht kännte, will ichs lieber gleich hersetzen. Man erzählt, Knapp sei in Gaisburg, einem Dörfchen, in dem er eine Zeit lang als Vicar stand, von einem Handwerksburschen gebeten worden, ihm für einen bestimmten Anlaß — es war wohl für einen Neuconfirmirten — ein religiöses Lied zu dichten. Da habe er das nachfolgende Lied gedichtet, an das er später nicht wieder gedacht, bis es ihm in einer Liedersammlung einmal begegnet sei, nachdem es bereits Vielen lieb geworden.

Eines wünsch' ich mir vor allem Andern,
Eine Speise früh und spät;
Selig läßt's im Thränenthal sich wandern,
Wenn dies Eine mit uns geht:
Unverrückt auf einen Mann zu schauen,
Der mit blut'gem Schweiß und Todesgrauen
Auf Sein Antlitz niedersank
Und den Kelch des Vaters trank.

Ewig soll Er mir vor Augen stehen,
Wie Er als ein stilles Lamm
Dort so blutig und so bleich zu sehen,
Hängend an des Kreuzes Stamm;
Wie Er dürstend rang um meine Seele,
Daß sie Ihm zu Seinem Lohn nicht fehle,
Und dann auch an mich gedacht,
Als Er rief: Es ist vollbracht!

Ja, mein JEsu, laß mich nie vergessen
Meine Schuld und Deine Huld!
Als ich in der Finsterniß gesessen,
Trugest Du mit mir Geduld;
Hattest längst nach Deinem Schaf getrachtet,
Eh' es auf des Hirten Ruf geachtet,
Und mit theurem Lösegeld
Mich erkauft von dieser Welt.

Ich bin Dein! sprich Du darauf Dein Amen!
Treuster, JEsu, Du bist mein!
Drücke Deinen süßen JEsusnamen
Brennend in mein Herz hinein!
Mit Dir Alles thun und Alles lassen,
In Dir leben und in Dir erblassen,
Das sei bis zur letzten Stund
Unser Wandel unser Bund!

Nachträge zu Gerber's Leben.

2. „Kein Blatt vor dem Munde."

Das war des seligen Gerber's Art, wenn er mit andern Leuten zu verkehren hatte. So hielt er's nicht blos mit den Bauern in seiner Gemeinde, sondern mit Jedermann, weß Standes und Ranges er auch sein mochte. Das wirst du aus der nachfolgenden Geschichte sehen. Daß es aber nicht Jedermann gegeben ist, so von der Leber weg zu reden, und daß man nicht Jeden, der leiser auftritt, einen Leisetreter heißen müsse, das wirst du am Schlusse der Geschichte wohl einsehen.

Zu der Zeit, als der fromme Philipp Jacob Spener noch in Dresden Oberhofprediger war, lebte daselbst ein vornehmer Herr, der ein kurfürstlicher Geheimer Rath war. Der hatte von unserm Gerber gehört und wohl auch dessen Bücher durchblättert. Da hätte er nun gern den fleißigen Mann, der den damaligen Christen so unerschrocken ihre „unerkannten Sünden" vorstellte, kennen gelernt. Nun hatte er für seinen Sohn einen Informator, der mit dem Pastor Gerber bekannt war. Durch den ließ er unsern Gerber wiederholt ersuchen, er solle ihn doch einmal besuchen, damit sie mit einander bekannt würden. Und als nun des Einladens kein Ende werden wollte, machte sich Gerber eines Tages von Lockwitz auf und ging herein nach Dresden, um den Herrn Geheimrath zu besuchen. Der nahm ihn nicht unfreundlich auf, unterhielt sich bei zwei Stunden mit ihm, und als der Mittag herbei kam, durfte Gerber nicht fortgehn, sondern mußte mit ihm zu Mittag essen. Besonders behaglich mag das unserm Gerber nicht gewesen sein, denn er hatte in dem zweistündigen Gespräch Manches zu hören bekommen, wogegen er eine bescheidentliche Erinnerung nicht unterdrücken durfte. Doch blieb er, um den Herrn nicht zu verletzen. Aber über Tisch sollte es noch dicker kommen.

Das erste Gericht, das auf den Tisch kam, ward ziemlich kalt aufgetragen. Dazu war's ein Kalbskopf, und der ist nicht Jedermanns Geschmack. Der Herr Geheimrath aß davon mit großem Appetit, aber Gerbern

wollte der kalte Kalbskopf nicht munden. Als ihn daher sein Herr Wirth nöthigte, er solle doch essen, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er den Diener bat, ihm seinen Teller warm zu machen. Da besann sich der Herr Geheimrath, der mittlerweile mancherlei discurirt haben mochte, mit einem Male, daß er ja seine Portion Kalbskopf auch habe kalt essen müssen; und weil er ein überaus jähzorniger Mann war, fuhr er in der Hitze auf den Diener los: Du tausendsacramentischer Hundsfott, warum hast du das Essen so kalt aufgetragen?

Der liebe Gerber erschrak über diese entsetzlichen Worte nicht wenig, faßte sich aber bald und sagte: „Ich habe gemeint, Ew. Excellenz wären gar ein guter Christ; allein Sie beweisen das Gegentheil. Wo solche Tractamente kommen, da kann ich nicht mit essen!" Und damit stand er auf und wollte gehen.

Weil er aber auf dem Ehrenplatz neben dem Hausherrn saß, faßte ihn dieser überrascht beim Arme, zog ihn wieder nieder auf den Stuhl und sagte: Nun, nun, wer hat denn auch dem Herrn Pastor die Freiheit gegeben, mir in meinem Hause einen Verweis zu geben? „O nein", antwortete Gerber, „Ew. Excellenz wollen das nicht für einen Verweis ansehen, es ist nur eine nothwendige Erinnerung, die ein Christ dem andern schuldig ist." Und dann fuhr er fort zu zeigen, wie wir Christen nach der Schrift einander vermahnen sollen und wie das Fluchen und Schimpfen eine Sünde sei, wie man auch den Namen des hochwürdigen Sacramentes und damit zugleich den Namen des Herrn gar sehr entehre, wenn man mit „Sacrament" und dergleichen um sich werfe.

Das fruchtete. Der Herr Geheimrath lenkte ein und sagte, zu seiner Frau gewendet: Ja 's ist wahr, der Herr Pastor hat ganz recht gethan. Ich gestehe es, es ist eine große Sünde, die heiligen Sacramente zum Fluch zu machen. — Und so war denn der Friede bald wieder hergestellt. Gerber blieb sitzen und man aß in Ruhe weiter.

Der Geheimrath mochte sich aber immer noch in Gedanken mit dem beschäftigen, was er zu hören bekommen. Er war nicht so bösartig, daß er's den Pastor hätte fühlen lassen; im Gegentheil, er schien sich zu freuen, daß ihm Einer so ehrlich begegnet war. Aber seine grobe Art brach doch immer wieder durch. Nach einer Weile wandte er sich zu seiner Frau, die eine liebe, fromme Seele war, aber von ihrem Herrn Gemahl Manches anhören mußte, was sie in's Herz stach. Es ist doch wunderbar, sagte er, ich habe die Worte, die ich vorhin gebrauchte, schon oftmals gesprochen, wenn A. und B. (und da nannte er die Namen zweier Prediger) bei mir zu Tische waren; aber die Kerls haben mich niemals erinnert, daß es Sünde sei.

Da ward Gerber auf seinem Stuhle wieder unruhig, aber er stand diesmal nicht auf, sondern sagte nur ganz freundlich: Ei, ei, das sind ja ganz wackere Theologen und Diener Gottes, und Ew. Excellenz nennen sie verächtlicher Weise „Kerls". Wenn ich nun Ihre Diener so nennen wollte, so würden Sie mich wohl sauer ansehen und es würde Sie das hoch verdrießen. Und Sie nennen solche Männer Kerls, und geben damit auch Ihren Dienern ein böses Beispiel, daß die bei Gelegenheit die Diener Gottes ebenso verächtlich tituliren! Es ist ja möglich, daß diese Prediger über Tische im Gespräch mit Anderen Ihre Worte nicht gehört haben, sonst würden sie wohl ganz ebenso Erinnerung gethan haben, wie ich.

Das war aber dem Herrn Geheimrath denn doch zu arg. Er schickte sich an zu einem neuen Zornausbruch, aber Gerber kam ihm zuvor mit den Worten: Wenn Ew. Excellenz keine Erinnerung vertragen können, so lassen Sie mich und meines Gleichen nur bleiben, wo wir sind; denn wo wir still schwiegen, machten wir uns ja solcher Sünden theilhaftig. Und wollten wir Ew. Excellenz ganz insgeheim erinnern, so würden doch Ihre Diener denken, man hielte solche Worte nicht für Sünde. Nein, die müssen es auch hören und zugleich gewarnt werden.

Und siehe da, der Hausherr gab sich abermals zufrieden. Er versprach, er wolle gern alle Erinnerungen für gut annehmen, und bat, der Herr Pastor möchte nur öfter zu ihm kommen. „Das ist gar nicht so nöthig," entgegnete Gerber, „da haben ja Ew. Excellenz Ihre Frau Gemahlin, geben Sie nur der lieben gottseligen Frau die Freiheit, Sie fleißig zu erinnern, so werden Sie den gleichen Nutzen haben, als wenn ich Sie erinnerte." Und damit schieden sie.

Des andern Tages aber kommt der Geheimrath in's Obersteuercollegium und da hat er nichts Eiligeres zu thun, als allen seinen Herren Collegen öffentlich zu erzählen, er habe gestern den wunderlichen Kauz, den Pastor Gerber aus Lockwitz, bei Tische gehabt, und so und so sei der mit ihm umgesprungen. Wie er's aber im Steuercollegio erzählt hatte, so gab er's noch an andern Orten zum Besten, und nach wenigen Tagen war die ganze Stadt Dresden voll von dem, was der Lockwitzer Pfarrer dem Geheimrath unter die Augen gesagt hatte, und wohl auch von dem, was er ihm gar nicht wirklich gesagt hatte, sondern nur gesagt haben sollte.

Vierzehn Tage nachher besuchte Gerber den damaligen Oberhofprediger Spener. Da war's natürlich eine der ersten Fragen: „Ei lieber Herr Bruder, was ist Ihm denn neulich bei der Mahlzeit des Herrn Geheimraths begegnet? Ich habe die Sache auf unterschiedliche Art erzählen hören und möchte gern wissen, wie viel dran wahr ist." Und als nun Gerber die Geschichte erzählt hatte, wie sie passirt war, und daß ihm der HErr zu jener Stunde eine gar große Freimüthigkeit verliehen, da seufzte der liebe Spener tief auf, hob seine beiden Hände auf und sagte: „Der HErr sei gepreiset, der meinem lieben

Bruder die Gnade und den Muth gegeben, so getrost einen solchen Herrn zu erinnern und die Ehre Gottes zu retten. Wenn ich solches zu hören bekommen hätte, ich wäre erstaunt und hätte vor Blödigkeit kein Wort sagen können. Ich bin schon manchmal dahin und dorthin gegangen und habe mir vorgenommen, von Amtswegen Das und Jenes zu erinnern; aber wenn ich hingekommen, ist mir gleichsam der Mund geschlossen gewesen und habe mit Betrübniß unverrichteter Sache wieder davon gehen müssen. Deswegen ersuche ich auch öfters christliche Freunde, daß sie meiner Schwachheit mit ihrem brüderlichen Gebet zu Hilfe kommen möchten." --

Ein Brief von P. Wüstemann
aus Nordamerika.

Geliebte Freunde und Brüder!

Mit diesen Zeilen empfanget ihr den ersten Gruß wieder von mir aus Amerika. Am 17. Juli setzten wir unsern Fuß nach einer vierzehntägigen Seereise wieder auf amerikanischen Boden. Der HErr war uns auf der ganzen Reise sehr gnädig gewesen, denn wir hatten nicht eine Stunde unruhige See, geschweige denn Sturm. Nur zweierlei war, was die Reise ungemüthlich machte, gottlose Reisegesellschaft und immerwährende Kälte. Man steuerte sehr hoch nördlich. Drei Tage vor unsrer Landung hatten wir empfindliche Schneekälte, ja es fing sogar zu schneien an. Das war am 13. Juli. Ganz unbehaglich war es Einem daher, als wir am 17. in eine fast tropische Hitze versetzt wurden, wie sie hier von Beginn des Junimonats an ununterbrochen gewesen ist. Daß ein solcher Contrast übel auf den Gesundheitszustand einwirken würde, ließ sich voraussehen. Da ich in New-York, wie ich erwartete, keine Vocation (Berufung in's Amt) vorfand, entschloß ich mich, mit den Meinen nach Detroit zu gehen, um dort bei meiner alten lieben Gemeinde einen Ruf in's heil. Amt abzuwarten. Die Hitze war so groß, daß wir mit Beile reisen und einigemal unterwegs Station machen mußten. Unser munteres und von Gesundheit blühendes Töchterlein erkrankte uns schon unterwegs. Am 23. Juli trafen wir in Detroit ein. Die Freude des Wiedersehens bei meiner alten lieben Gemeinde zu schildern, vermag ich kaum. Jedermann wollte uns herbergen. Wir waren aber dankbar froh, daß der treue Gott uns durch seine große Güte bis hierher gebracht hatte, denn unser liebes Kind erkrankte immer mehr. Die Hitze stieg selbst hier im hohen Nordwesten auf 115 Grad Frh. (etwa 51 G. R.) In Folge dieser Hitze gingen allerlei Krankheiten im Schwange; unter den Erwachsenen Cholera, Ruhr u. dgl., unter den Kindern die sogenannte Sommerkrankheit, die in wenig Wochen in Detroit allein 900 Kinder weggerafft hat. Auch unser theures Kind wurde schon am 8. August ein Opfer dieser furchtbaren Krankheit. Unser alter Hausfreund — das liebe Kreuz — machte also sofort wieder seinen Besuch, aber in einem sehr rauhen Gewande, denn auch ich war um dieselbe Zeit von Neuem erkrankt. Es war die rothe Ruhr, verbunden mit starken Fiebererscheinungen und heftigen Schmerzen im Leibe, wobei ich mich laut schreiend krümmte wie ein Wurm. Obwohl wir die kleine Leiche unseres lieben Kindes in Eis legen ließen, so nöthigte uns dennoch die große Hitze, sie schon am andern Tage beerdigen zu lassen. Ich aber war nicht im Stande, der Beerdigung beizuwohnen, da mich Schmerzen und Krankheit an mein Lager fesselten.

Es hat dem HErrn in Seinem unerforschlichen Rath wiederum gefallen, unseren Herzen abermals tiefe Wunden zu schlagen. Er führt uns dunkele Wege. Wäre Er und Sein heiliges Evangelium nicht unser Trost, so müßten wir vergehen in unserm Elende. Nur der Glaube vermag uns über alles Leiden dieser Zeit hinwegzusetzen, und die Hoffnung auf das herrliche Erbe und die selige Freude des Wiedersehens vor dem Throne Gottes vermag das von Schmerz zerrissene Herz in tiefer Ruhe zufrieden zu stellen. Denn — „ich weiß, wen Gott will herrlich zieren und über Sonn' und Sterne führen, den führet Er zuvor hinab." — Schenke Er uns nur gnädiglich das nöthige Maaß von Glauben, Geduld und Ergebung in Seinen Willen, daß wir uns demüthig beugen unter Seine gewaltige Hand.

Mit mir geht es jetzt, indem ich dieses schreibe, durch die Hülfe des HErrn wieder besser; allein das Fieber hat doch ein gut Theil meiner erst neugesammelten Kräfte wieder aufgezehrt, so daß ich nicht weiß, wann ich einem Rufe in's heilige Amt zu folgen werde im Stande sein. Wir haben uns daher auf längeres Bleiben in Detroit gefaßt gemacht. Ein bequemes Logis ist uns zum Gebrauch umsonst überlassen und meine alten Gemeinden sorgen treulich in dieser theuern Zeit für unsern Unterhalt. Es ist gegenwärtig hier Alles entsetzlich theuer. In Folge der anhaltenden Hitze und Dürre ist die Ernde gänzlich mißrathen. Die Lebensmittel haben einen Preis wie noch nie. Der Bushel Kartoffeln, den man vor drei Jahren und später um 10 Cents kaufte, kostet jetzt über 2 Dollars. Mehl, Fleisch, Butter u. A. ist Alles um das Sechsfache im Preise gestiegen; dazu macht der Krieg mit seinen Greueln der Verwüstung des Elendes immer mehr. Abermals hat der Präsident, der Alles seinem Ehrgeize unterordnet, um sich und seinen Anhang am Ruder zu erhalten und um seine Herrschaft mit Menschenschädeln und Kanonenkugeln fest zu begründen, verordnet, daß eine halbe Million neue Streitkräfte in den Kriegsdienst gezogen werden sollen. Die Ziehung soll am 5. September d. J. stattfinden. Es ist Alles in größter Aufregung. Es ist nichts Geringes, wenn wieder so viele junge Männer von ihren Weibern und Kindern, so viele Söhne von ihren alten Eltern hinweg gerissen werden. Die Reichen und Wohlhabenden kaufen sich Stellvertreter. Da aber nur ein Nichtbürger Stellvertreter sein kann, so wird auf die freien Neger und auf die neuankommenden Einwandrer förmlich Jagd gemacht. Es wird dieser Menschenhandel ganz geschäftsmäßig betrieben. In den großen Städten sind Bureaus, wo der Menschenhandel abgeschlossen wird, und wer solchen Handel treibt, muß ebenfalls die gebührende Staatssteuer entrichten, als triebe er irgend ein anderes Kaufmannsgeschäft. Diese Menschenhändler senden ihre Werber aus, die durch gaunerische Umtriebe die Schlachtopfer so billig wie möglich müssen einzukaufen suchen, um sie dann für 600 bis 800 bis 1000 Dollars an diejenigen wieder zu verkaufen, die einen Stellvertreter nöthig haben. Unter dem Vorgeben, die Neger freimachen zu wollen, eine Nation, die nicht fähig ist, selbständig zu existiren, verkauft man weißes Menschenfleisch zu Kanonenfutter. Soweit gehen die Greuel, daß Menschendiebe 15—16jährige Knaben auf der Straße einfangen und für einen Diebslohn in die Hände der Menschenhändler liefern. Das Alles duldet eine Regierung, die eine christliche zu sein vorgiebt. O wie hat

doch Gott in Seinem gerechten Zorn das Volk dieses Landes dahingegeben in seines bösen Herzens Sinn, zu thun, das nicht taugt. An Buße thun, daß Gott Seinen Zorn wende und mit den schweren Gerichten einhalte, denkt das Volk als Volk nicht. Der HErr sei Seiner Kirche gnädig!

Ihr aber, lieben Brüder und Schwestern, wollet nicht unterlassen, auch für unser Land und Volk mitzubeten, daß es sich endlich doch unter die züchtigende Hand Gottes demüthige. Betet auch für mich, daß ich bestehen möge im bösen Stündlein, und unter all der Trübsal, die der HErr zum Heile meiner Seele über mich ergehen läßt. Zur Freude und zum Trost wird es mir gereichen, wenn irgend einer meiner mir persönlich bekannten lieben Freunde, nach der unten angegebenen Adresse in Bälde an mich schreiben würde. Seid mit Leib und Seele dem treuen Gott und Heiland befohlen. Seine Gnade walte über Euch und

Eurem
zwar vielgeprüften, aber durch Gottes
Gnade doch nicht verzagten Bruder in Christo

Detroit, Mich., d. 22. Aug. 1864.

Adelbert Wüstemann,
care of Rev. Hügli.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Preußen. (Fortsetzung.) Die Criminalpolizei hat bei einem Berliner Photographen mehrere Tausend Photographien mit unzüchtigen Darstellungen nebst den dazu gehörigen Platten confiscirt. Es sind meist Copien französischer Schandbilder. Der unsaubere Industriezweig soll leider auch in Berlin eine Ausdehnung gewonnen haben, welche durch ihre Frechheit das schärfste Einschreiten der Aufsichtsbehörde herausfordert. (Ev. kirchl. Anz.)

In Berlin erscheint jetzt unter dem Titel „der Prophet" eine Zeitschrift, die bereits ihren zweiten Jahrgang erlebt hat. Wohl eine christliche Zeitschrift? könnte man nach dem Titel vermuthen. O nein! Es ist das „Organ der Berliner Modeakademie für Herrenmoden", herausgegeben von einem „Lehrer der Zuschneidekunst" Namens Diete, das diesen verheißenden Titel führt. — Und nun denkt euch einmal einen Propheten des Alten Testamentes, wie der einhergegangen sein mag, oder den Täufer Johannes mit seinem Gewand von Kameelshaaren — und dazu ein Modejournal mit dem Titel „Prophet."

Endlich wenden wir uns noch in die katholische Kirche Preußens. Am 23. Juli ist in Köln das siebenhundertjährige Jubiläum der Uebertragung der Reliquien der heiligen drei Könige in den dortigen Dom kirchlich gefeiert worden. Was es mit diesen Reliquien für eine Bewandtniß habe, das hat ein Hirtenbrief des Kölner Erzbischofs von Geissel auch der evangelischen Welt kund gethan, der die Geschichte dieser Reliquien und ihre Uebertragung nach Köln erzählt hat. Die katholische Kirche glaubt nämlich, heute noch bedeutende Ueberreste von den Leibern der heiligen drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar zu besitzen. Sie nimmt ohne Weiteres an, daß die Weisen aus dem Morgenlande drei Personen und zwar drei Könige gewesen seien, untersucht auch nicht die auffällige Erscheinung, daß die Leiber der drei Könige in einem Sarge zusammen aufbewahrt worden sind. Die Reliquien der drei Leiber waren bis zum Jahre 1164 in Mailand. Dorthin waren sie aus Constantinopel gekommen, wohin die Mutter Constantins des Großen, Helena, sie aus dem heiligen Lande verpflanzt haben soll. Als aber der Kaiser Friedrich I. Barbarossa die Stadt Mailand erobert hatte, erbat sich der Erzbischof Reinald von Köln, der ihm auf diesem Feldzuge treulich beigestanden hatte, zum Lohn die Erlaubniß, die Reliquien mit noch einigen andern nach Köln führen zu dürfen. Und so gelangten sie denn am 23. Juli 1164 auf einem Rheinschiff in Köln an. In dem alten Sanct Petro geweihten Dome, den die Leser in Nummer 3 dieses Jahrg. zu sehen bekommen haben, wurden sie vorläufig niedergesetzt, bis sich etwa 90 Jahre später über ihrem reichgeschmückten Schreine der neue Kölner Dom erhob, der in Nummer 4 abgebildet ist. „Der neue Dom," so schreibt ein katholisches Blatt, „war eine Wohnung geworden, würdig für Heilige, und zugleich ein Grabmal, wie es Königen geziemt." So hält also die katholische Kirche noch heute diesen Prachtbau lieber für eine Heiligenwohnung und für ein Königsgrab, als für ein Gotteshaus. — Von da an wuchs mit jedem Jahre die Verehrung der Reliquien. Köln ward neben Jerusalem, Rom, Loretto u. s. w. ein berühmter Wallfahrtsort, zu dem die Pilger in Schaaren strömten. Auch jetzt noch hat das Wallfahrten nicht aufgehört, obwohl in Köln seit den Tagen, wo noch jeder Kaufherr sich bei dem Reliquienschreine Segen für seine Reise holte, Manches anders geworden ist. In den Zeiten der französischen Revolution wurden die Reliquien nach der Abtei Weddinghausen bei Arnsberg in Westphalen geflüchtet, von wo sie am 4. Januar 1804 wieder nach Köln abgeholt wurden. Der kostbare Reliquienschrein wurde erst später, in Stücke zerbrochen, wiedererlangt und im Jahre 1807 seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben. — Das diesjährige Fest nun, das auf 8 Tage ausgedehnt ward und zu dem der Papst seinen Segen gegeben hatte, war vornehmlich durch großartige Pilgerfahrten von Nah und Fern ausgezeichnet. Die Eisenbahn war kaum im Stande, alle Pilger zu befördern. So langte z. B. ein Pilgerzug in zwei Extrazügen an, eine andere Procession wurde gleichfalls in 2 Extrazügen mit 66 Waggons befördert, freilich ein anderes Pilgern als das in den Tagen des Mittelalters. Die Glanzpunkte des Festes waren die verschiedenen Umtragungen der Reliquien in dem hölzernen Schrein, der sie birgt; denn der prachtvolle goldene Schrein, der diesen hölzernen umschließt, eignet sich nicht zur Umtragung. — Wir wollen aber auch Erfreulicheres berichten.

Im März ward aus Breslau berichtet, daß die katholischen Studenten aller Facultäten um Einrichtung eines katholischen Universitätsgottesdienstes und um Anordnung religiös-wissenschaftlicher Vorlesungen für alle kath. Studirenden ohne Rücksicht auf ihr Fachstudium gebeten haben. — Würde wohl eine derartige Bitte, auf evangelischen Universitäten, die diese Einrichtung noch nicht besäßen, auch von evangelischen Studenten aller Facultäten zu hören sein? —

Im vergangenen Frühjahr machte eine eigenthümliche Duellgeschichte über die preußischen Grenzen hinaus nicht geringes Aufsehen. Drei (katholische) Brüder, die Grafen v. Schmising-Kerssenbrock aus Westphalen dienten seit 1859 in einem preußischen Regimente. Der Wunsch des Königs hatte sie, während sie früher gern in Oestreich gedient hätten, in preußischen Diensten festgehalten. Da äußerte eines Tages einer der Brüder bei Gelegenheit eines Gesprächs mit einem andern Officiere seine Ansicht über das Duell: er werde sich nie zu einem solchen verstehen, weil seine Kirche es verbiete. Das erfährt der Regiments-Commandeur, der fühlt dem jungen Grafen bezüglich des Duells auf den Zahn und erfährt dasselbe. Man fragt die beiden jüngeren Brüder aus: sie theilen die Ansicht des älteren. Man fordert sie auf, ihre Meinung schriftlich einzureichen: sie thun's unter Berufung auf die Beschlüsse der Tridentiner Kirchenversammlung. Der älteste Bruder bittet zugleich, nach Schleswig commandirt zu werden, um beweisen zu können, daß er nicht aus Todesfurcht, sondern aus Gewissensgründen gegen das Duell sei. Es hilft Alles nichts. Vor Pfingsten werden die drei Leutnants durch Cabinetsordre aus dem preußischen Militärdienst entlassen. Und die christlich conservative Presse Preußens — schweigt. Auch im Hallischen Volksblatt habe ich kein Zeugniß wider dieses Verfahren gelesen. — Nur katholische Adressen sind an die drei Grafen ergangen. Der katholische Studentenverein in Breslau hat ihnen erklärt: „Sie haben trotz der bittern Folgen, welche, wie Ihnen sicherlich bekannt war, Ihr edles Auftreten nach sich ziehen mußte, mit ritterlichem Muthe einem Vorurtheile die Stirn geboten, dessen weitreichender Tyrannei schon mancher sonst redlich denkende Katholik erlegen ist. Sie haben durch ihr unverzagtes Vorgehen gegen eine barbarische Unsitte der Humanität eine Bahn gebrochen, auf welcher, wir wollen es hoffen, bald recht Viele Ihnen nachfolgen werden." Eine andere Adresse, die der Constantia-Gesellschaft in Aachen, die aus mehr als 200 angesehenen Bürgern besteht, ist leider in die Ueberschwänglichkeit ausgeartet, daß sie die jungen Leute mit dem h. Ludwig, dem großen Condé, und dem berühmten Prinzen Eugen vergleicht. —

In Württemberg war bekanntlich von der Stimmenmehrheit der 2. Kammer (49 gegen 34 Stimmen) beschlossen worden, daß die Religionsverschiedenheit zwischen Christen und Juden kein bürgerliches Ehehinderniß bilden solle. Dem ist die erste Kammer glücklicherweise nicht beigetreten und es hat nun auch die zweite Kammer eingelenkt und am 23. Februar mit 53 gegen 22 Stimmen genehmigt, daß die Ehe zwischen Christen und Juden auch fernerhin ungiltig sein soll.

Dagegen hat nunmehr das gleichfalls von den Kammern berathene Gesetz über die bürgerliche Gleichstellung der Juden die königliche Bestätigung erhalten. —

Am 18. Juni starb in Stuttgart der christliche Sänger Albert Knapp, zuletzt Stadtpfarrer an der St. Leonhardtskirche in Stuttgart, ein Mann, von dem der Pilger seinen Lesern etwas Näheres erzählen muß. Dieselben kennen ja ohne Zweifel zum großen Theil einige seiner Lieder, die entweder in kirchlichen Gebrauch gekommen, oder doch dem häuslichen Kreise lieb geworden sind.

Albert Knapp, † den 18. Juni 1864.

Ich erinnere an die Krone seiner Lieder: „Eines wünsch ich mir vor allem Andern ꝛc.", an die Missionslieder: „Der Du zum Heil erschienen ꝛc. Einer ist's, an dem wir hangen ꝛc. Hier stehen wir von nah und fern ꝛc." an das Kirchweihlied: „Gott Vater, aller Dinge Grund ꝛc." Da wird es ihnen lieb sein, von dem Leben des Mannes, der ihnen solche Lieder vorgesungen hat, etwas zu erfahren. Der Pilger kann aber aus dem, was bei der Leichenfeier geredet und nachher gedruckt worden ist*), Folgendes mittheilen.

Albert Knapp ist geboren den 25. Juli 1798 in Tübingen. Sein Vater war dort Hofgerichtsadvocat,

*) Worte der Erinnerung an den vollendeten M. Albert Knapp, Stadtpfarrer u. s. w., Stuttgart, Steinkopf, 48 S.

Digitized by Google

wurde aber im Jahre 1800 als Oberamtmann nach Alpirsbach befördert, einem alten Klosterort im württembergischen Kinzigthale, wo, umgeben von großartigen Naturschönheiten und unter den ehrwürdigen Denkmalen einer großen Vorzeit der Knabe die schönsten Kindheitstage bis zum elften Jahre verlebte. Der erste Same aus dem Worte Gottes wurde in die kindliche Seele gelegt durch den damaligen Präceptor in Alpirsbach, J. G. Handel, dem der selige Knapp zeitlebens eine rührende Dankbarkeit bewahrte. Von den übrigen Jahren seiner Knabenzeit verbrachte er zwei in Rottweil, wohin sein Vater als Oberamtmann versetzt worden war, die drei folgenden aber in Tübingen (1811—14), nachdem sein Vater unter schweren, bittern Erfahrungen von der Lügenhaftigkeit und Bosheit der Menschen unschuldig seines Amtes entsetzt worden war und nun in Tübingen im Privatstande lebte.

Im Jahre 1814 wurde der reichbegabte Jüngling, der damals besonders von Klopstock's Dichtungen mächtig ergriffen war, in das Seminar zu Maulbronn aufgenommen. Im Jahre 1816 trat er sofort in das theologische Stift zu Tübingen ein, wo er in seiner alten Vaterstadt unter den Augen der Eltern (der Vater war unterdessen wieder als Oberjustizrath am Gerichtshof daselbst angestellt worden) den Studien oblag. Aber mehr als die trockenen wissenschaftlichen Studien fesselten den Feuergeist des Jünglings, in welchem die Flamme dichterischer Begabung und Begeisterung mächtig emporloderte, die Werke Schiller's, Göthe's, Shakespeare's. Zugleich wurde er von den in jener Zeit die deutsche studirende Jugend beherrschenden deutschthümlichen, burschenschaftlichen Bewegungen gewaltig ergriffen, und überließ sich, wie er später bekannte, allerlei Schwindeleien, die ihm zur lebenslänglichen Selbstdemüthigung gereichten.

Am 7. Novbr. 1820 wurde er Vicar in Feuerbach, wo er bis Mitte 1821 weilte. Mit dem Eintritt in den praktischen Kirchendienst brach für seinen äußern und innern Menschen eine neue Zeit an. Hier ließ der HErr dem jungen Manne die Schuppen von den Augen fallen und brachte ihn zur Erkenntniß seines eignen Herzens und seines Heilandes. Der gleichaltrige Ludwig Hofacker ward ihm in seiner Unbekanntschaft mit Christo ein rettender Engel und liebreicher Wegweiser, der ihn dem Heiland der Sünder zuführte. Drei und ein halbes Jahr blieb Knapp, an verschiedenen Orten als Vicar thätig, mit ihm in stetem persönlichen Verkehr. „Nächst dem HErrn", so äußert er selbst, „ist es Hofacker, der auf die Bildung meiner mir bis heute wesentlichsten und heiligsten Grundgedanken über das Evangelium Christi den kräftigsten und dabei am wenigsten zudringlichen Einfluß ausgeübt hat, mit dem ich daher auch täglich fortlebe, obwohl er längst gestorben ist, und welchem ich, wenn ich durch des HErrn unverdientes Erbarmen das ewige Leben erreiche, beim Wiedersehn das Wort zuzurufen gedenke: „wir waren nie getrennt."" Zum Kampf wider die Versuchungen zur Eigengerechtigkeit, die wohl Keinem erspart bleiben, den der HErr, der allein unsere Gerechtigkeit sein will, ergreift, und die auch bei Knapp nach der Bekehrung nicht ausblieben, wußte ihn der HErr durch den Umgang treuer Männer aus den Gemeinden zu stärken. Und hinwiederum ging auch von seiner Predigt ein Segen der Erweckung aus in die Gemeinden.

Die erste Anstellung erhielt Knapp in Sulz, wohin er 1825 als Diaconus ernannt wurde und wo er über sechs Jahre wirkte. Im Jahre 1828 trat er in die Ehe mit Christiane, einer Tochter des Generals v. Beulwitz. Sie war ein Weib nach seinem, aber auch nach Gottes Herzen. Mit ihr siedelte er im Juli 1831 nach Kirchheim unter Teck über, wohin er auf das Diaconat befördert worden war. Aber schon im April 1835 rief, nachdem die Ehe mit einer Tochter gesegnet war, der HErr die geliebte Lebensgefährtin von seiner Seite.

Im Juli 1836 wurde er auf Wunsch und Bitte vieler Stuttgarter Gemeindeglieder zum Diaconus an der Hospitalkirche in Stuttgart ernannt, worauf er sich zum zweiten Male vermählte und zwar mit der Wittwe des Pfarrers Osiander in Maichingen. In dieser Ehe wurden ihm elf Kinder geboren, von denen sieben vor dem Vater gestorben sind, drei Söhne und eine Tochter aber ihn überleben.

Im Jahre 1837 ward er Oberhelfer an der Stuttgarter Stiftskirche und Ende 1845 trat er sein letztes Amt, die Stadtpfarrerstelle zu St. Leonhard, an. Achtzehn Jahre hat er an dieser Stelle gestanden und über siebzehn Jahre fast ununterbrochen die Thätigkeit des Predigtamtes mit großer Treue und in großem Segen ausüben dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 40. Dresden, den 1. October 1864.

Am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Marc. 9, 38—41.

Um den bekannten Rangstreit der Jünger hatte sich's im Vorhergehenden gehandelt. Der Meister hatte denselben damit zu schlichten gesucht, daß Er ein Kindlein mitten unter sie gestellt und geherzt hatte. So hatte Er ihnen gezeigt, man brauche nicht ein großer erwachsener Jünger zu sein, um von Ihm angenommen zu werden und es komme vor Ihm nicht auf das größere oder geringere Maß der Gaben an, die ein Jeder habe und die doch im Grunde Gaben des HErrn, nichts Eigenes seien.

Da, so heißt es nun weiter in unserem Texte, antwortete Johannes und sprach. Ist denn das aber eine Antwort auf Christi Worte, was Johannes da redet? Sieht es denn nicht vielmehr aus wie eine echte Querfrage? Und muß denn nicht der HErr nachher (V. 42) den von St. Johannes abgerissenen Faden Seiner Rede wieder aufnehmen? Und doch, meine Lieben, ist Johannes' Rede in der That eine Antwort auf die Worte des HErrn. Denn in dem, was der HErr zuletzt von der „Aufnahme der Kindlein" gesagt hatte, lag für die Jünger die Aufforderung: Fragt doch nicht unter einander, wer der Größeste sei im Himmelreich, sondern fragt euch lieber, wie es bei euch, die ihr im Himmelreich stehet, bisher mit der Aufnahme Derer gestanden hat, die am Himmelreich theilhaben wollten; ob ihr die auch allewege recht behandelt habt.

Das hatte aber an Johannes' Herz geschlagen. Er mußte sich besinnen auf das, was er vor etlicher Zeit wahrgenommen und gethan hatte. Er und die andern Jünger hatten Einen gesehen, der hatte wohl soviel Glauben an den HErrn Christus gehabt, daß er im Namen dieses Christus den Teufeln auszufahren geboten hatte, aber doch noch nicht soviel Glauben, daß er den andern Jüngern nachgefolgt wäre, als sie ihn aufforderten, nun auch bei dem Christus zu bleiben, in dessen Namen er solche Thaten gethan habe. Da hatte Johannes mit den andern Jüngern ihm gewehret und gesagt: Nein, nein, das geht nicht; das heißt den Namen JEsu mißbrauchen; dergleichen darf man erst thun, wenn man sich ganz zu Christo hält und mit allem vorigen Wesen gebrochen hat. Kurz es hatten die lieben Jünger nicht beachtet, daß ein kleiner Glaube doch auch ein Glaube ist, wie ja eine kleine Perle immer noch eine Perle bleibt.

Da nun aber der HErr jetzt das Kindlein in die Mitte der Jünger stellt und sie anweist, auch solche kleine, dumme Kindlein in Seinem Namen aufzunehmen, fällt

es dem lieben Johannes auf: Ei, der HErr und Meister scheint doch ganz andere Begriffe von Aufnahme der Menschenkinder zu haben, als ihr damals gehabt habt, da ihr dem Teufelaustreiber wehren zu müssen glaubtet. Ihr habt am Ende damals etwas gar Verkehrtes, Unrechtes — Sündliches gethan.

Da er aber so denkt, macht er's nicht, wie wir's vielleicht gemacht haben würden. Er verschweigt dem HErrn nicht, was ihm jetzt auf sein Gewissen fällt; er meint nicht, man brauche doch nicht von Allem zu plaudern, was man einmal Verkehrtes gethan habe, sondern, da aus der Rede des HErrn die Frage an sein Herz klingt: Wie habt ihr's in dem Stücke bisher gehalten? erzählt er zur Antwort ohne Umschweif seine Geschichte. Und wir, meine Lieben, wollen nicht blos an seiner Offenheit lernen, sondern ihm auch danken, daß er sie erzählt hat. Denn durch Johannes' Erzählen ist's möglich geworden, daß der HErr ihn belehrte, und die Belehrung des HErrn kommt uns heutzutage noch immer zu Gute.

Die Jünger befanden sich nämlich damals in einem Irrthum, der sich auch heute noch bei gar lieben Christen findet. Sie freuten sich des außerordentlichen Rufs, mit dem der HErr sie gerufen hatte. Es war ihnen eine Herzenslust, daß sie Alles gelassen hatten und dem HErrn nachgefolgt waren. Das war ganz schön und richtig. Aber — und das war nicht richtig und nicht schön — sie meinten auch, der Weg, auf dem gerade sie geführt worden waren, sei der einzige, auf dem man zu Jesu komme. Bei wem's nicht genau ebenso zugehe, wie bei ihnen, der gehöre gar nicht zu Jesu und dürfe sich darum auch nicht wie Einer benehmen, der zu Ihm gehöre. Davon, daß ja auch einmal eine Seele auf Umwegen zu Jesu geführt werden könne; davon, daß eine Seele in bester Meinung auf dem Wege zu Jesu sein könne, ohne daß es eben danach aussehe; davon, daß der HErr einer solchen noch auf halbem Wege stehenden Seele mit ihrem noch schwachen Glauben auch einmal eine Glaubensthat gelingen lassen könne, um sie durch solches Gelingen immer fester an sich zu ziehen; davon, daß sich nicht blos jener teufelaustreibende Mensch zum HErrn, sondern der HErr durch das Gelingen jener Austreibung auch zu ihm bekannte: von dem Allen wollten sie nichts wissen. Sie dachten: Bei wem es nicht ganz denselben Weg gehe, wie bei ihnen, der sei gar nicht auf dem Wege, und wer nicht auf der nämlichen Stufe des Glaubens stehe, wie sie, der könne gar nicht sagen: Ich steig' hinauf zu Dir im Glauben. Und darum wehrten sie dem Menschen in dem Werke, das er mit seinem ihnen nicht genügenden Glauben that; sie wehrten aber eigentlich dem HErrn, der diesen gewiß auch Ihm nicht genügenden Glauben durch das Gelingen der That segnete. D. h. nichts Anderes als: Sie wollten den glimmenden Docht auslöschen, den der Herr so sichtlich anblies.

Wenn Ihn nun St. Johannes fragt, ob das recht gewesen sei, kann ja der HErr nicht anders antworten, als mit Mißbilligung, wenn Er auch den Unverstand, aus dem es geschehen war, zu schonen weiß. „Ihr sollt's ihm nicht verbieten; denn es ist Niemand, der eine That thue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden." Es war ja möglich, daß jener teufelaustreibende Mensch Einer von Denen war, die sich nur flüchtig dem HErrn anschließen, die es, wie sie's mit Vielem versucht haben, auch einmal mit Jesu versuchen wollen; aber schon das ist, wenn es auch nicht viel ist, doch wenigstens etwas. Da kann dann doch der HErr auf solche Seele wirken, und sobald nur die Seele merkt, wie gewaltig der Jesus, mit dem sie's versucht hat, an Anderen oder an ihr selbst wirkt, so ist sie in der That nicht im Stande, bald wieder übel von Seinem Namen zu reden. Es wird ihr angethan, sie kann nicht so leicht von diesem Jesus los, und — möglich, daß sie ihm zuletzt ganz zum Eigenthum gewonnen wird. Ist das nun aber nicht eine gar köstliche Möglichkeit? Und dürfen wir diese Möglichkeit dadurch zerstören, daß wir den noch schwachen, unfertigen Glauben vom Standpunkte eines stärkern, aber doch lange noch nicht fertigen Glaubens ausblasen mit den Worten: Entweder ganz — oder gar nicht.

Ihr habt wohl in der Missionsgeschichte gelesen, daß da und dort die armen Heiden, wenn ihnen der Regen mangelte, oder wenn sie den Sieg im Kampfe haben wollten, schließlich ihre tauben Götzen bei Seite warfen und den Christengott anriefen und Ihm Gelübde thaten. Und da kam der Regen, da kam der Sieg. Wehe, wenn da ein Heidenbote hätte sagen wollen: Ihr dürft ihn nicht anrufen; eure Gelübde sind Schändung Seines Namens. Erst müßt ihr Ihn recht kennen lernen, müßt Ihm nachgefolgt sein u. s. w. Der hätte das glimmende Docht mit Füßen ausgetreten. Das leuchtet wohl Jedem ein.

O daß es doch nun auch Jedem einleuchtete, wie zart wir in dem Stücke mit dem schwachgläubigen Geschlechte unserer Tage umzugehen haben. Dem Unglauben freilich, der sich feindselig stemmt wider die geoffenbarte Wahrheit, der zwar auch Thaten thut, aber ohne und wider den Namen Jesu Christi, und der vor und nach seinen Thaten übel vom HErrn Christo redet — dem haben wir in's Angesicht zu widerstehen. Wo der Docht nicht nur nicht glimmt, sondern recht gründlich mit dem Wasser des Abgrunds getränkt wird, damit er nur ja nicht wieder in's Glimmen kommen könne, da ist's überflüssig zu sagen: Lösch ihn nicht aus! Aber wo sich's handelt um einen schwachen Glauben, der gern mit Christo in Gemeinschaft stehen möchte, der Ihn wohl auch halbwegs erfaßt hat, aber sich noch nicht ganz in Ihn und Seine Wahrheit finden kann — da haben wir zu denken: Wer nicht wider Ihn ist, der ist für Ihn! und da wolle

der HErr allen groben und feinen Hochmuth aus unserem Herzen austilgen und uns helfen, daß wir das nicht auslöschen, was Er nicht verlöschen läßt, sondern in Gnaden anbläst. Da brauchen wir auch wahrlich nicht zu warten, bis es der noch schwache Glaube wenigstens so weit gebracht hat, wie der Mensch, von dem das Evangelium handelt: bis zum Teufelaustreiben. O nein, wenn's Einer nur so weit gebracht hätte, daß er dem Andern, darum daß er Christo angehört, einen Becher Wassers in Christi Namen reichte, so wollen wir uns von Herzen freuen und hoffen, daß unsere und seine Wege durch Gottes Gnadensegen doch noch einmal einmünden werden an Einem Ziele: an dem Herzen unsers JEsu. Amen.

Pilgerlied.

Weise: Nur frisch hinein ꝛc.

Wir gehn; wir gehn!
Die Abschiedsgrüße wehn.
Ein tiefes Heimweh zieht uns in die Ferne,
Es winken traulich uns die lichten Sterne.
Ach, wie ist's schwer, in dunkler Ferne stehn!
Wir gehn; wir gehn!

Zu Dir, zu Dir,
O Vater, gehen wir!
Auf Erden ist ja doch für uns kein Bleiben;
Zum Friedenshafen muß das Schifflein treiben.
Dort stillet sich die sehnende Begier:
Wir gehn zu Dir!

Frei ist die Bahn,
Wir dürfen furchtlos nahn.
In JEsu steht der Weg zum Vater offen;
Wir sind versöhnt, gerecht ist unser Hoffen.
Der Glaube schwingt sich freudig himmelan:
Frei ist die Bahn!

Wie wohl wird's thun,
In Deinem Schooß zu ruhn!
In Elims heil'gen, sel'gen Palmenhainen,
Da schweigt der Schmerz, da stillet sich das Weinen;
Der Sturm verstummt, der Kämpfer ruhet nun.
Wie wohl wird's thun!

HErr, bei uns bleib!
Noch seufzt der Todesleib;
Noch müssen wir hier in der Fremde stehen:
Laß Salems Frieden uns entgegenwehen!
Durch Deinen Geist all unser Leid vertreib:
HErr, bei uns bleib!

A. Gehring.

Allerlei Denkstätten.

Voriges Frühjahr habe ich wieder eine Reise machen dürfen. Da bin ich durch ein gut Stück unseres deutschen Vaterlandes gekommen und dann in die Schweiz hinein bis nach Genf und noch ein gut Stück in's schöne Rhonethal. Ich hatte gehofft, mich durch Bergsteigen und durch die köstliche Luft der Schweizerberge, die mich schon einmal erquickt hatte, abermals zu stärken. Aber unser lieber Herrgott wollte es anders. Er gab uns ein so kaltes Frühjahr, daß es selbst am Genfersee unwirthlich war und daß ich mich mehr auf die Städte mit ihren Sehenswürdigkeiten angewiesen sah, als auf die freie Natur mit ihren Gottesherrlichkeiten. Aber auch dafür will ich meinen lieben HErrn recht dankbar sein; denn es hat auch einen Segen, wenn man, so lange Regen und Wind die leibliche Wanderung nicht gestatten, ein wenig im Geschichtenlande hin und her pilgert und an den einzelnen Orten, wo man weilen muß, die Erinnerung an das auffrischt, was der HErr in seinem Macht- oder Gnadenreich gethan hat.

Es ist das vielleicht auch recht gut gewesen für die lieben Pilgerleser. Von Naturschönheiten ist schwer zu erzählen, und wenn man sie erzählt hat, hat man doch nur gestümpert und muß den Lesern zuletzt gestehen: Es ist doch alle Beschreibung nichts gegen die Wirklichkeit. Und schließlich hat auch der Leser nicht sogar viel davon. Für den besten Fall legt er das Blatt aus der Hand mit dem Gedanken: Ja, das muß schön gewesen sein; wer's nur auch sehen könnte! Freilich kann er wohl auch den HErrn preisen für die Wunder der Schöpfung, von denen ihm erzählt wird; aber damit solcher Lobpreis Gottes recht in Fluß komme, ist doch immer die eigne Anschauung wenigstens sehr wünschenswerth.

Anders ist es mit dem, was der HErr in der Geschichte seines Reiches auf Erden gethan hat. Wenn man davon berichtet oder daran die Erinnerung auffrischt, findet man ein Echo in den Herzen Aller, denen überhaupt das Reich unseres Gottes lieb ist. Und das war denn auch mein Trost, wenn ich mich da und dort länger als ich's gewollt hatte, aufhalten mußte. Ei, dacht' ich, mag's regnen und stürmen. Wenn du dir nur die geschichtlichen Denkstätten der Stadt recht ansehen kannst, wirst du doch den lieben Pilgerlesern etwas mit nach Haus bringen können, und vielleicht etwas Bleibenderes, als wenn du blos von den blauen Alpenseen und den Schneebergen und den Wasserfällen erzähltest.

1. Bamberg.

Und so will ich denn den Anfang machen mit einer recht altehrwürdigen Denkstätte, mit dem schönen Bam-

berg, von dem das alte Sprichwort sagt: Wenn (das reiche) Nürnberg mein wäre, wollt ich's zu Bamberg verzehren.

Von Franzensbad kam ich her, dem kleinen böhmischen Badeörtchen. Noch war das Städtchen — ich glaube gar, es ist blos ein Dorf — ziemlich todt. Die kalte Frühjahrsluft hielt die Curgäste noch ferne. Vom Fichtelgebirge her wehte ein rauher Wind, der uns auch Ende Mai noch ein Schneegestöber brachte. Aber das Städtchen war bereits geschniegelt und gebügelt und harrte der Gäste, die da kommen sollten. Es kam mir vor wie ein glattgescheitelter moderner Kellner, der Langeweile hat, und zum Fenster hinaussieht, ob Niemand kommen will. Dazu bietet der kleine Ort nichts, gar nichts von geschichtlichen Erinnerungen, an die man sich halten könnte, wenn man mit dem Anschauen der schnurgerechten Gassen fertig ist. Er ist zu neu, und selbst das Neue war in jenen kalten Maitagen noch nicht zum Leben erwacht. Noch waren nur wenige der sauberen, aber einförmigen Häuser aus ihrem Winterschlafe aufgewacht. Ihre Augenlider, die zahlreichen Fensterläden, waren zum guten Theil noch geschlossen. Selbst die Kennzeichen der katholischen Kirche, die Heiligen-Bilder auf Weg und Steg und die Crucifixe an den Häusern hatten, so schien es, vor der modernen Geleckheit hinaus auf's Land weichen müssen.

Und von da ging's nach Bamberg in die liebliche fruchtbare Aue. Das grüßte mich anders als der glatte Badeort. Da war's als träte mir ein alter runzeliger, aber doch freundlicher Wirth entgegen von echtem deutschen Schrot und Korn und rückte das Käppchen und bewillkommte mich in seinen schlichten Hemdärmeln mit einem biedern Händedruck.

Freilich, wenn man auf dem Bahnhofe ankommt, merkt man von diesem Händedruck noch nichts. Da wird man vorerst von den Bauten des neunzehnten Jahrhunderts in Empfang genommen; aber je weiter man durch die schlechten Gassen der Vorstadt hindurchdringt, desto mehr merkt man's, daß man sich in einer schönen, alten deutschen Stadt befindet, wenn dieselbe auch nicht allenthalben, wie das ehrwürdige Nürnberg, das mittelalterliche Gepräge bewahrt hat.

Daß ich in eine katholische Stadt eingekehrt war, merkte ich alsbald bei der ersten alten Kirche, an der ich vorbei kam. Es war der Vorabend des Frohnleichnamstages, da man im katholischen Gebiet den Fußboden der Kirchen und die Gassen, durch welche die große Fest-Procession führt, mit Gras zu bestreuen pflegt. So ward denn auch hier der Festtag vorbereitet, und auch weiterhin in der Stadt merkte man's allenthalben, daß es einem Feste entgegengehe. Und das war mir ja immer auch eine Freude, ob ich schon wußte, daß der Grund des Festes eine Irrlehre ist, eine Irrlehre, die erst 1200 Jahre nach Christi Geburt zur ausdrücklichen Lehre der Kirche erhoben worden ist. Als die alten Bamberger Kirchen, insonderheit der prachtvolle Dom im 11. und 12. Jahrhundert gebaut wurden, wußte man noch nichts von einer Frohnleichnamsprocession und einem Umhertragen der Hostie, wie solches jetzt der Glanzpunkt aller katholischen Festlichkeit geworden ist. Aber ich hatte mir vorgenommen, mir all dergleichen römischen Irrthum zur Festigung meiner Freude an der lautern Lehre unserer lutherischen Kirche dienen zu lassen und mich doch auch an dem zu freuen, was bei allem Irrthum wirklich erfreulich war. Und das muß ich sagen, das Rüsten auf's Fest war mir eine Freude.

Ich wanderte weiter nach der Gegend zu, wo ich von weitem schon den Dom hatte emporragen sehen. Ein Umweg kümmerte mich nicht. Noch an manchem alten und neueren Gotteshause kam ich vorüber, ehe ich mein Ziel erreichte. Die alten waren im Innern zumeist schrecklich verputzt, hatten doch aber auswendig zum Theil das uralte, verwitterte Gewand behalten. Die neuen waren auswendig und inwendig überladen.

Manch kleines Bild katholischen Volkslebens begegnete mir auf dem kurzen Wege. Eins werde ich nie vergessen. Das war ein schlichter Bauerwagen, dessen Insassen eben sich anschickten, aus der Stadt hinauszufahren. Und wer saß drin? Eine kleine Bauernfamilie. Darunter eine stattliche Bauerfrau mit wahrhaft strahlendem Gesicht. Die hatte, das merkte man ohne zu fragen, in der Stadt etwas eingekauft. Das hatte sie ehrerbietig vor sich auf den Schooß gesetzt und hielt's mit beiden Händen fest — ein funkelnagelneues Crucifix. Wahrlich, der Leib des HErrn daran, der vergoldet war, strahlte gar sehr; aber das Gesicht des Weibes strahlte noch mehr. Mir kam's wie ein kleiner Triumphzug vor. Und so fuhren sie dahin: kein Mensch sah sich danach um. Es war, als gehörte sich's so, daß man das neue Crucifix für's Haus nicht in's Stroh des Wagens steckte, sondern sich frei öffentlich zu Dem bekannte, den es darstellte. Ich mußte den Leuten noch lange nachschauen, bis sie meinen Augen entschwanden. Helf' Gott, denk' ich noch heute, daß ihnen das Bild des Gekreuzigten kein Hausgötze geworden ist und daß sie etwas erfahren mögen von der Seligkeit des Lutherischen: In meines Herzens Grunde Dein Nam' und Kreuz allein funkelt alle Zeit und Stunde. Aber das sind doch keine geschichtlichen Erinnerungen wirst du sagen. Hast Recht. Wir wollen weiter wandern zum Dom, dem Mittelpunkte der Bamberger Herrlichkeit. Da müssen wir aber hinaufsteigen; denn der Dom, den dir unser heutiges Bildchen in einer recht gelungenen Abbildung zeigt, liegt hoch, auf einer Anhöhe, die vormals eine heidnische Opferstätte gewesen sein soll. Von ihm aus überschaut man ein gut Theil der unten liegenden Stadt.

Das Gebäude ist leider, wie es bei andern berühmten Kirchen noch mehr der Fall ist, auf zwei Seiten von

Häusern umgeben. Unser Bild zeigt dir die beiden Seiten, von denen aus das Gebäude sich am günstigsten zeigt. Wenn du dir etwas vom Kirchenbaustyl gemerkt hast, wirst du leicht erkennen, daß es zum guten Theil den romanischen Bauwerken angehört, obwohl der nach rechts (westlich) gelegene Theil in der Periode gebaut ist, in der man sich bereits dem Spitzbogen zuwendete.

Aber damit will ich dich nicht lange aufhalten. Ein Anderes, was ich dir gern zeigte, wenn sich's auf unserm kleinen Bildchen hätte darstellen lassen, können wir auch nur kurz erwähnen. An den verschiedenen Portalen der Kirche sind verschiedene alterthümliche, sinnige Bildwerke. Darunter ist eines ganz besonders bedeutsam. Da stehen zur Rechten und Linken des Einganges in Stein ausschiff, an beiden Enden in je einen Chor (Altarplatz) auslaufend. Am östlichen Ende unter dem Georgenchor, vor dem außen an der Kirche eine Terrasse angebaut ist, liegt noch eine unterirdische Kirche (Krypta). Am westlichen Ende breiten sich die beiden Kreuzesarme des Querschiffes aus, ebenso hoch wie das Hauptschiff, während die Seitenschiffe nur zur halben Höhe des Hauptschiffes emporsteigen.

Ein feierliches Düster verbirgt dir anfangs die einzelnen Gegenstände. Wir müssen erst die Augen daran gewöhnen. Wir schreiten vorwärts. Da sitzt im Seitenschiff ein Pater und wartet derer, die ihre Ohrenbeichte halten wollen. Wunderbar, daß die Leute bei ihm so schnell fertig werden. Wir lassen ihn sitzen. Da strahlt

Der Dom zu Bamberg.

gehauen die Propheten; aber auf den Schultern der Propheten obendrauf stehen die Apostel. Das sieht wohl wunderlich aus, wie überhaupt die alten Bildwerke gar manche Sonderbarkeit haben; aber es ist doch eine gar schöne kindliche Darstellung des Verhältnisses, in dem die heiligen Männer Gottes im neuen Testament zu denen des alten Testamentes gestanden haben. Was dort im Stein abgebildet ist, daß die Apostel auf den Schultern der Propheten stehen, das ist ja eine Wahrheit, die man auf jeder Seite des neuen Testaments schwarz auf weiß lesen kann, und es ist gewiß nicht so übel, wenn man diese Wahrheit dem christlichen Volke beim Eingang in die Kirche veranschaulicht hat.

Doch nun komm, laß uns eintreten in die weiten Hallen. Lang streckt sich in der Mitte das hohe Hauptetwas mitten im Schiff. Es ist ein großes funkelndes Kreuz, wohl vergoldet, das morgen bei der Procession ausgestellt oder umhergetragen werden soll und heute mit Blumen geschmückt wird. Wir sehen weiter, da ist's, was wir suchen. Mitten im Hauptschiff erhebt sich ein Grabmal. Ja, das ist eine Denkstätte. Es ist das Grabmal des deutschen Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde. Wohl hätten die Beiden kein Denkmal im Dom gebraucht; denn der Dom selbst ist eigentlich Denkmal genug für ihr eigenthümliches Walten. Aber da das Denkmal nun einmal dasteht und ein besonders schönes ist, müssen wir's uns doch genauer ansehen und auch von denen etwas hören, zu deren Ehren es gesetzt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Württemberg (Fortsetzung).

Nachdem ihm im September 1849 der HErr durch erschütternd schnellen Tod auch seine zweite Gattin heimgerufen hatte, trat Albert Knapp im November 1850 zum dritten Mal in die Ehe mit der Gattin, die ihn jetzt als Wittwe überlebt, Minette geb. Lerche, Tochter eines Rectors zu Schöppenstädt in Braunschweig. Im October 1857 starb ihm sein hoffnungsvoller ältester Sohn Paul, eine Perle unter den Jünglingen. Dagegen durfte im Herbst 1861 der zweite Sohn Joseph als Vicar bei seinem Vater, dessen Gesundheit schon zu wanken begann, eintreten. Anfangs theilte sich der Vater mit dem Sohne noch in die Amtsgeschäfte. Aber seit dem Februar 1863 mußte er sich mehr und mehr, namentlich in Folge häufiger Schlaflosigkeit, zu seinem tiefen Schmerz von den strengeren Amtsgeschäften zurückziehen. Am 15. Februar vorigen Jahres, am ersten Fastensonntag, that er seine letzte Predigt.

Ein Sommeraufenthalt im letzten Jahre in Friedrichshafen brachte ihm wieder auf einige Zeit Erquickung und Stärke. Auch im Anfang dieses Jahres konnte er noch mehrere Male Erbauungsstunden halten. Aber mit dem Anfang des März brach der Sturm der Krankheit, der von seinem tiefangegriffenen, kranken Herzen ausging, mit aller Macht über ihn herein. Er sollte durch große Trübsalshitze reif gemacht werden für die himmlische Ernte. Athembeschwerden und Bangigkeiten, die oft Tag und Nacht auf ihn drückten, brachten ihn an den äußersten Rand menschlicher Schwäche und Hülflosigkeit, und die fortwährende nur selten unterbrochene Schlaflosigkeit zehrte an seinem von Natur so gesunden und kräftigen Leibe. Monate lang kam er in kein Bett mehr und nicht mehr aus den Kleidern. Daß man ihn in dieser Nacht des Leidens seufzen hörte, ist kein Wunder; aber ein Murren hat man nicht von ihm gehört. Er hatte es in gesunden Tagen erfahren und erfuhr es nun mit besonderem Nachdruck in diesem seinem letzten schweren Leiden, wie einem armen Sünder zu Muthe wird, wenn der Geist des HErrn auch die verborgensten Tiefen des Herzens durchsucht und das ganze Leben auf der Wage des obern Heiligthums wägt. Ihm hielt er stille. „O wie sehr genau," sagte er einmal, „nimmt es der HErr namentlich auch mit uns Predigern, daß wir doch ja nicht, ja nicht uns selbst predigen, daß wir etwa gelobt werden u. dergl.; was hat Alles der HErr in den vielen langen Nächten mit mir schon durchgegangen!" „Mein ganzes Leben", so sagte er ein ander Mal, „liegt hinter mir, wie ein zerbrochener Scherbe. Alle meine Gerechtigkeit möchte ich in den tiefsten Pfuhl werfen." So führte ihn das schwere „Glaubt ihr ganz gewiß, daß mir der Heiland alle meine Sünden vergeben hat?" Als sie ihm darauf erwiderten: „Nach deinen Bekenntnissen versichern wir dich kraft unseres Amtes der völligen Vergebung deiner Sünden," da rief er mit strahlendem Gesichte: „O diese Freude ist ja unaussprechlich! Wenn ich in der Ewigkeit ankomme, wie will ich da vor meinem Heiland niederfallen und ihm danken!" Ein anderes Mal bat er seine Gattin: „Hilf mir glauben an Den, der die Gottlosen gerecht macht! Sag' mir einen Trost!" Da sagte sie ihm die Sprüche: „Es ist je gewißlich wahr und ein theuer werthes Wort" 2c. und: „JEsus ist gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen" 2c. Voll Freude darüber rief er: „Immer weiter! Noch mehr!" Und als ihm eines seiner Kinder in einer schlaflosen Nacht aus dem Wort Gottes vorlas, sagte er: „Die Hauptsache ist, daß man JEsum sucht; da wird Einem die Zeit nicht zu lang." Und daß er Den immer fand, den er suchte, das war sein beständiger Trost im Leiden.

Doch ließ der HErr auch noch manchen Lichtstrahl in das dunkele Krankenzimmer fallen. Er durfte die Freude erleben, daß auch sein Sohn Benjamin Vicar ward. Er konnte noch die Herausgabe der dritten Auflage seines „Liederschatzes" selbst besorgen und zu einer Auswahl seiner geistlichen Lieder noch die Vorbereitungen machen. Besonders aber ward er erquickt von der reichen opferfreudigen Liebe seiner Angehörigen, wie seiner Freunde, die in Besuchen und Dienstleistungen bei Tag und Nacht wetteiferten.

Mit dem Monat Juni trat die Krankheit in ihr letztes Stadium. Zwei Tage vor seinem Hingang sagte er: „Ich will mich auf meinen Wegruf bereit halten. Ich habe nicht mehr viele Zeit." Und wirklich eilte der HErr zuletzt mit seinem Diener aus dem Leben und gab ihm ein über alles Bitten und Verstehen sanftes, friedliches Ende. Am Abend vor seinem Todestag bestimmte er noch völlig klar das Lied für die Abendandacht („Ein Tag hat sich geendet" 2c.) und redete auch in der Nacht noch dieses und jenes Wort. Sein letztes bedeutsameres Wort war gegen Morgen:

Er hat die Schuld vergeben,
Heilt meine Schwachheit groß,
Beschirmt mein armes Leben,
Nimmt mich in seinen Schooß.

Den Vormittag über stellte sich plötzlich eine große Schwäche ein, in der er nur hie und da abgebrochene, kaum vernehmliche Worte sprach. Nach einigen Spuren leichten Kampfes schien er wieder in einen tiefen Schlaf zu versinken. Der Athem ging sanft; auch über die Glieder breitete sich mehr und mehr Ruhe aus. Und als

Er kann durch des Todes Thüren
Träumend führen
Und macht uns auf einmal frei.

„Albert Knapp," so hieß es bei der Leichenfeier, „ist ein auserwähltes Rüstzeug des HErrn JEsu Christi gewesen, eine Zierde und Säule der Kirche, nicht blos seines engeren Vaterlandes, sondern der ganzen christlichen Kirche unseres Jahrhunderts. Die Naturgaben, mit denen Gott ihn ausgestattet, waren zum Theil riesenmäßig. Wie mit seiner äußerlichen Körpergestalt, so ragte er noch vielmehr mit seiner Geisteskraft weit empor über das Maß der gewöhnlichen Menschen. Auf's Erhabene, Großartige, Majestätische war er angelegt. Zum Dichter war er geboren; aber das Großartigste und Erhabenste in der Schöpfung Gottes und in der Geschichte der Menschheit, das waren die Stoffe und Gegenstände, die er in sich aufnahm und verarbeitete. Und an solchen Stoffen sich zu versuchen, dazu war er angethan. Phantasie und Gedächtniß war bei ihm riesenhaft, erstaunlich die Kraft, Fülle und Leichtigkeit seines Schaffens, bewundernswerth seine Meisterschaft in Handhabung der Sprache. Und welch eine Freude ist's, wenn ein Mann, der soviel gesungen und geschrieben (seine Lieder gehen in die Tausende, auch treffliche Biographien z. B. Hofacker's Leben haben wir von ihm), auch mit keinem Wort, mit keiner Silbe etwas in die Welt gegeben hat, das ein unschuldiges Herz vergiften oder nur trübe und irre machen kann, wenn viel mehr all seine schriftstellerische Thätigkeit den Stempel trägt: was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob — dem denket nach. Seitdem die Sonne der Gnade und Wahrheit ihm aufgegangen war in dem Angesichte JEsu Christi, war ihm Alles Große und Erhabene im Himmel und auf Erden nur ein Stoff und Mittel seine Gaben zum Ruhme dessen zu verwenden und dem zu Füßen zu legen, dem für Sein Erlösungswerk in alle Ewigkeit nicht genug Lob gesungen werden kann."

Gern fügte ich dem noch bei, was bei der Leichenfeier auch über Knapp's treue Thätigkeit im heiligen Predigtamte gesagt ward; aber ich muß mich auf das beschränken, was er den weitesten Kreisen gewesen ist. Nur ein Wort möchte ich noch aus dem bei der Leichenfeier vom Diac. Rieger vorgetragenen „Lebensabriß," dem diese Nachrichten zu meist entlehnt sind, beifügen, ein besonders die letzten Lebenstage des Entschlafenen betreffendes köstliches Wort. „Gerade bei Männern, deren Leben und Wirken viel Glänzendes, weithin Strahlendes aufzuweisen hat, legt es der HErr am allermeisten darauf an, alle Einbildung auf eigenes Verdienst, eigenen Reichthum, eigene Kraft und Größe ihnen gründlich abzustreifen und sie gleichsam so klein und dünn zu machen, wie ein Fädlein, das durch ein Nadelöhr geht. Das geschieht, auf daß sich kein Fleisch vor dem HErrn rühme, sondern wer sich rühmen will, der rühme sich des HErrn, der die Gottlosen gerecht macht und der uns aus der Hölle, wohin wir gehören, errettet und uns aus Gnaden in den Himmel führt, den wir nicht verdient haben." — —

Am 1. Juli starb in Stuttgart Dr. W. Marriott, der bekannte Verfasser christlicher Tractate. Der Pilger hofft, auch von seinem Leben später Einiges mittheilen zu können.

Bayern. Der vormalige Director des lutherischen Missionshauses zu Leipzig, Dr. Graul, der sich gegenwärtig in Erlangen aufhält, um sich ausschließlich der gelehrten Wirksamkeit für die Zwecke der Mission zu widmen, hat eine Schrift verfaßt: Ueber Stellung und Bedeutung der christlichen Mission im Ganzen der Universitätswissenschaften. Darin bespricht er die Bedeutung der Mission für die Gestaltung der Weltgeschichte, für die Länder- und Völkerkunde, für Sprach- und Religionswissenschaft, und räth, die Missionswissenschaft in die Reihe der theologischen Universitätsfächer aufzunehmen — ein Vorschlag, dessen Ausführung, wenn sie zu Stande käme, sehr segensreich wirken könnte. Dr. Graul selbst ist unter die akademischen Lehrer der Universität Erlangen aufgenommen worden und würde sich, wie kaum ein Anderer, zu einer Professur der Missionswissenschaften eignen. —

Die katholisch-theologische Facultät an der Universität München ist jetzt beim Papste nicht zum Besten angeschrieben. Namentlich ist der Prof. Döllinger, der schon längst eine freiere Richtung vertritt und auch auf Versammlungen kein Blatt vor den Mund nimmt, dem Kirchenhaupte eine bedenkliche Persönlichkeit. —

In Bamberg haben vom 18.—22. Juli d. J. die Erzbischöfe und Bischöfe von Bayern eine geheime Conferenz gehalten, deren eigentlicher Zweck nicht bekannt geworden ist. Sie haben auch an den König eine Adresse abgehen lassen, aus der derselbe, wie es in der Antwort lautete, ersah, daß ihre Grundsätze mit denen seiner Regierung übereinstimmten. —

Hannover. Die Beschlüsse der hannoverschen Vorsynode in Betreff einer neuen Verfassung der hannoverschen Landeskirche haben nunmehr auch den beiden Ständekammern vorgelegen. Die erste Kammer hat natürlich am meisten daran auszusetzen gehabt und sie nur nach viel Debattiren angenommen. Zur Ausgleichung der auseinandergehenden Beschlüsse beider Kammern ward eine Conferenz niedergesetzt, der das Vermittlungswerk auch wirklich gelungen ist. Obschon nach langer Berathung wurden doch zuletzt die Beschlüsse dieser Conferenz in der 2. Kammer einstimmig, in der 1. Kammer gegen eine Stimme angenommen. — Die katholischen Glieder der ersten Kammer erklärten am 31. Mai zu Protokoll, daß sie sich an den Verhandlungen über die ev.-luth. Kirchen-Verfassung nicht betheiligt hätten, weil sie sich als Katholiken dazu nicht für befugt erachteten, und weil sie hätten den Schein

vermeiden wollen, als hielten sie den Landtag für berechtigt, die innern Angelegenheiten auch der katholischen Kirche zu berathen. Dabei hegten sie jedoch das Vertrauen, daß der Grundsatz, nach welchem jetzt die luth. Kirche zur Selbständigkeit gelangt sei, auch auf die katholische Kirche ungeschmälert werde angewendet werden. —

In Hermannsburg und Umgegend waren diesen Sommer die schwarzen Blattern ausgebrochen. Auch Past. Harms ward ergriffen. Das bisher regelmäßig am Johannistag gefeierte Missionsfest ward deshalb ausgesetzt. Doch ist das Auftreten der Krankheit kein bösartiges gewesen. —

Im Mai (die Nachrichten schwanken zwischen dem 13., 14. und 16.) starb zu Göttingen nach längerem Leiden der Professor der Medizin Hofrath Rudolph Wagner, ein wahrhaft gläubiger Naturforscher (Physiolog), entschiedener Gegner der materialistischen Richtung eines Carl Vogt und Consorten. Die Grabrede bei seiner Bestattung hielt Abt Ehrenfeuchter. —

In der braunschweigischen Landesversammlung hat man den Antrag eines Abgeordneten auf Einführung einer synodalen Kirchenverfassung und Berufung einer Vorsynode gegen 3 Stimmen angenommen.

Brüderliche Bestrafung eines Diebstahls.

Eines Abends kehrt ein vor nicht langer Zeit entschlafener frommer württembergischer Landmann von einem auswärtigen Besuche nach Hause und bemerkte, als er dem Orte nahe kam, wie ein Mann die Stützen einer Reihe neu gesetzter Bäume auszog und fort trug. Einen Augenblick gedachte er, auf denselben rasch zuzugehen, und ihn wegen dieses Frevels zur Rede zu stellen; bald aber kam ihm ein anderer Gedanke, er hielt inne und folgte nur langsam und möglichst leise dem mit seiner Last vor ihm hergehenden Manne, in welchem er einen ihm wohlbekannten armen Bürger seines Ortes zu erkennen glaubte. Er folgte ihm stille nach, bis er ins Dorf einbog und sah dann, wie er die Baumstützen in eine Ecke seines Hofes niedersetzte und dann in sein Haus eintrat. Darauf ging Jener wieder weiter, bis er zu seinem eignen Hause kam; dort lag ein Haufe ihm zugehöriges Holz, von demselben lud er sich so viel auf, als er fortbringen konnte, trug die Last in den Hof seines Mitbürgers und nahm dagegen, nachdem er sie abgeladen, die Baumstützen auf den Rücken, die in der ihm wohlbekannten Ecke stand. Darauf ging er wieder aufs Feld hinaus, stellte zu jedem der neu gesetzten Bäumchen wieder eine Stütze und kehrte als es bereits Mitternacht zuging wieder nach Hause zurück, dem Geiste Gottes es überlassend, welche Gedanken derselbe am andern Morgen in der Seele des Mannes erwecken wollte, wenn er die gestohlenen Baumstützen in gutes Brennholz verwandelt erblickte. —

(Christen-Bote.)

Missionssache.

Der letzten Nummer des Werdauer Missionsblattes war das Nachfolgende als Beilage beigegeben. Mit Freuden trägt der Pilger die Mahnung zum „Vorwärts" weiter und erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß das Werdauer Missionsblatt unter Gottes Segen immer fröhlicher gedeiht und allen Pilgerlesern empfohlen zu werden verdient.

An Alle, die von Herzen beten: „Dein Reich komme!"

Liebe Missionsfreunde! Aus dem zweiten Beiblatte der Werdauer „Blätter für Mission" ersehet ihr, daß der Herr uns ein reiches Segensjahr auf unserm Missionsfelde beschert hat. Eine weite Thür ist vor uns aufgethan. Sollen wir hineingehen? — Das hängt von euch ab! — Sollen wir vorwärts schreiten oder stille stehen, d. h. rückwärts gehen? — Das hängt von euch ab! —

Der Herr hat das Seine gethan! Er hat Bahn gemacht! Er weist hin auf eine große Ernte, winkt und ruft: „Kommt und helft, daß meine Scheuern voll werden!"

Nun laßt uns auch das Unsrige thun: Lasset uns unsre Opfer reichlich bringen! 52,000 Thlr. braucht unsere Mission, daß das heilige Werk einfach nur im Gange erhalten werde. Soll dasselbe aber rüstig vorwärts schreiten, so bedarfs viel mehr!

Wohlan! So laßt uns reichlicher opfern für die Mission, als bisher! Wer noch nicht gethan hat für die Mission, was 1. Cor. 16, 2 geschrieben steht, der fange damit gleich den nächsten Sabbath an und wer solche fromme Christensitte schon bisher in seinem Hause geübt hat, der lege nun reichlicher ein und ermahne die Seinigen, daß sie das Gleiche thun. Und kommt ein Freudentag in's Haus; eine Kindtauffeier, eine Verlobung, ein Hochzeitsfest; ist Jemand in der Familie von schwerer Krankheit erstanden und dergl., — so lasset uns dann reichliche Dankopfer bringen, daß das Reich Gottes durch unsre willige Handreichung herrlich fortgehen könne unter den Heiden.

Wer aber zu dem Allen noch keine Lust in sich verspüren sollte, der sehe doch an, was der Herr ihm für überschwängliche Gabe und Wohlthat von den reichen Gütern seines Hauses beschert hat und fange an, demüthiglich zu bitten: „Lieber Herr, mache mich doch recht dankbar und gieb mir ein reiches Maß Deiner rettenden und suchenden Liebe, auf daß sie mein Geben für Dein Reich regiere!"

Zur Ermunterung aber lese Jeder, was von solchen Liebessteuern, dazu die Missionsscherflein doch vor allen gehören, geschrieben stehet 2. Cor. 9 und Luc. 6, 38. Und wenn dann noch einmal die Frage geschieht: soll unser Missionswerk vorwärts gehen oder stille stehen? — so müsse jedes fromme Herz rufen: „In Gottes Namen **vorwärts! Dazu will ich treulich helfen!**" Amen!

Der sächsische Haupt-Missionsverein zu Dresden.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pfarrer aus Barhsen.

№ 41. Dresden, den 8. October 1864.

Am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 19, 3—9*).

„Da traten zu Ihm die Pharisäer, versuchten Ihn und sprachen: Ist es auch recht, daß sich ein Mann scheide von seinem Weibe um irgend einer Ursache? ꝛc.“ Weil die Zukunft (Ankunft) Christi mit einem solchen großen Geschlippe (Gefolge) in's jüdische Land nicht verborgen sein konnte, sind's die Pharisäer inne worden und begegnen Ihm in der Grenze, wollen Ihn probiren und ihr Meisterstück an Ihm beweisen. Sie wollen Ihm eine Frage aufgeben, darüber sie sich freilich in ihren Schulen werden unter einander gezankt haben; hätten gerne beiderseits Recht gehabt. Drum so wollen sie den Herrn Christum fragen und Ihn fein fassen, daß Er gefangen sein sollte, Gott gebe, Er sagte Ja oder Nein, wie sie auch mit dem Zinsgroschen hernach thun. Sagte Er allhier Ja, so hätten sie gesagt: Ei, was soll das für ein Prophet sein, Er wird das Land voll Huren und Buben machen ꝛc. Hätte Er Nein gesagt, so wäre Er abermals verklinket, gleich als wollte Er wider Mosen lehren. „Ist's auch recht?“ sagen sie, als sollten sie sagen: Es geht mit uns also zu, daß ein Jeglicher sein Weib von sich stößt um allerlei Ursachen willen, wenn gleich auch von Mose Solches nicht erlaubt ist. Denn Moses sagt allein von einem bösen Gebrechen oder sonst unleidlichen Ursachen; aber also geht's zu: wenn einem Schalk eines Fingers breit nachgelassen wird, so nimmt er einer Spanne lang; wenn er eine Spanne hat, so nimmt er eine Elle lang. Damit wollen sie in Ihn dringen, daß Er ein Urtheil spreche. Aber Er beweist Sich nicht allein als ein Meister, sondern giebt ihnen auch eine gute Schlappe, daß sie ihren Weg gehen. Sie halten Ihm Mose vor, Er aber kommt ihrem Vorwurf zuvor und spricht: Wie leset ihr im Mose? Sehet Gottes Wort an. Habt ihr Gelehrten denn nicht auch gelesen, was Gott in der ersten Schöpfung und da Er den Ehestand geordnet hat, geredet? nämlich daß von der Welt Anfang her Gottes Geschöpf und Ordnung viel köstlicher ist, denn das hernach Moses sagt, und schreibt ein Gesetz um eures Herzens Härtigkeit willen. Kennet ihr auch Denselbigen, der den Menschen schuf? Wisset ihr, wer Er sei und welches Sein Name ist? nämlich Gott! Meinet ihr auch, daß Sein Befehl und Ordnung Kraft habe? Ist's nicht wahr, da Er im Anfang den Menschen schuf, — daß Er sie schuf ein Männlein und Fräulein. Und Derselbige hat darnach gesagt: Es wird der Mensch Vater und Mutter verlassen und dem Weibe

*) Aus Luther's Auslegung des Ev. St. Matthäi.

Dreißigster Jahrgang.

anhangen, auch das Weib dem Manne, und sollen zwei ein Fleisch sein. Sind sie nun ein Fleisch worden, so kann man sie nicht theilen. Was fragt ihr denn vom Scheiden? Gott spricht: Es soll ungeschieden sein, und das noch mehr ist, Mann und Weib soll ein Fleisch sein, darum können sie nicht zween, sondern nur ein Leib sein. „Was nun Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Als sollte Er sagen: Du Mann sollst dich vom Weibe nicht scheiden lassen, denn Derjenige, so dich, Mann, geschaffen, der hat dich zum Weibe gebracht; und der dich, Weib, geschaffen, der hat dich dem Manne zum Gehilfen gegeben und will kein Scheiden haben. Weil dem also ist, soll diese Gottesordnung kein Mensch zertrennen, er heiße Moses oder wie er wolle. — Zwar redete das Wort Adam, da Gott die Eva zu ihm brachte (1. Mos. 2, 22—24); aber es sind nicht allein Adam's Worte, sondern Gottes Worte. Gott selbst redet sie durch Adam's Mund. Adam war vor der Sünde voll des heiligen Geistes; darum, was er geredet hat, das ist aus dem Geist Gottes geredet, und ist eben so viel gewesen, als hätte es Gott selbst geredet. Sein Herz, Zunge, Mund und alle Glieder sind heilig gewesen, darum alles was er auch redet, das war heilig.

Aber da kommen die Pharisäer mit dem Mose und wollen Ihn fangen und sprechen: „Warum hat denn Mose geboten einen Scheidebrief zu geben und sich von ihr selber scheiden?" Als sollten sie sprechen: Was sagst du? soll man nicht scheiden? Warum hat's denn Mose geboten, daß man dem Weibe soll einen Scheidebrief geben und sie gehen lassen, damit sie ein Zeugniß habe, sie sei nicht als eine Hure vom Manne gelaufen, sondern redlich geschieden? O wie hat man allhier unter dem Gesetze als unter einem Hütlein gespielt! Wenn einem leichtfertigen, bösen Buben sein Eheweib nicht gefallen hat, da er eine andere lieber gehabt denn sie, da hat er bald eine Ursach funden, daß er sie von sich stoßen möchte; und so Einer hat eines andern Mannes Weib lieb gehabt, so hat er sie können unterrichten, daß sie ihrem Manne kein gut thäte, bis daß er Ursach nähme, ihr einen Scheidebrief zu geben, und er sie kriegte. — — Darauf antwortet der Herr Christus und sagt: „Moses hat euch erlaubt zu scheiden um eures Herzens Härtigkeit willen;" als sollt Er sagen: Was Moses? Gott ist über Moses; und entschuldigt Mosen, daß Er hab' bösen Buben müssen Etwas nachgeben, auf daß nicht ein Schade geschehe denen, so unschuldig wären: Moses hat euch Solches nicht geboten, sondern zu thun erlaubt, nicht um eurer Gerechtigkeit, Ehre und Frömmigkeit willen, sondern um eures Herzens Härtigkeit willen. Moses hat gedacht: Wollen sie Gottes Gebot nicht halten, so laß sie scheiden, auf daß Mord und Gift nachbleibe. Wollt ihr in Gottes Namen nicht ehrlich sein, so seid in's Teufels Namen Huren und Buben. Also soll man vom Scheiden predigen, und hätten sie hinter sich gesehen, so hätten sie funden, daß es „von Anbeginn also nicht gewesen," ehe denn Moses war. So haben's auch die Propheten und heiligen Könige nicht gethan.

Jetzt beschließt der Herr und stößt sie gar vor den Kopf und spricht: „Ich aber sage euch: Wer sich von seinem Weibe scheidet, — — der bricht die Ehe." Was ist das gesagt? spricht doch Moses, man mag das Weib von sich scheiden; aber der Herr Christus sagt allhier, daß, wer da scheidet und eine andere nimmt, der ist mit der, so er freit, ein Ehebrecher, denn die erste, die er von sich gelassen hat, die ist sein. Nimmt er eine andere, so kann er mit ihr keine Ehe besitzen, um des Ehebruchs willen. Denn das Weib ist ein Leib mit dem Manne gewesen, und er ist ihr Schuldner; so fährt er zu und schneidet ihr Theil ab und giebt's einer andern, zerreißt also die Einigkeit des Leibes. Item eine Ehebrecherin reißt sich von ihrem Manne, will den ehelichen Stand zum Deckel machen und unter dem Hurenleben ein Eheweib sein.

Nachträge aus Gerbers Leben.

3. Vom Ehebruch.

(Aus Christian Gerber's Schriften.)

Wenn in einer Stadt ein allgemeiner Ruf erginge, es wären ein paar Mordbrenner in die Stadt gekommen, man habe schon Pulver, Schwefel und Lunten an einem Ort gefunden, Niemand aber wüßte, wer die Mordbrenner eigentlich wären, man hätte nur Muthmaßung auf eine Person, man wüßte es aber doch nicht gewiß u. s. w., sage mir: Was pflegt die Obrigkeit alsdann zu thun? Ist es nicht wahr? sie inquirirt mit allem Fleiß, läßt nicht nach, bis sie den Mordbrenner zur Haft bringt und ihm seinen gebührenden Lohn giebt? Kann man nun um der allgemeinen Sicherheit und Wohlfahrt willen so vorsichtig sein und solche Mittel gebrauchen, die einen bösen Buben zu finden dienlich sind, warum sollte man nicht auch dergleichen Mittel gebrauchen können, den Ehebruch zu offenbaren und nach Verdienst abzustrafen? Es gehet vielmal der Ruf durch die ganze Stadt und alle Kinder auf der Gasse wissen davon zu sagen, wie es dieser Mann oder jenes Weib ꝛc. treiben. Wollte nun eine Obrigkeit für Gottes Ehre eifern und über dem sechsten Gebot Gottes steif und fest halten, es sollte nicht viel Mühe kosten, den Ehebrecher oder die Ehebrecherin zu finden.

Vor etlichen Jahren (im Anfang des 18. Jahrhunderts) war in einer Stadt eine berühmte Ehebrecherin; diese lebte mit einem andern Mann, der nicht ihr war, in öffentlichem Ehebruch und er kam fast alle Tage auf einem falben Pferde zu ihr geritten; das wußte Jedermann. Es lebte zu der Zeit auch ein eifriger alter Prediger in derselben Stadt. Derselbe konnte Alters halber nicht mehr gehen, wenn er die Patienten besuchen sollte, sondern ließ sich auf einem kleinen schwarzen Wägelein fahren, welches von einem weißen Pferde gezogen ward. Einsmals sagte dieser Prediger auf der Kanzel: Meine lieben Zuhörer, wo ihr ein weiß Pferd mit einem schwarzen Wagen vor einem Hause sehet stehen, so gedenket: In diesem Hause ist gewiß ein Kranker oder Sterbender, welcher von Gottes Diener getröstet und zu einem seligen Ende vorbereitet wird. Wo ihr aber einen falben Gaul sehet vor der Hausthür stehen, da gedenket: Das ist das Haus der Ehebrecherin, die da verläßt den Herrn ihrer Jugend und vergisset den Bund ihres Gottes; aber ihr Haus neiget sich zum Tode und ihre Gänge zum Verderben (Sprüchw. 5, 5). Und siehe, was der Diener Gottes damals erinnerte und gleichsam prophezeite, das widerfuhr auch der Ehebrecherin. Ob sie gleich reich war, ward sie endlich bettelarm. Gott gebe, daß sie nicht auch an der Sele ewig arm bleiben muß.

(Dazu denke doch auch einmal folgenden guten alten Sprüchlein ein wenig nach: Mancher meint, man könne die Ehe ein wenig beugen, wenn man sie nur nicht gar breche. — Freien ist kein Pferdekauf. — Wer Prediger und Jungfrauen schändt, der nimmt selten ein gutes End. — Das Weib fragt, der Mann sagt. — Die besten Ehen sind die, in welchen der Mann das Haupt und die Frau das Herz ist. — Die Frau kann mit der Schürze mehr aus dem Hause tragen, als der Mann mit vierspännigen Wagen hineinfährt.) —

Noch etwas aus alten Zeiten.

Daß es in alten Zeiten mit der Sittlichkeit im Punkt des heiligen sechsten Gebotes besser gestanden hat als heutzutage, ist den lieben Lesern bekannt. Weniger bekannt ist ihnen vielleicht, daß man bei uns in Sachsen, als die alte keusche Volkssitte im Anfang des 17. Jahrhunderts namentlich wohl durch den Zufluß fremder Kriegsleute nach und nach erschüttert wurde, von Oben her mit allem Nachdruck dem einreißenden Sittenverderben entgegenarbeitete. Am 10. August des Jahres 1624 erließ der Churfürst Johann Georg I. seine „Eheordnung", darinnen die nöthigen Ermahnungen und gesetzlichen Bestimmungen über Ehegelöbnisse, verbotene Ehen, böswillige Verlassung, Strafe der Unzucht und des Ehebruchs, Copulation und Hochzeiten gegeben wurden. Er ließ es aber nicht bei einmaliger Veröffentlichung dieser Ordnung bewenden, sondern er verordnete zugleich, daß dieselbe zweimal des Jahres am 2. Sonnt. nach Epiph. und am 2. Sonnt. nach Trinitatis Vor- oder Nachmittags der ganzen versammelten Gemeinde öffentlich und verständlich vorgelesen werden solle. Durch vorhergehende Abkündigung sollte die Gemeinde auf diese Vorlesung aufmerksam gemacht und zum Anhören aufgefordert werden; dazu sollte aber auch die Predigt des Tages so angestellt werden, daß aus dem Alten oder Neuen Testament eine ernstliche Erinnerung zum Volke geschähe, „wie eine große abscheuliche Sünde die Unzucht vor den Augen Gottes sei, wie Er solche zeitlich mit dem Fluch und ewig mit dem höllischen Feuer strafe, dagegen aber keusche, fromme, züchtige Eheleute, Gesellen und Jungfrauen reichlich segne, wenn sie in seinen Geboten wandeln und ihren keuschen, züchtigen, ehrlichen Wandel unverrückt bewahren und halten".

Danach haben sich denn auch die sächsischen Pfarrer gehalten und noch in diesem Jahrhundert mag man, obwohl die Vorlesung an den meisten Orten außer Uebung gekommen war, den alten Brauch hie und da beibehalten haben, bis er endlich im Jahre 1835 durch ein Gesetz des Königs Anton ganz abgeschafft ward. In der alten Zeit hatte nämlich das Volk oftmals auch mit allerlei andern Gesetzen von der Kanzel herab bekannt gemacht werden müssen. Das ward später, je mehr das Volk lesen lernte, für überflüssig befunden und so fiel denn mit der Vorlesung von allerlei weltlichen Gesetzen auch die der Eheordnung hinweg, die man immerhin, weil diese Ordnung ja ein kirchlich Gesetz ist, hätte beibehalten können, wenn man sie auch nicht gerade zweimal des Jahres hätte vorzunehmen brauchen.

In dieser alten Eheordnung ist nun unter anderen auch die Bestimmung getroffen, daß der Pfarrer, wenn neue Eheleute sich bei ihm anmelden, „mit Fleiß erkundigen soll, ob sie öffentlich in der Kirchen mit der Gemeinde Gottes das hochwürdige Sacrament des Leibes und Blutes Christi empfangen haben? und, da es junge Leute wären, ob sie auch ihren Catechismum gelernet? Ohne dessen Erkenntniß sie nicht aufgeboten werden sollen. — Auch danach hat man sich vormals gerichtet und noch heutzutage findet sich hie und da namentlich auf dem Lande die löbliche Sitte des Brauteramens, da der Pfarrer die beiden Brautleute, oder doch den einen Theil des Brautpaares prüft, was ihnen aus Gottes Wort vom heiligen Ehestande u. s. w. bekannt sei, ähnlich wie an manchen Orten auch diejenigen einem Taufexamen unterworfen werden, die zum ersten Male ein Taufzeugenamt übernehmen.

Diese Nachfrage nach dem Katechismus ist aber nicht erst durch die Eheordnung Johann Georg des I. in Brauch gekommen, sondern Pfarrer, welche die Unwissenheit des

armen Volkes wahrnahmen, haben sie schon vorher geübt, bis sie endlich auch gesetzlich angeordnet ward. So hat es unter Andern auch ein alter Reichenbacher Pfarrer gethan, Heinrich Neumeister, geboren im Jahre 1542 und gestorben im Jahre 1614 als 72jähriger Greis. Der hat 13 Jahre das Diaconat und dann 29 Jahre das Pfarramt zu Reichenbach verwaltet. Von ihm ist noch heute ein im Jahre 1588 begonnenes, also bald 300 Jahre altes, vergilbtes Büchlein vorhanden, worin er, freilich in einer Weise, in der man heutzutage nicht mehr Kirchenbücher führen dürfte, die aufzubietenden Brautpaare verzeichnet hat. Das ist ein gar interessantes Büchlein, mit Hülfe dessen man manch erfreulichen Blick thun kann in die Sitte jener Zeit.

Mit den Namen und Titeln der Brautleute hat sich der alte Pastor nicht lange aufgehalten. Er hatte nicht viel Brautpaare aufzubieten, etwa 30 bis 40, und alle Welt kannte deshalb bei der damals noch kleinen Bevölkerung der Stadt die wenigen Brautleute genau. Da heißt's nur: Hans Müller, ein Son Hans Müllers, des eltern, allhier seligen; Elisabeth, eine Tochter Thomas Pottigers zu Myla. „Junggesell" und „Jungfrau" ward nicht hinzugesetzt; denn das verstand sich ganz von selbst. Ich habe im ganzen Büchlein (vom Jahre 1588—1614) ein einziges Paar gefunden, das aus „Reitzung ihres Fleisches und des bösen Feindes" das sechste Gebot übertreten, danach aber auch „öffentlich Abbietung" gethan.

Verhältnißmäßig viel umständlicher ist der alte Pfarrer, wenn er in dem Büchlein den Jahresschluß macht und die Summa zieht. Da heißt es: Den ehelichen Orden (Stand) hat Gott gezieret und gestärket mit ... Paar neuen Eheleuten; oder: Zur Ehe haben gegriffen mit Gott und Ehren 44 Paar neue Eheleute dieses 1598. Jahr; oder: Sein Geschepff und Werck des ehelichen Ordens hat Gott geziert und geschmückt mit 41 Paar neuen Eheleuten; oder: Mit 37 Paar Heirathspersonen und neuen Eheleuten hat Gott dieses Orts das Stiftsvolk seines ehelichen Ordens geschmücket und erweitert, u. s. w.

Das Köstliche aber sind die kurzen, doch möglichst genauen Notizen über das Brautexamen, nämlich über das, was die Brautleute in demselben gekonnt oder nicht gekonnt hatten. Schon die Gegenstände, nach denen gefragt wurde oder mit denen sich die Brautleute als trauungsfähig legitimirten, sind interessant. Im Anfange geht's noch dürftig her. Man sieht, die evangelische Volksbildung war erst im Werden. Obwohl Manche den ganzen Katechismus mit der Auslegung können, geschieht's doch oft, daß der Pastor nur einige Hauptstücke, bisweilen auch nur das erste und auch das kaum zu hören bekommt, oder daß die Leute nur den „schlechten" Katechismus, d. h. den bloßen Katechismus ohne die Auslegung kennen, oder daß der Pastor schreiben muß: Die vier ersten Gebott mit der Auslegung, das andere schlecht, d. h. ohne Auslegung. Später wird's immer besser. Da können immer mehr Brautleute den ganzen Katechismus, und zwar nicht mehr „schlecht". Auch die Fragstücke werden schließlich aufgesagt. Im Anfang sind nur die vornehmsten Sprüche Joh. 3, (16)*), Matth. 11, (28—30), Phil. 2, (5—11), Röm. 8, (31—34) u. s. w. bekannt; nur Einzelne haben sich die wichtigsten Psalmen (23, 103 und die Bußpsalmen) eingeprägt. Ja manchmal heißt's auch: „die 10 Gebott mit der Auslegung, das andere „schlecht" und weiter nichts dazu"; oder gar: „Ist keiner Auslegung berichtet, keinen Psalm noch Spruch, allein bein schlechten Katechismo gelassen und geblieben". Später wirds immer reicher. Es mehrt sich zwar nicht die Zahl der Schriftstellen, denn der Pastor mag nur nach bestimmten gefragt haben; aber die Kenntniß der freiwillig aufgesagten Psalmen mehrt sich bedeutend. Da kann eine Bürgermeisterstochter 15 Psalmen aufsagen, eine andere Braut weiß 28 Psalmen, ein Bräutigam hat 31 gelernt und eine Braut kann gar einmal fünfzig Psalmen auswendig. Dann kommen Gebete hinzu. Einer kann den ganzen Katechismus mit der Auslegung, etliche 40 Psalmen und der Sprüch und Gebetlein noch mehr. Auch die Bett- und Tischsegen, oder, wie es kurz heißt, „die vier Segen", werden hergesagt und Einer kann sogar das „Türckengebet" auswendig. Frühzeitig scheint der Pastor auch nach Kirchenliedern gefragt zu haben. Viele kennen wenigstens das eine: Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott ꝛc. Später sagen sie her: Herr Gott, dich loben wir ꝛc. und endlich können sie die nöthigen „Festgesänge" auswendig. Auch die beiden andern allgemeinen Bekenntnisse werden gelernt. Mehr als einmal sagen sie noch neben dem Katechismus und vielen „erlesenen" Psalmen das Symbolum Athanasii her und Einer hat einmal alle drei allgemeine Glaubensbekenntnisse gekonnt.

Auch die Personen sind interessant, mit denen es der Pastor zu thun hat. Wenn der Bräutigam, was ja damals nicht so sein mußte, in die Schule gegangen war, wird er ausdrücklich als ein „gewesener Schulknab" bezeichnet. Wittwen und Wittwer müssen auch noch einmal in's Examen. Die Pfarrerstöchter und Bürgermeisterssöhne kommen ebensowohl dran, wie die Bauern aus den Landgemeinden. Nur bei den studirten Leuten hat der Pastor — und das durfte er damals — vorausgesetzt, daß sie den Katechismus kännten und in der Schrift zu Hause wären. Von seiner eigenen Tochter schreibt er in sein Buch: Barbara, eine Tochter M. Heinrich Neumeisters, Pastoris dieser Kirchen. Totum catechismum cum explicatione. Caput sexagesimum quartum Jesaiae (d. ganzen Kat. mit d. Ausl., d. 64. Cap. Jes.) Ps. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 8. 15. 23. 24. 32. 40. 41.

*) Die Angabe der Verszahl war damals noch nicht üblich.

50. 51. 68. 85. 90. 91. 103. 110. 116. 117—130. Joh. 3. 11. Röm. 14. Jes. 53. 1. Mos. 32.

Hie und da hat er auch bemerkt, wo oder von wem die Leute den Katechismus gelernt hatten. Von einer Braut heißt es: Hat daselbst in ihrem Dienst etliche Stücke auslegen gelernt. Von einem Bräutigam: Hat zu Neumark beinahe den ganzen Katech. auslegen gelernt; und von einer Braut steht zu lesen: Hat gelernt von ihrer Schwester den ganzen Katechismus und Ps. (folgt wieder eine lange Reihe Zahlen.) Da sieht man, wie damals der mangelnde Schulunterricht im Hause ersetzt ward.

Aber nicht nur was sie gekonnt, sondern auch wie sie's gekonnt, berichtet der Pfarrer. Da lauten seine mißbilligenden Censuren deutsch oder lateinisch: Viel vom Kat. vergessen, doch weiß er von einzelnen Stücken etwas; — Ungewiß (d. h. ungenau); — den schlechten Kat., aber von desselben Verstand und Erklärung wenig; — Von Allem etwas, aber von keinem etwas ordentliches; — Dumm, hat das Meiste wieder vergessen; — die zehn Gebotte mit d. Ausl., das andere gestummelt; — Wirft in der Hast etliches durcheinander und bleibt etliche Mal stecken; — Ist keiner Auslegung noch Verstandes berichtet; und endlich heißt's einmal gar: fast tuttend, kann kaum den Kinderkatechismus.

Die guten Censuren bestehen mehr in Aufzählung der hergesagten Abschnitte als in Worten; Doch heißt's auch einmal: expedite recitat d. i. sagt geläufig her; oder: Fleißig und wohlgegründet in der Lehre des Catechismi, Psalmen und Sprüchen. Ganz besonders lieblich lautet es aber, was er von einem Wittwer schreiben kann: Thomas Schneidenbach, der Gerber, ein gottfürchtiger Mann, wohlgelehrt in der Schrift, gar vieler Spruch und Psalmn kundig, die er in seiner Kreuzschulen neben seinem ersten Weibe gelernet. —

Das war's, was ich dir aus der alten Zeit noch erzählen wollte. So mag's, wenn's auch nicht jeder Pastor aufgeschrieben hat, damals noch an gar manchem Ort gestanden haben. Und wie steht's heute mit der Katechismus- und Schriftkenntniß der Brautleute? Wie hat's mit der deinen gestanden, als du in den Ehestand tratest? Ich gesteh's, daß ich mich recht ordentlich geschämt habe, als ich las, was die Tochter des Pastor Neumeister bei ihrer Verheirathung gekonnt hat. —

Allerlei Denkstätten.

1. Bamberg.

(Fortsetzung.)

Das Grabmal des Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dom Bamberg ist ein gar schönes. Es mag wohl prachtvollere Grabmäler geben; aber gerade dieses Grabmal erzählt wie wenig andere die Geschichte derer, denen es gesetzt ist. Es ist aus

Heinrich II., 1002—1024.

Salzburger Marmor gearbeitet und stellt einen großen auf einem Sockel stehenden Sarg vor; oben auf dem Sarge liegen die lebensgroßen Gestalten des Kaisers und der Kaiserin. An Scepter und Reichsapfel erkennt man ihre Würde. Zu ihren Häuptern sind kleine Thronhimmel (Baldachin angebracht; zu den Füßen liegen Löwen, welche die Familienwappen der Beiden halten. An den Seiten des Sarges aber sind in fünf verschiedenen Bildern von halberhabener Arbeit Züge aus dem Leben des Kaisers und der Kaiserin dargestellt. Da sieht man die Kaiserin, die der Unkeuschheit bezüchtigt worden war, zum Beweis ihrer Unschuld über glühende Pflugschaaren schreiten. Da sitzt sie auf einem andern Bilde mit einem Teller da und Arbeiter mit ihren Werkzeugen kommen herbei. Sie bezahlt dieselben für einen Kirchbau, den sie hatte ausführen lassen. Auf dem dritten Bilde finden wir sie mit dem Kaiser zusammen. Sie nimmt weinend Abschied von dem sterbenden Gatten; sorgenvoll stehen die Diener und Dienerinnen umher. Auf einem andern fleht der Kaiser um Vergebung seiner Sünden, und sinnbildlich ist die Erhörung seines Gebets dadurch dargestellt, daß der Erzengel Michael eine Wage hält, in deren einer Schale ein Kelch (wohl das Zeichen des Versöhnungsleidens Christi) liegt, während an der andern Schale sich vergebens drei Teufelchen abmühen, sie herunter zu ziehen und den schwerwiegenden Kelch aufzuwiegen. Auf dem fünften Bilde aber ist's dargestellt, wie der sterbende König die Sterbesacramente empfängt.

Und das Alles ist gar künstlich und fein ausgearbeitet und macht dem Künstler, Hans Tilemann Riemenschneider, einem Meister des 16. Jahrhunderts, bei dem ein Bamberger Bischof dies Kunstwerk bestellt hatte, alle Ehre. Denn du mußt wissen, daß der Kaiser Heinrich mit der Kaiserin Kunigunde von der katholischen Kirche unter die Heiligen versetzt worden ist, und da ist's kein Wunder, wenn gerade ein Bischof den beiden ein Denkmal gesetzt hat, wenn's auch ziemlich ein halb Jahrtausend nach dem Tode der beiden Heiligen geschehen ist.

Heinrich II. und Kunigunde lebten nämlich im Anfang des elften Jahrhunderts. Als der deutsche König Otto III. im Jahre 1002 in Italien gestorben war, bewarb sich der Bayernherzog Heinrich, der letzte Nachkomme des berühmteren Heinrichs des Vogelers, um die deutsche Königskrone. An Nebenbuhlern fehlte es ihm nicht; aber endlich ward er als Heinrich II. in Mainz zum deutschen König gekrönt. Auf die römische Kaiserkrone mußte er noch eine gute Weile warten. Er hatte zuvörderst zuviel mit Feststellung seiner Macht in Deutschland gegen den Herzog Boleslaw von Polen und mit Behauptung seiner Besitzungen in Norditalien zu thun, ehe er dem von einem Gegenpabste bedrängten Pabste Benedict dem VIII. zu Hülfe kommen und sich so die Kaiserkrone verdienen konnte. Erst am 14. Febr. 1014 ward er in Rom gekrönt. Von seinen einzelnen Kriegszügen und all dem, was er zur Sicherung seiner weltlichen Macht gethan hat, wollen wir jetzt nicht viel erzählen, Er hat zur Erinnerung daran einen lebenslänglichen Denkzettel bekommen. In Italien, der großen Falle so vieler deutscher Könige, hatte er sich einmal vor dem empörten Volke zum Fenster hinaus flüchten müssen, war fehlgesprungen und mußte sich Lebenslang mit einem lahmen Fuß schleppen, daher ihm auch das Volk den Spitznamen „Hufeisenholz" gab.

In der Geschichte nennt man ihn aber viel lieber den „Heiligen", und zwar wegen seiner Verdienste um die deutsche Kirche, die er zu nicht geringem Ansehen zu erheben wußte. Wenn man ihn spottweise den Pfaffenkaiser genannt und damit gemeint hat, er sei allewege von dem Klerus beherrscht worden, so ist das nicht recht gethan. Denn er hat, wenn er sich auch oftmals vor der Geistlichkeit tief gedemüthigt hat, doch das Heft nicht nicht aus den Händen gegeben und den Versuch gemacht, das Reich mit Hülfe der Kirche zu beherrschen. Er hielt im Großen bei seiner Regierung den Grundsatz fest, den er im Kleinen bei der Gründung der Stadt Bamberg, die recht eigentlich sein Schooßkind war, gehabt haben soll. Dieser früher unbedeutende Ort nämlich hatte bisher den Grafen von Babenberg gehört und war nach deren Aussterben an das Reich gefallen, d. h. Eigenthum des Königs Heinrich geworden. Heinrich aber bestimmte ihn seiner Gemahlin Kunigunde zum dereinstigen Wittwensitz und ließ, als er die Stadt weiter anbaute, so erzählt man, mit Absicht keine Mauern herum anlegen, sondern nur an verschiedenen Orten vier Klöster errichten, weil er meinte, so lange die Geistlichen und andere fromme Leute das Ihrige an diesem Orte verrichten würden, werde derselbe auch wohl ohne Mauern sicher sein. Und wie er's dort im Kleinen gethan hatte, so hielt er auch im Großen die Festigung der kirchlichen Macht für den sichersten Weg zur Wohlfahrt und für das sicherste Mittel zum Schutze des Reichs. Von Kindesbeinen an hatte er im Umgang mit Gotteswort gelebt; er hatte die festen Ordnungen der Kirche schätzen gelernt; er fand in der Kirche den Halt, der dem deutschen Reiche noch fehlte. So machte er denn auch die Diener der Kirche zu Werkzeugen seiner Regierung. Er ließ sich nicht durch sie regieren; aber er regierte durch sie; so daß wir etwa nach unserer jetzigen Ausdrucksweise sagen würden: seine Minister und Räthe waren nicht die Adligen, oder die Juristen, oder die Militärs, sondern die Geistlichen, die Bischöfe. Und da verstand er's, die Männer für die Aemter zu finden und auch einmal ein Amt zu machen, wenn er einen Mann hatte. Er ist weit davon entfernt gewesen, das Reich in eine Pfaffenwirthschaft hineingerathen zu lassen, im Gegentheil arbeitete er unablässig an der sittlichen Hebung des namentlich in den Klöstern verfaulenden Klerus und suchte auch zu dem Ende neue Pflanzstätten kirchlichen Lebens zu errichten.

Die bedeutendste seiner Schöpfungen war ohne Zweifel das Bisthum Bamberg. Dort war es namentlich darauf abgesehen, dem ringsumher noch sehr stark vertretenen Heidenthum ein Bollwerk entgegenzusetzen. Heinrich begann mit dem Bau des mächtigen Domes und machte dann erst diesen Dom zur Kathedrale eines neu begründeten Bisthums, das er mit ungemeinen Freiheiten und mit reichen Besitzungen in Franken und in Kärnthen ausstattete. Der Würzburger Bischof, in dessen Sprengel die Bamberger Gegend bisher gehört hatte, wollte sich das anfangs nicht gefallen lassen; aber der Kaiser scheute sich nicht auf einer Synode der Bischöfe, die er im Jahre 1006 nach Frankfurt berief, bei den geistlichen Herren fußfällig um die Erlaubniß zur Errichtung seines neuen Bisthums zu bitten. Und so entschieden sich denn die Bischöfe für Heinrichs Wunsch, und das Bisthum ward recht eigentlich ein Missionsbisthum, bestimmt, die Ehre Gottes zu fördern, den Götzendienst der dortigen Slaven auszurotten und die christliche Kirche fest zu gründen. Zum ersten Bischof ernannte der König Heinrich seinen Kanzler Eberhard. Das Bisthum blühte zusehends auf und erfüllte seinen Missionszweck. Zur Weihe des Doms kam der Papst Benedict VIII. — ein seltenes Ereigniß — selbst nach Deutschland. Und schon der zweite Bischof von Bamberg, Suidger, ward unter dem Namen Clemens II. im Jahre 1046 Papst. Später ist von diesem Bisthum

aus noch weiter müssionirt werden. Doch davon will ich nächstens erzählen. Ich will jetzt nur daran erinnern, daß der berühmte Apostel der Pommern Otto von Bamberg hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Morgenlied.

Weise: Lob sei dem allmächtigen Gott ꝛc.; oder: HErr Gott, Dich loben alle wir ꝛc.

O seliges dreiein'ges Licht,
Das alle Finsterniß durchbricht,
Ich jauchze, daß Dein Gnadenstrahl
Mir leuchtet hier im Jammerthal.

Gott Vater, Du hast mich gemacht,
Gott Sohn, Du hast für mich vollbracht,
Gott heilger Geist, Du schufst mich neu,
Dreiein'ger, Preis sei Deiner Treu!

Durch Dein dreifachen Gnadenglast
Auch heut von mir gewendet hast
All Angst und Noth der finstern Nacht,
Mich neu an's frohe Licht gebracht.

Sieh, alles, was ich hab und bin,
Dir dank ich es mit frohem Sinn,
Und hasse allen fremden Schein;
Von Dir will ich bestrahlet sein.

Ach, bleib bei mir, Du Gnadenlicht,
Laß mich aus Dir entfallen nicht;
Mach alles Falsche in mir wahr,
Und alles Finstre in mir klar.

Die Wege, die ich wandeln soll,
Mach hell und Deines Trostes voll;
Und laß mich in der Ewigkeit
Einst Deiner freun in Herrlichkeit.

Aug. Gehring.

Die erste Festfeier des evangelischen Jünglingsvereins zu Glauchau

am 10. Sonntag nach Trinitatis 1864.*)

Mitten unter den heillosen Bestrebungen angeblicher Vaterlandsfreunde, in Volksversammlungen, Wirthshäusern, Herbergen und dgl. den Samen des Aufruhrs und der Empörung namentlich auch in die Herzen der jungen, unerfahrenen Leute zu säen, gelang es im Jahre 1848 mit Gottes Hilfe einigen wohlgesinnten Männern Glauchau's, den in der Aufschrift genannten Verein zu gründen, der sich die Aufgabe stellte, Jünglingen, insbesondere aus dem Handwerkerstande, in ihren Feierstunden einen Aufenthalt und eine nützliche Unterhaltung unentgeltlich zu verschaffen, sie so dem Wirthshausleben zu entziehen und kirchlichen Sinn in ihnen zu wecken, zu erhalten und zu nähren. Sofort erkannten einige Jünglinge die Wohlthat einer solchen Zufluchtsstätte und benutzten sie dankbar. Senfkornartig ist das Pflänzlein unter Gottes Segen gediehen und, obwohl vielfältig verkannt und verachtet, ist es doch im Laufe der Zeit schon manchem Jüngling ein Schatten bietender Baum geworden.

An dem vom freundlichsten Wetter begünstigten Festtage nun, den sich die Jünglinge zu einem Tage der Stärkung für ihr Vereinsleben ausersehen hatten, versammelten sich die etwa 30 Mitglieder des Vereins, die Vorstandsmitglieder und der den Verein leitende Geistliche Subdiaconus Hoffmann mit den aus Chemnitz, Crimmitzschau, Hartenstein, Lichtenstein, Meerana, Mülsen, St. Niclas und Werdau herbeigekommenen Festgästen und einigen früher dem Verein angehörig gewesenen Familienvätern nach dem Nachmittagsgottesdienste im Vereinslocal und den für das Fest überlassenen Localitäten der Kleinkinderbewahranstalt. Die Räume waren sinnig mit Bäumen, Guirlanden, Kränzen und passenden Bibelversen geschmückt.

Nach brüderlicher Begrüßung, und nachdem unter Begleitung des Harmoniums der Gesang des Liedes: „Wir reichen uns zum Bunde ꝛc." aufgeführt worden war, vereinigte sich die Versammlung zur Festandacht. Man sang im Chor: Ach, bleib mit Deiner Gnade ꝛc., Vs. 1—4. Hierauf hielt Herr Subdiac. Hoffmann die nachfolgende Ansprache, die wir in ihrer ganzen Ausdehnung mit dem Wunsche mittheilen, ob sie vielleicht Etlichen zur Erweckung und Anderen zur Festigung dienen möchte.

Meine lieben jungen Freunde! Es ist eine schöne Feier, die uns heute in diesen Räumen vereinet, eine Feier, nach der unser Herz sich längst gesehnt, und die wir deshalb mit doppeltem Danke, mit doppelter Freude begrüßen. Es drängt das Herz nach Gemeinschaft, nach einer Aussprache mit denen, die mit uns auf gleichem Glaubensgrunde stehen, die mit uns gleiche Ziele verfolgen, die mit uns durch das eine Liebesband vereint sind; und die Stunde ist heute für uns erschienen, wo diese unsere Sehnsucht gestillt, dieser unser Herzenswunsch erfüllt wird. Aus der Nähe und aus der Ferne seid ihr herbeigekommen, geliebte Jünglinge, um unserm Jünglingsverein zu Glauchau, mit dem ihr dem Geiste nach zwar stets verbunden seid, auch einmal persönlich nahe zu sein, um mit ihm eine Stunde inniger Gemeinschaft, eine Stunde herzlichen Beisammenseins zu feiern, und euch zu freuen mit der Freude, von der der Pre-

*) Der Pilger kann natürlich nicht über jedes Jünglingsvereinsfest in gleicher Weise berichten, doch glaubte er den lieben Glauchauern, deren Verein wohl in Sachsen der älteste ist, den Druck ihres Berichts nicht versagen zu dürfen, wenn er ihn auch mehrfach abkürzen mußte.

diger Salomo spricht: Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend! Seid uns allzumal, Geliebte, in dieser Feierstunde herzlich willkommen, die ihr uns unsere Festfreude verschönern, unsere Feststimmung erhöhen helft; laßt uns aber auch diese Stunde des Beisammenseins nicht verleben, ohne auch in ihr uns zu erbauen und zu stärken an einem theuren Gotteswort, an dem Worte, das Paulus, der Apostel des HErrn, uns entgegenruft in seinem ersten Briefe an die Corinther:

1. Cor. 16, 13: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich, und seid stark!

Dies apostolische Wort, meine Lieben, ist ein Mahnruf für alle Lagen und Verhältnisse unseres Lebens, ein Mahnruf bei unserm Eintritte in die Welt, ein Mahnruf gegenüber den vielfachen Versuchungen der Welt, ein Mahnruf deshalb namentlich an die Jugend, die diesen Versuchungen und Lockungen mehr denn jedes andere Alter ausgesetzt ist; sei es darum auch ein Mahnruf an euch, an uns allzumal, meine Lieben, damit wir, die wir stehen, wohl zusehen, daß wir nicht fallen.

„Der dreifach apostolische Mahnruf an das Herz des christlichen Jünglings"

sei darum der Gegenstand meiner Ansprache an euch, der Mahnruf: Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!

1.

Wachet! das ist der erste apostolische Mahnruf an euer Herz, geliebte Jünglinge, wachet, damit der Feind euch nicht verderbe, wachet, damit ihr nicht fallet und Schaden nehmet an eurer Seele. Wachen, das thut vor Allem noth; denn die Gefahren, die uns drohen, sind groß, der Feinde, die uns überfallen wollen, sind so viele. Wie der Wächter der Stadt wachen soll, damit die Bewohner derselben nicht Schaden leiden durch ruchlose Hände, wie der Wächter des Heeres wachen soll, damit der Feind nicht komme und das Heer überfalle und schlage, so soll auch der Christ, so soll vornehmlich der christliche Jüngling wachen, damit der Feind, der vor der Herzensthüre liegt, nicht hereindringe und sein Herz verderbe, so soll er wachen, daß nicht auch ihn die bösen Buben locken und hinabziehen auf ihre Sündenbahn. Wachet! dieser Mahnruf thut noth für und für; denn welch Verderben kann nur eine unbewachte Stunde uns bringen, wie tief kann der Mensch sinken, wenn er nur einmal unterläßt, über sich zu wachen. Und gerade je höher man schon in christlicher Erkenntniß steht, je geförderter man schon für das Reich des Herrn geworden ist, um so nöthiger thut ein fortwährendes Wachen, um so nöhiger thut es, immerdar auf der Hut zu sein, damit man von der Höhe, auf der man mit Gottes Hülfe steht, nicht wieder zurückfalle in den alten Schmutz der Sünde. Drum wachet, geliebte Jünglinge, wachet Tag für Tag über euch und eure Wege! Wachet, damit, wenn die alten sündlichen Neigungen in euch sich wieder regen wollen, wenn das alte Fleisch lockt, und euch die Freuden und Lüste der Welt in ihrer ganzen Schönheit vorspiegelt, ihr der lockenden Stimme nicht Raum gebt in Eurem Herzen; wachet, wenn falsche Freunde sich euch nahen und euch umgarnen und umstricken wollen; wachet, wenn der Feind in Schafskleidern an euch herantritt wachet, wenn er gerade in Stunden kommt, wo die Begierden des Herzens so leicht geneigt sind, zu entflammen; wachet über eure Gedanken, über eure Neigungen und Begierden, wachet, wenn euch gerade in heiligen, ernsten Stunden oft sündliche Gedanken überkommen; wachet über eure Worte; ein unbedachtsam gesprochenes Wort hat oft das größte Unheil gestiftet, und über ein jegliches unnützes Wort, das wir geredet, müssen wir Rechenschaft geben am jüngsten Gericht; wachet über euer Thun, über die Wege, die ihr geht, über den Umgang, den ihr euch erwählet! Und wollt ihr das beste Mittel wissen, um euch immer wach und nüchtern zu erhalten, so giebt es kein anderes, als was der HErr selbst uns an's Herz legt, wenn Er spricht: Wachet und betet! Mit unsrer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren; drum, Geliebte, lasset uns beten in der Stunde der Versuchung, lasset uns beten in der Stunde schweren Kampfes, und mit der Waffe des Gebets, mit der Waffe göttlichen Worts werden wir die Versuchung überwinden. Und wenn wir gefallen sind, meine Lieben, wenn auch über uns Stunden gekommen sind, wo wir des Versuchers Stimme gehorchten, Stunden, Wochen, ja für Manchen wohl Jahre, wo die Welt auch ihn mit sich fortriß in den Strudel ihrer Lust und ihrer Sünde; woran lag es, als daran, daß wir nicht genugsam über uns gewacht, nicht innig und brünstig genug zum HErrn gebetet haben? Soll's auch in Zukunft so sein? O nein, Geliebte, als christliche Jünglinge kennt ihr die rechte Waffe wider den Versucher: christliche Wachsamkeit, brünstiges Herzensgebet.

Doch, meine Lieben, es giebt auch noch einen Feind, vor dem es gilt zu wachen, einen Feind, der gerade die Gläubigen am ersten ergreift, und vor dem auch ihr euch hüten müßt, wenn anders ihr dem HErrn wohlgefallen wollt; dieser Feind ist der geistliche Hochmuth, die Ueberhebung über die, die in sittlicher und religiöser Hinsicht unter uns stehen, das lieblose Richten über dieselben, die Neigung, wohl auch mit Pharisäersinn zu sprechen: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin, wie jene! Hütet euch, meine lieben jungen Freunde, vor solcher Selbstüberhebung, hütet euch vor solchem lieblosen Richten, hütet euch vor solch einer Gesinnung! Und wenn ihr mit Gottes Hülfe manche Versuchung überwunden, wenn ihr mit Gottes Hülfe manchen guten Kampf gekämpft habt, da bekennt in Demuth: Nicht mir, o Herr, sondern Dir die Ehre! Dann suchet aber auch, statt daß ihr euch verächtlich abwendet von denen, die tiefer stehen wie ihr, und sie verdammet, sie zu gewinnen durch das Wort der Liebe um Des willen, der gekommen ist, zu suchen, was verloren war, und helft auch ihr ihm Seelen gewinnen unter euren Brüdern. Wachet über eure und ihre Seelen, wachet, Geliebte, damit, wenn der Herr kommt, ihr bereit seid, Ihm Rechenschaft abzulegen, wachet, damit, wenn Er kommt, ihr geschickt seid, mit Ihm einzugehen in die Wohnungen des Friedens. Doch, Geliebte, soll dies geschehen, so müßt ihr auch beherzigen den zweiten apostolischen Mahnruf an euer Herz: Stehet im Glauben!

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 42. Dresden, den 15. October 1864.

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 12, 46—50.

Die Erörterung, meine Lieben, ob die Brüder des Herrn, die in unserem Texte genannt werden, seine leiblichen Brüder, das ist Kinder von Maria und Joseph gewesen oder nur Vettern oder sonst Verwandte, wollen wir jetzt bei Seite lassen. Sie ist für den Segen, den wir aus unserm Texte haben können, ohne Werth. Die Hauptsache muß uns doch sein, daß wir da einmal den Herrn Jesus den Gliedern der Familie gegenüber begegnen, in die er in den Tagen Seines Fleisches hineingestellt war. Da können wir Ihm manch Wichtiges ablernen.

Zuerst seht doch, wie Er sich von den Gliedern seiner Familie nicht stören läßt in Seinem heiligen Werke! Der HErr ist in der That mitten in Seinem Wirken. Er arbeitete soeben mit dem Wort an den Seelen. Sanct Marcus erzählt uns: Das Volk saß um Ihn. So hatte Er sie nicht immer. Das war für Ihn eine köstliche Gelegenheit zur Verkündigung der selig machenden Wahrheit. Da zeigen sich am Rande des Menschenkreises, der Ihn umgiebt, Seine Mutter Maria und die Brüder Jacobus und Joses, Simon und Judas. Was wollen sie denn? Ja, wer kann's wissen? Vielleicht ganz gleichgültige Dinge. Vielleicht hat die Mutter ein Stück weiblicher Fürsorge gehabt, oder die Brüder haben Ihn abholen wollen zur Weiterreise. Vielleicht hat die Mutter gefürchtet, Er möchte sich zu sehr anstrengen, und die Brüder, Er möchte sich zu viel Herzen gewinnen. Vielleicht hat das Mutterherz besorgt, Er möchte sich die Pharisäer zu sehr zu Feinden machen, und die Brüder, es möchte etwa auch ihnen an den Hals gehen. Vielleicht haben sich beide geehrt gefühlt, daß ihr Sohn und Bruder so viel Beifall fand, und haben sich vordrängen wollen. Vielleicht! Wer mag's wissen? Aber Eins wissen wir gewiß: Daß sie im Begriffe waren, Ihn zu unterbrechen bei Seinem heiligen Werke, denn Sct. Matthäus sagt ausdrücklich: Da Er noch also zu dem Volke redete. Und das wissen wir hinzu, daß es Ihm gar nicht recht gewesen ist, als man Ihn und Seine Zuhörer auf solche Weise störte. Sein Beruf, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist, steht Ihm höher als alles Sorgen, alle Neugierde, alle Eitelkeit u. s. w. irdischer Verwandtschaft. Er hält sich nach dem, was im 5. B. Mos. geschrieben steht: Wer zu seinem Vater und seiner Mutter spricht: Ich sehe ihn nicht, und zu seinem Bruder: Ich kenne ihn nicht, und zu seinem Sohn: Ich weiß nicht; die halten Deine Reden und bewahren Deinen Bund, die werden Jacob Deine Rechte lehren und Israel Dein Gesetz. Er weiß, daß Er selber gesagt hat: Wer Vater

Digitized by Google

oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht werth. Er weiß, daß Er dies Wort zuerst selbst zu erfüllen hat. Und wenn Er darum in unserer Geschichte Seine Hände ausbreitet über Seine Jünger, so gleicht Er der Henne, die ihre Küchlein mit den Flügeln deckt, als wollte sie sagen: Wer mir Eins stört, der hat's mit mir zu thun.

Meine Lieben! Wohl ist's wahr, daß unser Werk dem Seinen nicht gleich ist. Aber zu vergleichen ist's doch mit dem Seinen. Es ist ja wahrlich auch ein heilig Werk, im Umgang mit Gottes Wort stehen, den rechten Brauch der Sacramente halten, Andere erbauen und trösten, Andern um Christi willen dienen mit dem ganzen Leben. Und wie bei seinem Wirken jeder Augenblick der Zeit gezählt war, so auch bei dem unsern. Wir haben wahrlich keine Zeit zu verlieren. Wollen wir uns nun da stören lassen? Soll uns das Einreden der Verwandten abhalten vom Kirchenbesuch, vom Sacramentsgenuß? Sollen wir uns von ihnen die Zeit nehmen lassen, Andere zu erbauen, Arme zu pflegen, Kranke zu besuchen u. s. w.? Das sei ferne! Auch über unser „heiliges Werk" haben wir gleichsam schirmend die Hände zu breiten, als wollten wir sagen: Das soll uns Niemand nehmen, darin soll uns Niemand stören, und wenn's Mutter und Brüder wären.

Wie aber giebt Er's ihnen zu verstehen, daß Er sich nicht stören lassen wolle? Aus der Art und Weise, wie Er's thut, lernen wir ein Zweites. Er giebt ihnen keinen Vorzug wegen ihrer leiblichen Stellung zu Ihm, aber Er verachtet sie auch nicht. Ob die Brüder des HErrn um ihrer Verwandtschaft mit Christo willen sich selber für etwas Besseres gehalten haben, ob sie etwa meinten, besonderen Anspruch auf Ihn machen zu können, oder ob Andere sie deshalb besonders respectirten, weil sie zu Seiner Familie gehörten, wissen wir nicht gewiß. Aber es war dies immerhin möglich. Es konnte noch also kommen, wenn es noch nicht so stand. Dem beugt der HErr vor. Der ganze Vorzug, den seine Verwandten haben oder der ihnen von Andern gegeben werden konnte, ruhte auf ihrer leiblichen Geburt. Die kann doch aber wahrlich kein Recht geben, dem HErrn besonders nahe zu stehen und sich vor Anderen besonders zu Ihm hinzudrängen. Dem Heiland aller Welt, aller Sünder muß doch ein Sünder so nahe stehen können, wie der andere; einer muß an Ihm so viel Theil haben können, wie der andere. Das giebt der HErr zu verstehen, wenn Er spricht: Wer ist meine Mutter? und wer sind meine Brüder? Im Himmelreich verschwindet aller leibliche Vorzug; da ist wirklich Einer wie der Andere; um leiblicher Vorzüge willen, und wär's die edelste Geburt, wär's eine Geburt in der Familie des Gottmenschen selber, hat kein Mensch ein besonderes Anrecht auf den Verkehr mit Ihm. Mag man vor Menschen das Hochgeboren und Wohlgeboren respectiren: Er sieht an Allen einen und denselben Geburtsmakel und hält sie Alle gleich. Bei alledem können wir aber nicht sagen, daß Er die verachtet habe, die sich Seine Familie nennen durften. Er ruft Ihnen nicht über die Köpfe der Leute zu, daß Er sie jetzt nicht brauchen könne und daß sie Ihn nicht stören sollten. Sondern Er wendet sich nur an den, der die Verwandten angemeldet hatte und der gedacht haben mochte: Ei, das sind ja besondere Respectspersonen; die müssen wir doch vorlassen. Und dem begegnet der HErr auch nicht so, daß Er die Verwandten herabgewürdigt hätte, sondern Er läßt ihn einen köstlichen Blick thun in die Herrlichkeit der großen Gottesfamilie, in die der Fragende, ebenso wie die Mutter und die Brüder von Ihm aufgenommen werden sollte: Er stellt die geistliche über die leibliche Verwandtschaft.

Er reckte Seine Hände aus über Seine Jünger und sprach: „Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder. Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter." Wie es nämlich eine Verwandtschaft gibt, die sich gründet auf gemeinsames Blut und die man erkennt an der Aehnlichkeit der Angesichter, so gibt es auch eine Verwandtschaft die gegründet ist auf Gemeinschaft des Geistes, auf Aehnlichkeit der geistlichen Gesichtszüge. Es kann wirklich mit uns armen Sündern durch Christi Gnade dahin kommen, daß wir zu dieser geistlichen Gemeinschaft mit Christo, zu dieser Aehnlichkeit Seines Angesichts gelangen. Und wann gelangt's dahin? Wenn wir thun den Willen unseres Vaters im Himmel. Den hat ja Christus gethan, da Er sein Werk vollendete. Den thun auch wir, wenn wir glauben an den eingebornen Sohn Gottes. Denn das ist der Wille Gottes, daß, wer den Sohn sieht und glaubt an Ihn, habe das ewige Leben. Im Glauben sind wir Gottes Kinder, nicht gleich wie Christus Gottes Sohn ist, aber doch ähnlicherweise. Im Glauben wird Er unser Bruder. Das ist freilich ein Titel, so hoch, daß ihn kein menschlich Herz genug schätzen kann. Wir wollen immerhin zagen, den HErrn der Herrlichkeit unsern Bruder zu nennen. Es ist noth, daß wir stets bedenken, wie wir Ihm nicht ebenbürtig sind. Aber dessen wollen wir uns doch freuen, daß Er Alle, die Seinen Willen thun — und Gott gebe, daß auch wir ihn thun und von Herzen an Ihn glauben! — seine Brüder und Schwestern nennt. Es ist ja dies wahrlich kein leeres Wort, sondern es hanget daran das gemeinsame Erbe, das uns mit Ihm und bei Ihm, aber auch durch Ihn bereitet ist.

Aber wie? kann Er denn Seine rechten Jünger auch geistlicher Weise seine Mutter nennen?! — Warum nicht, wenn Er will nach Seiner überschwänglichen, selbst vergessenen Liebe? An Aehnlichkeiten fehlt's ja auch da nicht; denn wie Ihn Maria leiblicher Weise unter dem Herzen getragen, so tragen Ihn die Gläubigen geistlicher

Weise im Herzen. Und wie Maria den Eingebornen Gottes leiblich gebar für die ganze Welt, so werden die Gläubigen in Gottes Hand Gnadenwerkzeuge, daß Christus geistlich geboren wird und eine Gestalt gewinnt in den Herzen Derer, die noch nicht geglaubt haben. Und wird nun auch nie eine gläubige Seele Ihn ihren Sohn nennen dürfen; wird auch jede gläubige Seele vielmehr mit der leiblichen Mutter des HErrn beständig sprechen müssen: Siehe, ich bin des HErrn Magd, so wird sich doch auch jede freuen dürfen, daß der HErr sie mit seiner leiblichen Mutter zusammenhält und zwischen ihr und seiner leiblichen Mutter auch dort vor Seinem Throne keinen Unterschied machen wird. Was wird das aber für eine Freude werden, wenn der HErr an jenem Tage auch über uns die Hände ausrecken und über uns sammt allen Gläubigen sagen wird: Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder! Zu der Freude verhelfe der HErr dir und mir! Amen.

Die Leichen der alten Egypter.

Neulich haben wir uns einmal in einer Reihe von Bildern verschiedene heidnische Götzen und deren mannigfaltige Verehrung angesehen und haben daraus die Völker, die sich jene Götzen gemacht hatten, einigermaßen kennen gelernt. Ebenso bezeichnend für den Charakter der einzelnen Völker und Religionen ist die Art und Weise, wie dieselben ihre Todten bestattet haben oder noch bestatten. Das soll dir nun in einer kleinen Reihe von Bildern vorgeführt werden. Ersieht man aus den Götzenbildern, was die Völker von ihren *Göttern* gelehrt und geglaubt haben, so wird uns durch ihre Begräbnißweise das veranschaulicht, was sie vom Wesen des *Menschen* lehrten und glaubten.

Wir fangen mit den alten Egyptern an. Was diese mit den Leichen ihrer Verstorbenen machten, können wir aus der Schrift erfahren. Denn es wird uns erzählt (1. Mos. 50, 1 ff.), daß die egyptischen Aerzte auf Befehl Joseph's die Leiche Jacob's salbeten, und es währete die Salbezeit vierzig Tage. Daraus siehet man zugleich, daß auf die Art der Bestattung im einzelnen Falle nichts ankommt. Die Leiche des Erzvaters wird einbalsamirt — denn das ist unter dem Salben zu versteben — nach *heidnischer* Sitte, weil es auf diese Weise möglich ward, sie in das Grab zurückzuschaffen, das sich Jacob im Lande Canaan bereitet hatte. Im Ganzen und Großen aber ist die Art und Weise der Leichenbehandlung nicht gleichgültig. Sie ist auch ein Stück Volkslebens, in dem sich der Volksglaube abspiegelt, und im Einbalsamiren der Leichen spiegelte sich der heidnische Volksglaube der Egypter wieder. Darum konnte das Volk Gottes sich diese Sitte wohl im einzelnen Falle mit besonderer Absicht, nicht aber im Ganzen und Großen aneignen.

Denn die Egypter balsamirten ihre Leichen wahrlich nicht dazu ein, daß sie besser transportirt werden könnten, sondern weil es ihnen überhaupt um möglichste Erhaltung des Leibes zu thun war. Sie meinten nämlich, daß die Seele des Menschen nach dem Tode in einem Todtenreiche fortdaure, daß dies aber nur geschehen könne, wenn auch der Leichnam, in dem die Seele gewohnt habe, erhalten werde. Daher begrub man auch den *gesalbten* Leichnam so, daß er dem Zutritt von Menschen und der Verletzung durch Thiere möglichst entzogen ward. Darüber aber, welche Seelen in's Todtenreich kommen sollten, überließ man das Urtheil nicht den Göttern, sondern weil sich's eben zugleich um Erhaltung des Leichnams handelte, der doch von Niemand anders als von Menschen einbalsamirt werden konnte, mußten Menschen über die Würdigkeit des Verstorbenen entscheiden. Wenn daher Einer gestorben war, so hielt man zunächst ein sogenanntes Todtengericht über ihn. Dies Gericht ward keinem Verstorbenen erspart. Selbst Könige empfingen nicht ohne sein Urtheil ein ehrliches Begräbniß. Es bestand aus vierzig Männern von der Kaste des Verstorbenen und ward geleitet von den Priestern. Jeder, der um eine ungesühnte Schuld des Verstorbenen wußte, konnte kommen und ihn noch nach seinem Tode anklagen. Die Entscheidung aber, ob eine Leiche einbalsamirt werden durfte, richtete sich vornehmlich darnach, ob der Verstorbene im Leben gegen die Priester sich freundlich und gehorsam gezeigt hatte. Ihr könnt euch denken, welch' ungeheure Macht durch diese Gerichte auf das ganze Leben des Volks ausgeübt werden und wie sich Jeder fürchten mußte, durch einen Widerspruch gegen die das Volk ohnedies genug beherrschenden Priester um ein ehrlich Begräbniß, d. h. um die Einbalsamirung seines *Leibes* und damit zugleich um seiner *Seele* Seligkeit zu kommen.

Denn wenn man befand, daß der Verstorbene gottlos gewesen sei, so gab man seinen Leichnam der Verwesung oder den wilden Thieren preis und die ihm angehörige Seele mußte dann nach egyptischer Lehre eine Wanderung durch eine Unzahl von Thierleibern durchmachen, bis sie endlich wieder einmal mit einem Menschenleibe vereinigt ward, in welchem ihr Gelegenheit gegeben ward, sich besser aufzuführen als früher.

Bestand aber ein Verstorbener das große Todtenexamen, so war seine Seele fähig in das Todtenreich einzugehen und man schritt zu dem Ende zur Einbalsamirung des Leichnahms.

Diese wurde auf verschiedene Weise vorgenommen, je nach den Mitteln, welche die Hinterlassenen darauf verwenden konnten. Die geringste Art bestand darin, daß man in den Leichnam, ohne ihn zu öffnen, allerlei salzige Flüssigkeit einspritzte, wodurch das Fleisch vor Verwesung

Alt-egyptische Mumiensärge.

bewahrt ward, bis es zu einer harten, lederfesten Masse zusammentrocknete. Auch Asphalt, eine Art natürlichen Theers, brachte man zur Conservirung in die Leichen. Wer aber so einbalsamirt war, dessen Gesicht verfiel bald. Daher suchte man die Leichname der Vornehmeren noch sorgfältiger zu behandeln. Man entfernte auf sehr umständliche, sorgfältige Weise, ohne den Leichnam sehr zu zerschneiden, die Eingeweide, sogar das Gehirn aus demselben und erfüllte die entstandenen leeren Räume mit dem ebengenannten Asphalt, dem man auch noch allerlei wohlriechendes Harz beifügte. Bei allen ward der Leichnam auch äußerlich mit salzigen Stoffen und bei den Reicheren mit Salben eingerieben. Der ganze Proceß aber war nicht in wenig Tagen fertig. Vierzig Tage, bei den künstlichsten Salbungen wohl gar siebzig Tage, waren dazu nöthig. Und was war erreicht? Man hatte einen Leib, der sich — ein derber aber anschaulicher Vergleich — zum Leibe des lebenden Menschen etwa verhielt, wie ein gepökelter Fisch zu einem lebendigen. Denn das ganze Einbalsamiren war in der That nichts Anderes als ein verfeinertes Einpökeln des Menschenfleisches. Und doch ward nicht immer und am wenigsten bei den vornehmen Personen der ganze Menschenleib conservirt, da man ja häufig die Eingeweide und besonders das Gehirn herausnahm. Und das Alles der selbsterfundenen Lehre von der Zusammengehörigkeit der Seelen und Leiber zur Liebe!

Weil das zur Salbung gebrauchte Asphalt in Persien, von wo es nach Egypten eingeführt wurde, den Namen Mum führte, nannte man die so einbalsamirten Leichen: Mumien. Den gesalbten Leichnam wickelte man sorgfältig und fest in eine große Anzahl von leinenen Binden ein und verdeckte das Gesicht mit einer Art Maske. Dann ward die Mumie in einen Sarg von der Gestalt einer großen Wickelpuppe gelegt, oft auch dieser Sarg mit einem zweiten Sarg umgeben. Die Särge waren meist sehr kostbar, aus feinem wohlriechenden Holz gefertigt und mit einer Menge heiliger Schriftzeichen (Hieroglyphen) in schöner Schnitzerei bedeckt.

Die Särge behielt man noch eine gute Weile im Hause. Man legte sie nicht hin, man stellte sie aufrecht. Zuletzt aber, vermuthlich wenn die Erinnerung an den Verstorbenen zu schwinden begann, wurden sie in die gleichfalls eigenthümlichen Grabstätten geschafft.

Diese bestanden in unterirdischen Begräbnißkammern, die man mit ungemeiner Mühseligkeit und Sorgfalt herstellte. In gebirgigen Gegenden benutzte man die den Städten benachbarten Felsen und hieb in denselben Grotten, Gänge und Kammern aus, in denen man, namentlich wenn sich's um bedeutendere Personen handelte, die Särge an Stellen verbarg, an denen man sie gerade am wenigsten vermuthete. In andern Gegenden, wo man keine Felsen hatte, grub man in die Erde, bis man auf den Felsen kam und verfuhr dann in dem unterirdischen Felsen auf gleiche Weise. Diese Grabstätten, deren sich bei jeder altegyptischen Stadt eine befand, sind wahre Wunderwerke, ganze Todtenstädte. Der Egypter liebte es, ihre Gänge und Kammern in einer Mannigfaltigkeit anzulegen, die den unkundigen Besucher verwirren mußte; ja hie und da war es förmlich darauf angelegt, den, der etwa nach einem besonders kostbaren Leichnam suchte, durch einen plötzlich vor den Schritten des Besuchers sich öffnenden Schacht ums Leben zu bringen. Während der Egypter im häuslichen Leben durchweg große Einfachheit zeigte, entfaltete er hier in der Wohnstatt der Todten eine überraschende Pracht. Noch heute sind die egyptischen Katakomben, wie man diese unterirdischen Felsengräber nennt, eine reiche Fundgrube für die Kenntniß altegyptischer Kunst, ja sogar des häuslichen Lebens der alten Egypter. Denn weil man meinte, daß die Seele an ihren Leib gebunden sei, war man, nachdem man die Mumie aus dem Hause geschafft hatte, auf's fleißigste bemüht, der Seele das Leben möglichst zu verschönern und suchte ihr in ihrer unterirdischen Wohnstatt alle Herrlichkeit der Oberwelt zu bieten.

In den Grabstätten des gemeinen Volks finden sich natürlich die Mumien in Massen beisammen, ja in so großen Massen, daß die Luft den Athem hemmt und der Staub der verwesten Theile, der trotz aller Einbalsami-

rung nicht hat vermieden werden können, dem Besucher gefährlich wird. Sie befinden sich in großen Kammern, zu denen man durch 100 oder 150 Fuß lange Gänge gelangt. Da wandelt man noch heute unter der todten Bevölkerung ganzer egyptischer Städte. Anders steht's mit den Gräbern der Großen, besonders der Könige. Diese bestehen aus einem ganzen Complex von Gängen, Kammern und Sälen, prachtvoll mit Bildwerken, Sculpturen und Malereien ausgeschmückt, die Malereien noch heute von unnachahmlichem Farbenglanz. Da gibt's zu studiren; denn die Bildwerke veranschaulichen fast alle Zweige des öffentlichen und häuslichen Lebens der Egypter; aber Alles, um der Seele, deren Zusammenhang mit dem Leibe nach der Meinung der Egypter durch den Tod nicht völlig gelöst wird, ein angenehmes Dasein zu verschaffen.

Du findest also bei der egyptischen Leichenbestattung die größtmögliche Werthschätzung des Leibes, der doch nur Erde und Asche ist. Kein Fragen: Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes, sondern ein heidnisches Anklammern an diesen Leib. Keine Hoffnung auf ein Wiederempfangen des Leibes, sondern lieber gleich ein Behalten desselben Leibes auch nach dem Tode. Und doch noch in diesem Irrthum das Körnlein Wahrheit, daß Leib und Seele zu einander gehören, wenn unsre Seligkeit voll sein soll.

Die erste Festfeier des evangelischen Jünglingsvereins zu Glauchau.

(Schluß.)

2.

Stehet im Glauben, d. h. steht fest in Eurem Glauben, fallet nicht ab von diesem Glauben; und wem sollte dieser Mahnruf näher liegen, als dem jugendlichen, für alle Eindrücke und Einwirkungen so leicht empfänglichen Herzen? Einen Grund im Glauben haben wir Alle gelegt, wir Alle sind unterwiesen worden in den beseligenden Wahrheiten des christlichen Glaubens in den Jahren der Schulzeit und im elterlichen Hause; wir Alle haben ja diesen Glauben bekannt am Altare des HErrn am Tage der Confirmation, wir haben es da abgelegt, das feierliche Gelübde: „Unserm Herzen soll die Stunde ewig unvergeßlich sein; mit dem Herzen, mit dem Munde schwören wir, Gott treu zu sein." Nun, Geliebte, habt ihr denn dies Bekenntniß, dies Gelübde immerdar gehalten, hat nichts euch irre machen können, an dem theuersten Kleinod, das ihr besitzet, an eurem Glauben, habt ihr denn immer festgehalten den Glauben an Ihn, der auch um eurer Sünden willen gestorben, und um eurer Gerechtigkeit willen auferstanden ist? O daß dem so wäre! Wie oft aber geschieht es, daß der Jüngling, wenn er heraustritt aus dem Elternhause, wenn er eintrittt in die Lehrjahre und vollends in die Wanderjahre, vergißt, was er bekannte und gelobte, daß er das Haus des HErrn nicht so oft mehr besucht, wie in den Tagen der Kindheit, daß er die Bibel, die er von treuliebenden Elternherzen mitbekam als Leitstern durch's Leben, bald unbenutzt liegen läßt, daß er, anstatt zu gehen in's Gotteshaus, lieber geht an die Stätten weltlicher Lust und Freuden; daß er, anstatt zu lesen in Gottes Wort, lieber liest in Büchern, die ihn verderben am Leib und an der Seele; daß er, anstatt an christlichen Unterhaltungen und Gesprächen, Wohlgefallen findet an unlautern, gottlosen Reden und Liedern; daß er, anstatt die Gesellschaft gesitteter christlicher Jünglinge aufzusuchen, dahin geht, wohin ihn die gottlosen Buben locken; und was ist das Ende? Sein Glaubensgrund wankt, der Rest des Guten macht mehr und mehr Platz den Einflüsterungen des Bösen, der Spott der Gottlosen reißt auch ihn mit sich fort, so daß er ein Spötter und Verächter wird des göttlichen Worts und des christlichen Glaubens. Gott bewahre euch, geliebte Jünglinge, vor solch einem Wege! und wenn sie kämen, die Kinder der Welt, um auch euch irre zu machen an eurem Glauben, wenn man in dieser so glaubenslosen und glaubensfeindlichen Zeit auch euch euren Glauben gern entreißen möchte, gebt ihn nicht hin um alle Güter dieser Welt, schreibt ihn den tief ein in euer Herz, den apostolischen Ruf: Stehet im Glauben! Wer in ihm festgegründet ist, der allein hat den Grund gefunden, der seinen Anker ewig hält; wer im Glauben stehet, der allein hat die Verheißung des ewigen Lebens. Drum, liebe jungen christlichen Freunde, mag man da schreiben und reden wider den Herrn und sein Reich, was man wolle, laßt es euch nicht anfechten und beirren, sprecht da getrost: „Die Feinde Deines Kreuzes drohn, Dein Reich, Herr, zu verwüsten; Du aber, Mittler, Gottes Sohn, beschützest Deine Christen." Und ob das Häuflein der Gläubigen auch klein ist, ob die Zahl der Ungläubigen auch immer mehr überhand nimmt; wir wollen doch fest und unverrückt stehen bleiben im Bekenntniß zu dem HErrn, im Glauben an den HErrn, in der Hoffnung auf den HErrn. Lasset es euren liebsten Gang sein, zum Hause des HErrn, lasset es eure liebste Erholung von des Tages Geschäften sein, euch zu belehren und zu erbauen in Gottes Wort, in Gesprächen über religiöse Dinge, beherziget da das apostolische Wort: „Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung, wie Etliche pflegen." Das sei eure Freude, Theil zu nehmen an den Versammlungen eurer christlichen Brüder, euch mit ihnen auszusprechen über den Stand eures Christenthums, über die Gefühle Eures Herzens, euch gemeinsam zu ermahnen, zu befestigen und zu stärken, und diese eure Versammlungen werden, so Gott Gnade giebt, dazu dienen, euch immer mehr zu gründen auf den, der das Haupt ist, Christus. Ja, meine

Lieben, stehet im Glauben, und ob Alle untreu würden, bleibt ihr nur dem HErrn treu, ob Alle abfielen, steht ihr nur fest, und laßt es euer Gebet sein am Morgen wie am Abend:

Jesum laß ich nimmer nicht,
Weil ich soll auf Erden leben,
Ihm hab ich voll Zuversicht,
Was ich bin und hab', ergeben.
Alles ist auf Ihn gericht't,
Meinen Jesum laß ich nicht.

Dann, meine Lieben, wenn ihr stehet im Glauben, werdet ihr aber auch recht geschickt sein, die dritte apostolische Mahnung zu beherzigen und zu erfüllen:

3.

Seid männlich und seid stark! Das ist des Jünglings Beruf, sich heranzubilden zum Manne, dahin zu streben und zu wirken mit aller ihm von Gott verliehenen Kraft, daß er seine bürgerliche Stellung ausfülle mit Ehren, daß er dereinst seinem Berufe und seinem Hause vorstehe als ein treuer, christlicher Hausherr und Bürger. Soll er aber dies sein Ziel erreichen, so gilt es, männliche Kraft und Stärke zu beweisen, und nicht weibischen Wankelmuth, weibische Verzagtheit zu zeigen in den Anfechtungen und Kämpfen des Lebens. Unsere Zeit, Geliebte, das laßt uns nicht verhehlen, ist eine ernste verhängnißvolle Zeit; wir wissen nicht, wie die politischen und kirchlichen Angelegenheiten sich gestalten werden; aber wie es auch kommen möge, eins thut noth, und vor Allem dem christlichen Jüngling, mit Muth, mit Kraft und Vertrauen hineinzublicken in das Dunkel der Zukunft; nicht mit Furcht und kindischer Schwäche, sondern mit Gottvertrauen, mit männlicher Entschiedenheit und Festigkeit dem entgegenzugehen, was der Herr über uns im Staat, in der Kirche, im Hause und im Berufe verhängen möge. Das, geliebte Jünglinge, ist denn auch der Mahnruf, der apostolisch ernste Mahnruf an euch in dieser unserer Zeit: Seid männlich und seid stark! und das nicht nur in dem Sinne, wie die Welt es meint, stark zu sein an Kräften des äußeren, sondern stark zu sein an Kräften des inwendigen Menschen, stark zu sein in dem Herrn und durch den Herrn, und heranzuwachsen zum vollkommnen Manne in Christo. Das sind rechte Jünglinge, rechte Männer, die sich auf den Herrn gründen, die vor nichts zurückschrecken, vor keinem Kampfe erbeben, vor keinem Kreuze bangen, weil sie wissen, sie stehen in der Hand des Herrn, in ihm sind sie stark, durch ihn werden sie überwinden. Drum, wenn die Welt euch auch oft anfeindet, schmäht und höhnt, seid getrost, und wanket nicht auf der betretenen Bahn, lasset euch nicht irre machen, seid männlich und seid stark; drum, wenn auch noch mancher Kampf euch bevorsteht mit dem Feinde in euch und um euch, schrecket nicht zurück, kämpfet auch den schwersten Kampf im Vertrauen auf die Hülfe des Herrn, seid männlich und seid stark; drum, wenn die Zukunft euch auch bang und trübe entgegenblickt, wenn sie auch den Einen oder den Andern von euch hinwegreißen sollte vom stillen heimathlichen Heerde hinaus in das Getümmel des Krieges; seid männlich und seid stark; wie Gott es fügt, so will ich gehn, mit diesem Wahlspruch geht auch dem Schwersten entgegen. Wachet und betet! damit der Feind euch nicht verderbe; stehet im Glauben, haltet fest dies theuerste Kleinod, diese sicherste Führerin durchs Leben und zum Leben; seid männlich und seid stark, in allen Wechselfällen und Gewitterstürmen der kommenden Zeit, und ihr werdet als christliche Jünglinge sicher und fest zusteuern dem Hafen der Ruhe in Gott, ihr werdet als Jünglinge, und so Gott will, dereinst als Männer euch beweisen als Christi Jünger und Nachfolger, Ihr werdet geeint sein nah und fern durch das festeste, innigste Band, durch das Band in dem Herrn, und unter seiner Fahne, unter seinem Zeichen siegen in allen Stürmen und Kämpfen. So, liebe jungen Freunde, soll es sein bei uns, bei euch in der Ferne und bei uns allhier, das eine Ziel wollen wir verfolgen, den einen Weg wollen wir wandeln, das eine Band möge uns verbinden! Unser Weg gehe himmelan, und nichts soll uns irre machen auf demselben, kein Kreuz, kein Kampf, kein Spott und Hohn, unser Ziel sei nur auf das Eine gerichtet, was uns noth thut hier und dort, und unser Jünglingsbund empfange seine rechte Weihe, seine rechte Einheit dadurch, daß wir festhalten den einen theuren Glauben, daß uns verbinde die eine Liebe, die Liebe zu dem Herrn, und daß wir uns bewahren die eine Hoffnung, die Hoffnung auf den Herrn, der die Seinen nicht zu Schanden werden läßt. Der barmherzige Gott und Vater aber der führe und erhalte uns auf ebner Bahn, der segne und behüte uns und unsern Bund durch Jesum Christum seinen lieben Sohn, unsern Herrn, dem da sei Lob, Preis und Ehre jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Nachdem diese Ansprache gehalten war, wurden noch die beiden letzten Verse von „Ach bleib' mit Deiner Gnade" gesungen und dann dieser Theil der Festandacht mit einem stillen Gebet beschlossen. Brüderliche Gespräche und ein kurzer Spaziergang füllten die Zeit bis zu dem zwar ganz einfachen, aber mit Gebet gewürzten Abendbrod aus. Mir däuchtete, als könne das reichbesetzteste Festmahl nicht besser munden. Die Nähe des HErrn war fühlbar in dem kleinen Festkreise. Während des Essens ward ein Lied gesungen, das ich hier mittheilen möchte, weil man's in den Liederbüchern vergeblich suchen dürfte. Es lautet also:

Wie geht ein Jüngling seine Bahn
Unsträflich durch die Zeit?
Den Weg, der führet himmelan
Zur sel'gen Ewigkeit?

Wie wird der Jüngling seine Brust
Dem Fleischesreiz entziehn,
Und wie der Welt mit ihrer Lust,
Die lockt und droht, entfliehn?

Nur Gottes theures, wahres Wort,
Das hat die Kraft allein,
In welcher Jeder hier und dort
Kann fromm und selig sein.

Drum dieses Wort erwähle du
Zu deines Weges Licht,
So findest du die wahre Ruh'
Und irrest nimmer nicht.

Stets, Jüngling, brenne deine Gluth
Zu deines Gottes Ehr'!
Ja, stelle dich mit festem Muth
In's Gottesstreiterheer.

Kehr' früh der Welt und ihrer Lust
Ganz deinen Rücken zu,
Und lege dich an Jesu Brust,
Nur da ist sel'ge Ruh.

Hell leuchte deines Glaubens Licht
In öde Finsterniß!
Was auch die Welt dagegen spricht:
Dein Gang sei stets gewiß.

Gewährt es hier schon Seligkeit,
In Jesu Dienst zu stehn;
Was wird man erst in Ewigkeit
Für Seligkeiten sehn?!

Wenn einst die liebe Jugendzeit
Längst hinter dir schon liegt,
Wohl dir, wenn sich mit Freundlichkeit
Dein Blick zurückverfügt.

So laufe ferner deine Bahn,
Die Gott verordnet dir.
Nimm Glaube, Liebe, Hoffnung an
Zum Streit- und Siegspanier.

Du kämpfest wahrlich nicht allein;
Dein Jesus ist dabei;
Im Schwachen will Er mächtig sein,
Gebundne macht Er frei.

Wirst du mit Jesu Hütten dann,
Ganz Seinem Dienst dich weihn,
So wirst du hier schon Großes schaun
Und einst dort selig sein.

Herr Jesu, höre unser Flehn,
Verwirf den Seufzer nicht:
Laß Viele hier im Glauben stehn
Und Dich einst sehn im Licht.

Als nachher die einzelnen Gast-Vereine Abschied nahmen, sang man noch: „Lebt wohl, wir sehn uns wieder ꝛc." und „Zieht in Frieden eure Pfade", und gegen den Schluß des Festes ward auch noch eine dreistimmig gesungene poetische Umarbeitung des 23. Psalms vorgetragen.*)

Den Gesammteindruck des ohne allen Mißton verlaufenen Festes aber möchte man am einfachsten in die Schriftworte zusammenfassen: Ps. 118, 24: Dies ist der Tag, den der HErr gemacht hat ꝛc., Ps. 133: Siehe, wie fein und lieblich ist es, daß Brüder ꝛc., und Ps. 84: Wie lieblich sind Deine Wohnungen ꝛc.

Und nun zum Schluß einen herzlichen Gruß an die lieben Pilgerleser und dazu den Gebetsseufzer:

O Jesu, wüßten's alle Leute,
Die Du mit Deinem Blut erkauft,
Wie schad' es ist, daß nicht noch heute
Dir Alles in die Arme läuft,
Und wie so gut es Jedermann
Bei Dir, Du Heiland, haben kann.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Im Großherzogthum Baden hat es diesen Sommer immer wieder unruhige Tage gegeben. Ich meine nicht unter den dortigen Lutheranern; denn von denen kann ich diesmal nichts berichten, weil ich nichts von dorther gelesen und gehört habe; sondern in der unirten Landeskirche. Und da wird's wohl mit der Unruhe noch eine gute Weile fortgehn, nachdem man einmal auf der großen Rutschbahn kirchlichen „Fortschritts" angelangt ist. Zweierlei ist's vornehmlich, was sonderliche Bewegung hervorgerufen hat.

Auf das hinlänglich bekannte Leben Jesu von Ernst Renan ließ der Professor der Theologie, Dr. Daniel Schenkel in Heidelberg, das Haupt des Protestantenvereins, mit eigenthümlicher Geschwindigkeit ein deutsches Buch über denselben Gegenstand folgen, das den Titel „Charakterbild Jesu" führte. Es war, als wollte der Professor, der übrigens früher mehrfach den Schriftglauben gegen die moderne Philosophie vertreten hat, dem Franzosen die Ehre der Schriftverdrehung nicht allein lassen, und auch auf diesem Gebiete zeigen, daß Deutschland trotz aller deutschthümlichen Flunkereien noch nicht verlernt hat, Frankreichs Affe zu sein. Schon aus dem Titel merkt man, daß er mit der Person Jesu nicht anders umgehen wolle, wie mit jedem sonstigen geschichtlichen „Charakter". Und wie es der modernen Geschichtsschreibung überhaupt nicht schwer fällt, sich die großen

*) Der Pilger kann dieselbe nicht mittheilen, da gerade der 23. Psalm vielfältige Bearbeitung auch von berühmten Sängern unserer Kirche erfahren hat und diese Bearbeitungen Jedermann zugänglich sind. Doch ist der liebe Glauchauer Verein gern bereit, mit Abschriften des Textes und der Melodie zu dienen.

Erscheinungen der Geschichte zeitgemäß zuzustutzen und ihnen eine Maske über's Gesicht zu ziehen, aus der man sie wahrlich nicht wieder erkennt, so hat er's auch mit der Person des Gottmenschen zu thun gewagt. Und da wird denn nun in dem Buche die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die übernatürliche Geburt, die Sündlosigkeit, die Wunder, die sühnende Kraft des Kreuztodes, die Thatsächlichkeit der Auferstehung Jesu ꝛc. geleugnet und Christus zu einem Demagogen von der Sorte des 19. Jahrhunderts (etwa zu einem Schenkel jener Tage) gemacht, der eine Religion der Menschheit gründen wollte, in welcher ein jeder nach dem Bedürfniß seines Herzens glauben (oder nicht glauben) könnte; der eine goldene Zeit der Freiheit von aller Bevormundung heraufführte; der der Religion der Pharisäer eine Religion der Liebe entgegenstellte und den Sieg dieser Lehre mit dem Tode erkaufte; der sich blos aus Anbequemung an jüdische Ideen Messias nannte; der auch des Irrthums und sündlicher Regungen fähig war; dem man Wunderthaten nur angedichtet hat; dessen Auferstehung von den phantasiereichen Köpfen seiner Jünger erfunden ist u. s. w.

Nun ist aber der Prof. Schenkel an der Universität Heidelberg Director des evangelischen Predigerseminars, und alle, die gegenwärtig dort Theologie studiren, sind durch die Studienordnung gezwungen, mindestens ein Jahr lang das von ihm geleitete Seminar zu besuchen und sich mit den Lügen speisen zu lassen, die der Mann in seinem Buche größeren Kreisen aufgetischt hat. Da haben nun wegen seines unzweideutigen Widerspruchs gegen die Grundwahrheiten der christlichen Kirche am 26. Mai d. J. 80 badische Geistliche eine Versammlung gehalten, in welcher sie, nicht ohne daß auch gegentheilige Meinungen laut wurden, beschlossen, einen Protest gegen dies Auftreten des Lehrers der akademischen Jugend zu erlassen und zu erklären, Dr. Schenkel habe sich durch sein Buch unfähig gemacht, ein Lehramt in ihrer Landeskirche zu bekleiden und die Geistlichen für den künftigen Kirchendienst vorzubereiten. Und dieser Protest ist denn auch ergangen. 117 Geistliche der badischen Landeskirche traten ihm bei und ersuchten in demselben den Oberkirchenrath, auf die Entfernung des Dr. Schenkel vom Amt eines Seminardirectors hinzuwirken.

Das machte natürlich großes Aufsehen. In allen Volksschichten entschied man sich entweder für oder wider Schenkel. In Durlach, dem Vorort der badischen Kirchenstürmer, kamen am 13. Juli etwa 500 Personen zu einer freien (natürlich!) Conferenz zusammen, und nahmen eine Gegenerklärung gegen den Protest der 117 kirchlich gesinnten Geistlichen an, in welchem sie die Hoffnung aussprachen, daß der Oberkirchenrath den Protest der Gegner Schenkel's „gebührend" zurückweisen werde. Aber auch die kirchlich Gesinnten versammelten sich. Eine von Herrn Fabr. Kirchengemeinderath Mez in Freiburg ausgeschriebene Laienversammlung, die von mehr als 300 Personen besucht war, faßte im Aufblick zu Gott und im Bewußtsein ihrer Pflicht gegen Gott und Menschen folgende Beschlüsse, die wir, weil sie ein in unsern Tagen sonderlich erfreuliches Volksbekenntniß enthalten, wörtlich hier mittheilen wollen:

„1. Sie erkennt in Uebereinstimmung mit der ganzen christlichen Kirche aller Zeiten die Bibel als Gottes Wort und das apostolische Glaubensbekenntniß als einen getreuen Auszug der Bibel, enthaltend die wichtigsten Heilslehren kurz zusammen gefaßt, und darunter besonders auch das gottselige Geheimniß, wie es der Apostel Paulus nennt, daß Jesus Christus empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, ist wahrer Gott und wahrer Mensch, hochgelobt und angebetet in Ewigkeit. Denn mit der wahren Gottheit Jesu Christi steht und fällt das ganze Christenthum, die ganze christliche Kirche, das ganze Erlösungswerk, alle Christenhoffnung, aller Trost im Leben und Sterben. Ohne diesen Glauben wären wir keine Christen mehr, wären getrennt von der ganzen christlichen Kirche.

2. Sie erkennt auch ferner, daß, wer die Bibel als Gottes Wort nicht mehr betrachtet, fürderhin keine bestimmte Offenbarung des göttlichen Willens hat, [illegible] somit der göttlichen Autorität entzieht, und daß in solchem Falle, da die göttliche Autorität die Quelle aller andern geordneten Autorität ist, mit dem Aufgeben der ersteren auch die letztere mit Nothwendigkeit zerfallen muß, und daß, wenn solches Beispiel und solche Lehre überhandnähme, alle Ordnung in Staaten, Gemeinden und Familien in die größte Gefahr käme.

3. Sie stimmt vollständig ein in den Protest der Geistlichen gegen das Buch „Charakterbild Jesu", geschrieben für die Gemeinde von Seminardirector Schenkel.

4. Die Versammlung beschließt, daß ihre vorstehenden Beschlüsse veröffentlicht werden sollen, als ein Zeugniß, zu dem sie sich in ihrem Gewissen verpflichtet hält und daß dieselben dem evangelischen Oberkirchenrath mitgetheilt werden sollen zur Unterstützung der Eingabe der Geistlichen vom 24. Juni d. J."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Verschen vom Rechnen im Reiche Gottes.

Da hat soeben Einer, der die Ansprache „an Alle, die von Herzen beten ꝛc." in Nr. 40 des Pilgers gelesen hat, dem Pilger ein schönes Verschen geschickt, das wohl manchem Leser schon bekannt sein wird, das ich doch aber zu Trost und Mahnung mit Freuden abdrucken lasse, damit Niemandem bange werde, wenn's einmal in den Reichscassen Gottes ein Deficit giebt und damit Jeder sich gerne hergebe zum Factor bei der großen Multiplication, die unser Heiland stündlich in seiner Hand hat. Das Verschen ist genommen aus einem Liede über das Evangelium von der Speisung der 5000 Mann und lautet also:

Philippus hat gefehlet,
Andreas hat gezählet,
Sie rechnen wie ein Kind.
Mein Jesus kann addiren
Und kann multipliciren,
Auch da, wo lauter Nullen sind.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 43. Dresden, den 22. October 1864.

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 21, 28—31.

Zweierlei Sünderseelen beschreibt uns der HErr im heutigen Gleichniß, und Er will damit erreichen, daß wir, ein Jeder bei seiner Seele, anfragen: Wie steht's mit dir? Offenbare Sünder und Heuchler malt er uns ab.

Ein Mann hatte zween Söhne. Der Mann ist Gott der Herr, der uns allzumal zu Seinen Kindern gemacht hat durch das Wasserbad im Wort, und der auch über die Menschen, die nicht getauft sind, ein unwidersprechlich Vaterrecht hat. Der Mann spricht zu beiden Söhnen gleicherweise: Mein Sohn gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberge. So ruft Gott beiderlei Kinder, die offenbaren Sünder und die Heuchler mit einem und demselben Rufe Seines theuerwerthen Evangelii, daß sie in Seinem Reiche (denn das ist der Weinberg) unter Ihm leben und Ihm dienen sollen. Er ruft auch uns beständiglich mit solchem Rufe und so oft wir die Predigt des Evangelii hören oder die evangelische Wahrheit in der Schrift lesen, so oft ergehet der Ruf an uns: Mein Sohn gehe hin und arbeite heute in meinem Weinberge.

Daß man diesem Rufe, wo Alles in der Ordnung hergehet, mit einem freudigen „Ja, HErr!" und zugleich mit einem frischen Angreifen der Weinbergsarbeit zu antworten hat, liegt so sehr auf der Hand, daß der HErr davon nicht weiter redet. Auch davon redet Er nicht, daß Einer beharrlich mit Wort und That sich dieser Arbeit weigert. Das leuchtete und leuchtet Jedem sofort ein, daß der Vater solchen Kindern schließlich das Brod kündigen muß und muß sie hinausthun in's Heulen und Zähnklappen.

Aber es geschiehet auch jezuweilen noch ein Anderes. Das nämlich, was von den beiden Söhnen im Texte erzählt wird. Der Eine sagt flugs heraus: Ich will's nicht thun. Er ist entweder zu träge, im Dienste des Vaters thätig zu sein; oder er steht mit dem Vater schon lange auf gespanntem Fuße und denkt: Du sollst mir nichts zu sagen haben; oder er ist von allerlei anderem Nebendienst beim Teufel, der Welt und dem eignen Fleische mit seiner Zeit und Kraft so in Anspruch genommen, daß er meint, er könne den Weinberg Weinberg sein und den Vater commandiren lassen, so viel er wolle: er wolle nun einmal nicht. Aber er ist doch bei alledem offen und erklärt's dem Vater in's Gesicht, daß er es nicht thun wolle, und hält auch, weil er seinen Gründen doch wohl nicht recht traut, die Gründe lieber ganz zurück und beschränkt sich auf die Erklärung seines Willens.

Aber der Gedanke an die väterliche Macht, der er untergeordnet ist, und an die väterliche Liebe, die er

erfahren, läßt ihn doch nicht ganz in Ruhe. Er geht fort; aber das Wort: Mein Sohn, gehe hin! läuft ihm nach und macht ihm Unfrieden. Ist's auch recht, fragt er sich, daß du dem Vater, der dich großgezogen, von dem du erben willst und der die Macht hat, dich gänzlich zu enterben, so frank und frei den Gehorsam kündigst? Bist du auch werth, daß er dich „Mein Sohn" anredet? Und wie es so redet in seinem Herzen, reuet ihn all sein voriger Trotz. Da läuft er nun aber nicht erst zurück zum Vater und erklärt dem mit umständlichen Worten, daß ihm sein Ungehorsam leid sei und er wolle nun hinausgehn in den Weinberg; sondern, dieweil ja schon Zeit vergangen ist über seiner Weigerung, gehet er gleich hinaus und beweist beides, seine Buße und seinen neuen Gehorsam, mit der That. Was dann weiter am Abend, als der Sohn heimgekommen, zwischen ihm und dem Vater vorgegangen, erzählt der Herr Christus nicht; aber du magst dir's wohl denken. Da wird nach der That beides, das Verzeihung bittende kindliche Wort und das Verzeihung gebende väterliche Wort, nicht gefehlt haben.

Allzuhäufig sind nun freilich solche offenbare und offenherzige Sünder nicht; aber sie sind doch noch nicht ausgestorben. Es hat schon mancher in der Kirche gesessen und hat zu dem, was sein Pastor im Namen Gottes ihm zu sagen hatte, den Kopf geschüttelt, oder dem Mann auf der Kanzel ein grimmig Gesicht, ja vielleicht gar eine Faust in der Tasche gemacht. Das hieß, in Worte übersetzt: Ich will aber nicht! Aber wenn er nach Hause gekommen ist, oder gar schon auf dem Heimwege, hat ihn das Wort doch gestochen und hat das trotzige Herz zerstochen, daß es endlich geheißen hat: Ich muß aber doch, und ich muß nicht aus Zwang, sondern weil mir mein Ungehorsam und die Macht der väterlichen Liebe keine Ruhe läßt. Und da ist's dann doch noch am Abend, nachdem die Rechtschaffenheit der Buße sofort durch die That und Wahrheit bewiesen worden ist, zu einem Weinen am Halse des Vaters gekommen. Und das ist gar selig, so schrecklich auch zuvor das „Ich will nicht!" geklungen hat, und ist doch unstreitig viel köstlicher und dem Vater viel wohlgefälliger, als das Gebahren des andern Bruders, der heutzutage ungleich mehr Consorten hat, als der erste mit seiner That der Reue.

Es sitzt wohl Mancher in der Kirche, der hängt am Munde des Predigers unverwandt. Ist ganz löblich; Denn da redet ihm ja Gottes Diener Gottes Wort. Es nickt wohl Mancher über der Predigt dem Prediger Beifall zu, als wollte er sagen: Ja, ja, hast recht. Es kann's wohl Mancher kaum erwarten, bis die Predigt aus ist, um die Schleusen seiner Lobeserhebungen zu öffnen. Aber fragst du nach, wie Vielem von dem, was er gehört, er auch durch die That Beifall giebt, da wirst du wenig zu hören bekommen. Gleich nach der Kirche, oder doch wenigstens am Nachmittag wird mit der Welt gelaufen. Das ist ja auch viel lustiger. Die hat ihren Taumelkelch allezeit fertig, ohne daß man zuvor erst in einem Weinberg sich abzuarbeiten braucht.

Wo's so steht, da ist man ein Geselle des andern Bruders. Der antwortet auf des Vaters Ruf: HErr, ja! oder wie's wörtlich heißet: Ich, Herr! Damit will er sagen: „Ich, nun ja freilich, ich! Das versteht sich ganz von selbst, daß ich deinen Willen thue. Ich sehe dich ja auch nicht blos als meinen Vater an, sondern als meinen Herrn, dem ich zu gehorsamen habe." Aber dabei bleibt's, oder vielmehr es bleibt nicht dabei; sondern das „Ich" bleibt stehen und der „HErr" wird ausgestrichen, als wenn sich der Vater blos mit einem Ei ja freilich! dienen ließe. Mit solch Einem ist [illegible]mehr viel zu machen. Der wird einmal um's andere ver[illegible], den HErrn mit schönen Worten abzuspeisen, und wird es mit seiner geheuchelten Willigkeit soweit treiben, bis der Abend herankommt und es zu spät wird noch hinaus zu gehen.

Nun fragt der HErr am Schlusse des Gleichnisses die scheinbar überflüssige Frage: Welcher unter den Zween hat des Vaters Willen gethan? und die Leute müssen ihm antworten: der Erste. Aber Frage und Antwort sind nicht so gar überflüssig, sondern es liegt in Beidem die merkenswerthe Wahrheit: Daß des Vaters Wille gethan werden soll und daß der Vater danach fragen wird, ob er gethan worden ist, nicht danach, ob man ihn, vielleicht mit vielem Ja, ja-Sagen, hat thun wollen!

Was aber der HErr zuletzt auf die Pharisäer redet: Wahrlich ich sage euch, die Zöllner und Huren mögen wohl eher in's Himmelreich kommen, denn ihr, das wollen wir uns recht an unser Herz geredet sein lassen. Denn ob wir's schon nimmer billigen können, daß man heutzutage Alles, was ohne Wanken an Gottes Wort glaubt, kurzweg Pharisäer schimpft, so dürfen wir doch nicht leugnen, daß der alte Mensch, der in uns Allen immer wieder emporkommen möchte, von Haus aus ein geborener Pharisäer ist, der gerne Ja, ja! sagt, aber nicht Ja, ja! thut, und dabei auf die armen offenbaren Sünder schielt und meint, ihm könne die Seligkeit nicht fehlen. Amen.

Das heidnische Leichenverbrennen.

Ist denn aber, so fragst du vielleicht bei dieser Ueberschrift, das Verbrennen der Leichen wirklich eine blos heidnische Sitte? Stehet denn nicht in der Schrift geschrieben vom Könige Assa: Sie machten bei seinem Begräbniß ein sehr großes Brennen (2. Chron. 16, 14), und vom König Joram (2. Chron. 21, 19): Sie machten nicht über ihn einen Brand, wie sie seinen Vätern gethan hatten und begruben ihn in der Stadt David's, aber

nicht unter der Könige Gräber. Ja, freilich stehet das geschrieben, und es könnte scheinen, als wäre es Sitte gewesen, wenigstens der Könige Leichen zu verbrennen, und als wäre nur Joram dieser Ehre nicht gewürdigt worden. Aber beim König Assa stehet ausdrücklich daneben geschrieben: Man begrub ihn in seinem Grabe, das er sich hatte lassen graben in der Stadt David's, und sie legten ihn auf sein Lager, welches man gefüllet hatte mit gutem Räuchwerk und allerlei Spezerei, nach Apothekerkunst gemacht, und dann erst heißt es weiter: Und machten ein sehr großes Brennen. Es ist also wohl solch Brennen eine Art von Trauerfeuer gewesen, wie wir noch heutzutage Freudenfeuer haben, und man wird bei demselben zu Ehren des Königs allerlei kostbares Räuchwerk angezündet haben — freilich immerhin eine Sitte, die man zu David's Zeiten nicht gekannt hatte und durch die wohl eine kleine Nachahmung der heidnischen Leichenverbrennung beabsichtigt ward.

Aber eine andere Geschichte, die wirklich zu David's Zeit geschehen ist, könnte uns vielleicht mehr irre machen. Da wird uns 1. Sam. 31, 11—13 erzählt, daß die Leute zu Jabes in Gilead die Leichname Saul's und seiner Söhne nach der Schlacht auf dem Gebirge Gilboa von der Mauer der Philisterstadt Bethsan genommen hätten, wohin sie gehängt worden waren, und hätten sie gen Jabes gebracht und sie (nämlich die Leiber) daselbst verbrannt. Aber, wie wir neulich schon beim Einbalsamiren gehört haben, daß im einzelnen Falle die heidnische Bestattungssitte nicht verwerflich zu sein brauche, so auch hier. Es handelte sich hier um einen besonderen Fall. Die Leichname der Gefallenen sollten den Mißhandlungen, die sie von den Philistern ferner erfahren konnten, gründlich entzogen werden. Das meinte man durch Verbrennung am besten thun zu können; denn man durfte erwarten, daß mit den verkohlten Gebeinen die Philister keinen Spott mehr treiben würden. Der HErr aber ließ es geschehen, weil ja durch solche Bestattungsart von den Leuten, ohne daß sie es wollten, an Saul und seinem Hause das verdiente Gericht geübt ward. Uebrigens nahmen die Leute zu Jabes zuletzt doch noch die (im Brande übrig gebliebenen) Gebeine und begruben sie unter dem Baum zu Jabes. Also hier ein außerordentlicher Fall — und dann doch noch Beerdigung.

Im Ganzen und Großen hat sich das Volk Israel, wie auch die Christenheit, nie mit dem Verbrennen der Leichen befreunden können. Es war diese Sitte eine zwar weit verbreitete, sie ging durch einen großen Theil des Morgenlandes, ward von den späteren Griechen und von den Römern geübt, war auch hie und da bei unsern deutschen Vorfahren so heimisch, daß z. B. noch Karl der Große den heidnischen Sachsen das Verbrennen ihrer Todten bei Todesstrafe untersagen mußte; sie findet sich noch heute bei vielen heidnischen Völkern namentlich in

Leichenverbrennung.

Asien; aber sie ist eine durchaus heidnische Sitte. Denn sie hängt eng zusammen mit einer heidnischen Anschauung, die freilich der der alten Egypter gerade entgegenläuft. Zeigte sich bei denen eine zu große Werthschätzung, gleichsam eine Unentbehrlichkeit des Leibes, so zeigt sich in der Sitte des Leichenverbrennens eine Verachtung des Leibes. Man sieht denselben an als den bloßen Begleiter der Seele, den man etwa wie einen Sclaven oder Bedienten behandeln könne. So lange er gut diente, ließ man sich ihn gefallen und strapezirte ihn durch allerlei Lüste; wenn er aber nicht mehr dienen konnte, warf man ihn bei Seite als ein unnützes Ding — eine ausgepreßte Citrone. Hielten doch auch die alten Griechen und Römer für die Zukunft des Menschen nach dem Tode den Besitz des Leibes für etwas völlig Gleichgültiges. Als „Schatten" lebten die Seelen in der Unterwelt und empfanden da entweder Freuden oder Qualen. Wie man sich daher oftmals nicht scheute, dem erlahmenden Dienste des Leibes vor gänzlichem Versiegen der Kräfte durch Selbstmord ein Ende zu machen, so glaubte man auch mit den Leibern der Verstorbenen kurzen Proceß machen zu dürfen. Man zerstörte sie so völlig, als es eben möglich war, durch Feuer und hob die Asche des verbrannten Leichnams als eine Reliquie zur Erinnerung in irdenen Krügen oder Urnen auf. (Die Aschenkrüge oder Urnen auf christlichen Gottesäckern sind darum eine bedauerliche Zurückführung auf heidnische Gedanken.) Juden und Christen haben sich nie getraut, den vom HErrn gegebenen Leib eigenhändig durch Brand zu zerstören; sondern sie überließen ihn der gottgeordneten Verwesung, vor der sie ihn, da ja ein unbegrabener Leib schneller verwest als der begrabene, durch das Begräbniß möglichst lange zu behüten trachteten, ohne ihr geradezu wie die Egypter wehren zu wollen.

Die Verbrennung selbst war ein einfacher Proceß. Der Holzstoß, auf den die Leiche gelegt ward, oft auf kostbarem Paradebett, mag bei den Leichen geringerer Personen nicht immer so groß gewesen sein, wie der, den du heut auf dem Bilde siehst. Auch an den Blumengewinden mag es wohl oft gefehlt haben; ja es ist überhaupt kaum anzunehmen, daß im Alterthum alle Leichen der heidnischen Griechen und Römer verbrannt worden sind. Es mag auch das Beerdigen üblich gewesen sein, doch nicht weil es eine richtigere, sondern weil es eine wohlfeilere Sitte war.

Bei stattlichen Leichenfeiern ging es ungemein großartig zu. Wohl die berühmteste ist die gewesen, welche der König Alexander der Große im Jahre 323 v. Chr. seinem verstorbenen Freunde Hephästion veranstaltete. Den hatte er, weil er ihn im Leben überaus geliebt hatte, nach seinem Tode unter die Halbgötter erhoben. Da mußte denn auch das Leichenbegängniß danach ausfallen. Es ward ein Scheiterhaufen in Form eines 200 Fuß hohen Prachtgebäudes errichtet, das für das kleine Sümmchen von 12,000 Talenten, d. i. 17—18 Mill. Thalern, hergestellt worden war. Der Bau bestand aus kostbarem Cedernholz und war mit den prächtigsten Kunstwerken geschmückt. Oben auf lag der Leichnam, und schließlich ward der ganze Prachtbau mit sammt dem Leichnam in Asche gelegt.

Wo übrigens nicht gerade das wohlriechende Cedernholz zum Verbrennen gebraucht wird, mag die ganze Procedur eine für menschliche Nasen entsetzliche sein, und auch das Auge wird sich nicht an solchen Leichenverbrennen weiden können. Weil man auch unter Christen bisweilen geneigt ist, diese Sitte für eine überaus edle, würdige zu halten, möchte ich euch zum Schluß mittheilen, was der Prediger Kreiher, der in den Jahren 1859 bis 1862 die preußische Expedition nach Ostasien begleitete, als Augenzeuge von einer Leichenverbrennung in Bangkok (Siam, Hinterindien) erzählt. Auch dort werden nur die Leichen der Vornehmen verbrannt, während man die Leichen der Aermeren in einer eigens dazu bestimmten kleinen Umzäunung den Hunden, Raben und Geiern preisgiebt. Er schreibt Folgendes:

„In einer Halle war die Leiche mit einem Blumenstrauß in der Hand ausgestellt. Sie lag in einer Art Sarg, dessen Boden aber nicht aus einem Bret, sondern einem hölzernen Gitter bestand. Um die Leiche herum im Kreise saßen Talapoins (siamesische Mönche) und Leidtragende. Einer der ersteren hatte einen erhöhten Sitz und las mit eintöniger Stimme Gebete vor, welche auf Palmblätter geschrieben waren. Als die Ceremonie beendet war, wurde ein kleiner Scheiterhaufen errichtet und der Leichenkasten auf denselben gesetzt. Man öffnete eine Cocosnuß und goß das Wasser derselben auf die Leiche. Dann kam der nächste Leidtragende und hinter ihm die andern alle, jeder mit einem brennenden Kienspan in der Hand, welchen sie an den Scheiterhaufen legten, ein Anblick, der etwas Rührendes hatte. Bald stand nun das Holz in vollen Flammen, aber einige dazu angestellte Kulis (Tagelöhner) wußten mit großer Geschicklichkeit den Kasten, indem sie ihn fortwährend mit Wasser besprengten, vor dem Verbrennen zu schützen. Dies geschieht, um die brennende Leiche den Augen zu entziehen, denn da die Sehnen und Muskeln durch die Hitze sich zusammenziehen, so regen sich die Glieder und der Todte scheint sich in den Flammen hin und her zu wälzen, welches ein schrecklicher Anblick sein soll. Indessen hörte man zwischen dem Knistern des Holzes doch auch das Braten und Prutzeln der Fleischmasse und das schmelzende Fett troff in dicken Tropfen, wie brennendes Pech, in die hochaufflackernde Gluth. Doch war merkwürdiger Weise von einem widerwärtigen Geruch nicht viel zu merken, was vielleicht nur an dem Winde lag', der den Rauch von uns forttrieb. Endlich fielen die Wände des Sargs auseinander und von der Leiche war nichts mehr als eine kohlende, glühende Masse in unbestimmten Umrissen zu sehen, welche, bis das Feuer zusammengesunken war, von der übrigen Asche auch nicht mehr unterschieden werden konnte. Manche finden diese Sitte schön, ich aber muß gestehen, daß sie für mich nichts Anziehendes hat."

Ja, das glaub' ich. Für mich auch nicht. Mir ist's im Gegentheil immer ein Räthsel gewesen, wie die Griechen, denen doch der Schönheitssinn nicht abzusprechen ist, an dieser so schrecklich unschönen und die Sinne verletzenden Bestattungsform Wohlgefallen haben konnten. Es klingt wahrlich obige Schilderung schon widerlich genug, und doch mag noch Widerlicheres bei solchem Verbrennen vorkommen. Wir wollen aber an obigem genug haben.

Von der Sitte, zugleich mit den Leichen noch Dinge oder Personen zu verbrennen, die den Verstorbenen im Leben lieb gewesen sind, reden wir, will's Gott, ein ander Mal.

Ziehen wir nur noch die Summa des Gesagten: Wie sich bei den Egyptern die Wahrheit von der Herrlichkeit des menschlichen Leibes, der ja ein Samenkorn für den geistlichen Auferstehungsleib ist, zur Ueberschätzung der Leichname verkehrt hatte, so verkehrt sich hier die Wahrheit von dem tiefen Verderben des menschlichen Leibes, der nicht anders als durch Verwesung hindurch zum neuen Leibe werden kann, in ein Vertilgen der Leichname durch Menschenhand. Es spricht sich in der ganzen Sitte ein gewisser Ingrimm aus über das Verderben des Leibes, oder doch ein Mißbehagen, durch welches die Leute veranlaßt wurden, den fatalen, mit dem Tode scheinbar ganz zwecklos gewordenen Leib möglichst aus der Reihe der existirenden Dinge zu streichen. —

Allerlei Denkstätten.

1. Bamberg.

(Fortsetzung.)

Ehe ich euch weiter von dem großen Bamberger Missionar erzähle, möchte ich noch ein wenig eure Blicke lenken auf die Kaiserin Kunigunde, die man auf dem Grabdenkmal im Bamberger Dom neben ihrem Gemahl, Heinrich II., liegen sieht. Auf sie bezieht sich ja auch ein Theil der Bildwerke, die an dem Sarge angebracht sind. Sie ist eine eigenthümliche Erscheinung, die wir, wenn wir sie recht würdigen wollen, freilich als ein Kind ihrer Zeit beurtheilen müssen. Sie war die Tochter des ersten Pfalzgrafen von Luxemburg, Siegfried. Heinrich vermählte sich mit ihr, als er noch nicht deutscher König, sondern nur Herzog von Bayern war. Sie hatte aber vor ihrer Trauung das Gelübde lebenslänglicher Jungfrauschaft gethan, und Heinrichs frommer Sinn wußte dies Gelübde zu ehren, wenn es ihn auch der Hoffnung auf einen Thronerben beraubte. Eine Zeit lang lebten die Beiden in herzlichem Frieden zusammen. Ihre Freude waren gottesdienstliche Uebungen, Wohlthätigkeit und Förderung der ihnen Beiden von Jugend auf lieb gewesenen Kirche. Zum Beweis, daß ihnen bei allem freiwilligem Verzicht auf Kindersegen doch die Freude an solchem Segen nicht gefehlt hat, möge außerdem Folgendes dienen. Die Kaiserin Kunigunde hatte zu ihrem Hofmeister einen Grafen Babo, Freiherr zu Abensberg. Der hatte mit zwei Gemahlinnen 32 Söhne und 8 Töchter gezeugt, die auch Gott der Herr alle am Leben erhalten hatte. Als nun eines Tages der Kaiser bei Regensburg eine Jagd hielt, und alle gerade anwesenden vornehmen Herren dazu einladen ließ, aber mit dem Beding, daß sie nur wenig Gefolge mitbringen sollten, da gedachte der Graf Babo, bei dieser Gelegenheit seine Söhne dem Kaiser vorzustellen. Er fand sich daher mit denselben zur Jagd ein und gab ihrer jedem nur einen Diener mit. Da aber der Kaiser fragte, warum er doch wider seinen Befehl ein so großes Gefolge mit sich genommen, antwortete er, das wären seine Söhne und hätte jeder derselben nur einen Knecht bei sich. Der Kaiser aber gewann die 32 schönen jungen Herren, die auch in allerlei Waffenkunst wohlgeübt waren, herzlich lieb, herzte und küßte sie wie seine Kinder und nahm sie vor Freuden über den Gottessegen, der einem einzigen seiner Unterthanen geschenkt worden war, zu ihrer weiteren Ausbildung sämmtlich an seinen Hof. Da lebten sie denn eine Zeit lang in der Nähe des kinderlosen Kaiserpaares, bis sie einer nach dem andern mit Schlössern, Städten, Flecken, Dörfern und erledigten Lehensgütern begabt wurden.

Dem ehelichen Frieden aber, in dem das Kaiserpaar anfangs lebte, drohte nach etlicher Zeit eine bedenkliche Störung. Böse Zungen hinterbrachten dem Kaiser allerlei verdächtige Nachrichten von der Kaiserin, als nehme sie's mit dem sechsten Gebote doch nicht so gar genau. Ja endlich hieß es, sie pflege geradezu einen verbotenen Umgang mit einem kaiserlichen Hofjunker. Der Kaiser, darüber aufgebracht, setzte seine Gemahlin zur Rede. Sie vertheidigte sich zwar mit Worten, soviel sie konnte, aber ihr Eheherr wollte ihr keinen Glauben schenken. Darum forderte sie ihre Brüder und viele Bischöfe, die ihr verwandt waren, zusammen, um vor ihnen nach der Sitte der Zeit durch ein Gottesurtheil ihre Unschuld beweisen zu lassen. Sie hatte ein großes Kohlenfeuer machen und etliche Pflugscharen darein legen lassen, bis sie ganz glühend geworden waren. Nachdem sie nun auf ihre Kniee gefallen und Gott angerufen hatte, Er wolle ihr beistehen und durch ein Wunder ihre Unschuld bezeugen helfen, weil man ihren Worten nicht genug glauben wolle, stand sie auf und hob mit bloßen Händen die glühenden Pflugscharen aus dem Feuer, trug sie vor ihren Herrn, den Kaiser, und sprach fröhlich: Sehet, so wahr meine Hände von diesem glühenden Eisen nicht versehrt werden, so wahr ist auch mein Leib von keinem Ehebruche befleckt worden. Durch dies Wunder ward der Kaiser bewegt, ihr die falsche Beschuldigung abzubitten und sich mit ihr zu versöhnen. Auch die andern Herren lobten Gott, daß er der frommen hochbetrübten Kaiserin so treulich beigestanden und ihre Unschuld so wunderbarlich geoffenbart habe.

So erzählt natürlich nicht die Geschichte, sondern die fromme Volks-Sage, die übrigens auch in der Art und Weise des Gottesurtheils schwankt. Denn Andere erzählen, die Kaiserin sei mit entblößten Füßen über sechs glühende Pflugscharen hinweggegangen. Aber der Kern der Sage wird doch nicht wegzuleugnen sein, daß die Kaiserin auch im Ehestande ihr Gelübde gehalten habe.

Nach jenem Ereigniß, das ja mit Ausnahme des wunderbaren Gottesurtheils volle Wahrheit sein kann, kehrte der vorige Friede wieder. Doch riß das öffentliche Leben den Kaiser oftmals von der Seite der Kaiserin und diese wiederum hatte mit frommen Stiftungen da und dort im Reiche sattsam zu thun. Auch den Kaiser begleitete mitten in seine kriegerischen Unternehmungen hinein die ihm eigenthümliche Vorliebe zur Kirche und ihre Anstalten. Als er in Burgund Krieg führte, war's einmal nahe daran, oder es kam vielmehr wirklich dazu, daß der Kaiser die Mönchskutte anzog. In Verdun nämlich erklärte er eines Tages dem Abte Richard, es sei sein entschiedener Wille, Mönch zu werden; er solle ihn in's Kloster aufnehmen. Der Abt suchte abzuwehren, soviel er konnte; als aber alles nichts half, nahm er den Kaiser zwar zum Mönche an, gab ihm aber, weil die Mönche dem Abte unbedingten Gehorsam zu leisten haben, auch sofort den Befehl, die Regierung des Reiches fortzuführen.

Am 13. Juli des Jahres 1024, als Kunigunde gerade im Hessenlande wieder ein neues Nonnenkloster stiftete, ward der Kaiser Heinrich heimgerufen. Er starb auf seiner Burg zu Gronau bei Göttingen im Alter von 52 Jahren.

Kunigunde ergab sich in Demuth in den Willen des Herrn. Hatte sie vor Heinrichs Tode schon mit ihm zusammen reichlich wohlgethan, so ward jetzt ihr Leben ein fast ununterbrochenes Opfern. Konnte sie doch auch größere Opfer bringen als Andere. Ihre Schätze gehörten den Armen und der Kirche. Den ersteren half sie in allerlei Noth, die Kirche förderte sie durch Stiftung immer neuer Bisthümer, Pfarreien und Klöster. Endlich glaubte sie der ganzen Richtung ihres Sinnes auch dadurch noch Ausdruck geben zu müssen, daß sie selbst den Schleier nahm. Als sie einst am Todestage ihres Gatten zur Einweihung einer neuen Kirche viele Bischöfe versammelt hatte, legte sie während der Messe ihr kaiserliches Gewand ab, hüllte sich in ein Kleid der Armuth, ließ sich die Haare abschneiden und nahm aus der Hand des Bischofs zu Paderborn Ring und Schleier, die Zeichen des geistlichen Brautstandes mit Christo. Sie ward Nonne und lebte als solche noch fünfzehn Jahre in dem vorigen selbstvergessenen Opfersinn, ohne sich umzuschauen nach der kaiserlichen Herrlichkeit, die hinter ihr lag. Und wie starb sie? Nicht als Kaiserin, sondern als schlichte, mit ganzer Wendung gen Himmel gerichtete Jüngerin Christi wollte sie sterben. Am 3. März des Jahres 1040 fand man sie in einem rauhen Bußkleide todesnahe daliegend. Man spricht die Sterbegebete, man redet bereits von einem prächtigen mit goldener Borte besetztem Todtentuch, in das man ihre Leiche hüllen wolle. Noch aber sind ihre Sinne so klar, daß sie es merkt. Nein, Nein! Sie will eine Kaiserin *gewesen* sein. Nichts anderes als ihr Ordenskleid soll ihre Leichendecke werden. Das muß man ihr noch versprechen, und so thut sie die Augen zu. Nun liegt sie dort in Bamberg unter dem kostbaren Marmordenkmal neben ihrem Gemahl.

Wohl wahr, daß Beider Leben und am meisten das der Kaiserin stark getränkt gewesen ist von dem werktreiberischen Geiste jener Zeit; aber es ist doch auch das wahr, daß die Fürstenpaare, die mit so voller Entschiedenheit ihr Leben und Regieren dem Dienste des HErrn und seiner Kirche geweiht haben, zu den Seltenheiten gehören, ja daß wohl Heinrich und Kunigunde mit ihrer lebenslänglichen Förderung der wahrlich nicht durch ihre Schuld entarteten, sondern eher durch ihre Veranstaltungen wieder etwas gehobenen Kirche einzig in ihrer Art dastehen. Sie sind auch ein Glied in der Kette von Personen, die der HErr bei allem Zeitirrthum, der sie durchdrang, zur Gestaltung seines Reichs auf Erden in seinen Dienst genommen. Ja sie sind, selbst wenn wir nur einmal auf die Bedeutung sehen, die das einzige Bamberg für die Ausbreitung des Christenthums in Deutschland gewann, kein kleines Glied dieser Kette. Hören wir nun noch etwas von dem Bamberger Missionar, an den die Denkstätte Bamberg ja auch erinnern muß.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Baden. (Fortsetzung.)

Trotz dieser Unterstützung aber, die der Behörde, obwohl sie von der Minorität ausging, willkommen sein mußte, ist das protestirende Gesuch der 117 Geistlichen vom Oberkirchenrath durch Beschluß vom 17. August verworfen worden. Der betreffende Erlaß spricht unter Anderem Folgendes aus: Selbst wenn es gelänge nachzuweisen, daß Schenkel's Lehre den Bekenntnißschriften der Kirche zuwiderliefe, wäre der Antrag auf seine Entfernung nicht begründet. Denn diese Schriften seien nicht Glaubensgesetze in dem Sinne, daß jede Nichtübereinstimmung mit ihnen genügte, um einem Diener der Kirche die Berechtigung in derselben streitig zu machen. (Das heißt doch die Verpflichtung der Kirchenlehrer auf die Bekenntnißschriften als auf eine Norm dessen, was *gelehrt* werden soll, zu einer puren Comödie machen.) Der geistige Bildungskreis der Gegenwart, die erweiterten Mittel der Forschung hätten ihre unabweisbaren Rechte, wobei es unleugbar sei, daß die begriffliche Fassung, welche die alte Kirche ihrer Vorstellung von der Person des Erlösers gegeben hat, von dem lebenden Geschlecht nicht mehr unbedingt getheilt werden kann. — Nun deutlicher kann meines Erachtens der Abfall des badischen Kirchenregiments von der Kirchenlehre zum modernen bekenntnißlosen Unchristenthum doch nicht ausgesprochen werden, und es sollte mich nicht wundern, wenn dieser Erlaß die 117 Geistlichen zur Lossagung von einem Kirchenregimente nöthigte, das eigentlich gar nicht mehr ihrer Kirche angehört. Das aber wird Einen freilich nicht wundern dürfen, daß ein derartiger Entscheid gegeben worden ist, wenn man liest, daß dies Jahr in den badischen Oberkirchenrath ein blutjunger, siebenundzwanzigjähriger Privatdocent aus Heidelberg berufen worden ist, der vor drei Jahren erst das Examen bestanden hat, nie ein Pfarramt bekleidete, und sich bis dahin nur als Hauptmitarbeiter einer liberalen Zeitung hervorgethan hatte.

Noch ist die Sache nicht ausgekocht und Gott gebe auch, daß sich die Vertreter des Bekenntnisses nicht so leicht stumm machen lassen. Der Lohn wird dem Kirchenregimente nicht ausbleiben, selbst wenn es hier Recht behielte. Einen hat es übrigens bereits dahin. Der besteht darin, daß sich der religiöse Reformverein in Frankfurt unter dem Vorsitz des bekannten Johannes Ronge

auch zu Gunsten des Dr. Schenkel und gegen die 117 Geistlichen erklärt hat. —

In dem kleinen christlichen Volksblatte „das Reich Gottes", das zu Karlsruhe erscheint, hat ein „Laie" den insgemein beherzigenswerthen Vorschlag gemacht, daß jeden Abend beim Betglockläuten jeder gläubige Bruder allein oder mit den Seinigen kurz und frisch gegen die neue Irrlehre beten sollte, wie unsere Väter gegen den Türken gebetet haben, der ebenso viel von Christo hielt, ja noch mehr, als die jetzigen Verleugner. —

Ehe ich weiter von der andern kirchlichen Bewegung in Baden, die wesentlich die römische Kirche angeht, erzähle, will ich nur noch mittheilen, was im August aus Karlsruhe berichtet ward. „Am gestrigen Sonntage (den 21. August) hatten wir dahier erstmals das Schauspiel einer öffentlichen (soll wohl heißen: civilen) Eheverkündigung. Um halb 12 Uhr erschien Oberbürgermeister Malsch im Amtsornat in Begleitung des Gemeinderath-Secretärs auf dem Altane des Rathhauses und verkündete der untenstehenden Menge, daß sich ein hiesiger Protestant mit einer Israelitin zu verehelichen beabsichtige. Etwaige Einsprachen sollen bei der betreffenden Behörde gemacht werden. Damit war die erste Proclamation beendigt, die zweite findet nächsten Sonntag statt." —

Die andere kirchliche Bewegung knüpft an ein neues Volksschulgesetz an, das den Badensern verheißen oder gedroht worden ist, je nach dem man's nimmt. Dasselbe wird die Volksschule so ziemlich der kirchlichen Aufsicht entziehen, wenigstens diese Aufsicht nicht mehr als Pflicht erscheinen lassen und somit die Loslösung der Schule von der Kirche zu einer vollendeten Thatsache machen. Daß dadurch die erstere bei der geistigen Richtung des badischen Volkes in die Gefahr der Entchristlichung geräth, liegt auf der Hand. Trotzdem hat das Volk zur Zeit noch so viel richtiges Gefühl, daß es dem zu erwartenden Gesetz nicht durchweg hold ist, und namentlich fühlt die in Baden an Kopfzahl vorherrschende römisch-katholische Kirche, daß ihr mit dem neuen Schulgesetz ein empfindlicher Schaden gethan wird. Darum hat der 92jährige Erzbischof von Freiburg Hermann von Vicari, der schon früher in der Concordatsangelegenheit der Regierung energisch, wenn auch nicht siegreich widerstanden, mit dem Muthe eines Jünglings einen geharnischten Hirtenbrief an die Geistlichen, Lehrer und Eltern seines Sprengels ausgehen lassen, der am 31. Juli von den Kanzeln aller ihm untergebenen katholischen Kirchen verlesen worden ist. Darin wird das bevorstehende Gesetz über die Aufsichtsbehörden der Volksschule (es wird in oberster Spitze ein weltlicher Oberschulrath beabsichtigt) auf's Schärfste angegriffen, dem katholischen Klerus untersagt, sich an der Volksschule künftig in irgend einer Weise zu betheiligen, und das Recht katholischer Confessionsschulen gewahrt. Da jetzt die Volksschule unter Leitung des confessionslosen Staates gestellt und die Kirche von ihrer Leitung ausgeschlossen werden solle, gelte es jetzt, die pflichtmäßige Mitwirkung der Kirche an der Leitung der Volksschule mit allen erlaubten Mitteln zu vertheidigen. Denn die Kirche könne wohl auf Rechte, nie aber auf Pflichten verzichten.

Diesen Hirtenbrief hat der Erzbischof auch dem großherzoglichen Ministerium des Innern mitgetheilt und darauf unterm 11. August eine durchaus mißbilligende Antwort erhalten. In derselben wird sein Brief eine „Kette unwahrer Angaben, entstellter Mittheilungen und unbegründeter Uebertreibungen" genannt. Man erblickt in demselben einen Mißbrauch der ehrenvollen Stellung des katholischen Kirchenregiments und behauptet (freilich ohne Beweis), es sei unwahr, daß das neue Gesetz die Kirche an der Erfüllung ihrer Aufsichtspflicht über die Schule hindere. Die Regierung selbst werde unbeirrt ein verfassungsmäßiges und wohlthätiges Gesetz, welches den Staatsangehörigen ein neues, edles Recht gewähre, durchführen, und wenn es gelingen sollte (was vermuthlich gelingt), die katholische Geistlichkeit der Schule zu entfremden, um so mehr bemüht sein, anderweitigen Ersatz zu gewinnen. Wenn aber die Kirchenbehörde einen förmlichen Kampf gegen das Gesetz ankündige, so würden die Folgen dieser Auflehnung gegen das Gesetz Diejenigen treffen, die sie heraufbeschworen haben, und die Regierung würde diese Auflehnung mit den gesetzlichen Mitteln zurückzuweisen wissen. — Papst Pius IX. hat dem greisen Erzbischof aus Anlaß seines Auftretens in der Sache seine anerkennende Belobigung zukommen lassen. — Bald nach der Antwort des Ministeriums haben die Geistlichen der erzbischöflichen Landcapitel Breisach, Freiburg und Neuenburg sich in einer an das Staatsministerium gerichteten Beschwerde durch die „beispiellose Beleidigung" ihres Erzbischofs auf's tiefste verletzt erklärt und darum gebeten, daß der gesetzlichen Autorität der katholischen Kirche eine gebührende Genugthuung verschafft werde.

Die Gemeindewahlen, durch welche die (weltlichen) Ortsschulräthe ernannt werden sollen, nahmen bald nachher ihren Anfang, sind aber hie und da auf Theilnahmlosigkeit oder Weigerung gestoßen.

Der Erzbischof hat seine Priester nochmals vermahnt, sich an dem neuen Institut des Ortschulraths nicht zu betheiligen, hat den einzigen Geistlichen, der im Oberschulrath sitzt, bedeutet, aus demselben auszutreten und hat endlich Anweisung gegeben, daß den Schullehrern, welche sich an den neuen Schulbehörden betheiligen, die mit den Schullehrerstellen verbundenen Einkünfte für Meßner- und Kirchendienste nicht mehr verabreicht werden sollen. —

Aus dem Großherzogthum Hessen. Auch in Darmstadt hat Professor v. Zezschwitz wie in Frank-

furt Vorträge gehalten. Die beiden ersten beschäftigten sich mit den Fragen: ob das Christenthum, wie viele sagen, ein natürliches Product des Menschengeistes, und ob es denn etwa aus dem jüdischen Volksthum naturgemäß hervorgewachsen sei. Die Gegenstände der beiden andern Vorträge — es waren deren nur vier — waren: das Menschheitsziel nach der Schrift und die letzten Dinge. — Einige Zeit nachher hat Prof. v. Zezschwitz den Ruf in ein akademisches Lehramt an der Universität Gießen angenommen. So ist, wenigstens für jetzt, nicht zu hoffen, daß seine Gaben der studirenden Jugend seines engeren Vaterlandes zu gute kommen. —

Was das Lutherdenkmal in Worms betrifft, so ist nunmehr der Platz für dasselbe gewonnen. Bekanntlich ward die Arbeit an demselben begonnen, ehe man mit dem Aufstellungsort im Reinen war. Das Gebäude, in welchem der Wormser Reichstag gehalten wurde, ist nicht mehr vorhanden. An seiner Stelle liegt ein Garten, der von seinen Besitzern nicht herausgegeben wird. Ein zweiter Plan, durch Ankauf und Abtragung mehrerer Häuser einen geeigneten Platz zu gewinnen, scheiterte an der Höhe der Kosten. Da hat man nun in möglichster Nähe der geschichtlich denkwürdigen Stätte einen andern, bereits mit schönen Anlagen versehenen Garten gekauft, in welchem das Denkmal aufgestellt werden soll.

In demselben Worms haben im März d. J. die evangelischen und katholischen Geistlichen der Leiche eines alten jüdischen Rabbi das Geleit auf den jüdischen Gottesacker gegeben; auch hatte kurz vorher beim Begräbniß eines Stadtraths nicht nur ein evangelischer Pfarrer, sondern auch ein Jude eine Grabrede gehalten. —

In Mainz sind voriges Jahr die barmherzigen Schwestern und ihre Thätigkeit im Invalidenhospital durch eine Flugschrift so grimmig angegriffen und verdächtig gemacht worden, daß der Bischof v. Ketteler selbst die Vertheidigung der Angegriffenen übernehmen zu müssen glaubte. Die Schmähungen des Lügenschreibers sind auch durch ehrenhafte Zeugnisse unbefangener Evangelischer widerlegt worden, und der Scribent selber, wider den ein Injurienproceß eingeleitet ward, ist mit sechsmonatlicher Correctionshausstrafe, 100 Fl. Geldbuße und fünf Sechstel der Proceßkosten bestraft worden. Bald nachdem dies bekannt geworden, hat man in Gasthäusern Subscriptionslisten für den armen Mann umhergetragen, deren Unterzeichner sich verpflichten, ihn drei Jahre lang durch eine wöchentliche Beisteuer von 6 Kreuzern zu unterstützen. —

In Balhorn bei Wolfhagen in Kurhessen erscheint jetzt ein vom dortigen P. Saul herausgegebenes treffliches Missionsblättchen, aus dem man unter Anderem ersieht, wie die Balhorner Gemeinde die Missionsthätigkeit an Heiden und Juden gleichmäßig zu üben bemüht ist. Die Gegend selbst, in der sich viel Juden aufhalten, giebt reichen Anlaß namentlich zu der letzteren Thätigkeit. Die Missionsfeste zu Balhorn haben äußerliche und innere Aehnlichkeit mit den bekannten Hermannsburgischen. —

Die Nassauischen Lutheraner, die sich bekanntlich den preußischen angeschlossen haben, mußten bisher, obwohl sie von der Landeskirche ausgeschieden sind, doch an diese noch die Kirchensteuern bezahlen. Von diesem Druck sind sie nunmehr befreit worden. Die Gemeinden aber wollen die Steuern gern noch zur lutherischen Kirchenkasse fortzahlen, um ihre Kirchenbauschulden zu tilgen. Auch hat die Regierung die Erlaubniß zu Berufung eines neuen Predigers für die Gemeinden in und um Gemünden gegeben, der möglicherweise dem lieben Pastor Brunn als Hilfsprediger beistehen und dessen Arbeit am Steedener Seminar unterstützen wird. —

Parabeln.

I.

Auf dem Grunde des Meeres lag in einer häßlichen Muschel an einen rauhen Felsen angewachsen eine köstliche Perle. Wohl hatte sie das Bewußtsein, daß sie nicht in diese finstere Umgebung gebannt bleiben solle, daß ihre lichte Herrlichkeit sie eines schöneren Looses würdig mache. Sie ahnte und fühlte, daß sie nicht bestimmt war, in dieser Finsterniß ihr Dasein zu vertrauern. Aber sie mußte in ihrem Kerker still aushalten, und das schmerzliche Sehnen nach Licht in der feuchten, dunkeln Tiefe ließ ihr keine Ruhe. Da stieg einst ein Taucher zu ihr hinab und riß mit kräftigem Stoße eines scharfen Messers die Muschel vom Felsen los und warf sie weg, nachdem er die edle Perle aus ihr gelöst, die er nun mit auf die lichte Oberwelt nahm, wo sie mit vielen andern herrlich strahlenden Edelsteinen in eines Königes Krone glänzte. Da war sie der Herrlichkeit theilhaftig geworden, für die sie sich geboren wußte.

Kannst du das Bild deuten, o Christ? Die Perle ist deine unsterbliche Seele, die häßliche Muschel dein verweslicher Leib, der in seinem geschändeten Wesen die Spuren der Alles zerstörenden Sünde trägt. Die feuchte Meerestiefe mit ihren Felsen und ihrer Finsterniß ist diese rauhe, dunkle Erde. Die Seele fühlt, daß sie hier ein Fremdling ist und sehnt sich nach der Heimath des Lichts. Da kommt der Tod mit seinem scharfen Messer und trennt die Perle von der Muschel und dem Felsen, und versetzt sie in das Reich der Herrlichkeit, zu den lichten Chören der Seligen, ein köstliches Juwel in ihres Heilands Siegeskrone.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 44. Dresden, den 29. October 1864.

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Marc. 12, 41—44.

Am Gotteskasten finden wir heute unsern lieben HErrn Christum. Der Gotteskasten im Tempel aber war nicht eine Almosenbüchse für die leibliche Unterstützung der Armen; sondern die Gaben, die hineingelegt wurden, hatten einen besonderen Zweck. Entweder waren es Gaben, die Jeder geben mußte: eine Steuer; oder es waren, wie hier in unserem Texte, freiwillige Gaben, die Jeder einlegen konnte, je nachdem ihm gut däuchtete. In beiden Fällen aber wurden die Gaben verwendet für den Tempeldienst, d. h. man kaufte dafür, was zum Gottesdienste noth war und was doch die Leute nicht mitbrachten, als etwa das Opferholz und den Weihrauch u. dergl. Was Einer also in den Gotteskasten einlegte, das war eine Beihilfe zum Fortbestand des von Gott selbst geordneten Gottesdienstes.

Nun setzt sich der HErr diesem Gotteskasten gegenüber an einen Ort, wo sonst die Leute nicht zu verweilen pflegten, wo sie nur vorübergingen. Und Er stellt sich nicht blos hin, sondern Er setzt sich, um anzudeuten, daß er dem Gotteskasten und dem Einlegen in denselben ganz besondere Aufmerksamkeit schenken wolle. Das könnte uns Wunder nehmen; denn die Tage des Gotteskastens wie des ganzen Tempels waren ja gezählt. Wie lange währte es, so war von dem Tempel kein Stein mehr auf dem andern und der Gotteskasten hörte auch auf! Was kam da erst darauf an, so lange am Gotteskasten zuzusehen und den Jüngern dabei eine Lehre zu geben?

Ja, meine Lieben, wenn es wirklich wahr wäre, daß mit der Zerstörung des Tempels aller Gotteskasten aufgehört hätte, könnten wir allenfalls so reden. Aber wie im Neuen Testamente an die Stelle des marmornen Tempels der geistliche Bau der Kirche getreten ist, so haben wir auch im Neuen Testamente einen Gotteskasten, nur daß es mit dem eine andere Art hat. Der stehet nicht nur an bestimmter Stelle eines bestimmten Tempels; damit ist nicht etwa blos der Opferstock in den Kirchen gemeint; sondern darunter ist der Schatz zu verstehen, den das Israel nach dem Geiste noch heute zusammenbringt in aller Herren Ländern, um damit allenthalben den Gottesdienst zu fördern, der da geschiehet im Geist und in der Wahrheit. Wenn die apostolischen Gemeinden auf jeglichen Sabbather ihre Gaben zurücklegten, so geschah das freilich zunächst zu leiblicher Förderung armer Glaubensgenossen; aber je mehr die freie Uebung des christlichen Gottesdienstes gehindert ward, desto mehr gestaltete sich der Schatz, den man da zusammenbrachte, zum Gotteskasten. Zu solchem Gotteskasten haben wir daher ganz sonderlich die Kassen zu rechnen, in denen für innere und

äußere Mission gesammelt wird, und wenn wir die Kasse, in welche Gaben zusammengethan werden für unsere bedrängten lutherischen Brüder, einen Gotteskasten genannt haben, thun wir gewiß nicht Unrecht.

Diesen Gotteskasten, der so lange stehen wird, als die Kirche auf Erden dem HErrn dient, hat der HErr ohne Zweifel im Auge gehabt, wenn Er sich dort so lange bei dem vergänglichen Gotteskasten aufgehalten hat. Ob sich daher wohl aus unserem Texte viel lernen läßt auch für's Geben und Opfern insgemein, so wollen wir's doch heute einschränken auf das Geben, das da geschiehet zur Förderung des rechten Gottesdienstes.

Der HErr siehet, wie das Volk Geld einlegt in den Gotteskasten. So hat's Israel gehalten. Das ganze Volk kümmerte sich um den Gotteskasten, und ging wohl nicht leicht Einer aus dem Tempel, der nicht zum Tempeldienst seine freiwillige Gabe geopfert hätte. Wie hält's aber in dem Stücke das geistliche Israel? Ist da das Geben auch so allgemein, wenn's die Förderung des rechten, lauteren Gottesdienstes gilt? Wenn Einer einen neuen Menschenkasten aufthut, da sich's um eine weltliche Belustigung handelt, da fehlt's an sogenannter allgemeiner Betheilung nicht; aber den Gotteskasten kennen Hunderte und Tausende gar nicht und sind ganz verwundert, wenn sie hören, daß sie dahinein vor Allem etwas geben sollen. Ich denke aber, hat der HErr damals im Tempel gesehen, wie viel die Leute einlegten, so wird Er auch heute noch nicht blos sehen können, sondern wirklich nachsehen, ob die Leute einlegen oder nicht.

Mit denen aber, die wirklich einlegen, kann's heute noch ganz ebenso zugehen wie damals. Da legen viele Reiche viel ein. Wir würden den Leuten von damals gewiß sehr Unrecht thun, wenn wir sagen wollten, ihr Einlegen sei durchweg ein schlechtes gewesen. Bei gar Manchen wär's gewiß besser gewesen, sie hätten mit dem Gelde auch den Hochmuth von sich gelegt, mit dem sie gaben. Doch bleibt das Wichtigste im Texte, daß die Reichen viel einlegten. Da mag Mancher ein großes Silberstück, ein Anderer gar ein Goldstück eingelegt haben, und wieder Einer hat vielleicht gar seinen ganzen Beutel ausgeschüttet. Das hat wahrlich nicht wie etwas Kleines ausgesehen, und man könnte denken, der zuschauende HErr werde seine sonderliche Freude darüber ausgesprochen haben.

Mit nichten! Er hat sein Augenmerk auch auf ein Weiblein gehabt, das unter den Anderen mit vorbeigegangen. Die hat nur zwei Scherflein eingelegt, d. i. etwa den achten Theil eines Dreiers. Sie hat nicht gedacht, wie's die armen Leute manchmal denken: „Was soll meine kleine Gabe im Gotteskasten; die wird's doch wahrlich nicht ausmachen; die ist ja wie ein Tröpflein in's Meer“: Sie ist auch nicht lieber daheim geblieben, und hat nicht gedacht: „Heute gehst du nicht in die Kirche, denn du hast ja nur die zwei Scherflein, und die mußt du doch für deine Nothdurft behalten“. Und da sie im Tempel ist, halbirt sie nicht ihr kleines Vermögen; sie läßt nicht blos das eine Scherflein in den Gotteskasten fallen, um das andere für sich aufzuheben, sondern sie giebt alle beide. Sie giebt, wie der HErr sagt, von ihrer Armuth Alles was sie hat, ihre ganze Nahrung, oder wie es wörtlich heißt: Ihr ganzes Leben. Und sie hat nach dem Urtheil des HErrn mehr eingelegt denn alle andern.

Da siehst du, wonach der HErr die Gaben misset, die in den Gotteskasten eingelegt werden. Er misset nicht nach der Größe oder dem Gewicht der Geldmünze, die da gegeben wird, sondern Er misset nach dem Verhältniß der Gabe zu dem, was wir noch behalten. Da geben oft die am meisten, deren Gabe am kleinsten aussieht, und deren Gabe am meisten Gewicht hat, ist oft die kleinste. Viel geben und noch Alles behalten, was man braucht, siehet zwar großartig aus, ist aber bei weitem nicht so herrlich, als das Wenige ganz geben und nichts behalten als ein gläubiges Auge, das auf den schaut, der uns Alles zuvor gegeben hat. Denn in der That, meine Lieben, nur im Blicke auf Den ist das Geben, wobei man das „ganze Leben“ opfert, möglich.

Hat nun die arme Wittwe im Evangelio diesen Blick nicht vergessen und ist stark gewesen zu ihrer Scherfleinsgabe, die in des Heilands Augen so groß Gewicht gehabt hat, wie sollten wir's nicht auch können? Kannte sie doch noch nicht wie wir die Alles opfernde Gnade, von der geschrieben steht: Ihr wisset die Gnade unsers HErrn Jesu Christi, daß, ob Er wohl reich ist, ward Er doch arm um euretwillen, auf daß ihr durch Seine Armuth reich würdet. Und doch solch ganzes, reiches Opfer! Wollen wir hinter ihr zurückbleiben bei der Sammlung für den weit größeren Gotteskasten, durch den der lautere Dienst Gottes bis an der Welt Ende getragen und allenthalben gefördert werden soll? Wahrlich der HErr, der sich dort an den Gotteskasten setzte, siehet noch heute zu auch an dem großen Gotteskasten und siehet all unser Schämen, all unser Geizen, all unsere Vertrauenslosigkeit, all unser Hangen an dem Uebrigen, das wir haben, und an der ganzen Nahrung, die wir für unersetzlich halten. Er siehet und misset noch heute die Thaler und die Dreier und wird das Ergebniß Seines Messens dereinst vor aller Welt kund thun, wenn er die Welt und auch uns richten wird. Da könnte es dann kommen, daß die Thaler zu Scherflein und die Scherflein zu Goldgülden würden. Darum helfe uns der HErr, Er helfe den Einzelnen und den Gemeinden, daß wir in Seinen immerwährenden Gotteskasten nicht nur einlegen von unserem Uebrigen, sondern selbst von unserer Armuth, unsere ganze Habe. Er helfe uns aber solches zu thun nicht im Blick auf Menschen, nicht damit wir nicht hinter Anderen zurückbleiben, sondern im Blick auf Ihn, den Ewigreichen. So haben's die Gemeinden in Macedonien gekonnt, von denen

geſchrieben ſteht: Wiewohl ſie ſehr arm waren, haben ſie doch reichlich gegeben in aller Einfältigkeit; denn nach allem Vermögen und über Vermögen waren ſie ſelbſt willig. Und nirgends ſtehet geſchrieben, daß die Gemeinden zu Macedonien um deßwillen im Hunger vergangen wären. Amen.

Noch ein Wort zum Texte.

Das Gebot von dem Zehnten zu Zwecken der Liebe, des Himmelreichs hat ſeine göttliche Geltung und iſt von Allen, von Allen, von Reichen, Wohlhabenden, Wenighabenden, ſelbſt von Armen, von Kindern, von Dienſtleuten recht wohl zu erfüllen. Die letzteren vergeuden ja ihr Geld ohnedies häufig, da ſie das Nöthigſte, Kleidung, Nahrung, Wohnung von Andern empfangen. Aber auch den Andern fehlts nicht, wenn ſie den Zehnten opfern; man kommt mit neun Thalern gerade ſo weit und noch weiter, als mit zehn, wenn man den zehnten Thaler opfert. Wenigſtens hat das Einer erfahren, der einen Zehntenbeutel angelegt hat, und dahinein die neueſten Münzen legt. Er freut ſich immer, wenn der Herr Jeſus anklopft und er nun ſchon vorräthig hat, zu geben. Er macht ſich zwar das Zehnten-Gebot etwas weit, denn aus jenem Beutel giebt er auch ſogenannte Trinkgelder*) oder ſtatt deren angekaufte Büchelchen, Bilderchen und dergl. Aber er erfährt es auch reichlich: Es iſt ein Segen im Geben und ein Unſegen im Behalten.

B. M.

Zum Reformationsfeſte.

Ich kenne eine gute alte Bibelausgabe. Darin iſt, wie man das bei alten Bibeln gar häufig findet, dem eigentlichen Bibeltexte gar manches Nutzbare vorausgeſchickt: Anleitung zum Bibelleſen, Regiſter, Erklärungen u. ſ. w., dadurch den Leuten zu fruchtbarem Bibelleſen geholfen werden ſollte. Zuvorderſt aber in der Bibel (ſie iſt im Jahre 1728 zu Leipzig und Zittau erſchie-

*) Ach, daß man doch dafür in der deutſchen Sprache einen beſſern Namen hätte!

nen) stehet eine „kurze Nachricht von dem evangelischen Reformationswerke Dr. Martini Lutheri. Und weil wir nun diese Woche unser liebes Reformationsfest feiern und jener Abschnitt der alten Bibel gerade recht einfach und bündig in Frage und Antwort das Nöthigste sagt, woran ein lutherischer Christ an solchem Feste zu denken hat, möchte ich den lieben Lesern wenigstens Etliches draus mittheilen. Alles würde etwa eine ganze Pilgernummer einnehmen.

Was hat es denn mit der Reformation Lutheri für eine Bewandtniß?

Es ist selbiges eine solenne (feierliche) Erinnerung, daß Gott vor nunmehro einigen hundert Jahren durch den Dienst Dr. Martin Luthers die vormals im Papstthum verdunkelte Lehre des Evangelii wiederum an den Tag zu bringen, den Anfang gemacht hat.

Wer war denn Lutherus?

Er war seiner Abkunft nach ein Sohn Johann Luthers, der erstlich ein Bauer, nachmals ein Bergmann und endlich Rathsherr zu Mansfeld gewesen, und Margarethen Lindemannin, von welcher er im Jahr 1483 den 10. Nov. geboren worden. Ward Anno 1505 zu Erfurt ein Augustinermönch, Anno 1508 Prediger und Professor der Philosophie zu Wittenberg, Anno 1512 Doctor der Theologie. Fing Anno 1517 an, wider das Papstthum zu schreiben. Heirathete Anno 1525 Katharina von Bora, eine Klosterjungfrau. Gab Anno 1534 die ganze Bibel in deutscher Sprache heraus, und nachdem er der evangelischen Religion mit Lehren, Predigen und Schreiben vortreffliche Dienste gethan, starb er in Eisleben, Anno 1546 im 63. Jahr seines Alters am 18. Febr., war der Tag Concordiae.

Was gab ihm Gelegenheit zur Reformation?

Der selige Lutherus dachte zwar nichts weniger, als daß Gott ihn zum Werkzeug bei einer so wichtigen Sache gebrauchen würde, ob er wohl nebst vielen Andern die Verderbniß der Kirche allzugut erkannte. Als aber Anno 1517 ein Dominicaner-Mönch, Johann Tetzel, durch hiesiges Land zog und gegen Erlegung gewissen Geldes Ablaß über die größten Sünden, so man nicht nur begangen hätte, sondern auch noch begehen würde, auf eine Christi Verdienst schändende Weise verhandelte, schlug Lutherus den 31. October bemeldeten Jahres gewisse Theses wider solch ärgerliches Wesen an und forderte Tetzeln mit seinem Anhang zur Disputation. Darauf ward Alles in der päpstlichen Kirche rege.

Wie lief es weiter damit ab?

Anno 1518 geschahe deswegen zu Augsburg das Colloquium (Gespräch) zwischen dem Lutherus und dem Cardinal Cajetanus, da jener unüberwiesener Sache sollte Widerruf thun, deß er sich aber weigerte und an ein allgemein Concilium appellirte. — Anno 1519 geschahe ein Colloquium der Religion halber zwischen Luthern in Herzog Georgens Gegenwart und Dr. Johann Eck in Leipzig. — Anno 1520 wurde Lutherus vom Papst Leo dem X. in den Bann gethan. — Anno 1521 erschien er auf dem Reichstag zu Worms und erwies sich sehr standhaft in seinem Bekenntniß. — Anno 1529 ward ein Reichstag zu Speyer gehalten und dabei wider Luther's Lehr, und die ihr beipflichteten, ein harter Schluß gefasset. — Anno 1530 ward ein Reichstag zu Augsburg ausgeschrieben und auf kaiserlichen Befehl von den Evangelischen ein Glaubensbekenntniß übergeben, so die Augsburgische Confession genannt wird, von welcher Zeit an sich das Evangelium immer mehr und mehr ausgebreitet hat.

Also hat wohl Lutherus die lutherische Religion aufgebracht?

Keineswegs. Denn dasjenige, was er vorgetragen und vertheidiget, ist keine andere Lehre als welche Christus und seine Apostel gehabt, auch in der christlichen Kirche etliche hundert Jahr hindurch unverändert behalten worden. Nachdem aber dieselbige nachgehends durch das üble Leben und irrige Lehren des Papstthums über die Maßen verderbet und ganz unkenntlich gemacht worden, so hat Lutherus das, so dazu nicht gehöret, angezeiget, weggethan und die vorige Gestalt, welche die christliche Religion zu der Apostel Zeiten hatte, wiederum an den Tag gebracht.

Wovon heißen wir aber Lutheraner?

Es haben uns diesen Namen die Papisten gegeben, gleich als wenn wir an Lutherum glaubeten, welches doch falsch ist. Indem wir uns aber des Dienstes Luther's bei der Predigt des Evangelii nicht zu schämen haben, so können wir es auch gar wohl leiden, wenn wir in Ansehung dessen, daß Gott ihn zu einem besondern Werkzeug der Reformation gebraucht, Lutheraner genannt worden.

Heißen wir aber nicht auch Protestanten?

Ja, und solches daher, dieweil, als Anno 1529 auf dem Reichstag zu Speyer von den Papisten ein Schluß gemacht wurde, daß dasjenige, was vormals wider Lutherum, und die seiner Lehre beipflichteten, war gesprochen worden, sollte vollzogen werden, dagegen Kurfürst Johannes zu Sachsen und die andern Stände, so über das Evangelium hielten, eine Protestation an den Kaiser und das Reich übergaben. Daher wurden sie vom Gegentheil Protestanten genannt, und hat bei uns nunmehro die Meinung, daß wir den Irrthümern des Papstthums beständig widersprechen wollten.

Woher heißen wir aber Evangelische?

Dieweil wir uns zu dem Evangelio von der allein seligmachenden Gnade Gottes durch den Glauben an Jesum Christum bekennen und mit Paulo dafür halten, daß

der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben. Röm. 3, 28.

Worauf gründet sich unsere evangelische Religion?

Einzig und allein auf den in der Schrift geoffenbarten Willen Gottes. Denn Christus sagt: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen. Joh. 8, 31.

Was hat unsere Kirche für Bücher, darinnen sie ihr Glaubensbekenntniß vorträgt?

Fünf. 1. Die Augsburgische Confession, welche von den protestirenden Ständen 1530 den 25. Juni auf dem Reichstag zu Augsburg dem damaligen Kaiser Karl V. auf dessen Befehl übergeben worden. Bestehet aus 28 Artikeln, davon die ersten 21 die Lehre, die andern 7 die Mißbräuche betreffen. — 2. Die Apologie oder Schutzschrift gedachter Augsburgischen Confession, worinnen die Einwendungen der Papisten gegen dieselbe beantwortet und ihre Irrthümer ausführlicher widerleget werden. Bestehet aus 14 Artikeln. — 3. Die Schmalkaldischen Artikel. Denn nachdem die protestirenden Stände sich auf ein freies Concilium berufen hatten und hofften, daß dergleichen auch ausgeschrieben werden dürfte, so haben sie Anno 1537 in der Stadt Schmalkalden gewisse Artikel aufsetzen lassen, darüber sodann Unterredung angestellt würde. Bestehet aus drei Theilen. Der erste betrifft die Lehre von der göttlichen Majestät; der zweite das Amt und Werk der Erlösung unseres Heilandes, der dritte etliche andere Lehren, so alsdann abzuhandeln wären. Dabei ein Anhang von der angemaßten Gewalt und dem Primat (Oberhoheit) des Papstes. — 4. Der kleine und große Katechismus Lutheri, welche beide Anno 1529 von ihm sind verfertigt worden und die christliche Lehre kurz in sich fassen. — 5. Die Formula Concordiae, welche auf Befehl Kurfürst Augusts geschrieben und Anno 1580 publiciret worden ist, in welcher diejenigen Streitfragen, so der Religion wegen nach Lutheri Tod entstanden, abgehandelt und die Einträchtigkeit unserer Kirchen ist gesichert worden. Hat 11 Artikel. — Dabei noch zu merken, daß bisweilen unter dem Namen Concordienbuch alle hier gemeldeten symbolischen Bücher der evangelischen Religion zusammen verstanden werden.

(Hierauf folgt ein ausführlicherer Unterricht über die Unterschiede der evangelischen und papistischen Lehre, wornach der Schluß mit der Frage gemacht wird:)

Wie soll man nun das Reformationsfest christlich begehen?

Es kommt eben nicht auf äußerliche Pracht an, damit oftmals mehr gesündigt als gebauet wird, sondern auf das rechtschaffene Wesen des Herzens. Ich wills kurz fassen: Man soll selbiges feiern:

1. Als einen Danktag, daß wir Gott preisen, welcher uns bei der reinen evangelischen Religion nun so viel Jahr gnädiglich erhalten und dasjenige nicht erfahren lassen, was solche Zeit über viele Länder und Städte betroffen, daß sie der evangelischen Religion wegen verfolgt und größtentheils gar wiederum in das finstere Papstthum verwickelt worden, sondern gegen so große listige und gefährliche Nachstellungen uns mächtiglich beschützet hat. Herr, wir sind viel zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinen Knechten erwiesen hast. 1. Mos. 32, 20.

2. Als einen Bußtag, daß wir dem Vater im Himmel nicht nur unsere Nachlässigkeit in Betrachtung Seines Wortes und gehörigem Gebrauch der heiligen Sacramente, sondern auch die mit untergelaufene Heuchelei, Kaltsinnigkeit und öffentliche Bosheit, als wodurch wir vorlängsten verdienet, daß Er mit solcher herrlichen Wohlthat von uns wiche, demüthigst abbitten und Ihn auf das Verdienst Jesu Christi ersuchen, daß er solche schwere begangene Sünde uns in Gnaden verzeihen wolle. Herr, schone Deines Volks und laß Dein Erbtheil nicht zu schanden werden. Joel 2, 17.

3. Als einen Bettag, daß wir ihn herzlich anrufen, Er wolle nach Seiner unendlichen Erbarmung sich noch ferner Seine bedrängte Kirche zu gnädiger Beschirmung lassen anbefohlen sein und uns nicht in den Willen derer überlassen, so uns des Evangelii wegen anfeinden, sondern ihren bösen Rath wider uns zu nichte machen und ihnen Buße geben, die Wahrheit zu erkennen. Ach bleib bei uns HErr Jesu Christ ꝛc. —

Der Neuerer.

Ein Candidat, ein junges, keckes Blut,
Stand, im Begriff, die Kanzel zu besteigen,
Mit Luther in der Sacristei. „Es thut,
Herr Doctor", sprach er, „ganz gewißlich gut,
Wenn wir dem Volke je zuweilen zeigen,
Daß wir des Wortes völlig Meister sind;
Den Text so aus dem Buche abzulesen,
Das kann zur Noth ein jedes Kind,
Das ist ein Ueberrest vom alten, todten Wesen.
Sorgfältig hab' ich drum den Text mir eingeprägt,
Und denk', ihn aus dem Kopfe herzusagen;
Wenn man das Wort so fest im Herzen trägt,
Das, mein' ich, wird der Hörerschaft behagen!"
„Mein lieber Freund," sprach Luther, „sei gescheidt,
Die Alles immer besser wollen wissen,
Die geben Anlaß nur zu Aergernissen;
Was in der ganzen Christenheit
Gebrauch und Sitt' ist seit uralter Zeit,
Das wird nicht ohne Frevel umgerissen.

Der Jünger richte nach dem Meister sich,
Auch unser Herr, der sicherlich
Des Wortes mächt'ger war, als du und ich,
Als er in Nazareth die Predigt halten sollte,
Ließ er, wie Brauch und Sitte wollte,
Vom Diener sich die heil'ge Rolle reichen,
Und las daraus den Text, wie jeder Andre, vor.
Dem Beispiel folge du und sei kein Thor,
Laß deinen Fürwitz sein und thu desgleichen!"
Allein der Candidat verschloß dem Rath sein Ohr,
Ließ in der Sacristei sein Bibelbuch zurücke,
Und freute schon im Geist sich der Verwunderung
Der ganzen Hörerschaft ob seinem Heldenstücke.
Die Orgel schwieg; er hob mit hohem Schwung
Zu pred'gen an: „Ich bin ein guter Hirte!"
Allein hier schwieg auch er; hob dann von neuem an:
„Ich bin ein guter Hirt!" Die kalte Angst verwirrte
Ihm Muth und Sinn. „Ich bin ein guter Hirte!"
Zum dritten Mal; — und damit abgethan;
Er stand und zitterte, sein Blut gerann,
Daß Kirch' und Hörerschaft ihm vor den Augen schwirrte.
Als Doctor Luther's Blick den armen Schächer traf,
Erhob er sich alsbald in seinem Kirchenstuhle
Und sprach: „Steig' nur herab: du bist ein gutes Schaf.
Hätt'st du gefolgt! Doch merke dir die Schule
Und bleib' ein andermal in dem gebahnten Gleise!"
Drauf aus der Sacristei holt er das Bibelbuch,
Verlas, wie Jedermann, daraus den Textesspruch,
Und legt ihn kräftig aus in seiner schlichten Weise.

*

Die grüne Brille.

(Aus dem Stader Sonntagsblatt.)

„Denkt euch nur einmal", erzählte neulich mit wichtiger Miene und in vollem Ernste ein Knabe, der von einer Reise zurückgekehrt war, „denkt euch nur einmal, wie klug die Leute in A. doch sind! Weil sie dort für ihr Vieh nicht Wiesen genug haben, so treiben sie es in die Haide, setzen aber jeder Kuh eine grüne Brille auf und nun halten die Kühe, wenn sie durch das grüne Glas sehen, die Haide für grünes Gras, fressen frisch darauf los und gewöhnen sich zuletzt so daran, daß sie auch dann noch die Haide fressen, wenn man ihnen die Brille längst wieder abgenommen hat. — So hat mir Vetter J. selbst erzählt.

Schallendes Gelächter antwortete auf diese verwunderliche Rede des kleinen Wanderers. „Na", meinte der Eine, „da wird das grüne Gras bald billig werden!" — „und das grüne Glas bald theurer!" fügte ein Anderer hinzu. Der alte „Hannke-Ohm" aber, der im Großvaterstuhle saß und sein Abendpfeifchen rauchte, schmunzelte behaglich und sah den ob des spöttelnden Gelächters etwas verschämt gewordenen Erzähler lächelnd an. Dieser aber lief zu ihm und fragte, jetzt die dicken Thränen vor Unmuth in den Augen habend: „Aberst, Hannke-Ohm, kann dat denn nich wahr sien?" — „Ne, min ohle Jung", antwortete Hannke-Ohm freundlich, „so dumm is dat Veeh nich!" — Dann schwieg er, bald aber wiederholte er gleichsam für sich sprechend, langsam, leiser, mit wehmüthigem Gesichte und die letzten Worte gar besonders eigenartig betonend: „so dumm is dat Veeh nich!" — Warum aber sah der alte Hannke-Ohm zuletzt so wehmüthig aus? Warum betonte er die Worte: Dat Veeh nich! so stark, so eigenartig? Meinte er denn etwa, daß, wenn nicht das Vieh, vielleicht Menschen so dumm wären? — Ja, das hat er gemeint und — er hatte Recht! — Der Herr ist mein Hirt, Er weidet mich auf einer grünen Aue! steht Ps. 23. Daß der gnädige Gott aus Liebe zu uns armen Sündern ist Mensch geworden, daß er unsre Schuld und Missethaten hat getragen und gebüßet mit Seinem unschuldigen Leiden, mit Seinem bittern Sterben, daß er siegreich ist auferstanden für uns, daß er noch immer in Seiner heiligen Kirche Seinen Leib zu einer Speise, Sein Blut zu einem Tranke reicht, — das ist die grüne Aue, da fließt das frische Wasser, da weidet Er uns, da erquickt Er unsre Seele! Dahin hat Er seine Christenseelen von frühster Jugend auf geführt. — Aber der Teufel, der neidische, böse Feind, dieser „Neidhard", wie unsre Väter ihn nannten, neidete Gott diese Lust Seines Erbarmens, den Menschen dies Heil ihres Gottes. Darum hat Er Viele wieder von solcher grüner Aue auf dürre Haide hinweg gelockt, dahin, wo Gottes reiche Liebe in Wort und Sacramenten nicht mehr sprießet, wo nur der armen Menschen selbsteigene schwache Kraft, ihr spärlich kümmerliches Thun und Beginnen sich zeigt, ihre selbstvermessene Thorheit und Eitelkeit sich spreizen und nur Hochmuth und Dünkel, des Fleisches Lust, der Augen Begier als üppig reiche Giftkräuter wachsen. Aber er redet der Seele ein, **das** erst sei wahrhaft gut und recht, darum auch Gott wohlgefällig, wenn sie im starken Selbstbewußtsein sich so auf sich selbst und ihre Tugend verlasse, der eigenen Kraft vertraue und, weil von Gott auf diese Erde gesetzt, auch nur der Erde und der Erdenluft lebe. Dieses teufliſche Einreden aber, das ist „die grüne Brille", womit er die Seele bethört. Und manche arme Seele gewöhnt sich an die dürre, giftige Haide der eignen Gerechtigkeit und des Tugenddünkels und der Sinnenluft bald grob, bald fein und — bleibt darauf, auch wenn im Laufe der Zeit die grüne Brille des frommen Scheines, wodurch zuerst sie berückt war, ihr längst schon abgenommen ist. — Die grüne Aue, das frische Wasser ist ihr so nahe. Sie aber weidet und bleibet auf dürrer Haide, im giftigen, faulen Sumpfe. Das Leben könnte sie haben und sie wählt sich den Tod. Darum

sagte der alte Hannke-Ohm so wehmüthig, so langsam, so ganz besonders eigenartig: „So dumm is dat Veeh nich!“ —

Parabeln.

II.

Eine Caravane von Kaufleuten aus Saba oder Yemen zog durch die dornichte und steinichte Wüste. Die edelsten Gewürze, Gold, Weihrauch und köstliche Seide nebst andern Kostbarkeiten bildeten die Ladung ihrer Kameele und Maulthiere. Ein bewaffnetes Gefolge umgab die reich geschmückten, köstlich beladenen Thiere; Düfte wehten von ihnen, die ganze Luft balsamisch durchhauchend; eine ganze Schaar von Dienern war bereit, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen, um die Reise zu beschleunigen und die kostbare Ladung vor Gefahr sicher zu stellen. Als aber nun die Ruhestelle zur Nacht erreicht war, da wurde den Thieren die köstliche Bürde abgenommen und sorgfältig verwahrt; die Träger überließ man sich selbst: sie fanden ein jämmerliches Unterkommen auf hartem Stroh und hatten von ihrer Tagereise nichts aufzuweisen, als die Striemen, die ihnen die Packsättel gedrückt, und die Wunden, die sie sich an spitzen Dornen und Steinen gerissen.

Sieh hier dein Bild, du Reicher dieser Welt, der du nicht zugleich reich bist in Gott. Du trägst, was du werth bist, nicht in dir, sondern an dir, und wenn dir's im Tode abgenommen ist, ist auch Alles verschwunden, was dich zum Gegenstand der Achtung und Aufmerksamkeit machte; du hast von deiner Lebensreise nichts aufzuweisen, als ein elendes Gebettetsein, wo du nicht weich und süß ruhest, und die Wunden und Striemen, die deine Sünden und der Mißbrauch deines Reichthums dir geschlagen.

III.

Hast du es wohl schon gesehen, wie die jungen Vögel im Neste, ehe sie im Stande sind, einen Ausflug zu wagen, sich auf den Rand schwingen und mit den Flügeln schlagen, und sich üben auf ein ernsteres, entscheidenderes Unternehmen, das sie in die weite Welt trägt. Sie flattern und schlagen scheinbar erfolglos in der Luft, und doch sind diese Versuche nicht vergeblich und bereiten wesentlich die Schwingen für ihre künftige Aufgabe vor.

So schwingt deine Seele im Gebete die Flügel, die sie emportragen in's Reich des Lebens und der Unsterblichkeit, und bereitet sich so zum letzten entscheidenden Fluge vor, der sie aus dem Neste für immer hinweg in die Selbständigkeit führt, zu der sie geschaffen ist.

IV.

Die alten Römer hüteten in eignen Tempeln ein heiliges Feuer, welches vom Himmel herabgestiegen sein sollte und von heiligen Jungfrauen, den Vestalinnen, bewacht und unterhalten ward. Wenn diese ihren Dienst lässig versahen und die heilige Flamme verlöschen ließen, so mußten sie sterben; diese selbst aber durfte nicht an einem irdischen Feuer, sondern mußte durch Hohlspiegel an der Sonne selbst wieder entzündet werden.

Es ist dies eine der zahlreichen Ahnungen der Dinge, die da kommen sollten, die das Heidenthum durchziehen und ihre Erfüllung im Christenthum gefunden haben. Christus hat ein heiliges Feuer, das Leben aus Gott, vom Himmel auf die Erde gebracht; es kann nur von jungfräulichen Seelen, die sich keusch und unberührt von der Welt halten, gehütet werden. Wer es auf dem Altare seines Herzens verlöschen läßt, ist dem Tode verfallen, und wo es erloschen ist, kann es nur wieder angezündet werden an der rechten Sonne des Geisterreichs, welche ist das selig und lebendig machende Wort. Brennt es in deiner Seele, und bist du ein treuer Hüter desselben? Luc. 12, 49.

V.

Die alten Heiden fabelten von einem Riesen Antäus, der Jeden, der mit ihm rang, besiegte. Denn statt daß Andere durch Niederlagen schwächer wurden, wurde er dadurch stark. Die Erde war seine Mutter, und so oft er zu Boden geworfen ward, flößte sie ihm neue Kraft ein, und er erhob sich mächtiger und fürchterlicher denn zuvor. So trieb er lange sein Wesen und tödtete alle seine Gegner, bis Hercules ihn von der Erde hinweg in die Luft hob und daselbst erwürgte.

Ein solcher Antäus ist unser Fleisch; die Erde und was von der Erde ist, ist seine Geburtsstätte, und so oft es mit ihr in Berührung kommt, wird es zum Begehren wider den Geist gestärkt; auch wird der Geist seiner nicht mächtig, wenn er es nicht ganz vom Irdischen losreißen und in der reinen Luft des göttlichen Wesens ersticken kann.

VI.

Es war ein alter König in grauer heidnischer Zeit, dem war zur Strafe seiner Sünden eine greuliche Plage auferlegt. Abscheuliche, schmutzige Vögel, mit scharfen Krallen, spitzen Schnäbeln und Menschenangesichtern, die Harpyien, ließen ihn zu keiner Zeit in Ruhe. Wenn er sich zur Tafel setzte, flogen sie herbei und verunreinigten ihm Speisen und Getränke dergestalt, daß er hungrig wieder aufstehen mußte.

Die Harpyien sind ein Bild der eiteln, wollüstigen, genußsüchtigen, sündhaften Gedanken, die dem gefallnen Menschen zu keiner Zeit Ruhe lassen, ihn immer umschwärmen und nicht zu verscheuchen sind, aufsteigend aus dem verderbten Grunde des bösen Herzens. Selbst wenn wir unsere Seelen erquicken wollen an der reich-

besetzten Tafel des göttlichen Worts, dem Himmelsmanna und Lebenswasser, umschwärmt uns das häßliche Geschmeiß und besudelt mit seinem Unrath die köstliche Speise, daß wir uns an ihr nicht sättigen und erfrischen können.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holstein. Der Pilger erwähnt unter dieser Ueberschrift natürlich die eigentlichen Kriegsereignisse nicht. Die gehören in die Zeitgeschichte. Hier sei nur etlicher Nachrichten gedacht, die in's Gebiet des Reiches Gottes gehören.

Im Februar d. J. verwendeten sich 66 Berliner Geistliche bei dem Könige von Preußen für die kirchlichen Rechte der früher so arg bedrängten Deutschen in Schleswig, denen man bis daher in Kirche und Schule die dänische Sprache aufzuzwingen gesucht hatte. Der König hat auf ihr Gesuch eine vollständig befriedigende Antwort gegeben, in der er erklärte, daß die Herstellung dieser Rechte sein eifrigstes Bestreben sein werde. —

Die im Jahre 1815 gegründete Schleswig-Holsteinische Bibelgesellschaft war von der dänischen Regierung, vermuthlich weil sie zuviel deutsche Bibeln verbreitete, im Jahre 1855 aufgehoben worden. Im März d. J. hat die oberste Civilbehörde das betreffende Verbot wieder aufgehoben. —

In Flensburg, wo es seit der Reformation keinen katholischen Pfarrer gegeben hat, ist eine katholische Pfarre und Schule errichtet worden. Die barmherzigen Schwestern werden nach dem Friedensschluß sich bleibend in Flensburg niederlassen. —

Der bei unsern sächsischen Truppen stehende Feldprediger Pötzschke hat, wie das sächs. Kirchen- und Schulblatt Ende April schrieb, sein Amt mit großen Freuden und in guter Hoffnung getrieben. Die weite Zertrennung der Truppen hat ihm aber schwere Arbeit gemacht. So hat er einmal, um nur 18 Communionen vorzunehmen, viel umherreisen müssen, da die Truppen, für die sie bestimmt waren, auf einer Linie von 14 Meilen in mindestens 50 bis 60 Ortschaften zerstreut lagen. —

Wer ein recht lebendiges Bild vom Kriegsschauplatze haben will, dem sei auf's angelegentlichste folgendes Büchlein empfohlen: Drei Wochen auf dem Kriegsschauplatze von Dr. W. F. Besser, Halle, Mühlmann 1864, 148 S. 10 Gr. Darin erzählt der bekannte Verfasser der Bibelstunden, der vom Breslauer Oberkirchencollegio zur Seelsorge an den bei dem preußischen Heere stehenden Lutheranern nach dem Kriegsschauplatze gesandt worden war und dem bei solchem Auftrag seine Kenntniß der dänischen Sprache wohl zu statten kam, in seiner fesselnden Weise gar manches Liebliche und Erbauliche oder doch Anschauliche von Freund und Feind, von den Gliedern der eignen, wie fremder Confessionen.

Aber mit bloßer Verweisung auf ein Buch darf ich hier wohl die lieben Leser nicht abspeisen. So sei denn zuerst erwähnt, daß die christliche Liebe aller Confessionen auf dem Kriegsschauplatz eine überaus reiche Thätigkeit entwickelt hat. Unter Oberleitung edler Glieder des Johanniter-Ordens (voran Graf Eberhard von Stolberg mit seiner Gemahlin) haben die Brüder des Rauhen Hauses, die Brüder des Johannesstifts in Berlin, die Kaiserswerther Diaconissen, die Diaconissen von Bethanien in Berlin sehr Erfreuliches geleistet. Als die Oberin des letztgenannten Diaconissenstiftes einen Aufruf erließ, meldeten sich sehr viele Frauen und Jungfrauen zur Pflege der Verwundeten in den Militärspitälern, darunter auch ein 15jähriges Mädchen und eine 60jährige Wittwe. Im Monat Februar waren bereits 30 Schwestern der Kaiserswerther Anstalt in den Schleswigschen Lazarethen beschäftigt. Der Kaiser von Oesterreich hat durch seinen ersten Generaladjutanten der Direction der genannten Anstalten für die aufopfernde Pflege, welche deren Glieder seinen verwundeten und kranken Soldaten erwiesen haben, seinen besondern Dank aussprechen lassen. Glieder des Johanniterordens haben sich selbst auf den Kriegsschauplatz begeben und die Thätigkeit der Rauhhäusler und Johannesbrüder, welche die Verwundeten aus dem Gefecht zu bringen hatten, mit Unerschrockenheit geleitet. „Die Granaten", so schrieb einer der letztgenannten Brüder an einen seiner Genossen in der Heimath, „schlugen vor uns, hinter uns und zur Seite ein"; „sie platzten", so schreibt ein anderer, „keine zehn Schritt über unsern Köpfen, daß die Stücke wie Rebhühner uns um die Ohren sausten; aber eine höhere Hand waltete über uns, Ihm sei Lob und Preis!" Als das berüchtigte dänische Panzerschiff Rolf Krake dicht an's Ufer heransteuernd seine mörderischen Geschosse den deutschen Truppen in die Flanke schickte, lag eines seiner Opfer hilflos hingestreckt, schrecklich zerschossen. Der eine Arm war ihm abgerissen. Da holten zwei der Brüder, von des allmächtigen und barmherzigen Gottes Hand geschützt, ihn aus dem furchtbar drohenden Feuer, das das Panzerschiff über ihnen ausspie. Etwa zehn Ellen über ihnen zerplatzte eine Granate, ohne sie und ihre theure Bürde zu verletzen. — Am 2. Osterfeiertage waren die Brüder von früh 3 Uhr bis 9 Uhr im tollsten Granaten- und Kartätschenfeuer beschäftigt und haben mit der augenscheinlichsten Lebensgefahr unter den Batterieen des Feindes 23 Verwundete weggeholt und nach den Verbandplätzen geschafft.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 45. Dresden, den 5. November 1864.

Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 20, 20—23.

(Ist das alte Evangelium am Tage Sct. Jacobi.)

***) Sage mir den Inhalt dieses Evangelii.**

Ist eine Historia, wie die Mutter der Kinder Zebedäi für ihre beiden Söhne bei dem HErrn Christo bittet, daß er sie den andern Aposteln vorziehen wolle, und wie Er sie vom Herrschen und Regieren an's Kreuz und Leiden weiset und auf ihr vermessenes Erbieten ihnen den Bescheid giebt: Ob sie wohl Seinen Kelch trinken und mit Seiner Taufe sollten getauft werden, so gebühre doch denen das Sitzen zu Seiner Rechten und Linken, denen es von Seinem Vater bereitet sei.

Was soll ich aus diesem Evangelio lernen?

Daß auch bei den Heiligen Gottes in diesem Leben allerlei Schwachheit mit unterlaufe, und sie auch zu Hoffahrt und Ehrgeiz, Sicherheit, Vermessenheit und andern Sünden geneiget, sich das Irdische und Zeitliche mehr denn das Himmlische und Ewige belieben und gefallen lassen. Weil wir denn alle mit den beiden Aposteln unter einer Decke, in einem Spital krank liegen, so sollen wir solches erkennen, bekennen, beweinen, darwider beten, streiten und kämpfen, auf unsere Kräfte weder trauen noch bauen.

Wir lernen auch, daß des HErrn Christi Reich nicht von dieser Welt, daß wir Christen nicht auf das Zeitliche, sondern auf das Ewige in dieser Welt beschieden sein, Christi wenig genießen, sondern uns leiden und wie eine Maus unter einer Mausfalle drücken müssen. Das Gericht hebet vom Hause des HErrn an. Wir müssen durch viel Trübsal in's ewige Leben eingehen. Aus dem Kelch, den der HErr mit starkem Wein einschenket, müssen wir den ersten Trunk thun.

Ferner lernen wir, daß wir außer dem Kreuz keck, muthig und unverzagt sind; aber wenn es zum Treffen kommt, so lassen wir bald Hände und Füße sinken, da erschrecken wir und denken, wir sind gar von Gottes Augen verstoßen. So erbieten sich die Apostel, sie können Christi Kelch trinken; aber da sie ihrem Erbieten nachsetzen sollten, da suchten sie das Weite und ließen den HErrn Christum alleine im Kreuz stecken.

Endlich lernen wir, daß das Sitzen zur Rechten und Linken Christi nicht durch unser Leiden, welches derselbigen Herrlichkeit nicht werth, verdienet werde, sondern ein

*) Aus M. Christoph Fischer's „Kinderpostille", siehe Pilger Nr. 13 dieses Jahrg. S. 99. Anmerkung.

Digitized by Google

bloß Gnadenwerk und Geschenk Gottes sei in Christo Jesu. Es liegt nicht an Jemands Wollen oder Laufen, sondern allein an Gottes Erbarmen.

Was soll ich für einen Trost aus diesem Evangelio nehmen?

Daß Christus das glimmende Docht nicht auslöschen, oder das zerknickte Rohr zerstoßen, sondern den Schwachen im Glauben mit Gnaden an- und aufnehmen, Geduld und Mitleiden mit ihm, wie hier mit den Aposteln, tragen wolle.

Tröstlich ist's auch, daß, ob uns gleich der HErr Christus nicht nach unserm Willen erhöret, so erhöret Er uns doch nach unserer Seligkeit, wie hier die Apostel. Darum ist's nicht ein Zeichen des Zornes Gottes, wenn uns Gott nicht zeitlich nach unserm Willen erhöret.

Aus der Maaßen ein schöner Trost ist dies, daß unser Kelch und Taufe, (das ist unser Leiden und Kreuz), Christi Leiden und Kreuz, Sein Joch und Last ist, darin Er uns treuen Beistand leisten und uns nicht darinnen versinken lassen, sondern in unserer Schwachheit kräftig sein wolle, daß wir auch Seinem Exempel nach durch das Leid in die Freude, durch den Tod in's Leben dringen sollen.

Nicht weniger ist dies tröstlich, daß wir die Seligkeit nicht bereiten oder verdienen dürfen, sondern der Vater bereitet sie uns aus Gnaden; es ist ein Gnadenlehn und Geschenk Gottes in Christo Jesu, unserm HErrn.

Fasse mir diese Lehre und Trost in ein kurz Gebet.

Ich danke dir, mein lieber HErr Jesu Christe, für diese heilsamen Lehren und himmlischen reichen Trost, und bitte Dich, ach Du allerliebster Heiland, Du wollest mich ja vor Hoffahrt, Ehrgeiz, Vermessenheit und Sicherheit, dazu ich von Natur geneiget bin, gnädiglich behüten, mir durch Deinen Heiligen Geist das Irdische verleiden und eine sehnliche Begierde nach dem Himmlischen in mein Herz pflanzen, mit meiner Schwachheit gnädige Geduld und Mitleiden tragen, mir in Deinem Kelch und Taufe, das ist in dem lieben Kreuze, das Du mir auferleget, Deine gnadenreiche, allmächtige Hand reichen, daß ich darinnen nicht versinke, sondern Dir solch Kreuz willig und geduldig nachtrage, und räume mir endlich das Himmelreich, das mir Dein lieber Vater bereitet und Du mir erworben hast, aus Gnaden ein, daß ich darinnen als Himmelsfürst Dir zur Rechten und Linken stehe, Dir in unaussprechlicher Ehre, Freud und Wonne beiwohne und Deine Herrlichkeit sehe und besitze! Amen.

Noch eine alte Geschichte zum heutigen Texte.

(Nach einer alten Predigt.)

Am Sct. Jacobi Tage dieses Jahres ist es dreihundert Jahre gewesen, daß der Kaiser Ferdinand der Erste, der fromme, friedliebende und den Evangelischen hochgeneigte Potentat, sanft in Gott verschieden (1564 den 25. Juli.) Frühmorgens sprach er zu seinem Beichtvater Eilardo: Heut ist Jacobi Tag, da werde ich sterben. Morgen ist Sct. Annä Tag, den will ich mit meiner seligen Gemahlin Anna droben im Himmel feiern. In meiner letzten Hinfahrt titulirt mich nicht; denn im Tod hat sich's ausgekaisert. Gott nimmt das Amt und derowegen auch alle Titel von mir. Sagt ihr nur schlechtweg: Bruder Ferdinand!

Abends um sieben Uhr griff er in die letzten Züge. Da sprach gedachter Beichtvater: „Nun, lieber Bruder Ferdinand, denke an das heutige Evangelium. Jesus sagt: Meinen Kelch sollt ihr trinken! Siehe, das ist dein letztes Kreuzkelchlein in der Welt, das kommt dir von lieber Hand. Dein Jesus hat dir's eingeschenket. Trink, lieber Bruder Ferdinand! Nimm für gut, wie Er dir thut; laß dich nicht verlangen, es wird bald besser werden. Du wirst bald bei deinem Jesu sein. Er hat zuvor getrunken, Er ist gestorben, es hat Ihm nichts geschadet; dir wird's auch nicht schaden. Er hat den großen Zornbecher Seines himmlischen Vaters gar ausgetrunken um deiner Sünden willen, du darfst dich durch aus nicht fürchten. Er hat dir nur ein klein Angsttränklein in Seinem Becher gelassen. Es ist um ein Kleines zu thun, so wirst du bei Ihm im Himmel sein."

Hierauf starb Bruder Ferdinand und reiste fort in's Himmelsland auf der rechten Jacobsstraße.

Liebster HErr Jesu, Dir sei ewig Lob und Dank, daß Du den bittern Passionskelch mir zu gut getrunken und das freudige Consummatum est (es ist vollbracht) darüber ausgerufen hast. Ach verleihe Du mir Gnad, daß ich Dir zu Ehren mein Kreuzkelchlein auch willig und geduldig trinke und nicht nach weltlicher Ehre, sondern zuvörderst nach dem Reich Deines himmlischen Vaters trachte und dermaleinst als ein Himmelsfürst zu Deiner Rechten stehe.

Mein Haupt thu Du mir salben
Mit Deinem Geist, der Freuden Oel,
Und schenke voll ein meiner Seel
Deiner geistlichen Freuden,
So kann ich fröhlich leiden
Und selig von hier scheiden. Amen.

Die Grabstätten der alten Römer.

Als der Pilger neulich in Nr. 35 vom Leben des römischen Kaisers Titus erzählte, ist auch von der Hilfe geredet worden, die der edle Kaiser den armen Leuten

Die ausgegrabene Gräberstraße in Pompeji.

angedeihen ließ, welche beim Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 n. Chr. um all ihr Hab und Gut, selbst um den Grund und Boden gekommen waren, auf dem sie wohnten.

Es ist wohl den lieben Lesern bekannt, daß der feuerspeiende Berg Vesuv bei Neapel ein gar heimtückischer Geiell ist. Durch die absonderliche Fruchtbarkeit des um seinen Fuß gelegenen Landes lockt er die Leute an, sich in seiner Nähe anzusiedeln. Aber von Zeit zu Zeit wird es in seinen Eingeweiden rebellisch und er belohnt dann die Leute, die sich ihm vertraut haben, mit Tod und Verderben. Unter entsetzlichen Lufterscheinungen und Erderschütterungen schüttet er das Unheil, das er hoch droben in seinem Kessel (Krater) fertig gebraut hat, in Form von glühenden Lavaströmen oder heißer Asche oder gewaltigen Steinen auf die umliegenden Ortschaften aus.

Nie hat er sein Wesen aber wohl so grimmig getrieben als in dem genannten Jahre 79. Damals wurden drei ganze blühende Städte bedeutenden Umfangs, Herculanum, Pompeji und Stabiä, von ihm mit Lava überfluthet oder mit einem dichten Aschenregen überschüttet, und zwar so gründlich, daß man über 16 Jahrhunderte lang nicht einmal mehr wußte, wo sie gestanden. Auf der zum Theil 70 bis 100 Fuß dicken Lavadecke, die sich über Herculanum hergezogen hatte, erhoben sich im Laufe der Zeit die Ortschaften Portici und Resina. Da sollte im Anfang des 18. Jahrhunderts einmal ein Brunnen gegraben werden, und als man zu dem Ende tief in den Erdboden eingedrungen war, stieß man zwar nicht auf Wasser, aber auf einige Bildsäulen, die davon Kunde gaben, daß da unten die alte Stadt Herculanum mit ihrer Herrlichkeit begraben liege. Es wurde eifriger nachgeforscht, die harte Lava ward mit großer Mühe hinweggeräumt, so daß man gar manche kostbare Gebäude aus den Zeiten der alten Römer nach so langem Begrabensein an's Licht und damit auch manche Sitte der damaligen Heiden zur Kenntniß der jetzigen Christenheit brachte. Aber die Lava hatte sich als eine glühende Schlackenmasse über die Stadt hergegossen, vieles zerstört und verkohlt und war wie zu einem festen Steine geronnen, so daß durch die Ausgrabungsarbeiten bei unsäglicher Mühe doch nicht gar zu viel entdeckt wurde, und auch die auf die Lava gebauten Städte mit dem Einsturz bedroht wurden.

Anders ging es zehn Jahre später mit der Ausgrabung der Stadt Pompeji, die gleichfalls beim Graben eines Brunnens aufgefunden ward. Da wo sie lag, hatte der Vesuv nur seinen dichten Aschenregen niederfallen lassen. Deßhalb war die auf die Stadt gefallene Masse leichter hinwegzuräumen. Und so ist es denn im Laufe der Zeit gelungen, etwa ein Viertel der Stadt Pompeji bloszulegen. Da sind die alten Straßen, Bäder, Theater, der

Marktplatz und in den Häusern eine Menge Hausrath u. s. w. wieder zum Vorschein gekommen, daran man die Sitten der alten Römer studiren kann.

Auch die Grabstätten der heidnischen Einwohner von Pompeji haben da das Sonnenlicht wiedergesehen. Und weil wir neulich von der Art geredet haben, wie die alten Römer die Leichen verbrannten, wollte ich dir heute etliche römische Gräber im Bilde zeigen, damit du nun auch siehst, wie die Leichen damals nach der Verbrennung bestattet wurden. Du siehst auf unserm Bilde in die Gräberstraße von Pompeji hinein. Die hast du aber außerhalb der Stadt selbst zu suchen; denn das Thor, das du im Hintergrunde siehst, ist das Thor, durch welches die Leute, die von Herculanum kamen, nach Pompeji eingingen. Die Gräberstraße selbst führte daher von Pompeji nach Herculanum, und wer dahin reiste, mußte mitten durch die Gräber hindurch. In der Nähe der Stadt stehen die Gräber noch ziemlich dicht nebeneinander; je weiter hinaus, desto spärlicher werden sie, bis sie endlich ganz aufhören. Die Römer liebten es nämlich ihre Grabstätten an den Landstraßen anzulegen, vermuthlich um die Namen der Verstorbenen an diesen Stätten lebendigen Verkehrs möglichst lange im Gedächtniß der Ueberlebenden zu halten. Daher wird auch oftmals auf den Grabschriften der alten Römer der Wanderer (viator) angeredet, ja geradezu zum Stillstehen eingeladen.

In der Mitte der Straße wandelt man heute noch auf dem alten Pflaster, das die alten Heiden betraten, wenn sie sich nach den Gräbern begaben. Rechts und links sind auch besondere Wege für die Fußgänger, unseren Trottoirs zu vergleichen. Die Gräber selbst bestehen meist aus zwei Theilen, aus einem kleinen Häuschen und einem hohen Aufbau. Der Aufbau diente wohl nur dazu, die Inschrift zu tragen, wie du auch rechts an dem ersten Aufbau eine solche sehen kannst. Die Inschriften sind meist nur Angaben der Namen mit dem Zusatze: „Hier schläft", den auch später noch die Christen bisweilen gebrauchten, nur daß sie noch die Worte „in Frieden" hinzufügten. In der Gestalt dieser Aufsätze, wie des darunter befindlichen Häuschens, scheint ziemliche Mannigfaltigkeit geherrscht zu haben. Man baute die Grabmäler bisweilen gar in Form kleiner Tempel. Das Häuschen, in das man durch eine mäßig hohe Thür einging (die Thüren der Alten waren überhaupt niedriger als die unsern), enthielt die eigentliche Grabkammer, auch wohl wegen seiner Enge) das Columbarium, der Taubenschlag, genannt. Das ist ein kleiner viereckiger Raum, dessen sämmtliche Wände mit lauter kleinen Nischen versehen sind, in welchen man die Urnen mit der Asche der verbrannten Leichen aufstellte. Zwischen den Nischen befinden sich meist an die Wand gemalte Zierrathen, vornehmlich Sinnbilder des Todes. In diesen Kammern findet man auch je zuweilen noch steinerne Sitze, oder vielmehr Lagerstätten, wie sie bei den Alten üblich waren, wenn sie Mahlzeiten hielten, und dabei auch einen Tisch. Daran hielt man vermuthlich die Todtenmahlzeiten. Ein solches Grab wurde bei der Ausgrabung Pompeji's noch mit Rosen und andern Blumen bekränzt aufgefunden. Sarkophage sind wenigstens jetzt nicht in Pompeji zu sehen; möglich, daß man einzelne, die sich vorfanden, bereits in die Museen geschafft hat. Aber immerhin ist die Beisetzung der Leichn in den Aschenurnen die gewöhnlichere gewesen.

Wie ganz anders, lieber Leser, werden wir's finden, wenn wir, will's Gott, nächstens einmal bei den Gräbern der ersten Christen in der Nähe Roms einkehren! —

Der Kuckuk.

Wenn man so Jahr aus Jahr ein, zu allen Jahres- und Tageszeiten, wie ich's von Kindesbeinen an gethan habe, in der freien Gottesnatur umherwandelt, da kommt sogar Manches vor, was zum Nachdenken auffordert, und oft macht man Wahrnehmungen, die mit hohem Erstaunen erfüllen.

Es ist schon ziemlich lange her, da zog ich, über dies und jenes nachsinnend, meine Straße. Denn am frühen Morgen, auf stiller Flur oder im stillen Walde, kann man so recht ungestört seinen Gedanken nachhängen. Des Himmels Thau war reichlich niedergefallen und hing an Blättern, Blüthen und Gräsern. Die Sonne traf diese Tropfen und in jedem Tropfen erglänzte wieder eine Sonne. Dachte da bei mir: das ist ein schönes Bild von der Fürsorge Gottes. Wie die Sonne in jedem Thautropfen wohnet, so der gute HErr Gott in jedem Menschenherzen, das ihm angehört. Und so schwelgte ich in diesem Gleichniß und lobpreisete meinem Gott und Vater. Recht störend war mir's da, als es auf einmal aus dem Busche rief: Kuckuk. Ich kannte den Schreier schon seit meiner Kindheit, aber heute störte er mich doch ungewöhnlich. Und als wisse er das, schrie er nur geflissentlicher, bald hinter mir, bald vor mir: Kuckuk. Möchte wissen, sagte ich ärgerlich lächelnd, was an dir zu erkucken wäre. Denn mein Vetter, ein großer Vogelliebhaber, hatte mir nicht das Beste von ihm erzählt. Er konnte ordentlich in Harnisch gerathen, wenn er von dem Vogel sprach. Das ist der miserabelste Vogel, sagte er, den's auf Gottes Erdboden giebt, ein Necker und ein Heuchler sonder Gleichen und, wenn man einen gefangen hat, so störrisch und mürrisch, daß rein nichts mit ihm anzufangen ist. Der baut dir kein Nest, sondern legt seine Eier in andere Nester, bringt deren Junge um, hernach auch die Alten, und hat er einmal Blut gesehen, verliert er seine Stimme, frißt keine Würmer mehr, sondern Singvögel, ja selbst Hühner. Denn im Sommer ist er Kuckuk und im Winter

Stößer. Das treibt er den ganzen Winter. Kommt aber der Frühling wieder, so frißt er meist Würmer aus purer Faulheit, weil ihm das Vögelfangen zu mühsam ist.

So hatte mein Vetter erzählt und ich hatte es ihm gern geglaubt. Wie ich aber so ging mit dem Gedanken an die Erzählungen meines Vetters, schrie der Vogel immer wieder: Kuckuk! Kam mir da der Gedanke bei: sollte es denn wirklich so schlimm um ihn stehen? Denn sagt im Leben Einer von einem Andern nur eine Schlechtigkeit aus, da dauert's gar nicht lange, so bleibt gar nichts Gutes mehr an ihm. So nahm ich mir denn vor, nachzusehen, ob er nicht wenigstens eine gute Seite hätte. Das kostete aber Mühe. Bald war er hier, bald dort! weit flog er nie fort. Aber wie gesagt, er war höchst unstät. Jahrelang bin ich ihm nachgegangen. Raubvogel war er nicht, das sah ich bald, denn sein Fuß war ganz anders gebildet, als bei dem Raubvogel. Er hatte zwei Zehen vorne, zwei nach hinten. Auch der Schnabel war nicht gebogen, wie beim Raubvogel. Nur sein Rock glich dem des Stößers. Das gefiel mir nun schon, daß ich sagen konnte: Er ist und wird nicht Raubvogel, sondern ist und bleibt Kuckuk. Wie war's aber mit dem Eierlegen? Da hatte wirklich mein Vetter recht. Ich belauschte ein Weibchen, das legte ein Ei und schob es mit beiden Füßen in das kleine Nest eines Weidenzeisigs. Dann flog es schnell weg und besah sich von Weitem sein Kunststück. Am andern Tage ging ich zu dem Neste, das Ei des Kuckuks lag bei den andern Eiern und war gar nicht viel größer. Der Kuckuk war auch in der Nähe und ich sah, wie er ein Ei legte in's Nest einer Grasmücke. Ob er noch mehr Eier gelegt, kann ich nicht sagen. Die kleinen Vögel brüteten nun emsig auf den beiden Nestern. Ich sah täglich nach und täglich war auch das Kuckuksweibchen in der Nähe. Das muß sich doch wohl auch um seine Eier kümmern, dacht' ich. Die Eier krochen aus, das Kuckuksei auch. Nun ging's bei den kleinen Vögeln an ein Jagen den ganzen Tag, um Insecten herbeizuschaffen. Kamen sie, sperrte der dicke Pflegesohn sein großes Maul auf, das Insect war weg, der Appetit schien kaum gestillt, geschweige denn der Hunger. Die andern Kleinen gingen meist leer aus. Schon am vierten Tage lag eins außer dem Neste todt — ein anderes im Neste war auch todt. Da ich nach mehreren Stunden wieder vorüberging, waren die todten Jungen und die unten liegenden Schalen verschwunden. Hatte sie der alte Kuckuk weggetragen? Kann's nicht sagen, aber in der Nähe war er. Der junge Kuckuk war nun allein Herr im Neste, rückte behäbig hin und her und nahm sichtlich zu. Ich beobachtete jetzt sorgfältiger die Alten. Nur ein Paar fand ich in diesem Walde. Mehrere Paare scheinen einander nicht zu leiden. Sie kletterten an den Bäumen umher und fraßen Insecten, und von dem Boden suchten sie Raupen. Da traf sich's, daß der Förster einen schoß. Ich bat ihn, mir den zu geben. Ich schnitt ihn auf und sah in seinen Magen. Der sah aus wie ein Seehundsfell: überall hatten sich Raupenhaare eingespießt. Denn das wußte ich schon als Knabe: haarige Raupen soll man nicht in die Hände nehmen, denn die Haare haben Widerhaken, bleiben in der Haut stecken und verursachen Entzündung. Ja, dacht ich, solche Nahrung paßt freilich nicht in einen jungen, zarten Magen. Und wer solches Hartfutter verschluckt, darf keine sitzende Profession wählen. Das ist ja schlimmer als Stockfisch! Ich untersuchte die Raupen genauer. Große braune und graue Bärenraupen, die auf Heidelbeerlaub sitzen, fraß er. Ich schnitt eine auf. Viel Pelz aber wenig Fleisch. Bei solcher Krebskost braucht Einer freilich viel. Doch ich sah auch einmal recht viel solche haarige Raupen. Die gingen Mann hinter Mann, in langer Reihe, als wenn sie den Krönungszug des Kaisers Faustin darstellen wollten. Es war die sogenannte Processionsraupe, die so Mann hinter Mann zu ziehen pflegt, wie mir der Förster sagte, und dem Rindvieh, wenn es eine verschluckt, leicht den Tod bringen kann. Doch der Kuckuk fraß sie unbedenklich. Aber warum frißt er denn solche Raupen? Kann er nicht andere Insecten haben? Wir wissen nichts weiter zu sagen, als der Herrgott hat ihn angewiesen, gerade solche Thiere zu verzehren, die kein anderer Vogel haben mag. Und gerade diese Nahrung scheint seinem Körper am zuträglichsten zu sein, gerade in jener Zeit, wie etwa der Schierling den Wachteln, andere Kräuter andern Vögeln. Nun stelle dirs denn einmal kurz zusammen, lieber Leser, warum der Kuckuk andere Vögel seine Eier ausbrüten läßt. Siehe, er steht als Sicherheitspolizeimann da, damit das Geschlecht der Bärenraupen und namentlich der so schädlichen Processionsspinner nicht zu überzählig und zu übermüthig werde. Aber zur Verdauung braucht er Bewegung, daher sein unstätes Wesen. Er hat gerade Zeit genug sich zu nähren, aber keine Zeit zum Brüten und zum Auffüttern seiner Jungen. Auch würden die Jungen an solcher Kost sterben, so muß er sie in die Pflege anderer geben. Daß er aber die Ammen tödte, ist nicht wahr. Er kümmert sich vielmehr sehr um die Ammen und um seine Kleinen, bis er ausfliegt. Hat er seine Sommerarbeit verrichtet, so verschwindet er rasch und unbemerkt, so daß man nicht weiß, wo er hin ist.

Seitdem ich den Kuckuk näher betrachtet und die Weisheit Gottes in seinen Werken auch an diesem Thiere bewundert, bin ich natürlich ganz von der Ansicht meines Vetters abgekommen. Gelernt habe ich dabei das: man muß jedes Geschöpf Gottes recht sorgfältig und genau betrachten, auch wenn es nicht durch sein Kuckuksschreien dazu auffordert, es recht genau anzukucken. Und bald genug wird man finden: jedes Geschöpf Gottes ist wunderbar bereitet, an jedem ist zu ersehen Seine Weisheit und Fürsorge und keines ist umsonst geschaffen. Wenn

du also wieder den Kuckuk schreien hörst, so denke dabei, der fordert dich auf, Gottes Werke dir genau anzusehen, damit du deine Lust daran haben kannst. —r.

Eine Einladung.

Wozu denn? Zur Freude an einem Buche, das zwar noch nicht erschienen ist, aber mit Gottes Hilfe nächstens erscheinen wird. Die lieben Leser wissen vielleicht schon, daß der liebe lutherische Pfarrer Dr. Closter zu Meerana, ehe er nach Sachsen kam, eine Zeit lang Pfarrer auf der oldenburgischen Nordseeinsel Wangeroge gewesen ist, deren Seebäder wohl schon manchem siechen Binnenländer Erquickung und Stärkung verschafft haben. Das dortige Völkchen, fast nur Fischersleute, ist ein eigenthümlicher Menschenschlag, der sich in Sitten und Sprache vielfach von den Bewohnern des nahen Festlandes unterscheidet. Auch die Insel selbst hat ihr eigenthümliches Schicksal, sie ist ehedem viel größer und fruchtbarer gewesen. Aber die fluthende See hat ein Stück Land nach dem andern hinweggespült, so daß zu fürchten ist, man werde einmal von der Insel wie von Herculanum und Pompeji reden, als von etwas Dagewesenen, nur daß bei dem, was das Meer verschlungen hat, von einem Wiederausgraben keine Rede sein kann. Die räuberische See aber, die der Insel den Untergang droht, hat auch unvergleichliche Schönheiten, so daß sich Jeder, dem Gott der HErr zwei helle Augen gegeben hat, weidlich an ihr erquicken, ja erbauen kann. Dem theuern Pfarrer Closter hat nun Gott außer den Augen für die See und für das Leben in und an und auf ihr noch etwas Anderes gegeben; nämlich die köstliche Gabe, die Gedanken, die durch Gottes Wunder in der Seele wach gerufen worden sind, in lebendigem, frischem Lied auch Andern mitzutheilen. Was er, zumeist als Inselpfarrer, in den Jahren 1847—51 vom Nordsee-Leben gesungen hat, das will er jetzt seinen lieben Deutschen mittheilen, damit es denen, die das Seeleben kennen, eine freundliche Erinnerung und den Andern eine Ermunterung sei zu Gottes Preis auch für die noch unbekannten Gotteswunder. Das Buch wird den Titel führen „Deutsche Nordseeklänge, Gedichte von Dr. Eduard Closter" und ihrer königlichen Hoheit der Großherzogin Elisabeth von Oldenburg gewidmet sein.

Dazu hat es noch einen besonderen Zweck, der in den Augen des Pilgers kein Nebenzweck ist. Der Reinertrag soll zum Besten des Vereins für unversorgte Pfarrerstöchter und der Gotthilf Heinrich von Schubert-Stiftung zu Hohenstein verwendet werden. Die letztgenannte Stiftung ist zur Unterstützung von Jünglingen errichtet, welche sich höherer Bildung widmen wollen. Da wär's nun gar schön, gesegnet hat, dem doppelten Zweck dadurch förderlich würden, daß sie auf das Buch subscribirten. (Dasselbe wird den Unterzeichnern für 1 Thlr., später für 1½ Thlr. verkauft, und auch die Redaction wie die Expedition des Pilgers nehmen mit Freuden Subscriptionen an.)

Damit aber die Leser nicht zu etwas eingeladen werden, was sie nicht kennen, soll ihnen aus dem Buche, das ich mir im Manuscript habe ansehen dürfen, heute und nächstens Etliches mitgetheilt werden. Da werden sie's ja sehen, wie trefflich der theure Verfasser dem gelauscht hat, was ihm der HErr dort am Nordseestrande zu erfahren gegeben hat und wie er aus dem Nordseeleben gar Manches gelernt hat, was den Leuten im Binnenlande eine segensreiche Wahrheit sein kann. Besonders reich sind die Lieder an sinnigen Gleichnissen, ja oftmals wird, wie in Fabeln, die See, die der Verfasser gern „die liebe See" nennt, geradezu redend eingeführt. Die Capitel, in welche die Lieder eingetheilt sind, führen die Ueberschriften: „Leben und Weben der See; vom Strande; Inselbilder; See- und Stromfahrten; Bilder aus Haus und Geschichte; Schriftspiegelungen.

1. Schmuck der See.

Was ist denn eigentlich dein Kleid,
O See, du schöne du,
Und was dein wunderbar Geschmeid?
Ich frag' mich immerzu,
Und bring's doch nimmermehr heraus,
Was dich so reizend macht,
Du siehst so schlicht und einfach aus
Und doch so voller Pracht.

Und stehet dir auch Alles schön,
Von welcher Farb' es sei,
Und immer wird, dich anzusehn,
Die Lust im Herzen neu.
Dünkt Einem so, als schmücktest du
Dich anders immerdar;
Sieht aber man genauer zu,
Bleibt's immer gleich, fürwahr!

Lehr das Geheimniß mich verstehn
Von deinem Zauberreiz!
„O", spricht die See, „du willst was sehn,
„Und siehst es ja bereits.
„Mein Schmuckgeheimniß, — weißt du's nicht?
„Sie recht in mich hinein!
„Ich will in jedem Kleid nur schlicht,
„Nur immer einfach sein.

„Das ist es, was mir immerdar
„Den Zauberschleier leiht,

„Das ist die Schönheit meiner Wahl,
„Geh, lerne einfach sein,
„Das webt der Schönheit lichten Strahl
„In's ärmste Kleid hinein".

2. Leuchtthurms Dienst.

Noch ein Blick, — und unter tauchet
In die düstre Fluth der Tag,
Wie ein Seufzer, der verhauchet,
Schwindet Abendröth' ihm nach,
Und die Nacht mit dunkeln Flügeln
Schwebet über Meeres Hügeln.

Sieh, da leuchtet's auf dem Thurme, —
Ob die Woge friedlich träumt,
Oder ob ihr Zorn dem Sturme
Hadernd sich entgegenbäumt, —
Wenn der Tag sein Auge schließet,
Leuchtet's hoch vom Thurm — und grüßet.

Und die Segler fern im Meere
Sehn's und danken für den Gruß,
Dessen Strahl auch Nachts die Ehre
Des Barmherzgen künden muß,
Der ohn' Ende Licht läßt quellen,
Dunkle Bahnen zu erhellen.

Thurm, der du auf Meer's Gefilde
Sendest alle Nacht dein Licht,
Wie gemahnst du mich im Bilde
An die ew'ge Zuversicht,
Die nicht Nacht, noch Stürme rauben,
An das lichte Wort vom Glauben.

Ja, wenn Sonn' und Helle schwinden
Und die Finsterniß sich ballt,
Wenn sich Sturm und Graun verbinden,
Und die Tiefe kocht und wallt,
Hinlischt letzter Sterne Funkeln,
Dann strahlt Gottes Licht im Dunkeln.

Ob dann Trost um Trost vergehet,
Wetter über Wetter stürmt,
Doch erfährt sich's, was bestehet,
Was erleuchtet und beschirmt,
Dann strahlt Gott im ew'gen Worte
Wie ein Licht am dunkeln Orte.

Vor des Schiffbruchs düstern Bänken
Warnt und mahnet es zur Flucht,
Mit untrüglich sicherm Lenken
Weiset es in stille Bucht,
Selbst den todumschlungnen Schwimmer
Tröstet um den Tod sein Schimmer.

Thurm, der du auf Meer's Gefilde
Sendest alle Nacht dein Licht,
Wie gemahnst du mich im Bilde
An die ew'ge Zuversicht,
Die nicht Nacht, noch Stürme rauben,
An das lichte Wort vom Glauben!

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Schleswig-Holstein. (Fortsetzung.)

Von katholischer Seite sind die Krankenpfleger der geistlichen Orden aus ganz Deutschland nach dem Kriegsschauplatze geeilt, an Zahl bis 120, so daß sie zuletzt nicht alle mehr verwendet werden konnten. Zum Theil sind's Glieder solcher Orden gewesen, die seit Jahren von den Schmähungen der liberalen Presse begossen worden sind.

Auch die Haltung der Truppen war im Ganzen eine würdige. „Wie ernst und gehoben", so schreiben die flieg. Blätter aus d. rauh. Hause, „die Stimmung unter den preußischen Soldaten in jenen Tagen vor Ostern, in der Charwoche gewesen, das ist vielfach bekannt geworden aus Anlaß der erhebenden Abendmahlsfeiern an vielen Stellen des Kriegslagers, zu denen sich, nicht etwa commandirt, sondern freiwillig die Schaar der Krieger immer auf's neue herzudrängte, so daß an mehreren Stellen das Abendmahl mehrmal nach einander hatte ausgetheilt werden müssen.

Von einem Militärgottesdienst schreibt Einer im Stader Sonntagsblatt Folgendes:

Am Sonntage, den 17. April, war ich in Gravenstein in der Schloßkirche. Ein Theil der zum Sturm bestimmten Mannschaften hörte hier noch einmal Gottes Wort. Mit prächtiger Posaunenbegleitung wurde gesungen das köstlich schlichte Lied, womit das preußische Heer in die Leuthener Schlacht gezogen: O Gott, Du frommer Gott. Dann hielt ein Feldprediger die Predigt über 2. Timoth. 1, 7: „Ihr habt nicht empfangen den Geist der Furcht, sondern den Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht." O Gott, welch eine Kraft hat doch das Evangelium! Ich bin lange nicht so erbaut gewesen von einer Predigt, als hier an diesem Orte und durch dieses kräftige Zeugniß. Besonders ergreifend war der Schluß der Predigt, wo der Prediger sagte: „Und nun, Kameraden, habe ich noch einen Auftrag an euch von Sr. Majestät, unserm Allergnädigsten Könige und Herrn. Er läßt euch sagen, daß Befehl gegeben ist, ihm sofort die Stunde zu telegraphiren, in welcher ihr angreift, damit er mit seinem Hause euer gedenken kann im Gebet vor Gott! Wenn das ernste Werk beginnt, so gedenket daran: Unser König betet jetzt für uns! und wie Gott das Gebet David's für sein Volk erhöret hat, so wird Er auch unsres Königs Flehen gnädig erhören!" — Nach dem Kirchengebete ertheilte der Prediger den Segen des Herrn, wie er selbst sagte, so Manchem zum letzten Male vor dem Sturm. Darauf sangen wir alle tief ergriffen den Vers: „Find't sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen, gieb einen Heldenmuth, das Kreuz hilf

selber tragen. Gieb, daß ich meinen Feind mit Sanftmuth überwind'; und wenn ich Rath bedarf, auch guten Rath erfind'." —

Wie armselig klingt's dagegen, wenn von Dänemark berichtet wurde: Während der 6 Monate, in welchen die dänische Armee in Waffen steht, ist, wenigstens was den Theil anbelangt, der zuletzt auf Alsen gelegen hat, niemals eine Sonntagsfeier christlich begangen, niemals eine Predigt gehalten, niemals das heilige Abendmahl ausgetheilt worden. Abgesehen von einigen Dienern der innern Mission, die sich mitunter einfanden, aber natürlich nicht das Abendmahl austheilen konnten, sondern meist Tractate feilboten, hat sich kein Geistlicher in der Armee sehen lassen. Die Verwundeten in den Feldlazarethen starben bei mangelhafter leiblicher und ärztlicher Pflege, ohne Trost der Religion, ohne ihre letzten Wünsche und Hoffnungen Jemandem anvertrauen zu können. —

Wie klingt es aber auch ebenso armselig, wenn aus dem Hessenlande erzählt wird, wie dort ein Prediger von der kirchendemokratischen Partei von der schleswig-holsteinischen Sache so eingenommen gewesen ist, daß der Bericht über den Inhalt seiner Predigten folgendermaßen lautet: I. Advent: Schleswig-Holstein; II. Advent: dasselbe; III. Advent, keine Kirche gehalten, Reise nach dem fernen Frankfurt zum Nationalverein und zur Stoffsammlung für weitere sogenannte Predigten; IV. Advent: Schleswig-Holstein; Christabend: dasselbe; I. Weihnachtstag: dasselbe; II. Weihnachtstag: dasselbe; III. Weihnachtstag: dasselbe; Neujahr: dasselbe. Inzwischen auf einigen Volksversammlungen: Schleswig-Holstein. Hierzu noch Stegreif-Reden in einem Wirthshause über Schleswig-Holstein, sammt Bemerkungen über die Fortdauer der Regierung des Landesherrn, die sich der anwesende Gensdarm zur Anzeige notiren zu müssen glaubte. —

Schließlich noch drei kleine Geschichten vom Kriegsschauplatz, die erquicklicher sind, eine aus der evangelischen Kirchenzeitung und zwei aus Dr. Besser's Buch. Sie gehören zwar nicht eigentlich zur „Chronik", werden aber den lieben Lesern wohl als Zugabe zu derselben willkommen sein.

In der evang. Kirchenzeitung erzählt ein preußischer Lazarethgeistlicher Folgendes:

Eines Sonntags Abends kommen zwei dänische Damen mit der Bitte zu mir, in einem nicht unter meine specielle Seelsorge gehörigen Lazareth einem sterbenden Preußen das heil. Abendmahl zu reichen. Ich folge ihnen sofort und komme zu einem jungen Manne, der tief ergriffen ist und voll Verlangen nach Vergebung seiner Sünden. Als ich bei ihm fertig und bereits in demselben Saale zu einem andern Kranken verlangt worden bin, bekomme ich den Eindruck, als läge ihm noch etwas auf dem Herzen. Auf meine Bitte, mir doch seine Pein zu sagen, fing er weinend an: „Ich bin gegen meine verstorbene Mutter nicht immer gewesen wie ich sollte!" — Der starke eifrige Gott stand vor ihm mit Seinem heiligen vierten Gebot, und in die verborgenste Falte Seines Gewandes hätte der arme Uebertreter vor lauter Scham sich hüllen mögen. Nachdem ich ihn im Namen Jesu auch über diese Sünde getröstet, fuhr er fort: „In meinen Beinkleidern, die hinter mir am Pflock hängen, stecken zehn Thaler," — er sprach so leise, daß nur ich es hören konnte — „nehmen Sie dieselben doch an sich und schicken Sie dies Geld nach meinem Tode an einen Onkel, dessen Adresse ich Ihnen sagen will, damit er davon meiner Mutter ein Grabdenkmal setzen läßt." Ich that nach seinem Wunsche und nahm das Geld vorläufig an mich. Nach einigen Tagen theilte man mir mit, er könne möglicherweise besser werden. Ich eile mit einem schönen geistlichen Buche und dem Gelde zu ihm, doch will er letzteres, an seiner Wiedergenesung zweifelnd, nicht nehmen. Nach längerer Zeit schrieb er mir dann einen längeren Brief und hat den Liebesdienst gegen seine treue Schläferin auf dem fernen Friedhofe selber in Ausführung gebracht. Auf seinem Krankenbette aber hat er einen noch köstlicheren Schatz gehoben und wandelt jetzt, hoffentlich mit vielen gleich ihm aus leiblichem und geistlichem Sterben gerissenen Gefährten, den Königsweg des Lebens, Halleluja! —

Dr. Besser aber erzählt unter anderen schönen Erfahrungen folgende zwei Geschichten:

Ein Hauptmann begegnet hinter den Schanzen einem seiner Leute, der einen Dänen angeschleppt bringt, und empfängt ihn mit dem Verweise: „Was soll doch das heißen, wozu sind denn die Krankenträger da? Du gehörst vorwärts in's Gefecht!" „Zu Befehl, Herr Hauptmann; aber diesen habe ich so schrecklich am Kopfe verwundet, und wollte ihn doch gerne selber auf den Verbandplatz bringen." —

Am äußersten Ende eines geräumigen Krankenzimmers mit etwa 16 Betten lag ein Westphale vom 15. Regiment (er kannte den Pastor Volkening in Jöllenbeck und seine Augen strahlten, als ich dessen Namen ihm nannte), der schon in den ersten Apriltagen in den Trancheen (Laufgräben) schwer am Oberschenkel verwundet war und jetzt das linke Bein in Gyps liegen hatte. Neben ihm lag ein dänischer Unteroffizier (ein Laaländer, Namens Nielsen), mit ganz ähnlicher Verwundung, nur war er erst am Sturmtage blessirt und hieher gebracht. Auf meine Frage, ob er sich sehr verlassen fühle, erwiderte er — als hätte er eben den 23. Psalm gründlich gebetet: „Herren er med mig" (der Herr ist bei mir), und die Hand nach dem Bett rechts neben ihm hinüber streckend, fügte er unter freundlichstem Zunicken hinzu: „Denne er min kjäre Ven" (dieser ist mein lieber Freund). Die Freundschaft zwischen den Beiden, die Einer des Andern Sprache nicht verstanden, hatte sich so gefunden: Der Westphale bemerkte, daß sein dänischer Nachbar am ersten Morgen einen Psalter und ein Neues Testament aus seinem Tornister hervorholte; da lachte ihm das Herz; rasch schlug er in seinem deutschen Psalter den Spruch auf: „Ich hatte viel Bekümmerniß in meinem Herzen, aber Deine Tröstungen ergötzten meine Seele," und zeigte seinem Trübsalsgenossen die Zahlen 94, 19. Der gab bald Antwort mit dem Spruche: 1. Petr. 5, 6: „So demüthigt euch nun unter die gewaltige Hand Gottes," und so ging es fort, Morgen für Morgen und Abend für Abend; hinüber und herüber vertrat der Tröster mit seiner Sprache, die welche in der ihrigen sonst sich nicht verstanden. Allmählich blieb auch wohl dem Westphalen ein dänisches und dem Laaländer ein deutsches Wort im Gedächtniß, wie z. B. beide zu gegenseitiger Freude wußten, daß taalmodig geduldig und geduldig taalmodig heißt. Wie besonders „fein und lieblich" war doch das einmüthige Zusammenwohnen dieser Brüder! —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Fischer aus Sachsen.

№ 46. Dresden, den 12. November 1864.

Am fünfundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 13, 47—50.

Der HErr hatte sich an das Meer gesetzt. Da sich viel Volks versammelte, trat Er in das Schiff und lehrte das Volk, das am Ufer stand. Er erzählt ihnen sieben verschiedene Gleichnisse vom Himmelreich. Wir sind es gewohnt vom HErrn, daß Er Seine Gleichnisse meist aus Seiner Umgebung nimmt, denn das Himmlische und Göttliche spiegelt sich für ein reines Gemüth ja so vielfach in dem Irdischen und Natürlichen ab. Es giebt nichts auf Erden, was dem wahren Christen nicht einen Vergleich erlaubte mit dem Ueberirdischen. Und das ist das Wunderbare, daß das Irdische dem Weltmenschen, welchem es die Hauptsache ist, zum Verderben gereicht, während es dem Christenmenschen ewige Wahrheiten zugänglich und verständlich macht.

Am Meere sitzt der HErr. Das galiläische Meer in seiner weiten Wasserfläche, mit seinen Wogen und Wellen, mit seinen Untiefen und Abgründen, mit seinen zahllosen verschiedenartigen Bewohnern war ein gar treffendes Bild für die ganze Welt. Am Meere sitzen die Fischer und werfen ihre Netze aus. Menschenfischer sollten die Apostel, sollen alle Diener des HErrn sein. Jede Predigt des Evangelii ist das Auswerfen des Netzes, um in seinen Maschen Menschen zu fangen. Denn nicht allein für die, welche noch im Heidenthume sich befinden, wird ja das Netz ausgeworfen, sondern auch für die, welche auf den HErrn Jesum getauft sind. Haben doch deren gar Viele sich gleichsam durch die Maschen des Netzes hindurchgedrängt und sind wieder hineingerathen in die Abgründe des Irrthums und werden von den unstäten Wellen der Welt hin- und hergetrieben. Wie nun das Netz allerlei Fische, gute und faule, in sich verbirgt, so sind auch in der Kirche des HErrn allerlei Menschen, gute und böse. Denn es liegt ja in der Natur des Netzes, nur zu fangen; das Ausscheiden ist nicht Sache des Netzes. Wie der HErr und Meister im Gleichnisse vom Acker, da der Feind Unkraut zwischen den Weizen säete, den Knechten es untersagte, das Unkraut auszujäten, so kommt es auch weder den Dienern der Kirche, noch sonst einem Menschen zu, auszuscheiden die faulen Fische von den guten. Kennen wir sie? Meinst du nicht, daß es bei jeder gottesdienstlichen Versammlung faule Fische genug giebt, die in heuchlerischem Wesen sich stellen, als wären sie gut und fromm? Oder bist du so rein und sündlos, daß du mögest auf deinen sündhaften Bruder den ersten Stein werfen? Das Ausscheiden hat sich der HErr vorbehalten. Das wird er erst vornehmen, sobald das Netz voll ist. Zur Zeit ist das Netz noch im Meere; die Kirche noch mitten in der Welt. Und Jeder, der auf den HErrn getauft ist,

befindet sich noch in der Welt, aber doch im Netze der Kirche. Erkenne daraus die Stellung des Christenmenschen. Er wird vom Netze der Kirche eingeschlossen, schweift nicht ziellos im weitem Meere weltlicher Irrthümer und nur irdischer Bestrebungen umher, und gleichwohl ist er von der Welt nicht ausgeschlossen, sondern bleibt in steten Beziehungen zu derselben. Das Netz bleibt im Meere, bis es voll ist. Die Kirche Christi muß gleicher Weise voll werden. Im Hochzeitssaale des Himmelreichs müssen alle Plätze besetzt werden. Die Knechte müssen ausgehen auf die Straßen und zur Hochzeit laden, wen sie finden, Böse und Gute, auf daß alle Tische voll werden. Und wie es uns Allen, die wir dem HErrn angehören, ob unseres allgemeinen Priesterthums geboten ist, einzuladen und zu nöthigen herein zu kommen, so muß es zugleich unser innigstes Verlangen sein, daß das Netz der Kirche voll werde, damit der Oberfischmeister im Himmel bald herniederkomme und das Netz aus dem Meere der Welt herausziehen könne. Jeder nach den Gaben, die ihm gegeben sind, hat dahin zu wirken, daß das Reich Gottes sich mehre, und jemehr er bestrebt ist, nach Außen hin es zu mehren, desto sichtlicher wird es sich mehren in ihm selber. Denn darauf kommt ja Alles an, daß sich das Reich Gottes recht herrlich in uns aufgebaut hat. Wie sehr wir uns auch freuen auf den Tag, da der HErr das Netz aus dem Meere ziehen wird, so müssen wir doch immer daran denken, wie wir so vielfach vom Schlamme und Schleime des Meeres der Welt noch bedeckt sind und nicht zu Ehren ankommen können, wenn nicht Gott der HErr in seiner großen Gnade und Barmherzigkeit unser sich annimmt. Denn nur aus Gnaden werden wir selig werden. Kommt aber jener Tag, da Er das Netz der Kirche aus dem Meere herauszieht, dann wird es sein, wie wenn Fischer ihren Fang durchsuchen und die guten Fische in ein Gefäß legen, die faulen aber wegwerfen. Auch der HErr wird also verfahren. Er wird einst zu Gerichte sitzen und scheiden die Schafe von den Böcken, wird das Unkraut binden lassen in Bündlein, damit man es verbrenne, den Weizen aber einsammeln in Seine Scheuern, wird dem Hochzeitsgaste, der kein hochzeitliches Kleid an hat, die Hände und die Füße binden und ihn in die äußerste Finsterniß werfen lassen, da sein wird Heulen und Zähnklappen.

Beachte hier wohl die einzelnen Worte unseres Textes. Nicht allein der Anschaulichkeit wegen erzählt der HErr Alles so ausführlich. Jede Thätigkeit der Fischer, das Herausziehen an das Ufer, das Sitzen und Zusammenlesen der guten Fische in ein Gefäß, das Wegwerfen der faulen Fische — Alles hat eine Beziehung zu jenem Tage des Gerichts. Das sorgfältige Erwägen aller dieser Worte macht uns das Verfahren des HErrn an jenem Tage anschaulicher, offenbarer. An jenes Ufer drüben im Jenseit wird das Netz gezogen, wenn es voll ist. So lange wartet der gnädige Gott, der da nicht will, daß Jemand verloren werde, sondern daß Alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Daß Keiner von uns seine Langmuth verkenne, daß Gott der HErr auf Keinen von uns umsonst warten möge! Und an jenem Tage wird Er sich setzen zum Gerichte und genau erwägen, was da für uns spricht und was da wider uns spricht, und wird sorgfältig, nachdem Er ein gerechtes Gericht gehalten hat, die Guten gleichsam in das Gefäß thun, in seine Herrlichkeit eingehen lassen, die Bösen aber wegwerfen in die Verdammniß. Gedenke des strengen Gerichtes Gottes! Jener Tag wird Alles klar machen, da hilft kein Heiligthun, keine Heuchelei! Das Auge des Richters täuscht sich nicht, Sein Gedächtniß verläßt Ihn nicht; Er sieht in des Herzens tiefste Falten und vor Ihm ist Nacht wie Tag, Vergangenheit wie Gegenwart. Gedenke des strengen Gerichtes Gottes! Halte dich zu Ihm, dieweil dir's noch möglich ist — es möchte der Tag dich überraschen, wo dir diese Möglichkeit abgeschnitten wäre. Und Sein Gericht ist ein strenges Gericht. Die Ungerechten werden geworfen in den Feuerofen, da wird sein Heulen und Zähnklappen. Bei irdischem Unglück, bei irdischem Leiden, da erleichtert doch die Thräne die Last deines Geschickes — aber auch diese Thräne ist versagt denen, die verdammt werden, bei ihnen ist nur Heulen und Zähnklappen. Gott und HErr, gedenke Du unser in unserem Leben und gieb uns Deinen heiligen Geist reichlich, damit wir einst bestehen am Tage des Gerichts. Amen.

R. M.

Das Seminar in Steeden.

Auf meiner Frühjahrsreise, von der ich euch jetzt unter dem Titel „allerlei Denkstätten" Einiges erzähle, bin ich auch gegen den Schluß nach dem lieben Dorfe Steeden im Nassauischen gekommen, wo der den Pilgerlesern längst bekannte Pastor Brunn die Zöglinge ausbildet, die sich zum Dienst der Kirche und Schule in Nordamerika gestellt haben. Es lag mir daran, nachdem ich soviel altehrwürdige Denkstätten gesehen, den lieben Pilgerlesern nach der Rückkehr auch etwas von einer Stätte zu erzählen, die zwar noch keine kirchliche Denkstätte ist, an der doch aber wacker für die Kirche gearbeitet wird und die mit Gottes Hilfe einmal eine Denkstätte werden kann.

Zu dem Ende mußte ich freilich einen großen Umweg machen, aber einen Umweg, der mich nicht gereut hat, weil er mir, wenn auch zum Theil nur in flüchtigem Vorbeifahren, manche Herrlichkeit zu sehen gab. Von Mainz her ging's auf einem Dampfboot den schönen Rhein hinunter. Wunderliches Leben auf solch einem Dampfschiffe. Ich habe eine Seele gesucht, die sich mit

Die lutheriſche Kirche in Steeden.

mir in Einem Geiſte an den Gotteswundern und an den Bauten der Vorzeit erfreuen könnte, die an uns vorüberflogen. Ich fand keine, vielleicht weil ich nicht ordentlich genug ſuchte. Aber es war auch gar vieles hohles, übersättigtes Volk um mich herum. Das merkte ich an ihren Geſprächen. Als wir eben einmal durch eine rechte Gottesnacht hindurchfuhren, ſagte ein junger Ehemann, der wahrſcheinlich mit ſeiner jungen Frau ſo eine neumodiſche Hochzeitsreiſe machte und ſich, auf einem Feldſtuhl ſitzend, mit dem Rücken an eine Kiſte anlehnte, im langweiligſten Tone von der Welt: Weißt du, Mariechen, was mir noch fehlt? „Nun Carlchen?“ — Eine Schlummerrolle! war die Antwort. Und das war kein Engländer, der blos „dageweſen ſein“ wollte, ſondern ein Deutſcher.

Einen auffallenden Gegenſatz zu ſolcher Langweiligkeit bildete das muntere Treiben auf und an dem Fluſſe ſelbſt. Da flog ein Dampfer nach dem andern vorüber; da keuchte ein anderer, der ſechs, ſieben ſchwere Boote am Schlepptau führte (die kräftigſten Maſchinen ſchleppen über 80,000 Centner fort), mühſam vorbei und an beiden Ufern des Fluſſes brauſten die Eiſenbahnzüge und verſchwanden vor den Blicken in den zahlreichen Tunneln.

Das Ziel des Tages war Oberlahnſtein, ein am Rhein gelegenes Städtchen des Herzogthums Naſſau. Noch war der große Fremdenſtrom, der in der ſpäteren Jahreszeit den Rhein belebt und ſeine Anwohner ernähren hilft, nicht recht in Fluß gekommen. Mein Gaſthof war leer. Um ſo ungeſtörter konnte ich bei langſam hereinbrechendem Abend die Schönheit der Gottesnatur genießen, die ringsum aufgebaut iſt. Erſt ſpät, als das Rheinleben zu verſtummen begann und die ſtattliche Feſte Stolzenfels drüben von der preußiſchen Seite nur noch geſpenſterartig herüberſchimmerte, ſuchte ich mein Lager und nahm Abſchied vom ſchönen Rhein.

Denn des andern Morgens frühe trug mich der Dampfwagen weiter hinein in das Naſſauer Ländchen, an deſſen weſtlichem Saume ich bisher nur hingeſtreift war. Das mag ein reichgeſegnetes Ländchen ſein, dies kleine Naſſau. Seinen berühmten Weinbergen war ich ſchon auf der Rheinfahrt bei Hochheim, Johannisberg, Rüdesheim und Asmannshauſen begegnet, und hatte dabei gedacht: Die Leute da werden doch wohl die Gleichniſſe des Herrn Chriſtus vom Weinſtock und den Weingärtnern und was ſonſt die Schrift vom Weine zu reden weiß, um ein gut Theil beſſer verſtehen, als daheim deine Voigtländer, von denen gar mancher ſtirbt, der ſein Lebtag keine Traube geſchmeckt hat und das Gewächs des Weinſtocks nur an Gottes Tiſche kennen gelernt hat.

Digitized by Google

Als ich aber heute in's schöne Lahnthal hineinfuhr, thaten sich mir noch andere Herrlichkeiten des Nassauer Ländchens auf. Die Lahn ist kein mächtiger Strom wie der Rhein; aber ein recht fleißiger Fluß, der bei nicht sehr breitem Bett eine ziemliche Wasserfülle hat bis weit, weit in's Land hinein. Und rechts und links hat Gott der Herr in den Erdboden manch kostbare Schätze gelegt, die in großen Kähnen die Lahn hinunter gebracht werden. Namentlich sind's Eisen- und Braunkohlenwerke, die den zahlreichen Kähnen, welche auf dem schmalen Flusse nicht einmal umdrehen können, ihre Frachten liefern. Auch giebt's rechts und links viel prachtvoll gelegene Orte zu sehen, die von dem Reichthum des Landes Zeugniß geben. Der stattliche Badeort Ems erinnert an den reichen Schatz von Mineralquellen, mit dem Nassau mehr als andere Länder gesegnet ist, aber freilich auch an die große Sünde der Spielsucht, mit der solcher Gottessegen verunehrt wird. Wir fuhren da an einem Hotel vorbei, das man, irre ich nicht, vom Dampfwagen aus sehen kann. Sanssouci hieß es, d. h. Ohnesorgen. Und das ist gar kein übler Name, den sich auch eine christliche Herberge könnte gefallen lassen. Denn wir Christen sollen ja keine Sorgen haben, weil wir sie alle auf den Herrn werfen dürfen. Aber mein Reisebegleiter, der dort wohlbekannt zu sein schien, meinte, das sei kein ganz richtiger Name und die Leute dort hätten ganz recht, wenn sie das Hotel scherzweise „Sans Sou ici" nännten, d. h. auf deutsch etwa: Hier büßt man den letzten Heller ein — weil nämlich in dem Hotel schon Mancher sein Hab und Gut verspielt haben und als Bettelmann ausgezogen sein soll.

Auch an der alten Burg Nassau, von der das Land den Namen hat, und dem gleichnamigen Städtchen, an dem alten, wunderschön gelegenen Schlosse Schaumburg, an dem malerisch gebauten Städtchen Dietz, an der stattlichen Abtei Arnstein fliegt man vorüber, bald auf Brücken die Lahn überschreitend, bald wieder durch zahlreiche Tunnel die Uebergänge über den vielfach sich windenden Fluß vermeidend. Noch fesseln Limburg an der Lahn mit seiner weithin im Thale sichtbaren altberühmten Kirche und das gleichfalls hochgelegene Oertchen Dietkirchen die Blicke, da hält endlich der Zug an dem Nassauischen Städtchen Runkel. Hier steigen wir aus, denn das ist die Station für Steeden.

Das Städtchen Runkel selbst, in welchem Pastor Brunn vor seinem Austritt aus der unirten Landeskirche Pfarrer war, macht wenigstens von der Bahn aus keinen sehr einladenden Eindruck. Es sieht etwas verfallen aus. Aber die beiden Schlösser, eines über der Stadt thronend, das andere alleinstehend auf dem rechten Ufer der Lahn, machen die Lage der Stadt gleichwohl recht malerisch.

In die Stadt hinein bin ich nicht gekommen, denn mir war an dem etwa Dreiviertelstunde von der Stadt gelegenen Dörfchen Steeden gelegen. Um das zu erreichen, mußte ich ein Stück des Bahnwegs, den ich gekommen, an der Lahn abwärts wandern; dann ging der Weg über die Bahn hinweg stracks auf Steeden los. Verlaufen kann man sich nicht leicht und auch Kirche, Pfarre und Seminar braucht man nicht lange zu suchen, denn alles Dreies ist in einem Hause vereinigt, das dem Wanderer gleich am Anfang des Dörfleins so entgegenschaut, wie du's heute auf unserm Bilde siehst.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Denkstätten.

1. Bamberg.

(Fortsetzung.)

Noch müssen wir, wie ich schon angedeutet habe, um eines denkwürdigen Mannes willen ein wenig in Bamberg weilen. Es ist der Bischof Otto der Heilige von Bamberg, der berühmte Apostel der Pommern.

Einer der Berge, auf denen Bamberg erbaut ist, heißt der Michelsberg. Darauf steht eine alte Benedictinerabtei, die, soviel ich erfahren habe, auch von Kaiser Heinrich dem II. gegründet ist und deren Räume theilweise jetzt zum Bürgerhospital dienen. Dabei eine alte Kirche, die St. Michaelskirche, modern zugestutzt. Man sagt, sie sei einmal abgebrannt, es seien aber der Hochaltar und das in dessen Nähe befindliche Grabmal des heiligen Otto erhalten worden. Dies Grabdenkmal, auf dem das ernste Bild des heiligen Otto in ganzer Figur zu sehen ist, etliche Reste seines priesterlichen Schmucks und einige Gemälde, die von Otto's Thätigkeit erzählen, sind die hauptsächlichsten Gegenstände, die jetzt noch in Bamberg an den wahrhaft großen Mann erinnern.

Derselbe nimmt in der alten deutschen Missionsgeschichte eine so hervorragende Stelle ein, daß ein guter deutscher Christ das Wichtigste von seinem Leben wissen muß. Er lebte etwa hundert Jahre nach Kaiser Heinrich dem II., von dem wir zuletzt gehört haben. Sein Geburtsjahr weiß man nicht ganz genau. Ums Jahr 1069 muß er geboren sei. In der Nähe des Bodensees, in der ehemaligen Grafschaft Bregenz, erblickte er das Licht der Welt. Seine Eltern Otto und Adelheid gehörten der reichsfreien Familie von Mistelbach an. Der Vater starb frühe und der Sohn ward in einer Klosterschule erzogen. Als er dort das Seinige gelernt hatte, mußte er sein Brod suchen. Er erwarb es sich ferne von seiner Heimath in dem damals noch sehr uncultivirten Polenlande. Dort unterrichtete er die Söhne angesehener Familien nud ward dadurch frühzeitig mit der slavischen Sprache vertraut, in der er später das Evangelium verkündigen sollte. Seine großen Gaben zogen die Blicken des Polenherzogs Wladislaus Hermann II. auf ihn, der ihn zu seinem Kaplan und Geheimschreiber machte. Weil aber dieser Herzog eine Schwester des deutschen Kaiser Hein-

rich's IV. ehelichte, ward Otto auch mit dem bekannt, und da währete es nicht lange, so berief ihn dieser Kaiser, der in seinen Kämpfen mit dem Papste und mit seinem abtrünnigen Sohne treue und tüchtige Diener brauchte, zu seinem Kanzler. Der Kaiser aber wußte nicht nur seine Treue und Gewandtheit, sondern auch seine Bekanntschaft mit der heiligen Schrift, insonderheit auch mit dem lieben Psalmbuch hoch zu schätzen und — zu lohnen.

Denn als im Jahr 1102 der Bischof Rupert von Bamberg starb und sein Bisthum in einem äußerlich und innerlich ziemlich verwilderten Zustande hinterließ, wußte der Kaiser mit dem erledigten Bischofsstab keinen Würdigeren zu belehnen als seinen Kanzler Otto. Freilich zogen etliche vornehmere Herren, als Heinrich ihnen am Christfeste desselben Jahres zu Mainz seine Wahl mittheilte, ein saures Gesicht, daß der Kaiser einen so unbedeutenden Menschen von so unbekannter Herkunft erwählt habe; aber der Kaiser, der ja sogar dem gewaltigen Papste Gregor dem VII. Trotz geboten hatte, ließ sich nicht so leicht von etlichen seiner Großen werfen und erklärte mit Bestimmtheit: Nun so will ich sein Vater sein, und Bamberg soll seine Mutter sein.

Jetzt aber war es an Otto, sich des hohen Ehrenamtes würdig zu zeigen. In aller Demuth, die sich nach dem Brauch der Zeit auch äußerlich kundgab, trat er sein Amt an. Festlich zog man ihm entgegen, als er am 2. Februar des Jahres 1103 in Bamberg einziehen sollte. Als er aber an der Stadt Thor kam, stieg er vom Pferde und zog seine Schuhe von den Füßen und zog, barfuß über den Schnee einherschreitend, zur Bewunderung des Volkes in die Stadt und in die damals vom Brand hart mitgenommene Domkirche ein, um sein Bisthum zu übernehmen.

Wenn aber Jemandes Wege dem Herrn gefallen, so macht Er auch seine Feinde mit ihm zufrieden. Das sollte an Otto offenbar werden. Der heilige Ernst, mit dem er sein Amt angriff, der Liebreichthum und die Opferfreudigkeit, mit dem er auch den Geringsten diente, gewannen ihm bald Aller Herzen. „Wo er hinkam, da redete er herzlich und freundlich mit den Leuten öffentlich und sonderlich. Kein gleichzeitiger Bischof hatte, wie er, die herrliche Gabe an Jedermann zur rechten Zeit das rechte Wort zu richten. Seine Reden und Predigten waren faßlich und eindringlich. Die Geistlichen ermahnte er ernstlich zu einer recht sorgfältigen und treuen Amtsführung. Sie sollten nicht müde werden in der Unterweisung und Erziehung des Volks, wobei er darauf hielt, daß solche Unterweisung in der Landessprache geschah. Immer größer wurde die Zahl derer, welche bekennen mußten, daß der neue Bischof von Bamberg in der That durch Weisheit und Eifer für die Kirche, durch frommen Wandel und Regierungsgabe sich auszeichne. Alle einzelnen Kranken der Stadt Bamberg schrieb er sich auf, um ja keinen mit Erweisung geistlicher und leiblicher Hilfe zu versäumen. Von ihm kann man wohl sagen, daß er sich den Bissen vom Munde absparte, um ihn den Nothleidenden zu reichen. Als ihm einmal ein Fisch zur Tafel gebracht wurde, sprach er zu seinem Verwalter: Fern sei es, daß der elende Otto heute allein so viel Geld opfern sollte. Bring diesen theuern Fisch dem Herrn Christus, welcher mir theurer als ich mir selber sein muß; bring ihm denselben, wo du Einen auf dem Krankenlager findest. Für mich, der ich gesund bin, ist mein Brod genug. Und als ihm ein andermal ein kostbarer Pelz zum Andenken gegeben wurde, schenkte er denselben alsobald einem armen gelähmten Manne, indem er sagt: Ich will die kostbare Gabe so gut aufbewahren, daß keine Diebe sie stehlen und keine Motten sie fressen können.“*)

Seine Stellung dem Kaiser und dem Papste gegenüber war eine überaus schwierige. Es galt diesen beiden Mächten, die sich in unversöhnlicher Feindschaft widerstanden, mit aller Geradheit und doch mit Klugheit zu begegnen. Otto hat die Aufgabe gelöst, beide zu befriedigen und beiden Achtung abzugewinnen, ohne sich mit diplomatischer Zweiachseligkeit zwischen den Parteien hindurchzuwinden. In seinem Sprengel ließ er sich die Ausrottung der letzten Reste slavischen Heidenthums angelegen sein und stiftete zu dem Ende, zum Theil mit Hilfe seiner vorigen Feinde, ein Kloster nach dem andern, so z. B. das schön gelegene Kloster Banz und das Kloster Heilsbronn, das denen bekannt worden ist, die einmal die Reise nach Neudettelsau gemacht haben. Hatte er früher schon den Bau des prachtvollen Speirer Doms mit großer Sachkenntniß in die Hand genommen, so brachte er in Bamberg die Wiederherstellung des im Jahre 1081 durch Brand zerstörten Doms zu Stande (1110). Kurz, wo man hinsahe, merkte man schon nach wenig Jahren reichliche Spuren seiner gesegneten Thätigkeit.

Da begann mit dem Jahre 1123 eine neue Periode seines Wirkens. Neben den Polen, bei denen Otto in seiner Jugend geweilt hatte, lebten im Norden Deutschlands die heidnischen Pommern, ein mit großer Zähigkeit am Alten hangendes, slavisches Volk, das noch den Swantewit und den Trieglaff und den Radegast anbetete, und wie die Götzen alle noch geheißen haben. Diese Pommern hatte der christliche Polenherzog Boleslaus III., der Sohn jenes Wladislaus Hermann, bei dem Otto früher gewesen war, sich unterthänig gemacht; aber freilich nur sich unterthänig, nicht auch dem, dem sich alles zu Füßen legen muß. Der Herzog sahe ein, daß auf geistlichem Gebiete, zur Bekehrung der Pommern, das Schwert nicht

*) Aus J. E. Fischer, die Einführung des Christenthums in Bayern, einem Buche, das überaus viel Schönes von der alten deutschen Missionsgeschichte erzählt und den lieben Lesern bei dieser Gelegenheit auf's neue empfohlen sein soll.

die rechte Waffe sei, und suchte deßhalb nach Heidenboten, die dem Volke das Evangelium predigen könnten. Bald war einer gefunden, der mit Eifer an das heilige Werk ging. Das war der spanische Mönch und Bischof Bernhard. Aber der Eifer allein thuts nicht, es muß eine Sache auch am rechten Ende angefaßt werden. Und das verstand jener Bernhard nicht, so treu er sich auch allen Leiden seines Berufs unterzog. Er trat in mönchischer Demuth und Bescheidenheit auf, zog barfuß und armselig gekleidet umher und zeigte überhaupt die Kirche, zu der er die Seelen heranziehen wollte, ich möchte sagen, in ihrem schlechtesten Magdgewande und nicht in ihrem mütterlichen Kleide. Das mag er als ein Kind seiner Zeit, die auf äußerliche Demuth großen Werth legte, ganz ohne Absicht gethan haben; aber sonderlich klug war es nicht. So konnte er die wilden Pommern nur schwer gewinnen; denn Wildheit und kindisches Wesen, das nur dem sich zuneigt, was auch äußerlich würdig auftritt, wohnen eng bei einander. Der arme Bernhard wurde schließlich, da er noch dazu der Landes-Sitte und Sprache nicht recht kundig war, verspottet und verhöhnt, mißhandelt und geschlagen und mit den Worten wieder heimgeschickt: Er möge den Fischen predigen, für die tauge er besser.

Er ging aber nicht zu den Fischen, auch nicht gleich wieder heim in sein Spanien, denn er meinte es in der That treu und redlich; sondern er sah sich zunächst in Deutschland um, ob er da nicht einen Mann fände, der zur Bekehrung der Pommern geeigneter wäre als er. Wer konnte ihm da geeigneter scheinen, als der fromme und würdige Bischof von Bamberg? Der hatte ja in seiner Jugend mitten unter den Polen gelebt und auch im Anfange seines Bischofsamtes noch mit den um Bamberg herumwohnenden heidnischen Slaven zu thun gehabt. Und der war ja auch dem Polenherzog, der jetzt über die Pommern herrschte, wohl befreundet, denn er hatte ja dessen Vater treue Dienste geleistet.

Und so geschah es denn auch bald, daß sich die Bitten des Herzogs Boleslaus mit denen Bernhards vereinigten, Otto möchte doch nach Pommern kommen und das heidnische Volk zur Annahme des Evangelii bewegen. Der Herzog selbst versprach die Kosten des Missionswerks zu tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Verborgene der See.

(Aus Dr. Closter's „Deutschen Nordseeklängen".)

See, wenn deine Wasserfüllen
Plötzlich alle sich verliefen,
Und es würden sich enthüllen
Die Geheimnisse der Tiefen:
Welche Wunder, nie gesehen,
Würden dann wohl offenbar,
Und wie würde man verstehen,
Was so lang ein Räthsel war!

„Weiß nicht", spricht die See, „ob Freude
„Euer Forschen finden würde,
„Zwar viel neue Augenweide,
„Aber auch viel neue Bürde;
„Immer mehr der tiefen Fragen
„Brächen über euch herein,
„Und wer wüßte wohl zu sagen,
„Wie die Antwort würde sein?

„Bleibt doch so genug zu lüften
„In des Weltalls weiten Hallen,
„Droben in den Sternenschriften,
„Wie in Schöpfungsreichen allen.
„Vieles habt ihr zwar ergründet,
„Doch mit jedem neuen Fund,
„Den ihr kaum als Glück verkündet,
„Thun sich neue Räthsel kund.

„Laß viel lieber dir genügen,
„Was du an mir hast und liebest,
„Statt daß in Gedankenflügen
„Du dich eitler Weise übest:
„Freue dich an meinem Spiegel,
„Wie du's ja gewöhnet bist,
„Und sei froh, daß noch ein Siegel
„Für so viel Verborgnes ist".

Leuchtthurm im Nebel.

(Ebendaher.)

Nebelqualm durchwogt die Luft,
Greifbar als mit Händen,
Gleichwie dunkler, gift'ger Duft
Quillts von allen Enden;
Einsam in der Schauernacht
Blinket Leuchtthurms Flamme,
Doch verschluckt wird sie mit Macht
Von dem Nebelschwamme.

Drinnen bist du immer gleich,
Du geliebtes Feuer,
Licht und klar und strahlenreich,
Ohne Dunst und Schleier;
Und der Wächter sieht dich auch
Immer helle leuchten,
Zwischen dir und seinem Aug
Qualmt kein Nebelfeuchten.

Draußen dringst du nur nicht durch,
Denn um deine Fenster

Lagern wie in finstrer Burg
Düstre Dunstgespenster;
Aber du bist voll Geduld,
Leuchtest ohne Zucken,
Läßt das Dunkel voller Huld
Deinen Strahl verschlucken.

Tödten kann es dich ja nicht;
Wer kann Licht verschlingen?
Und so ist's wohl deine Pflicht
Still hineinzudringen,
Und mit unbemerktem Fleiß
Nacht um Nacht zu füllen,
Ohne daß sie's selber weiß,
Dich in sie zu hüllen.

Du kommst in dein Eigenthum,
Ob sie dein sich schämen,
Oder, wie ein Heiligthum,
Preisend auf dich nehmen;
Du scheinst in der Finsterniß,
Bis sie dich begreifen;
Endlich muß die Nacht gewiß
Noch zum Sehen reifen.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Aus dem Rudolstädtischen ist dem Pilger im Juli Folgendes mitgetheilt worden: Wir müssen die hannoversche Erbschaft, nachdem wir zu Anfange des Jahrhunderts an die Stelle unseres sehr guten alten Katechismus den schlechten hannover'schen als Landeskatechismus bekommen hatten, vollständig antreten. An Stelle des hannover'schen gab uns unser Consistorium vor zwei Jahren den recht guten Katechismus von Kolde, der aber in einigen vom Lichtfreundthum und Demokratismus angefressenen Gemeinden nicht angenommen wurde und heftige Angriffe hervorrief. In weiterer Folge sind bei unserm diesjährigen Landtage zwei Petitionen um Einrichtung einer Synodalverfassung eingebracht worden und der Cultusminister hat, wie wohl unter entschiedener Zurückweisung der Einmischung des Landtags in die Angelegenheiten der Kirche, doch sich zu der Erklärung herbeigelassen, daß Schritte geschehen sollten, die Thunlichkeit der Einführung synodaler Formen in unsere Landeskirche zu ermitteln und zu versuchen. Nun wird von drei nationalvereinlichen Advocaten, einem Schultheißen gleicher Art und einigen Fabrikanten stark für die Sache geworben. Die Superintendenten aber sind vorläufig beauftragt, mit den Geistlichen ihres Sprengels darüber zu verhandeln. Bei den deshalb gehaltenen Conferenzen stellt sich aber heraus, daß die Feinde zum Theil besser wissen, was sie wollen, als die Geistlichen. Was das Ende vom Liede werden wird, läßt sich leicht voraussehen. Doch der HErr sitzt im Regimente. —

Aus dem Weimarischen ist die betrübende Nachricht zu melden, daß mit Ende Juni der liebe „Weimarische Sonntagsbote" seinen Wanderstab niedergelegt hat. Das war ein wackeres christliches Volksblatt, das in wöchentlich einem halben Bogen erschien und von lutherischen Geistlichen Thüringens 8½ Jahr lang mit viel Aufopferung gefördert worden ist. Zuletzt ward es herausgegeben von Pfarrer Trebitz in Beutnitz, der die Redaction niederlegte, weil sie ihm durch ein Augenleiden unmöglich gemacht ward. Da es nicht gelang, einen andern Herausgeber zu gewinnen, gab die Buchhandlung (Frommann in Jena) das Blatt auf. Der Pilger aber hat herzlich Leid getragen über das frühe Ende seines lieben Wandergenossen; denn es ist ja etwas recht Trauriges, wenn gerade in unsern Tagen ein christliches Volksblatt aufhören muß; er weiß jedoch, daß die Arbeit des Sonntagsboten nicht vergeblich gewesen ist in dem HErrn und daß, womit der Sonntagsbote sich auch selbst getröstet hat, das Wort des HErrn nicht leer zurückkommen kann.

Im Fürstenthum Waldeck, wo im Jahre 1861 Pastor Rocholl um der Union willen sein Amt niederlegte, haben sich neuerdings die beiden lutherischen Gemeinden Sachsenberg und Corbach gebildet und sich im Bekenntniß und Verfassung den preußischen Lutheranern angeschlossen. Das Breslauer Oberkirchencollegium hat dieselben vorläufig der Parochie Elberfeld (P. Feldner) zugewiesen. —

Freie Städte. Die gläubigen Kreise der Stadt Frankfurt a. Main sind in diesem Jahre durch Bibelstunden und öffentliche Vorträge über den Brief St. Jacobi, über den Entwickelungsgang der christlichen Kirche, über das Leben Jesu ꝛc. erquickt worden, die Herr Prof. von Zezschwitz in verschiedenen Locales gehalten. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß die Vorträge auch für manche Seele, die dem Glauben entfremdet war, ein Segen geworden sind.

In Hamburg hat der Diaconus Krause eine Rogatepredigt gehalten, in der er der Gemeinde Das, was Renan und Schenkel dem Volke schwarz auf weiß geboten haben, auf die Kanzel gebracht hat. Er hat von dem „Wenigen" gehandelt, „was wir von dem äußern Geschick unseres HErrn nach der heiligen Schrift wissen," und in der Predigt behauptet, daß wir von seiner Jugend „fast nichts", von seinem Mannesalter „Zerstreutes", von seinem Tode nur „Verklärtes" wüßten. Am Himmelfahrtstage hat er der Gemeinde allerlei leichtfertige Gründe gegen die Himmelfahrt zum Besten gegeben. Und der Mann ist auch auf die lutherischen Bekenntnisse verpflichtet. Nachdem P. Seugelmann infolge dieser Predigten eine „Aufforderung zum Zeugniß" wider dies Aergerniß erlassen, haben sich einzelne Gemeindeglieder mit Bittschriften

gegen den Unfug an den Senat gewandt. Der scheint aber für solche kirchliche Ungeheuerlichkeiten kein zartes Gefühl zu haben. So hat er's z. B. ruhig mit angesehen, daß ein anderer Diaconus, Namens Glitza, seit Jahren mit einer selbstgemachten Taufformel getauft hat, nämlich auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des „christlichen Geistes"; d. h. nicht auf den Namen der dritten Person der Gottheit, wie es der Herr Christus gewollt hat, sondern auf den des kirchlichen Zeitgeistes. Und als Etliche, nachdem sie sich bei den Geistlichen der Stadt vergeblich beschwert hatten, sich deshalb an den Senat wendeten, hat dieser die Sache ruhig zu den Acten gelegt. Es wird also in Zukunft nöthig werden, daß man bei denen, die ein Taufzeugniß aus Hamburg bringen, erst nachfragt, ob sie von dem Diaconus Glitza getauft sind oder nicht, weil sie im ersteren Falle nicht als Christen gelten können, die in den Namen des dreieinigen Gottes getauft sind. —

Von dem, was der Pilger aus Oestreich zu berichten hat, ist das Wichtigste, daß die lange besprochene, aber immer nicht zu Stande gekommene Generalsynode der Evangelischen beider Bekenntnisse nun wirklich abgehalten worden ist. Dieselbe ward am 22. Mai von dem Präsidenten des ev. Oberkirchenraths Zimmermann durch eine Ansprache feierlich eröffnet, nachdem in der luth. Kirche der Senior Porubßky aus Wien über 1. Cor. 3, 16 und in der ref. Kirche Sup. Benesch aus Mähren über Ps. 90, 17 gepredigt hatten. Die lutherische Synode war aus 41, die reformirte aus 21 Mitgliedern zusammengesetzt. Sämmtliche deutsch-slavische Kronländer waren vertreten. Die Mitglieder wurden nach folgender Eidesformel verpflichtet: „Ich gelobe vor Gott, bei meinem Wirken in der Synode die innere und äußere Wohlfahrt der evangelischen Kirche (Augsburgischen oder helvetischen [schweizerischen] Bekenntnisses) nach bestem Wissen und Gewissen zu wahren und darauf zu achten, daß die Kirche in allen Stücken wachse an dem, der das Haupt ist, Christus." Der lutherischen Synode präsidirte Sup. Haase aus Lemberg, der reformirten Sup. Franz aus Wien. Die gemeinsamen Interessen beider Confessionskirchen wurden in gemeinsamen Sitzungen verhandelt, die im reformirten Gotteshause gehalten wurden. Im Vorsitze wechselten dann die beiden Präsidenten wochenweise ab. Was aber jedes der beiden Bekenntnisse besonders anging, wurde in getrennten Sitzungen besprochen. Mit der 32. vereinigten Sitzung wurde am 9. Juli die Synode geschlossen.

Die Hauptaufgabe der Synoden bestand darin, die bisher nur einstweilen (provisorisch) bestehende Kirchenverfassung vom April 1861 zu berathen. Die Aenderungen, die der Verfassungsentwurf dabei fand, sind keine Wesentlichen. Oberkirchenrath und daneben Generalsynode, Superintendent und daneben Superintendentialversammlung, Senioren und daneben Senioratsversammlung, Pfarrer und daneben Presbytern, das ist die Abstufung der neuen Einrichtung. Jede der Confessionen hat ihre Einrichtung und Behörden getrennt. Bei der Wahl der auf Lebenszeit von den Gemeinden zu wählenden Geistlichen ist nicht aus einer Confessionskirche in die andere überzugreifen. Die Generalsynode, die von 6 zu 6 Jahren wiederkehrt, darf das Bekenntniß der Kirchen nicht ändern. Ein von der Synode in der letzten Sitzung gewählter Synodalausschuß bildet die Brücke von einer Synode zur andern und vermittelt zugleich in der 6jährigen Pause den Zusammenhang zwischen Generalsynode und Kirchenregiment. Außer der Kirchenverfassung hat man auch verschiedene Uebelstände besprochen, die auch nach dem dankenswerthen Protestantenpatent der römischen Kirche gegenüber noch stehen geblieben sind; so hat man z. B. den Namen „Akatholiken" abzulehnen gesucht, der den Protestanten in Oestreich noch immer beigelegt wird, hat auf vollständige Durchführung des Patents auch in dem noch immer hartnäckigen Tirol hingewiesen, hat die Hindernisse hinwegzuräumen gesucht, die der Bibelverbreitung in Oestreich noch immer im Wege stehen, hat die Gemeinsamkeit der Gottesäcker befürwortet, die noch oftmals versagt wird u. s. w. Bei den Verhandlungen über die Angelegenheiten der Schule hat man das Aufsichtsrecht der Kirche über die Schule weislich gewahrt. Einige moderne Kirchenfeste, deren Einführung vorgeschlagen ward (Todtenfeier, Jahresschluß) hat man abgelehnt. Eine voreilige Vermengung der gesonderten Bekenntnisse, ist, so sehr sie auch von den Lutherischen erstrebt zu werden schien, nicht zu Stande gekommen, denn die reformirten Slaven wollten ganz gegen die sonstige Art der reformirten Kirche von Union und von Maßregeln, die dahin abzielten, nichts wissen. So ward z. B. eine Eingabe wegen Einführung eines neuen Katechismus, eines Confirmandenbüchleins und einer neuen Agende nicht, wie die Lutherischen wünschten, den vereinigten Ausschüssen beider Synoden zur Berathung übergeben, sondern in gesonderte Berathung genommen.

Der Kaiser, der bereits bald nach Zusammentritt der Synode eine Deputation derselben überaus wohlwollend empfangen hatte, hat auch, nachdem die Sitzungen beendet waren, erklärt, daß es ihm eine Genugthuung sein werde, den von der Generalsynode gemachten Vorlagen nach Möglichkeit seine Genehmigung zu ertheilen. —

In Wien ist der Lehrstuhl der reformirten Glaubenslehre mit einem gläubigen Reformirten, Licentiat Böhl aus Basel, besetzt worden. Die dortige theologische Facultät hatte ihn selbst vorgeschlagen; als sie aber aus einem Buche Böhl's, das sie bisher noch nicht gekannt hatte, dessen theologische Richtung genauer kennen lernte, glaubte sie „zur Wahrung ihrer wissenschaftlichen Ehre" der Ernennung des gläubigen Mannes vorbeugen zu müssen. Es hat ihr aber nichts geholfen, denn die Regierung war schneller als sie und ernannte und bestätigte den Mann, ehe die Facultät mit ihrer Wahrung fertig war. Lic. Böhl aber wurde reformirterseits auf der Generalsynode in den obengenannten Synodalausschuß gewählt. —

Auch Oestreichs reformirte Gemeinden haben den Todestag Calvins kirchlich begangen und dabei eine Collecte für eine zu begründende Calvinstiftung gesammelt. Die Stiftung ist zu Stipendien für arme und würdige Studenten der reformirten Theologie bestimmt und ist bereits soweit zu Stande gekommen, daß man schon im nächsten Studienjahre das erste Stipendium vertheilen zu können hofft.

Aus den einzelnen Kronlanden ist Folgendes zu berichten. In Böhmen ist gegenwärtig großer Mangel an luth. Candidaten des Predigtamts, wie wohl mehrere Pfarren erledigt sind. Der Meklenburger Gotteskasten, der sich der luth. Kirche Oestreichs in neuerer Zeit mit besonderem Eifer zuwendet, läßt gegenwärtig zwei Söhne des verstorbenen Pfarrers Molnar (in Krischlitz) studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pfarrer aus Sarhsern.

№ 47. Dresden, den 19. November 1864.

Am sechsundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Entweder — Oder! Entweder Christus oder Belial; entweder Gotteskind oder Weltkind; entweder gläubig oder ungläubig; entweder Sündenvergeben oder Sündenbehalten; entweder Segen oder Fluch; entweder Leben oder Tod; entweder zur Rechten oder zur Linken: so geht's durch die ganze Schrift. Ein Centrum, auf das man sich da setzen könnte, wie die Leute in den politischen Versammlungen thun, giebt's hier zwar; aber es gilt nichts in den Augen des HErrn. Eine Mittelstraße, die man da einschlagen könnte, um darauf weiter zu wandeln und sich zwischen Segen und Fluch hindurchzuzwängen, giebt's hier zwar leider, aber sie ist für den rechten Christen nicht dazu bestimmt, auf ihr fortzuschreiten. Vor dem HErrn gelten die Mittelsträßler nichts; sie sind Ihm gleich denen, die auf dem breiten Wege einhergehen. Er verlangt nicht Wandel auf dieser Straße, sondern ernstliche Ueberschreitung derselben, ernstliches Einlenken auf den schmalen Weg.

„Entweder — Oder!" so geht's hindurch bis an's Ende der Schrift. Das ist auch der Klang, der aus unserem Texte heraustönt. Derselbe ist genommen aus dem letzten der sieben Sendschreiben, die der treue und wahrhaftige Heiland seinem Johannes an die Engel d. i. an die Bischöfe der kleinasiatischen Gemeinden dictirt hat. Und das letzte Sendschreiben, das an den Laodicener Bischof, ist eines der schärfsten, darin uns, wie in den andern, gewiß nicht blos der geistliche Zustand des Hirten, sondern auch der der Heerde beschrieben ist. Denn es wäre wunderlich zugegangen, wenn der Geist des Bischofs zu Laodicea nicht auch an der dortigen Gemeinde zu spüren gewesen wäre. Das nun, was der HErr ihnen schreiben lässet, wollen wir uns doch heute, am letzten Sonntage des lieben Kirchenjahres zu einer ernstlichen Selbstprüfung dienen lassen; denn da haben wir ja wieder einmal im Kreislauf der Feste das liebe, erwärmende Gotteswort ein Jahr lang zu hören bekommen, und es ist wohl in der Ordnung, daß wir uns fragen, wie weit wir durch dies Wort wirklich warm geworden sind.

Kalt, lau, oder warm, das ist der dreifache Zustand, in welchem eine Seele dem HErrn Christo gegenüberstehen kann. Mit den kalten Seelen meint Er ohne Zweifel die Seelen, die in ihrem Unglauben noch so ferne von ihm stehen, daß Er, als die Sonne ihrer Gerechtigkeit, sie nicht hat durchscheinen und durchwärmen können. Warm aber sind die, in denen er durch Seine Barmherzigkeit das Feuer lebendigen Glaubens angezündet hat, also daß sie sich ihm hingegeben haben mit ganzer Seele. Lau endlich müssen die Seelen heißen, die weder mit dem kalten Unglauben völlig gebrochen, noch sich mit entschiedenem Herzen dem HErrn hingegeben haben.

Ob nun eine Seele kalt oder lau oder warm sei, das erkennet der HErr an ihren Werken; denn Er spricht ja da im Texte: Ich weiß deine Werke, daß du ꝛc. Nicht an dem, was man spricht, sondern an dem, was man lebt, wird die Stellung des Herzens zu Ihm offenbar; nicht das Bekenntniß des Mundes ist entscheidend über die Frage, ob kalt, oder warm, oder lau; sondern wie sich Einer hält in seinen Werken, in seinem ganzen Auftreten dem HErrn, der Welt, dem Teufel, dem eigenen Fleische gegenüber, daran zeigt sich die Temperatur seines Herzens. Es sind also nicht sofort alle Leute, die viel vom entschiedenen Bekenntniß zum HErrn schwatzen, in des HErrn Augen warm, sondern nur die, welche das Bekenntniß zu Ihm auch wirklich vertreten mit der That und Wahrheit, die dem Teufel, der Welt und dem eigenen Fleische ernstlich widerstehen und nicht den Rückzug ergreifen, wenn es gilt für die Sache des HErrn einzustehen und auch einmal um seinetwillen ein Bündlein Hohn und Verachtung aufzuladen. Und es sind nicht sofort alle kalt oder lau, die für ein öffentlich Bekenntniß mit dem Munde noch kein recht Geschick haben. Sie können ja immerhin im Leben reichlich beweisen und bekennen, wem sie angehören und von wessen Worte sie nicht lassen wollen. Wo aber Einer sich in keinem Wege scheiden lässet von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu unserm HErrn und diese unzertrennliche Liebe das höchste Gesetz seines Lebens ist, das er vor Freund und Feind zu erfüllen trachtet — der ist warm. Und wer sich durch keine warme Liebe des HErrn Christus hat locken lassen an Sein Heilandsherz; wer in seinem Leben erweiset und bekennet, daß er alles für sich, nichts aber für Ihn kann und will; wer wohl gar, wenn auch vergeblich, sich abmüht, mit allerlei Wind menschlicher Lehre die erwärmenden Strahlen der göttlichen Wahrheit zu schanden zu machen — der ist kalt. Und lau? Nun das sind die armen Seelen, die da wissen von Seiner brennenden Liebe, die sie auch erfahren haben, also daß sie angewärmt worden sind und man sie nicht mehr kalt nennen kann, die aber diese Liebe zu Ihm und zu Seinem ganzen Wort verleugnen im Leben; die da wandeln als wären sie nicht erlöst; die den Mund vollnehmen, wenn es gilt, den HErrn vor Seinen Freunden zu bekennen, die aber zittern und beben oder sich mit zweideutigen Worten herumwinden, wo es gilt, Ihn wider Seine Feinde zu vertreten; die da zu Ihm stehen, wo das Wanken fast unmöglich wäre, und die von Ihm abfallen, wo der Feind nur seinen kleinen Finger regt.

Und was sagt nun der HErr von diesen dreierlei Seelen. Es wird Ihm wohl keiner zutrauen, daß Er Wohlgefallen habe an den Kalten; denn dazu ist er doch wahrlich nicht gekommen, daß die Leute in kalter Ferne vor Ihm stehen bleiben. Aber doch hat Er so tiefen Greuel vor den Lauen, daß Er lieber wünscht, es möchte eine Seele ganz kalt, als so bedauerlich lau sein; denn die kalte, selbst die feindseligste Seele kann noch gewonnen werden; es kann die Eisrinde des Herzens noch durchbrochen werden. Aber die da lau sind und halb Ihn, halb die Welt glauben machen, sie seien die Ihren, mit denen ist nichts mehr anzufangen. Die entscheiden sich nicht ernstlich für Ihn und nicht ernstlich für die Welt. Bei der Welt heißt's dann gewöhnlich: Wer nicht entschieden wider mich ist, der ist mit mir, und so läßt sie sich's gar gerne gefallen, wenn sie auf die Lauen, wie auf eine Art Reserve zählen kann. Beim HErrn Christo aber heißt's: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Dem sind solche halbe, laue Seelen ein solcher Greuel, daß Er von ihnen ein Wort sagt, welches selbst von den entschieden Kalten nicht geschrieben steht: daß Er sie nämlich ausspeien werde aus Seinem Munde. Davor erzittere! Wer zwischen dem Entweder — Oder hindurch will, der wird, und wenn er noch soviel dadurch erreichen und seine Lauheit noch so sehr mit dem Schein der Klugheit tünchen wollte, doch nicht wirklich durchkommen, sondern der HErr wird ihn verachten an jenem Tage, wie Einer eine halb gewärmte Speise verachtet.

Aber merke wohl! Er wird sie ausspeien. Das ist nicht die Sache der Warmen, sondern allein Seine Sache. Denn wir haben wahrlich nicht Scharfsinn genug, Einen, der beharrlich lau bleiben will und sich in seiner Lauheit wohl fühlt, von dem zu unterscheiden, der gerade auf dem Wege von der Kälte zur Wärme ist und dabei eben auch auf kurze Zeit durch das Stadium der Lauheit hindurchgeht.

Damit wir aber, wenigstens für die Prüfung der eignen Person, ein Thermometer der geistlichen Lauheit haben, beschreibt uns der HErr die lauen Herzen noch weiter, wenn er sagt: Du sprichst: Ich bin reich und habe gar satt und darf (bedarf) nichts; und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und blos. So geht es mit den Lauen. Sie bilden sich ein, sie seien schon genugsam erwärmt, sie hätten schon Alles. Und eben darum gelüstet sie nicht nach weiterer Wärme. Das ist aber ein schrecklicher Zustand. Schrecklich genug klingts: Du bist elend und jämmerlich, arm, blind und blos; aber noch viel schrecklicher klingt's, wenn der HErr Einem sagen muß: Du weißt nicht, daß du so bist. Und das wissen in der That die Lauen nicht. Die meinen, sie haben das bereits, was sie brauchen; sie leisten das bereits, was sie sollen; sie sind das bereits, wozu Gott sie erst machen will. Und wenn nun vollends diese schrecklichste aller Unwissenheiten noch die Sprache des Stolzes redet, wenn sie gar spricht: Ich bin reich und habe gar satt und darf nicht: dann ist in der That an einem Kalten mehr Hoffnung denn an ihr.

Nun, meine lieben Leser, das Kirchenjahr läuft dem Ende zu. Wie muß uns Gott der HErr finden? O selig,

wo das liebe Gotteswort, das wir gehört und auch hier im Pilger gelesen haben, nicht vergeblich von uns empfangen ist und wenn der heilige Geist durch dasselbe wirklich einen heiligen Brand in unsern Herzen zu Stande gebracht hat. O Jammer aber! wenn wir ihm wieder ein Jahr lang das Eindringen in's Herz gewehrt hätten und stünden am Schlusse dieses Kirchenjahres in ganz der nämlichen Kälte und Feindschaft da, in der wir ihm am Anfang begegnet. O noch viel größerer Jammer endlich, wenn wir mit unserer Lauheit zwischen der Kälte der Welt und der Wärme Christi hinundhergeschwankt hätten, hätten beiden dadurch die Meinung beibringen wollen, daß wir die Ihren seien, und hätten doch im Grunde niemand betrogen, als uns selber — betrogen, um ein ernstliches Fragen nach der Seligkeit und dadurch um die Seligkeit selber!

Nun HErr, Du weißt, wie Du uns heut erfindest Hilf uns nur, daß wir das Eine wissen, wie für Erhaltung unserer flüchtigen Wärme, für Tilgung unserer Kälte, für Ueberwindung aller gefährlichen Lauheit kein Heil ist als an Deinem warmen Heilandsherzen. An dem laß uns alle zumal liegen im neuen Kirchenjahre!

Halte aus, halte aus!
Zion halte deine Treu,
Laß dich ja nicht laulich finden.
Auf! das Kleinod rückt herbei,
Auf, verlasse, was dahinten:
Zion in dem letzten Kampf und Strauß
Halte aus, halte aus!
Amen!

Todtentänze.

Die beiden Wahrheiten: „Sie sind allzumal Sünder" und „Alle Menschen müssen sterben" sind eng verschwistert. Denn der Tod ist ja der Sünde Sold. Beide Wahrheiten sind im Munde der Christenheit oft genug zu hören. Sie werden aber noch lange nicht so gründlich erkannt, wie sie's wohl sollten. Das ist leicht zu ersehen. Die Wahrheit „Sie sind allzumal Sünder" sollte uns eine Anleitung werden zu Erforschung unsers inwendigen Wesens, bis daß wir auch uns mit vollem schmerzlichen Bewußtsein in das „Allzumal" mit einrechneten. Und wozu brauchen wir sie? Wir machen einen Trost aus ihr und meinen, weil es ja allen Leuten so gehe, daß sie Sünder seien, so werde unsere Sünde nicht so gar schwer in die Wagschale fallen. Und die andere Wahrheit will uns an die große gemeinsame Strafe der Sünde mahnen, die zu allen Menschen hindurchgedrungen ist, damit wir in rechter Einmüthigkeit den einen Lebensfürsten suchen, der dem Tode ein Gift geworden ist. Wozu aber brauchen wir sie? Zu weiter nichts, als mit ihr ein wenig des Todes Bitterkeit zu vertreiben. Je nun, denkt man, der Tod ist eben ein allgemeines Leiden, und was man gemeinsam trägt, das trägt sich leichter. Ach, was könnten diese beiden Wahrheiten, die doch selbst von den Ungläubigsten anerkannt werden, für Frucht schaffen! Und wie wenig läßt man sie doch Frucht schaffen.

Das haben unsre Altvordern gefühlt und beklagt, wie wir's noch heute fühlen und beklagen. Sie haben aber auch Heilung dafür gesucht und danach getrachtet, die doppelte Wahrheit dem Volke recht lebendig vor die Augen zu stellen und dadurch vor die Seele zu führen. Das war so schwer nicht, als es scheinen könnte. Man brauchte ja dabei nur die eine Wahrheit von der allgemeinen Sterblichkeit den Leuten sinnlich vorzustellen, man brauchte ihnen nur sichtbar zu machen, wie der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen sei, so war ja auch die andere Wahrheit gepredigt, daß sie alle Sünder seien. Denn an einem Heiligen, der ohne Sünde ist, hat ja der Tod keine Macht. Und so hat man sich's denn besonders angelegen sein lassen, dem Volke durch allerlei Bildniß die noch nicht genugsam verwerthete Wahrheit „Alle Menschen müssen sterben" vorzuführen. Ihr habt wohl alle schon von den Todtentänzen gehört, die man hie und da dargestellt hat. Noch sind sie auf Gottesäckern, an Kirchenmauern und andern Orten zu finden, als ein treffliches bildliches Memento mori (Gedenke, daß du sterben mußt). Sie sind zumeist im 15. und 16. Jahrhundert entstanden, zu einer Zeit, wo die Pest in Deutschland und allerwärts furchtbare Verheerungen angerichtet hatte. Da hatte man's ja gesehen, wie der Tod sich nicht die Leute ausgewählt, sondern Vornehm und Gering, Reich und Arm, Alt und Jung, Mann und Weib, Geistlich und Weltlich dahingerissen hatte. Was man da aber mit Augen gesehen hatte, das wollte man den kommenden Geschlechtern, denen vielleicht diese Erfahrung nicht so augenfällig zu Theil werden konnte, festbannen. Und man bannte es fest mit Meisel und Pinsel in den Todtentanzbildern. Darin bildete man ab, wie der Tod, mit Sense und Stundenglas dargestellt, entweder eine lange Reihe von Menschen, vom Papste und Kaiser an bis zum bettelnden Greise und weinenden Kinde hinter sich führt, oder wie er die Einzelnen überwältigt und von dannen führt.

So befand sich z. B. vordem an dem churfürstlichen, jetzt königlichen Schlosse zu Dresden neben manchen erbaulichen Sprüchen auch ein schöner in Stein gehauener Todtentanz von 27 Figuren. Da führte der Tod hinter sich den Papst mit seinen Geistlichen, Cardinälen, Bischöfen, Aebten, Prälaten, Mönchen u. dergl., aber auch den Kaiser, den König u. s. w. bis zum Bauer und Bettler; auch die geistlichen Klosterfrauen fehlten nicht. Das ist derselbe

Der Domherr.

Röm. 13, 11: Siehe, die Stunde ist da.

Er ist bereit, daß er mit lautem Munde
Die Hora*) singe in dem Gotteshaus:
O wär' er auch bereit zur letzten Stunde,
Die eilend naht, denn seine Zeit ist aus.

Der Kriegsmann.

Luc. 11, 21: Wenn ein Stärkerer über ihn kommt und überwindet ihn, so nimmt er ihm seinen Harnisch, darauf er sich verliess und theilet den Raub aus.

Verlassen hat dich, Held, dein Waffenglück.
Ein Stärkerer ist über dich gekommen,
Der hat des Sieges Beute dir genommen;
Bald bleibt Dir nur der nackte Leib zurück.

Der Bauersmann.

1. Mos. 3, 19: Im Schweiss deines Angesichts sollst du dein Brod essen.

Bauersmann:
„Gott Lob! Das saure Tagwerk ist vollendet;
Nur diese Furche noch, dann spann ich aus."
Tod:
Dir zum Gebülfen bin ich hergesendet,
Ich bring dich schneller zu der Heimath Haus.

Todtentanz, den man später im Jahre 1721 an die Mauer des Neustädter Gottesackers versetzt hat. — Als ich voriges Frühjahr in Luzern in der Schweiz war, bin ich einem andern gemalten Todtentanz begegnet. Da führen mehrere bedeckte Brücken über die aus dem Vierwaldstädter See herausströmende Reuß. Tausende von Menschen gehen täglich hinüber und herüber. Da hat man nun im Innern der Brücken, oben im Sparrwerk dreieckige Bilder angebracht. Auf der einen Brücke ist die Geschichte der Stadt Luzern abgemalt, auf der andern aber ein Todtentanz. Auch in Basel bewahrt man noch Bruchstücke eines alten Todtentanzes auf, der früher zur sinnigen Zierde einer Gottesackermauer gedient hat.

Der berühmteste von allen Todtentänzen aber ist wohl der, aus dem die drei heutigen Bildchen entlehnt sind. Der ist zwar nicht an einem öffentlichen Orte abgemalt gewesen; aber er ist in alten Zeiten so unzählige Male vervielfältigt worden, daß er fast noch mehr bekannt geworden ist, als wenn er nur an einer Gottesackermauer gestanden hätte. Es ist der berühmte Todtentanz von Hans Holbein.

Den Namen dieses trefflichen deutschen Malers kennen die lieben Leser wohl schon. Er gehörte einer ausgezeichneten Malerfamilie an, die von Augsburg stammte, und war im Jahre 1497 oder 98 geboren. Seine Jugendzeit verlebte er in Basel, wohin der Vater mit ihm gezogen war. Seine dortigen Leistungen waren nicht bedeutend. Er war eben ein „Künstler" des gewöhnlichen Schlags und verdiente sich sein Brod damit, daß er nach damaliger Sitte den Leuten auswendig ihre Häuser mit allerlei Bildwerk bemalte. Das Tagelohn, das er damit verdiente, reichte nicht weit, denn er wendete „nebenbei als ein nasser Zechbruder sehr viel an den erquicklichen Rebensaft". Das machte natürlich dem Vater viel Kümmerniß, zumal da er sahe, daß die Gaben seines Hans keine geringen waren. Hatte er doch einmal den berühmten Gelehrten Erasmus gemalt und nach Aller Versicherung ausgezeichnet getroffen. Da war es dem Vater gewiß keine geringe Beruhigung, als der gelehrte Erasmus selber sich des jungen Menschen annahm. Hans Holbein hatte mit einem Schulmeister ein lustiges Büchlein des gelehrten Erasmus durchgelesen und über dem Lesen an den Rand allerlei auf den Inhalt bezügliche Zeichnungen gemalt. (Das Büchlein wird noch heute in Basel aufbewahrt.) Das hatte dem gelehrten Herrn gefallen und der sandte ihn denn an seinen Freund, den Kanzler König Heinrich's des VIII. von England, Thomas Morus, mit belobenden Empfehlungen. Damit war der junge Mann mit einem Male seinen verderblichen Umgebungen entrissen. Der Kanzler versorgte ihn mit Arbeit und nachdem ihm Holbein ganz insgeheim eine tüchtige Anzahl von Bildern zur Ausschmückung seiner Zimmer gemalt hatte, überraschte er eines Tages den König mit dem Anblick der schönen Bilder. Der fragte nach dem Namen des Künstlers. Der deutsche Maler ward ihm vorgestellt, und nun fehlte es dem Talente desselben nicht an weiteren Aufgaben. Nach Deutschland ist Holbein nicht wieder gekommen. Er ist in London im Jahre 1554 an der Pest gestorben.

*) Hora, d. h. die Stunde, das Stundengebet.

Doch auf seinen Todtentanz zu kommen! Der alte Todtentanz an der Basler Gottesackermauer hat ihm wohl den Anlaß zu seinen schönen Zeichnungen gegeben; denn der mag wohl etwa schon 100 Jahre vor Holbein existirt haben. Unser Maler hat den Gedanken des Todtentanzes in seiner sinnigen Weise wohl nur weiter ausgeführt, indem er in seinen mehr als 40 Zeichnungen, die zu unzähligen Malen im Holzschnitt veröffentlicht worden sind, den Tod in seiner Begegnung mit den einzelnen Ständen und Lebensaltern dargestellt hat. Da muß der Tod den Einen mit aller Gewalt wegzerren; den Andern *führt* er von dannen; dem Reichen legt er sich geradezu vor die Füße, mit einem Edelmanne ringt er, mit einem gottseligen Mütterchen tanzt er zum Grabe. Einen habgierigen Kaufmann zerrt er bei den Haaren und Kleidern, den Raubritter durchbohrt er mit der Lanze, dem Säufer gießt er einen letzten Trank in den Hals, den Narren lockt er mit einem Dudelsack, ihm zu folgen. Kurz Holbein hat dargestellt, wie es eben wirklich aussehen *würde*, wenn man den kommenden Tod mit Augen sehen könnte. Heiliger Ernst, mit derbem Volkshumor und künstlerischer Sinnigkeit ist in den Bildern überraschend vereinigt. Ihr Werth ist vom Volke bald erkannt worden und es ist recht schade, daß dies Erzeugniß einer wahrhaft volksthümlichen, deutschen Kunst vom deutschen Volke so wenig gekannt wird.

Nun möchte ich freilich den lieben Lesern am liebsten eine größere Reihe der schönen Todtentanzbilder vorführen, damit diese ihnen noch heute die alte, so wenig verwerthete Wahrheit predigten. Weil aber dazu unsere kleinen Pilgermittel nicht zureichen, so seien ihnen wenigstens drei vorgeführt, die recht wohl neben einander gestellt werden können: der Domherr, der Rittersmann und der Bauer. Da wird Lehrstand, Wehrstand und Nährstand vom Tode heimgeführt. Eine Erklärung der Bilder ist überflüssig. Was rechte Kunst ist, das redet ohne beigegebene Worte. Doch standen unter den Bildern ursprünglich Bibelsprüche und lateinische Verse. Statt der letzteren hat in neuerer Zeit der liebe selige Gotthilf Heinrich v. Schubert deutsche Verschen zu den Bildern gemacht, die ich nebst den Bibelsprüchen den drei obigen Bildchen beigefügt habe. So es aber Gott gefällt, können wir ja in späteren Jahren den dem Volke gehörigen alten Schatz noch weiter den lieben Lesern bekannt machen. —

Das Seminar in Steeden.

(Schluß.)

Kirche und Pfarre sind also in Steeden in einem Hause und, man wird's kaum glauben, das Seminar auch. Der Pfarrer hat sich mit den Seminaristen in die beiden obern Stockwerke getheilt, die nicht sehr massiv gebaut sind, sondern möglichst leicht eingerichtet werden mußten, weil sie erst später auf das Kirchlein aufgesetzt wurden, dessen Mauern nicht im Stande waren, einen schwereren Aufbau zu tragen.

Mit meinem Besuch in dem Hause traf ich's nicht sehr günstig. Es war eben die Zeit, wo die Zöglinge sämmtlich abwesend waren, um vor der Abreise nach Amerika die Ihrigen noch einmal zu sehen. Nur Einer war nicht verreist; aber auch den habe ich nicht gesehen, weil er eben außer dem Hause mit irgend einer Dienstleistung beschäftigt war. Denn die Zöglinge müssen bei den Arbeiten im Freien — und das ist sehr gut — wacker mit Hand anlegen. Der liebe Pastor Brunn war nicht lange erst von einer reich gesegneten Collectenreise nach Mecklenburg und Hannover heimgekehrt und hatte alle Hände voll zu thun. Dazu traf sich's, daß er gerade ein Glied seiner Gemeinde zu beerdigen hatte. Ich aber konnte nur bis kurz nach Mittag bleiben. So kauften wir denn die kurze Zeit mit den nöthigsten Mittheilungen aus, und die liebe Frau Pastorin mußte es übernehmen, mich, während ihr Mann zur Beerdigung abwesend war, mit dem Hause bekannt zu machen. Das unten befindliche Kirchlein ist eigentlich nur ein mäßig großer Saal, der aber durch die Bogenfenster und durch einen kleinen zum Altarplatze dienenden Ausbau eine kirchenartige Form bekommen hat. Alles ist in größter Einfachheit gehalten. Der ganze Schmuck des kleinen Gotteshauses besteht in Bibelsprüchen. Die sind aber gar köstlich gewählt und erinnern den Besucher auf's beste sowohl überhaupt an die Würde des Gotteshauses, als insbesondere an die Hauptsumma lutherischer Wahrheit, die darin gepredigt werden soll. Ich kann mich nicht enthalten, den lieben Lesern die Sprüche mitzutheilen, wie ich sie mir in der Eile aufgeschrieben habe; denn mich dünkt, sie seien vortrefflich zusammengestellt und mindestens ein ebenso schöner Schmuck, als die mancherlei Bildwerke, die ich nicht lange vorher in prachtvollen katholischen Domen gesehen hatte. Da ich aber die Sprüche des Raumes wegen nicht ausschreiben kann, muß ich die Leser bitten, die Bibel zur Hand zu nehmen. Wenn man zur Thür hineintritt, fallen Einem gleich die Worte in die Augen, die auf dem kleinen „Triumphbogen" stehen, der das Schiff vom Altarplatze trennt. Da steht: Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen. In den Ecken rechts und links aber stehen die Sprüche Gal. 3, 13 und Gal. 3, 10. Gegenüber, oben über dem Eingang, stehet Jac. 1, 22; rechts davon Phil. 3, 20 mit Gal. 6, 2 und links Röm. 8, 14 mit Mtth. 7, 7. Zwischen den Fenstern auf der rechten Seite stehen die Sprüche Jac. 2, 10; Röm. 13, 10; dann die 10 Gebote in 2 Tafeln getheilt, dann Ebr. 9, 27 und Gal. 6, 7. Das ist, so zu sagen, die Seite des Gesetzes. Gegenüber liegt die Seite des Evangeliums, an ihr sind zwischen den Fenstern folgende Sprüche angebracht: Gal. 3, 22; Joh. 3, 6; Joh. 3, 16; 1. Cor. 1, 30; Röm. 4, 5; 1. Joh. 5, 4; Phil. 2, 12. In dem kleinen

Ausbau, der zum Altarplatze dient, stehen obenüber die Worte: Lobet den HErrn, Hallelujah! und zwischen den vier Fenstern Sprüche wie 1. Cor. 10, 30; Joh. 6, 54; 1. Cor. 10, 17; 1. Cor. 11, 28. 29. Der Altar selbst ist sehr einfach, mit einem Crucifix und zwei Leuchtern geziert. Am Taufstein stehen die Worte: Wer da glaubet und getauft wird ꝛc. Die Kanzel aber, an der Ecke des Altarplatzes, vom Eingange aus links gelegen, trägt folgende Inschriften: Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht. — Jesus allein! — So kommt nun der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. — Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr.

Nicht wahr, lieber Leser, da hat Einer, auch wenn der Gottesdienst noch nicht begonnen hat, durch die schönen Sprüche gar viel Anlaß zu erbaulichen Gedanken? Das Alles hat natürlich der liebe Pastor Brunn selbst angegeben, wie er denn auch den Bau des Kirchleins und des ganzen Hauses mit großer Umsicht und viel praktischem Sinn selbst geleitet hat. Ganz sonderlich hat er sich auch auf die Ersparniß des Baues verstanden. Ich kann euch nicht genug beschreiben, mit welch sonderlicher Treue der liebe Pfarrer jedes Winkelchen in seinem wahrlich sehr beschränkten Hause benutzt hat und mit welch großem Geschick er's möglich gemacht hat, die Zöglinge seiner Anstalt noch neben seiner Familie in den kleinen Räumen unterzubringen. Ich erwähne das geflissentlich, weil es ja für die, welche seine Anstalt unterstützen, eine Freude sein muß, zu wissen, daß ihre Gaben nicht vergeudet, sondern auf's weiseste und sparsamste verwendet werden. Für die Zöglinge sind durch möglichste Benutzung des Raumes 3 Schlafzimmer und 2 Lehrzimmer, freilich alle sehr klein, gewonnen worden, das eine Lehrzimmer mit besonders schöner Aussicht, aber unter dem Dache und darum im Sommer sehr heiß, so daß dem Lehrer wie den Zöglingen mehr Raum zu gönnen wäre. Doch haben die Zöglinge wenigstens im Garten ein kleines Arbeitsplätzchen in frischer Luft. Auch bietet ihnen die Arbeit auf den gepachteten Feldern genug Gelegenheit zu leiblicher Bewegung nach dem Studiren im heißen Stübchen.

Seine Gemeinde hat Pastor Brunn nicht blos in Steeden, sondern auch in weiterer Umgegend, wie er denn an jenem Nachmittage noch zu einer Taufe in der Nachbarschaft zu reisen hatte. Von der Einwohnerschaft des Dorfes ist nur etwa ein Viertel lutherisch. Der Katholicismus ist in der Gemeinde nur durch eine Familie vertreten, obwohl das benachbarte, früher zu Trier gehörige Amt Limburg katholisch ist. Die übrigen Steedener sind, wie das ganze Amt Runkel, unirt.

So gern ich mich noch länger in Steeden aufgehalten hätte, so waren doch die Stunden gezählt, die ich noch auf meine Reise verwenden durfte. Ich konnte die Abreise nicht verschieben. Und so wanderte ich denn, ein Stück Wegs vom Pastor Brunn geleitet, die Straße wieder zurück, die ich gekommen.

In Runkel mußte ich noch eine Weile auf den Zug warten, habe aber während der Wartezeit eine recht gnädige Bewahrung vom HErrn erfahren dürfen. Die Lahn fließt dort ziemlich dicht hinter dem Bahnhofsgebäude vorbei, und weil sie sehr starken Fall hat, ist am rechten Ufer, wo der Bahnhof liegt, für die großen Lahnkähne eine Schleuße angebracht, in welche die Kähne eingelassen werden, um entweder, wenn sie stromaufwärts gehen, durch das eingelassene Wasser gehoben, oder wenn sie zu Thal fahren, mit dem abgelassenen Wasser gesenkt zu werden. Das hatte ich noch nicht mit angesehen und freute mich, daß eben ein großer Kahn in die Schleuße gelassen worden war. Die einfache Operation des Auf- und Zuschließens der Schleuße, die eigentlich ein großer Wasserkasten ist und von den beiden verschließbaren Thüren an ihren Enden den Namen Schleuße bekommen hat, erfreute mich. Sie war eben vorüber und ich wollte wieder zum Bahnhof zurückgehen, als es auf einmal rings um mich her zu summen begann. Entweder war ein Bienenstock in der Nähe in's Schwärmen gerathen oder ich war den kleinen fleißigen Thierchen in ihre Fluglinie gerathen; genug, ich war im Umsehen mit einer gewaltigen Schaar von Bienen umgeben. Ebenso die Bootsleute, die mit dem Oeffnen und Schließen der Schleuße beschäftigt waren. Die Bootsleute wehrten sich, wie ich nachher sahe, als ich wieder um mich blicken konnte, dadurch, daß sie Staub aufhoben und in den Schwarm hineinwarfen. Ich aber war im Umgang mit Bienen zu wenig bewandert, um diese Geistesgegenwart zu haben. Ein langsamer Rückzug schien mir das Gerathenste. Und den trat ich denn auch nach den ersten Augenblicken des Schreckens mit Erfolg an, so daß ich in der That keinen einzigen Stich bekam und in den nächsten Minuten mit heiler Haut von dannen fahren konnte. Gott sei dafür gepriesen! Wie wäre mir doch der Rest meiner Reise vergällt worden, wenn mich die kleinen Feinde ernstlich in Angriff genommen hätten, und was hätte ich so im fremden Lande machen wollen, wenn ich vielleicht gar gefährlich zerstochen worden wäre.

Nun ging die Reise in Freuden weiter an dem schiefergrauen Wetzlar und dem flachen Gießen vorbei nach dem schönen Marburg. Das aber ist wieder eine rechte Denkstätte, von der ich, will's Gott, später erzähle.

Allerlei Denkstätten.

1. Bamberg.

(Fortsetzung.)

Otto erkannte in der doppelten Bitte einen Ruf des Herrn, holte die päpstliche Genehmigung zu einer Missions-

reise nach dem Pommerlande ein und eröffnete im Frühlinge 1124 am Schlusse eines Bamberger Reichstages dem Kaiser (jetzt Heinrich d. V.) und seinen Großen, daß er bereit sei, an das Werk zu gehen. Planmäßig und mit Umsicht wurden die Anstalten zur Reise gemacht, sechs andere Geistliche ausgewählt und auch allerlei Kirchengeräthe und Geschenke mitgenommen, durch welche man einen Eindruck auf die Herzen der Pommern zu machen hoffte. Man wollte auch die äußerliche Herrlichkeit, die die Kirche bereits gewonnen, vor den Augen der Heiden nicht verhüllen. Das Bisthum ward einstweilen dem Abte des frühergenannten Klosters auf dem Michelsberge übergeben.

So machten sich die sieben auf den Weg. Ihr Weg glich einem Triumphzuge. Wo sie hinkamen (und sie zogen zuerst nach Polen) drängte sich das christliche Volk herbei, um den Kirchenfürsten zu sehen, der vor dem sauern Amte eines Missionars nicht zurückgeschreckt war. Von Gnesen aus, der damaligen Hauptstadt Polens, wo man den Missionszug mit hohen Ehren empfangen hatte, gelangen die Heidenboten auf ungebahnten Wegen an die Grenze Pommerns. Der Polenherzog hat ihnen geeignete Gehilfen mitgegeben, die der Landessprache noch besser kundig sind. Der erste pommerische Ort, dem sie sich nahen, ist die Stadt Pyritz. Dort wird eben ein geräuschvolles heidnisches Fest gefeiert; aber Otto läßt sich nicht irre machen. Nachdem ihm die weltlichen Abgeordneten des Polenherzogs ein wenig Bahn gebrochen haben, predigt er bereits am Tage nach seiner Ankunft das Evangelium und fährt acht Tage nach einander damit fort. So konnte er am 15. Juli die ersten Taufen vollziehen und bald gab ihm der HErr Gnade, daß er Ihm 7000 Seelen durch das Bad der heiligen Taufe zuführen konnte. (Die Quelle, die er als Taufbrunnen benutzte, heißt noch heute der Ottobrunnen. Auch hat man im Jahre 1824 zur Erinnerung an diesen ersten Missionserfolg im Pommerlande jenen Ort mit einem sinnigen Denkmale, einem Seminar, das den Namen Ottostift führt, geziert. In Pyritz ward im Jahre 1803 der frühe (1851) verstorbene Missionar Carl Gützlaff geboren, der lange Zeit unter den Chinesen das Evangelium gepredigt hat. Es ist gewiß eine gar liebliche Führung des Herrn, daß gerade der pommerische Ort, der am ersten zum Christenthum sich wendete, einen so gesegneten Arbeiter für die große Ernte gestellt hat. Gützlaff hat auch im Jahre 1850 unter den Linden, die den Ottobrunnen umschatten, vor seinen Landsleuten eine Missionspredigt gehalten.) Von Pyritz, das südöstlich von Stettin zu suchen ist, ging's weiter nach Norden, der Ostsee zu, nach Cammin. Auch da reicher Segen und viele Taufen. Dort ward auch der Pommernherzog Wratislaus, der bisher nur heimlich sich zur christlichen Wahrheit gehalten hatte und von seinem heidnischen Leben nicht hatte lassen wollen, dem HErrn völlig zugeführt. Weniger raschen Eingang fand das Evangelium in Wollin, wo Otto sogar in Gefahr des Lebens gerieth, und in Stettin, wo es wenigstens anfangs sehr langsam vorwärts ging. Als aber Stettin das Christenthum endlich angenommen, fand Otto auch in Wollin gute Aufnahme, so gute, daß gerade dieser Ort zur Errichtung eines Bisthums geeignet gefunden ward. Am liebsten hätte man Otto selbst als Bischof behalten, da das aber nicht wohl anging, so ward einer der Kapläne des Polenherzogs Boleslaus, der muthige Adelbert, in das abgelegene Bischofsamt eingesetzt. Weiter ward auch nach Osten hin, in Gollnow, Belgard, Naugard, Colberg und andern Orten das Evangelium gepredigt und der Grund zur christlichen Kirchen gelegt, und nachdem Otto endlich noch eine Inspectionsreise durch die neuen Gemeinden gemacht hatte, ließ er sie in den Händen des HErrn und der geordneten Prediger und kehrte durch Polen nach Bamberg zurück. Zum Osterfeste 1125 war er wieder in seinem Sprengel. Wenig mehr als ein Jahr war er abwesend gewesen, und doch welcher Segen!

Daheim wirkte er drei Jahre lang wieder in der alten Weise. Die Pest, die inzwischen verheerend in Franken aufgetreten war, gab ihm reichen Anlaß, die vorige Liebe wieder zu üben.

Da kamen nach kaum drei Jahren betrübende Klagen aus Pommern. Nach Otto's Entfernung seien die jungen Gemeinden wieder wankend geworden. Der Bischof Adelbert von Wollin sei verjagt worden und die Wolliner seien dem alten Trieglaff-Dienste wieder zugefallen. Auch die meisten Stettiner hatten sich dem Heidenthum wieder zugewendet. Ein Wunder war das nicht; denn das ganze Werk war zu rasch emporgewachsen, als daß es nicht noch weiterer Kräftigung bedurft hätte.

Da litt es den Bischof Otto nicht lange mehr in seinem Bamberg. Schon im März des Jahres 1128 machte er sich mit dem vorigen Glanze wieder auf die Reise. Der Weg ging diesmal über Halle, Magdeburg u. s. w. Unterwegs wurde eingekauft, womit man etwa die Herzen der armen, auch durch Kriegsunruhen hart mitgenommenen Völker beglücken konnte. Der erste Schritt, der bei der Ankunft im Pommerlande gethan ward, bestand darin, daß am Pfingstfest mit Hilfe des christlich gebliebenen Herzogs Wratislaus ein Landtag veranstaltet ward, auf dem beide, der Herzog und Otto, die Großen des Landes zur Annahme des Christenthums und zu Ausharren bei demselben vermahnten. Das hatte guten Erfolg. Und obwohl auf Otto's weiteren Wegen nach Wolgast, Gützkow und Stettin schwere Hindernisse zu überwinden waren, ja obwohl der Bischof mehr als einmal in augenscheinliche Gefahr des Lebens kam und der HErr ihm deutlich mit der Märtyrerkrone winkte, ward doch schließlich diese zweite Missionsreise des treuen, unerschrockenen Mannes zu weiterer Festigung des Christenthums in jenen Landen

reich gesegnet. Es ließe sich hierbei gar mancher schöne Zug von dem Walten des HErrn zum Schutze seines Dieners erzählen. Nur ein Beispiel. In Stettin bangten Otto's Gehülfen am meisten für das Leben ihres Bischofs; denn die Priester hatten das Volk auf's heftigste gegen ihn aufgebracht, Nur ein ganz kleines Christenhäuflein war treu geblieben. Dennoch wagte sich Otto an die gefährliche Stadt. An einem Freitage begab er sich in eine Kirche, die vor dem Thore stand. Kaum war das in der Stadt bekannt geworden, als auch schon ein Haufe Bewaffneter das Gotteshaus umzingelte. Fröhlich und getrost ging Otto dem Tode entgegen. In seinem bischöflichen Schmuck, mit seinen Geistlichen Psalmen singend, trat er vor die Feinde hin aus der Kirche heraus. Und die Feinde verloren im Angesicht solches göttlichen Muthes ihren Muth zum Morden und liefen bestürzt davon. Aber dabei blieb er nicht stehen. Etliche christlich gesinnte Einwohner der Stadt mußten ihn des folgenden Sonntags auf den Markt begleiten und dort fing er mitten in einer bewaffneten Volksmenge an, das verhaßte Evangelium zu predigen. Da schrie plötzlich ein großer und starker Götzenpriester mit lauter Stimme in das Volk hinein, man solle doch den Feind der Götter um's Leben bringen. Augenblicklich regte sich's unter der erhitzten Menge und das kleine Christenhäuflein zitterte für das Leben des heiligen Mannes. Aber siehe da, ein Schrecken Gottes kam über die erregten Gemüther. Die bereits erhobenen Spieße mußten sich senken; Keiner wagte es, der Erste zu sein, der das Leben des Gottesknechtes antastete, und ruhig fuhr Otto in seiner Rede fort. Des andern Tages aber entschloß sich die Menge in einer großen Volksversammlung, den bisherigen Widerspruch gegen das Christenthum aufzugeben.

Auch nach der noch völlig heidnischen Insel Rügen trachtete Otto mit dem Evangelio vorzudringen, aber sein heiliger Eifer wie der seiner Gehilfen scheiterte an der den meisten Inselbewohnern eigenen Hartnäckigkeit und Abgeschlossenheit, mit der sich die Heiden auf Rügen von vornherein gegen den Einfluß des Christenthums verwahrten.

Nachdem er in Pommern abermals Alles auf's beste geordnet hatte, mußte er wieder nach seinem Bamberg ziehen. In seinem Sprengel ward er je länger je mehr vermißt und auch der Kaiser Lothar mahnte ihn an die Erfüllung seiner Reichsstandspflichten.

Am Abend seines Lebens finden wir ihn, wenn er auch in Folge seiner anstrengenden Missionsthätigkeit früh gealtert war, noch immer rastlos arbeitend zum Besten der ihm vertrauten Heerde. Stiftung von Hospitälern, Gründung von Kirchen, Ausstattung von Klöstern, Unterstützung der Armen, das waren die Liebeswerke, die er reichlich übte. Nach Pommern ist er nicht wieder gekommen, wenigstens nicht dem Leibe nach. Aber sein Herz weilte gern fürbittend und rathend noch immer auf dem ihm lieb gewordenen Arbeitsfelde. Auch wo's in solch weite Ferne zu helfen galt, war er bereit zum Beistand. Als einmal pommersche Christen in heidnische Gefangenschaft gerathen waren, sandte er das Lösegeld zu ihrer Loskaufung.

Endlich holte ihn der HErr heim in Seine obere Kirche, wo er sich nun mit allen selig gemachten Pommern vor seinem Heilande freuen wird. Er starb am 30. Juni 1139 etwa im siebzigsten Lebensjahre. Schon der Papst Clemens III., der noch vor Ablauf des 12. Jahrhunderts starb, sprach ihn heilig. Wir Evangelischen aber wollen ihn, den großen „Apostel der Pommern" auch ohne Heiligsprechung den heiligen Otto nennen. Denn er war nicht nur das, was die Welt einen großen Mann nennt, wie er denn in der That unter den mancherlei großen Männern, an denen sein Jahrhundert reich war, eine ehrenvolle Stelle einnimmt, sondern er war auch „heilig" im Sinne der Schrift, und dazu ein vom HErrn auserwähltes Rüstzeug, durch welches die Gemeine der Heiligen einen nicht geringen Zuwachs bekommen hat. Wer aber einmal auf einer Reise an Bamberg vorbeigeführt wird, der denke doch auch an Otto von Bamberg, und wer gar nach Bamberg hineinkommt, der vergesse doch neben dem kostbaren Dom mit Kaiser Heinrichs Grab, auch die geringere Michaeliskirche auf dem Michaelisberge nicht mit dem Grabe des heiligen Otto von Bamberg.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Oestreich (Fortsetzung).

Der Bau der evangelischen Kirche zu Reichenberg hat im benachbarten Sachsen reichliche Unterstützung gefunden. Durch eine Haussammlung im Dresdner und Bautzner Regierungsbezirke sind über 4000 Thlr. zusammengebracht worden, und die landständische Bank in Bautzen hat außerdem 500 Thlr. dazu beigetragen.

In Czslau hat man am 14. Juni den Grundstein zu einer neuen evang. Kirche gelegt.

Was die am 24. Aug. gehaltene Einweihung der neuen lutherischen Kirche zu Töplitz betrifft, hat der Pilger seinen Lesern und den lieben Töplitzern etwas abzubitten. Der liebe Pastor Lummitzer in Töplitz hatte den Pilgerschreiber gebeten, er solle doch seinen Lesern den Tag der Kirchweih mittheilen und sie zum Besuch des Festes und zur Theilnahme am Lobe Gottes auffordern. Das habe ich leider in meinem Notizbuch stehen lassen und die Mittheilung an die Leser — vergessen. Weil mir das aber sehr leid ist, möchte ich doch die Leser wenigstens zu nachträglichem Dank gegen Gott ermuntert haben. Am Feste selbst, dem Bartholomäustage, predigte P. Lummitzer über Apostelg. 5, 12—16 und im Abendgottesdienst Kirchenrath Dr. Besser aus schlesisch Waldenburg über das alte Kirchweihevangelium Luc. 19, 1—10. —

Für die Gemeinde in Eger wird jetzt bei uns in Sachsen zum Bau ihrer Kirche, Schule und Pfarre eine Hauscollecte gesammelt, die, soviel der Pilger hört, recht erfreulich ausfällt. Der Pfarrer Koch von Eger reist selbst zu dem Ende in einigen Theilen Sachsens umher.

In Tirol giebt's noch dasselbe Anstemmen gegen das Protestantenpatent. Auch diesen Sommer haben die dortigen Katholiken Bittprocessionen zu Erhaltung der Glaubenseinheit angestellt, an denen viele Tausende theilgenommen haben. Ein sächsischer Geistlicher, der Tirol nach allen Richtungen durchwandert und besonders in sein Herz geschlossen hat, hat sich in einem Schriftchen („Was sind und was glauben die Protestanten? Offenes Sendschreiben an seine lieben Tiroler von einem alten Freunde) an die Tiroler gewendet, um das irregeleitete Volk, das von den Protestanten die abenteuerlichsten Begriffe haben mag, durch Erzählung der Reformationsgeschichte und Darlegung der evang. luth. Glaubenslehre zu belehren.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 48. Dresden, den 26. November 1864.

Am ersten Sonntage des Advents.

Joh. 15, 1—16.

Ich bin ein rechter Weinstock und mein Vater ein Weingärtner. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Das ist ein gar schöner Text für den Anfang des neuen Kirchenjahres. Wie lieblich ist's doch, daß uns beim Wechsel der Zeiten der HErr grüßt mit Seinem ewig unveränderlichen „Ich bin"; daß Er sich als den zeigt, den wir aus dem alten in's neue Kirchenjahr mit hinüber nehmen können, eben weil Er nicht blos war, sondern ist; und daß Er uns, da wir mit dem neuen Gnadenjahr einen neuen geistlichen Anlauf nehmen wollen, gleich am Anfang des Jahres sagt, was wir Ihm gegenüber sein und leisten sollen: Ihr seid die Reben. Und wiederum ist's auch ein trefflicher Adventstext, der uns heute geboten wird, wenn er gleich zu den Abschiedsreden des HErrn JEsu gehört. Denn er redet uns von der geheimnißvollen geistlichen Vereinigung der gläubigen Seele mit Christo, die hier auf Erden zwar anhebt, aber in Ewigkeit kein Ende nimmt. Diese Seine Vereinigung mit uns ist ja das höchste Ziel Seines ganzen Advents, d. i. Seines Zuunskommens gewesen, und wir würden wahrlich Seinen Advent nur ein wenig obenhin verstehen, wenn wir meinen wollten, derselbe habe nichts bezweckt, als daß Gott in Christo dreiunddreißig Jahre lang unser Fleisch und Blut getragen. Er kam eben deshalb zu uns, damit das selige Bleiben in Ihm uns möglich würde, von dem Er in unserm Texte redet.

Da stellet Er sich uns dar als einen rechten Weinstock, der weit erhaben ist über den Weinstock, dessen Gewächs Er soeben bei der Einsetzung des heiligen Abendmahls gebraucht hatte. Er ist darum schlechtweg der Weinstock. Daß Er sich aber gerade den Weinstock genannt hat, ist ganz besonders schön. Ich wüßte in der That kein edleres Gewächs und keines, das bei unscheinbarer äußerer Gestalt bis in so späte Jahre hinaus des Menschen Herz erfreuen könnte, als gerade der Weinstock

Der ist ein rechtes Gleichniß des armseligen Jesu, der mit Seiner Süßigkeit Gott und Menschen in Ewigkeit fröhlich macht. Und Sein Vater ist ein Weingärtner. Nun freilich! Der hat Ihn ja gepflanzet, da Er Ihn zum Heiland der Sünder machte. Er hatte sich vor Zeiten das Volk Israel zu Seinem Weinberge erwählet. Aber daraus war nichts geworden. Das Volk hatte keine Frucht getragen, wahrlich nicht aus Gottes, sondern aus seiner eignen Schuld. Da pflanzt der Vater Seinen Eingebornen als den rechten Weinstock und ordnet, daß die Seelen alle aus allerlei Volk Reben an Ihm werden und an Ihm Frucht tragen sollen. Gleichwie nun aber die Reben am Weinstock verschieden sind, also auch die Seelen an Christo. Der eine Rebe nimmt den süßen fruchttreibenden Saft an, der ihm vom Weinstock aus zufließt, und bringt Frucht. Der andere will wohl auch den Zusammenhang mit dem Weinstock nicht aufgeben; aber er nimmt von Christo nur das an, was ihn äußerlich stärkt und fett macht und — wächst in die Wüste ohne Frucht zu bringen. Wie's nun mit den Reben, mit den Seelen gehe, darauf siehet der Weingärtner. Einen jeglichen Reben an Christo, der nicht Frucht bringet, wird Er wegnehmen. Will sagen: die Seelen, die an Christo nur ihr eignes Behagen suchen, ohne zur Freude Gottes und der Menschen im Leben zu zeigen, daß sie sich von der Süßigkeit ihres Heilandes, ihres Weinstockes, etwas angeeignet haben, die werden zuletzt vom Weinstock abgetrennt, und bleiben, so viel sie auch Gnade Christi in sich geschluckt haben, ewig von Ihm abgeschieden. „Geht hinaus von mir ihr Verfluchten!" Die Zunge, die dies Wort reden wird, ist das Winzermesser, das sie abschneidet. Und einen jeglichen, der da Frucht bringet, wird Er reinigen, daß er mehr Frucht bringe. So macht's ja der Weingärtner im irdischen Weinberg auch. Wo er spüret, daß ein Rebe tragkräftig ist, läßt er ihn nicht auf's Ungefähre wachsen, sondern putzet mit dem Winzermesser an ihm aus, so viel eben noth ist, daß die Frucht desto schöner sich entfalte. Und ob dabei auch einige stattliche grüne Blätter fallen, thut nichts; der Mann mit dem scharfen Messer meints doch gut. So putzet und schneidet der Vater unseres Weinstockes an allen Reben, die Christi Fruchtsaft in sich gezogen haben. Sein Winzermesser ist seine göttliche Zucht, allerlei Trübsal u. dergl., und ob unter dessen scharfen Schnitten auch manche äußerliche Herrlichkeit zu Boden fiele und verdorrete, thut wahrlich nichts! Desto schöner reift die Traube christlichen Lebens. — So stand es mit den Jüngern. Die waren reine Reben am Weinstock um des Worts willen, das Jesus zu ihnen geredet hatte. Das hatten sie angenommen im Glauben, und im Worte Ihn selber. Sie hatten gethan, was der gute tragende Rebe mit dem Safte des Weinstocks thut. Aber sie waren nur jetzt rein. Nutzlose Nebenzweige zu treiben, ihre Kraft in Blättern zu vergeuden, davor waren sie noch nicht sicher. Darum deutet ihnen der HErr an, daß auch an den fruchtverheißenden Reben das Reinigen noch fortgehen müsse.

War nun dies Reinigen Gottes Sache und konnte der HErr ihnen dies nur verheißen, so muß Er sie auf der andern Seite ermahnen, die Grundbedingung alles Fruchtbringens zu erfüllen, wenn Er spricht: Bleibet in mir. Hierbei mußt du freilich, mein Lieber, den Unterschied zwischen den geistlichen und den natürlichen Reben festhalten. Die Reben an Christo, dem geistlichen Weinstock, sind ja keine leblosen, willenlosen Reben, die von ihrem Weinstock nicht von selber loskönnten, wie es die natürlichen wirklich nicht können. Eine gläubige Seele ist nicht an Christus angezwungen, sondern sie hält sich an Ihn im Glauben, den Er, der HErr, hinwiederum beständig nährt und stärkt. Sie will aus Ihm ihre Kraft ziehen, und der HErr, wie Er selber mit Seiner Kraft ihr erstes Wollen geweckt hat, bestärkt sie fort und fort in solchem Wollen durch die Kraft, die Er ihr zuführt. Aber sie könnte auch einmal nicht wollen. Sie könnte selber einmal das Geben des Weinstocks unmöglich machen, dadurch daß sie für solch Geben kein Nehmen mehr hätte. Darum ist's wohl noth, daß der HErr zum Bleiben in Ihm vermahnt.

Er unterstützt aber solche Vermahnung durch Zweierlei: Einmal durch den Zusatz: Und ich in euch. Das muß ja locken, den Glaubenszusammenhang mit Ihm nicht aufzugeben, daß man weiß: Man hält sich nicht blos an Ihn, wenn man in Ihm bleibt, sondern man hält Ihn selber, Ihn, der in uns Frucht schaffen kann zum ewigen Leben. Und zum andern dadurch, daß Er den Zustand ohne Ihn, die Trennung von Ihm, den Christuslosen Zustand auch als den fruchtlosen darstellt. Ohne Ihn keine Frucht, wie der Rebe keine Frucht hat ohne den Weinstock; ohne Ihn können wir nichts thun*), nicht einmal Heerlinge tragen, geschweige denn Trauben. Und das Ende? Wegwerfen, Feuer und ein ewig Brennen-Müssen. Aber mit Ihm, nein! in Ihm, wenn wir im Glauben in Ihm bleiben, wie ganz anders! In Ihm können wir vieles thun, in Ihm viel Frucht bringen, viel nicht blos vor Menschen, sondern auch vor Gott, der ja weiß, daß Alles, was wir thun und leben, nicht aus uns, sondern aus Ihm geflossen ist. Und was aus Ihm fließet, das gilt um Seinetwillen viel vor Gott, ob's auch an sich klein und geringe wäre.

Dem Allen fügt der HErr nun in unserem Texte noch weitere köstliche Worte hinzu. All diese Worte sollen

*) Es giebt kaum ein Wort der Schrift, das bei solcher Kleinheit in den Händen unserer lieben Reformatoren eine so gewaltige Waffe wider die Werkgerechtigkeit des Papstthums geworden wäre, als das Wort: Ohne mich könnt ihr nichts thun. Vergl. unsere Bekenntnißschriften.

das, was Er bisher gesagt, den Jüngern noch weiter erläutern und in's Herz prägen. Das „Bleiben in Ihm" erläutert Er durch die Mahnung: Bleibet in meiner Liebe, in der Liebe, über die keine größere gedacht werden kann, die ihr Leben lässet. Von der Frucht, die sie in diesem Bleiben tragen sollten, redet Er weiter, wenn Er vom Halten Seiner Gebote und von der Liebe spricht, in die alles Halten der Gebote sich zusammenfassen läßt. Und wie Mancherlei sagt Er weiter von dem Segen, den solche Vereinigung mit Ihm haben würde. Der Vater würde dadurch geehrt werden, daß sie viel Frucht brächten. Ihm selbst, dem Weinstock, würden sie ähnlich werden, wenn sie Seine Gebote hielten, gleichwie Er des Vaters Gebote gehalten. Seine Freude würde in ihnen bleiben und ihre Freude würde vollkommen werden. Seine Freunde, nicht mehr Knechte würden sie sein. Bitten würden sie, was sie wollten und es sollte ihnen widerfahren. O, meine Lieben, welche Fülle! Ja, das ist der geistliche Segen in himmlischen Gütern durch Christum, den man hat, wenn man im Glauben an Ihm eine Rebe ist. Bist du's oder bist du's nicht? Ohne eine Antwort auf diese Frage gehe nicht in's neue Kirchenjahr. Bist du's, kannst du dich mit einschließen in die Worte:

Wir sind die zarten Reben,
Der Weinstock selbst bist Du,
Daran wir wachsen und kleben
Und bringen Frucht dazu;

so vergiß nicht, was der HErr am Schlusse unseres Textes sagt: Ihr habt mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet, und eure Frucht bleibe. Bekenne vor Ihm:

Ich war ein wilder Reben,
Du hast mich gut gemacht;
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du hast ihn umgebracht!

Und bete hinzu:

Hilf, daß ich an Dir bleibe
Und wachse immer mehr;
Dein guter Geist mich treibe
Zu Werken Deiner Ehr.

Bist du's aber nicht, so bete und laß es dein beharrlich Gebet sein im neuen Kirchenjahre:

Weinstock hilf, daß ich als Rebe
Auch im Glauben dich umgebe.

Der Weinstock muß helfen. Du kannst nichts ohne Ihn thun; du kannst ohne Ihn auch das nicht thun, daß du an Ihm bleibst. Aber sei getrost: Er wird auch helfen. Er hat noch keinen wilden Reben, der nach Seinem Saft verlangte, leer gelassen. Er hat ihn gut gemacht! Amen.

Lutherworte vom Weinstocke.*)

Das ist ein sehr tröstlich Bild und eine feine liebliche Prosopopoia (vor Augen malen), damit Christus vor Augen stellet nicht einen unnützen, unfruchtbaren Baum, sondern den lieben Weinstock, der wohl nicht köstlich anzusehen und doch viel Frucht trägt und den lieblichsten, süßesten Saft giebt; und deutet alles Leiden, so beide Ihm und ihnen widerfahren soll, daß es nichts Anderes sei, denn die fleißige Arbeit und Wartung, die ein Winzer oder Weingärtner thut an seinem Weinstock und Weinreben, dazu daß er wohl zunehme und viel trage: will uns hiemit lehren, daß wir Trübsal und Leiden der Christen sollen viel anders ansehen, denn wie sich's fühlet und vor der Welt scheinet, nämlich daß es nicht geschehe ohne göttlichen Rath und Willen und nicht ein Zeichen des Zorns und Strafe sei, sondern der Gnade und väterlichen Liebe, und uns zum Besten dienen müsse.

Da gehöret nu die Kunst zu, daß man Solches glaube und für wahr halte, daß was uns wehe thut und verdreußt soll nicht heißen wehe oder leid geschehen, sondern Nutz und Frommen gethan, daß wir es gleich achten als wenn wir sehen einen Weingärtner hacken und arbeiten an seinem Weinstock, welcher, wenn er vernehmen und reden könnte und sähe den Winzer daherkommen und mit dem Karst oder Hacken zu ihm einhauen um die Wurzel, und mit der Hippe oder Weinmesser das Holz von den Reben schneiden, würde er solchem Sehen und Fühlen nach müssen sagen: Ach! was machest du? Nu muß ich doch verdorren und verderben, weil du zufährest und nimmst mir die Erde, und setzest mir die eisernen Zähne an die Reben, zerreißest und zwackest mich allenthalben, daß ich muß bloß und dürr in der Erde stehen, und gebest so gräulich mit mir um, als man keinem Baum noch Gewächs thut. Aber dagegen würde der Winzer wiederum auch sagen: Du bist ein Narr und verstehests nicht! Denn ob ich dir gleich einen Reben abhaue, so ists gar ein unnützer Rebe, der dir deine Kraft und Saft nimmt, daß die andern Reben, so da sollen tragen, müssen abnehmen; darum nur weg damit, es geschieht dir zum Besten. Ja ich verstehe es nicht (sprichst du) und fühle

*) Das Nachfolgende ist nach der „Lutherbibliothek" zusammengestellt. (Lutherbibliothek, Lehrreiches und Erbauliches für allerlei Volk aus Luthers Schriften, geordnet und zusammengestellt zur Beförderung der häuslichen Andacht und des Volksunterrichts in der deutschen Christenheit, mit Vorwort von Dr. Ahlfeld. Leipzig und Dresden, Justus Naumann.) Von derselben ist bereits das 4. und 5. Bändchen erschienen. In denselben wird die im 3. Bändchen begonnene Glaubenslehre Luthers fortgesetzt. Sie behandeln die Lehrstücke vom dreieinigen Gott, von Gott dem Vater (Bd. 4) und von dem Sohne Gottes (Bd. 5) mit den dahin gehörigen Lehrstücken.

Das vortrefflich zusammengestellte, das christliche Nachdenken so reichlich anregende und fesselnde Buch sei hiebei aufs neue der Beachtung der Leser empfohlen.

viel anders. Ich verstehe es aber wohl, und thue es eben darum, daß es soll dein Nutz und Frommen sein, daß die fremden wilden Reben nicht den andern ihre Kraft und Saft aussaugen, auf daß du desto besser und mehr tragen und guten Wein geben könnest. Also auch wenn der Winzer Mist an den Stamm oder Stock schüttet, das thut er auch dem Weinstock zu Gut, ob er wohl hie auch möchte klagen und sprechen: Was soll doch das sein? Ists nicht genug, daß du mich sonst zerhackest und zerschneidest? Sondern muß auch leiden, daß du meine zarten Reben, die so guten süßen Saft geben, so schändlich mit dem unreinen Kühekoth besudelst, den man doch im Stall noch sonst nirgend leiden kann.

Also deutet nu auch Christus das Leiden, so Er und Seine Christen in der Welt haben sollen, daß es nicht soll heißen wehe gethan oder gelitten, sondern wohl gethan und ihnen geholfen, und eben dazu daß sie desto besser und mehr Frucht bringen, auf daß wir es auch uns also einbilden lernen, wie Ers Ihm selbst einbildet; als sollte Er sagen: Es ist doch ja wahr und ich kann es nicht anders deuten. Es gehet mir allerdinge gleichwie es dem Weinstocke gehet. Meine Juden werden mich mit Mist beschütten und behacken, so schändlich zerlästern und verhöhnen, aufs Schmählichste martern, geißeln, kreuzigen und hinrichten, daß alle Welt wird denken, es müsse endlich verderben und zu nicht werden. Aber solch Düngen und Hauen, so an mir geschieht, dienet eben dazu, daß ich desto mehr Frucht bringe, das ist, daß ich durch das Kreuz und Tod zu meiner Herrlichkeit komme und mein Reich anfahe, daß ich in aller Welt erkannt und an mich geglaubt werde. Also (spricht Er) wirds euch hernach auch gehen. Denn ihr müsset auch also beschüttet und behacket werden. Denn der Vater, der mich zum Weinstock und euch zu Reben machet, wirds nicht leiden, daß der Weinstock daliege unbedünget und unbeschnitten, sonst würde gar ein wilder, unfruchtbarer Weinstock draus und müßte zuletzt gar verderben: nu aber, wenn er wohl gearbeitet, gedünget, beschnitten und geblattet wird, so gehet er daher mit voller Gewalt und träget nicht allein viel, sondern auch köstlichen, guten Wein.

Also ist dieß wohl ein fein tröstlich Bild wer es nur also verstehen und deuten könnte in Nöthen und Anfechtungen, und wenn der Tod einen Christen recht vor den Kopf stößet, der Teufel anficht und plagt, die Welt ihn lästert und schändet als einen Teufelsapostel u. s. w., daß er dann könnte also sagen: Siehe da werde ich gedünget und gearbeitet als eine Rebe am Weinstocke: wohl her, liebe Hacke und Hippen, hacke, schneide und blatte nur getrost, ich will dir gerne halten, denn es sind Gottes Hacken und Hippen mir zu Nutz und Frommen. Wohlan, Christus deutets als ein Meister und kanns Ihm selbst also vorbilden: Ich werde gedünget, zerhackt, zerschnitten und zerblattet werden; aber ich weiß wohl was es ist: nicht wie es die Welt ansiehet, daß ich soll untergehen und vertilget werden, sondern daß es ist meines lieben Vaters Werk, als der an Seinem Weinstock arbeitet, wenn er wohl wachsend tragen soll.

Demnach lerne nu auch wer da lernen kann, daß ein Jeglicher in seiner Verfolgung und Anfechtung auch also denke: Die Welt, Teufel, Tod und alles Unglück sei nichts Anders denn Gottes Hacken und Hippen; also alle Lästerung und Schmach, so den Christen widerfähret, sei Gottes Düngen, und sage: Dank habe der fromme Gott, der des Teufels und seiner Bosheit kann also brauchen, daß es uns muß Alles zum Besten dienen: sonst (wo es an seinem bösen Willen läge), würde er uns bald mit seinem Messer erwürgen, mit seinem Mist erstänken und ersticken. Nu aber nimmt ihn Gott in Seine Hand und spricht: Teufel, du bist wohl ein Mörder und Bösewicht, aber ich will dein brauchen wozu ich will, du sollst nur meine Hippe sein, die Welt und was an dir hanget soll der Düngemist sein zu meinem lieben Weingarten, daß er desto besser werde.

Das mag ja ein feiner Meister heißen, der diese Kunst kann, daß Er des Teufels Bosheit und aller Welt dazu brauchet, daß es muß dienen dem Weinstock zu Nutz und nicht zu Schaden noch zu Verderben, wie sie doch im Sinne haben. Aber Er sagt also dazu: Ihr habts böse genug im Sinne, seid fast bitter und zornig und meinet den Weinstock auszurotten; aber ich will und muß euch haben zu meinem Werkzeug an dem Weinstock, daß er gearbeitet und zugerichtet werde: darum schneidet, hauet und hacket nur getrost; aber nicht weiter, denn ich will. Denn so weit soll es nur gehen, daß es meinen Weinstock nicht verderbe, sondern nütze und bessere, und so fern düngen und misten, daß er nicht erstickt, sondern fein saftig und fett werde.

Darum soll man nicht dafür erschrecken, ob sie fortfahren mit Toben und Verfolgen und scheinet als wolle es kein Ende werden. Denn es ist schon beschlossen, sie sollen nicht Winzer und Dünger sein, sondern allein die Gabeln und Hippen; und müssen aufhören wenn Er will und nicht weiter gehen denn es uns nütz und gut ist.

Und ist zumal ein lieblich Bild, daß Er sich uns so vormalen läßt, der liebe Gott, nicht als ein Tyrann und Stockmeister, sondern als ein frommer Weingärtner, der seines Weingartens wartet und pflegt mit allen Treuen und Fleiß und gewißlich nicht denket zu verderben, wenn er ihn dünget und hacket, beschneidet und blattet. Denn Er läßt seinen Weingarten nicht darum dastehen, daß ihn die Hunde und wilden Säue zerreißen sollen; sondern wartet und hütet sein und trachtet darnach, daß er wohl trage und guten Wein gebe. Darum muß Er so hacken und blatten, daß Er nicht den Stamm oder die Wurzel noch den Reben zu viel weghaue und schneide oder das Land gar nehme. Also (spricht Christus) thut mein Vater

auch gegen mir und euch. Darum laßt uns unerschrocken sein und nicht entsetzen vor dem bösen Mist, Zacken und Zähnen des Teufels und der Welt. Denn Er wird sie nicht lassen ferner gehen noch ihnen weiter einräumen denn es dienet uns zum Besten.

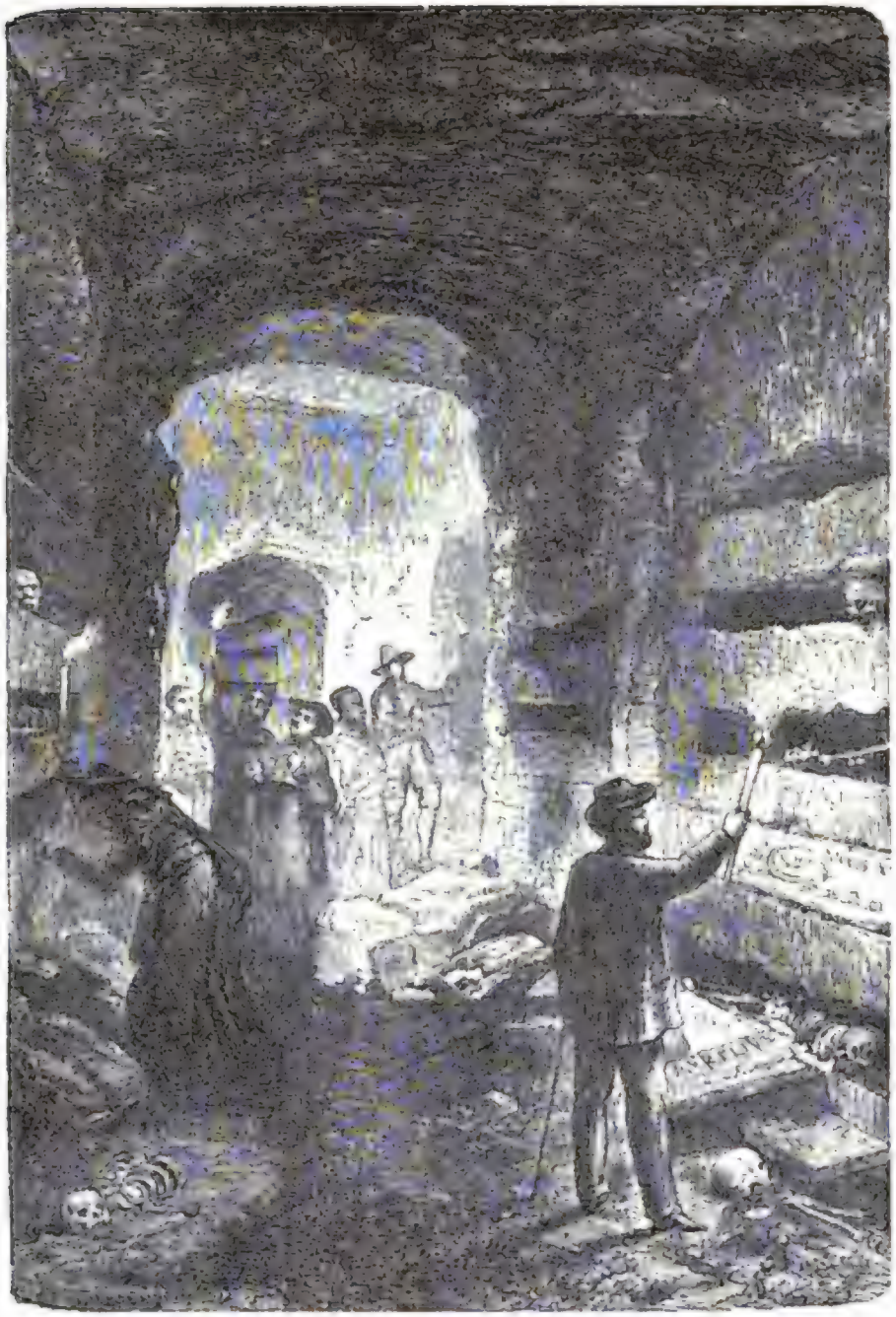
(Schluß folgt.)

Altchristliche Begräbnißstätten.

Sind wir bei den Gräbern der alten Heiden eingekehrt, so will sich's nun auch schicken, daß wir den Grabstätten der alten Christenheit einen Besuch machen. Die kann man zum Theil noch heute wirklich besuchen. Es sind ihrer noch viele vorhanden, obwohl sie nicht, wie die heidnischen Gräber zu Pompeji, Jahrhunderte lang durch eine Aschendecke verwahrt worden sind. Sie liegen unter der Erde und führen den Namen Katakomben. Was der Name bedeutet, läßt sich nicht mit voller Gewißheit sagen. „Niederlage" könnte man das Wort etwa übersetzen; aber freilich nicht in dem Sinne, wie man von einer Waarenniederlage redet. Man wird hierbei vielmehr daran zu denken haben, daß dort in den Katakomben die irdische Hülle der Christen ab- oder niedergelegt ward.

Fast jede altchristliche Stadt legte in den ersten Jahrhunderten nach Christo solche Katakomben an. Die bekanntesten und am meisten besuchten sind die zu Rom und Neapel. Auf den Gedanken zu ihrer Errichtung mag man aber wohl auf folgende Weise gekommen sein. Der Boden, auf dem die Stadt Rom und deren ganze Umgebung steht, gab die Veranlassung dazu. Es findet sich dort nämlich außer einem harten, zum Baustein wohlgeeigneten Tuffstein, auch eine röthliche Erdart, Puzzuolan-Erde genannt, die mit Kalk vermischt einen trefflichen Mörtel giebt, zu Anlegung von Gängen zwar nicht geeignet ist, aber viel Sandgruben enthält. Daneben giebt es auch, meist in der Nachbarschaft solcher Sandgruben, einen körnigen Tuffstein, der zum Bauen zu weich und bröcklich ist und zum Mörtel erst klar gestampft werden müßte, aber genug Festigkeit hat, daß man Gänge darin anlegen kann. Die Farbe dieses Steins ist ein schönes Grauroth. Die alten römischen Gutsbesitzer hatten nun in der genannten rothen Sanderde ihre Sandgruben. Waren dieselben ausgebraucht, weil man auf festeres Gestein gestoßen war, so dienten sie höchstens dazu, die Leichen der ärmsten Volksklasse, der Sclaven und Verbrecher hineinzuwerfen. Später brachte man auch die Leichname christlicher Märtyrer in solche Sandgruben, um sie vor dem heidnischen Volke zu sichern. Wenigstens wird erzählt, daß die fromme Gutsbesitzerin Lucina den Leichnam St. Pauli in einer solchen ihr gehörigen Grube beigesetzt habe. Man kann man's den Christen jener Tage nicht verdenken, wenn sie gern an einer und derselben Stelle und am liebsten in der Nähe der ihnen vorangegangenen Märtyrer beigesetzt sein wollten. Es wurden daher nach und nach in dem benachbarten Tuffgestein weitere Gräber angelegt, zumal da der Tuffstein sich besonders hiezu eignete. Denn derselbe hat die Eigenschaft, sich beim Zutritt der Luft zu verhärten und auch die üblen Dünste der Fäulniß an sich zu ziehen, so daß sie den Besuchern der Gräber keinen Schaden thun können. Die Stätten, wo solche Gräber sich mehrten, nannte man das Koimeterion, d. h. die Schlafstätte, ein Wort, das in der französischen Bezeichnung des Gottesackers — cimetière — heute noch erhalten ist. Anfangs wurden die Gräber unregelmäßig angelegt; je mehr aber die Zahl der christlichen Leichen wuchs, desto mehr mußte man auf die in dem weichen Gestein leicht mögliche Erweiterung und Ordnung der Grabstätte bedacht sein. So entstanden nach und nach an verschiedenen Stellen ganze Irrsale von unterirdischen Gängen, und weil man an den Grabstätten der Märtyrer gern Abendmahlsgottesdienst hielt, auch wohl solche Gottesdienste in den Zeiten der Verfolgung den Augen der Heiden entziehen mußte, verband man mit diesen Gängen bald auch kirchen- oder kapellenartige Räume, gleichfalls unter der Erde. Das sind die Katakomben, die sich wie ein Netz unter einem guten Theil der Stadt Rom hinziehen. Eine Art von niederer Geistlichkeit, die Fossores oder Todtengräber, waren mit der Anlage und Beaufsichtigung dieser Grabstätten betraut. Nach dem Vorgange Roms aber wurden bald auch anderwärts, selbst wo das Gestein mehr Schwierigkeiten bot, ähnliche Grabstätten angelegt. Auch nachdem die Zeiten der Verfolgung längst vorüber waren, behielt man die Sitte bei, die Leichen in den liebgewordenen Katakomben beizusetzen; bis man es endlich im 7. und 8. Jahrhundert, an manchen Orten noch später, vorzog, zunächst die Gebeine der Märtyrer zu bequemerer Verehrung in die überirdischen Stadtkirchen zu versetzen. Ihnen nach wanderten auch die Gräber der Christen in die Kirchen, oder in deren Nebentheile und Umgebungen. So entstanden nach und nach die „Kirchhöfe", bis erst sehr spät, wohl in Folge einbrechender Seuchen Aecker vor der Stadt als besondere „Gottesäcker" zum Begräbniß erwählt wurden. Die Katakomben geriethen in Verfall, ihr Besuch ward gefährlich. Es mußten einzelne Theile, die den Einsturz drohten, vermauert werden. Endlich kamen sie so sehr in Vergessenheit, daß mehr als eine Katakombe nach Verlauf von Jahrhunderten ebenso wieder entdeckt werden mußte, wie die Heidengräber zu Pompeji unter der Asche des Vesuv. Sie sind in neuerer Zeit eine reiche Fundgrube für die Kenntniß christlicher Alterthümer geworden, und die römische Kirche versorgt sich aus ihnen mit Reliquien, die sie für Errichtung von Altären für unerläßlich hält.

In solch eine Katakombe führt dich unser heutiges Bild. Die Eingänge solcher Begräbnißstätten sind zumeist



Das Innere der Katakomben.

außerhalb der Stadt, im freien Felde oder in irgend einer Vigna (Weingarten). Nur selten hat man später über ihnen Kirchen erbaut. In eine der bedeutendsten, in die Katakombe des Papstes Calixt, steigt man in einer Vigna, eine halbe Stunde vor dem Stadtthore, auf einer modernen Treppe hinab.

Die Höhe der Katakombengänge ist nicht durchweg so bedeutend, wie wir sie auf unserm Bilde sehen. Nur die Hauptgänge sind so hoch, wogegen die Nebengänge, die sich von diesen abzweigen, nur Mannshöhe haben, ja stellenweise so niedrig werden, daß man sich bücken muß. Auch die Breite ist oft viel geringer, bisweilen so gering, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können. Der Gang auf unserm Bilde mündet in einen der kapellenartigen Räume ein. Dergleichen Kapellen empfangen bisweilen ihr Licht durch eine Oeffnung in der Decke, durch welche das Tageslicht hereinscheint, während die Gänge meist solcher Oeffnungen entbehren und nur durch Lampen oder Fackelschein erhellt werden. An den Seitenwänden dieser Gänge sind nun in Form von Repositorien oder Regalen lange niedrige Nischen in den Tuffstein eingehauen, eine über der andern. Die Länge der Nischen richtet sich ganz nach der Größe des darin bestatteten Menschen, so daß die Kinder kürzere Nischen haben. Auch die Höhe des kleinen Grabkämmerleins ist nur so groß, daß eben ein Leichnam hineingeschoben werden konnte, und nur wenige sind so tief in das Gestein gegraben, daß mehrere Leichname darin Platz haben. In diese Nischen legte man meist schon am Tage nach dem Tode die Leichen ohne Särge, einfach in Leintücher eingewickelt, die Arme über der Brust gekreuzt und das Gesicht womöglich nach Morgen gerichtet. Allerlei werthvolle Kleinigkeiten, namentlich Ringe, wurden mit in das Grab gegeben. Auch Kinderspielzeug, Handwerksgeräth, womit der Lebende gearbeitet, und dergl. hat man in den Gräbern gefunden. Das hat man den Leichen wohl nicht in der Absicht mitgegeben, in der es die Heiden thaten, damit die Seele das behalte, was sie im Leben besessen; sondern es scheint, man wollte auch das mit den Leichen begraben, was einer fleischlichen Erinnerung an den Verstorbenen Vorschub leisten konnte.

Die Oeffnungen dieser Nischen wurden nach der Bestattung mit Backsteinen und Mörtel verschlossen. Die Inschrift ward dann auf einer Marmorplatte angebracht, mit der die Backsteine verkleidet wurden. So siehst du auf der rechten Seite unseres Bildes noch ein verschlossenes Grab, an dem die Marmorplatte noch das Bild einer Taube (der Taube Noäh) und das Wort Annos zeigt, womit die Lebensjahre des Verstorbenen angegeben wurden. Eine andere derartige Platte liegt zerbrochen am Boden. Die weiterhin liegenden größeren Trümmer gehören ohne

Zweifel einer ehemaligen Mauer an, mit der dieser Theil der Katakomben früherhin verschlossen war. Die Zahl der übereinanderliegenden Nischen ist oft 5 oder 6, bisweilen auch 8, ja 10, so daß man die obenliegenden Leichen auf Leitern hinaufgeschafft haben muß. Hie und da hat man auch mehrere Stockwerke von Gängen übereinander gefunden.

Die verschließenden Marmorplatten enthalten, wie schon gesagt, die Inschrift. Oft aber, bei Gräbern ärmerer Personen, ist dieselbe auch in die Backsteine und den Mörtel eingegraben. Prunkhafte Grabschriften sieht man da nicht. Alles einfach: Der Name des Verstorbenen, etwa auch der nächsten Verwandten, das Lebensalter, und sonst noch ein schlichtes Sinnbild (das Kreuz, die Taube mit dem Oelzweig, ein Weingefäß, ein Palmzweig) oder ein kurzes Wort: in pace (in Frieden), depositio (Niederlegung, nämlich des sterblichen Leibes), de Saeculo (aus der Welt), N. N. schläft, Ruht wohl, Ist eingegangen in den Schlaf des Friedens, Lebe in Gott, Gott erquicke deinen Geist und dergl. ist angebracht. Später erst werden die Inschriften durch eine kurze Charakteristik des Verstorbenen umfangreicher. Fast allgemein aber findet man das sogenannte Monogramm Christi, die sich durchkreuzenden Buchstaben X und P, die Anfangsbuchstaben des griechisch geschriebenen Wortes Christus. Nur hie und da begegnet man der heidnischen Inschrift D. M. (Dis Manibus) d. i. den unterirdischen Göttern (geweiht). Die mag etwa ein heidnischer Bildhauer angebracht haben, dem man die Anfertigung der Marmortafel anvertraute und der nicht von der Ansicht lassen wollte, daß auch die Christen in die Hände der sogenannten Manen, d. i. der Unterweltsgötter geriethen.*) Oder hat man die Buchstaben D. M. christlicherweise mit den Worten erklärt: Deo Maximo d. i. dem allerhöchsten Gotte?

In der Nähe der Gräber, meist neben den Grabdeckeln befestigt, hat man oft noch allerlei Gefäße gefunden. Man hat vermuthet, daß das Thränengefäße gewesen seien. Andere habe sie für Behälter des Märtyrerbluts gehalten. Das Wahrscheinlichste aber ist, daß man sie bei der Abendmahlsfeier gebraucht hat, die man mit Vorliebe gerade an den Gräbern der Märtyrer vornahm.

Särge von Marmor wurden erst von den Zeiten des Kaisers Constantin an (seit dem 4. Jahrh.) und auch da nur von Reicheren gebraucht. Man schmückte dann die Seitenwände mit halberhabener Arbeit. Erst als die oberirdischen Grabmäler allgemeinere Sitte wurden, verbreitete sich auch die Sitte der Särge, die natürlich nur im selteneren Falle von kostbarem Stoffe, gewöhnlich von Holz waren.

Vom Blumenschmucke der Gräber scheinen die alten Christen wenig gehalten zu haben. Das hatte wohl seinen Grund in der Lage der Grabstätten unter der Erde. Blumenschmuck ist nur in hinreichend erhelltem Raume eine wirkliche Zierde. Auch hat man sich wohl gescheut, in die Sitte der Heiden zu gerathen, die allerdings ihren Göttern vielfältig mit Blumen dienten. Trug man doch lange Zeit sogar Bedenken, die Brautleute festlich zu bekränzen, damit sie nicht den Heiden ähnlich würden, die sich bei ihren Opferfesten zu bekränzen pflegten. Endlich ist es auch eine eigenthümliche Erscheinung, daß die Völker des Südens bei weitem nicht so viel Wohlgefallen an den Blumen, namentlich an deren Wohlgeruch haben, wie die Völker des Nordens. — So viel für heute von den Grabstätten der alten Christen. —

*) Unter Manen verstand man auch die abgeschiedenen Seelen selbst und zwar in dem schattenartigen Zustande, in welchem sie nach der Meinung der alten Heiden fortlebten. Es ist das also eine ganz heidnische Bezeichnung der Seele eines Verstorbenen. Man sollte es doch nach und nach verlernen auf Christengräber oder über „Nachrufe" für christliche Personen die Worte zu setzen: Den Manen des N. N. u. s. w.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Oestreich (Schluß). In Vorarlberg ist die neue evang. Kirche zu Bregenz am Bodensee den 6. Mai vom Sup. Franz aus Wien eingeweiht worden, und bereits denkt man daran, auch im vorarlbergischen Oberlande in Feldkirch eine evang. Kapelle zu errichten, mit der auch die Schule verbunden werden soll.

Aus zwei anderen Kronländern habe ich folgendes wunderliche Geschichtchen gelesen, aus dem man leicht sehen mag, wie äußerlich bisweilen wichtige kirchliche Angelegenheiten von den Gemeinden behandelt werden. Vor einigen Jahren, so erzählt das „Neue Zeitblatt," einigten sich die evangelischen Gemeinden Augsburgischer Confession in Oberöstreich und Obersteiermark über die Einführung eines gemeinsamen Gesangbuchs, und zwar des neuen bayrischen, falls der Verleger desselben eine besondere Ausgabe für Oestreich veranstalten und in dieselbe 88 eigenthümliche Lieder aufnehmen werde. Er that es unter der Gegenbedingung, daß das Gesangbuch mindestens 25 Jahre in ausschließlichem Gebrauch bliebe. Allein im Frühjahr 1862 kehrte die Gemeinde Hallstadt zu einem allgemein abgeschafften rationalistischen Gesangbuche zurück; das entsprach ihrem Sinne, nur der Schullehrer ließ sich das Gute nicht nehmen. Die Gemeinde wurde von dem Senior ermahnt, umsonst; von dem Superintendenten, auch umsonst; der Oberkirchenrath auf gemachte Anzeige verhielt sich ruhig, er mochte wohl nichts können. Da erklärte der Verleger, er werde auf 500 Fl. Schadenersatz klagen, wenn die Gemeinde Hallstadt fortfahre — falsch zu singen. Das half, sie fanden das Gesangbuch wieder erbaulich. —

Zu Görz in Illyrien ist am 11. Sept. eine evang. Kirche geweiht worden. Dort besteht mitten in einem

Lande, das bisher dem evangelischen Einflusse fast ganz verschlossen gewesen ist, jetzt eine Gemeinde von etwa 250—300 Evangelischen, meist Soldaten und Fabrikarbeitern.

In Ungarn bei den Slovaken gibt Dr. Hurban jetzt eine luth. Zeitschrift heraus, die vom Volke viel gelesen wird. Lic. Borbis, dessen Mittheilung wir zumeist die Kenntniß der lutherischen Slovaken verdanken und der sich ihrer in Deutschland mit so großer Liebe angenommen hat, bekleidet jetzt bei seinen Landsleuten in Csácsow ein Pfarramt.

Die Evangelischen im lombardisch-venetianischen Königreich haben Hoffnung, daß das Protestantenpatent auch auf dieses östreichische Kronland ausgedehnt werde. Auch die Generalsynode hat in Bezug hierauf ihre Wünsche erklärt. —

Aus der katholischen Kirche Oestreichs ist außer der bereits erwähnten Beharrlichkeit der Tiroler höchstens das zu erwähnen, daß der Stephansthurm in Wien nunmehr an Höhe dem Straßburger Münster den Rang abgelaufen hat. Bei einem Neubau ist seine Spitze um 15 Fuß erhöht worden, so daß nunmehr die höchsten Gebäude der Welt in folgender Ordnung aufeinander folgen: 1) die Pyramide des Cheops in Egypten, die 459 Fuß hoch sein soll; 2) der Stephansthurm in Wien 454 Fuß und 3) der Thurm des Münsters in Straßburg 449 Fuß. —

Aus der Schweiz. Zu Basel starb am 1. Mai der Professor der dortigen Universität Dr. Carl August Auberlen nach längerer Brustkrankheit. Er war als ein hochbegabter Streiter für die Sache des HErrn eine Zierde der Basler Hochschule. Studierende trugen die Leiche zur kirchlichen Leichenfeier. Bei derselben hielt Professor Riggenbach die Leichenrede über Dan. 12, 3 und Prof. Heß theilte den Lebenslauf mit — beides Freunde des Verstorbenen, mit denen derselbe wenige Jahre früher (1861) die reichgesegneten öffentlichen Vorträge „Zur Verantwortung des christlichen Glaubens"*) gehalten hatte. — Auberlen war im November 1824 in dem württembergischen Dorfe Fellbach geboren. Von seinem Ende schreibt der „Basler Volksbote": Als ihm am Vorabend des Heimgangs die Gattin mittheilte, daß nach dem Ausspruche des treuen Arztes sein Zustand sehr bedenklich sei, wunderte er sich deß, blieb einen Augenblick stille, sprach dann aber sofort seine Freude aus, daß der HErr beschlossen habe, ihn nunmehr in die Ewigkeit abzurufen und dies vielleicht schon in der nächsten Nacht. „Gott hat mich lieb und ich habe Ihn lieb, und bin zufrieden, wie Er's macht," so sprach er seinen Sinn aus. Keine Spur von Furcht des Todes; keine Anwandlung von Sorge für seine Lieben, die er zurückließ, auch für sie nur herzliches Vertrauen, stille Dankbarkeit, so lange der schwere Athem ging. Ist das nicht eine Herrlichkeit mitten im Todesthal, ein Vorschmack der größeren, unaussprechlichen, welche derer wartet, die in Christo gerecht sind?" — Ja, lieber Volksbote, antwortet der Pilger, und nicht wahr? das ist auch eine „Verantwortung des christlichen Glaubens" gewesen? —

Wenn ich nicht irre, habe ich den Lesern früher einmal erzählt, wie in Basel die schöne neue gothische Elisabethenkirche entstanden ist. Sie ist erbaut worden auf Kosten eines einzigen reichen Basler Privatmannes, des im Jahre 1858 verstorbenen Herrn Christoph Merian-Burkhardt, und steht nun ziemlich fertig da als ein schönes Zeugniß dafür, daß nicht blos die katholische Werkgerechtigkeit des Mittelalters, sondern auch evangelische Liebe im Stande ist, prächtige Kirchen zu bauen. Ich habe das schöne Gotteshaus letztes Frühjahr selbst besucht. Es ist in rein gothischem Style erbaut, aber freilich, daß ich so sage, reformirt-gothisch, nämlich mit Verschmähung alles Bildwerks. Für Verzierung des Hauptportals mit Statuen und anderen sinnreichen Sculpturen ist wohl Platz da, aber er ist nicht benutzt. Nur in die hohen Fenster des Altarplatzes, d. h. des Platzes, wo in unsern Kirchen der Altar steht, denn die reformirte Kirche kennt keinen Altar, sollen noch Glasgemälde, die Geburt, die Kreuzigung und die Auferstehung Christi darstellend, kommen. Die gothischen Zierrathen sind bis in's kleinste, bis in die Kirchstühle und Thürschlösser, mit großer Mannigfaltigkeit angebracht; der Fußboden in den Haupttheilen der Kirche mit einem Mosaik von farbigem Marmor bedeckt; alles Steinwerk ungetüncht. — Am 5. Juni ist nun diese schöne Kirche dem öffentlichen Gottesdienste feierlich übergeben worden. Bis zum Jahre 1866 hofft man mit dem Bau des Uebrigen, namentlich des Thurmes zu Ende zu kommen.

An der Pflanzstätte der Zwingli'schen Reformation, im Canton Zürich sieht es recht traurig aus. Das Gift, das von den „Zeitstimmen", einem Organ des modernen Unglaubens, ausgestreut worden ist, beginnt im Volke zu wirken. Die theologische Facultät besteht fast nur aus Männern der freiesten theologischen Richtung, die mit Renan, Schenkel und Strauß in ein Horn blasen. Ein gläubiger und reichbegabter Privatdocent, auf den die dortigen Gläubigen einige Hoffnung setzen konnten und dessen kurze Wirksamkeit auch nicht ohne Segen geblieben ist, Dr. Held, ist auf einen Ruf nach Breslau in sein Vaterland zurückgekehrt. Die Partei der Zeitstimmen hat vorigen Winter eine Reihe von Vorträgen über religiöse und kirchliche Gegenstände zu Stande gebracht. Die Vorträge wurden im Rathhaussaale gehalten und sämmtliche Professoren der Theologie betheiligten sich daran thätig (Prof. Keim über das Leben Jesu). Da hat man denn auf möglichst feine Weise den Leuten den Schriftgrund unter den Füßen weggezogen. Ein sächsischer Maiflüchtling, der in Zürich eine Restauration gegründet hat und bei dem der Pilgerschreiber nicht lange darnach sein Abendbrod verzehrte, meinte, es sei doch eine Freude, daß die freisinnige Theologie nun auch einmal ein öffentliches Bekenntniß ihres Glaubens (!) abgelegt habe. — Bei aller Freisinnigkeit will aber in Zürich Niemand mehr Theolog werden. Es mangelt für Besetzung der Pfarrstellen bereits sehr an Candidaten, und auch eine in den letzten Jahren vorgenommene Aufbesserung der Pfarreinkünfte hat das Uebel nicht gebessert. — (Fortsetzung folgt.)

*) Auf diese unter obigem Titel in Basel 1861 erschienenen Vorträge möchte der Pilger bei dieser Gelegenheit die Leser aufmerksam machen. Dem schlichten Mann sind sie etwas zu schwer, aber für denkende Christen, denen darum zu thun ist in der Erkenntniß christlicher Grundwahrheiten gegründet und zugleich zur Verantwortung des christlichen Glaubens gegen den modernen Unglauben gerüstet zu werden, sind sie eine überaus köstliche Gabe. Schade nur, daß dergleichen apologetische (vertheidigende) Bücher zu wenig von denen gelesen werden, für die sie berechnet sind. Daran sind aber nicht blos die dem Glauben Entfremdeten, sondern auch Die Schuld, die da glauben.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 49. Dresden, den 3. December 1864

Am zweiten Sonntage des Advents.

Matth. 5, 17—19.

Diese Verse sind entnommen aus der Bergpredigt des HErrn. Sie geben die Stellung des Meisters an zu dem Gesetze und zu der gesammten Entwickelung der alttestamentlichen Offenbarung. Es liegt in der menschlichen Natur, daß sie jede Entwickelung, die ihr neu, fremd, noch unverstanden vor die Seele tritt, ansieht als einen Umsturz des Alten. Und so konnte es nicht fehlen, daß auch der HErr in den Verdacht kam, Er wolle den alten Bund auf gewaltsame Weise vernichten. So ist es nöthig, daß sich der HErr schon im Voraus feierlich dagegen verwahrt, als sei Er gekommen, umzustürzen, Aufruhr zu stiften, Gesetz und Propheten aufzulösen. Nicht der HErr, wie es ihm die Pharisäer, Sadducäer und Schriftgelehrten wohl oft vorgeworfen haben mögen, löste das Gesetz auf, sondern vielmehr die lösten es auf, die da nur seine starren Formen ins Auge faßten und nicht seinen wahren Gehalt, die nur dem Buchstaben vollste Geltung zusprachen, aber den lebensfrischen Geist verkannten. Hingen doch die Sadducäer also an dem Buchstaben des Gesetzes, daß sie die Entwickelung des Gesetzes durch die Propheten verwarfen. Verkannten die Pharisäer doch also den Geist des Gesetzes und der Propheten, daß sie in lächerliche Aeußerlichkeiten versanken und in Ueberschätzung derselben gerade die gröblichsten Gesetzesübertretungen begingen. Wenn der HErr Seinen Jüngern und dem Volke, das Ihn hörete, hier ausdrücklich sagt, daß Er das Gesetz und die Propheten nicht auflöse; wenn alle Seine Reden und Sein ganzes Leben jedem ernsten Israeliten zeigen mußten, daß Er das Gesetz erfülle, so beweist hinwiederum Sein Wort und Sein Leben auch sattsam daß Er die anscheinende Gesetzerfüllung der sich selbst gerecht achtenden Juden geradezu für eine Uebertretung des Gesetzes hält und darum in diesem Sinne die Jünger warnt vor der Gerechtigkeit der Pharisäer oder vor dem Sauerteige ihrer Lehren.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz und die Propheten aufzulösen. Ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen. Erfüllen will der HErr das Gesetz und die Propheten. Diese Erfüllung ist in doppelter Weise geschehen. Er hat es erfüllt durch Sein Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen; Er hat es aber auch dadurch erfüllt, daß Er die Tiefen des Gesetzes ans Licht brachte, es vollständig, Seinem Geiste nach, dem Verständniß zugänglich machte.

Sein Leben war ohne Sünde, in Seinem Munde ist kein Betrug erfunden worden. Er konnte selber sagen: Wer kann Mich einer Sünde zeihen. Durch solch ein sündlos Leben hat Er das Gesetz, in dem, was es ge-

bietet und verbietet, erfüllt. Das ist die eine Seite Seiner Gesetzerfüllung. Das Gesetz nun hat den Schatten von den zukünftigen Gütern, nicht das Wesen der Güter selbst, wie es im Hebräerbriefe heißt. Man mußte jährlich Opfer darbringen und konnte durch solche Opfer doch nicht die Sünde hinwegtilgen, vielmehr geschah nur ein Gedächtniß der Sünden mit jedem neuen Jahre. Christus kam, ein Hoherpriester der zukünftigen Güter und hat Sich selbst Gott geopfert, damit Er uns die ewige Erlösung brächte. „Ja, was soll ich mehr verlangen? Mich beströmt die Gnadenfluth. Du bist einmal eingegangen in das Heil'ge durch Dein Blut, da hast Du die ewige Erlösung erfunden, daß ich nun der Herrschaft des Satans entbunden." So hat Jesus Christus, indem Er Sich als ein ewig vollgültiges Opfer dahin gab, auch das Opfergesetz des alten Bundes erfüllt. Das ist die andere Seite Seiner Gesetzeserfüllung.

Aber nicht allein in Seinem prophetischen Amte, nicht allein in Seinem hohenpriesterlichen Amte, auch in Seinem königlichen Amte stehet Er da als Erfüller des Gesetzes. Eine Gottesherrschaft war die jüdische Staatseinrichtung. Doch was man von einem Reiche, in dem Gott unmittelbar herrschen sollte, erwarten mußte, das war nicht vorhanden. Die Sünden des Volkes machten die Segnungen ihres himmlischen Königs Jehovah zu nichte. Christus kam und mit Ihm das Himmelreich. Seine Kirche ist die Gemeinschaft der Heiligen, deren Haupt Er ist, ein Reich, das von Gott gekommen, in Gott besteht, zu Gott führt. Und deuten Gesetz und Propheten auf ein Gottesreich: in Christo ist diese Hindeutung erfüllt; Er hat das Gottesreich gestiftet und die Pforten der Hölle werden es nicht überwältigen. So ist Christus gekommen, das Gesetz und die Propheten zu erfüllen, und Er hat es erfüllt. Auch das Kleinste, das Unscheinbarste des Gesetzes, der kleine Buchstabe oder das Häkchen, wie es hier heißt, ist erfüllet in Christo; durch Christum ist gleichsam das ganze Gesetz in holder Verklärung, in geistiger Wiedergeburt erschienen im Evangelio. Wie da das Evangelium ewig sein wird, da Himmel und Erde vergehen werden, aber „meine Worte nicht," wie der Heiland spricht, so muß im Evangelio auch das Gesetz ewig sein. Gesetz und Evangelium sind die Eine große Offenbarung Gottes, die da vorbereitend, gleichsam in Schattenrissen, vor uns steht im Gesetze und in Klarheit, Geist und Vollendung im Evangelio. Wer da wollte auch das kleinste der Gebote auflösen, der löste auch einen Theil der Offenbarung Gottes auf und würde der Kleinste heißen im Himmelreiche; wer es aber thut und lehret, der befolgt auch das, was ihm im Evangelio, in der Erfüllung, dargeboten ist und wird groß heißen im Himmelreich. Das Gesetz selber kann der natürliche Mensch nimmer erfüllen; er wird zu jeder Zeit an einem Theile des Gesetzes fehlen. Und so jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig. Ist aber Einer in Christo, so ist er hinfort nicht mehr der natürliche Mensch, der unter dem Gesetze stehet, sondern er ist eine neue Creatur, die da unter der Gnade steht. In Christo, der das Gesetz erfüllt hat, muß er nothwendig auch das Gesetz erfüllen, nicht durch eigne Kraft, sondern durch die Kraft des heiligen Geistes, der da Wollen und Vollbringen in ihm erzeugt. Und je mehr Einer von sich sagen kann: Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir, desto vollständiger wird die Erfüllung des Gesetzes von ihm geschehen. In wem Christus allein lebt, der hat das Gesetz erfüllt — er wird groß heißen im Himmelreich.

Wenn nun der HErr durch die Worte: „Bis daß Himmel und Erde zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetze" gewissermaßen anzudeuten scheint, daß das Gesetz einst ein Ende haben werde, da ja nach bestimmten Worten des HErrn einst Himmel und Erde vergehen werden, so ist das doch nur scheinbar. Auf Erden wird und muß das Gesetz uns stets vor die Augen gestellt werden, da muß es stets eine Regel sein, die uns vorschreibt, was wir thun und lassen sollen, stets ein Riegel, der uns hindert, das Böse zu vollführen, stets ein Spiegel, der uns den Werth unserer Handlungen zeigt und die Erkenntniß unserer Sünde und unserer Erlösungsbedürftigkeit vermittelt; aber im ewigen Leben, in jener Welt der Vollendung, bedarf es zu solchem Zwecke keines Gesetzes mehr, dieweil ein Jeglicher dann sich selbst zum Gesetze werden wird. Wie da Gott der HErr, der das Gesetz gegeben, sich gleichsam selber ein unverbrüchliches Gesetz ist, so ist in gleicher Weise jeder Mensch, der durch Christum dem erhabenen Menschenziele entgegen geht: Eins nämlich zu sein mit dem Vater im Himmel, vollkommen zu werden, wie der Vater im Himmel, — sich selber ein unverbrüchliches Gesetz geworden und das Leben, das er „vor Gott ewiglich lebet", stimmt ganz zu dem, was ihm Gott im geschriebenen Gesetze vorgeschrieben hat. So wird in der Ewigkeit des Schauens das Gesetz zwar erfüllt sein, aber nicht abgethan werden, damit man eben erkennen möge, daß es erfüllt ist. Des Gesetzes bisheriger Gebrauch wird abgethan sein; aber seine Wahrheit wird bleiben.

Ach wollten wir doch Alle recht erkennen, daß der Glaube an unsern Heiland die einzige Möglichkeit ist, das Gesetz unseres Gottes zu erfüllen und der Verheißung sich freuen zu können: Du wirst groß heißen im Himmelreiche. Amen.

Hierzu magst du noch singen oder lesen das Lied: Es ist das Heil uns kommen her ꝛc. Liedersegen Nr. 411.

M. M.

Lutherworte vom Weinstocke.

(Schluß.)

Das pflegt natürlich zu folgen, wenn ein Mensch hat viel guter Werke gethan oder viel gelitten und spüret seine Frucht, daß er etwas Sonderliches geschafft und ausgerichtet hat mit Predigen und Anderem, da will immerdar mit zuschlagen das süße Gift, daß er denket: Ei, habe ich dennoch auch Etwas gethan, das wird Gott ansehen und mir gnädig sein u. s. w.; und treibet die Natur immerdar solche Nebenzweiglein und wilde Reblein, so da wollen aufwachsen und den rechten Reben ihren Saft und Kraft nehmen, daß sie nicht können fortkommen. Darum muß allda der Weingärtner wacker sein und immerdar solchem falschen Dünkel und Vermessenheit wehren durch stetig Treiben des Worts.

Wo ich in Christo bleibe, so ist auch das gewiß, daß um desselben willen auch mein Stand, Leben und Werk Gott angenehm und köstliche Früchte vor Ihm sind; und ob ich wohl für meine Person noch schwach im Glauben bin und viel Gebrechen und sündliche Lüste in mir bleiben und immerdar mitlaufen; so soll mirs doch nicht gerechnet sondern vergeben sein; so fern doch, daß ich denselbigen nicht einräume noch den Zaum lasse, und mich vom Glauben und aus dem Weinstock reißen lasse.

Denn weil der Reben in dem Stamm oder Stock gewurzelt ist und desselben Saft und Kraft in ihm bleibet: so müssen seine Früchte auch gut sein und bleiben, ob sie gleich sonst etwo (irgendwo) vom Wurm gestochen oder von Raupen und anderm Geschmeiß angefochten werden. Also auch, weil der Mensch in Christo bleibet und von Ihm Saft und Kraft empfähet und behält durch den Glauben, daß Er mit seiner Kraft und Gaben des heiligen Geistes in ihm wirket: so muß ihm die übrige Schwachheit, so durch den Teufel und diese sündliche Natur erregt wird, nicht schaden; doch also daß er derselbigen widerstehe mit stetem Kampf des Glaubens und solch Geschmeiß aussege. So du aber wolltest die Lehre des Glaubens fahren lassen oder verkehren, und von Christo auf deine Heiligkeit fallen, oder öffentlich in Sünden und Schanden leben und doch des Evangelii und christlichen Namens dich rühmen: so sollst du wissen, daß du ein falscher Reben bist und an dem Weinstock kein Theil hast; sondern, mit Holz und Früchten verdammt und weggeworfen, zum ewigen Feuer gehörest.

Die Biblia ist wohl ein reiner, lauterer Malvasier, ja eine rechte heilsame Arznei und Labsal, aber wenn die unreinen, bösen Würme darüber kommen, und mit ihren giftigen Gedanken, vom Teufel eingegossen, herausschöpfen und zu sich nehmen, so speien sie für Malvasier eitel Gift heraus. Darum wird Ketzerei und falsche Lehre nirgend denn aus der Schrift geholet und geführet; aber doch nicht durch derselben reine Lehre, sondern durch ihre vergifteten Gedanken, so der Teufel in sie geschenkt hat. Denn sie wollen traun all ihr Ding als in der Schrift gegründet und daraus genommen bestätigen; und führens doch nur aus unreinem Herzen, dadurch sie die Schrift verfälschen. Denn sie sind böser Art und falsche Reben, die keinen heilsamen Saft in sich haben noch von sich geben können; genießen wohl des Safts vom Weinstock, aber nicht daß sie Frucht bringen, sondern nur Schaden thun. Denn sobald sie solchen Saft empfahen, haben sie ihn verderbt, und beide ihnen und Andern zu tödtlicher Gift gemacht, da die rechten Reben eitel guten, süßen Saft haben und geben.

Muhamedanische Grabstätten.

Das Religionslehrbuch der Muhamedaner, der Koran, weiß wie die Bibel von einer Auferstehung der Leiber zu reden. Ja, der Koran vertritt die Lehre von dieser Auferstehung sogar mit großer Entschiedenheit gegen die Einwände der Zweifler. So heißt es z. B. in einer der 114 Suren oder Abschnitte des Koran: „Der Mensch spricht: Wer soll den Gebeinen wieder Leben geben, wenn sie dünner Staub geworden? Antworte: Der wird sie wieder beleben, der sie auch zum ersten Male ins Dasein gerufen, Der, der die ganze Schöpfung kennt. Sollte Der, der Himmel und Erde geschaffen, nicht die Kraft besitzen, ähnliche Geschöpfe hervorzubringen? Sicherlich; denn er ist ja der allweise Schöpfer. Sein Befehl ist, so er etwas will, daß er spricht: „Es werde! und — es ist."

Dergleichen Reden klingen nicht übel und wir könnten uns fast freuen, daß es in der Lehre des falschen Propheten auch ein Plätzchen für diese Wahrheit giebt. Aber die Wahrheit steht leider ganz unvermittelt in dem confusen Religionsbuche, das der Islam bis diese Stunde festhält. Das Buch weiß ja nicht klar und deutlich, was Sünde ist. Es hat darum auch keinen Begriff davon, daß der Tod der Sünde Sold ist. Das Bedürfniß einer Erlösung von der Sündenschuld und damit auch vom Tode hat der Koran freilich nicht ganz unbeachtet lassen können; aber er weiß nichts von einem Sühnen dieser Schuld, von einem Todesüberwinden. Rechtzeitige Reue reicht aus zur Tilgung der Sünde. Das Räthsel, wie der heilige und gerechte Gott, dem die Sünde ein Greuel ist, auch barmherzig sein könne, also daß Er die Sünde vergiebt und den Tod durch eine Auferstehung aufhebt, ist nicht gelöst. Es konnte ja auch von Muhamed nicht gelöst werden, so lange er nicht die einige Lösung anerkannte, die in Christo vollbracht ist.

So sind denn auch die Grabstätten der Muhamedaner nichts weiter als Aufbewahrunsorte der Leichname,

Türkiſche Begräbnißſtätte.

ihre Grabmäler nur Erinnerungen daran, daß hier ein Leichnam liege. Das Menſchengrab ſteht ihnen nicht im mindeſten Zuſammenhange mit dem Grabe Eines, der ihnen in der Auferſtehung vorangegangen. Dazu kommt auch, daß ſie vom Tode ſelbſt gar eigenthümliche Begriffe zu haben ſcheinen. Die Scheidung von Leib und Seele wird nach ihrer Meinung durch den Tod nicht gänzlich vollbracht; die Todten ſchlafen blos in ihren Gräbern, ſo daß z. B. die Gottloſen ſchon während der Grabesruhe von den Engeln gepeinigt werden können.

Demgemäß hält man's denn nun auch bei den Muhamedanern mit dem Begräbniß. Zwar hat ſich auch hier die Sitte je nach den Ländern und Himmelsſtrichen verſchieden geſtaltet; aber gemeinſame Grundzüge ſind unverkennbar. Wenn ein Muſelmann ſterbenskrank wird, ruft man den Imam, den Geiſtlichen, herbei, der dem Kranken eine Sure aus dem Koran, wohl auch ein beſtimmtes Glaubensbekenntniß vorſagt. Man legt den Sterbenden auf den Rücken, ſo daß die rechte Seite ſeines Leibes der Stadt Mekka in Arabien zugekehrt iſt, wo der „große Prophet" geboren iſt. Man hat das dunkle Gefühl, daß der Sterbende in einem Zuſammenhange mit dem Propheten ſtehen müſſe; aber man begnügt ſich, dieſen Zuſammenhang äußerlich herzuſtellen. Hat doch auch wirklich der große Prophet mit dem Tode des ſterbenden Sünders nur den einen innern Zuſammenhang, daß er ſelber ein Sünder war und des Todes ſterben mußte.

Iſt der Kranke geſtorben, ſo trägt man die Leiche nach mancherlei Ceremonien, die wohl nicht in allen muhamedaniſchen Ländern die gleichen ſind, an einen Brunnen, deren ſich bei den Moſcheen in der Regel mehrere befinden, und wäſcht ſie da. Vornehmere nehmen dazu wohl auch wohlriechendes Waſſer. Dann wird der Leichnam, mit einziger Ausnahme des Hauptes, in weiße Leinwand eingenäht und in einen flachen Sarg gelegt, an deſſen Kopfende die Kopfbedeckung des Verſtorbenen angebracht iſt, damit man an derſelben das Geſchlecht, den Stand und das Alter der Leiche erkenne.

Das Alles aber geſchieht mit großer Haſt. Länger als ſechs Stunden bleibt ſelten ein Leichnam über der Erde. Da man eben den Zuſtand nach dem Tode als einen ſchlafähnlichen anſieht, ſcheint es, man wolle den Leib möglichſt bald an die rechte Schlafſtätte bringen, etwa wie man mit einem Kinde thut, das am unrechten Orte eingeſchlafen iſt. Auch der Gang nach dem Grabe iſt ein Ding der Eile. Schweigend folgen die Verwandten der Leiche nach der Grabſtätte; nur die allzeit thränenreichen Klageweiber erfüllen die Luft mit ihren Klagen, oder geben den Schmerz, der doch nicht ihr Schmerz iſt, durch Geberden kund. Nach der Beerdigung wird wohl auch noch ein Todtentanz gehalten, d. h. ein Trauertanz in der Nähe des Grabes, bei dem mit Weinen, Heulen, Schreien, Zerkratzen des Angeſichts, Haarausraufen, Staubwerfen u. ſ. w. ein Uebriges gethan wird, ſo daß man der Meinung werden muß, die Muſelmänner gehören bei all ihren Lehren von Leibesauferſtehung doch zu den Leuten, die „keine Hoffnung haben". Und ihre Hoffnung iſt ja auch eine Hoffnung ohne Grund und Halt.

Die Gottesäcker, wenn man ſie ſo nennen darf, ſind meiſt mit einer Mauer oder einem lebendigen Zaun umgeben und in einiger Entfernung von den Wohnungen der Lebenden angelegt. Gräber, die ſich in der Nähe von Moſcheen finden, gehören wohl beſonders heiligen Perſonen, etwa Solchen an, welche die Wallfahrt nach Mekka ausgeführt haben. Das Grab ſelbſt wird mit Erde bedeckt und mit Blumen bepflanzt, anfangs gepflegt, nach und nach aber der Verwilderung überlaſſen. Gottesäcker, auf denen Unkraut und Brenneſſeln wuchern, ſind keine Seltenheit. Doch giebt die dunkele Cypreſſe, der Trauerbaum des Südens, mit ihrem pappelartigen Wuchſe da,

wo sie reichlich angepflanzt ist, wie auf unserem heutigen Bilde, selbst den vernachlässigten Gottesäckern einen würdigen Ernst.

In Bezug auf das Grabdenkmal hält der Muselmann durchweg den Grundsatz fest, das Grab selbst mit einem solchen nicht zu beschweren. Das würde den unten „Schlafenden" in seinem Schlafe viel zu sehr drücken. Eine Grabplatte, oder gar solche Quadern, wie man sie in Nürnberg auf den Gräbern liegen sieht, wäre dem Muselmann ein arger Greuel. Da man aber doch den Ueberlebenden Kunde von dem Verstorbenen geben wollte, so errichtete man neben oder oberhalb der Gräber lange Steine, die mit ihrem schmalen Ende in die Erde eingelassen wurden, so daß sie von dem zur Schlafstätte bestimmten Lande möglichst wenig Raum beanspruchten. Diese Grabsteine, dergleichen Du auf unserm heutigen Bilde dargestellt siehst, geben über Namen und Leben der Verstorbenen Auskunft und sind meist an ihrem obern Ende mit einer in Stein gebildeten Kopfbedeckung (Turban 2c.) verziert, damit man alsbald den Stand der bei ihnen begrabenen Person erkennen könne. Anderwärts hat man um die Erde, welche das eigentliche Grab bedeckt, eine etwa ellenhohe steinerne Zarge errichtet, in deren Mitte, wo eben nur Erde und Blumen sein dürfen, ein Beet mit Zierpflanzen angelegt wird, ähnlich, wie man's auch auf christlichen Gräbern unseres Jahrhunderts findet. Nur stehet da, wo bei uns gemeiniglich das Kreuz steht, auch bei solchen Gräbern ein schief aufgerichteter schmaler Stein, der etwa wie die hohe Rücklehne eines alterthümlichen Stuhles gestaltet ist.

Da wo der Gottesacker gut gehalten, namentlich reich mit schattigen Bäumen und duftenden Blumen besetzt ist, bildet er einen fleißig besuchten Gebets- oder auch blos Spazierort der Muselmänner. Um was man dort betet, weiß ich nicht zu sagen; aber gebetet wird viel an den Gräbern, nicht selten auch laut aus mitgebrachten Büchern.

Einer der berühmtesten muhamedanischen Gottesäcker ist der in der Stadt Scutari, die in Kleinasien liegt und zwar am Bosporus, der Stadt Constantinopel gegenüber. Da ist besondere Pracht entfaltet. Dort haben die vornehmsten Türken ihre Familiengrabstätten. Dieselben ziehen es nämlich vor, sich in Asien begraben zu lassen, weil ja nicht in Europa, sondern in Asien die beiden heiligen Orte Mekka und Medina liegen, und weil sie eine Ahnung davon haben, daß die europäischen Besitzungen der Türken keine bleibenden sind. Wenn sie nun schon annehmen, daß ein bloßer Stein die Grabesruhe des Verstorbenen störe, wie viel mehr muß es ihnen bedenklich sein in einem Lande zu liegen, in welchem, wenn auch vielleicht erst nach Jahrhunderten einmal Christenhäuser auf ihre Grabstätten gebaut werden. Aber freilich, so gar geschwind können sie dann nicht in ihr Schlafkämmerlein gebracht werden. Sie müssen zu dem Ende eine kleine Seereise machen über den Bosporus hinüber. Daß die Erde überall des HErrn ist, der da auferweckt, davon scheinen die Muselmänner keine rechte Erkenntniß zu haben. —

Evangelisch-lutherische Mission

unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's.

Mittheilungen von P. **Brunn** in Steeden.

Schon geraume Zeit sind die Nachrichten von der glücklichen Ankunft unsrer diesjährigen Reisenden in Amerika bei mir eingetroffen, aber durch mancherlei Umstände verhindert, komme ich erst jetzt dazu, den l. Lesern Einiges davon mitzutheilen. Vor Allem muß ich mit Loben und Danken gegen den HErrn berichten, daß unsre Reisenden vor allem Unfall und Schaden auf ihrer ganzen langen Reise behütet worden und sie Alle wohlbehalten an das Ziel ihrer Bestimmung gelangt sind, die einen ins Predigerseminar zu St. Louis, die andern ins Schullehrerseminar, das jetzt in Addison, in der Nähe von Chicago, sich befindet. Nachdem unsre Reisenden sich am 2. Juli in Bremen aus ihren verschiedenen Heimathsorten alle glücklich eingefunden hatten, feierten sie andern Tags bei unsrem lieben Pastor Ruperti in Bremerhaven ihren letzten Sonntag auf deutschem Boden; reich gestärkt und erquickt in Gottes Wort und christlicher Gemeinschaft verließen sie dann am Montag Nachmittag auf ihrem Schiff den Hafen. Sehr glücklich verlief die ganze 6 wöchentliche Seereise; keinen einzigen Sturm, noch sonst einen Unfall hatten sie zu bestehen. Doch hat sie das nicht gehindert, die sonstigen Beschwerden der Seereise reichlich genug zu genießen. Man denke sich nur den engen Raum eines Schiffs von mittlerer Größe, darauf nun die vielen Hunderte von Passagieren, aus allen Theilen Deutschlands zusammengewürfelt und so enge zusammengepfercht, daß man sich kaum wenden und drehen kann; dazu die Seekrankheit, die Rohheit und Gottlosigkeit des mitreisenden großen Haufens, das Geschrei und Getümmel von früh bis spät, womit sich der rohe Haufe die Zeit zu vertreiben sucht, dann die elende Schiffskost, worüber unsre Reisenden gar sehr dies Mal klagen, weil sie nicht nur oft kaum genießbar war, sondern auch der bloße Anblick des Schiffskochs so unreinlich und die Speisen oft so ekelhaft voll Kohlen, Holz, Haaren und dgl., daß einem vom bloßen Sehen schon der Appetit verging: das Alles ist wohl schon geeignet, ein Christenherz 6 Wochen lang in Geduld und Glauben zu üben und es anzutreiben, sich ernstlich darüber zu besinnen, zu welchem Zweck und um wessen willen es sich in solche Mühseligkeit und Gefahr begiebt. In Neu-York angelangt, nahm sich die christliche Liebe unsrer Reisenden sorglich an und half ihnen sowohl zu bequemen Quartieren, als zu den nöthigen Besorgungen für die Weiterreise. Von Neu-York wissen unsre Reisenden nicht genug zu sagen, von dem unermeßlichen Gewühl dieser Weltstadt, sowie von dem Luxus, der Pracht und dem Aufwand, der da auf einem Punkt zusammengedrängt sei und von dem man gar kein Bild zu entwerfen vermöge, wenn man es nicht selbst gesehen; sie schreiben von den Marmorpalästen Neu-Yorks, von den Kaufläden, in

denen der Reichthum der Erde aufgehäuft ist, von den Conditoreien 2c., die des Abends mit feenhafter Pracht von Hunderten von Gasflammen erleuchtet und durch menschliche Kunst in paradiesische Gärten verwandelt sind. Aber dann schildern sie auch, wie neben dieser Pracht in Neu-York eine so gräßliche und wirklich herzbrechende Armuth hergehe, wie hungernde Kinder im buchstäblichen Sinn fast nackt in den Straßen umherlaufen, kaum mit einem einzigen Lumpen bedeckt, dann in den Armenvierteln Neu-Yorks ein solches Elend und so alle Begriffe übersteigende Unreinlichkeit, daß die Armenviertel deutscher Städte dagegen noch wirklich nett und sauber müßten genannt werden. So waren unsre Reisenden denn doch froh, wie sie schreiben, als es fortging zur Eisenbahn und sie Neu-York den Rücken kehrten. Nach einem Ruhetag, den sie unterwegs gehalten und halten mußten, weil nach löblicher Landessitte in Amerika des Sonntags keine Eisenbahnen fahren, kamen sie endlich wohlbehalten an das Ziel ihrer Reise. Zweimal hat Gottes Hand unsre Reisenden vor sichtlicher Gefahr bewahrt. Nämlich erstens brach 2 Tage nach der Abfahrt des Schiffes von Bremerhaven ein so heftiger Sturm auf der Nordsee aus, daß man ihn selbst hier bei uns verspürte und in Bremerhaven der Wind so heftig tobte, daß einer meiner jetzigen Zöglinge, der von dort kam, erzählte, der Sturm habe den Leuten beim Wasserholen die Gefäße aus der Hand geschlagen. Mit Angst und Sorgen dachten wir an unsre lieben Reisenden, wie es ihnen in dem Unwetter möchte ergangen sein, und siehe da, sie schreiben in ihren Briefen keine Silbe davon, sondern berichten nur, daß sie nie Sturm gehabt; sie müssen also in der fraglichen Zeit schon in den Canal zwischen England und Frankreich soweit eingelaufen und von der Nordsee entfernt gewesen sein, daß sie von dem dort herrschenden Sturm nichts gemerkt. Noch wunderbarer aber bewahrte Gott unsre Reisenden auf ihrer Landreise; nehmlich gegen ihren Willen wurden sie einen Tag in Neu-York aufgehalten, da sich die Besorgung ihres Gepäcks nicht so schnell hatte machen lassen, wie sie gewünscht und gehofft hatten. So reisten sie denn erst einen Tag später ab und das hatte Gott wunderbar gefügt! Denn der Zug, mit dem unsre Reisenden Tags vorher hatten gehen wollen, verunglückte, er kam von den Schienen und fuhr in einen Fluß, so daß nicht nur das darauf befindliche Gepäck verloren ging, sondern auch Menschen umkamen. So gnädiglich hat Gott unsre Reisenden errettet und uns aufs neue bewiesen, wie Er seine schirmende und helfende Hand über unsrer ganzen Missionsarbeit für Amerika hält. Ja, gelobt sei Seine Barmherzigkeit und Treue.

So viel von dem Reisebericht unsrer diesjährigen Sendlinge. Sie arbeiten nun zunächst fleißig an der Fortsetzung ihres Studiums, um bald tüchtig zu werden zum Dienst des HErrn und auch dieses Jahr sind ihre Briefe wieder voll von freudigen Ausrufen über den trefflichen Unterricht, den sie in Amerika empfangen und um dessen willen sie gern alles andre Schwere und Ungewohnte mit in den Kauf nehmen zu wollen erklären, das es besonders für den Anfang in Amerika giebt. — Sehr erfreulich sind die miteingelaufenen Nachrichten von unsern sämmtlichen früheren Sendlingen. Bis auf 3 sind sie nun bereits alle im Amt, fast über alle Nord-Amerik. Freistaaten hin zerstreut: Karrer in Minnesota, Friedrich in Wisconsin, Arendt in Kanada, Ebendik in Neu-York, Berner in Kansas, Fünkstück in Illinois, Traub in Indiana u. s. w. Freilich kann es die l. Leser kaum interessiren, solche bloßen Verzeichnisse von Namen und Orten zu hören. Doch mag es uns schon freuen, zu hören, daß die meisten unsrer früheren Zöglinge bereits in der Arbeit stehen und zwar in reicher Arbeit, denn fast Alle schreiben von mehreren Gemeinden, die sie zu versorgen haben. Sonst sind beinahe überall, besonders in noch jungen Gemeinden in Amerika die Verhältnisse ziemlich gleich: überall kleine Häuflein von Zuhörern, die sich um das Wort Gottes sammeln, mitten unter den großen Welthaufen, die blind und toll auf der breiten Weltstraße hintaumeln und um eine Hauptgemeine her, die einen Prediger beruft, dann bald eine Menge kleiner Zweiggemeinden in bald größrer, bald kleinrer Entfernung. So schreiben auch fast alle unsre alten Sendlinge, von denen bis jetzt Nachrichten da sind, daß sie allsonntäglich 2 und 3 Mal an verschiedenen Orten bei zerstreuten Gemeinden zu predigen haben, dazu fast regelmäßig mehrere Tage in jeder Woche Schule zu halten. Hoffentlich kann ich von Einzelnen bald weitere Mittheilungen geben. Doch dürfen wir gar nicht zweifeln, daß es eine, wenn auch oft schwere und mühselige, doch aber gar reich gesegnete und lohnende Arbeit ist, unter solchen verlornen und zerstreuten Schaafen, wie unsre meisten deutschen Landsleute in Amerika sind, das Wort Gottes zu predigen und alle, in denen noch ein Fünklein des Lebens aus Gott glimmt, aus der Wüste wieder zu sammeln und zurückzuführen zu den Brünnlein des lebendigen Wassers.

(Schluß folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Schweiz (Schluß.) Der Redacteur der obengenannten Zeitstimmen, Dr. Lang, der bisher Pfarrer im Canton Sct. Gallen gewesen war, ist von den freisinnigen Bürgern des Zürich'schen Dorfes Meilen zum Pfarrer ernannt worden, und der Statthalter des Bezirks hat seine Leute mit dem Säbel in der Hand von dieser wichtigen Acquisition (Erwerb) in Kenntniß gesetzt. Am gräulichsten aber ist's in dem volkreichen und wohlhabenden Industriedorfe Uster, am Greifensee gelegen, hergegangen. Dort war vor einigen Jahren durch den Einfluß der bekannten Jungfer Trudel in Männedorf eine Erweckung, namentlich unter der Jugend, entstanden. Die Schmähungen der Presse hatten nicht hindern können, daß die Zahl der Erweckten wuchs und Uster gewissermaßen ein Sammelpunkt für die treuen Christen der dortigen Gegend wurde. Da ward die Pfarrstelle erledigt. Mit fast neun Zehntel der Stimmen ward ein blutjunger Vicar, Namens Vögeli, zum Pfarrer erwählt. Die Gläubigen hatten sich alle Mühe gegeben, die Wahl unmöglich zu machen. Sie waren sogar an den Kirchenrath gegangen. Denn der Wahlcandidat war ein offenbarer Irrlehrer, der vom Christenthum fast nichts hatte stehen lassen und z. B. dem Verräther Judas einmal den Vorrang vor Christo gegeben hatte, weil der Erstere freiwillig sein Leben für seine Ueberzeugung geopfert habe, während Christus gewaltsam getödtet worden sei und nur in sofern freiwillig gelitten habe, als er nichts zu seiner Befreiung unternommen. Aber der Kirchenrath hatte die Bittsteller abgewiesen und als nun wirklich der

Wahlact in der Kirche vollzogen und der Vögeli gewählt ward, begrüßten die aufgeklärten Wähler das Ergebniß der Wahl — im Gotteshause! — mit einem so donnernden Hurrah!, daß die Fensterscheiben zitterten. Und so haben sie denn nun Einen, der ihnen predigt, nach dem ihnen die Ohren jücken, daß Christus nicht auferstanden sei, daß Er nicht aufgefahren sei gen Himmel und daß Er nicht kommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten. — Das hirtenlose Christenhäuflein aber ist auf Separatgottesdienste angewiesen. Die Methodisten und Irvingianer beginnen sich einzunisten, und auch die katholische Kirche feiert nicht. —

Canton Genf. In dem Dorfe Vaudoeuvres bei Genf starb am 8. Mai d. J. der von der Genfer Nationalkirche separirte Pastor Dr. Cesar Malan, eine Persönlichkeit, die mit ihrer vielseitigen Begabung und ihrem herzgewinnenden, ja fast die Herzen beherrschenden Wesen in den Tagen der dortigen kirchlichen Erweckung und Spaltung (von 1815 an) ungemeinen Einfluß geübt hat. Man hat ihn ja geradezu scherzweise den „Cäsar" (d. i. Kaiser) der Erweckung genannt. Er war geboren im Jahre 1786 zu Genf. Nachdem er dort seine Bildung und die Weihe zum heiligen Predigtamt empfangen hatte, trat er als Prediger mit der alten, in der Stadt Rousseau's fast völlig vergessenen Wahrheit von Christo unerschrocken auf. Das und sein Hindrängen auf ernstliches Lesen der Bibel, zu dem der „Neuerer" namentlich die Jugend in einer Sonntagsschule anhielt, machte ungeheures Aufsehen. Bald bekam es der junge Mann mit den gleichmäßig im Unglauben versunkenen Amtsbrüdern und Behörden zu thun. Nach mancherlei Schwankungen und innerlichen wie äußerlichen Kämpfen ward er endlich (1823) seines Amtes entsetzt, erklärte aber auch sofort, daß er nunmehr von der dermalen bestehenden protestantischen Kirche des Cantons sich zurückziehen müsse. Die Schaar der Erweckten, die sich in der von ihm erbauten chapelle du témoignage (Kapelle des Zeugnisses) zu seiner Predigt hielt, war eine sehr große, und seine Wirksamkeit jetzt, wo er ungehindert war und die Zeit nicht mehr auf's Kämpfen wenden mußte, eine überaus gesegnete. Fünf oder sechs Mal predigte er in der Woche. Daneben nahm die von ihm gegründete Sonntagsschule seine Thätigkeit in Anspruch. Dazu war er ein unermüdlicher Tractatschreiber, wie er denn auch eine Tractatgesellschaft gründete. Einige seiner Tractate sind wahre Musterarbeiten. Von seinen zahlreichen geistlichen Liedern (Zionslieder), deren man 1600 zählt, sind viele dem christlichen Volke sowohl in Malans unabhängiger, als auch in der sich immermehr verjüngenden nationalen Kirche lieb und werth geworden. Außerdem schrieb er auch noch eine christliche Kinderzeitung, und selbst eine Theologenschule für Bildung von Pastoren und Evangelisten hat er in's Leben gerufen. Mittenhinein in seine reiche Thätigkeit unternahm er kleinere oder größere Missionsreisen, auf denen er auch unterwegs mit den Leuten bald das Gespräch auf das Eine, was noth ist, zu bringen wußte. Ueberhaupt ist er wohl selten mit einer Seele verkehrt, die er nicht auf ihre Seligkeit aufmerksam gemacht hätte. Sein Familienleben war ein musterhaftes, fast ideales. Er durfte auch noch einige Jahre vor seinem Tode mit seiner ihn nun überlebenden Gattin die goldene Hochzeit feiern. — In die nationale Kirche ist er, auch als er es ohne die vorigen Gefahren hätte thun können, nicht wieder zurückgekehrt. Doch hat er sich ihr gegen das Ende seines Lebens sichtlich wieder genähert. Dadurch, daß eine nicht geringe Zahl seiner Anhänger wegen allerlei Lehrdifferenzen von ihm abfielen, ließ er sich in seiner Thätigkeit nicht beirren, so sehr ihm dies auch zur Prüfung gereichte. Auch als die Schaar seiner Zuhörer, weil dem Greise ja nicht mehr die vorige Kraft innewohnte, immermehr zusammenschmolz, setzte er doch immer noch sein Predigen fort. Auch von Vandoeuvres aus, wohin er im Jahre 1856 zog, predigte er regelmäßig in seiner Kapelle des Zeugnisses, bis er am 18. Nov. des vorigen Jahres zum letzten Male die Kanzel bestieg. Durch ein sechsmonatliches schweres Leiden machte ihn der HErr vollends reif zur Ernte, bis er ihn endlich im Frieden heimrief. „Sein Leiden und Sterben ist eine Fortsetzung seines Amtes und eine Bestätigung der Wahrheit geworden, die er gepredigt hatte. Er ist getreu gewesen bis in den Tod." —

Zur Calvinfeier hatte man in Genf die sonst in der letzten Woche des Juni stattfindenden religiösen Versammlungen (Bibelfest, Missionsfest ꝛc.) auf die mit dem 23. Mai beginnende Woche verlegt. Die Feier selbst interessirte nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil des Publikums. Schmähartikel der in Genf sich überraschend mehrenden Katholiken und der protestantischen Anhänger des berüchtigten Fazy, ja sogar große Anschlagzettel mit Aufreizungen gegen die Feier hatten die Nationalkirche dermaßen eingeschüchtert, daß sie es nicht wagte, eine allgemeine Feier des eigentlichen Todestags Calvin's anzukündigen, sondern die darauf bezüglichen Predigten, die nicht einmal als Erinnerungspredigten bezeichnet wurden, auf den nächsten Sonntag verwies. So waren es hauptsächlich die Glieder der unabhängigen, von der Staatskirche gesonderten Genfer Kirche, die den Tag feierten. Am Morgen des Tags (27. Mai) ward in feierlicher Weise der Grundstein zu der vom Pilger bereits früher erwähnten Reformationshalle gelegt. Es ist für dieselbe ein etwa 10,000 Quadratfuß großer Platz gekauft und bereits die Summe von 200,000 Frcs. in verschiedenen Ländern gesammelt worden. Mittags predigte der alte ehrwürdige Professor Merle d'Aubigné im Gotteshause der unabhängigen Gemeinde Genfs, dem sogenannten Oratoire. Später hielt der Pfarrer Viguet einen geschichtlichen Vortrag über Calvins Leben. Am folgenden Sonntag ward des Tags auch in den Predigten und Kinderlehren der Nationalkirche gedacht. Einen schönen Schluß aber bekam die Feier durch eine am Abend dieses Sonntags unter freiem Himmel auf einer schöngelegenen Wiese in der Nähe der Stadt gehaltene öffentliche Versammlung. An derselben nahmen etwa 5—600 Zuhörer aller Stände theil. In lieblicher Weise wechselten Chorgesang, allgemeiner Gesang, Gebet und kurze Ansprachen mit einander. —

Zur Feier des Tages hat die theologische Facultät zu Zürich dem Redacteur der kirchlich-radicalen „protestantischen Kirchenzeitung" H. Krause in Hamburg die theologische Doctorwürde verliehen. Ein gleiches hat die Berner Facultät mit dem Prof. Biedermann in Zürich gethan, der in den schweizerischen „Zeitstimmen" die geschichtlichen Grundlagen des Christenthums offen bestreitet.

Der Papst denkt allen Ernstes daran, das durch den Calvinismus unterdrückte Bisthum von Genf wieder zu erneuern. Bisher hat der in Freiburg residirende Bischof von Lausanne zugleich den Titel eines Bischofs von Genf geführt. Die Ausbreitung, die der Katholicismus neuer-

dings in Genf findet, scheint der Sache günstig zu sein. Wenigstens kann der Pilgerschreiber versichern, daß ihm kaum in katholischen Städten der Katholicismus so in die Augen gefallen ist, wie in dem evangelischen Genf, der Wiege des Calvinismus.

Im Waadtlande, wo gleichfalls der Landeskirche eine Freikirche gegenübersteht, ist der Mangel an Candidaten der Theologie in der ersteren so groß geworden, daß dieselbe sich an die bedeutend kleinere Freikirche mit der Bitte um Ablassung von Candidaten gewendet hat. — In Lausanne, der Hauptstadt des Waadtlandes hat vorigen Winter Professor Naville aus Genf unter der Bezeichnung „Betrachtungen über den himmlischen Vater" eine Reihe von Vorlesungen gehalten, um die zu belehren, denen der Glaube an den einen lebendigen, persönlichen Gott verloren gegangen ist. Der dazu gewählte Saal ward bald zu enge, man mußte die Versammlungen in eine Kirche verlegen, in der sich an 1400 Personen drängten. Die Vorträge fanden den allgemeinsten Beifall und am Schlusse derselben trat der Bürgermeister von Lausanne vor und sprach gegen den Redner im Namen der Versammlung den wärmsten Dank und dazu die Bitte aus, daß diesen Vorträgen noch weitere über den Sohn folgen möchten. —

(Fortsetzung folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

Der Pilger hat lange keinen Bücherbericht gebracht. Das hat seinen guten Grund gehabt. Er hat sich nämlich eine gute Weile überlegt, ob es nicht rathsamer sei, diesen Bücherbericht ganz wegzulassen, da er ja nicht alle Leser zu interessiren scheint. Aber das Ende der Ueberlegung ist, daß er doch damit fortfährt. Ja, er hält diesen Bericht geradezu für eine seiner Pflichten. Je mehr man sich in unserer Zeit bemüht, verderbliche Erzeugnisse der Presse auszuschreien und auszubreiten, desto mehr wird es einem christlichen Blatte geboten sein, an seinem bescheidnen Theile zum Bekanntwerden und zur Verbreitung bessrer christlicher Literatur beizutragen. Wem also in Zukunft der Bücherbericht wieder überflüssig erscheint, der denke doch: Es gehört auch mit zur Reichssache Gottes, daß die Leute erfahren, was die christliche Presse druckt, und es wäre ein Undank, wenn der Pilger seine Leser nicht auch auf den Segen aufmerksam machen wollte, den Gott der Herr durch die Presse über seine Kirche ausschüttet. Doch will der Pilger gern seinen Lesern versprechen, sich in Zukunft mit diesem Berichte möglichst kurz zu fassen. Diejenigen Bücher und Schriften, die für jeden schlichten Christen auch ohne höhere Bildung genießbar sind, sollen künftig mit einem Sternchen (*) versehen werden. Es wird mit diesem Sternchen aber nicht über die sonstige Vortrefflichkeit der Bücher abgeurtheilt, sondern es soll daran nur deren Volksthümlichkeit kurz erkannt werden.

Wunderliche Reisen, Bruchstücke aus dem Leben von A. Freiherr v. Seld. Halle, Fricke, 1864. 427 S. 1 Thlr.

Der bekannte opferfreudige Enthaltsamkeitsprediger theilt hier eine große Anzahl von leicht an einander gereihten Erfahrungen und Erlebnissen mit, die er in schöner Einfalt sehr lebendig zu erzählen weiß. Das Buch fesselt von Anfang bis Ende und seine Mittheilungen erbauen, ohne in erbauliche Form gekleidet zu sein. Wohlthuend ist auch die liebliche Bescheidenheit, mit der der vielgewandte Mann von seiner gesegneten Thätigkeit redet.

Theophile, eine Erzählung von M. Wirth. Halle, Mühlmann, 1862. 108 S. 9 Gr.

Genaue Inhaltsangabe solcher Erzählungen kann der Pilger nicht mittheilen. Dadurch würde auch dem Leser ein Theil des Genusses genommen. Doch giebt er von keinem Buche Bericht, von dessen Inhalt er nicht auch Rechenschaft geben könnte. Der Inhalt des vorstehenden läßt sich in die Worte zusammenfassen: Heilsame Abkühlung einer schwärmerischen bräutlichen Liebe durch schmerzliche Erfahrungen und gnädige Führungen an der Seite eines nüchternen Ehegatten. Das Buch ist reich an feinen psychologischen Bemerkungen. Früher im Hallischen Volksblatte abgedruckt.

***Die Geschichte vom stieren Otte,** mitgetheilt von Gustav Jahn. 3. Aufl., Halle, Mühlmann, 1863. 31 S. 2 Gr.

Eine Geschichte vom Fluche des Branntweins in treflichem Volkston erzählt. Auf dem Titel steht noch: Erzählungen für's Volk von G. Jahn, Nr. 2. Es giebt also noch mehr solch gute Volksspeise.

Der Verwalter und sein Kind, eine Erzählung für's Volk von Fr. Ahlfeld. Halle 1863. 46 S. 3 Gr.

Die sechs Ahlfeldschen Erzählungen sind so bekannt, daß sie besonderer Empfehlung wohl nicht bedürfen. Hier ist die erste derselben in fünfter Auflage.

Ulrich, eine Erzählung von der Verfasserin von „Margarethe, ein christlicher Roman von Frauenhand." Halle, Fricke, 1864. 227 S. 18 Gr.

Das Motto des Büchleins: „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden", erfüllt sich an den Seelen der beiden Hauptpersonen dieser Geschichte. Diese überfluthet den Leser nicht mit einer Fülle von verschiedenen Personen und Ereignissen. Die Besiegung eines ungläubigen und unstäten, aber doch aufrichtigen Herzens ist ihr Ende. Treffliche Charakterzeichnung, besonders wohlthuend das Bild einer mit mütterlicher Weisheit waltenden gläubigen Matrone.

***Mecklenburgische Dorfgeschichten** von L. Kreutzer, 1. Bdchen.: Der Orgelpeter, Erzählung aus dem mecklenburgischen Dorfleben zur Zeit der Fremdherrschaft; Parchim, Wehdemann 1863. 130 S. 10 Gr.

„Recht muß doch recht bleiben", und „'s ist alles gut, wenn gut das End": das sind die beiden alten Wahrheiten, die uns das wackere Büchlein auf geschichtlichem Hintergrunde in recht volksmäßiger Sprache veranschaulicht. Der Orgelpeter ist ein frommer Orgeldreher, der lange Zeit landesflüchtig sein mußte, weil — doch ich will nicht zu viel verrathen. Wer das Büchlein gelesen, der verlangt noch mehr von derselben Feder.

Fingerzeige der göttlichen Weltregierung in wunderbaren Ahnungen und Vorhersagungen, Träumen und Geschichten, sowie Gebetserhörungen. Für die Jugend und ihre Freunde gesammelt von C. Seelbach, Pf. 2 Bdchen, 148 u. 144 S., à 10 Gr. Stuttgart 1864, Steinkopf.

Die in diesen beiden Bändchen gegebene Zusammenstellung von Geschichten ist nicht zu mißbilligen. Denn dieselben sind erstlich zumeist aus anerkannt guten Quellen entnommen und geschichtlich ausreichend beglaubigt, und zum andern ist ja ein wunderbares Eingreifen des regierenden Gottes in die Seelenzustände und dadurch in die Lebensführungen seiner Kinder keineswegs mit der apostolischen Zeit zu Grabe gegangen. Da aber in jedem Menschen der wunderbare Hang liegt, solch außerordentlichen Führungen vor der allgemein gültigen Führung durch Gottes Wort den Vorzug zu geben und auf Träume und Gesichte besonderen Nachdruck zu legen, ehe man sich mit ganzer Demuth unter die einfältige göttliche Offenbarung gebeugt hat, möchte der Pilger die beiden Bändchen nicht schlechterdings Jedermann, am allerwenigsten der Jugend empfehlen, sondern nur denen, die ein reiferes christliches Urtheil haben und die über den außerordentlichen Regierungsthaten Gottes die regelmäßigen Werkzeuge seines Regierens nicht übersehen. Die Gebetserhörungen jedoch, die den größten Theil des 2. Bdch. füllen, werden bei Allen erbaulich wirken.

***Aus dem Tode zum Leben,** christliche Erzählungen von H. R. Wullschlägel. Heidelberg, Winter 1863. 200 S. 12 Gr.

Eine Zusammenstellung von sechs, allem Anschein nach wahren, wenn auch nicht durchaus wirklichen Geschichten, die lebendig und volksfaßlich erzählt sind und, obschon in verschiedenem Sinne, mit Recht den Titel: „Aus dem Tode zum Leben" verdienen.

***Das heilige Land** von W. Kühn, Seminardirector, zum Schulgebrauch, auch frommen Christen zur Erbauung. Mit Holzschnitten und einer Karte des Landes. Lpz. u. Dresden. Justus Naumann's Buchhandlung. 10 Gr.

Eine sehr praktische und (ohne Predigtton) erbaulich gehaltene, bündige Beschreibung des heiligen Landes. An der Hand des Büchleins, in welchem auch zum Aufschlagen alle mögliche Erleichterung geboten wird, und des guten Kärtchens kann der Hausvater mit den Seinen und der Lehrer mit den Kindern die schönste Reise von der Welt machen und an den heiligen Stätten der biblischen Geschichte die Erinnerung an die einzelnen geschichtlichen Thatsachen anfrischen. Wir haben wenig so Gutes über diesen Gegenstand.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 50. Dresden, den 10. December 1864.

Am dritten Sonntage des Advents.

Matth. 11, 2—10.

***) Sage mir die Summa oder Inhalt dieses Evangelii.**

Ist eine Historia, wie Johannes, der Gefangene, seine Jünger zu Christo abfertiget und sich bei Ihm erkundigen läßt, ob Er der wahre Messias sei; und wie sie Christus auf Sein liebes Wort und Wunderzeichen weiset und abwesens (in Abwesenheit) der Jünger Johannis, Johannem von wegen seiner Beständigkeit lobt und preiset.

Was soll ich daraus lernen?

Daß treue Seelsorger ihre Schäflein allein zu Christo, dem wahren Lamme Gottes weisen sollen, weil Er allein der Welt Sünde trägt, die Versöhnung für unsere und der ganzen Welt Sünde ist, Sein Leben zur Erlösung für Viele gegeben hat, dazu der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, ohne welchen Niemand zum Vater kommen kann. Es sollen sich auch die Zuhörer nirgends anderswohin weisen lassen, denn zu Christo Jesu, der das einige Fundament, Gnadenthron und Eckstein ist, darauf wir festlich unsere Seligkeit bauen sollen, als auf den starken Fels, der uns nicht läßt zu Schanden werden.

Wie auch der Herr Christus Johannis Jünger in Jesaiam weiset und sie daraus beantwortet: also sollen die Prediger ihre Zuhörer nicht auf die trüben Cisternen menschlicher Vernunft, sondern allein zu dem reinen Brunnen Israels, das ist zu Gottes heilwärtigem (heilbringendem) Wort weisen, das allein von Christo zeuget, dahin auch Abraham (Luc. 16, 29) des reichen Fressers Brüder weiset. Und so oft wir Christum aus unsern Herzen verlieren, wie denn gemeiniglich im Kreuz geschieht, daß wir meinen, wir seien von Gottes Augen verstoßen: so sollen wir uns nach Ihm in der heiligen Schrift umsehen, da werden wir Ihn allein finden.

Wir lernen auch, daß Christus Jesus der rechte versprochene Messias und Schlangentreter sei, der der alten giftigen Schlange den Kopf zertreten, das ist des Teufels List, Gewalt und Reich zerstöre, den Tod und alle seine Trabanten in den Sieg verschlinge, des Todes Tod, der Höllen Gift und Pestilenz sei, weil Er die Werke thut, die vom Messias geweissagt worden. Daher saget Er: Glaubet den Werken, wollt ihr Mir nicht glauben (Joh. 10, 38), und: Wo nicht, so glaubet Mir doch um der Werke willen (Joh. 14, 11).

Und dieweil Christus diejenigen selig spricht, die sich nicht an Ihm ärgern, so sollen wir uns ja nicht an Ihm

*) Aus M. Christoph Fischer's „Kinderpostille", siehe Pilger Nr. 13 dieses Jahrgangs, S. 99, Anmerkung.

Digitized by Google

ärgern, auch nicht von Ihm nach unserer Vernunft, sondern nach Seinem Wort urtheilen. Er ist ein Zeichen, dem widersprochen wird, ein Stein des Anstoßes und ein Fels der Aergerniß, daß ihrer Viele sich daran stoßen, fallen, zerbrechen, verstrickt und gefangen werden. Wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen, auf welchen er aber fället, den wird er zermalmen.

Prediger sollen auch nicht Wetterhähne sein; denn dieselbigen gehören auf die Kirche und nicht in die Kirche; sie sollen sich nicht wie die Rohre hin und wieder mit allerlei Wind der Lehre wiegen und wägen lassen, kalt und warm aus Einem Maul blasen, auf beiden Seiten hinken, sondern sie sollen bei der Wahrheit beständig aushalten. Sie sollen auch nicht Fuchsschwänzer oder Liebkoser sein, den Leuten zu Gefallen predigen, sondern wofern sie anders Christi Diener sein wollen, sollen sie mit der ernsten Bußpredigt dem HErrn den Weg bereiten, Buße und Vergebung der Sünden im Namen Christi predigen, rechte Johanniter sein, ungeachtet, daß sie derwegen mit Johanne gefänglich eingezogen, mit einem steinernen Rock bekleidet werden und endlich Leib und Leben auf dem Platz lassen müssen.

Was soll ich für einen Trost aus diesem Evangelio nehmen?

Daß mein Herr Christus der rechte Messias sei, der dem bittern Tode und allen Krankheiten aus eigener allmächtiger Kraft ausgebieten*) könne, derwegen wir uns bei Ihm in allen obliegenden Nöthen Raths, Trosts, Hülfe und Beistandes erholen sollen, der tröstlichen gläubigen Zuversicht, Er werde uns (wie Er sich denn in den wenigen Wunderwerken, die Er gethan, gegen uns verpflichtet und verschreibet) nicht rath-, trost- und hülflos lassen. Er ist der rechte Meister zu helfen, der alle Hülfe thut, die auf Erden geschieht. Wahrlich, es hat Israel keine Hülfe, denn am HErrn, unserm Gott. Da kann uns kein Fall stürzen, wie groß er auch ist; Niemand kann uns aus der allmächtigen Hand Christi reißen; der Allerhöchste kann unsers Jammers ein Ende machen.

Tröstlich ist's auch, daß Christus mit den groben unverständigen Jüngern Johannis so freundlich, glimpflich und leutselig umgeht, sie nicht vor die Stirn stößet und unfreundlich von sich abweiset, sondern gnädige Geduld und Mitleiden mit ihnen trägt. Also will Er das glimmende Docht nicht auslöschen, auch das zerbrochene Rohr nicht zerknirschen, sondern wie Er der Schwachen und Kranken halber auf diese Welt gekommen, so will Er auch die Schwachen im Glauben aufgenommen haben.

Aus der Maßen tröstlich ist auch dies, daß Er sein heiliges Evangelium, das ist die hochtröstliche, gnadenreiche Predigt von Seinen Wohlthaten von gnädiger Vergebung der Sünden, der hochwürdigen Kindschaft Gottes u. s. w. den armen gnadenhungrigen Herzen, geistdürstigen Gewissen und hülfsbegierigen Gemüthern predigen läßt, daß Er ihr Sündenträger, Sündenbüßer und Sündentilger, Todesmörder, Teufelsbinder, Höllenstürmer oder Höllenbrecher und Himmelspförtner sein wolle. Derwegen arme Sünder in dem greulichen, abscheulichen Anblick ihrer Sünde und des gerechten Zornes Gottes keineswegs verzweifeln, sondern, ob sie wohl bei ihnen (sich selbst) weder Rath, Trost, noch Hülfe wissen, zu Christo ihre Zuflucht, Trost und Hoffnung haben sollen, der als das wahre Lamm Gottes ihre Sünde trägt, mit seinem theuerwerthen Blute sie von allen ihren Sünden reiniget, und sollen aus Seiner Fülle, wie Er denn voller Gnade und Wahrheit ist, Gnade um Gnade schöpfen.

Ein Herz mit Reu und Leid gekränkt,
Mit Christi Geist und Blut besprengt,
Voll Glaubens, Lieb und guts Vorsatzs,
Ist vor Gott der alleredelst Schatz.

Und wie sich der Herr Christus Seines gefangenen Dieners treulich annimmt, ihn das Wort redet und ihn hoch erhebet, also will Er sich aller treuen Prediger und Christen ganz herzlich annehmen, ihre Unschuld retten, sie, wenn sie die Welt vernichtet und verkleinert, erheben, ihr Patron, Wortreder und Advocat sein, ihnen ein gut Wort verleihen. Deß sollen wir uns stets trösten und wissen, Seine Gnade sei weit besser denn das Leben.

Fasse mir diese Lehre und Trost in ein kurz Gebet.

Ich danke Dir, mein lieber Herr Jesu Christe, daß Du Dich so gnädiglich und tröstlich mir offenbaret hast, daß Du mein einiger kräftiger, hülfreicher Nothhelfer und Beistand in aller meiner vorstehenden Noth sein wolleſt, darum ich mir allein bei Dir Raths und Hülfe erholen soll; daß Du auch mir armen Sünder Dein liebes Evangelium predigen lässeſt und mich mit Hand und Mund wider alle meine Feinde beschützen, auch getreue Johanniter, Lehrer und Prediger, mir senden willſt. Und bitte Dich, ach herzallerliebster Heiland, Du wolleſt uns stets treue Lehrer senden, die uns allein zu Dir weisen. Stehe, Du treues Herz, mir in allen meinen Nöthen treulich bei, reiche mir Deine allmächtige, gnadenreiche Hand, tröste mich mit Deinem trostreichen, holdseligen Munde, laß mich an Dir nicht ärgern, verleihe mir ein gut Wort bei Deinem und meinem himmlischen Vater, wenn sich meine Feinde heftig wider mich setzen; und wenn sie mich unterdrücken wollen, so erhebe Du mich und geleite mich endlich aus dem betrübten Jährenthal in den gewünschten Freudensaal! Amen.

Hierzu singe oder lies das Lied: Warum willſt du draußen stehen ꝛc. (Liedersegen Nr. 20.)

*) Ausgebieten, d. i. gebieten, daß Jemand gehe, wie aufgebieten: gebieten, daß Jemand komme.

Der Kaiser Maximilian II.

Der Pilger hat seinen lieben Lesern dies Jahr schon Manches aus der alten deutschen Kaiserzeit erzählt. Er wird auch, will's Gott, später noch manchmal auf die Geschichte des deutschen Volkes zu reden kommen. Von einem aber möchte er gern noch vor Ablauf des Jahres 1864 erzählen. Er hat sich's schon lange vorgenommen, aber immer kein passendes Plätzchen gefunden. Nämlich von dem Leben und Regieren des deutschen Kaisers, Maximilian II., der vor dreihundert Jahren (1564) seine Regierung antrat. Wenn die Regierung dieses Kaisers auch keine sehr lange gewesen ist, und obwohl sie keinen weiteren bedeutenden Einfluß auf die Förderung der lutherischen Kirche gehabt hat, so ist sie doch mehr als die Regierung anderer deutscher Kaiser für uns lutherische Christen interessant. Denn Maximilian II. war derjenige Kaiser des Reformationsjahrhunderts, der unter allen innerlich dem Evangelio am nächsten gestanden hat und der auch, wenn er es ganz und allein über sich hätte herrschen lassen, am meisten dazu angethan war, der lutherischen Lehre Bahn zu brechen.

Sein Vater war der Kaiser Ferdinand I., jener strengkatholische, aber doch gegen die Evangelischen mildgesinnte Kaiser, von dessen evangelischem Ende wir neulich (Nr. 45) gehört haben. Für eine tüchtige Erziehung des Sohnes trug der Vater reichlich Sorge. Er gab ihm gute und hochgelehrte Erzieher, die ihn in Gottes-Erkenntniß und Furcht, Sprachen und allerlei Regententugenden wohl und treulich unterweisen mußten. Mäßigung und Duldsamkeit erbte und lernte der Sohn vom Vater selbst, ja er besaß sie späterhin in noch höherem Maße als dieser. Dazu kam, daß einer seiner Jugendlehrer, Wolfgang Stiefel, ihn frühzeitig mit der evangelischen Lehre bekannt machte und daß er durch einen evangelisch gesinnten Hofprediger seines Vaters, den frommen Johann Sebastian Pfauser, den er sehr hoch hielt, in der Erkenntniß der evangelischen Wahrheit befestigt wurde.

So zeigte der junge Herr bald eine bedeutende und Vielen bedenkliche Hinneigung zum Lutherthum. Seine reichen Gaben (er lernte sechs Sprachen fertig sprechen und schreiben), seine sittliche Reife und seine ritterlichen Tugenden befähigten ihn bei Zeiten zu öffentlicher Thätigkeit. Im schmalkaldischen Kriege, da sein Oheim, Karl V., noch regierte, mußte er mit an dessen Feldzügen theilnehmen und bald nachher, als dieser seinen Sohn Philipp aus Spanien zu sich nach Deutschland beschied, ward ihm die Verwaltung des Königreichs Spanien übergeben. Derselben unterzog er sich mit aller Treue und Gewandtheit; doch war er viel zu sehr Deutscher, als daß es ihm in Spanien nicht gar zu spanisch hätte vorkommen müssen. Er fühlte sich erst dann wieder recht wohl, als er deutschen Grund und Boden unter sich hatte — trotzdem daß die Spanier große Stücke auf ihn gehalten hatten.

Aus der Zeit seines Reichsverweseramtes in Spanien muß ich euch ein klein Geschichtchen erzählen. Ihr habt wohl gelesen, wie's seinem Namensbruder, dem Kaiser Max dem I., auf der Martinswand gegangen ist. Unserm Max ist auch ein übles Ding in Spanien passirt, und zwar gleichfalls auf der Jagd. Einst jagte er in dem Gebiete von Granada mitten in einer großen Wildniß. Die Spur des Wildes lockte ihn immer weiter, er kam von seinem Gefolge ab, so daß beide nicht mehr zu einander gelangen konnten. Endlich fand er etliche Hirtenhütten mitten in der Wildniß. Da kehrte er ein, um des andern Tages sich zu den Seinen geleiten zu lassen. Die Hirten sahen den stattlichen Herrn, meinten, das sei ein guter Fang, und kein Mensch werde es merken, wenn sie ihm hier draußen, ferne von allem Verkehr, erst den Hals und hernach die Taschen umdrehten. Sie wurden eins, den vornehmen Herrn zu ermorden. Aber einer der Hirten hatte eine Braut; der war's nicht recht geheuer, daß sie Einem ihre Hand geben sollte, der unschuldig Blut vergossen hätte. Darum offenbarte sie insgeheim dem unbekannten Herrn den schrecklichen Blutrath, und, wenn sie ihm auch nicht mehr zur Flucht helfen konnte, so half sie ihm doch dazu, daß die Mörder ihn nicht sorglos schlafend, sondern wohl bereitet fanden, als das grausenhafte Mordwerk vor sich gehen sollte. Auf einen mannhaften bewaffneten Widerstand waren die Schurken nicht gerüstet gewesen. Als einer erschossen am Boden lag und zwei andere erstochen waren, suchten die Uebrigen das Weite. Es ward Lärm in der Umgegend. Eine größere Schaar von Hirten eilte herbei. Denen trat der siegreiche Kämpfer entgegen mit der erschreckenden Nachricht: er sei Max, der Verweser des Königreichs Spanien. Da stürzten die Hirten zu seinen Füßen nieder, begehrten Gnade und geleiteten ihn sicher zu seinem schwer um ihn besorgten Gefolge. Der Hirtenbraut aber hat Max nicht vergessen. Er hat sie an seinen Hof kommen lassen, sie auf's schönste gekleidet, sie reich beschenkt und auch fernerhin für ihren Unterhalt gesorgt. Das wollt ich nur beiläufig erzählt haben. — Wir begleiten nun den jungen Regenten aus Spanien nach Deutschland.

Dort regierte er die ihm anbefohlenen Lande, das Erzherzogthum Oestreich und das Königreich Böhmen mit allem Fleiß. Auf Land- und Reichstagen stand er dem Vater mit seiner großen Gewandtheit treu zur Seite. Schon seine bloße Persönlichkeit wirkte wohlthuend in solchen Versammlungen, und wenn er vollends den Mund aufthat, dann gewann ihm seine gediegene Beredtsamkeit aller Herzen. Man kann wohl sagen, er war ein Liebling Aller und eben dadurch dem alternden Vater eine kräftige Stütze. Nur eines war, was demselben trübe Stunden machte. Das war Maximilians unverhüllte Vorliebe für den Protestantismus. Hatte doch Max, als Ferdinand seinen Hofprediger Pfauser des Diensts entlassen

Kaiser Maximilian II. (1564—1576.)

hatte, denselben als seinen Geheimschreiber, in Wirklichkeit aber als seinen Beichtvater an- und aufgenommen.

Da mußten alle Segel der Klugheit aufgespannt werden, damit Max nicht in ketzerische Hände gerieth. Kaiser Karl V. hatte dem jungen Verweser Spaniens zum Lohne für seine dreijährige Mühe seine eigne Tochter Maria antrauen lassen. Das war eine eifrige Katholikin, sie mußte mit allem Fleiß an ihrem Gemahl herumarbeiten, ist ihm auch wirklich in vielen Stücken ein Hemmschuh gewesen. Ein Jesuit wurde an ihn abgeordnet; aber er kehrte, obwohl ihn Max gern gehört hatte, unverrichteter Sache wieder heim. Klüger als dieser fing's der hochbegabte Bischof Hosius von Ermeland mit ihm an. Der stellte ihm vor, wie doch bei den Protestanten gar keine Glaubenseinigkeit zu finden sei und daß er sich doch nicht in solch eine zerklüftete Kirchengemeinschaft hineinwagen solle. Das wirkte etwas kräftiger; aber immer noch nicht kräftig genug. Denn eben um jene Zeit fragte Max bereits bei evangelischen Fürsten um eine Zufluchtsstätte an, für den Fall, daß er um seines Glaubens willen verfolgt würde und leiden müßte.

Aber noch hatte der Vater ein kräftigeres Mittelchen im Vorrath. Der Sohn sollte schon bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger im kaiserlichen Regiment ernannt werden. Gaben hatte er dazu, das mußte ihm der Neid lassen, und Lust wohl auch, eben weil er Gaben hatte. Aber über die Kaiserwahl hatten die Kurfürsten zu entscheiden und das waren nicht blos weltliche, sondern auch geistliche Herren — Cöln, Trier und Mainz waren ja auch Kurfürstenthümer. Und deren Stimme bekam Maximilian sicherlich nicht, so lange er so offen die protestantische Fahne herausteckte. Das und wohl auch der Rath des Kurfürsten Philipp von Hessen, der zur Nachgiebigkeit gegen den Vater ermahnte, mag ihn, wenigstens äußerlich, zu einem Einlenken vermocht haben. Er nahm wirklich an Pfausers statt einen katholischen Hofprediger an und bequemte sich zu regelmäßiger Anhörung der Messe, obwohl er vorher schon das h. Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen hatte.

Nun stand seiner Wahl zum Thronfolger des Kaisers nichts mehr im Wege. Die weltlichen Kurfürsten, sonderlich die evangelischen, schätzten ihn alle sehr hoch und die letzteren setzten in ihn besondere Hoffnung für fernere Duldung der evangelischen Lehre. Und die geistlichen waren durch sein Mitmachen wenigstens einigermaßen zufriedengestellt. So ging denn die Wahl in Frankfurt auf's glatteste vor sich. Nur mit dem Papste gab's anfänglicheinen kleinen Tanz. Der behauptete, die früheren Kaiser hätten ihm allzumal obedientiam, d. i. Gehorsam zugeschworen, und verlangte diesen Eid auch von Maximilian, bei dem er ihm ganz besonders nöthig erscheinen mußte. Aber Max merkte die Schlinge und verstand sich nach 20monatlichen Verhandlungen nur dazu, dem Papste durch einem Abgesandten sein obsequium (Willfährigkeit) versichern zu lassen. Damit gab sich der Papst zufrieden, weil er meinte, Gehorsam und Willfährigkeit seien im Grunde einerlei, und Maximilian blieb Thronfolger. Um dieselbe Zeit wählten ihn auch die Böhmen zu ihrem Könige. Zu Prag ward er mit großer Pracht gekrönt. Und bald nachher empfing er auch die ungarische Königskrone.

Lange brauchte er nicht auf die Uebernahme des gesammten Reichsregiments zu warten, denn schon im Jahre 1564 am Sct. Jacobitage, noch nicht zwei Jahre nach Maximilians Erwählung, segnete Ferdinand der I. das Zeitliche. Nur 12 Jahre hat Max II. das Reich regiert. Aber die kurze Zeit seiner Regierung war eine gesegnete. Es war ihm eine heilige Aufgabe, den geistigen und leiblichen Frieden seines Reichs zu fördern und zu erhalten. Doch davon soll in nächster Nummer erzählt werden.

(Schluß folgt.)

Der Brunnen.*)

Der fromme Pfauser, Hofkaplan
Des Kaisers Maximilian,

*) Der hier genannte Pfauser ist derselbe, der oben in der Lebensbeschreibung Maximilians genannt ist. Brenz ist der be-

Stand hoch bei seinem Herrn in Gunst und Ehre;
Der reinen, evangel'schen Lehre
War er mit Leib und Seele zugethan.
Einst kehrt' er auf der Reise nach Florenz
In Stuttgart ein und hörte, daß der alte,
Gelehrte, weltberühmte Brenz
Zum nahen Fest im Dom die Predigt halte.
Ei, dacht' er, da wird ein Gedränge sein,
Du mußt um einen Platz dich eilen.
So stellt er sich ganz in der Frühe ein.
Der ganze Dom war leer in allen Theilen;
Er saß und wartete, allmählich fand
Ein wenig Volk sich ein, ein Häuflein frommer Alten,
Doch so gering, daß es dem Auge schier entschwand.
Hier, dachte Pfauser, muß ein Irrthum walten!
Doch jetzt kam Brenz; die Stirn gedankenreich,
Das edle Antlitz, mild, apostelgleich;
Die Predigt, kernig und voll Saft und Kraft,
Ließ ihn den Meister nicht verkennen,
Die Zierde evangel'scher Wissenschaft;
Vor Scham und Zorn fühlt' er sein Herz entbrennen,
Daß man in Stuttgart zu verachten schien
Den Gottesmann, um den die Welt sie neide;
Hei, dacht' er, hätten wir dich nur in Wien,
Wir dankten täglich auf den Knien
Dem Herrn für solche Herzensweide.
Er ging zur Sacristei, als kaum die Predigt aus,
Den großen Glaubensmann, zu dessen Füßen,
Er oft im Geist gesessen, zu begrüßen.
Brenz lud ihn freundlich in sein Haus.
Im Geh'n konnt' er sich nicht entbrechen,
Laut sein Entrüsten auszusprechen,
Daß man in Stuttgart solch ein Glück,
Solch scheinend Licht zu haben, baß verachte,
Und daß der Meister seine wohldurchdachte,
Gewalt'ge Predigt, schier ein Meisterstück,
An solch armselig kleine Schaar verschwende.
Brenz schwieg, bis ziemlich an des Weges Ende
Das Paar auf einen Brunnen stieß.
Hier stand er still. „Freund, kostet dies Gewässer,
So hell und klar; fürwahr im Paradies
Die ersten Eltern hatten es nicht besser."
„Ja," sprach der Gast, „ein Trunk voll frischer Kraft,
So lebend, dünkt mich, klar und helle,
Als strömt' er aus Siloahs Quelle."
„Und wißt Ihr auch," sprach Brenz, „die beste Eigenschaft,
Die dieser Brunnen hat? Er fragt bei seinen Gaben
Nach Anerkennung nichts und Dank,
Ob viel, ob wenige aus ihm sich laben,
Gleich frisch und herzerquickend ist sein Trank."

Ernste Württembergische Reformator. Unter der Kanzel auf der Pfauser ihn predigen hörte, liegt Brenz auch begraben. Das Volk spricht, wenn einmal ein Irrlehrer auf der Kanzel predigen werde, so werde des Reformators Finger aus dem Grabe herauskommen. —

Chronik.

(Fortsetzung.)

In England wird die Herausgabe einer autorisirten (kirchlich beglaubigten und empfohlenen) Auslegung der Bibel beabsichtigt. Der Plan dazu ging von dem Sprecher des Unterhauses aus, welcher mehrere Bischöfe über die Sache zu Rathe gezogen hat und auf dessen Anregung der Erzbischof von York es unternahm, die Grundlage zu einem Commentar (Auslegung) auszuarbeiten, welcher den Leser im Besitz aller zum Verständnisse des Wortes Gottes nöthigen Erklärungen setzen und ihm gegen Einwürfe, die auf Mißdeutungen der Bibel beruhen, genügende Antworten an die Hand geben solle. Einem Ausschuß, an dessen Spitze der Erzbischof von York steht, ist die Oberleitung des Werkes anvertraut; Herausgeber ist Rev. F. C. Cook. Das Ganze ist in 8 Abschnitte eingetheilt, die von verschiedenen Gelehrten bearbeitet werden, deren jeder drei oder vier Mitarbeiter zur Seite hat. — (Evang. kirchl. Anz.)

Daß die Herausgeber der gelehrten englischen Zeitschrift „Essays and Reviews" wegen verschiedener Aufsätze, die das Ansehen der Schrift und einzelne Lehren der Kirche in Zweifel zogen, angeklagt und anfänglich auch vom Amte suspendirt, hernach aber vom Geheimrath der Königin freigesprochen wurden, ist bekannt. Gegen diese Freisprechung ist von Oxford aus ein kräftiger Protest erlassen worden, den 10,000 Geistliche der englischen Hochkirche unterzeichnet haben. Das ist eine Einmüthigkeit die man auf deutschem Boden bei viel handgreiflicheren Irrlehren vergeblich sucht.

Der bekannte Baptistenprediger Spurgeon in London hat im Jahre 1856 eine Lehranstalt gegründet, in welcher junge Leute für's Predigtamt vorbereitet werden sollten. Damals zählte die Anstalt 1 Lehrer und 1 Zögling. Jetzt ist sie auf 66 Zöglinge gewachsen mit der entsprechenden Lehrerzahl. Damit ist eine Abendschule verbunden, in welcher 200 junge Leute für den Kaufmannsstand erzogen werden. In der erst genannten Anstalt haben die Zöglinge Alles umsonst, was sie geistig und leiblich bedürfen, bisweilen sogar die Kleidung. Und für die Abendschule haben die Schüler auch nur ihre Bücher zu bezahlen. Die nicht unbedeutenden Kosten (etwa jährlich 21,000 Thlr.) werden, nachdem Spurgeon selbst durch den Ertrag seiner gedruckten Predigten den Grund gelegt, mindestens zur Hälfte aus den Collecten bestritten, die nach den Spurgeon'schen Predigten beim Ausgang aus dem Gotteshause gesammelt werden. Eine Erweiterung der Anstalt wird von Spurgeon beabsichtigt, da sich

die Anzahl der Anmeldungen für seine Anstalt sehr rasch mehrt. —

Sp. beginnt übrigens in neuerer Zeit auch angreifend gegen die Kirchenlehre von der Taufe vorzugehen. In einer Predigt, die in großer Anzahl gedruckt und in London verbreitet worden ist, hat er's sogar an persönlichen Verdächtigungen nicht fehlen lassen. Es gebe gar manchen Geistlichen, der an dem Dogma von einer durch die Taufe geschehenden Wiedergeburt festhalte, ohne wirklich daran zu glauben. Mit solchen Menschen dürfe kein ehrlicher Mensch mehr umgehen. Dagegen haben sich in verschiedenen Schriften die Prediger der anglikanischen Kirche erhoben; aber auch der vielgenannte Prediger Baptist Noël, der aus der englischen Hochkirche ausgeschieden, um sich den Baptisten anzuschließen, hat einen offenen Brief brüderlicher Zurechtweisung an Spurgeon geschrieben, der seines Zwecks wohl nicht verfehlt haben wird.

Der englische Bischof Dr. Colenso in Afrika, gleichfalls der Irrlehre angeklagt, ist seines Amtes entsetzt worden, doch hat er bei höherer Behörde beantragt, daß das über ihn gefällte Urtheil für nichtig erklärt werde.

Bei Gelegenheit der Geburtsfeier des großen englischen Dichters William Shakespeare (geb. den 23. April 1564) hat der berühmte Cardinal Wiseman in London einen öffentlichen Vortrag gehalten, in welchem er durch beigebrachte urkundliche Zeugnisse zu beweisen suchte, daß der große Dichter ein Katholik, ja sogar ein eifriger Katholik gewesen sei und daß eben deshalb die evangelische Königin Elisabeth so wenig aus ihm gemacht habe. —

Am 26. Juni ist in der Kathedrale von Canterbury eine seltene kirchliche Feier gehalten worden. Da hatte der dortige Erzbischof 3 Bischöfe der anglikanischen Kirche zu weihen, darunter auch den Neger Samuel Adija Crowther aus dem Yoruba-Lande. Der ist als Kind verkauft, auf ein Sclavenschiff geschafft, dann aber, als das Schiff von einem englischen Kreuzer weggenommen ward, nach Sierra Leone gebracht und christlich unterrichtet worden. Dort hat er es durch Gottes Gnade so weit gebracht, daß er in der Yoruba-Sprache predigen und eine Uebersetzung des N. Testaments in seine Muttersprache beginnen konnte. Nachdem er sich bei manchen englischen Expeditionen in das Innere von Afrika betheiligt, ist es ihm gelungen, im Jahre 1846 in sein Yoruba-Land zurückzukehren, wo er seine alte Mutter, aus deren Armen man ihn vor 25 Jahren gerissen, noch am Leben fand. Er hat sie und seine drei noch heidnischen Geschwister bald nachher taufen dürfen. Nach mancher treuen Arbeit ist ihm von der Universität Oxford der Titel eines Doctors der Theologie gegeben worden. An dem obengenannten Tage aber ist er unter großem Menschenzudrang zum englischen Missionsbischof für Westafrika geweiht worden, wohin er auch im August dieses Jahres abgegangen ist. Zwei Töchter Crowthers sind an schwarze Missionare verheirathet, und sein jüngster Sohn studiert in England, um einst auch seinen Landsleuten das Evangelium zu predigen. — Die übergescheuten weißen Leute in Europa meinen gar oft, der Schädel solch eines armen Schwarzen sei viel zu ungeschickt gebaut, als daß etwas Gescheutes in ihn hineingehe. Dergleichen Meinungen werden denn doch durch die Nachricht von dem schwarzen Doctor und Bischof nicht wenig erschüttert. —

Aus Schweden kann ich etwas sehr Erfreuliches mittheilen, was ich neulich in den fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause und anderswo gelesen. Dort hatte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der verschwenderische König Gustav III., derim Jahre 1792 auf einem Maskenballe ermordet wurde, zwar manchen mittelalterlichen Greuel (die Folter u. dgl.) abgeschafft, aber dafür auch, um sich für seine nach französischem Muster eingerichteten Bedürfnisse Geld zu verschaffen, eine große Menge Branntweinbrennereien errichtet, die er für königliche Rechnung betreiben ließ. Allmählich war die Zahl der Brennereien des Landes auf 170,000 gestiegen. Das Uebel des unmäßigsten Branntweingenusses verbreitete sich in Folge dessen in solcher Weise, daß man nothwendig dagegen einschreiten mußte. Besonders hat einer der begabtesten und angesehensten Geistlichen des Landes, Namens Wieselgrün so treuen Eifer gegen das eingerissene Verderben gezeigt, daß von 62 Brennereien in seinem Kirchspiel 61 eingingen. Noch nicht zufrieden damit, hat er den König Oskar und seine Regierung für die Enthaltsamkeitssache zu interessiren gewußt, und in Folge dessen ist die ganze Zahl der Brennereien auf 200 herabgekommen, und statt 50 Millionen Kannen werden jetzt nur noch 14 Millionen ausgeschenkt. Doch ist auch das noch so viel, daß sehr zu wünschen wäre, wenn jüngere Männer dem durch angestrengte Arbeit frühe gealterten Manne das Werk weiter führen hälfen. — Auch auf anderem Gebiete zeigte man bald löblichen Eifer. Es entstanden Rettungshäuser, Diaconissenanstalten, ein Verein für entlassene Sträflinge, Bibelanstalten, Stadtmissionen, Colportage, Sonntagsschulen; kurz es sproßte ein Zweig der innern Mission nach dem andern auf, bis man zuletzt auch ein Seminar für Arbeiter der innern Mission errichtete. Da wolle der HErr weiter segnen! — Gar lieblich ist, was von der Entstehung der einen Diaconissenanstalt (in Stockholm) erzählt wird. Der fromme Küster einer Stockholmer Kirche, der mit gleichgesinnten Freunden zu erbaulicher Lectüre sich zu versammeln pflegte, bekam vor 15 Jahren die Berichte der Kaiserswerther Diaconissenanstalt in die Hände und wurde dadurch angeregt, etwas Aehnliches zu unternehmen. Der dortige deutsche Pastor schloß sich ihm an, und nachdem ein Fond von 5000 schwedischen Thalern gesammelt war, kaufte man davon ein kleines schlechtes Haus, in welchem der Küster mit seiner Frau die Anstalt begann. Bald konnte man ein größeres Haus kaufen und eine Jungfrau nach Kaiserswerth schicken, um sie dort zur Vorsteherin ausbilden zu lassen. Die bekannte schwedische Sängerin Jenny Lind, die überhaupt dem Reiche Gottes mit ihrem Gesange mehr gedient hat, als die Welt weiß, gab wiederholt sehr beträchtliche Beiträge, und die Anstalt kam in blühendes Gedeihen. Anfangs wurden nur kranke Kinder, dann auch Erwachsene gepflegt und eine Rettungsanstalt und Armenschule damit verbunden. In neuester Zeit hat man das für einen Geschäftsbetrieb sehr günstig gelegene Haus sehr vortheilhaft verkaufen können und dafür ein wohlfeileres erworben, das passender gelegen und einer Erweiterung fähig ist. Da soll denn nun auch eine Magdalenen-Anstalt mit dem Hause verbunden werden. Die Stockholmer Diaconissen aber gehen bereits durch das ganze Land. — Es wird immer wieder wahr, was vom Senfkorn geschrieben steht. —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelisch-lutherische Mission

unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's.

Mittheilungen von P. **Brunn** in Steeden.

(Schluß.)

Aus der Heimath will ich den l. Lesern nun noch Einiges mittheilen, nämlich allerlei Pläne und Aussichten in Betreff der Vergrößerung unserer hiesigen Anstalt für Amerika. Gott hat dieselbe so reichlich bisher gesegnet und Alles gegeben, was wir bedurften, daß ich jedes Jahr meine Schülerzahl habe vermehren dürfen. Aber nun drängen die Umstände und der Finger Gottes, der sich darin offenbart, immer weiter. Und zwar besonders von zwei Seiten her. Einmal erstens werden die Bitten um Arbeiter aus Amerika immer dringender; besonders der Krieg hat es bewirkt, wie ich schon früher mittheilte, daß sich drüben ein immer größrer Mangel an jungen Leuten herausstellt und der Zufluß von Schülern für die Amerikanischen Seminare immer mehr aus dem Inland selbst aufhört. So wird also unsre luth. Kirche in Amerika in nächster Zukunft für ihre ganze Existenz darauf gewiesen sein, ihren Mangel an Lehrern und Predigern aus Deutschland zu ersetzen und dadurch wird unsre hiesige Anstalt immer mehr an Bedeutung für Amerika gewinnen, aber es wird ihr auch eine immer größere Aufgabe gestellt werden müssen, die Schülerzahl zu vermehren, wenn dem Nothstand unsrer Kirche in Amerika wirklich geholfen werden soll.

Dazu kommt aber nun zweitens der erstaunliche Zudrang von Schülern in unsre hiesige Anstalt aus allen Enden und Ecken Deutschlands. Ich wollte, die l. Leser könnten einmal etliche der oft so herzlichen und dringenden Bitten um Aufnahme hören oder lesen, die nicht nur von jungen Leuten selbst, sondern noch öfter und dringender von frommen Eltern und Pastoren an mich ergehen. Dadurch ist dieses Jahr schon meine Schülerzahl, ganz gegen meinen Willen, da ich gar nicht ordentlichen Platz habe für so viele, auf 12 gekommen. Und nun hat es mit dem Vermehren der Zahl immer noch kein Ende. Da schreibt mir unter mehrern Andern z. B. ein theurer Bruder, Diaconus B. in Falkenstein in Sachsen von einem lieben, trefflichen Jüngling, für den er ganz flehentlich um Aufnahme bittet. „Sie haben uns zwar im Pilger mitgetheilt, schreibt er, daß Sie schon 12 neue Schüler wieder aufgenommen und werden demnach, wenn Sie diese Zeilen lesen, den Kopf schütteln und denken, da wird nichts daraus. Aber" — und nun weiß Diac. B. so viele Gründe, weshalb ich einmal um Gottes Willen und im Glauben es wagen und thun müsse, einen Schüler über die Zahl aufzunehmen und schließt so dringlich: „nun so schlagen Sie denn ein im Glauben und schreiben Sie mir, wenn er kommen soll" ꝛc., daß ich es fürwahr gar nicht abschlagen konnte, wenn ich nicht fürchten wollte, Gottes Willen zu widerstehen. Und wenn nun Diac. B. der Einzige wäre, der so dringend bittet! Aber solche Bitten kommen ohne Unterlaß. Als ich kürzlich in Dresden war, flehte mich eine fromme Wittwe fast mit Thränen an, ich solle doch ihren Sohn, einen freundlichen und vielversprechenden Knaben, nicht abweisen, sie habe ihn von Kind auf dem HErrn geweiht und wolle ihn nun auch Seinem Dienste übergeben. — Nun nehme man die Lage der Dinge, wie sie stehen: von Amerika kommen die dringenden Bitten um Zusendung von Schülern und hier stehen sie an der Thüre und laufen mir beinahe das Haus ein. Das weist wohl deutlich genug darauf hin, die hiesige Anstalt zu erweitern und mit Gottes Hülfe, die bisher so sichtlich in Allem mit uns und unsrer Arbeit für Amerika gewesen ist, Raum und Wege zu schaffen, daß immer mehr geholfen werde, sowohl der Noth unsrer Kirche in Amerika, als denen, die um Aufnahme in unsre hiesige Anstalt bitten.

Die Vergrößerung der hiesigen Anstalt würde aber die Nothwendigkeit mit sich führen, ein Gebäude zu dem Zwecke aufzuführen. Ich gedächte dieses, um es so einfach als möglich zu machen, als Anbau an meine Pfarrwohnung herzustellen. Dann wäre es möglich nach dem gemachten Plan für eine Summe von 6—800 Thaler eine Räumlichkeit zu gewinnen, die für 24—30 Schüler bequemen Platz schaffte. Das möchte ich denn nun gern, d. h. wenn es des HErrn Wille wäre, ohne den ich keine Hand dazu aufheben will. Es haben freilich auch Freunde schon dazu gerathen, lieber gleich an den Bau eines ganz selbständigen Hauses für unsre hiesige Anstalt zu denken; aber es ist mir bange vor allen zu großartigen Plänen. Ein solches Haus würde wenigstens ein paar tausend Thaler kosten und nicht nur das, sondern unsre ganze Anstalt bedürfte dann einer andern Einrichtung, ich müßte sie von meiner eignen Pfarrhaushaltung ganz trennen und einen besonderen Anstaltshaushalt gründen. Das gäbe aber gewaltige Veränderungen in unsrer ganzen Missionsrechnung. Dagegen nach meinem oben beschriebenen Plan handelt es sich nur um einige hundert Thaler, die in zwei Welttheilen, in denen unsre Anstalt ihre Freunde und Helfer hat, leicht aufzubringen sind, und an denen unter allen Umständen nicht viel verloren ist, wenn auch einmal in Zukunft unsre hiesige Anstalt wieder auf engere Grenzen müßte zurückgeführt werden. Gefällt es darum Gott, so gedenke ich ungesäumt an die Ausführung des gemachten Bauplanes Hand anzulegen und ich darf es wohl nicht erst noch ausdrücklich sagen, daß ich alle unsre lieben Freunde nah und fern um ihre Hülfe dazu bitte.

Nachrichten aus Amerika

sind außer dem schon Mitgetheilten dieses Mal keine besonderen eingetroffen. Am 5. September sollte wieder eine große Ziehung zum Militär stattfinden, zu der auch alle unsre Pastoren zugezogen werden sollten. Weitere Nachrichten über den Verlauf der Sache sind noch nicht da; indessen erwähnen alle eingetroffenen Briefe meiner alten Schüler in St. Louis und anderer Orten gar nichts von der Ziehung; sie selbst müssen also jedenfalls ganz unberührt davon geblieben sein und auch im übrigen ist die Gefahr vielleicht gelinder vorübergegangen, als es Anfangs schien.

Das wichtigste kirchliche Ereigniß für unsre Missourisynode in Amerika ist in diesem Jahre die Errichtung des neuen Schullehrerseminars in Addison. Trotz der Kriegsnoth haben unsre Brüder ein Seminargebäude für 20,000 Dollar in diesem Sommer in Addison aufgeführt. Im Frühjahr wurde der Grundstein gelegt, im Herbst ist das Gebäude schon vollendet und bezogen gewesen. Im „Lutheraner d. J. Nr. 22" giebt Professor Selle Nachricht über den Bau und theilt mit, daß derselbe Platz

für 60 Schüler habe, daß aber im Augenblick blos 19 im Ganzen da seien. Damit verbindet Prof. Selle die erneute öffentliche Bitte an alle luth. Gemeinden, befähigte christliche Jünglinge zur Ausbildung für das Schulfach ihnen zuzuweisen, damit es ermöglicht werden könne, als geringstes Maaß, doch wenigstens 20 Lehrer alljährlich aus der Anstalt in das Schulamt zu entsenden. Da thut es gewiß Noth, fleißig Herzen und Hände auch unsern Theils zu rühren, um die großen Lücken in dem neuen Schullehrerseminar in Addison auszufüllen.

Schwimmer und See.*)

Kann man dir trauen,
Wogende See?
Lohnest Vertrauen
Doch nicht mit Weh?
Weiter und weiter
Zieht's da hinein,
Blickest so heiter,
Arglos und rein!

Jenseits der Welle,
Die sich da bricht,
O, wie so helle
Siehst du und schlicht;
Dorten geschaukelt,
Schwimmend zu ruhn,
Aetherumgaukelt,
Wie müßt' es thun!

„Täuschen und trügen",
Welle nun spricht,
„Ist mein Vergnügen
„Wahrlich doch nicht;
„Offen und ehrlich
„Sag' ich es dir,
„Wohl auch gefährlich
„Ruht sich's bei mir.

„Willst du vergessen,
„Wo du zu Haus,
„Wagst du vermessen
„Weit dich hinaus,
„Reißet den Schwimmer
„Strömung dann hin,
„Ich dann doch nimmer
„Schuld daran bin.

„Flügel zu schwingen
„Ueber'm Gebraus,
„Muthig zu dringen
„Weit, weit hinaus:
„O wie so gerne
„Seh' ich das an;
„Bricht's in die Ferne
„Bahn doch um Bahn.

„Aber nur loben
„Mag ich den Muth,
„Der seine Proben
„Würdiglich thut;
„Muth ohne Stärke,
„Flug ohne Kraft
„Haben doch Werke
„Nimmer geschafft.

„Wohl mir vertrauen
„Kannst du fürwahr;
„Aber auch schauen
„Sollst du Gefahr.
„Traue nur immer,
„Doch sei gescheit,
„Und, lieber Schwimmer,
„Geh nicht zu weit!"

*) Aus „Nordseeklänge" von Eduard Closter (Oberpfarrer in Meerana) Leipz. Kummer, 1864. siehe Pilger Nr. 45.

Expedition und Redaction des Pilgers nehmen Subscriptionen an. —

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

* **Dschulamerk oder die syrischen Christen,** eine historische Erzählung von ihren Sitten, Leiden und Glaubensproben. Aus dem Englischen der Mrs. Webb, mit Einl. von Generalsup. Hoffmann in Berlin. Neue billige Ausgabe. Basel und Ludwigsburg, Balmer u. Riehm, 1863, 472 S. 28 Gr.

Der Schauplatz dieser Geschichte ist nicht, wie in so vielen neueren christlichen Geschichten, der deutsche „Salon", der, beiläufig gesagt, gar nichts Deutsches ist, sondern das Gebirgsland Kurdistan, das in Asien, südlich zwischen dem Kaspischen und dem schwarzen Meere liegt und in welchem noch heute die versprengte christliche Secte der Nestorianer ihr abgeschlossenes Gemeinschaftsleben führt. Die gewandte Verfasserin schildert uns in ihrer lebendigen, auch nicht gar zu englisch-breit gehaltenen Erzählung das äußerliche Leben dieser Nestorianer und ihrer Umgebung wohl mit Treue; was aber deren inneres kirchliches Leben betrifft, so ist dessen Schilderung ziemlich ideal ausgefallen. Das thut jedoch der Erbaulichkeit der Erzählung keinen Eintrag. Nun darf man sich die Nestorianer nicht wirklich so denken, wie sie in dem Buche beschrieben werden. Das Ganze ist eine liebliche, vielbewegte Geschichte, eine Geschichte des Sieges christlicher Liebe über jüdischen Christenhaß. Dankenswerth ist die ausführliche geschichtliche Zugabe des Vorredners, obwohl dieselbe die durch Jahrhunderte stehengebliebene Irrlehre der Nestorianer nur sehr mäßig betont.

3 Buch Briefpapier mit ausgewählten Bibelsprüchen, Gedruckt bei Aug. Gaber in Dresden, Lpz. u. Dresden, Justus Naumanns Buchhandlung. 22½ Gr.

Wer fürs neue Jahr Briefpapier braucht und gern seinen Briefen einen Spruch aus Gottes Wort obenansetzt, dem sei diese schöne Auswahl empfohlen. Papier von mittlerer Stärke, Druck sehr sauber und nett, die Auswahl der Sprüche so, daß man wohl nicht vergeblich nach einem passenden Spruche zu jedem Briefe suchen wird.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 51. Dresden, den 17. December 1864.

Am vierten Sonntage des Advents.

Joh. 1, 19–27.

Draußen in Bethabara, an einem vielbesuchten Fährort des Jordans, steht Johannes und hat sein Wesen mit Bußpredigen und Taufen. Für Einen, den es danach gelüstete, sich vor dem Volke als falschen Messias auszugeben, war das ein ganz besonders gelegener Ort. Dort, in einiger Entfernung vom Lärm Jerusalems, konnte ein betrügerischer Einsiedler gar leicht in den Geruch besonderer Heiligkeit kommen, und zugleich hatte er an diesem Knotenpunkte des Verkehrs mehr als irgendwo Gelegenheit, allen Schichten des Volks zu begegnen und Aller Gemüther mit seinem Betruge zu blenden.

Aber Johannes denkt nicht an solch gotteslästerliches Treiben, obwohl er leichteren Kaufs die Messiaswürde hätte behaupten können, als der, dem dieselbe wirklich gebührte. Denn während man dem fleischgewordenen Worte allenthalben mit Mißtrauen begegnete und wider die stärksten Zeugnisse von Seiner göttlichen Sendung das Herz verhärtete, bringt man Seinem Vorboten die Messiaswürde, sozusagen, auf den Händen entgegengetragen, daß es scheint, er habe nur Ja! zu sagen brauchen, so hätte er wirklich als Messias gegolten. Gar stattliche Leute gehen hinaus aus Jerusalem nach Bethabara, eine Gesandtschaft von Priestern und Leviten. Was für eine vorläufige Antwort sie mitgebracht haben auf ihre Frage: Wer bist du? das sieht man leicht aus Johannes wirklicher Antwort. Sie mögen den Täufer, weil er ja soviel Aufsehen machte, für den verheißenen Messias gehalten haben; denn Johannes hält es für seine erste Pflicht, ihnen gegenüber mit allem Nachdruck zu bekennen, er sei nicht Christus.

Und selbst als sie auf der Stufenleiter ihrer Meinungen und Erwartungen ein paar Stufen tiefer steigen und fragen, ob er Elias, oder ob er wenigstens ein Prophet sei: auch da antwortet der demüthige Mann mit entschiedenem Nein, dieweil er gar wohl wußte, daß die thörichten Juden nach Mal. 4, 5 eine fleischliche Widerkunft des gen Himmel gefahrenen Elias träumten und aus Mißverstand von 5. Mos. 18. einen besonderen Propheten noch neben dem Messias erwarteten. Und Johannes war doch in der That weder der Elias, noch der Prophet, den sie erwarteten. So konnte er nicht anders antworten, wenn er in demüthigem Bekenntniß der Wahrheit bleiben wollte.

Als er aber aufgefordert wird, von sich selber Kunde zu geben, da wählt er unter Allem, was von ihm im alten Testamente geschrieben steht, die unscheinbarste Stelle, die Stelle, an der zugleich die Herrlichkeit dessen, der durch ihn redete, am offenbarsten werden konnte. Nicht einmal einen Prediger nennt er sich. Die Ehre des

Predigers läßt er Dem, der nach ihm kommen sollte. Er will nur die von Jesaias verheißene Stimme dieses Predigers sein.

Da man ihm aber weiter zusetzt und nach der Berechtigung seiner Taufe fragt, hält er sich abermals nicht mit langem Reden von seiner Taufe auf, sondern hält als „Stimme des Predigers in der Wüste“ eine kurze, bündige Predigt von dem, der wirklich schon als Prediger in seine Wüste gekommen, der mitten unter sie getreten war, ohne daß sie ihn kannten. Er bezeugt ihnen die Herrlichkeit der Person dieses Predigers, der, ob Er wohl nach Johannes erst kommen werde, doch bereits vor ihm gewesen sei, und macht den Beschluß mit der bekannten Rede der Demuth, daß er, Johannes, nicht werth sei, dem Kommenden die Schuhriemen aufzulösen.

Daraus mögen wir nun allerlei lernen. Zum ersten sehet doch, in welch argem Irrthum in Israel selbst die Großen des Volks befangen sind, selbst die Priester, deren Lippen doch die Lehre bewahren sollen. Es stand doch klar geschrieben, daß Christus, der Messias, aus dem Stamme Juda kommen sollte und zwar aus dem Geschlechte Davids. Johannes aber war aus Levi gebürtig. Eine Jungfrau sollte den Messias gebären; Johannes aber war das spätgeborene Kind zweier alten Leute. Der Messias sollte, wie wir vor acht Tagen gesehen haben, in allerlei Wunder seine göttliche Sendung beweisen. Von Johannes aber war bisher noch kein einziges Wunder geschehen, ist auch von ihm überhaupt keins gethan worden. Und doch meinen die gescheuten Priester und Leviten, Johannes könne am Ende der Messias selber sein. Da siehst du einmal recht deutlich, auf welch arge Thorheiten man geräth, wenn man die Schrift links liegen lässet, und in was für eine Verwirrung der Meinungen alle Welt hineingerathen müßte Christo gegenüber, wenn wir von Ihm nicht klare Zeugnisse der Schrift hätten, auf die wir uns wider alle lügnerische oder träumerische Menschenmeinung steifen könnten.

Zum andern besiehe, wie Johannes der Täufer durch nichts von der erkannten göttlichen Heilswahrheit und von dem Bekenntnisse zu dem wahrhaftigen Heilande abzubringen gewesen ist. Als man ihn fragte: Bist du Christus? hätte er sich wohl geschmeichelt und verlockt fühlen können, mit einem gelogenen Ja! sich die Messiaswürde und damit die Verehrung des Volks, ja vielleicht sogar der Priester und Leviten zu erkaufen. Aber nichts lockt ihn; er bekannte und leugnete nicht, ja, er bekannte: Ich bin nicht Christus. Und als man ihm weiter auf den Zahn fühlte, was er doch mit seiner Taufe für Fug und Recht habe, da hat er sich nicht einschüchtern lassen und gedacht: Jetzt willst du lieber still sein und dein Taufen fahren lassen, du möchtest sonst üble Händel bekommen; sondern hat freudig fortgefahren mit seiner Taufe, und nicht allein von ihr, sondern auch von dem gezeugt, auf den sie vorbereiten sollte.

Lerne auch, als was du die Prediger anzusehen hast, die dir dein Heiland in Seiner lieben Kirche geordnet hat, und durch die Er dir, weil der Glaube aus der Predigt kommt, zum Glauben helfen will. Sie sind nicht selber deine Heilande, sie sind noch weniger als Johannes der Täufer werth, dem Heilande die Schuhriemen aufzulösen; aber sie sind doch Seine Stimme, so lange sie dir nicht ihr eignes, sondern Sein seligmachendes Gotteswort bieten. Und du hast von ihnen nichts Anderes zu fordern und zu erwarten, als daß sie dir dies Wort bieten, eben damit sie Stimmen des himmlischen Predigers seien. Und muß dann auch die Stimme des Predigers in einer geistlichen Wüste erschallen, das ist Sache des Predigers und nicht der Stimme.

Was aber die Diener Gottes zu thun haben als Stimmen des himmlischen Wüstenpredigers, das ist nichts mehr und nichts weniger, als die Johannesaufgabe: sie haben dem Herrn den Weg zu bereiten, sie haben in Seinem Namen Buße zu predigen, sie haben die Leute auf Christum zu weisen und ihnen den zu zeigen, der auch mitten unter die getreten ist, die ihn nicht kennen, und haben bei dem Allen die eigne Person, der eignen Person Vortheil und Behagen, der eignen Person Gefahr und Ungelegenheit zu vergessen, und müssen es im Wort und Leben ihr Bekenntniß sein lassen: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Er wird aber auch wachsen, deß soll Seine Kirche, deß dürfen auch Seine Diener fröhlich sein, und ob ganze Geschlechter, die Ihm die Schuhriemen nicht lösen, sich wider Ihn setzten.

*)Nun, Du lieber Herr Jesu Christ, verleihe uns Deine Gnade, daß wir mit Johanne dem Täufer bekennen und nicht leugnen, wenn wir zu Deinen Ehren und zur Verherrlichung Deines Namens von der Wahrheit zeugen sollen, damit die Erkenntniß, die in unseren Herzen ist, auch durch unsern Mund vor den Menschen kund werde. Dämpfe dagegen in meinem Herzen alle Liebe zur Welt, alle Begier nach zeitlichem Gut, alle Furcht vor Gefahr, und laß mir den geistlichen Segen in himmlischen Gütern, der deinen Bekennern aus Gnaden verheißen ist, allezeit vor den Augen stehen, damit ich nichts rede oder thue, was der göttlichen Wahrheit zuwider sei und wodurch ich Dich verleugnen könnte. Stärke mir Herz, Muth und Sinn, daß ich Dich nicht allein in meinem Herzen heilige, sondern auch allezeit bereit sei zur Verantwortung Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in mir ist, und daß ich in meinem ganzen Leben Deines göttlichen Wortes eingedenk sei: Wer mich bekennt vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verleugnet vor den Menschen, den will ich auch

*) Dies Gebet ist nach einem alten Gebetbuche abgefaßt.

verleugnen vor meinem himmlischen Vater. Wo ich aber um der Wahrheit willen und zu Prüfung meines Glaubens allerlei Gefahr ausstehen soll, so laß mir dies einen Trost sein: Du werdest mich nicht lassen versucht werden über mein Vermögen, sondern machen, daß die Anfechtung so ein Ende gewinne, daß ich's ertragen könne. Amen.

Hiernach magst du singen oder lesen das Lied Luthers: Es spricht der Unweisen Mund wohl ꝛc. Liedersegen Nr. 221.

Mußgo-Gräber.

Was ist denn das? Die Mußgo sind ein Volk mitten in Afrika, oder in „Centralafrika", wie die Leute sagen, die ohne Fremdwörter nicht leben können. Sie leben mit uns Sachsen so ziemlich auf einem und demselben geographischen Längegrade, aber freilich um etwa 40 Breitegrade näher an dem Aequator. Wenn du auf der Landkarte aus Sachsen hinaus schnurstracks nach Süden gehst, so kommst du in Europa zuletzt an die Insel Sicilien, dann geht's über's mittelländische Meer hinüber nach der Stadt Tripoli in Afrika, von da durch die große Sandwüste Sahara quer hindurch, und wenn wir hindurch sind, so haben wir die Mußgo noch immer nicht erreicht. Da kommen wir an einen großen, mit vielen Inseln besetzten See ganz in der Mitte von Afrika. Das ist der in neuerer Zeit vielgenannte Tsadsee, ein 45 Meilen langes und 30 Meilen breites Binnenwasser. Er ist also viel größer als ganz Sachsen, das in seiner größten Länge 29 und in seiner größten Breite nur 16 Meilen zählt. Dieser See spielt eine große Rolle in den Entdeckungsreisen der neuern Forscher, eines Barth, Overweg, Eduard Vogel. Was über sein östliches Ufer hinausliegt, hat man wohl noch wenig erforscht; aber an seinem westlichen Ufer ist man nach dem Aequator zu vorgedrungen und ist da im Süden des Tsadsees in das Land der Mußgo gekommen. Südlich von dem genannten See streckt sich eine große weite Ebene hin von eigenthümlicher Beschaffenheit. Sie bietet wohl auch Raum für Pflanzenwuchs, für dichte Wälder, für ergiebige Reisfelder; aber sie hat einen merkwürdig thonigen Boden, der im Sommer — ihr müßt denken, etwa 10 Grad nur vom Aequator entfernt — durch die glühende Sonne steinhart gemacht wird, wie eine Dreschtenne, so daß die Reisenden kaum ihre Zelte in die Erde befestigen können. Kommt aber der Winter, d. h. die Zeit der häufigen Regengüsse, so wird der Thonboden zu einem unergründlichen Morast aufgeweicht, in welchem kaum für Eingeborene, geschweige denn für Fremde an ein Fortkommen zu denken ist. Die Mußgo — natürlich schwarze Leute —, die dort wohnen, haben's in mancher Beziehung bequem. Wenn sie ein Haus bauen wollen, so haben sie das Baumaterial gleich an Ort und Stelle. Sie nehmen den schwarzen Thon, den ihnen das Land bietet; denn Steine giebt's in weitem Umkreise nicht. Daraus bilden sie mit ziemlicher Geschicklichkeit die Mauern ihrer einfachen Häuser, an denen, was etwa durch den Regen schadhaft gemacht worden ist, bald wieder mit neuem Thon ersetzt wird. Auch zu ihrem dürftigen Hausgeräth leistet ihnen der Thon gute Dienste. Die Jahreszeit, in der der Boden weich genug ist, benutzt man zum Bau von Hirse und namentlich von Reis, den man freilich mit den räuberischen Elephanten, die dort wild umherschwärmen, Jahr aus Jahr ein theilen muß. An den Flüssen wird Fischfang getrieben. Wo Weide genug ist, giebt's auch Viehzucht. Das lange Gras wird für die trockene Jahreszeit in große Zöpfe geflochten und in dieser Form aufbewahrt, weil die Mußgo keine großen regenfesten Gebäude bauen können, in denen das Heu in lockerem Zustande aufgehoben werden könnte.

Auf der andern Seite aber haben die armen Mußgo ein gar unruhiges Leben. Sie sind mitten in muhamedanischer Umgebung ein heidnisches Volk, das von einer Religion fast gar nichts weiß. Als Dr. Vogel sie besuchte, — er schloß sich einem muhamedanischen Kriegszuge an, der in ihr Land einfiel — erfuhr er nichts von einem Gotte. Sie mögen eben Fetischanbeter sein, d. h. allerlei todte Dinge anbeten, die nach ihrer Meinung übernatürliche Kräfte haben, wie denn auch Vogel von einem Fetisch hörte, der aus einer einfachen Holzstange bestehe. Das Aussehen der Mußgo ist ein erschreckend wildes, ihr Gesichts- und Körperbau häßlicher noch als der der andern Schwarzen. Ihre Sitten sind trotz ihres seßhaften Lebens auf der untersten Stufe der Bildung stehen geblieben. Selbst für die Kriegführung haben sie wenig Geschick, nicht einmal der Gebrauch von Pfeil und Bogen ist bei ihnen zu Hause. Ihre dichten Wälder sind ihre Zufluchtsstätte, wenn es gilt, sich vor Feinden zu sichern. Nur Eines zum Beweis ihrer Rohheit. Sie pflegen, wie die meisten wilden Völker ohne Sattel und Steigbügel zu reiten. Weil sie aber dazu wohl nicht ausreichendes Geschick haben, bringen sie bisweilen ihren Reitpferden auf dem Rücken eine Wunde bei, oder ritzen sich selbst die Schenkel blutig, um sich so recht eigentlich auf's Pferd festzukleben.

Rings um dies heidnische Volk her wohnen nun lauter muhamedanische, obschon gleichfalls schwarze Stämme. Die halten es für einen Gottesdienst, das arme heidnische, zur Vertheidigung so ungeschickte Volk bei jeder Gelegenheit, auch oft ohne besondere Gelegenheit zu bekriegen, die Männer zu erschlagen und die Weiber und Kinder zu Tausenden in die Sclaverei fortzuführen. Dr. Vogel hätte von einem solchen Sclaventransport, von dem der größere Theil überdies bereits gestorben war, eine Menge Mußgokinder, das Stück für 20 Ngr. kaufen können. Namentlich von dem Reiche Bornu aus sind die armen Leute beständigen Anfeindungen ausgesetzt, und da sie eben keine sonderlichen Kostbarkeiten besitzen, die man als Kriegsbeute mitnehmen

Gräber der Mußgo in Afrika.

könnte, so führt man die Menschen hinweg, obschon dieselben wegen ihrer geringen körperlichen Vorzüge auf den Sclavenmärkten nicht gerade hoch im Werthe stehen.

Ich wollte aber nicht blos von den Mußgo, sondern von den Mußgo-Gräbern reden, die du auf unserm heutigen Bildchen siehst. Wenn man von solch einem rohen schwarzen Volke aus der Mitte von Afrika hört, das so gut wie gar keine Religion hat, denkt man leicht, solch Volk müsse auch seine Todten in roher Weise behandeln. Dem ist aber nicht so. Denn obwohl es wahr ist, daß es wilde Völker giebt, die ihre Todten im Walde an den Bäumen aufhängen, oder andere, die ihren Verstorbenen die Haut abziehen und dieselbe trocknen und aufbewahren, so ist es doch eine eigenthümliche Erscheinung, daß selbst die rohesten Völker ein gewisses Maß von Ehrerbietung gegen das zerbrechliche Gefäß der unsterblichen Seele nicht haben verleugnen können, und selbst jene soeben bezeichneten Völker verbinden ohne Zweifel mit jenem Aufhängen oder Hautabziehen den Begriff einer besondern Ehrenbezeugung, nicht den der Verachtung. Besonders erfreulich aber muß es uns sein, wenn ein Volk, das von christlich-europäischer Cultur ganz unberührt geblieben ist, wie die Mußgo's in dem Herzen Afrika's, Begräbnißsitten zeigt, die man bei seiner Religionslosigkeit nicht erwarten sollte. Der Mußgo verbrennt seine Leichen nicht wie der Heide des Alterthums oder der Hindu, er hängt sie nicht auf wie die Wakoschen auf Vancouvers-Eiland, er schindet sie nicht wie der Neuholländer, sondern er begräbt sie in die Erde und zwar nicht blos oberflächlich, um die Gebeine wenigstens für die erste Zeit den Zähnen der Hyänen zu entziehen, sondern in einer tiefen Grube, wie es bei uns Sitte ist. Ist das Grab, das man, wie du siehst, in der Nähe der menschlichen Wohnungen anlegt, zugeschüttet, so wird auch darüber ein Hügel gewölbt, nur nicht, wie bei uns in Sargform, sondern in der Gestalt einer Halbkugel, und die Oberfläche des Hügels wird dann — Blumen kann man ja dort nicht ziehen und der Thon ist überall zur Hand — mit Thon geglättet und festgemacht. Weil aber die Mußgo keine Schriftsprache haben und doch auch gern zu verstehen geben möchten, wer in dem Grabe liegt, bezeichnen sie die Gräber mit besonderen Zeichen, etwa mit einem geflochtenen Gefäß oder mit kreuzweis über das Grab gelegten Baumstämmen oder Hölzern. Dort gehen sie auch hin, um in ihrer Art Leid zu tragen.

Das hab' ich dir zu dem früher Erzählten auch noch mittheilen wollen, damit du nicht meinst, das Eingraben der Leichen sei nur eine Sitte Derer, die an *einen* Gott glauben; nein, das ist eine Sitte, der man selbst bei den ungebildetsten Völkern begegnen kann, eine *menschliche* Sitte, aus der, wo wir ihr immer begegnen mögen, die Ahnung der Wahrheit herausklingt: Erde bist und mußt wieder zur Erde werden, davon du genommen bist. Als ich aber das Ding von den kreuzweis gelegten Hölzern las, mußt ich denken: Ach hilf, lieber Gott, daß wir, die wir auf unsern Gräbern auch das Kreuzeszeichen anbringen, nicht davor stehen, wie die armen Mußgo, blos um zu erkennen, wer in dem Grabe liegt, sondern um uns an den erinnern zu lassen, der mit seinem Tod am Kreuze unseres Todes Tod geworden ist! —

Der Kaiser Maximilian II.

(Schluß.)

Dominus providebit, d. i. der HErr wird's versehen, das war nach 1. Mos. 22, 8. Kaiser Maximilians Wahlspruch. Und wir können nicht sagen, daß er den Spruch bei Führung seines Regiments vergessen habe. Aber gut wäre es gewesen, wenn die Protestanten, denen Maximilian geneigt war, ebenso gedacht hätten. Denn es ist ja „gut" auf den HErrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten. Statt dessen erwarteten sie von dem Regierungsantritt des evangelisch gesinnten Kaisers zu viel; beide, Calvinisten und Lutheraner, die eben damals ernste Lehrkämpfe auszufechten hatten, suchten gleichmäßig den Kaiser für sich zu gewinnen und eben dadurch geschah es, daß demselben ein völlig entschiedenes Auftreten erschwert und die Hoffnung der Evangelischen zu Schanden gemacht ward.

Zuvörderst waren es freilich andere Gründe, die den Kaiser zu einer bestimmten Parteinahme nicht kommen ließen. Der Erbfeind der Christenheit, der Türke, machte damals gerade, von Ungarn her, dem deutschen Reiche viel zu schaffen. Er wollte unter der Regierung des neuen Kaisers einen Vertrag nicht mehr halten, den er mit Ferdinand geschlossen hatte. In seiner Bekämpfung waren die verschiedenen Confessionen einig. Es wurde

damals auf einem Augsburger Reichstag das Läuten der sogenannten Türkenglocke durch's ganze Reich angeordnet. Max begab sich selbst in den Feldzug nach Ungarn und hatte dort mitten im Kriegsgetümmel natürlich wenig Ruhe, um zu innerer Entscheidung zu kommen. Als er aber das Heer seinem wackeren Feldherrn Lazarus Schwendi übergeben hatte und wieder heimkehrte nach Deutschland, war inzwischen die Spannung zwischen Calvinisten und Lutheranern eine so mächtige geworden, daß der Kaiser, der mit dem Herzen zum Lutherthum hing und z. B. den reformirten Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz vermahnte, er solle — nicht etwa katholisch, sondern lutherisch werden, noch viel weniger als zuvor eine offene Begünstigung der evangelischen Lehre wagen mochte. Stand doch der geringeren Zahl der reformirten Reichsstände eine Mehrzahl lutherischer Fürsten entgegen, die es bedenklich fanden, daß man dem schweizerischen Calvinismus, der offenbar und heimlich immer mehr vordrang, durch Verkündigung allgemeiner Religionsfreiheit Thür und Thor öffnete. Hätte jetzt Maximilian allgemeine Duldung evangelischer Lehre proclamirt, so hätte er den mächtigen Kurfürsten August von Sachsen, auf dessen Freundschaft er überhaupt sehr viel hielt und mit dem er brieflich viel und innig verkehrte, nicht wenig verletzt; und hätte er nur den Lutheranern Duldung zugesagt, so wäre es um die Freundschaft des Kurfürsten von der Pfalz gethan gewesen. Er zog es daher vor, wenigstens in seinen Erblanden soviel Duldung zu gewähren, als er vor dem Papste zu verantworten hoffte. In Oestreich hatten sich namentlich die Adeligen der evangelischen Lehre zugewendet. Die bekamen denn im Jahre 1568 die Erlaubniß, auf ihren Schlössern, in ihren Häusern und Gebieten ihre Religion, jedoch mit geziemender Schonung der katholischen Kirche, zu üben. Zugleich gab ihnen Max auf, sie sollten durch geeignete Theologen ein Kirchenbuch anfertigen lassen, nach dem sie sich alle richten wollten. Er selbst berief zu dem Ende den lutherischen Theologen David Chyträus von Rostock. Aber ehe Chyträus noch kam und das Kirchenbuch fertig ward, ließ schon der Papst dringliche Vorstellungen wegen dieser Neuerungen beim Kaiser machen. Das Ende war, daß der Kaiser etwas nachgab, die gemachten Vergünstigungen um Einiges beschnitt und ein Kirchenbuch genehmigte, das dem katholischen Ritus sich möglichst näherte. Zu den päpstlichen Vorstellungen gesellten sich noch günstige Erbausichten in Spanien, die ihm als einem kinderreichen Vater eine Versuchung sein mußten, so daß er je länger, je weniger geneigt wurde, der evangelischen Lehre unbedingte Duldung zu gewähren. Seiner innern Hinneigung zum Protestantismus ist er bis an sein Ende treu geblieben. Mit gerechtem Unwillen mißbilligte er die Verfolgungen der Hugenotten in Frankreich und die Greuel, die damals der Herzog von Alba in den Niederlanden an den Evangelischen verübte. Mit mehr als einem evangelischen Theologen hat er in Verkehr gestanden. An seinem Hofe wußte er lutherischen Umgang mindestens ebenso zu schätzen, wie katholischen. Sein Leibarzt war der Lutheraner Crato von Kraftheim, der sechs Jahre lang Luther's Tischgenoß gewesen. Aber — war ihm die Rücksicht auf seine politische Stellung, die von unsern sächsischen Kurfürsten so köstlich weggeworfen worden ist, eine Binde vor den Augen, so war ihm die vorschnelle Hoffnung der Evangelischen fortwährend eine doppelte Kette an den Füßen, an der eine Partei um die andere ihn zog und die ihn nicht zu selbstständigem Schritte kommen ließ. Wir wollen nicht fragen, was geworden wäre, wenn man den Mann ruhig hätte gehn lassen und hätte auch evangelischerseits gedacht: Dominus providebit: der HErr wird's versehen. Es hat Gott immer auch im Regimente gesessen und die Unentschiedenheit des Kaisers Max zugelassen. Aber anders wär's jedenfalls gekommen, als es gekommen ist — vielleicht kein dreißigjähriger Krieg. Und daraus wollen wir uns für alle Zeiten der lutherischen Kirche gesagt sein lassen: Es ist gut auf den HErrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Fürsten. —

Maximilian war von jeher schwacher Gesundheit gewesen. Als ihm einmal einer seiner Räthe Glück wünschte, daß er das neun und vierzigste Jahr, als ein sehr gefährliches Stufenjahr, überlebt habe, sagte er: Mir ist jedes Jahr ein Stufenjahr. So war er immer bereit zur Heimfahrt. Auf einem Reichstag zu Regensburg, da er eben wieder mit den evangelischen Fürsten über die Religionsduldung verhandelte und ihre Hülfe gegen die Türken und Polen in Anspruch nehmen wollte, ereilte ihn der Tod. Er starb gerade an seinem Namenstage, den 12. October 1576. Sein katholischer Hofprediger Dr. Lambertus Gruther ließ sich bei ihm anmelden, als es mit ihm zum Ende ging. Aber Max wollte ihn nicht vor sich lassen, er habe denn vorher ausdrücklich versprochen, daß er nichts Anderes als nur vom Verdienst, Tod und Auferstehung Christi zu reden. Denn das, sprach er, ist meine Gerechtigkeit, damit ich mich an meinem End bekleiden und verwahren will. Der Hofprediger nahm solches auch wohl in acht, sprach ihm sehr tröstlich zu und fragte zuletzt, „ob er auch in solchem Glauben und allein auf Christi Verdienst abdrucken wolle." Da antwortete der Kaiser vernehmlich: Non aliter! d. i. anders nicht, legte sich auf die rechte Seite und schlief selig ein.*)

*) Noch zwei Kleinigkeiten möcht ich hinzufügen zu Kaiser Maximilians Leben. Das erste ist eine Reihe von Sprüchlein, die der Kaiser mit eigner Hand in lateinischer Sprache auf seinen Tisch geschrieben hatte. Obenan: Dominus providebit, der HErr wird's vorsehen. Dann weiter: Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? — Höre, siehe, schweige, wenn du in Frieden leben willst. — Wie es dem HErrn gefällt, so geschieht's: der Name des HErrn sei gepriesen. — Haben wir Gutes von Gott empfangen und sollten das Böse nicht auch hinnehmen? — Ziehe

Chronik.

(Fortsetzung.)

Aus Frankreich. Daß dort am 30. September vorigen Jahres die „Göttin der Vernunft" gestorben ist, haben die Leser vielleicht schon anderswo gelesen. Das ist natürlich keine wirkliche Göttin gewesen; denn die hätte ja nicht sterben können; sondern es war eine leichtfertige Weibsperson, die sich in den Tagen der französischen Revolution, als der Lästerer Hebert den Cultus der Vernunft anrichtete, dazu hergab ein Sinnbild der Vernunft darzustellen, und sich als solches in einem ehemaligen Gotteshause, damals „Tempel der Vernunft" genannt, in phantastischem Aufputz mit Verneigungen, wahnwitzigen Reden und leichtfertigen Gesängen verehren zu lassen. Diese Weibsperson hat große Gnade Gottes erfahren (sie ist 90 Jahre alt geworden), aber auch schweres Gericht des Gottes, der sich nicht spotten läßt. Mit tiefer Armuth, mit Blindheit und mit zeitweiliger Verrücktheit ist sie geschlagen worden. Ob sie sich noch bekehrt habe, ist nicht bekannt worden. Aber gestorben ist sie. — Die Vernunft aber, deren Vertreterin sie sein sollte, ist noch nicht gestorben. Sie spielt die Rolle der Göttin fort und macht sich gerade jetzt in Frankreich breiter als je. Der Kampf zwischen den Liberalen und Bekenntnißtreuen in der evangelischen Kirche Frankreichs ist gegenwärtig ein sehr lebhafter, mehr jedoch auf reformirtem, als auf lutherischem Gebiet. Das Zünglein der Waage neigt sich, Gott Lob! zu Gunsten der Kirchlichen.

Dieser Kampf zeigt sich an allen Ecken und Enden. Hier ein Weniges von den hervorragendsten Erscheinungen.

Der gläubige Theil der reformirten Kirche Frankreichs ringt nach Herstellung einer selbständigen Synodalverfassung. Hierin, sollte man denken, könnten die Liberalen mit ihnen Hand in Hand gehn. Die schreien ja in allen Ländern nach Synodalverfassung. Aber die liberalen Reformirten Frankreichs thun's nicht. Sie würden, da sie eine gläubige Mehrzahl sich gegenüber stehen sehen, durch eine Synodalverfassung vollends in den Schatten gedrängt werden. Darum arbeiten sie einer solchen Verfassung mit aller Macht entgegen. Man sieht, es ist dem kirchlichen „Fortschritt" nicht um Durchführung eines Grundsatzes, sondern nur um seine Geltung zu thun. Wo er die gefährdet sieht, strebt er auch gegen die Grundsätze an, die er anderswo vertritt. —

Auch auf die Thätigkeit der protestantischen Bibelgesellschaft in Paris hat der Gegensatz der Parteien Einfluß gehabt. Bisher hat diese Gesellschaft nur Uebersetzungen verbreitet, die in kirchlichem Gebrauche stehen. Was nun die liberalen Glieder der Gesellschaft lange gewünscht hatten, daß auch eine in Genf fabricirte Bibelübersetzung des Unglaubens verbreitet werden möchte, das haben sie im December vorigen Jahres durchgesetzt. Es wird fortan von der Gesellschaft auch die falsche Uebersetzung auf Verlangen ausgegeben. In Folge dessen hat sich die Gesellschaft gespalten und der gläubige Theil beginnt eine selbständige Thätigkeit.

Eines der erfreulichsten Ereignisse aber war die viel besprochene Amtsentsetzung des Predigers Coquerel jun. in Paris. Damit hat es folgende Bewandtniß. Es besteht in der reformirten Kirche Frankreichs die Sitte, daß ein Pastor, der einen Hilfsprediger braucht, sich seinen Gehilfen selbst wählt, ihn aber vom Aeltestenrath bestätigen lassen muß. Nun wählte sich der Pastor Martin zum Hilfsgeistlichen den jüngeren Coquerel, einen wohlbegabten Mann. Der junge Mann, der anfangs in seinen Predigten und auch in einem von ihm herausgegebenen Blatte nur eine Mittelstellung einnahm, erhielt die Bestätigung der Kirchenbehörde immer nur auf Zeit, so daß deren Erneuerung nöthig ward. Als er aber im Verkehr mit Renan mehr und mehr in dessen freigeistisches Fahrwasser gerieth und geradezu ein Haupt der Pariser Freigeister wurde, besann sich bereits im Jahre 1862 der Aeltestenrath, ob er ihn auch fernerhin bestätigen solle. Doch schonte man seiner damals noch in der Hoffnung, er werde noch rechtzeitig einlenken Da erschien das berüchtigte Leben Jesu von Renan. Coquerel erklärte sich unumwunden und öffentlich für dasselbe. So blieb dem Aeltestenrathe nichts übrig, als gegen den Mann eine Untersuchung einzuleiten, damit man klar würde, ob man ihn mit Anfang des Jahres 1864 wieder für sein Hilfsamt bestätigen dürfe. Bis in den Februar dieses Jahres zogen sich die Verhandlungen hin, an denen auch als Gegner Coquerels der berühmte Staatsmann Guizot sich betheiligte. Am 26. Februar aber ward dem Coquerel mit 12 gegen 3 Stimmen die Fortführung seines Amtes in Paris versagt.

Ein großer Lärm der Presse war die Folge; aber er konnte nichts ausrichten. Der Pfarrer Martin appellirte zu Gunsten seines Gehilfen an das Consistorium als höhere Instanz; aber dieses billigte einfach den Beschluß des Aeltestenrathes, obwohl sich 5000 Glieder der Gemeinde für Coquerel verwendet hatten. Coquerel blieb abgesetzt, und das war bei seiner Stellung als Parteihaupt von nicht geringer Bedeutung. Aber auch noch von anderer Seite sollte das Urtheil über Coquerel als ein gerechtes bestätigt worden. Als bald nachher im April die Jahresfeste der verschiedenen Pariser Gesellschaften und Vereine gefeiert wurden, konnte es nicht fehlen, daß die Geister auf einander platzten. Man verhandelte da förmlich in dreitägigem Kampfe die Frage, ob der Bestand der Kirche und das Recht der Gläubigen durch eine schrankenlose Lehrfreiheit (wie sie von Coquerel und Genossen gewünscht

---

das Heil der Seele Allem vor, alles Uebrige ist Eitelkeit: denn Alles vergeht, die Liebe Gottes ausgenommen! — Vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die Menschengebote sind.

Zum andern: Ihr kennt vielleicht aus eurer Kindheit noch das Verschen vom Knaben und Dattelkern: „Ein Knabe aß wie viele Knaben die Datteln für sein Leben gern und um der Datteln viel zu haben, pflanzt er sich einen Dattelkern u. s. w. An dies alte gute Kindergeschichtchen hat mich eine Geschichte aus dem Leben des Kaisers Maximilian II. erinnert, die vielleicht gar der Anlaß zu jenem Verschen geworden ist. Ich will sie euch nach dem alten Buche erzählen, darin ich sie gefunden.

Kaiser Maximilian sahe eines Mals auf einer Reise, daß ein Bauersmann Datteln säete und auch Dattelbäume pfropfete, welches Baumes Art ist, daß er allererst im hundertsten Jahre Frucht bringet. Darum verwunderte er sich dieses Mannes Arbeit und Vornehmens und fragte ihn freundlich: Männlein, Männlein, wem zu gute setzest und pfropfest du? Das Bäuerlein antwortete in aller Demuth: Gnädigster Herr, den Nachkommen zu Freud und Nutze thu ich diese Arbeit. — Diese Antwort und Vernehmen des Bauersmanns, daß er nicht allein für sich sorgete, sondern auch auf die Nachkommen dachte, ließ sich der fromme Herr Kaiser so wohl gefallen, daß er dem Manne hundert Gülden zuzählen ließ. Also ward ihm die Arbeit, so er den Nachkommen zu gute gethan, belohnet, ob er gleich die Früchte der Bäume nicht erlebet. —

Ein anderes Stücklein, daran man ein wenig das Leben an Kaiser Maxens Hofe erkennen kann, erzähl' ich, will's Gott, auf Neujahr. Für heute ist's genug. Wir müssen im alten Jahr die Umschau unserer Chronik noch vollenden. —

wird) gefährdet werde oder nicht. Gegen einzelne Aeußerung des Unglaubens erhob sich schon bei den Verhandlungen gerechter Unwille, und das Ergebniß der Schlußabstimmung war ein Ja! auf obige Frage. In einer der nachfolgenden Specialconferenzen aber stellte Guizot den Antrag: „die Versammlung möge erklären, es gehöre zu den Grundwahrheiten des christlichen Glaubens 1) der Glaube an die übernatürliche Thätigkeit Gottes in der Regierung der Welt und vornehmlich in der Gründung der christlichen Religion, 2) der Glaube an die göttliche und übernatürliche Eingebung der h. Schrift und ihre unbedingte Autorität in Sachen der Religion. 3) der Glaube an die ewige Gottheit und wunderbare Geburt, sowie an die Auferstehung unsers HErrn Jesu Christi, des Gottmenschen, Heilandes und Erlösers der Menschen. Die Leugnung dieser Wahrheiten würde der Umsturz der christlichen Religion und der reformirten Kirche sein." — Und dieser Antrag eines liberalen Staatsmannes, nicht eines „hyper-orthodoxen" Geistlichen, ward mit 141 gegen 23 Stimmen angenommen. — Auch aus England und Irland ist dem Pariser Aeltestenrathe eine von 191 Gliedern der englischen Kirche unterzeichnete Adresse zugekommen, die dem Verfahren gegen Coquerel beistimmt. — Die katholische Kirche Frankreichs aber, die ihren Renan immer noch nicht in den Bann gethan hat, macht große Augen über das Wunder des 19. Jahrhunderts, daß der Protestantismus anfängt, mit entschiedenen Thaten den Irrlehrern entgegenzutreten. —

Auch ein anderer französischer Freigeist, der Pastor Reville, ist in Paris übel angekommen, nachdem er bereits in Genf einen vergeblichen Predigtversuch gemacht hatte. Er wollte das reformirte Paris auf der Kanzel des Pastor Martin, die ihm ganz im Stillen von den Liberalen eingeräumt worden war, mit einer neumodischen Unglaubenspredigt überraschen. Aber der Aeltestenrath bekam noch zu rechter Zeit Kunde davon und versagte ihm die Kanzel.

Weniger Erfolg haben in Straßburg die Bemühungen gehabt, mit denen sich die Gläubigen einer Berufung des bekannten Professors der Beredtsamkeit Colani zu einem Lehrstuhl der Glaubenslehre widersetzten. Trotzdem daß der Mann ganz entschieden mit Renan geht, hat ihn der Kaiser aus Rücksicht auf die Volksstimme, die ihm günstig ist, zur Professur der „Glaubenslehre" bestätigt. —

Renan dagegen ist durch das Ministerium seiner Professur am College de France enthoben worden, und als man ihm zur Entschädigung eine Stelle an der kaiserlichen Bibliothek anwies, lehnte er dieselbe ab, weil ihn nur der Kaiser, der sie ihm erst gegeben, seiner Professur entheben könne. Die Antwort war ein kaiserliches Decret vom 1. Juni, worin vom Kaiser selbst nicht nur die Absetzung von der Professur, sondern auch die Zurückziehung jener Bibliothekarstelle ausgesprochen wurde. — So ist der Kaiser ganz nach seinem Gutdünken verfahren. Den ungläubigen Professor der hebräischen, syrischen und chaldäischen Sprache an der katholischen Lehranstalt setzt er ab; aber den gleichgesinnten Professor der Theologie an der evangelischen Universität Straßburg setzt er ein. Das Letztere aber, so bedauerlich es auch sein muß, ist bei weitem nicht so schlimm, als wenn das evangelische Kirchenregiment Badens den Professor Schenkel auf seinem Lehrstuhl in Heidelberg sitzen läßt. Denn der Kaiser ist ja katholisch und hat für die Entwickelung der evangelischen Kirche kein besonderes Interesse. — — Noch ein Geschichtchen aus dem ev. kirchl. Anzeiger: Als jüngst ein begeisterter Leser des Renan'schen Buches die Vortrefflichkeit dieses Werkes rühmte, fragte Einer: „Haben Sie denn das Original schon gelesen?" „Nein," war die Antwort, „wie heißt das Original?" „Das neue Testament, — das müssen sie lesen". — Ja, so mag's gehen, daß Tausende, die die Renan'sche Faselei verschlingen, nie, nie das Neue Testament gelesen haben. —

Der deutsche Jünglingsverein in Paris erfreut sich eines stetigen, guten Fortgangs. Schon über 100 Jünglinge haben demselben im Laufe von 3 bis 4 Jahren angehört, von denen über die Hälfte Paris wieder verlassen haben. Die Herberge, die sowohl Durchreisenden, als Solchen, die in Paris bleiben, geöffnet ist (9, rue de Bondy, porte St. Martin), giebt beständig 20 deutschen jungen Kaufleuten und Handwerkern Aufnahme. Ein Hausvater (Rauhhäusler) steht derselben mit Ernst vor. Ein aus der preußischen Kirchencollecte dem Werke zu Theil gewordener besonderer Zuschuß gestattet die miethweise Erwerbung eines neuen Stockwerks, so daß die doppelte Anzahl von Betten gestellt werden können.

In Paris wurden im Jahre 1862 geboren 52,312 Kinder. Darunter waren 14,591 uneheliche. Von diesen unehelichen wurden nur 6711 von ihren Vätern anerkannt.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist's, daß die katholische Kirche Frankreichs über Mangel an Priestern zu klagen anfängt. Und es ist allerdings Thatsache, daß die Hauptstadt Paris, die vor der französischen Revolution (1789) bei 500,000 Einwohnern an 10,000 Geistliche zählte, jetzt bei etwa 1,700,000 Seelen nur noch von 900 Priestern versorgt wird. Es giebt Parochieen von 30 bis 40,000 Seelen, die nur eine Kirche und 4, 5 Priester haben. Für die Hauptstadt allein wünscht man 1000 tüchtige Geistliche und 100 Kirchen mehr zu haben. In der Provinz steht es vielfältig nicht besser. In einem Sprengel sind im letzten Jahre 25 Priester gestorben und nur 5 Ersatzmänner dagewesen, Provinzen, die früher andern Gegenden mit Geistlichen aushalfen, haben jetzt selbst nicht soviel Priester als sie brauchen. — Da das Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Hebräischen in Frankreich nicht sonderlich zu gedeihen scheint, hat der Erzbischof von Paris beschlossen, junge Geistliche seines Sprengels auf evangelische Universitäten Deutschlands zu schicken, damit sie sich da zu Professoren der orientalischen Sprachen ausbilden können.

Eine verspätete Kirchweih hat die katholische Kirche dies Jahr in Paris gefeiert. Die berühmte Notre-Dame-Kirche (Liebfrauenkirche), das älteste bedeutende Denkmal der gothischen Baukunst in Frankreich (gegründet 1163, vollendet etwa im Anfang des 14. Jahrhunderts) hatte noch nicht die eigentliche Weihe erhalten, obschon sie bereits so lange steht. In den Tagen der französischen Revolution ist sie greulichen Entweihungen und Plünderungen ausgesetzt gewesen. Sie war damals der Hauptsitz des „Cultus der Vernunft". Nun hat man sie dies Jahr am letzten Mai im Beisein von 13 Bischöfen förmlich geweiht; doch scheint die Feier in ziemlicher Stille verlaufen zu sein.

(Schluß folgt.)

Aus einem Briefe von P. Sommer.

Unterm 13. October d. J. schreibt der liebe Bruder Sommer aus Philadelphia also:

Unter Lob und Preis der grundlosen Gnade und Erbarmung unsres ewig treuen Gottes und Heilandes will ich Euch nur unsre

glückliche Ankunft in diesem fernen Abendlande hierdurch anzeigen. Wir gingen in Hamburg am 17. September an Bord der Saxonia zur See. Durch Windesbrausen, Nacht und hundertfältige Gefahren hat der HErr uns und die zarten Kindlein über die Untiefen wie mit Adlersfittigen getragen. — Ach, mein treuer Gott, das war eine Fahrt! Wir werden der Beschwerden, und der Wunder göttlicher Durchhülfe bei derselben wohl kaum je vergessen! Sturm und Wellen spielten mit dem Schiff und die Seekrankheit riß uns fürchterlich herum; es blieb außer dem Säugling Niemand von uns verschont.

Am 3. October landeten wir und am 4. Abends 10 Uhr kamen wir, nicht wenig ermattet, hier in Philadelphia an. Ein christlicher Bruder nahm uns Alle in sein Haus auf. — Doch hier ist nur ein Ruhepunkt. Wohin wird Gottes Finger eigentlich weisen? Nächsten Montag will und muß ich die weite und kostspielige Reise nach Fort Wayne, ungefähr 6—700 engl. Meilen von hier, antreten. Dort versammelt sich gerade jetzt die große Allgemeine Synode, durch welche mir der HErr einen Wirkungskreis zuweisen wird. Wie sehne ich mich, das Angesicht der Brüder zu schauen! Welch hohe Ehre und Freude wird es mir sein, in die Reihen dieser Streiter Gottes wieder so recht eigentlich aufgenommen zu werden! Welch Glück ist es, daß meine Familie so lange hier inmitten meiner alten, lieben Gemeinde weilen darf. Freilich muß ich wieder hierher zurück und dann, auch die früher zurückgelassenen Haushaltungsgegenstände mit uns führend, müssen wir vielleicht abermals desselben Weges, noch weiter oder wer weiß wohin ziehen.

Lassen wir einiges Unwohlsein u. dergl. unbeachtet, so dürfen wir sagen, wir sind Alle wohl, und es geht uns über Bitten und Verstehen und tausend Mal besser, als vielen armen Christen, die frömmer sind als wir, und besser, als wir es verdienen.

So der HErr will, schreibe ich nächstens ausführlich. — Hiermit Gott befohlen! Tausend Grüße an Euch Alle, Ihr herzlich Geliebten; Eure Gebete haben uns mit herüber geholfen. Grüßet die Brüder hin und her und die Gnade des HErrn JEsu sei mit Euch Allen! Amen. Euer

Wilhelm M. Sommer.

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

Unsere Kinder, eine Gabe Gottes, ein Segen des Hauses. Vätern und Müttern in Freud und Leid gewidmet von M. G. W. Brandt, Basel, Bahnmaiers Verlag. 1856. 424 S. geh. 24 Gr.

Wie die Schrift von einer „fröhlichen Kindermutter" redet, so muß ich den Mann, der dies schöne Buch zusammengestellt hat (Director Brandt in Saarbrücken), einen fröhlichen Kindervater nennen. Daß er das ist, merkt man an dem Buche, das er hier der Christenheit bietet und das, denk ich, bald recht vielen Eltern ein liebes Hausbuch, ja ein Hausschatz werden wird. Dasselbe enthält eine der Form nach bunte, aber was den Stoff betrifft, sehr wohl geordnete Sammlung von Altem und Neuen, kurzen Aussprüchen, längeren prosaischen Bruchstücken, Versen, Gedichten und Geschichten; Alles aber — und der Verfasser hat nur gegeben, was die Probe an Gottes Wort besteht, obwohl er aus den mannigfaltigsten Quellen geschöpft hat — ist in der Absicht zusammengestellt, die Kinder des Hauses als das erscheinen zu lassen und zu dem immer mehr zu machen, was der Titel sagt: eine Gabe Gottes und ein Segen des Hauses. Das sind sie nach den drei Abschnitten des Buches, wenn sie uns geschenkt werden, wenn sie uns erhalten bleiben und wenn sie von uns abgerufen werden. Was aber der fleißige Sammler und Ordner in diesen dreien Theilen zusammengestellt hat, kann ein christlich Elternpaar mit Mahnung und Trost begleiten von der ersten Hoffnung der gesegneten Mutter an bis zum eignen Heimgang oder, wo der HErr will, bis zum Heimgang des Kindes. Wenn der Herausgeber in der Vorrede sagt, daß sein Buch besonders eins zum Verschenken sei, so stimmen wir dem vollkommen bei, und wir fügen hinzu, wer's einem Elternpaar schenkt, der schenkt damit viel auf einmal. Der Verleger hat dem Buche auch ein Kleid anziehen lassen, daß es sich als schönes Geschenk darf sehen lassen. Man kann das Buch haben in seinem goldverzierten Leinwandband mit Goldschnitt und einem nach neuerer Sitte in die vordere Schale eingefügten zarten Bilde, darauf mit der Unterschrift Matth. 19, 14 eine „fröhliche Kindermutter und ein fröhlicher Kindervater" mit ihren Kindern zusammen dargestellt sind. — Das Buch schließt mit einigen weißen Blättern zur Eintragung der häuslichen Gedenktage.

Evang. Kalender, Jahrbuch für 1865, herausg. von F. Piper. 16. Jahrg. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 12 Gr.

Der diesjährige Pipersche Kalender enthält außer den üblichen Lebensläufen, aus welchen wir die von Sebaldus, Leonhard Kayser, Theodor Beza, Scriver, Spener, Matthias Claudius hervorheben, Aufsätze über den italienischen Dichter Dante und seine Theologie, über die Darstellung Jesu im Tempel und über die Geschichte der Aufhebung des Edictes von Nantes.

***Traugott,** ein Kalender auf das Jahr 1865. Berlin, Beck. Mit sächs. Stempel 10 Gr.

Die „Zuloß" zu diesem nun bereits das siebente Mal erscheinenden lutherischen Volkskalender ist diesmal sehr mannigfaltig. Außer vielen kleinen Geschichten und sonstigen gemeinnützigen und erbaulichen Aufsätzen enthält sie eine kleine Biographie von Heinrich Müller, dem Verf. der Erquickstunden, Hussens letzte Tage, Krieg und Kriegsgeschrei (ein Stück aus dem Leben des württembergischen Theologen Joh. Val. Andreä).

Ruth von Louise von Plönnies; Stuttg. S. G. Liesching. 1864. 79 S. carton. m. Goldschn. 12 Gr.

Die bekannte liebliche Geschichte des A. Testaments in einem christlichen Gedicht mit viel Frische und Wahrheit, nicht blos dargestellt, sondern auch ausgemalt, aber nicht mit Pfuscherhand. Wie trefflich und sinnig hat's z. B. die Dichterin verstanden, die Reise der Naemi und Ruth von Moab bis Bethlehem zu beleben, die uns in der Schrift mit zwei Zeilen erzählt wird. Auch dies Büchlein eignet sich in seiner netten Ausstattung zum Christgeschenk, besonders für reifere Töchter.

Lilien auf dem Felde von Louise von Plönnies; Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 301 S. 1 Thlr. 3 Gr.

Wer die Dichterin des vorgenannten Büchlein — und dazu macht dasselbe Lust — genauer kennen lernen und sich mit ihr an dem Brunnen des göttlichen Worts erquicken will, aus dem sie ihren Sang geschöpft, dem sei auch dies Büchlein mit seinen mannigfaltigen, aber durchweg in ernstem christlichen Geiste verfaßten Gedichten empfohlen. Die größere Hälfte des Buches bietet Lieder, die sich an Geschichten oder Worte der h. Schrift anschließen, unter anderem auch eine Sammlung Davidischer Psalmen, in wohlklingende deutsche Verse gefaßt. —

Frauenbilder der heiligen Schrift im Kranze der Dichtung, eine Festgabe, dargeboten von J. K. Scholz, Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 272 S. carton. m. Goldschnitt. 27 Gr.

„Das vorliegende Buch stellt die hervorragendsten (auch im übeln Sinne, z. B. Isebel, Saphira) Frauengestalten aus dem großen Bildersaale der Bibel zusammen und bietet diese Bilderreihe im Gewande der Poesie christlichen Mädchen, Jungfrauen und Frauen zu gesegneter Betrachtung dar." Mit diesen Worten der Vorrede ist Inhalt und Zweck des sauber ausgestatteten Büchleins aufs kürzeste bezeichnet. Nur das sei hinzugefügt, daß dasselbe eine Sammlung von Gedichten Aelterer und Neuerer ist, in denen uns die Frauengestalten der Bibel vorgeführt werden. Die Verschiedenheit der Hände aber, die das „Gewand der Poesie" gewebt haben, thut dem Ganzen keinen Eintrag. Die Gedichte, die sich nicht an die biblische Geschichte anschließen (Veronika, einige Legenden von Maria), befremden etwas.

***Grüße und Wünsche,** ein Hülfsbüchlein für das Leben in der Liebe, von Emil Quandt, Past. in Collin. Berlin, Beck, 134 S. 10 Gr.

Solch ein christliches Gratulationsbüchlein hat der Pilger unserm Volke längst gewünscht. Es stehen darin: Geburtstagswünsche (der Kinder und Erwachsener) an verschiedene Personen gerichtet, Wünsche am Tauf-, Confirmations-, Verlobungs-, Hochzeits- (silberne, goldene) Tage, Kinder-Gebete und Wünsche unter dem Weihnachtsbaum, Neujahrwünsche, Stammbuchverse, Verse in Todtenkränze, Grabschriften (hier wäre eine Zugabe von geeigneten Bibelsprüchen erwünscht gewesen und im Anhang Symbola oder Wahlsprüche. Vom Geist der verschiedenen Verse und Sprüche nur das Eine, daß ein gläubiger Christ, der nicht selber einen Wunsch aufsetzen kann, getrost daraus wählen kann.

Bei bevorstehendem Jahreswechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 52. Dresden, den 24. December 1864.

Am ersten heiligen Christtage.

Luc. 2, 1—14.

Lieber Pilgerleser! Welch unerschöpflicher Schatz die großen Thaten Gottes seien, von denen uns Gottes Wort, sonderlich auch an den hohen Festen der Christenheit, erzählt, das merkt man ohne Zweifel am besten, wenn man selbst recht fleißig aus diesem Schatze schöpft. Man lernt's aber auch, wenn man siehet, wie viel andere Christen vor uns mit gläubigem Herzen aus diesem Schatze geschöpft und sich daran erquickt haben. Von der Erquickung nun, die vor uns Andere aus unserer Weihnachts-Festgeschichte gewonnen haben, giebt am besten Zeugniß der reiche Liederschatz unserer Kirche. Darum, meinte ich, würde es dir heut und morgen und vielleicht noch später eine Freude sein, wenn ich dir diesmal die beiden Festevangelien durch bloße Liederverse auslegte, die du mit den Deinen zwischen der Weihnachtsgeschichte singen oder doch lesen könntest. Wenn du auf den Inhalt der Verse wohl achten willst, kannst du, denke ich, Auslegung genug haben und siehst dabei zugleich wieder einmal, welch reicher Segen unserer Kirche in ihren Liedern gegeben ist.

So mache denn in Gottes Namen den Anfang mit dem Verse:

Es begab sich zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augusto ausging, daß alle Welt geschätzet würde. Und diese Schatzung war die allererste und geschahe zur Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war.

(Eigne Melodie.)

Lobt Gott, ihr Christen alle gleich In Seinem höchsten Thron, Der heut schleußt auf Sein Himmelreich Und schenkt uns Seinen Sohn. (Nic. Hermann, † 1561.)

(Mel.: Meinen Jesum laß ich nicht)

Da man schätzte alle Welt, Kommst du, unser Schatz, hernieder; Da August das Scepter hält, Singt man dir die Wiegenlieder, Weil du, hochgelobter Christ, Deines Reichs Vermehrer bist. (B. Schmolck, † 1737.)

Und Jedermann ging, daß er sich schätzen ließe, ein Jeglicher in seine Stadt.

(Mel.: Lobt Gott, ihr Christen alle gleich.)

August setzt ein Schätzung an, Gott schätzet Seine Welt; Doch weil kein Mensch sich lösen kann, Bringst Du das Lösegeld. (Thebesius, † 1652.)

Da machte sich auch auf Joseph aus Galiläa, aus der Stadt Nazareth, in das jüdische Land zur Stadt Davids, darum daß er von dem Hause und Geschlechte Davids war.

(Mel.: O Gott, du frommer Gott.)

Beglücktes Bethlehem, Du Lusthaus aller Frommen, Nun ist des Davids Sohn In Davids Stadt gekommen. Der Lebensherzog zieht In Stall und Krippen ein, Der über Israel Soll Herr und König sein.

Auf daß er sich schätzen ließe mit Maria seinem vertrauten Weibe, die war schwanger.

(Mel.: Jesus, meine Zuversicht.)

Dieses Wunder wollen wir Tief in unsre Herzen schreiben; Wir bewundern für und für: Mutter und doch Jungfrau bleiben. Ist es nicht ein Wunderding, Da die Magd den HErrn empfing. (Kluge, † 1761.)

Und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß sie gebären sollte. Und sie gebar ihren ersten Sohn.

(Mel.: Mein Freund zerschmelzt.)

O Liebe, die den Himmel hat zerrissen, Die sich zu mir in's Elend niederließ, Was für ein Trieb hat dich bewegen müssen Der dich zu mir in's Jammerthal verwies? Die Liebe hat es selbst gethan, Sie schaut als Mutter mich In meinem Jammer an. (Richter, † 1711.)

Und wickelte Ihn in Windeln,

(Mel.: Meinen Jesum laß ich nicht.)

Deine Windeln waren klein Und zu schlecht für solche Glieder: Hülle meine Sünden ein, Denn sie sind mir selbst zuwider, Und Dein Geist, der Alles kann, Zieh uns Jesum Christum an. (Casp. Neumann, † 1715.)

Und legte Ihn in eine Krippe,

(Mel.: Freuet euch, ihr Christen alle.)

Siehe, siehe, meine Seele, Wie dein Heiland kommt zu dir, Brennt in Liebe für und für, Daß Er in der Krippen Höhle Harte lieget dir zu gut, Dich zu lösen durch Sein Blut. Freude, Freude über Freude! Christus wehret allem Leide. Wonne, Wonne über Wonne! Er ist die Genadensonne. (Keymann, † 1662.)

denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.

(Mel.: Gelobet seist Du, Jesu Christ.)

Der Sohn des Vaters Gott von Art Ein Gast in der Welt hier ward, Und führt uns aus dem Jammerthal Und macht uns Erben in seim Saal. Kyrieleis.

Er ist auf Erden kommen arm, Daß Er unser sich erbarm, Und in dem Himmel machet reich Und Seinen lieben Engeln gleich. Kyrieleis. (Luther, † 1546.)

Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Herde. Und siehe, des HErrn Engel trat zu ihnen und die Klarheit des HErrn leuchtete um sie, und sie fürchteten sich sehr.

(Mel.: O Gott, du frommer Gott.)

Erfreutes Hirtenvolk, Dem gleich die Engelschaaren Den Erz- und Seelenhirt Frohlockend offenbaren; Je mehr des Engels Glanz Dein Herz furchtsam entzückt, Je süßer war die Lust, Als du das Kind erblickt.

Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird.

(Eigne Melodie.)

Freuet euch, ihr Christen alle! Freue sich, wer immer kann! Gott hat viel an uns gethan: Freuet euch mit großem Schalle! Daß Er uns so hoch geacht, Sich mit uns befreundt gemacht. Freude, Freude über Freude! Christus wehret allem Leide: Wonne, Wonne über Wonne! Er ist die Genadensonne. (Keymann, † 1662.)

Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus der HErr, in der Stadt Davids.

(Mel.: Vom Himmel hoch.)

Euch ist ein Kindlein heut geborn Von einer Jungfrau auserkorn, Ein Kindelein so zart und fein, Das soll eur Freud und Wonne sein.

Es ist der HErr Christ unser Gott, Der will euch führen aus aller Noth, Er will eur Heiland selber sein Von allen Sünden machen rein. (Luther, † 1546.)

Und das habt zum Zeichen: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend.

(Dieselbe Melodie.)

So merket nun das Zeichen recht, Die Krippen, Windelein so schlecht, Da findet ihr das Kind gelegt, das alle Welt erhält und trägt. (Luther, † 1546.)

Und alsobald war da bei dem Engel die Menge der himmlischen Heerschaaren,

(Eigne Melodie.)

Fröhlich soll mein Herze springen Dieser Zeit, Da vor Freud Alle Engel singen. Hört, hört, wie mit vollen Chören Alle Luft Laute ruft: Christus ist geboren! (P. Gerhardt, † 1676.)

die lobten Gott und sprachen:

(Mel.: Nun danket alle Gott.)

Die Engel freun sich so, Für die Du nicht geboren; Ach, sind denn wir nicht froh? Uns bist Du auserkoren. Du bist ein Menschensohn, Den meine Haut bedeckt; Mein Heil und Gnadenthron, Wenn Sünd und Hölle schreckt. (Neunherz, † 1737.)

Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

(Eigne Melodie.)

Allein Gott in der Höh sei Ehr! Und Dank für Seine Gnade, Darum daß nun und nimmermehr Uns rühren kann ein Schade. Ein Wohlgefalln Gott an uns hat; Nun ist groß Fried ohn Unterlaß, All Fehd hat nun ein Ende. Amen. Decius, † 1529.

Am zweiten heiligen Christtage.

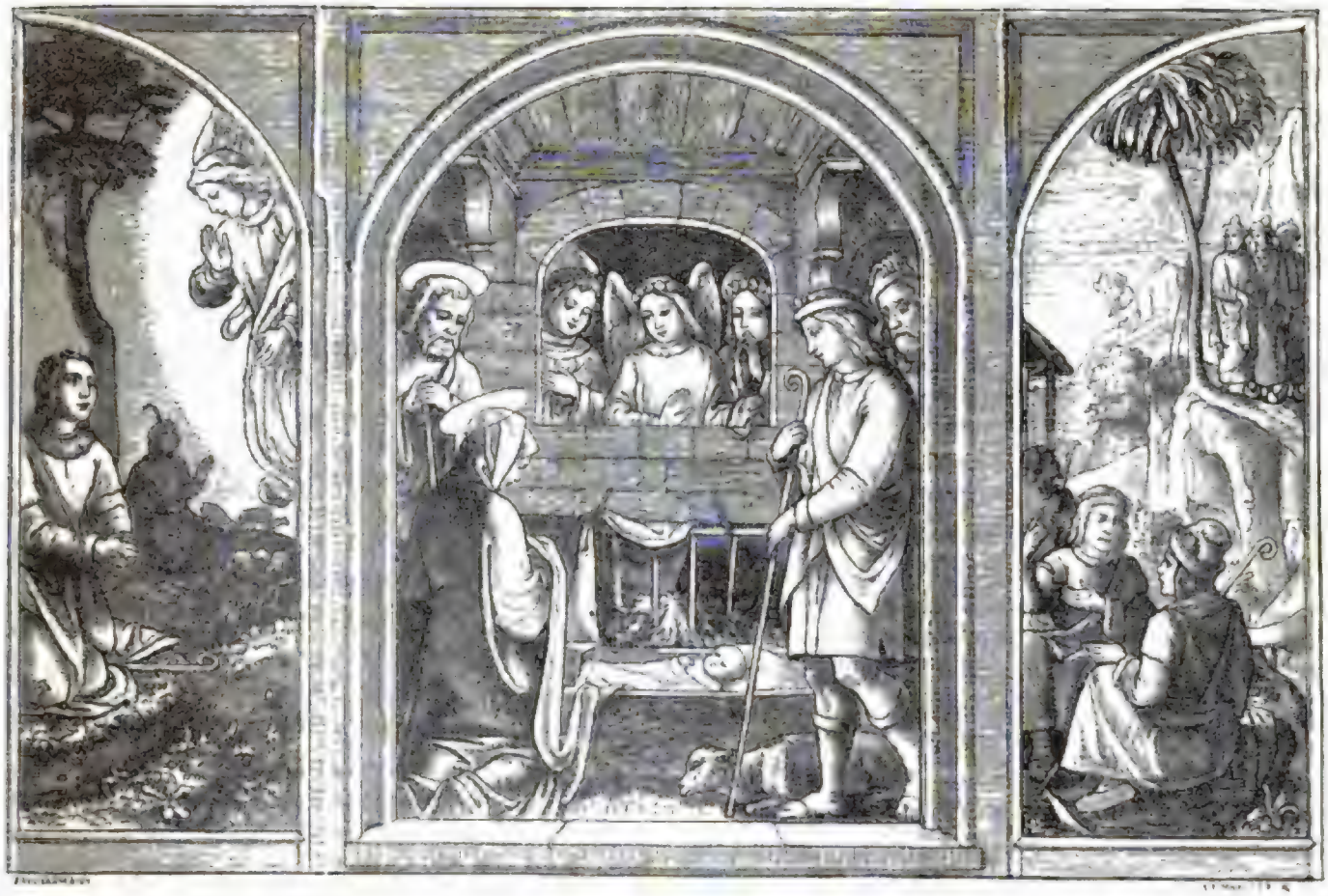
Luc. 2, 15—20*)

(Eigene Melodie.)

Gelobet seist Du, Jesu Christ, Daß Du Mensch geboren bist, Von einer Jungfrau, das ist wahr; Deß freuet sich der Engel Schaar. Kyrieleis. (Luther, † 1546.)

Und da die Engel von ihnen gen Himmel fuhren, sprachen die Hirten unter einander: Laßt uns nun gehen gen Bethlehem,

*) Unser heutiges Bild gehört zu beiden Festtagen. Es ist in Form eines Altarschreins dargestellt, wie solche in den alten Zeiten üblich waren. Das Bild in der Mitte ist der Mittelpunkt der Festgeschichte. Der Flügel links stellt die Verkündigung an die Hirten dar, wie sie am ersten Festtage erzählt wird, der rechte



(Mel.: Quem pastores laudavere.)

Kommt und laßt uns Chriſtum ehren, Herz und Sinnen zu Ihm kehren, Singet fröhlich, laßt euch hören, Werthes Volk der Chriſtenheit! (P. Gerhardt, † 1676.)

Und die Geſchichte ſehen, die da geſchehen iſt, die uns der HErr kund gethan hat.

(Dieſelbe Melodie.)

Sehet was Gott hat gegeben! Seinen Sohn zum ewgen Leben. Dieſer kann und will uns heben Aus dem Leid in's Himmels Freud. (Derſelbe.)

Und ſie kamen eilend,

(Mel.: Fröhlich ſoll mein Herze.)

Ei, ſo kommt und laßt uns laufen, Stellt euch ein Groß und klein, Kommt mit großen Haufen. Liebt den, der vor Liebe brennet, Schaut den Stern, Der uns gern Licht und Labſal gönnet. (P. Gerhardt, † 1676.)

Und fanden beide, Mariam und Joſeph, dazu das Kind in der Krippe liegend.

(Mel.: Aus meines Herzens.)

Kommt Alle zu der Krippen, Die ihr ſonſt Kinder heißt, Bereitet eure Lippen, Daß ihr ein Kind hier preiſt, Ein Gott- und Menſchenkind, Das alle Menſchenkinder Als ſonſt verdammte Sünder Aus Satans Schlingen reißt. (B. Schmolk, † 1737.)

Da ſie es aber geſehen hatten, breiteten ſie das Wort aus, welches zu ihnen von dieſem Kinde geſagt war.

(Mel.: Allein Gott in der Höh.)

Auf, freuet euch von Herzensgrund, Ihr, die ihr wart verloren; Nun wird das große Wunder kund, Daß Gott iſt Menſch geboren. Er bringt das Heil von oben her, Da Alles noch im Tode wär', Wenn Er nicht wär' erſchienen.

Und Alle, vor die es kam, wunderten ſich der Rede, die ihnen die Hirten geſagt hatten.

(Mel.: Nun freut euch, lieben.)

Sein Name heißet Wunderbar; Gott wird ein Menſch, o Wunder! Mit Ihm kommt auch die Engelſchaar, Macht ſich in Lüften munter. Nun ſoll durch dieſes Wunderkind, Das uns durch ſich mit Gott verbindt, Die Welt verſöhnet werden.

Maria aber behielt alle dieſe Worte und bewegte ſie in ihrem Herzen.

(Mel.: Fröhlich ſoll mein Herze.)

Ich will Dich mit Fleiß bewahren, Ich will Dir Leben hier, Mit Dir will ich fahren. Mit dir will ich endlich ſchweben Voller Freud Ohne Zeit Dort im andern Leben. (P. Gerhardt, † 1676.)

Und die Hirten kehrten wieder um, preiſeten und lobten Gott um Alles, was ſie gehört und geſehen hatten, wie denn zu ihnen geſagt war.

Flügel die Geſchichte des zweiten Feſttages: die Verkündigung durch die Hirten. Auch die „Heiden-Weihnacht" iſt angedeutet in den Weiſen aus dem Morgenlande, die über den Berg daher kommen.

(Mel.: Sollt ich meinem Gott nicht singen.)

Ewig sei Dir Lob gesungen, O Du wunderbarer Held, Mit den Herzen und den Zungen, Daß Du bist auf diese Welt Mir zu gut in's Fleisch gekommen Und aus lauter Freundlichkeit, O Du Sohn der Ewigkeit, Fleisch und Blut hast angenommen Und mein Bruder worden bist: Sei willkommen und gegrüßt!

O Du allerschönster Knabe, O Du keuscher Jungfrau Sohn, Meiner Seele reichste Habe, Meines Glaubens edle Kron, Laß mich neugeboren werden; Mach mich fromm, sei Du, o Kind, Das man in der Krippe findt, Meine beste Freud' auf Erden! Laß für diesen Gnadenschein Mich Dir ewig dankbar sein!

(Finx, † 1694.)

Bethlehem.

(Aus: Das heilige Land, von W. Kühn, s. Pilg. Nr. 49, S. 392.)

Der Weg von Jerusalem nach Bethlehem führet aufwärts, denn hoch oben auf dem Berge liegt wie ein schön Alpenröslein die Stadt der heiligsten Geburt, Bethlehem Ephrata. Die Hochebene, welche wir erreichen, wenn wir das Jaffathor an der Abendseite Jerusalems verlassen haben, und über das Thal geschritten sind, steiget zu einem Berge an, auf dem das Kloster des Elias steht. Hier, in der Mitte des zweistündigen Weges, überschaut man nordwärts die Stadt Jerusalem mit ihren Bergen, südwärts die Gegend um die Stadt der Geburt, üppig und fruchtbar, daher ihr Name, der „Brodhaus" bedeutet, wenn du ihn nicht lieber herleiten willst von dem Brode des Lebens, das aus ihr kam, als die Zeit erfüllet war. Vom Kloster an senkt sich der Pfad, und bald ist der Ort erreicht, da Jacob seine Rahel beweinete. Die Schrift erzählt: „Also starb Rahel und ward begraben an dem Wege gen Ephrat, die nun heißet Bethlehem. Und Jacob richtete ein Maal auf über ihrem Grabe, dasselbige ist das Grabmaal Rahel's bis auf diesen Tag."

Rahel's Grab am Wege nach Bethlehem ist jetzt mit einer kleinen Moschee überbaut und wird heilig gehalten von Juden und Christen. Als in Bethlehem das erste Märtyrerblut floß, und Herodes alle Kinder zu Bethlehem und an ihren Grenzen tödten ließ, die da zweijährig und darunter waren, da hat man auf dem Gebirge ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen, denn es war aus mit ihnen. Matth. 2, 18.

Und nun hebe deine Augen auf und siehe, das sind die Fluren, auf denen Ruth einst Aehren las, die sich nicht wollte darein reden lassen, daß sie ihre Schwieger Naemi verlassen sollte, und da ihr Enkel David, der bräunlichte Knabe, die Heerde Isai's hütete, seines Vaters, und Samuel, der Prophet, kam und den Hirten salbete zum Könige Israels. — Vor dir liegt auf 2 Hügeln das Städtlein, von dem gesagt ist: „Und du Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus dir soll mir kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist."

Auf dem einen Hügel liegt das Kloster mit der Stätte der Geburt, auf dem andern das Städtlein mit seinen 4000 Bewohnern. Es sind nur Christen, die um die Geburtsgrotte des Heilands wohnen. Die Gegend ist angebaut, reich und fruchtbar; grünende Wiesen, sonst selten in Judäa, erinnern an die Hirten, die hier ihre Heerde weideten, als der gute Hirte geboren wurde; der Oelbaum gedeihet und der Weinstock. Doch leben die Bewohner des Städtleins nicht vorzugsweise vom Ertrage des Landes, sondern viel mehr von der Kunstfertigkeit ihrer Hände. Auf Perlenmuscheln, die sie von dem Ufer des rothen Meeres holen, stellen sie die heilige Geschichte kunstfertig dar, die Geburt des Herrn, die Anbetung der Weisen, und was sonst das kleine Städtchen jedem frommen Christenherzen so überaus lieb und theuer macht. Auch Crucifixe und Rosenkränze fertigen sie aus kostbarem Holze oder aus Asphalt vom todten Meere, welche die Pilger als theure Erinnerungszeichen mit in die Heimath nehmen.

Aber die Sehnsucht zieht uns nach dem andern Hügel, wo das von Lateinern, Griechen und Armeniern gleichzeitig bewohnte festungsartige Kloster die Stätte einschließt, da uns besuchte der Aufgang aus der Höhe. Ueber der Grotte der Geburt hat die Kaiserin Helena eine Kirche erbaut, eine der schönsten im heiligen Lande. Sie hat die Form des Kreuzes, und 48 in 4 Reihen geordnete Säulen von bräunlichgelbem Marmor tragen den kunstreichen, aus Cedernholz gefertigten Dachstuhl. Die Kirche heißt die Marienkirche, und ist 170 Fuß lang und 80 Fuß breit. Zu beiden Seiten des Hochaltars steigt man auf 15 Stufen hinab zu der Geburtsgrotte, welche aus einer Hauptkammer und mehreren Nebenkammern besteht. Die Hauptkammer, die Stätte der Geburt, der Krippe und der Anbetung der Weisen in sich fassend, hat eine Breite von 37, eine Länge von 12 und eine Höhe von 9 Fuß. Es ist eine natürliche Felsenhöhle, wie es deren unzählige im jüdischen Gebirge giebt, die als Wohnungen für Menschen, aber auch als Gräber, und als Ställe für das Vieh benutzt wurden. Aber das rohe, natürliche Gestein ist kaum mehr zu sehen, die fromme Andacht hat sie mit reichvergoldeten, rothen Seidenstoffen, sowie mit Marmor und andern geschliffenen Steinen geschmückt, die den Glanz von 32 goldenen und silbernen Lampen zurückstrahlen. Gerade unter dem Hochaltar der Kirche findet sich eine Nische, an deren Boden ein silberner Stern mit der lateinischen Umschrift: „Hier ist von der Jungfrau Maria Jesus Christus geboren worden" die Stätte anzeigt, wo das Wort Fleisch ward.

Den aller Weltkreis nie beschloß,
Liegt hier in Mariens Schooß.

Bethlehem.

Er iſt ein Kindlein worden klein,
Der alle Ding' erhält allein.
Kyrieleis.
Das hat er Alles uns gethan,
Sein' groß' Lieb' zu zeigen an.
Deß freu' ſich alle Chriſtenheit,
Und dank' ihm deß in Ewigkeit.
Kyrieleis.

Nebenan liegt eine zweite Niſche. Eine Krippe, die in den Felſen gehauen, und ebenfalls mit Marmor ausgelegt und mit koſtbaren Lampen erleuchtet iſt, erinnert an die arme Krippe, in die Maria das Kindlein geleget hatte, als die Hirten kamen, um die Geſchichte zu ſehen, die der Herr ihnen kund gethan, und die Weiſen aus dem Morgenlande, denen der Stern in dieſe verborgene Stätte der Felſen den Weg gezeigt.

Der Kirchenvater Hieronymus konnte ſich nicht trennen von dieſer heiligen Stätte, er verbrachte in einer Nebenkammer der Grotte den ganzen letzten Theil ſeines Lebens, und überſetzte dort die heilige Schrift in die lateiniſche Sprache. Ein lieblich Geſpräch wird uns mitgetheilt, das derſelbe im Geiſte mit dem Jeſuskindlein gehabt:

„So oft ich den Ort anſchaue, wo mein Heiland geboren iſt, habe ich ein ſüßes Geſpräch mit ihm. Ach, Herr Jeſu, ſage ich, wie hart liegſt Du in Deiner Krippe, um meiner Seligkeit willen! Wie ſoll ich Dir's doch vergelten? Da iſt mir's, als ob das Kindlein antwortete: Nichts begehre ich, als daß du ſingeſt: Ehre ſei Gott in der Höhe! Noch dürftiger will ich werden im Oelgarten und am Kreuze. Da ſpreche ich weiter: Ach, Geliebter, ich muß Dir etwas geben! ich will Dir all mein Geld geben. Er aber antwortet: Der Himmel iſt mein und die Erde iſt auch mein, ich bedarf nichts. Gieb es armen Leuten, das will ich anſehen, als wäre es mir gegeben. Ich rede weiter: Gern will ich es thun, aber Dir ſelbſt muß ich auch etwas geben, oder ich muß vor Leide ſterben Da antwortet das Kindlein: Biſt du ſo freigebig, ſo will ich dir ſagen, was du mir geben ſollſt. Gieb her deine Sünde, gieb her dein böſes Gewiſſen und deine Verdammniß. Ich ſage: Was willſt Du damit machen? Und das Kindlein ſpricht: Ich will's auf meine Schulter nehmen, das ſoll meine Herrſchaft und herrliche That ſein, wie Jeſaia vor Zeiten geredet hat, daß ich deine Sünde will tragen und wegtragen. Da fange ich alter Mann an zu weinen, und ſage: Kindlein, liebes Kindlein, wie haſt Du mir das Herz gerührt! Nimm hin, was mein iſt, und gieb mir, was Dein iſt, ſo bin ich der Sünden los und des ewigen Lebens gewiß."

Wir verlaſſen jetzt die unterirdiſchen Grotten, und wandern von der Höhe oſtwärts zu dem Thale der Hirten.

Es iſt eine gar freundliche Stätte, von Oel- und Feigenbäumen umgeben, wo in jener geweiheten Nacht die himmliſchen Heerſchaaren das Geburtsfeſt Deſſen feierten, der auch ihr König iſt, und der Welt den Anbruch des Heils verkündeten in dem Kindlein, das in der Stadt David's geboren war.

Ehre Gott in der Höh': Halleluja!
Friede auf Erd': Halleluja!
Und den Menſchen ein Wohlgefall'n: Halleluja.
Amen.

Digitized by Google

Chronik.

(Fortsetzung.)

Aus Belgien erzählt Münkels „Neues Zeitbl.:“ In Brüssel besteht jetzt ein „Verein vom freien Gedanken“. Seine Mitglieder sind verpflichtet, sich von jeder kirchlich-religiösen Ceremonie streng entfernt zu halten, eine Art Enthaltsamkeitsverein nicht gegen den Branntwein, sondern gegen die Kirche. Neulich wurde ein Mitglied, eine hohe Standesdame, beerdigt, also ohne alle Theilnahme der Kirche und ohne Ceremonieen, aber unter ungeheurer Theilnahme der Brüsseler Bevölkerung. „So pflegt man Pferde einzugraben,“ bemerkten die Geistlichen.

Der gegen Ende August in Mecheln gehaltene katholische Congreß hat keine große Bedeutung gehabt. Man hat unter anderem beschlossen, künftig alljährlich einen Congreß der katholischen Tagesschriftsteller zu halten und einen allgemeinen, nur für die kirchlichen Blätter thätigen Telegraphendienst einzurichten. Was das Letztere betrifft, so ist vorauszusehen, daß es beim bloßen Beschlusse bleibt. —

In Italien lebt der Papst Pius IX. immer noch. Wenn er aber einmal gestorben sein wird, kann's viel Streitigkeiten geben. Der König Victor Emanuel denkt bereits daran, den Papst künftig nicht mehr im Conclave der Cardinäle, sondern nach der Mode des 19. Jahrhunderts, die auch die Sitte der alten Kirche gewesen sei, durch Volksabstimmung wählen zu lassen. Er denkt vielleicht an die Wahl des Bischof Ambrosius von Mailand, der bekanntlich durch Acclamation des Volks ernannt wurde, nachdem ein Kind in der Versammlung seinen Namen gerufen hatte. Aber es war das doch ein ganz anderes italienisches Volk damals. —

In Mailand wollen die deutschen und französischen Protestanten eine Kirche bauen. 105,000 Francs sind schon zusammengebracht; nur 25,000 fehlen noch, um den gesammten Aufwand zu decken. — Am 29. Mai ist der Grundstein gelegt worden. Es ist dies die erste protestantische Kirche in der Lombardei.

Das in den Händen der evangelischen Allianz befindliche Evangelisationswerk in Italien beginnt in neuerer Zeit darunter zu leiden, daß die einzelnen sich betheiligenden Secten nicht Frieden mit einander halten. Besonders sind die Plymouthbrüder oder Darbisten, eine Secte des 19. Jahrhunderts, die ihren Hauptsitz in der französischen Schweiz hat und namentlich eine confuse Lehre von der Kirche zu verbreiten sucht, gegen die Arbeiten der Waldenser und anderer Kirchenparteien aufgetreten und haben diese verdächtigt. —

Der Justizminister des „Königreichs Italien“ hat ein Rundschreiben erlassen, in welchem alle königlichen Staatsbehörden aufgefordert werden, dem täglich wachsenden Unfug der Duelle mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. —

Spanien. Der bekannte spanische Bibelcolporteur Matamoros, der jetzt in der Verbannung lebt, ist vielfältig umhergereist. In Frankfurt a. M., in Bonn ist er gewesen, auch in Holland, und jetzt ist er, soviel ich weiß, in Lausanne in der französischen Schweiz, um dort seinen Studien obzuliegen. Er ist 29 Jahre alt. —

In Madrid wird jetzt dem Entdecker Amerika's, Christoph Columbus, ein Denkmal errichtet. Die Stadt, ein Comité und der Staat werden die Kosten aufbringen.

In einer der Cortes-Sitzungen des Königreichs Portugal hat dies Jahr ein junger Abgeordneter einen Antrag auf Religionsfreiheit und gleichen Schutz für alle Confessionen gestellt. Bisher ist in Portugal die römisch-katholische die allein anerkannte gewesen, während andere Confessionen ihre Gottesdienste nur in Häusern halten durften, die nicht wie Kirchen aussehen. Nach dem Gesetz ist alle Beförderung einer fremden Confession, ja sogar der Uebertritt zu einer solchen straffällig. Wird nun auch jener Antrag keinen Erfolg haben, so ist es doch ein Zeichen der Zeit, daß er überhaupt möglich gewesen ist. —

Aus Rußland ist dem Pilger kürzlich ein Bericht über die „Unterstützungskasse der ev.-luth. Gemeinden im Kaiserreich Rußland“ mitgetheilt worden, dem er folgendes entnimmt. Diese Kasse wird gebildet aus freiwilligen, regelmäßigen oder einmaligen Beiträgen, aus Collecten, die von Zeit zu Zeit in allen lutherischen Kirchen des Kaiserreichs gesammelt werden und aus Vermächtnissen wohlthätiger Personen. Die gesammelten Gelder werden verwendet zu Bauten oder Restaurationen von Kirchen, Bet-, Schul- und Pfarrhäusern, zur Beihilfe bei der Besoldung der Geistlichen oder zur Bestreitung der Reisekosten, die diesen in den weitläufig zerstreuten und armen Pfarreien erwachsen, zur Unterstützung armer, kranker und emeritirter Pastoren, auch der Pfarrers-Wittwen und Waisen, endlich zur Gründung von Stipendien für Jünglinge, die sich für das geistliche oder für ein Schulamt bilden wollen, auch zu Anschaffung von Kirchen- und Schulgeräthschaften. Die Unterstützungskasse steht unter Oberaufsicht des ev.-luth. Generalconsistoriums, wird aber von einem in Sct. Petersburg errichteten Centralcomité verwaltet, das aus einem Präses, 12 Directoren, einem Secretair und einem Kassirer besteht. Zur Erleichterung der Wirksamkeit dieses Comités werden in jedem Consistorialbezirk Kreiscomités gebildet, in den städtischen und Landpfarren dagegen Hilfscomités. Wie gesegnet in ihren Erfolgen die Gründung dieser Unterstützungskasse ist, läßt sich leicht aus den Früchten ersehen, die diese Kasse im Zeitraum einiger Jahre getragen. Im ganzen Kaiserreiche bestehen bereits 20 Kreiscomités. Im Jahre 1860 konnte das Centralcomité schon 13,287 Rubel Silber (1 Silberrubel ca. 1 Thlr. 5 Gr.) austheilen. Im Jahre 1861 verausgabte es 19,854 Rubel, wovon 1832 Rubel für Schulen und Seminarien, das Uebrige für Kirchenbauten ꝛc. verwendet wurde. Im Petersburger Kreise konnten 2000 R. zum Bau der jetzt bereits vollendeten St. Johanniskirche in Petersburg gegeben werden, zum Bau einer andern Kirche in West-Ingermanland 3000 R., und eine dritte aus 882 Gliedern bestehende Gemeinde, die gleichfalls eine Kirche bauen wollte, konnte 1000 R. empfangen. Ein besonderes Augenmerk richtete das Central-Comité auf die im Ingermanlandschen Kreise gelegenen Schulen, wo in 30 lutherischen Gemeinden 10,803 schulfähige Kinder sich befanden und doch in Wirklichkeit nur 1193 Kinder die Schule besuchten. Auch der Kaiser greift hilfreich ein. Als im Narvaer Kreise eine kleine Gemeinde von etwa 100 Colonisten und 50 Städtern, die bisher ihre Gottesdienste in der engen katholischen Kirche des Orts gehalten hatte, nach einem Bethaus verlangte, das 4000 R. kostete, gab der Kaiser 2700 R. und die Unterstützungskasse schoß das Uebrige zu. — Der

liebe luth. Pastor in Polen, der dem Pilger diese Mittheilungen gemacht hat und von dem wir gern auch fernerhin etwas aus der lutherischen Kirche Rußlands hören möchten, schließt seinen Bericht mit den Worten: Bis hieher hat der HErr geholfen. Er wird auch weiter helfen. Gelobet sei der Name des HErrn! — Ich weiß, die Pilgerleser loben Ihn mit für die Gnade, nach welcher Er Seiner lutherischen Kirche auch in dem fernen Rußland eine Stätte bereitet. —

In St. Petersburg besteht jetzt auch, wie es deren in Deutschland bereits gegen 40 giebt, eine christliche Herberge für deutsche Gesellen unter dem Namen „zur Palme". —

Das Lyceum zu Odessa wird zu einer Universität mit 3 Facultäten (historisch-philologische, physikalisch-mathematische und juridische) umgebildet. —

Von der Stellung der katholischen Geistlichkeit, besonders der Mönche Polens zur dortigen Revolution und ebenso von der zweideutigen Stellung, die der Papst zu dieser Revolution eingenommen hat, wird die „Zeitgeschichte" zu berichten haben. —

In den Donaufürstenthümern, wo es etwa 20,000 Evangelische giebt, hat in den letzten Jahren der ungarische Pfarrer Ezelder mit großer Ausdauer und Opferfreudigkeit die zerstreut wohnenden Protestanten zu kleinen Gemeinden gesammelt. Um dies zu erreichen, hat er zu Fuß im Lande umherwandern und mit der kärglichsten Nahrung fürlieb nehmen müssen. In Zeit von vier Jahren hat er aber vier Gemeinden gegründet, die jetzt alle ihre Sonntags- und Wochenschulen haben, zwei auch schon eine Kirche und einen Geistlichen. In den zwei andern hält er selbst den Gottesdienst. —

Türkei. Aus Constantinopel berichteten im Juni dieses Jahres die Zeitungen, daß an 800 türkische Familien durch den Dienst englischer und amerikanischer Missionare zum evangelischen Christenthume bekehrt worden wären und beim Sultan um Genehmigung eines Kirchenbaues angehalten hätten. Das klang fast unglaublich, aber es war etwas wahres daran. Allerdings hatte die Thätigkeit der genannten Missionare die Frucht gehabt, daß sich in Constantinopel eine größere Anzahl Personen, meist dem Stande der Kaufleute, Beamten und Soldaten angehörig, dem Evangelio zugewendet und für weitere Verbreitung der erkannten Wahrheit großen Eifer gezeigt hatten. Man hatte in der That beim Sultan um die Erlaubniß zum Bau einer Kapelle gebeten, in welcher fernerhin die Bibel öffentlich vorgelesen (und mit dem Koran verglichen) werden könne. Besonders war ein reicher Privatmann Salih Effendi, eifrig dafür thätig gewesen. Dem war nun der Sultan anfangs nicht abgeneigt, als aber die Neubekehrten sich nicht dazu verstehen wollten, ihre bisherigen türkischen Namen (Achmed, Soliman u. s. w.) mit christlichen zu vertauschen, weil sie ihre türkische Nationalität auch nach ihrer Bekehrung nicht aufgeben mochten, zog er andere Saiten auf! Nach anderen sollen die nachfolgenden Vorgänge darin ihren Grund haben, daß die christlichen Missionen auch heftige Streitschriften gegen den Islam unentgeltlich vertheilten. Genug, um die Mitte Juli wurden plötzlich auf Befehl des türkischen Polizeiministers, der den Christen nicht besonders hold ist, alle christlichen Missions-Buchhandlungen und Anstalten, die Locale der britischen und amerikanischen Bibelgesellschaft, ja sogar eine Druckerei, in welcher eben ein türkisches Neues Testament gedruckt wurde, geschlossen und versiegelt. Auch einige Verhaftungen von Neubekehrten wurden vorgenommen. Die letzteren bekannten zwar ohne Scheu ihren Uebertritt, beriefen sich aber auch auf die in einem Ferman (Schutzbrief) vom Februar 1854 durch den vorigen Sultan gewährte Religionsfreiheit. Die amerikanische Gesandtschaft that alsbald gegen dies Verfahren Schritte bei der türkischen Regierung, und bei der englischen Gesandtschaft erhoben die Missionsagenten entschiedenen Protest dagegen. Die Folge war, daß die Pforte einigermaßen nachgab. Die geschlossenen Anstalten wurden unter der Bedingung, daß sie in christliche Quartiere verlegt würden, wieder geöffnet. Der Bibelverkauf in Buchläden ward wieder gestattet, nicht aber der durch Hausirer. Die Neubekehrten wurden aus der Hauptstadt weggewiesen und denen, die etwa noch übertreten würden, die Weisung gegeben, daß sie sich dann in ein nicht muhamedanisches Quartier Constantinopels zu begeben hätten.

Nordamerika. Missionar Krebs hat in der Indianermission der Iowaynode rüstig weiter gearbeitet, und zwar wie versichert wird mit großer Freudigkeit und Begabung. Weihnachten voriges Jahr hat er den ersten Indianerknaben taufen können und an Ostern den zweiten. Doch ist immer zu beten, daß die Kinder nicht durch ihre heidnischen Eltern vom christlichen Glauben wieder abwendig gemacht werden. Die schwere Zizistan-Sprache hat Krebs mit Gottes Hilfe trefflich gelernt. — Weil diese Nummer aber gerade die Weihnachtsnummer ist, möchte ich noch aus den kirchl. Mitth. aus und über Nordamerika erzählen, was der liebe Bruder Krebs über seine erste Weihnachtsfeier mit den in's Haus aufgenommenen Indianerkindern berichtet hat — wenn's auch nicht gerade in die „Chronik" gehört und wenn wir auch deßhalb den Schluß der Chronik in's neue Jahr verschieben müssen. Br. Krebs schreibt also:

„Den heiligen Abend schmückten wir heimlich einen Christbaum. Es war den Knaben eine seltsame Sache, daß sie heute nicht in Bruder Keßlers Zimmer durften. Auch daß wir uns und auch sie sich waschen und Nachts sich sonntäglich kleiden sollten, war ihnen eine eigene, noch nie vorgekommene Sache. Doch gehorchten sie willig meinem Commando; denn Sonntagshemd und Hose ziehen sie gern an. Hingegen war's ihnen nichts Neues, daß wir uns Abends in Bruder Keßlers Zimmer zum Gottesdienst versammeln wollten, weil wir an Freitagabenden gewöhnlich Predigt haben. Das seltsame an der Sache jedoch preßte ihnen oft die sonst seltene Frage aus, wer heute predige und ob nicht bald das Abendgebet beginne. Endlich wurde zur Andacht gerufen. Ich ging mit dem Lichte, Gesangbuch und Psalter voran und die Kinder folgten wie gewöhnlich. Am Eingange schon leuchtete ihnen der Glanz des Christbaumes entgegen. So etwas war ihnen noch nie vorgekommen, so etwas hatten sie auch nicht vermuthet. Es überraschte sie so, daß sie beim Eintritt die Augen gar nicht aufzuthun wagten und völlig lautlos dastanden. Sie glaubten, das sei „große Medizin." (Medizin nennen die Indianer Alles, was ihnen wunderbar und überirdisch vorkommt.) Doch machten sie bald leise Bemerkungen. Mittlerweile wurde einer der Sachen auf dem Tische gewahr. Dort lag für jeden Knaben ein Hemd und auf demselben stand für jeden ein paar neue Schuhe. Daneben lag eine kleine Mundharmonika und ein rothgefärbtes gekochtes Hühnerei, sowie etwas Süßig-

keiten. Zur Namensbezeichnung waren für den einen ein Paar Mokasin (Halbstiefel), für den andern ein kleiner Knochen, für den dritten ein Eulenkopf aus Teig formirt und gebacken worden, welche Figuren auf eines jeden Theil lagen. Da es nun hieß, das gehört euch, schrieen sie laut auf, rieben vor Freuden die Hände, betrachteten die Sachen, ohne sie anzufassen und ließen dabei ein Mal ums andere die Worte hören isós nabáwitán (ich freue mich sehr.) Als sie sich dann eine Zeitlang gefreut hatten und wir uns über sie und mit ihnen, begann der Gottesdienst. Bruder Keßler predigte. Nach dem Gottesdienste erzählte ich den Kindern die Festgeschichte, legte ihnen die Bedeutung des Festes nahe und suchte den Herrn Christus ihnen lieb und annehmlich zu machen. Die Geschenke wurden bald anprobirt und gekostet. Das harmonirende Mundstück war nicht mehr zum Schweigen zu bringen und selbst im Bette ließen sich dessen Töne noch hören. Dem einen ließen die neuen Schuhe keine Ruhe, er mußte wieder aufstehen und im Finstern sie nochmals anprobiren. Früh bedurfte es keines Weckrufes. — Am ersten Feiertag Nachmittag ward der eine Knabe getauft. Auch die andern Knaben blieben nicht ohne Eindruck und äußerten bald, daß sie sich auch auf ihre Taufe freuten. —

(Schluß folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

Eine Lilie im Thal. Eine Erzählung. Hannover (Carl Meyer), 1865. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Buch, das gewiß manchen Weihnachtstisch schmücken wird, schön ausgestattet und dem Inhalte nach ebenso anziehend als erbaulich. Wir sehen eine fromme Pfarrerstochter, ausgerüstet mit dem Glauben, der den Menschen zum Herrn, und mit der Liebe, die ihn zum Knecht aller Dinge macht, durch's Leben gehn. Sie kommt unter ganz anders geartete Menschen, bleibt aber immer dieselbe und weiß auf ihre Umgebung durch stilles, treues Dienen solchen Einfluß zu gewinnen, daß auch sie der eine mehr, der andere weniger von der Gotteskraft des Evangeliums erfahren. Dabei ist die Charakteristik der verschiedenen Personen so trefflich, die Zeichnung der Situationen so wahr, die ganze Art der Darstellung so einfach und naturgetreu, daß das Buch schon deßwegen als eine höchst anmuthige Lectüre bezeichnet werden müßte. Daß aber Jesus Christus Stern und Kern des Ganzen ist, macht es, wie gesagt, auch zu einem höchst empfehlenswerthen Festgeschenk.

D.

Christliche Segenswünsche zum Neuen Jahre, herausgegeben v. Franz Krüger. Befürwortet von Generalsup. Hoffmann in Berlin. I. Samml. Berlin, Sandrog. In Etui, 6 Gr.

Das sind 20 Karten in der Größe von Stammbuchblättern, auf jedem ein fein und mit Verzierungen gedruckter Segenswunsch, zum Theil in Versen. Sehr geeignet, um viel Unsinn oder Schmutz zu verdrängen, der auf den gewöhnlichen Neujahrskarten geboten wird. Auch eine Prachtausgabe ist für 1½ Thlr. (einzelne Karten 2½ Gr.) zu haben.

Schlußwort.

So ist denn wieder ein Jahr deines und meines Pilgerganges vergangen, lieber Leser! Der Herr ist mit uns gewesen als der gute Hirte und hat an uns erfüllet, was im 23. Psalm von Ihm geschrieben steht. Deß wollen wir fröhlich sein und Ihn als Seine Erlöseten loben.

Er hat auch dies Jahr wiederum die alte Verheißung in Gnaden erfüllt, daß Seine Kirche von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden solle; und doch hatten sich gerade in diesem Jahre die Pforten der Hölle fast überall besonders weit aufgethan und der Unglaube regte sich mächtiger als je. Es mußte aber dennoch die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein. Und dieweil Gott selber bei ihr drinnen ist, darum *wird* sie auch wohl bleiben, wird bleiben in alle Ewigkeit. Deß wollen wir wiederum fröhlich sein und Ihn loben um solche Gnade.

Damit aber, daß die *Kirche* bleibt und damit, daß ihr *Haupt* bleibt, ist noch nicht ausgemacht, daß auch alle die geringen *Werkzeuge* bleiben müssen und alle die unwürdigen *Dienstboten*, deren sich der Herr hienieden an Seiner Kirche in Gnaden bedient. Es ist daher eine *ganz besondere* Gnade, wenn der Herr solch ein Werkzeug noch nicht als abgebraucht bei Seite legt, wenn Er solche Dienstboten noch nicht als invalid aus Seinem Dienste entläßt. Dieser besonderen Gnade erfreut sich der Pilger, wenn er sich heute vorrechnet, daß er nun volle dreißig Jahre hat bleiben dürfen.

Ja, gerade in seinem letzten Pilgerjahre, in welchem er über das alte Herz einen neuen Rock angezogen und eine größere Tasche umgehängt hatte, ist ihm aus Gottes Gnade das Bleiben verstattet gewesen und er hat in mehrfacher Beziehung seinen Lesern mehr geben *dürfen*, als er ihnen am Anfang des Jahres versprochen.

Und weil er darüber nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit den lieben Lesern fröhlich sein möchte, kann er die letzte Nummer des Jahres nicht anders schließen als mit einer herzlichen Ermunterung zu dem alten Engel lobgesang: Ehre sei Gott in der Höhe! Amen.

Bei bevorstehendem Jahreswechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Jahrgangs bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der

Pilger aus Sachsen.

Eine christliche Zeitschrift,

herausgegeben

von

Carl Julius Böttcher,
Pastor in Tannenberg bei Geyer.

Einunddreißigster Jahrgang. 1865.

Mit Holzschnitten.

Leipzig und Dresden.

Justus Naumann's Buchhandlung.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustrirt.

A. Textbetrachtungen.

Seite

Am Neujahrstage . . . 2
Am Feste der Erscheinung Christi . 5
Am 1. Sonntag nach Epiphanien . 9
" 2. " " " . . . 17
" 3. " " " . . . 25
" 4. " " " . . . 33
" 5. " " " . . . 41
" Sonntage Septuagesimä . . . 49
" " Sexagesimä . . . 57
" " Estomihi 65
" " Invocavit 73
" " Reminiscere 81
" " Oculi 89
* Tage Mariä Verkündigung . . 93
" Sonntage Lätare 97
" " Judica . . . 105
* " Palmarum 114
" Ostersonntag 121
* Ostermontag 124
" Sonntage Quasimodogeniti . 129
" " Misericordias Domini 137
" " Jubilate . . . 145
" " Cantate 153
" " Rogate 161
" Himmelfahrtstag 163
" Sonntage Exaudi 169
" Pfingstsonntage 177
* Pfingstmontage 180
" Trinitatisfest 185
" 1. Sonntage n. Trinitatis . 193
" 2. " " " . . . 201
" 3. " " " . . . 209
" 4. " " " . . . 217
* " 5. " " " . . . 225
" 6. " " " . . . 233
" 7. " " " . . . 241
" 8. " " " . . . 249
" 9. " " " . . . 257
" 10. " " " . . . 265
* " 11. " " " . . . 273
" 12. " " " . . . 281
" 13. " " " . . . 289
" 14. " " " . . . 297
" 15. " " " . . . 305
" 16. " " " . . . 313
" 17. " " " . . . 321
" 18. " " " . . . 329
" 19. " " " . . . 337
" 20. " " " . . . 345
" 21. " " " . . . 353
" 22. " " " . . . 361
" 23. " " " . . . 369
" 24. " " " . . . 377
* " 1. Sonntage des Advents . . 385
" 2. " " " . . . 393
" 3. " " " . . . 401
" 4. " " " . . . 409
" Christfest 410

B. Gedichte und Lieder.

* Des Pilgers Neujahrslied 1
* Die Marterwoche 115
* Der Säemann 123
Taube und Rabe 148
Der Kinder Gebet 162
Zwei Fürbitten für Kranke . . . 163
Die gläubige Liebe und der liebreiche Glaube 330
Der Gottesacker 379

Seite

Jesaia 9, 6. 412
Zum Jahresschlusse 416

C. Aufsätze und Erzählungen.

* Der Sperling 4
* Der Ottobrunnen in Pyritz . . . 7
* Nazareth 11
* Allerlei Denkstätten 13 46 53 59 69 86 91 100 108 117 140 150 157 169 253 261 263
Ein Neujahrsspiel am Hofe Maximilian II. 16
* Mathias Claudius 19 27
Der Wunderwein 22 31 37
* St. Ansgar, d. Apostel d. deutschen Nordens 34 43
* Capernaum 51
Aus dem Leben des sel. Daniel Elsner 54
* Der See Genezareth und Tiberias 67
* Der alttestamentl. Gottesdienst 76 85 132 149 167 187 195 235 292 323 331
* Gethsemane 84
* Der Schmerzensweg in Jerusalem 92
* Am heil. Charfreitag 115
Die Passion nach dem Ev. St. Matthäi . . . . . Beilage zu Nr. 15
* Emmaus 126
Gedanken beim Bibellesen 131 139 147 210 227 242 283
* Der Oelberg 165
* Die Völkertafel des Neuen Testaments 182
* Kurfürst Johann d. Beständige v. Sachsen 203 211
* Die Abessinier u. ihr König . 213 219
Die Bibel für die Blinden . . . 229
Ein sterbender Oberhofprediger u. ein sächsischer Kurprinz . 238 244 252 260
Die Zerstörung Jerusalems . . . 267
Gebetserhörung 275
* Der Feldbau im heil. Lande . . 284
Alte Gleichnisse von der Nächstenliebe 290
* Zur Karte von Palästina . . . 299
Noch Einiges aus dem Leben des sel. Christian Gerber 301
* Krischna, der indische Schlangentreter 307
* Das Leben des sel. Johann Mathesius 316 327 356 363 373 382
Wie einer vom Unglauben geheilt wird 325
Alte und neue Zeitbetrachtungen 335 342 367 383 390 399 407 414
* Bethanien 339
Die körperlichen Vorzüge des Menschen vor dem Thiere 340
Eine kurzgefaßte Reformationsgeschichte 347
* Die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg 348
Aus der Slovakei 352 358
* Luthers Geburtshaus in Eisleben 363
Von zwei armen luther. Brüdern in der franz. Schweiz 366
* Etwas von den Münzen der heil. Schrift 371 380
* Rom 387 395
* Colossä 404

D. Auszüge aus Büchern und Zeitschriften.

Seite

Aus Mathias Claudius Werken: An meinen Sohn Johannes . . . 38
Aus dens.: Ein gülden ABC . . . 39
Aus Steph. Pilarick's Katechismusauslegung . . . 65 75 83 99 107
Aus Ziethe, Leben Jesu 93
Aus der evang. Kirchenzeitung: Zweierlei zur Kindererziehung . . . 141
Aus „Die Kirche nach ihrem Ursprunge ꝛc.": Luthardt, Der Apostel Paulus 155
Aus demselben Werke: Kahnis, Dr. Martin Luther 184
Aus demselben Werke: Brückner, Geduld thut uns Noth 196
Aus einer Leichenrede 228
Aus Beck: Zur Stärkung des Glaubens 309
Aus dem Christenboten: Erlangung einer Pfarrstelle 365
Aus dem Christl. Volksboten: Hast du Jesum lieb 365
Brosamen aus Luthers Schriften . . 376
Kleine Blumenlese aus den Schriften des sel. Mathesius . 389 398 406 413
Ein Weihnachten im Gefängniß. Aus der Ev. Kirchenzeitung 412

E. Chronik.

Allgemeines 206
Afrika 16 304
Amerika 15 304
Asien 16 303
Australien 304
Baden 256 264 272
Baiern 240 247
Braunschweig 248
England 287
Frankreich 295
Griechenland 296
Hamburg 276
Hannover 248
Hessen, Kurfürstenth. 272
" Großherzogth. 272
Holland 287
Italien 296
Norwegen 288
Oesterreich 276
Preußen 215 222 229
Rußland 296 303
Sachsen (Königreich) 188 198
Sächsische Herzogthümer . . . 272 276
Schweden 294
Schweiz 296
Spanien 296
Türkei 303
Württemberg 248 255

F. Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864, allgemeine Zeitbetrachtungen . . . 62 70 78
Deutschland, die schleswig-holstein'sche Angelegenheit . . . 95 110 118
Begebnisse in Deutschland . . . 175 191
Die drei Großmächte Frankreich, England und Rußland 199
Was sonst in der weiten Welt außer Amerika geschehen ist . . . 223 251
Der Verlauf des nordamerikanischen Krieges 271
Die südamerikanischen Verwickelungen 279

Digitized by Google

G. Aeußere und innere Mission.

Seite

Ein Brief vom Missionar Krebs 127 135 143 333
Missionsfest in Seifersbach 168
Evang.-lutherische Mission in Nordamerika von P. Brunn . . . 173 310
Die Diaconissenanstalt zu Kaiserswerth 278
Hannöverischer Traktatverein 280
St.-Johannis-Asyl in Bernburg . . 312
Erstes Missionsfest in Rödlitz . . . 327
Bibelleseverein in Falkenhagen . . . 350
Ev.-luth. Diaconissenanstalt in Dresden 392

H. Bücherbericht.

Jaspis, 7 Briefe über das Lesen der Bibel 40
Kübler, Zellers Monatsbilder . . . 48
Klaiber, Evangel. Volksbibliothek . . 40
Bungener, Rom und die Bibel . . 40
Heinrich, Silberblicke
—, Aus der Kinderwelt
—, Liedersegen
Scriver, Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes } . . 40
Horn, Erzählungen 48
Passionsbuch 72
Liederlust der Zionspilger 72
Gräfin Schwerin, die Waffen des Lichtes 80
Sonntagsbibliothek
Knapp, Geistl. Lieder
Blüher, Denkmal d. Erinnerung
Besser, John Williams, Missionar der Südsee } . . 88
Hommel, Geistl. Volkslieder
Buchrucker, Der Weg des Friedens
Delitzsch, Das Sacrament des wahren Leibes und Blutes (Beilage) . . 112
Huhn, Gebetbüchlein für Jung und Alt
Luthardt, Apologetische Vorträge . . 136
Wichern, Vortrag über die Ursachen erfolgloser Kindererziehung
Thierich, Vortrag über vernünftige und christl. Kindererziehung } . . 144
Luthardt, Kahnis, Brückner, Die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte und Gegenwart 155

Seite

Tischendorf, Wann wurden unsere Evangelien verfaßt? 236
Relief von Jerusalem und Palästina 240
Der Beweis des Glaubens 280
Geschichte einer Bibel 288
Brückner, Betrachtungen über die sächs. Agende 288
Auberlen, Beiträge zur christlichen Erkenntniß 288
Wild, Griselda 288
Schwarz, Christus und seine Heiligen 408
Marbach, Die heil. Weihnachtszeit . 408
Brandt, Pflanzenleben 408
Bibl. Bilder für Schule und Haus . 408
Sturm, Hausandacht in frommen Liedern 408
Teschner, Lebensbriefe 408

I. Verschiedenes.

Zahlenverhältniß der Religionen auf Erden 200
Ein Wunsch für einen Geistlichen . 232
Lesefrüchte 336 360

K. Kürzere Nachrichten.

Seite 152 160 168 208 216 392 400.

M. Verzeichniß der Illustrationen.

Initial zum Neujahrslied 1
Die Sperlinge 4
Der Ottobrunnen zu Pyritz 7
Ansicht von Nazareth 12
Portrait von M. Claudius 20
Claudius' Grab 30
Ludwig der Fromme 36
St. Ansgar 44
Trümmer von Capernaum 52
Ludwig der Baier 62
Der See Genezareth 68
Plan des Wüstenlagers der Kinder Israel 77
Gethsemane 84
Die Via dolorosa 92
Mariä Verkündigung 94
St. Maurice 101
Kaiser Diocletian 102
Luzern mit dem Pilatusberge . . . 109
Alpengegend 110

Seite

Christi Einzug in Jerusalem 114
Initial zum Passionslied 115
Die Kreuzigung 116
Initial zur Osterbetrachtung 121
Der Säemann 123
Emmaus 126
Grundriß der Stiftshütte 133
Der Dom zu Speier 141
Der Holzbau der Stiftshütte . . . 149
Ein Bret zu den Seitenwänden der Stiftshütte 149
Das Innere des Doms zu Speier . 157
Der Oelberg 166
Die bedeckte Stiftshütte 167
Der Dom zu Worms 172
Die Ausgießung des heil. Geistes nach A. Dürer 179
Eine Pfingstkarte 182
Der Branntopferaltar 188
Das Handfaß 196
Johann der Beständige 204
Abessinische Häuptlinge 214
König Theodorus von Abessinien . . 220
Petri Fischzug 226
Der Räucheraltar 235
Der Brand des Lorenzer Thurms in Nürnberg 247
Die Wartburg 254
Elisabeth, die Hungrigen speisend . . 262
—, die Durstigen tränkend . . 262
Das Grabmal der heil. Elisabeth . 269
Der Pharisäer und Zöllner 275
Die Aehre des Taumellolchs 285
Der Schaubrodtisch 293
Karte von Palästina 300
Götze Krischna 308
Portrait von J. Matheſius 318
Relief am Triumphbogen des Titus 324
Der siebenarmige Leuchter 332
Bethanien 340
Die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg 349
Das Gleichniß von den 10 Jungfrauen 355
Luthers Geburtshaus in Eisleben . 363
Altjüdische Münzen 372
Römische 380 381
Das ehemalige Rom 388
Die appische Straße bei Rom . . . 396
Ansicht von Colossä 405
Weihnachtsbild 412

Der Pilger aus Sachsen.

№ 1. Dresden, den 1. Januar 1865.

Des Pilgers Neujahrslied.

(Mel: Mein Jesu, dem die Seraphinen ꝛc.)

O ein Heiland, der Du selbst hienieden
Gepilgert ohne Ruh und Rast
Und mir Gerechtigkeit und Frieden
Und Freud' im Geist erworben hast,
Du allerköstlichster Begleiter!
Hier steh' ich an des Jahres Pfort'
Und halte Dich bei Deinem Wort.
Mit Dir, mit Dir allein geht's weiter.

Wo blieb' ich doch, ich armer Pilger,
Der ich so viel gesündigt hab',
Hätt' ich nicht Dich zum Sündentilger,
Hätt' ich nicht Dich zum Trost und Stab?
Durch Dich nur wird's im Herzen heiter,
Durch Dich nur geht's zum Himmel auf;
Drum nimm jetzt Herz und Hand darauf:
Mit Dir, mit Dir allein geht's weiter.

Du führest mich durch Dick und Dünne,
Trotz aller Seelenfeinde List
Und festigst mir Herz, Muth und Sinne
Durch Deinen Geist, HErr Jesu Christ!
Du stehst zur Seite mir als Streiter,
Du führst das Schwert, ich folge still;
Und, was mich auch verderben will,
Ich weiß, durch Dich geht's dennoch weiter.

Und wird der Weg auch noch so enge,
Und wird die Bahn auch noch so schmal:
Es geht mit Dir wohl durch's Gedränge,
Doch auch mit Dir zum Freudensaal.
Das hört, ihr Hasser, hört's, ihr Neider!
Mich lockt nicht euer breiter Weg;
Ich bleibe fest auf Seinem Steg;
Da ist Er selbst: Mit Ihm geht's weiter.

Und wenn sich einst der Weg wird enden,
So nimmt Er auf den müden Knecht
Und rückt mit Seinen Gnadenhänden
Die Himmelsleiter ihm zurecht,
Und spricht: Hinauf die Himmelsleiter!
Noch diesen Schritt, so ist's gethan;
Ich ging ja mit dem Kreuz voran;
Hinauf, hinauf! Dann geht's nicht weiter.

Und bist du dann hinaufgestiegen,
Du sel'ges Pilgerherze, du:
Wirst du in Seinem Schooße liegen
Und schmecken Seine ew'ge Ruh.
Und in dem Schmucke Seiner Kleider,
In Seiner Unschuld, Seinem Blut,
Wie lebt sich's ewig dann so gut!
Das glaube hier! So geht's hier weiter.

Mein Heiland, der Du selbst hienieden
Gepilgert ohne Ruh und Rast
Und mir Gerechtigkeit und Frieden
Und Freud' im Geist erworben hast,
Du meiner Seligkeit Bereiter!
Heut sag' ich Dir beim ersten Schritt
Im neuen Jahr die eine Bitt':
Mit Dir, zu Dir, HErr, bring mich weiter!
Amen.

Am Neujahrstage.

Luc. 12, 5—9.

Nun das walte der dreieinige Gott! Amen. — Unser Text, lieber Leser, redet nicht von der Festgeschichte des heutigen Festtags, die bei St. Lucas (2, 21.) zu lesen ist. Aber der Pilger kann nicht davon schweigen, um so mehr als unsere Textesworte sich gar wohl an die Geschichte des achten Tages nach Weihnachten anschließen. Denn da ward ja das Kindlein beschnitten und ward Sein Name genannt Jesus — Heiland, Seligmacher. Das ist der theure Name, von dem geschrieben steht: Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden. Der steht und leuchtet über der Pforte des neuen Jahres nicht etwa nur dazu, daß wir uns in unsern Sünden seiner getrösten, auch wahrlich nicht blos dazu, daß „das Kind einen Namen" hätte, bei welchem man es rufen und anflehen könnte, sondern auch dazu, daß dieser Name fort und fort genannt und von der Christenheit bekannt würde. Damals nannte man Ihn „Jesus"; fortan aber soll jedes Christenherz Ihn nennen und bekennen: „Mein Jesus". Denn von diesem theuern Namen steht wiederum geschrieben, daß in ihm sich beugen sollen alle derer Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der HErr sei.

So ist's gar gut, daß uns am Tage der Namengebung Christi ein Text gegeben ist, darinnen uns der HErr selbst das Bekenntniß seines Namens — gleichsam eine beständige Namengebung — einschärft und uns dazu ermuthigt. Wer mich bekennet — und zwar nicht allein vor Gott dem HErrn, sondern vor Menschen, den ꝛc. Bekennen aber heißet: Zeugniß geben von dem, was man kennet, sei's mit dem Worte oder mit der That. Und es hat solch Zeugniß gemeiniglich die Frucht, daß Andere das kennen lernen, was ich kenne. Nun kann man aber nichts Seligeres kennen als Jesum; denn in Ihm liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß, und „wenn ich nur Jesum recht kenne und weiß, so hab' ich der Weisheit vollkommensten Preis." Es fehlt auch wahrlich nicht an Gelegenheit, zur seligen Erkenntniß des Heilandes zu kommen und das zu lernen, was Luther so schön in der Auslegung des zweiten Glaubensartikels zusammengestellt hat. Am gepredigten und gedruckten Worte vom Namen Jesu mangelt's ja nicht. Wie es nun mit jeder, selbst mit der geringfügigsten Weisheit und Erkenntniß gehet, daß wir die nicht lange auf dem Herzen behalten können, sondern an den Mann bringen müssen, so sollen wir's auch mit dem Seligsten treiben, was wir kennen. Wir sollen Den, den wir kennen als unsern und aller Welt Heiland, auch durch Wort und That als solchen bezeugen.

Und zwar vor den Menschen, spricht der HErr. Bei solcher Rede des HErrn denkt mancher liebe Christ alsbald, das heiße: Geh in die Wirthshäuser und an alle Stätten der Lust und an die Orte, da die Spötter sitzen, und binde mit ihnen an und bezeuge ihnen Jesum, daß Er der Christ sei. Aber gerade damit hat's gar Mancher

verdorben. Das hieße, die ganze Stadt kehren wollen, ehe man vor der eignen Thür gekehrt hat. Ach, Lieber, fang's doch nicht so verkehrt an. Vergiß doch nicht, daß die Leute in deinem Hause, und die Leute deines nächsten Umgangs auch „Menschen" sind und zwar gerade die Menschen, an welche dich der HErr am meisten gewiesen. So lange dir's noch nicht eine Herzenslust ist, deinem lieben Weibe, deinen Kindern, deinem Gesinde, dem Fremdling, der in deinem Hause ist, den HErrn Jesum zu bezeugen; so lange du im Kreise deiner Freunde noch Seelen hast, denen du die Wahrheit von Ihm noch nicht bekannt hast; so lange deine Berufsgenossen etwa nur von Hörensagen Anderer wissen, daß du auch zu den „Frommen" gehörst, und haben's nicht aus deinem Munde gehört, wen du lieb hast über Alles: so lange greife doch ja nicht in's Weite nach den Leuten, die doch nicht zu allernächst dir befohlen sind. Bist du aber im Kleinen treu geworden, dann wird durch Gottes Führen und Regieren ohne dein Suchen und Rennen der Kreis schon wachsen, darin du zu bekennen hast, und die Freudigkeit des Bekennens wird auch wachsen und — die Frucht dazu. „Vor den Menschen" aber, sagt der HErr, nicht: vor den Gläubigen, auch nicht: vor den Ungläubigen, weil Er eben beide zusammenschließen will; denn einmal ist es gar noth, daß auch die Gläubigen sich gegenseitig durch das Bekenntniß des theuern Jesusnamens stärken, und zum andern wäre es ein sehr bequemes, wohlfeiles Ding, wenn man nur in gläubigen Kreisen recht schön mit einander sänge: „Wollt ihr wissen, was mein Preis? Wollt ihr lernen, was ich weiß?" und vergäße dabei, die nämliche Frage denen vorzulegen, die dem Glauben entfremdet sind. Das wäre ja das Verleugnen, von dem der HErr weiter redet und das uns sofort an den traurigen Fall Petri erinnert. Nun Petrus hat sich wieder aufgerichtet nach dreimaliger Lüge an dem erbarmenden Blicke seines Heilands. Lieber, dieser Heilandsblick ist noch auf dich gerichtet, wenn du jetzt etwa fühlen solltest, daß du aufstehen müssest zu fröhlichem Bekennen nach einem, ach wie häufigen! Verleugnen. Siehe doch an, wie Er locket: Den wird auch des Menschen Sohn bekennen vor den Engeln. Dich armen Sünder will Er in Ehren den Engeln vorführen: Sehet, das ist mein Bekenner; und du wirst dich dann zwar nicht geschmeichelt fühlen, daß du Ihn bekannt hast, aber doch beseliget, daß du Ihn hast bekennen dürfen. Und dagegen siehe an, wie greuliche Schande, dort verleugnet zu werden von des Menschen Sohn. Wie thut's uns doch hier schon so wehe, wenn Einer, der Erde und Asche ist, wie wir, und der uns keine Seligkeit zu schenken hat, sich anstellt, als kenne er uns nicht; und wie muß es erst dort thun, wenn wir von dem nicht gekannt werden, der der eine Gott ist, welcher seligmachen und verdammen kann.

Wohl auf, liebe Seele, thue doch im neuen Jahre besser als bisher die Pflicht, die du dem Jesusnamen schuldest. Oder willst du etwa der ungläubigen Welt den Vorrang lassen; daß es heißen soll, die verstehe es heutzutage besser, ihre alten Lügen zu bekennen und die ewige Wahrheit zu verleugnen, als es die Christenheit versteht, die ewige Wahrheit zu bekennen und die alte Lüge zu verleugnen. Willst du das etwa?

Ach nein, sprichst du, das will ich nicht; aber es ist doch gar zu schwer mit diesem Bekennen, sonderlich in unsern Tagen, wo sich an allen Ecken und Enden der Haß der Welt regt und man alles mögliche Schlechte sein darf, nur kein entschiedener Christ. Höre, das hat der HErr Christus gar wohl vorausgewußt, daß du mit solcher Rede kommen würdest. Darum schickt Er Seiner Vermahnung zum Bekennen zweierlei voraus. Erstlich weiset Er die Seinen von der Menschenfurcht auf die Gottesfurcht. Die Menschenfurcht ist eine gar erschreckliche geistliche Seuche, die dem Reiche Gottes mächtigen Schaden thut. Wie die Pest greift sie um sich und macht keinen Unterschied des Standes, Alters oder Geschlechtes. Vom Tagelöhner und Handwerker, der die Kundschaft nicht verlieren möchte, bis zum Fürsten, der um seinen Thron bangt, ergreift sie die Leute. Und wie man von der Pest sagt, daß sie in der Luft liege, so liegt diese geistliche Pest bisweilen in der Zeit, und ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich meine, daß sie gerade jetzt recht arg grassirt. Wo nichts zu verlieren ist; wo das Geld und die Ehre und die Haut unangetastet bleiben, da bekennt man; sonst nicht. Ist ganz unrecht. Wenn's hoch kommt, versteiget sich der Welthaß doch nur bis zum leiblichen Tödten. Drüber hinaus geht seine Macht nicht. Aber die Macht dessen, der den Verleugner in die Hölle werfen kann, die reicht drüber hinaus. Die kann ewiglich tödten. Warum wählen wir denn nicht auch hier, da wir's doch sonst so gerne thun, von zwei Uebeln das kleinere? O daß wir weise würden und den HErrn Zebaoth forthin unsere Furcht und Schrecken sein ließen.

Zum andern stellt uns der HErr an einem Beispiel dar, wie treulich Gott für Alles sorge und wie er darum auch derer nicht vergessen werde, die um Seines Namens willen zu leiden haben. Er greift aber nicht nach hohen Dingen, nicht nach Josephs und Daniels und Anderer Beispiel, sondern weist uns auf die armen, kleinen Sperlinge. Die sind vor Menschen so gering gehalten, daß man ihrer fünf um zween Pfennige kauft. Dennoch ist vor Gott derselbigen nicht eines vergessen. Und wer seid ihr denn nun, wenn ihr Christi Namen fröhlich bekennt? Wahrlich ihr seid besser denn viele Sperlinge. Hat denn etwa Gott für die Sperlinge die Goldgülden Seines Blutes gezahlt, heut am Beschneidungstage die ersten und am Charfreitage die letzten?

Ihr seid besser denn viel Sperlinge.

Nein! für euch Menschen. Und wenn nun Gott die wohlfeilen Sperlinge nicht vergisset, und sie behütet, daß sie der Stößer nicht holt, sollte Er denn die vergessen, die Er nach Leib und Seele mit solch hohem Kaufpreise sich erkauft hat. Wahrlich nein! Wir sind besser denn viele Sperlinge.

O daß wir's glaubten! und daß wir uns im neuen Jahre dieser Wahrheit nicht nur da getrösteten, wo wir von dem, der die Sperlinge nährt, für alle vier Jahreszeiten unsre Speise begehren, sondern auch da, wo der Raubvogel auf uns niederstößt und sucht, welchen er verschlinge! Das helf uns der HErr Jesus Christ! Amen.

Der Sperling.

Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zween Pfennige? Aus diesen Worten siehst Du, daß der Sperling ein sehr gemeiner Vogel ist, sowohl in Palästina als auch bei uns und in vielen andern Ländern der Erde. Gerade wo recht viele Menschen leben, da hält sich dieser Vogel am liebsten auf. Er ist kein solcher Herumzieher wie die meisten andern Vögel; bei ihm heißt's: Bleibe im Lande und nähre dich redlich. Das letztere wollen zwar viele Gärtner und Landleute leugnen und sagen ihm nach, daß er viele reife Kirschen annage, Getreidehalme niederziehe und ableere und in Hirsefeldern trotz der besten Maschine zu enthülsen wisse. Ei, so macht doch Netze über eure Bäume, stellt eine Klappermühle hin, putzt einen Mann an, der aussieht, wie ein Jäger, welcher schießt! Das mag bei andern abergläubischen Vögeln helfen, bei dem Sperling aber hilfts nichts. Er sieht das Netz nicht als etwas Abschreckendes an, sondern blos als ein Hinderniß, kriecht behutsam hinter dem Netze hinein, macht wenig Geräusch, duckt sich nieder, wenn Jemand kommt und, gleich als wüßte er, daß es verbotene Frucht sei, ißt er nun recht mit Herzenslust. Die Klappermühle kümmert ihn so wenig, wie eine Mahlmühle. Den aufgeputzten Mann, der schießen will, sieht er genau an, stutzt anfangs, aber weil die Sperlinge, wie bekannt, das Sprüchwort nicht haben: Kleider machen Leute, so hält er den Strohmann gar nicht für das, wofür er sich ausgiebt, denkt bei sich: der schießt sicher nicht, und ist vermessen genug ihn sogar zu bezupfen und zu berupfen. Hier könnten viele Menschen vom Sperlinge etwas lernen.

Der Sperling ist ein listiger Vogel und unterscheidet wirkliche Gefahren von scheinbaren ziemlich genau. Wenn ihn aber Gott der Herr nicht mit solcher List ausgestattet hätte, — ich meine, er wäre längst vertilgt. Der Sperber z. B. vermag wenig über ihn; von ihm verfolgt, fliegt er rasch in ein Haus und versteckt sich in einen Winkel. Gewöhnlich geht der Sperber leer aus, oft büßt er sogar seine That mit Freiheit und Leben. Gefährlicher ist dem Sperling die Katze. Aber auch hier weiß er genau, wie weit sie springen kann, und sieht ihr ruhig zu, wenn sie einige Ellen unter ihm auf ihn lauert. Am gefährlichsten ist ihm der Mensch. Hat man ja früher sogar Preise auf seinen Kopf gesetzt und ihn in manchen Gegenden mit Eifer verfolgt, bis er vertilgt war. Aber siehe, aus dem Regen war man in die Traufe gekommen;

einen Sperling hatte man entfernt, tausend Raupen trieben freies Spiel und vernichteten zehnmal mehr als der Sperling. Da mußte man ihn denn mit nicht unbedeutendem Kostenaufwand, wie in einigen Gegenden von Amerika, feierlichst wieder einholen.

Der Sperling richtet sich bald überall häuslich ein und bequemt sich an die Verhältnisse. Das sieht man aus seiner Nahrung, die ebenso vielfältig ist als die cultivirter Menschen. Das sieht man auch aus seinem Neste. Aus diesem Neste kann man sogar oft schließen, womit sich seine Hauswirthe beschäftigen. In reinen Bauerdörfern besteht sein Nest aus Heu und Stroh, Hühner- und Gänsefedern; in Fabrikorten sieht sein Nest wie eine Trödelbude aus. Er weiß allen Abfall zu gebrauchen: Tuchlappen, Zwirnbündel, Fransen, Spitzen, Wolle, Haare, Moos, Band u. s. w. Das ist nun nicht etwa fein geordnet wie bei vielen andern Vögeln, sondern liegt liederlich durcheinander.

In dieses Nest legt er seine Eier, die ebenso buntscheckig sind wie sein Nest. Die kleinen schmutzigfarbigen Jungen sieht man oft kaum, so haben sie sich in das Allerlei von Nest eingewühlt. Warmhalten ist bei ihm die Hauptsache.

Am liebsten benutzt er fertige Nester, wie Staarkasten, Schwalbennester. Freilich leiden die Staare und Schwalben das nicht immer und da kommts oft zu recht garstigen Auftritten. Beide Parteien holen sich Unterstützung; ganze Schaaren stehen sich gegenüber. Nun fließt gewiß Blut! Doch nein, so weit treibts der Sperling nicht. Er stützt sich mehr auf sein Mundwerk, als auf seine Kraft und Behendigkeit. Fürchten sich die andern Vögel vor seinem Geschrei, so hat er gewonnen. Fahren sie ihm aber frisch in die Federn, so ist er viel zu klug, als daß er sich um dieser doch geringfügigen Sache willen große Fatalitäten bereiten sollte. Er schreit noch einmal mit langgestrecktem Halse recht heftig und spielt dann den Fuchs vor den zu hoch hängenden Trauben: Sie sind sauer. Ueberhaupt weiß er sich gut in Alles zu finden. Ja, selbst wenn er gefangen ist und wahrnimmt, daß man's gut mit ihm meint, hält er's, obwohl er nicht lateinisch versteht, mit dem alten lateinischen Worte: ubi bene, ibi patria, d. h., wo mirs wohl geht, da bin ich zu Hause.

Im Winter durchlebt er oft eine traurige Zeit und muß seine Nahrung aus aller Art Abgang, sogar aus frischem Pferdedünger zusammensuchen. Und gerade in der lieben Weihnachtszeit, wo wir Alle etwas mehr auf unserer Tafel haben als zu andern Zeiten, schaut er, oft sogar ans Fenster pickend, in manches Zimmer. Wollen wir ihm nicht etwas geben? Aber hat ers denn verdient? Er hat's verdient. Vielleicht hättest Du nicht so viel Aepfel und Nüsse an deinem Baume, wenn der Sperling nicht wäre. Gerade in der Blüthezeit der Obstbäume hat er alle Tage für sich und seine Jungen Hunderte, Tausende von Raupen abgelesen und so Blüthe und Frucht gerettet. So gieb ihm auch sein Weihnachtsgeschenk, und die Brosämlein, die von Deinem Tische fallen, die laß ihm gerne zukommen. Er wird freudig zu Deinem Fenster, zu Deiner Hausthür fliegen und sie aufsuchen. Er ist mit dem Geringsten zufrieden, keine Gabe verschmähet er. Lerne auch das von ihm und murre auch Du nicht, wenn Dir karge Gaben von Oben werden. — Wenn du aber den Sperling in dieser Winterszeit ansiehst und bedenkst, daß er keine Vorrathskammern hat, woraus er nehmen kann und daß vor Gott dem himmlischen Brodherrn derselbigen nicht einer vergessen ist, wolltest Du da kleinmüthig sein in Tagen der Noth? Darum fürchtet euch nicht, denn ihr seid besser, denn viele Sperlinge. —r.

Am Feste der Erscheinung Christi.

(Matth. 2, 1—12.)

Heute, als am Feste der Heiden-Weihnacht, laß mich dir, lieber Leser, noch einmal wie am Christfeste eine Textbetrachtung in Liederversen bieten und laß uns beginnen mit dem Verse:

(Mel.: Herr, ich habe mißgehandelt.)

Werde licht, du Stadt der Heiden, Und du Salem werde Licht! Schaue, welch ein Glanz mit Freuden Ueber deinem Haupt anbricht! Gott hat derer nicht vergessen, Die im Finstern sind gesessen. (Rist, † 1667.)

Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande, zur Zeit des Königs Herodis, siehe, da kamen die Weisen vom Morgenlande gen Jerusalem,

(Mel.: Ein Kindelein, so löbelich.)

Glück zu der frommen Heidenschaar! Glück zu! Glück zu den Weisen! Die weit vom Morgen mit Gefahr Sind kommen, hoch zu preisen Das neugeborne Kindelein. Dies laß mir einen Glauben sein; Denn ob sie zwar nicht wissen, Als was geschrieben Daniel Und Bileam, sind sie doch schnell, Zu suchen Gott, beflissen. (Backmeister, † 1638.)

Und sprachen: Wo ist der neugeborne König der Juden?

(Mel.: Herr Christ, der einig.)

Von Gott ist Ihm gegeben, Der Scepter in die Hand, Sein Königreich daneben, Daß Er in solchem Stand Uns geistlich soll regieren Und durch Sein Leiden führen In's wahre Freudenland. (Rist, † 1667.)

Wir haben Seinen Stern gesehen im Morgenlande, und sind gekommen, Ihn anzubeten.

(Mel.: Nun sich der Tag geendet.)

Geh weg aus deinem Vaterland, Zu suchen solchen Herrn, Laß deine Augen sein gewandt Auf diesen Morgenstern. Gieb acht auf diesen hellen Schein, Der dir aufgangen ist: Er führet dich zum Kindelein, Das heißet Jesus Christ. (Müller, † 1704.)

Da das der König Herodes hörte, erschrak er,

(Eigene Melodie, oder: Vom Himmel hoch.)

Was fürchtst du, Feind Herodes, sehr. Daß uns geboren kommt Christ der HErr? Er sucht kein sterblich Königreich, Der zu uns bringt Sein Himmelreich.

(Luther, † 1546.)

und mit ihm das ganze Jerusalem;

(Mel.: Allein Gott in der Höh.)

Ach, wie erschrickt die böse Welt Vor Gottes Freund und Kindern! Wie wird ihr Angesicht verstellt, Wenn sie nicht kann verhindern, Daß sie im Glauben fahren fort, Des Herren Werk an allem Ort Zu treiben und zu bauen.

(Laurentii, † 1722.)

Und ließ versammeln alle Hohenpriester und Schriftgelehrten unter dem Volk, und erforschte von ihnen, wo Christus sollte geboren werden.

(Mel.: Gott des Himmels.)

Kein Herodes kann uns sagen, Wo Dein Thron ist aufgericht't. Wenn wir die Gelehrten fragen, Wissen sie die Weisheit nicht. Suchen wir, o König, Dich, Weiset uns die Welt von sich.

Doch Dein Wort ist Stern und Flamme Und bezeichnet Haus und Pfad, Wo Dich, Held aus Jacobs Stamme, Tyrus angebetet hat, Wo die ersten Heiden so Deines Glanzes wurden froh.

(Schmolck, † 1737.)

Und sie sagten ihm: Zu Bethlehem im jüdischen Lande, denn also stehet geschrieben durch den Propheten:

(Mel.: Vom Himmel hoch.)

Zu Bethlehem in Davids Stadt, Wie Micha das verkündet hat. Es ist der Herre Jesus Christ, Der euer Aller Heiland ist.

(Luther, † 1546.)

Und du Bethlehem im jüdischen Lande bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Juda; denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei.

(Mel.: Herr, ich habe mißgehandelt.)

Bethlehem, uns wundert Alle, Wie es immer zu mag gehn, Daß in deinem kleinen Stalle Kann der ganze Himmel stehn. Hat denn auch der Sterne Menge Raum in einer solchen Enge?

(Franck, † 1677.)

Da berief Herodes die Weisen heimlich und erlernte mit Fleiß von ihnen, wenn der Stern erschienen wäre, und wies sie gen Bethlehem und sprach: Ziehet hin und forschet fleißig nach dem Kindlein, und wenn ihr es findet, so sagt mir's wieder, daß ich auch komme und es anbete.

(Mel.: Nun freut euch, lieben.)

Herodes fraget heimlich nach, Wenn dieser Stern erschienen. Und ob er's thäte nur aus Rach, So laßt es dazu dienen, Daß wir nur um des Sternes Schein, Der Jesus ist, bekümmert sein, So lang wir forschen können.

(Laurentii, † 1722.)

Als sie nun den König gehört hatten, zogen sie hin.

(Mel.: Ein Kindelein, so löbelich.)

Betrachte die Beständigkeit Der Weisen, die zwar kamen In Gottes und des Engels Gleit, Und gleichwohl nicht vernahmen Vom neuen König in der Stadt, Die den berühmten Tempel hat. Ei, wohl, sie ließen stehen Jerusalem und gingen fort, Das Jesulein am andern Ort, Zu Bethlehem zu sehen.

(Backmeister, † 1638.)

Und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, ging vor ihnen hin, bis daß er kam und stand oben über, da das Kindlein war.

(Mel.: Was mein Gott will.)

Ich wünsche nichts, als Dich zu sehn, Hab auch sonst kein Verlangen; Ach, wenn wird es doch bald geschehn, Daß ich Dich werd' umfangen? Du bist das Licht, das mein Gesicht Alleine will erblicken; Du bist der Strahl, der allemal Kann meine Seel erquicken.

(Scheffler, † 1677.)

Da sie den Stern sahen, wurden sie hoch erfreut;

(Mel.: In Dich hab ich gehoffet.)

Nun, liebe Seel, nun ist es Zeit, Wach auf, erwäg' mit Lieb und Freud, Was Gott an uns gewendet, Sein'n lieben Sohn Vom Himmelsthron In's Jammerthal Er sendet.

Nicht nur den Juden blos allein, Die Sein's Geblüts und Stammes sein, Sondern auch allen Heiden Ist aufgericht't Das ew'ge Licht, Erleuchtet sie mit Freuden.

(Weiß, † 1656.)

Und gingen in das Haus, und fanden das Kindlein mit Maria, seiner Mutter,

(Mel.: Gelobet seist Du, Jesu Christ.)

Den aller Weltkreis nie beschloß. Der liegt in Marien Schooß: Er ist ein Kindlein worden klein, Der alle Ding' erhält allein. Kyrieleis.

(Luther, † 1546.)

und fielen nieder und beteten es an,

(Mel.: Ein Kindelein, so löbelich.)

Kommt, laßt uns in der Weisen Schaar Vor dieses Kindlein treten, Dasselbe mitten in Gefahr Voll Glaubens anzubeten. Wer kommen will, der komme früh Und fall' in Demuth auf die Knie: So muß man Ehr' erweisen Dem Herren aller Herrlichkeit, Und Ihn in dieser Gnadenzeit Von ganzer Seele preisen.

(Backmeister, † 1638.)

Und thaten ihre Schätze auf,

(Mel.: Christus, der uns selig macht.)

Was soll ich Dir, Jesulein, Zum Willkommen geben? Etwas Liebes muß es sein, Sonst kann ich nicht leben. Geld und Gut ist nicht bei mir, Das wird's auch nicht machen: Dieses Alles gilt bei Dir Nur für schlechte Sachen.

(Menzer, † 1734.)

Und schenkten ihm Gold, Weihrauch und Myrrhen.

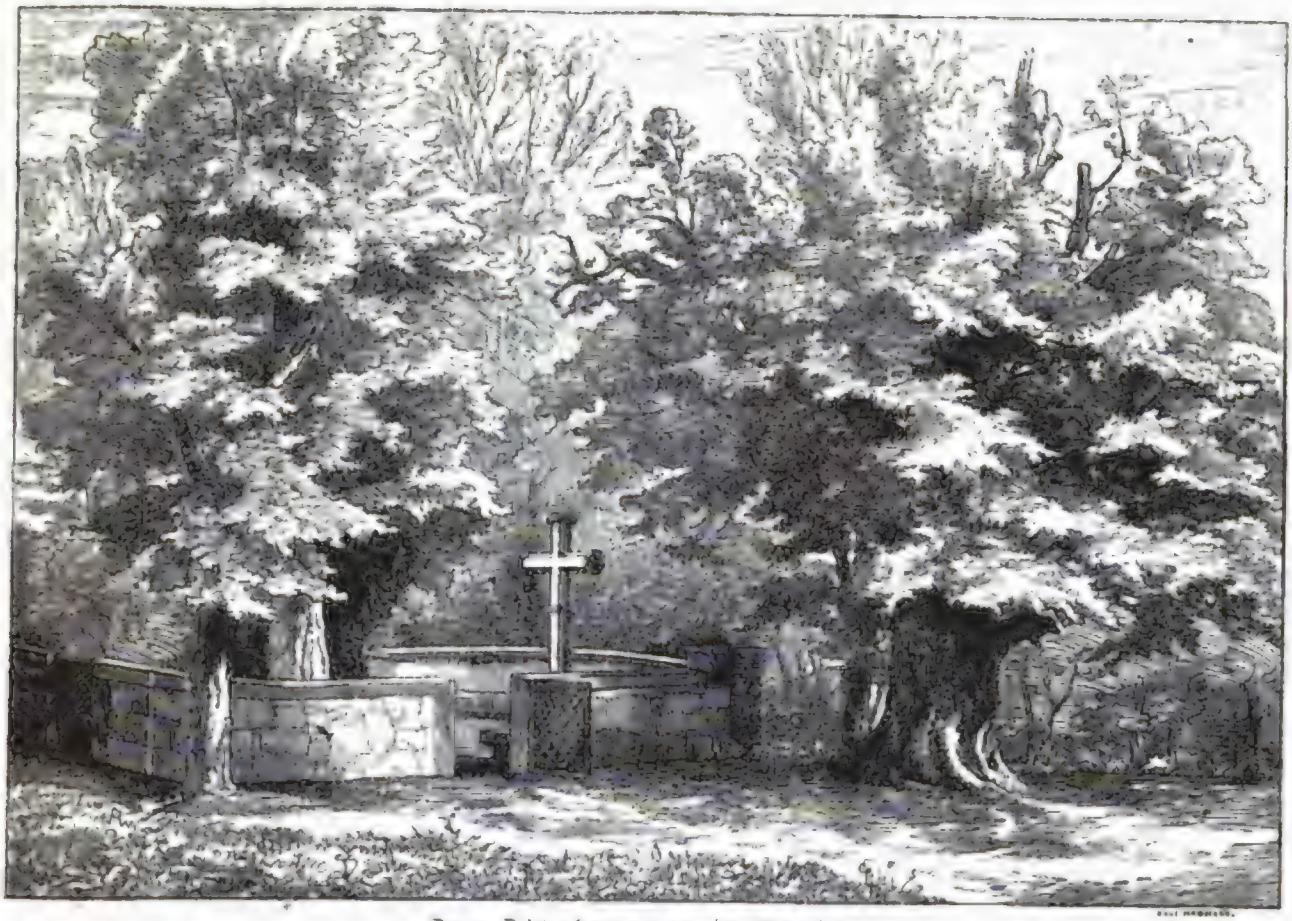
(Mel.: Meinen Jesum laß ich nicht.)

Nimm das Gold des Glaubens hin, Wie ich's von Dir selber habe Und damit beschenket bin; So ist dir's die liebste Gabe. Laß es auch bewährt und rein In dem Kreuzesofen sein.

Nimm den Weihrauch des Gebets, Laß denselben vor dir tügen;*) Herz und Lippen sollen stets, Ihn zu opfern, vor Dir liegen. Wenn ich bete, nimm es auf Und sprich Ja und Amen drauf.

Nimm die Myrrhen bittrer Reu, Ach mich schmerzet meine Sünde; Aber Du bist fromm und treu, Daß ich

*) taugen.



Der Ottobrunnen in Pyritz.

Troſt und Gnade finde Und nun fröhlich ſprechen kann: Jeſus nimmt mein Opfer an. (Neumeiſter, † 1756.)

Und Gott befahl ihnen im Traum, daß ſie nicht ſollten wieder zu Herodes lenken. Und zogen durch einen andern Weg wieder in ihr Land.

(Mel.: Gott des Himmels.)

Nun, wir gehn von Deiner Krippe, Laß mit Segen uns von Dir: Zeig nur Bahn durch Dorn und Klippe, Still der Feinde Mordbegier; Mach uns einen Weg bekannt, Der uns führt in's Vaterland! Amen.

(Schmelck, † 1737.)

Der Ottobrunnen in Pyritz.

Die lieben Leſer ſind gewöhnt, in der erſten Nummer des Jahres, weil dieſelbe des Epiphanienfeſtes zu gedenken hat, auch etwas von der Heidenmiſſion zu hören. Da will nun der Pilger heut an etwas anknüpfen, was er neulich erzählt hat, und ihnen eine der wichtigſten Miſſionsdenkſtätten vorführen, die wir in Deutſchland haben. Wenn der Chriſtenheit heute noch die Stätte zu Bethlehem lieb und werth iſt, da der erniedrigte Chriſtus den erſten Heiden erſchienen iſt, ſo ſoll ſie auch der Stätten nicht vergeſſen, da der erhöhte Chriſtus Seine großen Thaten an der Heidenwelt gethan hat.

Ihr werdet euch beſinnen, was ich euch neulich von der alten pommerſchen Stadt Pyritz erzählte, welche die erſte war, in der der fromme Biſchof Otto von Bamberg dem heidniſchen Volke der Pommern das Evangelium verkündigte. Mitternacht war nahe herbeigekommen, als Otto mit ſeinen Begleitern vor der Stadt ankam. Die Bewohner ſchliefen noch nicht. Helles Licht ſtrahlte den Kommenden aus den Fenſtern entgegen. In der Stadt ging es hoch her. Bei allem Lichterglanze waren aber die Einwohner der Stadt noch gar ſehr finſtern Herzens. Es galt eben ein großes Götzenfeſt zu feiern und dazu waren Tauſende von Heiden aus Nah und Fern herbei gekommen. Das war aber gerade ein recht günſtiger Zeitpunkt für die Heidenboten; denn das Städtlein allein hätte keine Gelegenheit zu einer Predigt vor vielen Tauſenden geboten. Da ſie eben in großen Schaaren trotz aller Helligkeit ihre tiefe Finſterniß zeigten, ſollte ihnen der Stern aus Jacob aufgehen. Sie ſollten auch ihr Epiphanien haben.

Als es Morgen ward, ließ ſich Otto durch die Abgeordneten der Herzoge von Pommern und von Polen, die dem Evangelio geneigt waren, in der Stadt Quartier machen und die Leute ermahnen, daß ſie ihn mit ſeiner Predigt freundlich aufnähmen. Danach hielt er mit ſeinen Begleitern ſeinen Einzug in die Stadt. Er ſäumte nicht, ſeines HErrn Werk auszurichten. Von einem erhöhten Orte herab redete er das Volk etwa alſo an: „Der Segen des HErrn ſei über euch! Ihr ſeid die Geſegneten des HErrn. Wir ſegnen euch und danken euch im Namen des HErrn, daß ihr uns durch liebevolle, frohe und wohlwollende Aufnahme erquickt habt. Wenn ihr auch ſchon die Urſache unſerer Ankunft kennt, ſo müßt ihr ſie doch mit eurer Vergünſtigung noch einmal hören und genauer erwägen. Wir kommen von einer weiten Reiſe. Euer Heil, eure Seligkeit, eure Freude war die Urſache eines ſo großen Weges. Denn ihr werdet erlöſet, fröhlich und

selig in Ewigkeit sein, wenn ihr euren Schöpfer erkennen und Ihm dienen wollt u. s. w." Darauf folgte nun ein siebentägiges Predigen an die Herzen der erstaunten Heiden. Und obwohl die Pyritzer die Ersten waren, die in Pommern vom Evangelio hörten, konnte doch Otto schon nach sieben Tagen, am 15. Juni des Jahres 1124, die ersten Heiden taufen. Von Tag zu Tage wuchs hierauf die Schaar derer, die sich dem Evangelio zuwendeten und sich taufen ließen, und nach einer Thätigkeit von etwa drei Wochen waren es bei 7000 Seelen, die Otto mit seinen Begleitern getauft hatte. Ehe derselbe aber in Freuden über solch Angeld des HErrn weiter nach Norden zog, um seinem Heiland immer mehr Seelen zu gewinnen, ordnete er für die neue Gemeinde einen tüchtigen Seelsorger und hielt den Bekehrten selbst noch eine kräftige Abschiedsrede, in welcher er sie ermahnte, treu bei dem mit Christo geschlossenen Bunde zu bleiben und alle heidnischen Greuel, sonderlich die Vielweiberei und den Kindermord, zu meiden. Dann nahm er unter viel Thränen Abschied von diesen seinen Erstlingen.

Die Quelle nun, aus welcher Otto von Bamberg die ersten Pommer-Schaaren taufte, fließt noch heute. Sie hat lange Zeit im Munde des Volks „die heilige Quelle" geheißen, jetzt nennt man sie lieber, damit auch des frommen Bischofs gedacht werde, den Ottobrunnen. Und weil wir in der That in Deutschland wenig Stätten haben, an die sich so deutliche Erinnerungen an die Bekehrung unserer Vorfahren knüpfen, habe ich euch den Ottobrunnen, so gut es ging, nach einer Photographie abzeichnen lassen, und will dem nur noch beifügen, was ein Chronikschreiber der Stadt Pyritz von diesem Brunnen und dem dabei gelegenen Ottostift sagt:

„Vor dem Wallthore, etwa ¼ Stunde südöstlich von der Stadt liegt das Ottostift mit dem Ottobrunnen. Schon die örtliche Umgebung des genannten Stifts macht auf das still beobachtende Gemüth einen religiös-ernsten und wohlthuenden Eindruck. Schweigsam birgt es sich hinter den Zweigen stolzer Baumgruppen, und ein geheimnißvolles Rauschen in den hohen Wipfeln schlanker Pappeln deutet die Nähe jenes heiligen Ortes an, wo Tausende auf den Knieen die heilige Taufe empfingen. Noch ehe man die Stätte betreten hat, wird man auf dem Pfade dorthin durch den Ernst der Natur aufs tiefste ergriffen, als ahne man schon darin die Segnungen des Friedens, welche hier ausgestreut sich seit Jahrhunderten über Stadt und Land verbreiteten; als rege sich ein Gefühl in der Brust, das im Stande wäre, die Zeitenräume der Vergangenheit zu durcheilen, um hier angekommen, still und ernst zu lauschen jenem feierlichen Akte, dessen Andenken die Nachwelt so sinnreich geehrt hat, ja dessen Erinnerung die Natur hier in immer dauernder Schönheit hehr und erhaben zu feiern scheint.

Die Anstalt, welche zu einem Schullehrer-Seminar (25 Zöglinge) eingerichtet ist, liegt hart an der Straße, welche nach Landsberg führt. Sie ist mit einer einfachen Einfriedigung versehen. Das Hauptgebäude hat an der Ostseite die goldene Inschrift: „St. Ottostift." Es ist etwas über zwei Stockwerke hoch, hat eine quadratische Grundform und ein flaches Zinkdach. Auf der Nordseite befindet sich der Eingang, im untern Stockwerke ist die Wohnung des Seminar-Inspectors, im obern der Lehrsaal für die Zöglinge, die theils im Nebenhause, theils in der Stadt wohnen.

Der Ottobrunnen befindet sich westwärts und in geringer Entfernung von dieser Anstalt mitten in dem durch reiche Baumanlagen gebildeten Garten, umgeben von einer aus großen Granitsteinen zusammengesetzten Einfassung. Aus der Mitte dieser Einfassung erhebt sich ein hohes Kreuz von polirtem Granit, welches schon von fern verkündet, daß diese in einen Brunnen umgeschaffene Quelle einem heiligen Zweck gedient hat. Eine Inschrift an der Hauptwand der Einfassung giebt über die Geschichte der Quelle nähere Auskunft. Sie lautet: „Bischof Otto von Bamberg taufte zuerst die Pommern aus dieser Quelle am 15. Junius 1124. Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne Friedrich Wilhelm Kronprinz, Friedrich Wilh. Ludw. u. s. w. errichteten dies Denkmal zum Andenken jenes Tages am 15. Junius 1824." Eine lateinische Inschrift an der Hauptwand des Wasserbehälters, zu welchem steinerne Stufen hinabführen, macht den Beschluß des Ganzen. Sie lautet:

Ad fontem vitae hoc aditu properate lavandi:
Constantis vitae janua Christus erit.

Das heißt etwa:

Zum Quell des Lebens eilt und wascht die Seele rein;
Des ewgen Lebens Thür wird Jesus Christus sein.

Zu dem Innern des Denkmals führen drei gußeiserne Thüren, welche in der Einfassung angebracht sind. Das Quellwasser fließt durch eine steinerne in der Erde ruhende Röhre ab, sammelt sich in einem zweiten etwas tiefer liegenden Behältnisse, welches einige Schritte vom Brunnen entfernt ist, und wird von dort in den Grenzgraben des Ottobrunnens geführt. Zur Umgebung des Denkmals gehören auch mehrere uralte Linden, welche die stummen Zeugen jener ersten Pommerntaufe gewesen zu sein scheinen. Von vieren ist die eine bereits verfallen und durch eine junge Linde ersetzt worden. Schon hat die Zeit auch die Wipfel der übrigen gelichtet und an ihr baldiges Absterben gemahnt. Der Garten zeichnet sich durch schattige Baumgruppen, angenehme Partieen, Gänge, Rasenplätze u. s. w. aus und wird von den Seminaristen unter Anleitung ihres Inspectors gepflegt."

Daß man aber gerade in unserm Jahrhunderte daran gedacht hat, durch Errichtung dieses Denkmals die altehrwürdige Denkstätte dem evangelischen Volke wieder ins Gedächtniß zu rufen, ist recht erfreulich. Ist sie doch, wie gesagt, einzig in ihrer Art — ein Bethlehem, an welchem ein gewaltig großes Epiphanien bei einem unsrer deutschen Volksstämme gehalten worden ist. Wenn's nach mir ginge, ich setzte neben den Ottobrunnen noch einen Opferstock, damit die Vorüberziehenden oder Besuchenden an der denkwürdigen Stätte auch zu Gaben für das Werk der Heidenmission aufgefordert würden. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 2. Dresden, den 8. Januar 1865.

Am ersten Sonntage nach Epiphanien.

Luc. 2, 41—52.

Das canonische Evangelium erzählt uns eine einzige Geschichte von der Kindheit Jesu, die Geschichte unseres Textes. Die apokryphischen Evangelien, deren es auch etliche giebt und die leider von manchem unverständigen Christen höher gehalten werden als das Wort der Schrift, haben gesucht, die scheinbare Lücke in der Lebensgeschichte Jesu von der Geburt bis zu Seinem Hervortreten vor das Volk mit einer Anzahl abenteuerlicher und märchenhafter Wunderthaten auszufüllen. Das Letztere ist aber ein sehr überflüssiges Beginnen gewesen; denn erstlich sagt das Wort Gottes deutlich genug, daß das Wunder zu Cana, von dem wir am nächsten Sonntage hören werden, das erste gewesen sei, das Jesu that, und zweitens ist die sogenannte Lücke durch die Geschichte unseres Textes wahrlich aufs beste ausgefüllt. Wir bekommen durch dieselbe einen sehr reichlichen Unterricht.

Zuerst einen über die Person unseres Heilandes, wie er sich auch für die Erscheinungssonntage ganz besonders schicken will. Dieser Unterricht muß allen Christen von Wichtigkeit sein. Da wird uns der HErr vorgestellt in der Kindheit Seiner menschlichen Natur. „Das Kind Jesus" so wird Er mit Nachdruck in unserer Geschichte genannt. Wir finden Ihn im Geleit Seiner menschlichen Mutter, Seines menschlichen Pflegevaters. Wir finden Ihn auf der Reise, da Er zum ersten Male mit Seinen menschlichen Füßen das Land durchmisset, in dem Er nachhermals noch vielfältig einherwandeln sollte. Aber wir finden Ihn auf einer Festreise. Er zeigt, daß Er nicht blos sei „geboren von einem Weibe", sondern auch „unter das Gesetz gethan." Im Tempel setzt Er sich mitten unter die anderen Menschenkinder, als wollte Er sagen: Ich bin auch euer Einer; nur daß Er sich von den andern Allen durch sonderliches Verlangen nach der heiligen Stätte auszeichnet. Im Tempel werden Gespräche gehalten. Wir wissen nicht, worüber? Ich meine, man müsse über das Osterlamm und dessen vorbildliche Bedeutung oder über die ganze Geschichte des Auszugs aus Egypten geredet haben, wie in derselben Gott so vielfältig angedeutet habe, was er in den Tagen des Messias thun wolle. Und was thut nun das Kind bei diesen Gesprächen? Es fragt. Es will Belehrung haben. Es ist auch geistig noch ein Kind, nicht etwa eine Mannesseele im Kinderleibe. Es ist nichts Unnatürliches an ihm, wenn auch viel Uebernatürliches. Darum auch bei den Männern, die mit Ihm reden, keine Verletztheit, sondern nur Verwunderung über den Verstand Seiner Fragen, über die Sicherheit Seiner Antworten. — Und als Ihn nun die Eltern finden mitten unter den Lehrern, spricht

die Mutter: Mein Sohn, warum hast du uns das gethan? Zu ihrer Anrede hatte sie ein Recht; denn Er ist ja des Menschen Sohn, des Weibes Same; zu der weitern Rede glaubt sie wenigstens ein Recht zu haben. Was sie Ihm noch nie hat zu sagen brauchen: „Das ist nicht recht, mein Sohn!" das giebt sie Ihm jetzt zu verstehen, wenn sie's auch auf's leiseste in Form einer bekümmerten Frage thut. Was antwortet Er aber? Es ist das erste Wort, das wir aus Seinem Munde wissen. Aber gleich in diesem ersten Worte offenbart Er's, daß Er, obwohl ein Menschenkind, doch in anderem Verhältnisse zu Gott stehe, als wir Menschenkinder. Wie Er später wiederholt von „meinem Vater und eurem Vater" geredet hat, so spricht Er auch hier: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters (nicht: unseres Vaters) ist. Und damit lehnt Er auf das einfachste auch den leisesten Gedanken an ein Unrecht ab, das Er mit diesem Bleiben bei „Seinem" Vater den menschlichen Eltern gethan haben könnte. — Was macht das nun für Eindruck? Sie verstanden das Wort nicht, das Er mit ihnen redete. Und in der That ist ja auch die Einigung der beiden Naturen des Gottmenschen und das Leben des Gottmenschen nach diesen beiden Naturen ein so unbegreiflich Ding, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn auch die, die Ihm am nächsten standen, sich nicht alsbald in dies Ding finden können. Aber statt zu denken: Was ich nicht begreife, davon mag ich nichts wissen, — wie solche Rede noch heutzutage von vielen geführt wird, die nicht an Christum glauben — beugen Sie sich in Demuth unter Sein Wort, unterdrücken alle naheliegenden Fragen: Wo bist du doch in der Nacht geblieben? Wo hast du denn gegessen u. s. w. und legen das, was jetzt das Kind von sich gesagt hatte, zu dem, was zu ihnen bereits von diesem Kinde gesagt war, um daraus immer besser zu erkennen, wer ihnen in diesem Kindlein gegeben war. — Ist aber durch solche Begegnung des eingebornen Sohnes Gottes etwa zwischen Ihm und seinen menschlichen Eltern eine Kluft befestigt worden? Mit nichten. Obwohl Ihm alle Dinge unterthan sind, thut Er sich doch in freiwilligem Gehorsam, wie er's zuvor mit dem dritten Gebote gethan hatte, fortan beständig unter das vierte Gebot, ist Seinen Eltern unterthan, bleibt auch fernerhin wie bisher im Zustande leiblichen und geistigen Wachsthums, nimmt zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen und löset so aufs köstlichste die große Aufgabe eines gottmenschlichen Lebens auf Erden.

Und das gehet in der That alle Christen an. Denn damit, daß Er unter das Gesetz gethan ward, hat Er ja alle die, so unter dem Gesetze waren, zur Kindschaft bei Gott erlösen wollen. Und damit, daß er nicht wie der erste Adam in vollem Mannesalter auf Erden erschien, sondern als ein Kind sich unter das Gesetz thun ließ und dasselbige treulich erfüllte, obwohl Er als das Kind Seines Vaters hoch über dem Gesetze stand, hat Er alle Sünde und Ungehorsam unserer Kinderjahre hinwegnehmen wollen, also daß nunmehr jeder Christ beim Blick auf eine sündige Jugend an Ihm einen Halt haben und um Seinetwillen bitten kann: HErr, gedenke nicht der Sünden meiner Jugend.

Aber unser Text enthält außerdem auch noch anderen besonderen Unterricht. Zunächst einen über die Kinderzucht, den alle Eltern gar wohl gebrauchen können. Daß die Eltern des HErrn ein Kindlein zu erziehen hatten, in welchem es keine Sünde auszurotten gab, während unsere Kinder in Sünden empfangen und geboren sind, das darf uns hierbei nicht irren; denn es haben ja unsere Kinder in der Taufe Christum angezogen und man darf auch nicht meinen, als werde uns in unserem Texte Alles gesagt, was von christlicher Kinderzucht zu wissen noth ist. Laßt mich das Wichtigste andeuten. Die Eltern des HErrn haben vor allen Dingen eine herzliche Liebe zu den schönen Gottesdiensten des HErrn, sie gehen auf's Osterfest. Und das thun sie alle Jahre. Es ist also mit solcher Liebe kein unregelmäßig Ding gewesen. Und es gehen die Eltern beide, obwohl Maria nicht mitzugehen brauchte. Aber Eltern gehören ja vor allen Dingen im Gottesdienst zusammen, und es ist wahrlich kein geringer Schaden, wenn in Mischehen die Eltern, die doch ein und dasselbe Kind erziehen sollen, nicht einmüthig stehen im Gottesdienste. — Sie nehmen das Kind mit. Zum Gottesdienst wird es angehalten, nicht zu allerlei weltlicher Lustbarkeit. Sie warten auch mit dem Kinde das Fest ab; denn die Tage waren vollendet, da sie wieder heimwärts zogen. — Das Kind bleibt zurück. Die Eltern haben keine Sorge um ihren Zwölfjährigen. Man muß nicht bloß den heranwachsenden Kindern, sondern vor Allem auch Dem etwas zutrauen, der für die Kinder Seine besonderen Engel hat. — Und doch, als es Zeit ist, das Kind zu suchen, sind sie nicht gleichgiltig. Sie suchen mit Schmerzen. Daß wir daraus lernten, bei allem sorglosen Gottvertrauen uns auch rechtzeitig um die Kinder zu kümmern! — Bei ihrem Suchen aber vergessen sie, wen sie in ihrem Jesus haben. Sie vergessen, was mit Ihm bereits vorgegangen, Seine bisherige heilige Begierde, daß Er ja als der Sohn des Höchsten (Luc. 1, 32) am sichersten im Tempel zu finden sein müsse. Daß wir doch hieraus lernten, uns zu rechter Zeit zu besinnen auf den Zusammenhang, in welchem unsere Kinder seit ihrer Taufe durch die Gotteskindschaft mit ihrem himmlischen Vater stehen! — Da die Eltern nachher das Kind im Tempel mitten unter den Erwachsenen finden, entsetzen sie sich; denn in der Regel — wo das Kind nicht gerade, wie hier, ein geborenes Gotteskind ist, das die Demuth zu bewahren weiß — thut's nicht gut, wenn die Kinder sich zum Kreise der Erwachsenen halten, oder gar in demselben den Mittelpunkt bilden. —

Auch aus den weiteren Worten der Maria läßt sich viel lernen für Kinderzucht und für die Stellung der Eltern zu derselben. Die sanftere Mutter führt zurechtweisend das Wort; aber nicht also, daß sie dem Herrn ihres Hauses die Ehre genommen hätte. Sie sagt nicht: Ich und dein Vater haben Dich mit Schmerzen gesucht, sondern: Dein Vater und ich. — Mit dem Worte: Mein Sohn! erinnert sie Ihn einfach an das Verhältniß, in dem das Kind zu ihr stand, wenn dies Verhältniß auch nicht wirklich von dem Zwölfjährigen vergessen worden war. Die Erinnerung an dies Verhältniß, die freundliche Anrede: Mein Kind! fruchtet wahrlich mehr bei Vermahnungen, als allerlei harte Scheltworte. Wer seine Kinder, wie das heutzutage keine Seltenheit ist, mit Thiernamen titulirt, darf sich nicht wundern, daß dieselben verlernen, wessen Kinder sie sind. — Statt alles zürnenden Polterns fragt Maria einfach nach dem Warum? für das Benehmen des Kindes. Je weniger man bei Kindern das Warum? aufkommen lassen soll, mit dem sie ihren Gehorsam so gern zu verzögern trachten, desto mehr soll man *selbst* bei dem Thun der Kinder nach dem Warum? fragen. Denn es geschiehet nicht selten, daß die Kinder bei ihrem Thun nicht boshafte, sondern nur thörichte Gründe gehabt haben. Und so segensreich ein gerechtes, so verderblich ist ein ungerechtes Strafen. Und endlich soll man nicht vergessen, daß die Vorstellung des elterlichen Kummers (wir haben Dich mit Schmerzen gesucht) auch eine scharfe Ruthe ist, und namentlich bei nicht ganz entarteten Kindern viel schärfer als die Ruthe aus Birkenreis. Auch das möchte man wohl noch aus unserm Texte lernen, daß die Eltern gar wohl thun, sich die und jene Rede ihres Kindleins zu merken, obgleich ihr Kind kein eingeborner Sohn Gottes ist. Wenn die Mutter den strauchelnden Jüngling an ein Wort erinnern kann, das er einstmals als *frommes* Kind geredet hat, das ist oft von mächtigem Eindruck.

Außerdem zeigt dir unser Text aber auch viel Wichtiges, woran *dein Kind* selbst lernen kann, *wie sich's als Christenkind zu halten habe*. Das Christuskind geht mit auf das Fest und hat einen weiten Kirchenweg, eine Reise wie von Dresden nach Leipzig zu machen. Es hat Freude am Fest, sieben Tage bleibt es mit den Eltern, und noch ist's ihm nicht genug. Wie schwer sind unsere Kinder zum Kirchenweg zu bringen, wie sauer wollen ihnen die zweistündigen Gottesdienste werden. — Wie hier das Christuskind durch die Trennung von den Eltern offenbart, daß es auch göttlicher Natur sei, so soll jedes Christenkind als ein Kind Gottes bei aller Liebe zu den Eltern wissen, wem es noch näher angehört. Wenn es betet, wenn es für sich in der Bibel liest, das ist gar lieblich, das störe nicht, das nähre. — Wo suchen die Eltern ihr Kind? Bei den Festgenossen, nicht bei den Gassenbuben von Jerusalem. Ach, daß man kein Christenkind, wenn man's vermißt, anderswo zu suchen brauchte, als bei denen, die Gottes Wort und Gottes Dienst lieb haben. Mein Kind, wo du auch bist, denke daran: Wenn man dich nun so fände? Wie wär's? Wär's ein Finden wie beim Christuskind? — Unter den erwachsenen Lehrern im Tempel sitzt das Christuskind. Nicht predigen will's, aber lernen und fragen. Und doch ist es der Herr dieses Tempels. Daran lerne, mein Kind, dich der „Kinderlehre" oder des Katechismusexamens nicht zu schämen. — Und als nun die Eltern kommen und Ihn finden, giebt Er nicht etwa eine selbstgefällige Antwort: Ei, seht doch, was ich einstweilen Gutes gethan habe; auch keine naseweise: Das geht euch nichts an; sondern gerade *die* Antwort, die Er als Gottes Sohn Seinem himmlischen Vater und als Menschensohn Seinen menschlichen Eltern schuldig ist. Mein Kind, besiehe du auch die Antworten, die du den Eltern gegeben, wo du im Recht warst, wie hier das Christuskind, oder im Unrecht. — Danach ist Er mit ihnen hinabgegangen und ist ihnen unterthan gewesen. Das ist die ganze biblische Beschreibung Seines Jugendlebens. Und die reichet nicht etwa blos bis zum vierzehnten Jahre, sondern bis zum dreißigsten, da Er hervortrat. Helf dir Gott, mein Kind, daß man auch deine Jugend mit solch kurzen Worten beschreiben könne, und zwar nicht bloß die Kindheit, sondern auch das Jünglings- und Jungfrauenalter. Gott der HErr wolle dir's am „Zunehmen" nicht fehlen lassen, und wolle dich bedenken lassen, daß das Zunehmen an Alter erst dann etwas werth ist, wenn das Zunehmen an Weisheit, d. i. an Erkenntniß Gottes, vorausgeht und das Zunehmen an Gnade bei Gott und den Menschen nachfolgt. Darum bitte ihn fein fleißig! Amen.

Nazareth.

Wie Gott der HErr allenthalben, auch im Kleinen, Aeußerlichen, Leiblichen Seine Weisheit kundthut, so hat Er auch mit besonderer Weisheit die heiligen Stätten ausgewählt, an denen Er die heiligste aller Geschichten hat geschehen lassen. Die wichtigsten Orte, an die uns das Neue Testament führt, haben zumeist längst unter dem alten Bunde geschichtliche Bedeutung gewonnen, ehe sie durch die Ereignisse im Leben des HErrn ihre höchste Bedeutung bekamen. Mag es auch nur eine Sage sein, daß die Kreuzigungsstätte des zweiten Adams dieselbe Stätte sei, an welcher der erste Adam begraben liege, so spricht sich's doch eben in dieser Sage deutlich aus, daß man von Alters her auf den Zusammenhang der heiligen Stätten des Alten Testamentes mit denen des Neuen Testamentes zu achten gewußt hat. In vielen andern Fällen liegt dieser Zusammenhang offen am Tage. Wo taufte

Nazareth.

denn Johannes, dieſer Wegweiſer in's Canaan des Himmelreichs? An demſelben Jordan, durch welchen das Iſrael nach dem Fleiſche den Eingang in ſein irdiſches Canaan gefunden. Wo ſaß denn das zwölfjährige Jeſuskind, als es zum erſten Male vor der Welt den ſonderlichen Gehorſam offenbarte, den es Seinem Vater ſchuldig ſei? Im Tempel, auf Moria, auf demſelben Berge, wohin Sein Vorbild, der Knabe Iſaak in ſchweigendem Gehorſam ſeinem Vater zur Opferung gefolgt war. Wo war Er denn geboren worden, der Davidsſohn? In Davids Geburtsſtadt, die außerdem durch Ruths Liebesthat und durch den Tod der Stammmutter Rahel dem Volke bekannt war. Wo war die Stätte Seines tiefſten Seelenkampfes? Auf demſelben Oelberg, den auch David weinend hinaufgezogen war.

Da muß es nun wunderbar erſcheinen, daß gerade die Stätte, an welcher der HErr die längſte Zeit Seines Lebens, Seine ganze Kinder- und Jugendzeit, zugebracht hat, eine geſchichtlich ſo unbedeutende geweſen. Das Städtlein Nazareth wird im ganzen alten Teſtament nie erwähnt. Es taucht erſt auf in der evangeliſchen Geſchichte und auch da haftet an ihm der Makel des Obſcuren und Unbedeutenden. „Was kann aus Nazareth Gutes kommen?“ ſpricht Nathanael zu Philippus. Und auch ſpäter noch, wenn man das kleine Chriſtenhäuflein recht verächtlich bezeichnen will, nennt man's die „Secte der Nazarener.“

Aber gerade darin, daß der HErr dieſes unbekannte Oertchen zum Schauplatz Seiner Jugendjahre wählte, haben wir Seine Weisheit zu bewundern. Die Erwählung von Nazareth gehört mit zu Seiner Niedrigkeit, die Verborgenheit des Ortes machte Ihn ſelbſt bis dahin zum Verborgenen, wo Er ſollte hervortreten; und für die, welche in fleiſchlichen Meſſiashoffnungen befangen waren, mußte es gar heilſam ſein, daß der Meſſias Seinen Ausgang von dem ungenannten Städtlein nahm. Darum wird's auch in der Schrift vielfach betont, daß Jeſus von Nazareth ausgegangen ſei. Das N. in der Kreuzesinſchrift (J. N. R. J.) bezeugt es für Alle deutlich genug; denn die Inſchrift heißt ja: Jeſus von Nazareth, der Juden König. Auch im Stande der Erhöhung noch wird dem HErrn mit Nachdruck dieſer Beiname beigelegt. Ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, ſpricht der Auferſtehungsengel. Im Namen Jeſu Chriſti von Nazareth, ſtehe auf und wandle! ſpricht Petrus zum Lahmen an der ſchönen Thür des Tempels. Und als der HErr ſelber dem Saulus erſchien, ſprach Er: Ich bin Jeſus von Nazareth, den du verfolgeſt.

Auch der Name des Städtleins iſt nicht unbedeutſam. Er iſt aus einem Worte gebildet, das „ein Reislein“ oder „eine Ruthe“ bedeutet. In der Stadt, die wohl wegen ihrer Kleinheit dieſen dürftigen Namen bekommen hatte, ſollte Der aufwachſen, den der Prophet Jeſaias (11, 1.) als „eine Ruthe vom Stamme Iſai“ und einen „Zweig aus ſeiner Wurzel“ bezeichnet hatte. (Vgl. Matth. 2, 23.)

Das Städtlein ſelbſt liegt, ernſt und lieblich zugleich, in reizender Gegend, nämlich in einem von weißen Kalkfelſen gebildeten Thalbecken Galiläas. Früher mag es wohl mehr auf der Höhe des Berges gelegen haben (Luc.

4, 29.); jetzt nimmt es den Fuß des Bergabhanges ein. Ringsum findet sich üppiger Pflanzenwuchs; benachbarte Thalgründe bieten erquickenden Schatten und frisches Grün. Auf den Höhen ringsumher schaut man weit, weit hinaus in's Land. Da ist nun das Jesuskind gewandelt. Da hat wohl Joseph den Knaben mit hinaufgenommen auf die Höhe und hat ihn umherschauen lassen und ihm die geschichtlich denkwürdigen Stätten gezeigt, die man von da aus sehen kann. Da streckt sich im Süden die fruchtbare Ebene Jesreel aus, der große Schlachtplan des heiligen Landes, wo Debora und Gideon und Saul und Josia wider die Feinde des Volkes Gottes stritten. Weiter nach Osten erhebt sich das Gebirge Gilboa. Da stritt Saul wider die Philister, da stürzte er sich in sein Schwert. Da fiel auch Jonathan, dessen Freundschaft dem David so lieb gewesen. Dort genauer im Osten ragt der Tabor. An den knüpfte sich noch keine geschichtliche Erinnerung. Ob ihn aber nicht eben deshalb der HErr später zur Stätte Seiner geheimnißvollen Verklärung gemacht haben mag? Dort oben im Norden ragt der Libanon, von dannen die Cedern kamen zum Tempelbau. Und drüben im Westen steht der stattliche Carmel mit seinen fruchtbaren Höhen, der Aufenthalt des Propheten Elias, und darüber hinaus liegt das weite Mittelmeer, auf dem die Boten des Jesuskindes das Evangelium in's Abendland tragen sollten. Wahrlich! da gab's viel zu sehen für das liebe Kind, und in den einsamen Thälern ringsumher, wie mag da der Jüngling gewandelt sein und sich im Verborgenen bereitet haben auf das Werk des Mannes!

Jetzt ist Nazareth oder Naßirah ein zwar aus ordentlichen Steinhäusern gebautes, aber wie alle morgenländische Ortschaften überaus schmutziges Städtchen, obwohl der größte Theil seiner Bewohner (von 5000 etwa 4000) christlich ist. Die Mehrzahl der Christen ist römisch oder griechisch-katholisch; doch giebt es jetzt dort auch eine Anzahl Evangelischer, die zu einer kleinen Gemeinde gesammelt sind.

Noch zeigt man daselbst manche Stätte, die an die biblische Geschichte erinnert. Die schöne Kirche des lateinischen Klosters, des bedeutendsten Gebäudes in der Stadt, enthält zwar nicht das Haus der Jungfrau Maria (denn das soll von Engeln durch die Luft nach Loretto in Italien getragen worden sein), aber doch unter dem Altar die sogenannte Grotte der Verkündigung, zu der man auf einer Treppe hinabsteigt. Die Grotte selbst, angeblich die Stätte, an der der Engel Gabriel der Jungfrau Maria erschienen, ist im Innern ganz mit Marmor bekleidet; auch der Altar ist von Marmor. Mehrere andere daneben liegende Grotten sollen gleichfalls zur Wohnung der Jungfrau gehört haben. Nicht weit von dem Kloster zeigt man auch das Haus Josephs, oder vielmehr eine Kapelle, in deren Nähe sich eine Grotte befindet, die man als zum Hause Josephs gehörig angesehen hat. In einer andern Kapelle zeigt man einen Stein, an welchem der Sage nach der Auferstandene oft mit Seinen Jüngern gegessen und das Brod gebrochen hat, und auch die Stelle, auf der die Synagoge gestanden hat, in der der HErr über Jes. 61 gepredigt hat (Luc. 4, 16 ff.), ist durch eine (griechische) Kapelle bezeichnet. Welches aber der Felsabhang sei, von dem der HErr nach jener Predigt herabgestürzt werden sollte, darüber sind die Leute in Nazareth selbst nicht einig. Die Einen bezeichnen einen nahe über der Stadt, die Andern einen etwas weiter abgelegenen Abhang. Endlich ist vor der Stadt noch der alte Stadtbrunnen vorhanden, der jetzt den Namen Marienbrunnen führt, weil aus ihm ohne Zweifel Maria, wie die Weiber der Stadt noch heute thun, das für's Haus nöthige Wasser geschöpft hat. Dorthin mag wohl auch das Jesuskind Seine Mutter oftmals begleitet haben, wie es noch jetzt von den Kindern Nazareths geschieht.

Unter allen Erinnerungsstätten des Städtchens ist vielleicht dieser Brunnen die beglaubigtste. Denn in Bezug auf die andern ist ein Irrthum wenigstens möglich, da bis zu den Zeiten des Kaisers Constantin (306—337) keine Christen in Nazareth wohnten. Auch ist die Stadt, nachdem in der Zeit der Kreuzzüge dort ein christliches Bisthum errichtet worden war, im 13. Jahrundert von den Muhamedanern völlig zerstört worden und dann mehrere Jahrhunderte wüste geblieben, so daß Zweifel an der Echtheit der einzelnen heiligen Stätten hier allerdings mehr Recht haben als anderswo. Die Kirche der Verkündigung ist sogar erst im Anfang des 17. Jahrhunderts wieder aufgebaut worden, in der Zeit, wo in Deutschland der dreißigjährige Krieg tobte. — Aber die Hauptsache ist doch echt, nämlich die verborgene und liebliche Lage des Städtchens, in welchem das Kind zugenommen hat an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Allerlei Denkstätten.

2. Regensburg.

Die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt, als ich in Regensburg ankam. Der andere Tag war der Donnerstag nach Trinitatis, an welchem die römische Kirche ihr Frohnleichnamsfest feiert. Da wird (nach katholischer Lehre) der Leib des Herrn (Leichnam = Leib, Frohn = Herr), d. h. nach Gottes Wort und lutherischer Lehre das Brod in der Stadt herumgetragen und nach allen Seiten damit der Segen gespendet. Das halten die Katholiken für ein sonderlich hohes Fest und feiern es auch mit Blumen- und Laubschmuck. Vielleicht hat auch die Verlegung dieses Festes gerade in die Zeit der Maienbäume mit dazu beigetragen, dem Volke das Fest besonders lieb zu machen. Schon am frühen Morgen kamen einzelne Schaaren von Landleuten herein in die

Stadt gepilgert. Die Gassen, durch welche die Procession sich bewegen sollte, waren mit Gras bestreut. An den Häusern waren stattliche Maien aufgestellt. An mehr als einem Fenster brannten Lichter. Auf einem Marktplatz ward ein Altar im Freien errichtet u. s. w. Erlaßt mir die weiteren Einzelheiten. Mich däucht der katholische Kirchenschmuck verliere an der freien Luft gar sehr von seinem Glanze, so brillant er sich im Innern der geheimnißvoll düsteren Kirchen beim Kerzenglanze ausnimmt. Nur das will ich erwähnen, daß die blos schaulustige Menge sich in etwas verrechnet hatte. Der Bischof von Regensburg befand es diesen Tag für gut, die Procession in den Gassen der Stadt nicht selbst abzuhalten. Und damit mag wohl für viele ein Glanzpunkt des Festes verloren gegangen sein; denn die königlichen und städtischen Beamten, den Clerus, die Schüler der Priesterseminars bekommt man ja immer zu sehn; aber ein Bischof im Ornat zeigt sich nicht alle Tage auf der Gasse. Als ich später wieder in meinem Gasthof war, machte ein Katholik seinem Unmuth darüber in den Worten Luft: Was hat denn so ein Bischof zu thun? Das ganze Jahr nix. Blos die paar Festlichkeiten." Daß er damit nicht ganz recht hatte, werden wir später sehen, wenn ich euch von einem Regensburger Bischof erzähle.

Nach der Procession war mir zweierlei besonders verwunderlich. Erstlich ging es alsbald, noch am Festtage, an das Wegkehren des Grases auf der Gasse. Das nahm sich gar übel und werkeltagsmäßig aus. Es paßte auch nicht zu der übrigen meist würdigen Haltung des katholischen Volkes, das zwar allenthalben ein vergnügtes Gesicht zeigte, aber doch auch im Ganzen seinen Feiertagskleidern Ehre macht. Von rauschenden Lustbarkeiten habe ich nichts vernommen. Nur das Gassenkehren war mir befremdlich. Ob man es etwa für Pflicht hielt, das Gras zu retten, über das der Leib des HErrn getragen worden.

Ein Anderes war noch sonderbarer. Von den Maien, die an den Häusern, ja selbst von denen, die im Dome aufgestellt waren, rissen sich die Leute, besonders Weiber und Kinder, die untersten Zweiglein ab, soweit sie nur hinauflangen konnten. Im Dom sah ich ein altes Mütterchen, das sich abmühte, ein Zweiglein herunterzubringen, und dem ich gern mit meinem Taschenmesser geholfen hätte, wenn ich nicht den Verdacht eines dahintersteckenden Aberglaubens geschöpft hätte. Ob man etwa die Zweige für die Kinder in die Ruthen bindet, damit die wirksamer werden? Nein, das kann nicht sein. Denn auf der Gasse sah ich nachher eine Schaar Buben um die Zweiglein sich puffen und balgen. Und die werden sich doch nicht um ein Bestandtheil der Ruthe gebalgt haben, die für ihren Rücken bestimmt war. So mögen wohl die Zweiglein für irgend etwas anderes gut sein. Ich mochte nicht erfragen, wofür? Aber ein Aberglaube ist dabei im Spiele. Denn wenige Viertelstunden nach der Procession war kaum noch ein ergreifbarer Zweig der Maienbäume zu sehen. Und um bloß ein Andenken an den Festtag zu haben, werden sie's auch nicht abgerissen haben; denn das Fest wird ja alle Jahre gefeiert.

Aber ich muß daran denken, daß ich euch hiervon nur nebenbei erzählen wollte. Eigentlich habe ich von Denkstätten zu reden. Da braucht man in Regensburg nicht lange zu suchen. Denn die ganze alterthümliche Stadt ist eine solche. Die alten Häuser der ehemaligen freien Reichsstadt, die zum Theil noch, und zwar nicht außen an der Stadtmauer, sondern mitten in den Gassen alte Streitthürme haben, erinnern an die mittelalterliche Städteherrlichkeit, und die uralten Kirchen, meist romanischen Stils, zum Theil auch noch mit Glockenthürmen, die neben, nicht an oder auf den Kirchen stehen, oder mit flachen Holzdecken im Innern, lassen uns nicht vergessen, daß wir's mit einer altchristlichen Stadt zu thun haben. Auch die Zahl der Kirchen und Kapellen, die trotz des ungeheuren Domes eine ziemlich bedeutende ist, sagt uns, daß Regensburg vor Zeiten ganz besonders viel Menschen in sich gefaßt haben muß. Die Stadt ist ja ziemlich anderthalb Jahrhundert lang der Sitz des deutschen Reichstags gewesen bis zur Auflösung des deutschen Reichs. Und die alten Reichsstände mit ihrem Gefolge hielten mehr vom Kirchengehen als die Frankfurter Reichstagsabgeordneten von Anno 1848. (Ihre Sitzungen aber haben sie nicht wie diese in einer Kirche, sondern im Regensburger Rathhause abgehalten.)

Wir wollen aber lieber an einzelnen Denkstätten stehen bleiben. Da steht die sogenannte „alte Kapelle." Darunter habt ihr euch aber nicht ein winziges Kirchlein zu denken, sondern ein gar stattliches, geräumiges Gotteshaus. Ueber dessen Eingang steht eine lateinische Inschrift, die heißt etwa also: Das ist die erste Kapelle von Regensburg, geweihet dem wahrhaftigen Gotte, schon im Jahre 616 dadurch berühmt geworden, daß der heilige Rupert sie eingeweiht hat und der Bayernherzog Theodo III. mit seinem Sohne Theodebert und seinen Großen darin getauft worden ist" — bis hierher lasse ich mir die Inschrift gefallen, aber sie geht noch weiter: — „noch berühmter ist sie geworden durch ein Bild der Jungfrau-Gottesmutter, das von St. Lucas gemalt und von Kaiser Heinrich dem Frommen (II.) geschenkt worden ist."

Nun das mit dem Bilde der Jungfrau Maria wollen wir bei Seite lassen; denn erstlich muß noch bewiesen werden, daß St. Lucas der Evangelist neben der Medizin auch die Malerei getrieben hat; und zweitens weiß ich nicht, wie eine Kirche durch ein Bild soll noch berühmter werden können, als sie schon durch die Gottesthat einer Heidentaufe geworden ist. Denn von einer solchen redet der erste Theil der Inschrift, den ich viel lieber deutsch gelesen hätte, weil ich gern auch den ungebildeten Leuten die Freude an solchen Denkstätten gönne. Für den zweiten

Theil wär's besser, er stünde gar nicht da, nicht einmal lateinisch, und der Kaiser Heinrich hätte sein Bild für sich behalten. Denn an jenem Tage drängte sich das Volk gar sehr nach dem alten Marienbilde, und das Gnadenwunder des Taufsacraments, durch das diese Kirche zuerst „berühmt" worden ist, ward wohl von Vielen, ja vielleicht von allen vergessen.

Was hat's aber damit auf sich und mit dem heil. Rupert und dem Herzog Theodo? — Sct. Rupert ist nach alten Ueberlieferungen der erste Apostel der Bayern. Die Gegend um Regensburg herum war gegen Ende des sechsten Jahrhunderts nach Chr. noch heidnisch. Auch der Herzog Theodo mit seinem ganzen Hause diente noch den Götzen. Um jene Zeit aber lebte und lehrte zu zu Worms am Rhein der wackere Bischof Rupert. Woher er stammte, weiß man nicht genau, aber er war ein tüchtiger Mann und mit sonderlichen Gaben für die Predigt unter den Heiden ausgerüstet. In Worms war zwar das Christenthum angenommen; aber es gab so viel räudige Schafe in der Gemeinde, daß eines Tages sich die gottlosen Leute zusammenrotteten und den Bischof, der es mit ihnen zu gewissenhaft nehmen mochte, auf und davon jagten. Da er nun ohne Amt war, ließ ihn der heidnische Bayernherzog Theodo, der zu Regensburg residirte, zu sich einladen, daß er ihn und sein Volk im Christenthum unterweisen möchte. Der Herzog mochte von den Segnungen gehört haben, von denen die Annahme des Christenthums begleitet wäre, und wollte, daß er und die Seinen die segensreiche Religion wenigstens kennen lernten. Rupert folgte natürlich der Einladung und ward freundlich aufgenommen. Der Herzog gab sich, je mehr er selbst dem Christenthum geneigt ward, alle Mühe, auch seine Landstände der neuen Religion zuzuwenden. Die meinten aber vorerst, das Christenthum sei keine Religion für tapfere Soldaten. Die könnten sie nicht annehmen. Es sei gar kein Wunder, daß das mächtige Römervolk (in der Zeit der Völkerwanderung) überwunden worden, da es ja von seinen alten Göttern abgefallen und in den Dienst des Christus, des allerarmseligsten Gottes, getreten sei. Der Christus sei auch gar sehr neidisch und wolle den andern Göttern und Göttinnen ihre alte Ehre nicht mehr gönnen. — Solche Rede der Landstände hätte nun wohl Manchen entmuthigt. Aber Theodo blieb bei der Wahrheit, die er einmal erkannt hatte, und ließ sich mit seinen drei Söhnen taufen. Das geschahe an der Stätte, wo die sogenannte „alte Kapelle" als die erste christliche Kirche von Regensburg errichtet ward. Dieselbe war ursprünglich ein alter Götzentempel, und vielleicht sind die beiden wunderlichen Figuren, die heute noch am Eingang dieser Kapelle stehen, Reste aus dem ehemaligen Heidentempel. Dem Beispiele des Herzogs folgten bald auch die Großen des Landes und es währte nicht lange, so war in und um Regensburg kein Heide mehr zu finden.

Nun machte sich Rupert in die weitere Umgegend auf. Er durchzog das Bayerland und fuhr auf der Donau bis hinab nach Ungarn. Besonders soll er südöstlich von Regensburg an der Salzach die alte Stadt Juvavium, eine ehemalige Römerveste, die in den Tagen der Völkerwanderung gänzlich zerstört worden war, wieder aufgefunden und dort den Grund zu der Stadt und zum Bisthum Salzburg gelegt haben. Auch als er dort seinen Bischofssitz genommen, machte er noch immer erfolgreiche Missionsreisen, gründete in weitem Umkreise christliche Gemeinden und errichtete an der Stelle der Götzentempel Gotteshäuser. Nach rastloser Thätigkeit und nachdem er seinen Gehilfen Vitalis in Salzburg an seiner Statt eingesetzt, starb er am Ostersonntage des Jahres 623 mit den Worten: HErr, in deine Hände befehle ich meinen Geist. In der Peterskirche zu Salzburg soll er begraben sein. — Soviel von dem, was uns die eine Regensburger Denkstätte, die „alte Kapelle" erzählt.

Bischof von Regensburg war Sct. Rupert nicht; aber von einem andern alten Bischof kann ich euch erzählen, an den eine andere Regensburger Denkstätte erinnert.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Schluß.)

Nordamerika. (Schluß.) In der amerikanisch-lutherischen Generalsynode hat es dies Jahr (1864) eine erfreuliche Bewegung gegeben. In den Verband dieser Synode, die den ganzen östlichen Theil Nordamerika's umfaßt und sich lutherisch nennt, ohne mit Nachdruck die Augsburgische Confession als gemeinsames Bekenntniß aufrecht zu erhalten, wollte bei der diesjährigen Versammlung die so genannte Franckean-Synode im Staate New-York aufgenommen sein, die sich ein eignes Glaubensbekenntniß zurecht gemacht hat, in welchem mehrere Grundlehren des Christenthums sehr stiefmütterlich behandelt sind. Sie ward nach mancherlei Verhandlungen hin und her schließlich wirklich aufgenommen. Das veranlaßte die Abgeordneten der Pennsylvania-Synode zu einem kräftigen Protest und zuletzt zum Austritt aus dem Verband der Generalsynode. Wir haben diese Bewegung erfreulich genannt, weil es scheint, als wolle sich das, was an dieser bei allem lutherischen Aushängeschilde sehr stark unirten Generalsynode lutherisch ist, wieder ernstlich auf sein lutherisches Bekenntniß besinnen und von dem großen Bekenntnißgemeng Abschied nehmen.

Von dem Kriegslaufe in Nordamerika wird die Zeitgeschichte erzählen. Das aber will der Chronikschreiber nicht unerwähnt lassen, daß vorigen Sommer eine Anzahl in London wohnender Schweizer an die Präsidenten der Nord- und Südstaaten, Lincoln und Davis, ein Schreiben richteten, in welchem sie flehentlich baten, man möchte doch endlich an den Frieden denken. Zugleich theilten sie mit, daß sie den vergangenen 11. Sept. zu einem Tag des Flehens für das Heil Amerikas machen würden. Durch Flugblätter und in englischen Zeitungen ist zur Theilnahme an diesem Bitttage aufgefordert worden. — In Charleston sind alle Kirchthürme abgetragen worden, weil man die Kanoniere der Unions-Armee verhindern wollte, mit Hilfe dieser Anhaltspunkte die Entfernungen zu berechnen. —

Die amerikanischen Methodisten flunkern bereits von

einem im Jahre 1866 bevorstehenden Jubiläum des Methodismus in Amerika. Da müßten Thaten geschehen, die ihrer großen und geschätzten Kirche würdig seien. Und 2 Millionen Dollars seien mindestens (zu Ausführung dieser kirchlichen Thaten!) erforderlich. —

Aus Asien. In Canton (China) ist eine katholische Kirche eingeweiht worden. Der Kirchweih haben auf Einladung des französischen Consuls auch die höchsten Spitzen der chinesischen Behörden beigewohnt. —

Der unermüdliche Apostel der Blinden, Mr. Moon, hat jetzt, nachdem ihm dazu ein Unbekannter 1000 Thlr. zugestellt, eine arabische Ausgabe des Evang. St. Johannis in seiner Blindenschrift zu Stande gebracht, die den Blinden Afrikas, besonders aber Arabiens, das an solchen Unglücklichen besonders reich sein soll, sehr zu gute kommen wird. —

In Indien giebt's nun auch Stipendien für Studirende. Dort hat in Bombay einer der reichsten Parsis die Summe von 150,000 Rupies (über 100,000 Thlr.) zu dem Zwecke ausgesetzt, fünf eingebornen Jünglingen Indiens die Reise nach England und das Studium der Rechtswissenschaft daselbst zu ermöglichen. Als Grundbedingung ist ein gutes Sittenzeugniß festgestellt. Wer nach einem wohlbestandenen Examen aus England zurückkehrt, erhält überdies 6 bis 7000 Thaler als Ehrengeschenk.

Am 24. März d. J. wurde der (amerikanische) Missionar Janvier bei einem religiös-nationalen Feste der Sikhs (eine brahmanische Secte) zu Anandpur in Indien von einem fanatisch erhitzten Sikh meuchlerisch mit einem Knüttel erschlagen, und zwar ohne daß er etwa durch aufreizende Predigt Anlaß zu der That gegeben hätte. Nach dem Ereigniß begab sich eine Deputation vornehmer Sikhs zu dem englischen Oberbeamten und überreichte ihm unter Bezeugung aufrichtigen Bedauerns 100 Rupies, die sie für die Wittwe und die Waisen des Ermordeten unter sich gesammelt hatten. Auch die amerikanisch-presbyterianische Missionsgesellschaft hat an dem ungewöhnlich begabten Missionar Isidor Löwenthal ein sehr thätiges Werkzeug verloren. Er war von Geburt ein polnischer Jude, ward in Amerika, wohin er als politischer Flüchtling gekommen war, bekehrt und von dort aus nach Afghanistan gesandt. Weil ihm eine außerordentliche Sprachengabe gegeben war, konnte er schon nach vierjährigem rastlosen Wirken eine meisterhafte afghanische Uebersetzung des Neuen Testaments liefern. Er ward, da er am 23. April v. J. nach seiner Gewohnheit bei frühestem Morgen in den Garten ging, der um sein Gehöfte lag, von dem muhamedanischen Nachtwächter erschossen, der ihn im Halbdunkel für einen Dieb hielt. —

Aus Assyrien schreibt der ev. Kirchl. Anz.: Die Juden am Euphrat wollen dem großen Sammler des alttestamentlichen Canons, Esra, ein Denkmal errichten, und zwar an der Stelle, wo er nach der Ueberlieferung beerdigt sein soll, nämlich am Zusammenfluß des Euphrat und Tigris. Dieses Denkmal wird jenes Knechtes Gottes würdig sein und in einem dem Studium der durch Esra erhaltenen heiligen Schriften gewidmeten Institute bestehen. Sie haben für diesen Zweck schon reiche Gaben von Juden aus London, Paris und Bombay empfangen.

Afrika. In Abessinien bei den Falascha's, einem Judenstamm, der wohl durch die Zerstörung Jerusalems dorthin versprengt worden ist, wirken seit 1860 Judenmissionare die von England dorthin gesendet worden sind. Aber der grausame, obschon dem Namen nach christliche König Theodoros scheint ihrer ferneren Thätigkeit hindernd in den Weg zu treten, seitdem sich die Missionare mehrfach ungünstig über ihn ausgesprochen haben. Den einen Missionar hat er auspeitschen und einen andern gefangen setzen lassen. Ob dies Verhalten wirklich mit dem Einfluß der Jesuiten in Zusammenhang steht, von denen Theodoros bei seinem Regierungsantritt nichts wissen wollte, die aber immer mehr Platz gewinnen sollen, wird die Folge lehren.

Livingstone, der berühmte afrikanische Missions-Pionier, wie man ihn nennen könnte, ist nicht gestorben, sondern vielmehr letzten Sommer von Afrika in London eingetroffen. Hatte er auf früherer Reise den nördlicheren Süden von Afrika (zwischen dem 10. und 20. Grad südl. Breite) von Ost nach West durchreist, so ging er diesmal zwar wiederum an der Ostküste auf dem Zambese-Flusse in's Land hinein, wandte sich aber bald mehr nach Norden. Später (Anfang 1861) ward ihm von England aus der Missions-Bischof Mackenzie mit seinen Begleitern beigesellt. Es hat sich aber nach vielfachen Versuchen und großen Opfern die Unmöglichkeit einer Handelsverbindung mit den dortigen Eingebornen herausgestellt. Die Eifersucht der Portugiesen, die ihren dort gerade aufs ärgste betriebenen Sclavenhandel durch die englische Unternehmung gefährdet glauben, und das durch die portugiesische Tyrannei in den Eingebornen geweckte Mißtrauen stand überall hindernd im Wege. Bischof Mackenzie und seine Begleiter erlagen den Krankheiten des Landes. Auch Livingstones Frau wurde hingerafft. —

Hiermit schließt der Pilger für diesmal die Umschau seiner „Chronik." Er hofft sie nach einiger Frist wieder aufzunehmen. Doch wird er von nun an diejenigen einzelnen Ereignisse im Reiche Gottes, deren schnellere Mittheilung den Lesern erwünscht sein könnte, unter der Ueberschrift „Nachrichten" möglichst bald berichten.

*) Ein Neujahrspiel am Hofe Kaiser Maximilian II.

Davon hab' ich in einer alten Chronik Folgendes gelesen:

Anno 1570 ward zu Wien in der alten Tafelstuben vor Kaiser Maximiliano dem andern am Neuen-Jahrstage gehalten eine lateinische Comödia „von der Wollust dieser Welt und von der Tugend." In derselben Comödia waren eitel junge Herren und edle (adelige) Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, und unter denselbigen auch die jungen Erzherzoge, Kaiser Maximilians vielgeliebte Herren Söhne.

Zu diesen trat Frau Wollust und ermahnte sie, ihr zu folgen, so würden sie ein gewünschtes, friedliches, süßes, freudenreiches Leben in dieser Welt führen können ohne Mühe und Arbeit, Sorge und Herzeleid. Und bei dieser Ermahnung that sie ihren Palast auf und zeigete ihnen ein Muster eines wollüstigen Lebens. Denn da hörte man Geigen, Lauten, Cythern, Pfeifen, Trommeten, Pauken und allerlei wohlklingende Instrumente. Da sahe man einen Tisch voll sitzen, saufen und fressen, oder spielen und allerlei lächerlichen Scherz treiben. Da sahe man einen Haufen tanzen, sich herzen und küssen, und wiederum Etliche sich mit Gelde zählen.

Aber die Tugend trat auch herbei und zeigete ihnen in einem besondern Winkel den schrecklichen Ausgang solches wollüstigen Lebens, wie etliche drüber in Verzweiflung sich selber erhangen und erstochen hatten. Etliche gingen bekümmert vor Mahnung ihres bösen Gewissens und wußten nicht, wo sie vor Angst bleiben sollten. Etliche lagen siech und krank, schrieen Ach und Wehe über die Schmerzen des Zipperleins und Steins. Etliche waren wassersüchtig, sahen dicke aus wie die Viersässer; Etliche lagen an der Schwindsucht, waren verdorrt, wie ein Kienstock; Etliche waren aussätzig, gingen daher wie die Spittelleute u. s. w.

Auf der Seiten war unten die Hölle als ein feuriger, schwefelichter brennender Pfuhl, der schnappete wie ein großer Drache nach allen Anhängern und Nachfolgern der Wollust. Dargegen stund der Himmel offen und ließ herfürblicken allerlei Ehre, Freude und Herrlichkeit, so den Nachfolgern der Tugend und Gottseligkeit bereitet wäre, neben Glück und Wohlfahrt auf dieser Welt. —

*) Konnte in voriger Nummer nicht mehr Platz finden.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 3. Dresden, den 15. Januar 1865.

Am zweiten Sonntage nach Epiphanias.

Joh. 2, 1—11.

Die evangelische Geschichte von der Hochzeit zu Cana hat ein eigenthümlich Schicksal gehabt. Ihren Anfang hat sich die Welt gefallen lassen; gegen ihr Ende aber stemmt sich der Unglaube mit allen Kräften. Wenn die Leute ihre Theilnahme an weltlicher Lustbarkeit rechtfertigen wollen, muß ihnen gewiß allemal der HErr Christus mit Seinem Besuch der Hochzeit zu Cana herhalten. Und hinwiederum, wenn dieselben Leute einmal recht grell zu verstehen geben wollen, was doch die Schrift für unmögliche und darum unglaubliche Dinge erzähle, so ist's die Verwandlung des Wassers in Wein auf derselben Hochzeit zu Cana, die zusammen mit Bileams Eselin in den Vordergrund gestellt wird. So treibt's eben die Welt mit Gottes Wort. Was ihr an der evangelischen Geschichte für ihre Zwecke brauchbar scheint, das behält, das betont sie; das Andere bezweifelt, verwirft sie frischweg.

Wir wollen es nicht also machen. Was sagt, so fragen wir, nicht unser Gutdünken und Meinen, sondern was sagt Gottes Wort von unserer Geschichte? Das sagt im letzten Verse unseres Textes: Dies ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarte Seine Herrlichkeit, und Seine Jünger glaubten an Ihn.

Eine geschichtliche Thatsache wird uns also da erzählt. Die Jünger hatten sie selbst erlebt, mit ihren Augen gesehen, mit ihren Zungen geschmeckt. Mit einem gewissen Nachdruck aber wird's erzählt, daß diese Thatsache zu Cana in Galiläa geschehen sei. Der HErr Jesus will bei den Juden nicht mit der Thür in's Haus fallen. Ehe das große Jerusalem Seine Thaten zu sehen bekommt, bahnt Er sich den Weg nach der heiligen Stadt durch die Wunderthat in dem kleinen Cana und in dem verachteten Galiläa. Und fragen wir genauer: Wo denn in Cana? Etwa auf dem Markte, oder in der Synagoge, oder an der Stadt Thor? Nein, im Hause; aber doch bei einer trefflich gewählten Gelegenheit, bei einer Hochzeit. Zur Hochzeit pflegen ja die Freunde von da und dort herbei zu kommen, und so konnten denn hier die Hochzeitsgäste die Kunde von Seiner That nach da und dort hinaustragen. Zu solcher trefflichen Gelegenheit drängt Er sich aber nicht herzu; Er macht sie sich nicht; Er hat nicht sich, sondern man hat Ihn eingeladen, und die Jünger dazu, die auf Johannes Predigt und auf Sein Wort sich Ihm zugewendet hatten. Jedoch da Ihm solch köstliche Gelegenheit geboten wird, läßt Er sie nicht unbenutzt vorbeigehen und meint, Er könne keinen besseren Anfang Seiner großen Thaten machen, als wenn Er ein frommes Ehepaar damit segne. Das Haus sollte ja in Zukunft die

erste Pflanzstätte alles Christenthums werden; so beginnt Er auch hier im Hause.

Und was thut Er nun im Hause? Er wandelt Wasser in Wein. Nicht umgekehrt, nicht Wein in Wasser. Er hätte ja wohl auch ohne Einladung auf einer tollen weltförmigen Hochzeit erscheinen und zum Schrecken der zechenden und lärmenden Gäste mit einem Male den Wein in den vollen Gefäßen in Wasser verwandeln können. Aber so thut Er nicht. Er will kommen, als Einer, der da segnet, nicht als ein Verderber. Freilich ist's nur ein leiblicher Segen, den Er spendet. Aber sein Spenden sollte ja, wie Sct. Johannes sagt, ein Zeichen sein, durch welches die Leute auf den geistlichen Segen aufmerksam gemacht werden sollten, den Er noch in Bereitschaft hatte. Wie hätten doch die Brautleute mit Schanden bestehen müssen, wenn nach der Hochzeit die Leute zu Cana sich in die Ohren geraunt hätten: „Auf der Hochzeit ist's doch recht kläglich hergegangen; da haben die Gäste nicht einmal satt Wein zu trinken bekommen und haben durstig nach Hause ziehen müssen." Diese kleine Schande nimmt der HErr Jesus weg, damit man am leiblichen Ding lernen möchte, sich in viel größerer Schande, in der Sündenschande an Ihn zu wenden, die Er tilgen wollte durch den Wein, der nicht aus schlechten steinernen Wasserkrügen, sondern aus den fünf Wunden Seines hochheiligen gottmenschlichen Leibes geflossen ist. Zudem will der HErr hier gleich am Anfang Seines Wirkens andeuten, wie Seine Art ganz verschieden sei von der Art der sündigen Welt. Die Welt giebt denen, die sie ladet, zuerst alle mögliche Süßigkeit; hat sie aber so die Leute berauscht, so kommt sie zuletzt mit Essig und Hefen. Christi Art aber ist's, erst das Geringere, dann das Bessere zu bieten; erst den Mangel recht fühlbar werden zu lassen und dann mit Hilfe zu kommen.

Nun meinen freilich manche kluge Leute, dieser Zweck würde auch erreicht worden sein, wenn's der HErr Jesus anders angefangen hätte. Wenn Er dem Petrus und Johannes und Jacobus verstohlenerweise einen tüchtigen Geldbeutel gegeben hätte und die wären hingegangen in's nächste Weinhaus und wären dann plötzlich zu großem Jubel der darbenden Gäste mit drei mächtigen Weinschläuchen hereingetreten: das wäre, so scheint's, manchem Bibelleser lieber, als die wunderbare Wandlung des Wassers in Wein. Aber sage selbst, mein Lieber, wäre denn das etwas sonderlich Großes gewesen. Und würden wir beide, du und ich, nicht ganz dasselbe gekonnt haben, wenn wir nur einen tüchtigen Geldbeutel und ein freigebig Herz mitgebracht hätten. Und was wäre doch dann durch die Geschichte offenbar worden? Weiter nichts, als daß der HErr Jesus ein reicher Herr gewesen, der bei festlichen Gelegenheiten gern etwas zum Besten gab.

Nein, der HErr Jesus will hier mehr offenbaren. „Er offenbarte Seine Herrlichkeit"; von der Joh. 1, 14. gesagt ist: eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater. Die konnte ihm Niemand ansehen, wenn Er, wie der Andern Einer, am Hochzeitstische saß und weiter nichts that, als was jeder Andere auch thun konnte. Was auf der Hochzeit zu Cana geschehen ist, die Wandlung des Wassers in Wein, das thut, wie es V. 11 heißt, „Jesus," der Mensch Jesus, der mit Seinen Jüngern, wie all die andern Menschen zur Hochzeit gekommen war. Aber das, was Er thut, ist ein Ding, das nur vom HErrn der Creaturen vollbracht werden konnte. Und wenn man nun sahe, daß dieser Mensch Jesus etwas that, wozu allein göttliche Macht und Herrlichkeit befähigen konnte, so müßte man ja schließlich zu der Wahrheit kommen, die Sct. Johannes schreibt: Wir sahen Seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater; man mußte erkennen, was Sct. Paulus schreibt, daß in Ihm die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte. Darum läßt Er sich auch bei dieser Seiner That von keinem Menschen, selbst von der geliebten Mutter nicht, dreinreden oder Vorschriften machen, wie sich ja Gott in keinem Wege von keinem Menschen Winke geben oder Zeit und Stunde Seines Thuns bestimmen lässet.

Und wozu nun diese Offenbarung Seiner Sohnesherrlichkeit? Wahrlich nicht dazu, damit die tiefe Nacht Seiner Niedrigkeit auf Erden durch etliche Herrlichkeitsblitze erhellt und Ihm so die Erniedrigung einigermaßen erleichtert würde. Nein, uns will Er's leicht machen, uns gilt Sein ganzes Leben, Seine ganze Person, die ganze Zahl Seiner Wunder von diesem ersten bis zum letzten. „Und Seine Jünger glaubten an Ihn": das ist damals die Frucht des ersten Zeichens gewesen, das Er that. Das will Er noch heute erreichen. Hat's schon Nicodemus, ehe noch der HErr durch's Wort an ihm gearbeitet hatte, bis zu dem Bekenntniß gebracht: Du bist ein Lehrer von Gott gekommen; denn Niemand kann die Zeichen thun, die Du thust, es sei denn Gott mit ihm; wie vielmehr muß uns, die wir Seine Zeichen und Wunder im Lichte Seines ganzen Wortes betrachten dürfen, das Anschauen solcher Zeichen dazu helfen, daß wir glauben an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes, der in Jesu von Nazareth uns zu Gut Mensch worden ist.

Aber vielleicht sagst du, wie es Viele sagen: Solche Wunderthaten, wie da die Wasser-Wandlung zu Cana, dienen mir nicht dazu, meinen Glauben zu festigen; sie sind mir vielmehr gerade eine recht harte Glaubensprobe, über die ich nicht hinwegkommen kann. Solche Wandlung z. B. ist ja ein Ding der Unmöglichkeit." Wenn Du so sprichst, mein Lieber, dann mangelts bei dir noch gar sehr, ich sage nicht: an Erkenntniß Christi, sondern an Erkenntniß Gottes überhaupt. Gott ist erst dann wirklich wahrer lebendiger Gott, wenn Ihm, wie die Schrift sagt, „kein Ding unmöglich" ist. Wer sind denn nun aber wir, wir Geschöpfe Seiner Hand, daß wir Ihm den Kreis dessen, was Ihm mög-

lich ist, vorzeichnen wollen. Wer ist's denn, der alle Jahre aus dem Saft der Erden und aus dem Regen und Thau des Himmels im Weinstock den kostbaren Wein zusammenbraut, der unser Herz erfreut? Wer ist's denn, der den Proceß dieses Brauens das eine Jahr schneller, das andere Jahr langsamer vollzieht? Kehrt Er sich da etwa an den Kalender der Weinbauern? Und wenn Du sprächst: „Ja hier aber, auf der Hochzeit zu Cana, macht Er Wein ohne allen Weinstock, und ohne Weinstock kann Er's doch wohl nicht", so bedenke doch: Durch solche Rede machst du unsern Gott zum Sclaven des Weinstockholzes, das Er doch selbst geschaffen, zu einem Knechte des Naturgesetzes, das Er selbst geordnet. Und ist Er das, dann nenne Ihn, wie du willst, nur nicht mehr „Gott;" denn dann ist der Weinstock, dann ist das Naturgesetz der Gott des Schöpfers, und nicht der Schöpfer ein Gott des Weinstocks und der Naturgesetze. So bleibt für dich nur ein Entweder-Oder; entweder es giebt keine Wunder, weil es keinen Gott giebt, der die Creatur beherrscht, wie Er will; oder es giebt solch einen Gott und darum auch Wunder. Die Wahl zwischen diesem Entweder-Oder ist nicht leicht zu nehmen; aber sie ist wirklich leicht für den, der sich der täglichen Wahrnehmung nicht verschließt, die Joseph in die Worte gefaßt hat: **Ich** bin unter Gott. Amen.

Matthias Claudius,
der Wandsbecker Bote.

Ein Bild aus der deutschen Literaturgeschichte.

Wenn ein Volk in der Geschichte einen großen Fall thut oder gar aus der Reihe der freien und unabhängigen Nationen gestrichen wird, so ist dies immer ein göttliches Strafgericht für die innere Fäulniß seines Wesens. Entweder ist dies Volk dann einer Erneuerung noch fähig und soll durch eine tief in's Fleisch schneidende Cur gründlich geheilt werden. Oder es kann zu einer Erneuerung nicht mehr gebracht werden und darf deshalb seine Stellung in der Weltgeschichte nicht länger behaupten.

Ein Volk muß innerlich schon angefressen oder zersetzt sein, ehe die Adler sich an dasselbe wagen. So erlagen die Israeliten ihren Nachbarn und wurden unter die Hand der Heiden gegeben, wenn sie innerlich von Jehova sich abgewandt, und den Götzen ihr Herz ergeben, deren Anbeter das leibliche Regiment über sie erhielten. So war das große Römerreich innerlich verfault, ehe es von den germanischen Völkern äußerlich zu Boden geworfen und zertrümmert ward. Erneuerungsfähig ist aber ein Volk, wenn sich in ihm noch ein gesunder Kern erhalten hat, wie in Israel die 7000, die ihre Kniee dem Baal nicht gebeugt, und für die warnende Stimme Gottes, die Er durch die Propheten erschallen ließ, noch ein offenes Ohr und Herz hatten. Durch das Strafgericht schneidet dann Gott das faule Fleisch aus, das die guten Reste überwuchert hat, und hilft diesen zu Raum und Kraft, das erstorbene Leben weiter auszubreiten und eine Neugeburt herbeizuführen.

Ein solches Strafgericht hat Gott im Anfange dieses Jahrhunderts auch über unser deutsches Volk hereinbrechen lassen, indem Er es unter die eiserne Hand des ersten Napoleons und seiner fränkischen Heerschaaren gab, und dadurch einen neuen Aufschwung des deutschen Nationalgeistes herbeiführte, den wir Aelteren zum Theil mit erlebt haben, und der noch im Gedächtniß des jüngeren Geschlechts durch die Erzählung der Väter lebt, und erst neuerdings durch die Jubelfeier der großen Befreiungskriege wieder wachgerufen worden ist. Der Schmach und Erniedrigung des Volkes in langer, elender Knechtschaft ging aber eine Zeit innerer Zersetzung und geistigen Verfalls voraus; die Deutschen waren schon lange innerlich Sclaven fränkischer Sitte und Leichtfertigkeit in ihrem Leben und in den Werken ihrer Schriftsteller (Literatur), ehe sie auch dem Leibe nach in die fränkische Knechtschaft geriethen. Und der leiblichen Erlösung durch blutigen Kampf ging eine geistige Erneuerung voraus, durch welche in der Literatur die Sclavenfesseln fremdländischen Wesens abgestreift wurden, und die deutsche Eigenthümlichkeit nicht nur wieder zu Recht kam, sondern auch eine Zeit herrlicher Blüthe erlebte. Diese Blüthezeit der deutschen Literatur läuft neben den Befreiungskriegen her, fällt großentheils mitten in dieselbe und geht derselben schon zum Theil voraus; wir können sagen, die edelsten Dichter und Schriftsteller Deutschlands haben durch ihre Lieder und Forschungen den Befreiungskampf eingeleitet und mitgefochten, und diesem Umstande haben sie es vorzüglich zu danken, daß sie dem deutschen Volke so aus und ins Herz gewachsen sind; sie haben mit dem Volke gelitten, gestritten und gesiegt. Was während und nach den Befreiungskriegen mit voller Macht und Herrlichkeit in der Literatur hervorbrach, das tritt uns vor diesen freilich mehr vereinzelt und zersplittert entgegen; die edleren und besseren Geister, welche die Schmach der Entartung tief fühlten, stehen anfangs als zerstreute Prophetenstimmen in der Wüste der allgemeinen Versumpfung da; der gemeinsame Kampf führt sie einander näher, es bilden sich Dichter- und Schriftstellerkreise, welche die Anhänger des alten verrotteten, mit französischer Leichtfertigkeit buhlenden Wesens bekämpften, und nach und nach überwinden. Anfangs ist dieser Aufschwung noch kein selbstständig deutscher und lehnt sich an die edlere englische Literatur, besonders an Shakespeare an, nach und nach aber lernt die deutsche Literatur auf eignen Füßen stehen und gehen, und entfaltet sich immer mehr in selbsteigner Herrlichkeit. Die Kämpfer aber sind es werth, daß sie das Volk nicht vergißt, und wir nehmen daher die Gelegenheit wahr, unsern Lesern einen von ihnen,

Matthias Claudius, † am 21. Januar 1815.

und zwar der edelsten einen, Matthias Claudius, der sich selbst Asmus, den Wandsbecker Boten zu nennen pflegte, auf Anlaß der fünfzigjährigen Wiederkehr seines Todestages († d. 21. Jan. 1815), vorzuführen, und ihnen die Bedeutung desselben in kurzen Zügen klar zu machen.

Durch die elende Nachäfferei der elenden französischen Schriftsteller deren schwächliche Verehrung zunächst die höheren Schichten der deutschen Gesellschaft, die Höfe und den Adel verderbt hatte, dann in die Literatur übergegangen war, die zu ihrem Bestehen auf den Beutel der Vornehmen angewiesen war, verlor die deutsche Schreibweise alle Kraft und Würde, und artete in ein Kauderwelsch aus, dessen vermeintliche Zierlichkeit hauptsächlich darin bestand, möglichst viele Fremdwörter und ausländische Redensarten einzuflechten. Die Söhne der deutschen Fürsten und Adligen, sagt ein damaliger Sittenschilderer mit derbem aber wahren Spotte, gingen nach Paris, der hohen Schule des Lasters und der Unsittlichkeit, um dort durch raffinirte Ausschweifungen die Nasen einzubüßen, und desto natürlicher französisch näseln zu lernen; und die Schriftsteller, kann man hinzufügen, setzten ihnen in dem Literaturbrei möglichst viele französische Brocken vor, damit sie nicht umsonst die Nasen verloren hätten, und ihre theuererkaufte Kunst nicht aus der Uebung käme. Mit der französischen Sprachmengerei drang aber auch das Gift französischer Leichtfertigkeit und Unflätherei in die deutsche Literatur ein, und die aus jener Zeit stammenden Schriften widern den gesunden Geschmack nicht nur durch ihre völlig ungenießbare Form, sondern auch durch ihren widrigen, gemeinen Inhalt an. Das arme Volk war verrathen und verkauft; die Gelehrten schrieben in lateinischem Zopfstyl, die Tagesschriftsteller in französischem Zotenstyl. Da erbarmte sich Gott und machte der Noth ein Ende; freilich nicht auf einmal, aber von Stufe zu Stufe hob er das mit Füßen getretene Nationalgefühl, bis es eine niegeahnte und gehoffte Höhe erreichte, und in den Waffen wie in der Sprache wunderbare Siege feierte. Eine Reihe kraftvoller und begabter Geister trat in verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes auf, und gab der Entrüstung über dieses Unwesen einen lauten und gewaltigen Ausdruck, der einen Widerhall in den Herzen des Volkes fand und von Jahr zu Jahr nach außen und innen an Bedeutung und Wirksamkeit wuchs. Die bedeutendsten Männer in unserer Literatur haben an diesem Ringen und Streben Theil genommen; wer kennt nicht ihre Namen, Göthe, Schiller, Klopstock, Lessing, und Hunderte strebsamer Geister, die in die Fußtapfen solcher Führer traten. Sie alle mit ihren Thaten aufzuzählen, würde ein dickes Buch füllen, wir müssen uns begnügen, ihrer Verdienste mit kurzen dankbaren Worten gedacht zu haben. Der Mischmasch des französischen Kauderwelsches wich einer reinen, edlen deutschen Sprache voll Mark und Anmuth, die Schwulst der Redensarten der Zucht des Gedankens; in allen Zweigen des Wissens erhob der deutsche Forschergeist seine Schwingen, und sprach zum Volke wieder über erhabene, des Wissens werthe Gegenstände. Deutsche Sitte und Zucht, deutsche Keuschheit und Würde trat wieder in ihre Rechte ein, und das Volk brauchte nicht mehr über seine Literatur zu erröthen. Die Anhänger der entarteten Fremdländerei fielen freilich mit allem Geifer und Zorn der Gemeinheit über diese vereinzelten Kämpfer her; und suchten ihr Werk zu hindern; aber der gemeinsame Kampf führte diese einander näher, bald fochten sie nicht mehr einzeln, sie thaten sich schaarenweise zusammen, gründeten Zeitschriften, standen einander bei, und wußten die Gegner mit solcher Gewandtheit in ihrer Blöße bloßzustellen, daß diese endlich beschämt schweigen mußten. Daher kommt es auch, daß ein kampf- und streitfertiges Geschlecht von Schriftstellern entstand; ihrer geistigen Ueberlegenheit sich bewußt, traten sie auch nicht sacht und schüchtern auf, sondern theilten Fußtritte und Kolbenstöße aus, wie denn auf einen groben Klotz ein grober Keil gehört. Solche Ritterschaft aber, deren sich hauptsächlich feurige, junge, begabte Geister befliſſen, läßt manchen des Maßes und der Schranken vergessen; das Genie machte in der Geisterschlacht seine Geniesprünge und Geniestreiche, und mancher gute Kopf, der so außer Rand und Band kam, daß er das Maß nicht wieder finden konnte, ging am Ueberschwang der Kraft verloren. Aber die kräftigeren Geister fanden das Maß wieder, das allein Anmuth und Zierde giebt, und dienten den Uebrigen als Führer aus dem wilden Getümmel zur Haltung und Ruhe. Man nennt

deßhalb diese Zeit die Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur; es war die Gährung, die der Klärung herauszugehen pflegt, ehe der goldhelle Wein seine Kraft und seinen Geschmack gewinnt. Die meisten der Kampfgenossen haben daher etwas wildes und ungestümes, unstätes und ruheloses, und können sich nicht leicht in die Schranken eines geordneten Lebens finden, und selbst die, welche aus dem Wirrniß zur Besonnenheit hindurchdrangen, haben in ihrem Leben ein Stück „Sturm" und „Drang" aufzuweisen, in dem sie über die Schnur hieben und allerlei Kreuz- und Quersprünge machten. Es sind die Flegeljahre der jungen deutschen Literatur, und man darf sie nicht zu streng und herb mit dem Maße messen, das man an einen vollkommenen Mann zu legen das Recht hat.

Das Maß für diese Ueberschwänglichkeit suchten und fanden die verschiedenen Geister in der Vertiefung in verschiedne Bildungselemente. Ein Theil wendete sich dem Studium der alten römischen und griechischen Schriftsteller zu und athmete mit der Luft der alten Zeit auch das Heidenthum derselben ein. Hohe Vollendung der Form verschmolz sich mit heidnischer Lebensanschauung, die sich von der französischen Leichtfertigkeit durch größere Tiefe und gediegeneren Ernst des Gedankens vortheilhaft auszeichnet, aber das deutsche Gemüth aus seiner eigensten Lebensluft, welche nur das Christenthum ist, herausreißt und daher gegen das wesentlich volksthümliche kalt und vornehm macht. An der Spitze dieser Schaar steht der Altmeister Göthe, der zwar den Aufschwung deutschen Geistes in den Befreiungskriegen erlebte und mit durchlebte, ohne aber innerlich für seines Volkes herrliche Erhebung erwärmt und begeistert zu werden. Andere drangen in das deutsche Mittelalter ein, und zogen die Schätze der deutschen Literatur aus der Blüthezeit des deutschen Reiches ans Licht; sie haben auch ein Herz für das Christenthum, aber es zog sie in der Form des mittelalterlichen Katholicismus an, wie denn auch einige von ihnen wirklich zur römischen Kirche übertraten, und zwar nicht die unedelsten. Es geht durch ihre Anschauung etwas Geheimnißvolles, überschwänglich Gefühliges, das sie nicht zu rechter deutscher Gründlichkeit und Besonnenheit gelangen läßt. Sie haben auch wenig für's Volk gethan; in den höheren Kreisen fanden sie damit vielfach Anklang und Beifall. Aber alles was deutsch ist, hatte für sie Werth und Bedeutung, und sie waren für des Volkes Erhebung begeistert, die ja damals alle Stände, auch den Adel und die höheren Schichten mit sich fortriß. Noch Andere versenkten sich in die Philosophie, welche eben damals durch Kant einen neuen Aufschwung erhielt; nüchterne Gedankenklarheit und sittlicher Ernst läßt sich diesen nicht absprechen, aber dem Evanglio gegenüber sind sie flach und zweiflerisch. Schiller ist nicht mit Unrecht der Dichter der kantischen Philosophie genannt worden, obwohl er auch mit Göthe für das römisch-griechische Alterthum schwärmte. Den Volksbestrebungen gegenüber haben diese ein ungleich wärmeres Herz bewahrt, als die Freunde der Römer und Griechen. Auch die Naturwissenschaften erlitten einen gewaltigen Umschwung, und es bildete sich eine mystische, fast schwärmerische Naturphilosophie aus, welche viel edlere und tiefere Geister anzog, und oft mit der Schwärmerei für das Mittelalter Hand in Hand ging, auch für christliche Gedanken in ihrer Art nicht unempfänglich war. Auf alle bedeutenderen Geister der Zeit übte das Evangelium eine gewisse Anziehungskraft aus, und wurde wenigstens von ihnen mit Achtung behandelt; selbst Göthe hatte seine Zeit, in welcher er daran dachte Herrnhuter zu werden; aber die meisten wollten im Lichte des Evangelii nur spielen und fröhlich sein, und kehrten ihm den Rücken, sobald sie merkten, daß es auch ein verzehrend Feuer sei, in dessen himmlischer Gluth der alte Mensch mit seiner Lust und Sünde sterben müsse. Zu ihrer Entschuldigung muß man sagen, daß ihnen die protestantische Kirche auch blutwenig bot; unter der Geistlichkeit herrschte durchweg ein dürrer, lebensunkräftiger, geschmackloser, gedankenarmer Rationalismus, der kaum zur nothdürftigen Stallfütterung für religiös mit Wenigem zufriedene Geister ausreichte, tiefere Gemüther aber weder anziehen noch befriedigen konnte. Selbst die bedeutenderen Theologen, unter welchen obenan der feingebildete Herder zu nennen ist, kamen über diesen nicht gänzlich hinaus, und vermochten seinen lähmenden Einfluß nicht abzuschütteln, obwohl sie durch Gedankenreichthum und gebildeten Geschmack ihn auf der einen Seite etwas genießbarer machten, auf der andern aber auch seine Herrschaft zu untergraben anfingen, wenn sie ihn auch nicht zu stürzen vermochten. Das that Gott selbst, indem Er das Volk in den Feuerofen des Elends warf, und durch die Noth es wieder glauben und beten lehrte. Ein Anfang der religiösen Erweckung war aber schon in der ersten Zeit der Sturm- und Drangperiode vorhanden, und um so größere Ehre und rühmendes Gedächtniß verdienen die Männer, die schon auf der grünen Weide des göttlichen Wortes ihre Seele zum Leben nährten, als diese in der Kirche noch unter dem Eis und Schnee kalter, matter Vernünftelei begraben lag.

Ueberall im deutschen Vaterlande erhoben sich einzelne Männer, die auf Christum und Sein Wort hinwiesen und die neue Zeit der Erweckung als warnende Propheten ankündeten und vorbereiteten. Sie standen anfangs vereinzelt; da war hoch im Norden in Königsberg Hamann, den man seiner geheimnißvollen Sprache wegen den Seher des Nordens genannt hat; in Würtemberg der eben so tiefsinnige als schwerverständliche Oetinger, der Seher des Südens; in der Schweiz der edle Lavater, am Rhein der gottinnige Tersteegen mit ausgeprägt reformirter Eigenthümlichkeit; im Hessenlande stand als Mittelpunkt

eines christlich erweckten Kreises Jung Stilling, in Hamburg wirkte Klopstock und ein Kreis ihm befreundeter Männer mehr in lutherischer Weise; im Münsterlande sammelte sich ein Kreis um die Fürstin Gallitzin, der katholische Anschauung vertrat, und durch seine Wärme und den Geistreichthum seiner Glieder auch viele Protestanten zu sich hinüberzog. Alle diese verschiedenen Kreise fühlten sich durch das gemeinsame Bekenntniß zu Christo und dem Evangelio trotz der confessionellen Unterschiede auf's innigste verbunden; sie verkehrten lebendig mit einander, sie suchten einander auf und erquickten sich an einander, es war ein reges, tiefinniges Leben, dem freilich die Schärfe und Bestimmtheit christlicher Lehre und die Besonnenheit und Nüchternheit evangelischer Klarheit vielfach fehlte, das aber doch mächtig auf's Volk wirkte und dem Gott selbst durch die ernste Zucht des hereinbrechenden Kampfes die nöthige Klärung später angedeihen ließ. — Wie stand nun Matthias Claudius zu dieser Zeit?

(Fortsetzung folgt.)

Der Wunderwein.*)

In dem fünfzehnten Jahre des Kaiserthums Kaisers Tiberii, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war, und Herodes ein Vierfürst in Galiläa, und sein Bruder Philippus ein Vierfürst in Ituräa und in der Gegend Trachonitis, und Lysanias ein Vierfürst in Abilene; da Hannas und Caiphas Hohepriester waren, wie der Evangelist Lucas am dritten schreibet, war im Lande Palästina ein ganz besonders gesegneter Jahresanfang; denn der Frühregen und Spätregen war vom October an bis in den April hinein reichlich gefallen, die Felder prangten im schönsten Schmucke, die Winterfrucht stand dicht und feist auf den Fluren und reifte der Sichel entgegen, und allenthalben waren die Landleute emsig beschäftigt, die Sommerfrucht den vom Himmel gefeuchteten Aeckern anzuvertrauen. Die Sonne stand am unbewölkten Himmel und sah dem rüstigen Treiben zu, lockte auch schon manchen Schweißtropfen auf ihre Stirn, aber doch war die Hitze noch erträglich, und die Jahreszeit zum Reisen einladend. Es war ja auch die Zeit, da die großen Festcaravanen zur Osterfeier gen Jerusalem zogen, und denen war es ganz besonders zu gönnen, daß sie auf ihrer mühsamen Wanderung frische Morgen und Abende hatten, und während der heißen Mittagszeit im Schatten der von der Gluthitze noch nicht versengten Bäume ausruhen konnten. Die Festschaaren aus Galiläa sammelten sich in dichten Schaaren zu Capernaum, das an der großen, vielbefahrenen Heer- und Handelsstraße von Damaskus nach Jerusalem lag, und wo große, stattliche Caravanseraien zur Aufnahme der das ganze Jahr hindurch ziehenden Caravanen errichtet waren. Daher war es zum Sammelplatz der Festcaravanen ganz geschaffen, und nicht nur die weiten Hallen der Caravanseraien, sondern auch die Straßen und Plätze der betriebsamen Stadt lagen voll Pilger, die gen Zion wallfahrteten. Von allen Seiten und Ecken her erschallten die frommen Pilgerlieder, besonders die Psalmen vom hundert und zwanzigsten bis zum hundert und vier und dreißigsten, die deshalb, weil sie auf den Wallfahrten nach der hohen Stadt Jerusalem gesungen zu werden pflegten, bei den Juden Lieder zum Hinaufsteigen hießen, was unser Vater Luther zwar nicht dem Worte, aber dem Sinne nach trefflich wiedergegeben hat: Lieder im höhern Chor. Ja, es waren Lieder im höhern Chor, denn zu keiner Zeit gingen im jüdischen Lande die Wogen der frommen Begeisterung so hoch, als wenn von allen Seiten her die Pilgerzüge in unabsehbaren Schaaren nach dem Nationalheiligthume zogen, das Osterfest zu feiern. Da war es denn an einem frischen, duftigen Aprilmorgen auf dem Marktplatze zu Capernaum gar lebhaft; eine große Caravane von Festpilgern aus dem nördlichen Galiläa, die am vorigen Abend sich hier gelagert hatte, rüstete sich zum Aufbruche, Männer und Frauen, Greise und Jünglinge und Jungfrauen bis zum zarten Alter von 12 Jahren, in dem ein Jude zum ersten Male die Wallfahrt anzutreten pflegte, ganze Familien und einzelne Wanderer wimmelten da durcheinander; hier stimmte eine Schaar, die schon aufgepackt hatte und sich in Bewegung setzte, etwa an: Ich freue mich deß, das mir geredet ist, daß wir werden in's Haus des HErrn gehen, und daß unsere Füße werden stehen in deinen Thoren, Jerusalem! Jerusalem ist gebauet, daß es eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll; da die Stämme hinaufgehen sollen, nämlich die Stämme des HErrn, zu predigen dem Volk Israel, zu danken dem Namen des HErrn (Psalm 122). Dort saß eine andre Schaar noch beim Morgenimbiß; eine dritte packte die Reisehabseligkeiten zusammen, und wer ein Eselein besaß, gürtete es und legte ihm seine Last auf. Der Himmel röthete sich schon im Osten und verhieß einen heitern, klaren Wandertag; der See Genezareth lag still und friedlich, kaum von dem leichten Morgenlüftlein gekräuselt; einzelne Boote mit schwellenden Segeln glitten darüber hin oder kamen drüben vom andern Ufer Peräas her vom Fischzuge zurück. In den Häusern ward's lebendig; die bei Gastfreunden übernachtet hatten, letzten sich mit denselben vor der Thüre zum Weiterziehen; die Caravanseraien spieen aus weitgeöffneten Thoren die Pilgerschaaren hervor; an dem großen runden Wasserbecken, das mit seiner klaren, reichlichen Fluth wahrscheinlich allein von all den Herrlichkeiten auf unsere Zeit gekommen ist (denn von den übrigen Gebäuden der volkreichen Stadt sind kaum sichtbare Reste vorhanden), wurden die Saumthiere getränkt; eine Schaar damascenischer Kaufleute, die auf der Heimreise begriffen waren, sah ganz verwundert in dieses Treiben und Drängen hinein, und wartete in geduldiger Ruhe, bis der Strom sich verliefe, und sie Raum gewännen, sich auch zum Aufbruche zu rüsten.

Während also Straße und Markt in lebendigster Bewegung waren, that sich leise die Pforte eines stattlichen Hauses auf, das sich links am Markte an die Synagoge lehnte, und heraus an die Thür trat ein schon ältlicher Mann, der ein aufgezäumtes Eselein, dergleichen sich auch die Vornehmeren auf ihren Reisen namentlich im Gebirge bedienten, an der Halfter führte. Es war Malluch ben Semoja, der langjährige treue Diener des Sadducäers Daniel ben Baruch, dem das stattliche Haus gehörte. Daniel

*) Daß die nachfolgende kleine Erzählung nichts Geschehenes ist, sondern nur ein Bild aus der ersten Zeit des öffentlichen Wandels unseres HErrn, wie es sich jeder Christ, der sich lebendig in die Sitten und Zustände jener Tage versetzt, wohl ausmalen darf, braucht keiner langen Versicherung. Nicht nur um der Lehre willen, die sie an ihrem Schlusse bietet, sondern eben auch deswegen, weil sie uns einmal in frischen Farben vergegenwärtigt, wie es nach den ersten Wundern des HErrn und überhaupt zur Zeit seines Auftretens zugegangen sein mag, freut sich der Pilger, sie seinen Lesern mittheilen zu dürfen.

war, wie die meisten von der Secte der Sadducäer, ein wohlbestandener, ja reicher Mann, der gemäß den Grundsätzen seiner Glaubensgenossen die Freuden und Genüsse des Lebens nicht verschmähte. Während nämlich die Pharisäer einer streng gesetzlichen Heiligkeit nachstrebten und auf's ängstlichste alles vermieden, was ihrem Heiligenscheine beim Volke Eintrag thun konnte, hielten sich die Sadducäer von dieser Peinlichkeit gänzlich frei, was sie um so eher thun konnten, als sie meist vornehme begüterte Leute waren, die durch ihre Familienverbindungen und Reichthümer den Einfluß bereits besaßen, nach welchem die Pharisäer durch gesetzliche Strenge rangen. Daniel war so recht das Beispiel eines ehrenwerthen Mitglieds der Secte, ein solcher, wie er etwa dem HErrn Christo in dem bekannten Gleichniß vom Lazarus und dem reichen Mann als Beispiel vorgeschwebt haben mochte. Freisinnig in seinen Glaubensansichten, war er genußliebend im Leben, aber nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, und kein maßloser Schlemmer. Den feineren Lebensfreuden war er zugethan, er wollte hier auf Erden wenigstens etwas haben, daran sein Herz sich erwärmen konnte, da er ja ein jenseitiges Leben nicht hoffte und wähnte, mit dem Tode sei alles vorüber, auch namentlich ein Gericht nicht zu fürchten. Auch darin waren die Sadducäer Vorläufer der Freigeister unserer Zeit, daß sie alles, was an's Wunderbare streifte, für Volksaberglauben und Fabel erklärten, alles aus natürlichen Ursachen herleiteten, und daher auch die Hoffnung des Volkes auf eine wunderbare Errettung durch den Messias mit schnödem Spott verhöhnten, während die Pharisäer gerade an dieser Hoffnung recht lebendig, wenn auch in falsch äußerlicher Weise festhielten, sie zum Mittelpunkt ihrer Lehre machten und vornehmlich dazu benutzten, im Volke die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen und den Haß gegen die das Land beherrschenden Römer immer glühender anzufachen. Auf Seiten der rechtgläubigen, nationaltreuen und nationalstolzen Pharisäer stand der größte Theil des Volks; die aufklärerischen, flachen Ideen der Sadducäer hatten nur in der vornehmen Welt Einfluß gewonnen, und dies Verhältniß diente dazu, die Spannung zwischen den niederen und oberen Schichten des Volkes zu vermehren. Die Sadducäer vertrugen sich trefflich mit den römischen Eroberern, und hatten darin im Könige Herodes ein hervorleuchtendes Beispiel, der mit seinem lebenslustigen, leichtfertigen, lüderlichen Hofe ganz die sadducäischen, heidnischen, freigeisterischen, genußsüchtigen Anschauungen theilte. Die eigentliche Gewalt hatten die Pharisäer in Händen, weil die Anhänglichkeit des Volkes ihnen den nöthigen Nachdruck gab, sich in die einflußreichsten Stellungen emporzuschwingen, so daß auch der Fürst sie schonen und durch Gunstbezeugungen an seine Person und sein Regiment fesseln mußte. Die große Menge des Volkes faßte freilich die nationale Messiashoffnung ebenso äußerlich und politisch wie die Pharisäer auf, doch gab es auch eine kleine Schaar wahrhaft frommer und erleuchteter Juden, die tiefer gruben, fleißig in der Schrift forschten und damals in Johannes dem Täufer einen begeisterten Propheten gefunden hatten, der sie auf geistigerem Wege leitete und erhielt, und ihnen erst Buße predigte, um dem Seelenheilande die Pfade zu ebenen. Es waren die Stillen im Lande, die von der Menge verlacht und verspottet wurden, der geringe Same, den Gott sich in Israel übrig behalten, der zur heiligen Wiedergeburt fähige Rest des Volkes.

Dieses arme Häuflein wurde nun zwar von den geld- und ahnenstolzen freigeisterischen Sadducäern im Herzen tief verachtet, aber Daniel war ein weltkluger Mann und hatte seine Dienerschaft und die Pächter seiner weitzerstreuten Ländereien aus denselben genommen, weil es Leute waren, die ein Gewissen hatten und auf deren Rechtschaffenheit man Häuser bauen konnte. Auch sein Diener Malluch war ein Anhänger Johannes des Täufers, und trauerte still im Herzen, daß er, statt mit den Festcaravanen nach Jerusalem ziehen zu können, heute mit seinem Herrn über Land mußte, um den fälligen Osterzins einzusammeln und bei dieser Gelegenheit die Landgüter zu besichtigen, ob sie auch von den Pächtern in gutem Stand gehalten würden. Daniel hatte große Ländereien in der Nähe des Städtchens Cana, welches etwa 120 Feldweges oder drei Meilen von Capernaum entfernt nach Westen lag. Diese Ländereien hatte er auch einem Johannisjünger, dem Eleasar ben Jochanan ausgethan. Dem galt der eben beabsichtigte Besuch, und es lag etwas Trost für Malluch darin, daß er, wenn er einmal die schönen Gottesdienste in Jerusalem versäumen mußte, doch zu seinem lieben Glaubensgenossen kam, und mit diesem von Israels Hoffnung, die seine Seele erfüllte, sprechen konnte.

So stand Malluch, seines Herrn harrend, vor der Nebenpforte des Palastes am Marktplatz zu Capernaum, und schaute trüben Blicks zu, wie eine Caravane nach der andern aufbrach, und mit fröhlichem Gesange ihre Straße zog. Daniel wartete lieber, bis die Festpilger ihm Raum gemacht, denn obwohl er ein angesehener Mann und als Mitglied des hohen Raths ein Gegenstand allgemeinen Respects war, so hielt doch, namentlich wenn zu Festzeiten die Gefühle der gläubigen Juden aufgeregter waren, dieser die Leute nicht ab, allerlei bissige und verletzende Aeußerungen über den Freigeist und sein halbheidnisches Leben so laut hinzuwerfen, daß er es wohl hören konnte, ja mußte. Er ließ deshalb den guten Malluch ziemlich lange warten, und erschien erst, als der geräumige Marktplatz fast ganz leer war, und nur noch einzelne Nachzügler und Capernaiten sich daselbst tummelten. Da trat er, das kostbare Obergewand zur Seite geschürzt, aus seiner Thür und bestieg seinen Esel. Er war eine stattliche Gestalt, nahe an den Fünfzigen, und sein Leib trug die Spuren, daß er ihm nichts abgehen ließ, in seiner wohlgenährten Rundung. Sein behäbiges, gutmüthiges Gesicht zu einem pfiffig und spöttisch sein sollenden Ausdruck verziehend, redete er den Diener an: Nun, Malluch, sind die Psalmensänger fort? Am liebsten wärst du wohl selbst mitgezogen, aber heute konnte ich dich unglücklicher Weise nicht entbehren, sonst hätte ich dir deinen kopfhängerischen Hochgenuß nicht vorenthalten wollen! Ach, Herr, erwiderte Malluch, wie übel seid ihr doch berichtet, wenn ihr meint, wir hingen am Fest zu Jerusalem die Köpfe! O nein, das sind freudige Gottesdienste, und mehr als je in dieser Zeit für uns, die wir dem großen Propheten Johannes, dem Sohne des Zacharias, glauben, daß das Kommen des Messias vor der Thüre ist. Ach, daß ihr diese herrliche Hoffnung nicht theilen könnt, Herr, und euch mit uns freuen; ihr seid ein guter Herr und ich möchte euch solche Seligkeit wohl gönnen! — Und du bist ein guter Narr, Malluch, daß du den Schwärmern und Abenteurern glaubst, und dich von ihnen betrügen lässest. Ich will nichts gegen Johannes gesagt haben, denn wenn man diesen euren Götzen nur mit dem kleinen Finger anrührt, so seid ihr im Stande und reißt Einem das Haus über dem Kopfe ein. Muß doch sogar der große Herodes vor dieser Volkswuth sich fürchten und wagt es nicht, dem falschen Propheten auf den Leib zu rücken, so gern er möchte. Meinetwegen mag er auch predigen, was und so viel er will,

Digitized by Google

ich will ihn nicht hindern; nur mich soll er unbehelligt lassen. Ich kümmere mich um sein Buß- und Himmelreichsgeschrei nicht einen Deut. Das ist nun schon der zehnte oder eilfte, den ich erlebt, und jedes Jahr stehen neue solche Schwärmer auf und wittern den Messias schon in nächster Nähe. Das möchte Alles noch sein, denn kommen wird er doch nicht, aber sie regen uns das Volk auf, machen das Regieren immer schwerer und mühevoller, und bringen uns mit den Römern in allerhand Verlegenheiten, die uns zuletzt noch alle Selbständigkeit und Ruhe kosten werden. Wenn du nicht so treu und brauchbar wärst, Malluch, ich könnte dich aus dem Hause jagen, daß du den Volksverführern nachläufst. Und der Eleasar, zu dem wir heute gehen, ist auch so ein Narr, aber sonst ein ehrlicher Pächter, der seine Zahlungen pünktlich leistet und mein Landgut in trefflichem Stand hält. Da lasse ich ihm gern seine religiösen Sonderbarkeiten hingehen. Gieb Acht, heute hat er uns wieder eine neue Weissagung oder Ahnung von dem Kommen des Messias mitzutheilen, denn er läßt sich solch Zeug immer wieder aufhängen, so oft er auch schon vergebens gehofft und gejauchzt. Es muß jetzt in der Luft liegen, denn mein Lebelang habe ich nicht soviel von diesen tollen Hoffnungen gehört, als seit etwa 20—30 Jahren. Doch nun laß uns eilen, denn sonst kommt die Sonne zu hoch herauf, und droben die Ebene kostet ohnedem den Schweiß strommeise.

Mit diesen Worten hatte das würdige Mitglied des Synedriums (hohen Raths) sein Eselein bestiegen und setzte es nun mit Zunge und Fuß in einen muntern Tritt, so daß der zu Fuß hinter ihm wandelnde Malluch Schwierigkeit hatte, mit ihm fortzukommen. Sie schlugen die Straße links am Seeufer ein, zur rechten Hand die steil abfallenden Höhen des galiläer Gebirges, zur linken den blauen Wasserspiegel; so zogen sie etwa eine Meile Wegs durch den fruchtbaren Strich des Landes Genezareth, der einem blühenden Garten glich, durch Bethsaida hindurch bis an die hochgethürmten Mauern von Magdala. Hier wandten sie sich rechts in die Berge und begannen langsameren Schritts und öfter verschnaufend die steile Steig hinanzuklimmen, die hohlwegartig auf die Hochebene führt, über welche die Straße nach Cana sich hinzieht. Es ist die Ebene, die später in der Geschichte berühmt geworden ist durch die blutige Schlacht bei Hattin, in der Saladin die Macht des christlichen Königreichs Jerusalem brach, und auf welche die fromme Ueberlieferung die Bergpredigt des HErrn verlegt hat. Zur rechten Hand schaute Arbela auf sie herab, mit seinen berühmten Kalksteinhöhlen, die bis vor kurzer Zeit der Sitz einer großen Räuberbande gewesen waren, die erst Herodes der Große mit gewaffneter Hand aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben. Das Städtchen Hattin auf hohem Bergkegel zur Linken lassend, zogen sie gen Westen nach dem mittelländischen Meere zu über die Hochebene hin. Die üppigen Weizen- und Gerstenfelder zur linken Seite des Weges reiften der nahen Ernte entgegen; hie und da sah man schon emsige Landleute die Dreschtennen bereiten; wo die hohen Bergkegel, die neben ihnen aufstiegen, einen weiteren Durchblick gestatteten, blickte bald zur Rechten der schneebedeckte Gipfel des Hermon über die niedrigeren Vorhöhen herüber, bald zur Linken die königliche Gestalt des Tabors, die sich pyramidenähnlich aus dem blühenden Thalgelände der Ebene Jesreel erhebt. Nach einer weiteren Meile Wegs lenkte der Pfad in ein schönes von Basaltkegeln und steilabfallenden Kalkwänden gebildetes Thal ein, dessen Grund üppige Felder bildeten. Als sie dieses durchwandert, lag das freundliche Städtchen Cana vor ihren Augen, mit seinen weißen platten Dächern sich an einen steilen Hügel anlehnend; zwischen den blendenden Mauern ragten die Wipfel von edlen Fruchtbäumen, namentlich einige hohe Palmen hervor, und zeichneten sich mit scharfen Umrissen an dem klaren blauen Himmel ab. Der Weg führte vor einem Teiche schönen klaren Wassers vorbei, an welchem die Frauen des Dorfs theils waschend, theils die steinernen Krüge füllend, sich versammelt hatten. Der wohlbekannte reiche Grundherr wurde von ihnen ehrerbietig gegrüßt, und lenkte, indem er schmunzelnd dankte, sein Eselein dem Gehöfte zu, das unter allen am stattlichsten sich darstellte, und das er sein Eigenthum nannte. Der Pächter Eleasar stand bereits an der Pforte, und empfing seinen Grundherrn mit demüthigem Gruße, indem er nach morgenländischer Sitte sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen verneigte, und ihm beim Absteigen den Bügel hielt. Den Diener Malluch, seinen Herzens- und Glaubensfreund, empfing er mit einem herzlichen Handdrucke und einem vielsagenden freudestrahlenden Gesicht. Man sahe, es brannte ihm eine gute Botschaft auf dem Herzen und den Lippen; doch war er sich seiner gastfreundlichen Pflichten zu gut bewußt, als daß er seiner Zunge hätte den Zügel schießen lassen, ehe er seinen Gästen alles erwiesen, was die morgenländische Sitte von einem guten Wirthe erforderte. So führte er denn seinen Grundherrn in die Halle des Hauses, wo eine Reihe hoher irdener Gefäße mit reinem Quellwasser gefüllt längs der Mauer standen. Aus diesen goß er das Wasser in ein metallenes Becken und wusch dem Sadducäer knieend die Füße, während einer seiner Diener dem Malluch den gleichen Dienst erwies. Hierauf entfernten sich die beiden Diener, und die Herren hielten mit einander genaue Abrechnung, Eleasar zahlte den Zins, den Daniel genau nachwog und nachzählte; darauf wurden die Quittungen ausgetauscht und Eleasar gab einen erfreulich lautenden Bericht über den Stand der Aecker und übrigen Grundstücke. Daraus daß Daniel diesen Bericht ohne alle Zweifel und Bemerkungen hinnahm, war zu ersehen, wie große Stücke er auf seines Lehnszinsmannes Ehrlichkeit gab. Nachdem so die Geschäfte abgethan waren, sprach Daniel dem Eleasar seine volle Befriedigung aus und fuhr dann fort: Aber, Eleasar ben Jochanan, nun hast du wohl auch einen kleinen Imbiß für mich bereit, denn ich will es dir nicht bergen, daß der lange, heiße Ritt mir Hunger und Durst gemacht. Du bist dafür bekannt, daß du keinen Bettler von deiner Thüre ungespeist und ungetränkt gehen lässest, und wirst doch wohl auch einen Bissen und einen Schluck für deinen Grundherrn übrig haben.

Ihr wißt es wohl, Daniel ben Baruch, daß es mir immer eine Freude gewesen ist, euch einen guten Trunk Weins vorzusetzen, zumal es kein zweiter euch darin gleich thut, daß ihr ein edles Gewächs zu würdigen wisset. In ganz Palästina ist Niemand, der so wie ihr nach dem ersten Schluck zu sagen wüßte, wo ein Wein gewachsen und in welchem Jahre er gekeltert worden ist. Aber heute will ich euch einen vorsetzen, der soll eure Wissenschaft gründlich zu Schanden machen. Er sucht an Güte seines gleichen und ein ähnlicher dürfte wohl noch nie über eure Lippen gekommen sein.

Du machst mich ja ganz neugierig, Eleasar; ich habe bei dir schon manch Krüglein geleert, und du hattest stets einen solchen im Keller, der des Menschen Herz und Gaumen erfreut. Laß doch deinen Ausbund schauen und kosten.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Illustrirte Zeitschrift für Jagd, Fischerei, Thierkunde und Naturgeschichte.
Redigirt von Dr. Ludwig Beckmann.
Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

Der Thier- und Vogelfang.

und rufe Ihn an um Seine Hilfe. Er spricht: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Oder was sonst noch für eine Noth sein mag. Wer kann sie alle merken und zählen? Der Eine klagt über diese, der Andre über jene Noth. Aber wie deine Noth auch heißen möge, und ob sie groß oder klein sei, hoffe nur auf deinen HErrn und Heiland, gehe nur zu Ihm und rufe Ihn an um Seine Hilfe. Er spricht: Ich bin bei dir in der Noth, ich will dich herausreißen. Ja, Er will immer helfen. Daran ist gar kein Zweifel. Menschen wollen uns oft nicht helfen, Jesus will immer helfen. Das verbürgen uns alle Verheißungen, die Er uns gegeben hat. Und in seinem Munde ist nie ein Betrug erfunden worden. Das verbürget uns auch dieses Evangelium. Und noch mehr. Er kennt den Hauptmann nicht, hat ihn vielleicht noch nie gesehen und hilft doch. Du aber, liebes Herz, du bist Ihm nicht unbekannt. Du bist getauft. Du gehörst zu den Seinen. Weißt du, was für ein Trost und für eine Bürgschaft darinnen liegt? Er hat es dir in deiner Taufe fest versprochen, dir zu helfen und Er hält Seinen Bund und Sein Versprechen in Zeit und Ewigkeit. — Es bleibt darum dabei: Jesus will helfen. Aber was könnte es uns nützen, wenn Er helfen wollte und doch nicht könnte? Menschen wollen uns oft helfen; aber sie können nicht. Jesus ist aber eben darum der rechte Helfer in aller Noth, denn

2) Er kann helfen. Siehe, was ist Er für ein starker und mächtiger Helfer! Er spricht zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast; Er geht nicht einmal hin zu dem Kranken, sondern spricht nur dies eine Wort; und der Knecht wird gesund zu derselben Stunde. Und sollte Er diese Macht blos damals gehabt haben, als Er in Knechtsgestalt, in Armuth und Niedrigkeit auf Erden wandelte? Sollte Er diese Macht jetzt nicht mehr haben, da Er in Herrlichkeit sitzet zur Rechten Gottes Seines himmlischen Vaters? Nimmermehr. Das Wort gilt in alle Ewigkeit: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum, liebes Herz, wenn du krank bist, hoffe auf Ihn! Jesus kann helfen. Hoffe auf Ihn, wenn deine Lieben krank sind. Er heilt hier dem Hauptmann den Knecht, dort dem kananäischen Weibe die Tochter, hier dem Königischen den Sohn, dort dem Petrus die Schwiegermutter. Er kann auch deinen Lieben helfen, wenn du treulich für sie bittest und Ihn anrufst. Jesus kann helfen. Hoffe auf Ihn in deiner Armuth und Noth. Er, der dem Petrus den einen Fischzug so reichlich gesegnet hat, während dieser sich die ganze Nacht umsonst abquälte; Er, der die viertausend und die fünftausend Mann in der Wüste speiset und sättiget: Er kann dir helfen in deiner Armuth und kann dich segnen über Bitten und Verstehen. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen, und ist dem Höchsten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich. Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöhn, bald stürzen kann. Jesus kann helfen. Hoffe auf Ihn in Sünden- und Seelennoth. Jesus nimmt die Sünder an. Er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen alles, was verloren ist. Er macht uns rein von aller unserer Sünde. Und wie freundlich ist Er gegen die armen Sünder! Er kann dir alle deine Sünden vergeben. Wie Er selbst sagt: „des Menschen Sohn hat Macht, auf Erden die Sünden zu vergeben." Er hat sie der Maria Magdalena, dem Zachäus, dem armen Petrus und dem Schächer am Kreuze vergeben: Er kann dir auch alle deine Sünden vergeben. Jesus kann helfen. Hoffe auf Ihn in aller deiner Noth. Es ist keine Noth so groß und schwer, wo Jesus nicht helfen könnte. Und wenn das Schifflein schon zu sinken anfängt und die Wellen der Trübsal hoch über uns gehen: Jesus kann helfen. Und käme selbst der Tod: Jesus kann auch im Tode und vom Tode helfen und erretten. Darum hoffe auf Ihn, liebes Herz! Aber hoffe auch auf die rechte Weise, damit Er dir aufhelfen kann. Warum ist noch so viel Noth auf Erden, da doch Jesus helfen will und helfen kann? Weil wir das Eine so oft nicht thun, das Eine so oft nicht haben, was Er von uns fordert. Von diesem Einen geht Er nicht ab und ohne dies Eine kann und will Er nicht helfen.

3) Er stellt eine Bedingung, wenn Er helfen soll. In unserm Evangelio kommt zum ersten Male das Wort „Glaube" im ganzen Neuen Testamente vor. Aber wie oft kommt es hernach vor! Der HErr sieht bei allen Seinen Wunderwerken auf den Glauben. Er spricht fast immer: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubt hast! oder: Stehe auf, gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen. Der Glaube muß aber dreifacher Art sein, wenn er dem HErrn gefallen soll. Der Glaube muß beten können. Ein Glaube, der nicht beten kann, ist wie ein Mensch, der nicht reden kann. Es fehlt ihm das Allernothwendigste. Der Hauptmann in unserm Evangelium kann beten. Es heißt ausdrücklich von ihm: Er bat ihn. Du mußt beten können, wenn Jesus dir helfen soll. Sonst fehlt deinem Glauben das Allernothwendigste, und es geht an dir das Wort der Schrift in Erfüllung: „Ihr bittet nichts, darum kriegt ihr nichts." Wie sieht es damit unter uns aus? Viele beten nicht einmal des Morgens und des Abends, wenn sie aufstehen oder sich niederlegen. Viele beten nicht einmal bei Tische, wenn sie die Gaben Gottes empfangen oder empfangen haben. Wie viel weniger, daß sie beten sollten in allem Anliegen, mit Bitten und Flehen im Geist! Wo sind die Männer unter uns, die wie Jacob mit ihrem Gott ringen und sprechen: HErr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn? Wo sind die Frauen, die wie das kananäische Weib mit ihren Gebeten vor Seinem Angesichte liegen und nicht loslassen noch nachlassen, bis

daß Er spricht: O Weib, dein Glaube ist groß, dir geschehe, wie du willst? Ach, die rechte Gebetslust und der rechte Gebetstrieb sind leider unter uns selten geworden. Höret das Wort des Apostels: Betet ohne Unterlaß!" Und besonders, wenn du irgend eine Noth auf deinem Herzen hast, so sollst du sie auf betendem Herzen mit dir herumtragen und sie deinem Gott und Heiland vortragen; sonst kann und will Er dir nicht helfen. „Ja, er will gebeten sein, wenn Er was soll geben." Der Herr wolle selbst unsere Herzen und Lippen mit Seinem heiligen Geiste anrühren, daß wir beten lernen immerdar, wie es Ihm wohl gefällt. Dann wird Er uns auch helfen in aller unserer Noth. Der Glaube muß aber auch demüthig sein, wenn er dem HErrn gefallen soll. Wie ist der Hauptmann so demüthig! Er bekennt: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du unter mein Dach gehest." Unserm Glauben fehlt oft die rechte Demuth. Wir kommen uns noch immer viel zu gut, viel zu klug und viel zu fromm vor. Du mußt klein, ganz klein werden in deinen eigenen Augen. Je tiefer du dich bückest, desto höher wird dich Jesus erheben. Wer sich selbst erhöhet, der soll erniedrigt werden; wer sich aber selbst erniediget, der soll erhöhet werden. Der HErr schenke uns aufrichtige und herzliche Demuth, damit Er uns zur rechten Zeit helfen und erhöhen könne. Unser Glaube muß aber endlich auch zuversichtlich sein, wenn er dem HErrn gefallen soll. Wie zuversichtlich ist der Hauptmann von Capernaum! Er sagt: „Sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund, denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte; noch, wenn ich sage zu einem: Gehe hin, so gehet er, und zum andern: Komme her, so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das, so thut er's." Er will damit sagen: „Ich bin nur ein armer Mensch und habe Vorgesetzte, denen ich gehorsam und unterthan sein muß. Und dennoch gehorchen mir meine Kriegsknechte auf das Wort. Wie ganz anders ist es mit Dir! Du bist der Sohn Gottes und niemand unterthan. Dir gehorchen alle Kräfte und Geister, auch alle Krankheiten auf Dein Wort. Darum sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund." Was ist das für ein Glaube bei diesem heidnischen Manne! Jesus selbst, wie unser Evangelium uns erzählt, verwunderte sich darüber und sprach zu denen, die Ihm nachfolgten: „Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden!" Und Er erhört ihn und thut, wie er gebeten hat. Unserm Glauben, meine Geliebten, fehlt noch oft die rechte Zuversicht. Wir verlassen uns auf den HErrn, so weit wir Seine Wege und Seinen Willen sehen und verstehen. Aber selig sind, die nicht sehen und doch glauben. Wir sollen dem HErrn auch glauben und vertrauen, wenn wir nicht sehen, und auf Seine Macht und Herrlichkeit, Gnade und Barmherzigkeit hoffen.

Solcher Glaube war in Israel nicht vorhanden. Darum ruft der Herr verwundert aus: „Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden". Darum warnt und droht Er am Schlusse unsers Evangeliums: „Die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähneklappen." Solchen Glauben fand der HErr bei den Heiden. Siehe dir nur den Hauptmann zu Capernaum und das kananäische Weib darauf an und prüfe einmal ihren Glauben! Darum preiset der HErr die Heiden und giebt die gnädige Verheißung: „Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham, Isaak und Jacob im Himmelreich sitzen." Solchen Glauben findet der HErr noch heute gar oft bei den Heiden. Da ist ein Eskimo fröhlich und freudig bei großer Noth und Trübsal. Als man ihn um den Grund seiner Freude fragt, antwortet er: „Ich habe gebetet: Jesus! und gleich war ich getröstet." Da ist ein armer Neger immer fröhlich und freudig. Als man ihn um den Grund seiner Freude fragt, antwortet er: „Ich falle immer gradezu auf die Verheißung meines Gottes und dann bete ich grade hinauf." Das ist Zuversicht und Freudigkeit des Glaubens. Wer weiß, ob der HErr nicht vielleicht heute noch sprechen muß: Wahrlich', solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden! Gott schenke darum uns solche Zuversicht des Glaubens, daß wir in aller unserer Noth zu Jesu kommen, zu Ihm beten und auf Ihn vertrauen, mit Ihm kämpfen und leiden, dulden und überwinden, bis wir einst durch Sein Erbarmen dahin kommen, daß wir mit Abraham, Isaak und Jacob im Himmelreich sitzen. Amen.

Matthias Claudius,

der Wandsbecker Bote.

Ein Bild aus der deutschen Literaturgeschichte.

(Schluß.)

Fragen wir nach der Stellung, die Matthias Claudius in dieser Entwicklungszeit der deutschen Literatur einnahm, so hat er an allen genannten Richtungen Theil gehabt und sie in seinen Schriften vertreten. Seine ersten jugendlichen Versuche tragen noch den Stempel der veralteten französelnden Leichtfertigkeit und waren, was ihr Titel besagte „Tändeleien" ohne Werth und Gehalt, obwohl sich in ihnen schon seine Begabung für das muntre, humoristische Fach zeigt. Sie sind verschollen und vergessen. Bald ergriff den strebsamen Jüngling der Geist der neuen, Besseres begehrenden und erzeugenden Zeit; und zwar gestaltete sich in derselben seine Thätigkeit als eine durchaus eigenthümliche: er war der Einzige, der das Feld des volksthümlichen Humors anbaute; er wollte für das Volk, d. h. für den Bürger- und Bauernstand

schreiben und befleißigte sich einer Darstellungsweise, die diesen Ständen verständlich und vertraut war. Seine Volksthümlichkeit ist durchaus nichts Gemachtes, sondern sein eigenstes kerniges, gesundes deutsches Wesen prägt sich darin aus; er hat einen treffenden und sprudelnden Witz, dem aber die daraus hervorleuchtende Gutmüthigkeit und der Adel und Ernst der Gesinnung alles Bittere und Verletzende nimmt, ohne seiner Schärfe zu schaden. Sowohl die einseitige Schwerfälligkeit der Gelehrten, als die Leichtfertigkeit und Verderbniß der höheren Stände werden von ihm dem wohlverdienten Spott und Gelächter preisgegeben, und der gesunde Volkswitz des deutschen Ehrenmannes feiert über sie ergötzliche Triumphe. Anfangs hielt er noch gute Genossenschaft mit Göthe, Voß, Gleim, Herder, Klopstock und wie die großen Namen alle heißen mögen, dieselben waren ihm meist persönlich, alle aber literarisch verbunden und befreundet, und er galt als Einer der Ihren; namentlich mit Lessing hielt er in Hamburg zusammen und half ihn selbst in seinem Streite gegen den wackeren lutherischen Hauptpastor Götze, von dem später noch die Rede sein wird. Doch verleugnete Claudius dabei nie sein tiefreligiöses Gemüth, das auch bald sich nicht mehr mit den oberflächlichen Scharmützeln wider französische Geschmacklosigkeit und Leichtfertigkeit begnügte, sondern sich als ein ächt deutsches dadurch auswies, daß es immer wärmer sich dem Evangelio zuwandte, und für seine tieferen Bedürfnisse dort Befriedigung suchte. Eine schwere Krankheit, die Claudius an den Rand des Grabes brachte, vollendete seine Erweckung, immer enger schloß er sich an die christlichen Kreise an, und gab nach und nach die Freundschaft derer auf, deren Pfade von den seinigen ab sich der heidnischen Weltweisheit zukehrten, wie z. B. Göthe, Voß u. A. Selbst mit dem Theologen Herder blieb das Verhältniß bei weitem nicht so warm, als es im Anfang gewesen, obgleich er ihm viel verdankte und ihm zeitlebens ein dankbares Herz bewahrte. Die Spitze seines schlagenden Witzes kehrte er mehr und mehr gegen den frechen Unglauben der Aufklärerei wie gegen den feineren des philosophischen Vernunftdünkels.*) Er vertiefte sich in Gottes Wort, und mehr und mehr tritt in den letzten Bänden seiner Werke der leichte, humoristische Ton zurück, und an dessen Stelle eine geheiligte, tief ernste Sprache. Er ist unter allen namhaften Dichtern der Erneuerungszeit der Einzige, in welchen sich das evangelische Glaubensleben reich und rein gestaltete, und zwar in der Form des lutherischen Bekenntnisses. Schon aus diesem Grunde steht er uns unter allen Berühmtheiten dieser Zeit am nächsten, und wird mit seinen Liedern und Schriften unter denen, die Gottes Wort lieb haben, zu aller Zeit fortleben; denn das ist ein Gebiet, das am wenigsten dem Wechsel der Mode und des Geschmackes unterworfen ist, und auf dem man die alten bewährten Zeugen der Wahrheit nicht nur nicht vergißt, sondern gern wieder ins Gedächtniß der Nachwelt ruft. Daß er bei aller Glaubensfreudigkeit und Tiefe doch kein einziges eigentliches Kirchenlied geschaffen, lag in der Zeit. Das kirchliche Leben war damals fast ganz erloschen, und was von Glauben vorhanden war, beschränkte sich auf den Verkehr kleinerer oder größerer dem Bekentniß nach gemischter Kreise. Auch von Klopstock, seinem Meister, hat man nur einige wenige Lieder in Gesangbücher aufzunehmen gewagt, und selbst diese stehen in einem guten Gesangbuche als Fremdlinge da. Hat doch selbst die neuere Zeit, in der das kirchliche Bekenntnißleben ungleich reicher sich gestaltet hat, nichts Bedeutendes nach dieser Seite hin geleistet. Und Claudius' Sterbetag fällt auf die Schwelle dieses neuerwachendrn kirchlichen Lebens. Er gehört aber mit Recht zu den Prophetenstimmen, welche dem Anbruche dieser Zeit weckend und belebend vorangingen, und deshalb sei sein Gedächtniß unter uns und bleibe in Segen.

Es ist nun noch übrig dem lieben Leser das Nöthigste von Claudius Lebensumständen kürzlich mitzutheilen. Er stammt aus den Gegenden, die neuerdings unsere Theilnahme so vielfach in Anspruch genommen haben; aus dem höchsten Norden Schleswigs, dicht an der jütischen Grenze. Seine Familie hat seit der Reformation eine ununterbrochene Reihe von Pastoren ihrem Vaterlande gegeben, und führte eigentlich den Namen Claussen, den sie, ungewiß wenn, nach der Sitte der Zeit in die lateinische Form Claudius umwandelten. Unseres Dichters Vater, Matthias, geb. 1703, war anfangs Diaconus in Norburg, auf der kürzlich mit Blut gedüngten Insel Alsen, später Pastor zu Reinfeld, einem Marktflecken bei Lübeck im südlichen Holstein. Er heirathete in zweiter Ehe Maria Lork aus Flensburg, eine Rathsherrntochter, und von dieser ward den 15. August 1740 als zweiter Sohn unser Dichter geboren und nach seinem Vater Matthias genannt. Dieser scheint eine etwas einförmige, aber frische und fröhliche Jugend gehabt zu haben; er gedenkt ihrer selten, und erzählt nur einmal, daß er beinahe als Knabe beim Schiffen auf dem nahen See ertrunken wäre; sein Bruder rettete ihn. In seines Vaters Hause scheint ein ehrenfestes, nüchternes lutherisches Leben geherrscht zu haben; ob die in seiner Nähe angesiedelten Mennoniten auf die religiöse Entwickelung des Knaben Einfluß gehabt haben, läßt sich nicht entscheiden. Aus dem Hause und dessen Umgebung aber stammt jedenfalls der ächt niederdeutsche, zufriedene, ernste und doch heitere Sinn, der den Dichter in seinen

*) So schreibt er z. B.: „Ob es vielleicht mehr als eine Vernunft giebt? Ich kann mich in die heurige nicht finden. Sie nennen Dinge vernünftig, die ich unvernünftig, und Dinge unvernünftig, die ich vernünftig finde. Da bin ich nun zwischen Thür und Angel, und weiß nicht, ob ich eine unvernünftige Vernunft oder eine vernünftige Unvernunft vorziehen soll."

Werken und in seinem Leben auszeichnet, und der ihn selbst in den drückendsten Lagen des Lebens nicht verließ. Die Liebe zu seinem Vater und die Hochachtung, die er für ihn hatte, spricht sich schön in dem Gedicht aus, das er auf dessen Tod machte, und das zugleich eine der lieblichsten Schöpfungen des Dichters ist, daher wir es den Lesern mittheilen wollen:

Friede sei um diesen Grabstein her!
Sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
Wie ein milder Stern aus bessern Welten!
Und ich kanns ihm nicht vergelten,
Was er mir gethan.

Er entschlief: sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süßer Trost, von Gott gegeben,
Und ein Ahnden von dem ewgen Leben
Duft' um sein Gebein.

Bis ihn Jesus Christus, groß und hehr,
Freundlich wird erwecken! Ach, sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!

Auch seine Mutter war eine Frau von gläubigem, kindlichem Geiste und von großer Klugheit.. Um 1755 bezog Claudius die lateinische Schule in der Hauptstadt des Ländchens, Plön, wo eine streng christliche, aber etwas altväterisch steife Zucht herrschte, wider die sich der muntere Geist des Knaben oft sträubte. Er machte besonders gute Fortschritte in den Sprachen und der Mathematik, und bezog mit tüchtigen Kenntnissen die Universität Jena, 1759, um Theologie zu studiren. Ein Brustleiden, das ihm das Predigen nicht erlaubte, zwang ihn, statt dieser sich der Rechtswissenschaft zuzuwenden. Nun aber erwachte in ihm der dichterische Geist; er trieb fleißig Musik und neuere Sprachen, und trat in die Deutsche Gesellschaft, deren Mitglieder sich in schriftstellerischen Uebungen förderten. Hier schrieb er sein erstes, nicht viel bedeutendes Werkchen, „Tändeleien". Das Leben auf der Universität mit seiner heitern Lust scheint er in vollem Maße genossen zu haben; auch gerieth er wohl schon hier auf die Bahn, die er Zeitlebens nicht wieder verlassen konnte, mehr nach Lust und Neigung sich zu beschäftigen, als sich den Schranken einer strengen Pflichtthätigkeit zu fügen. Der Tod seines ältern Bruders Josias, der mit ihm Theologie studirte, stimmte ihn wohl ernster, aber ohne im Ganzen ihm eine andere Richtung zu geben; er hielt ihm die Grabrede, die ziemlich mager und trocken ist, und den künftigen Aufschwung seines Geistes nicht ahnen läßt. Nach der Universitätszeit lebte er eine Zeitlang im Elternhause. Während dieser Zeit schloß er sich mit Inbrunst der freien nationalen Bewegung der Literatur an, deren Hauptvertreter damals im nahen Hamburg der Dichter Klopstock war. Als er im Jahre 1764 eine Secretärstelle bei einem Grafen Holstein in Kopenhagen erhielt, kam er mit Klopstock selbst in persönlichen Verkehr, um den sich soeben auch in der dänischen Hauptstadt, wohin er berufen worden war, ein strebsamer Kreis zu bilden begann. Aber schon 1765 kehrte Claudius zurück ins Elternhaus, weil ihm das aristokratisch hochfahrende Wesen des gräflichen Hauses nicht behagte. Er lebte nun drei Jahre lang im väterlichen Hause in großer Zurückgezogenheit und las in dieser Zeit fleißig die heilige Schrift. Um diese Zeit erging an ihn die Aufforderung, die für sein späteres Leben entscheidend wurde, und ihm seinen Beruf, als Schriftsteller aufs Volk zu wirken, anwies. Ein gewisser Etatsrath Leisching in Hamburg hatte den Plan gefaßt, daselbst ein sogenanntes Adreßcomptoir zu errichten, und die reichen Schätze der Gelehrsamkeit und Bildung, die Hamburg damals besaß, zur Gründung eines literarisch-kaufmännischen Blatts unter dem Titel Adreß-Comptoir-Nachrichten zu verwerthen, das namentlich auch dazu dienen sollte, den Gebildeten die neue freiere Richtung der Literatur nahe zu bringen. In Hamburg war damals ein reges geistiges Leben; aber fast alle bedeutenderen Geister huldigten der freieren und meist auch freigeisterischen Richtung und ließen sich vom Strome der Zeit in den Unglauben hineintreiben. Es war ein lustiges und geistreiches, vielfach aber auch leichtfertiges und wildes Leben, an welchem mit vollem Rechte der Senior der Geistlichkeit, der ehrwürdige und gelehrte Melchior Götze Anstoß nahm und es nach seiner Weise derb züchtigte. Dadurch zog sich Götze den Haß der Neuerer zu. Am liebsten hätten sie ihn aus der Stadt gejagt; da aber die schlichte Bürgerschaft zu treu an ihrem Seelsorger hing, so suchten sie ihm in Schriften durch Neckereien und Schmähungen das Leben zu verbittern. Götze aber war eine feste Natur, hielt den Sturm mannhaft aus, und wurde dabei trotz aller Kämpfe alt, während sein geistlicher Gegner, der Prediger Alberti, sich, wie man sagte, zu Tode ägerte.

In dieses Treiben ward Claudius hineingerissen, indem ihm die Herausgabe der Adreß-Comptoir-Nachrichten übertragen ward. Völlig scheint dasselbe seiner bessern Natur nicht zugesagt zu haben; denn schon um 1770 trat er von diesem Posten zurück. Da er nun, ohne Amt, in drückender Lage war, nahm er gern den Antrag an, ein neues Zeitblatt ähnlicher Art zu gründen. Man benutzte dazu ein bereits vorhandenes kleines Localblatt, den Wandsbecker Mercur, der nun unter dem Titel: „Wandsbecker Bote" unter Claudius Leitung forterschien. Der Bote brachte eine Uebersicht der politischen Neuigkeiten, und am Ende unter dem Namen: gelehrte Artikel,

Claudius' Grab in Wandsbeck.

kleine Unterhaltungsstücke. Alle großen Geister der Nation, Göthe, Herder, Voß, die Stollberge u. s. w. waren zu Beiträgen aufgefordert und versprachen zu helfen; Claudius selbst aber nannte sich nicht, sondern hieß als Redacteur: Asmus. omnia sua secum portans, d. h. der alles, was er hat, bei sich tragende Asmus; wird aber auch vom Namen des Blattes häufig selbst Wandsbecker Bote genannt. Nun ließ er sich auch in dem kleinen Marktflecken Wandsbeck häuslich nieder, wo er seinen Hamburger Freunden nahe blieb. Im folgenden Jahre gründete er auch einen Hausstand, indem er Rebekka Brehn, die Tochter eines dasigen Zimmermeisters, ehelichte, eine edle, einfache, fromme Seele, deren tiefinnerliche Frömmigkeit gewiß viel dazu beitrug, ihn dem Welttreiben mehr und mehr zu entziehen und auf das Eine, was noth ist, hinzuweisen. Den 15. März 1772 war die Hochzeit. Nun erblühte ihm ein stilles Paradies in seinem häuslichen Leben, in das er sich immer fester einlebte und einspann, und das wohl kein Dichter so anmuthig und lieblich geschildert hat, als er. Der Nahrungssorgen wurde er freilich nicht quitt, aber er lernte arm sein mit Freuden, und sein Humor verließ ihn nie, weil ihn sein Gottvertrauen nicht verließ. 1774 begann er seine Werke im Selbstverlag herauszugeben, aber ohne daß ihn der Gewinn in eine sorgenfreie Lage versetzte; die nöthigen Ausgaben mehrten eher die Verlegenheit. Außer den zum Boten und zu den Werken unumgänglichen Arbeiten lebte er ziemlich unabhängig und nach Neigung, der Natur, seinen Kindern, dem gemüthlichen Verkehr mit Freunden, deren einige oft längere Zeit bei ihm einkehrten. In diese Zeit fällt sein brieflicher Verkehr mit ernsteren, christlichen Freunden, namentlich mit Hamann in Königsberg und Lavater in Zürich. 1775 mußte er den Wandsbecker Boten fallen lassen, weil die Theilnahme daran die Kosten nicht deckte. So war er wieder brodlos. Alle Bemühungen um neue Thätigkeit blieben umsonst. Da verschaffte ihm Herder eine Stelle als Oberlandcommissarius in Darmstadt mit 800 Gulden Gehalt. Dorthin siedelte er 1776 über. Er übernahm in dieser Stellung besonders die Herausgabe der hessendarmstädtischen privilegirten Landzeitung Aber Arbeiten war überhaupt nicht seine Stärke, und zudem war die Art seiner Arbeiten nicht darnach angethan ihn zu befriedigen, es kamen verschiedene Mißhelligkeiten hinzu, endlich 1777 im März eine tödtliche Krankheit, und so zog er schon 1777 im April wieder nach Wandsbeck zurück und zehrte von der Schnur. Innerlich hat ihn diese Zeit, besonders seine Krankheit, sehr gefördert; er sagte sich von seinen früheren freigeisterischen Freunden zwar glimpflich, aber immer entschiedener los. Seinen Unterhalt erwarb er sich kärglich durch Schriftstellerei, auch hatte er einige Zöglinge im Hause, namentlich die Söhne des edlen Philosophen und Dichters Jacobi, der reich war, und gewiß ihn in zarter Weise zu unterstützen nicht unterließ. Seine Familie mehrte sich ziemlich schnell und stark; das erste Kind 1772 war ein Knabe, der bald nach der Geburt starb, dann folgten bis 1794 noch elf Kinder. Dieses Wachsthum bewog ihn 1781 ein eignes Haus zu kaufen, wobei eine kleine Wirthschaft war, in dem er von nun an blieb, bis ihn die Kriegsstürme am Ende seines Lebens daraus vertrieben. Seine Noth hatte ein Ende als er 1788 auf seine Bitte vom

Kronprinzen-Mitregenten Friedrich von Dänemark das Amt eines Revisors der schleswig-holsteinischen Bank in Altona empfing, das den doppelten Vortheil hatte, ihn nur etwa 2 bis 3 Wochen im Jahre zu beschäftigen und 800 Rthlr. (gegen 1000 Thlr. unseres Geldes) einzutragen. Seine schriftstellerische Thätigkeit trägt jetzt ein viel ernsteres und heiligeres Gewand, und die Verbindung mit den gläubigen Geistern ward viel fester geknüpft, während die früheren Genossen diese neue Gestalt des Boten belächeln und bespötteln. Die Schriften Taulers, Pascals, Jacob Böhmes ziehen ihn an, und mehrere derselben hat er herausgegeben und übersetzt. 1780 verlor er seine Mutter, 1788 seinen Sohn Matthias, 1788 seinen Herzensfreund Hamann. In lebendigeren Verkehr trat er mit entschiedenen Christen, z. B. den Theologen Kleuker und Lavater, und mit den nicht wenigen Adligen Holsteins, die am Evangelio hingen, besonders den Häusern Stolberg und Bernsdorff, auch mit dem katholischen Kreise in Münster um die Fürstin Gallitzin. So gekräftigt fand ihn die französische Revolution, die von vielen seiner früheren Freunde, namentlich den Hamburgern, in toller Verblendung mit Jubel begrüßt ward (eine Zeitlang bekanntlich selbst von Klopstock); während Claudius in ihr sogleich das Dämonische erkannte und mannhaft entgegentrat. Dies verwickelte ihn in Kämpfe aller Art, und zog ihm viel Haß und Hohn zu; auch Göthe und Schiller verspotteten ihn. Er blieb aber tapfere Antwort nicht schuldig. Dabei führte er sein stilles Familienleben fort, das seit 1790 nur durch öftere Brunnencuren in Pyrmont unterbrochen ward, da er wie seine Frau körperlich leidend war. 1797 feierte er seine silberne Hochzeit, nachdem er 1796 seine liebliche Tochter Christiane, 20 Jahr alt, begraben hatte. Namentlich die Musik wurde in seinem Hause stark getrieben, und erhöhte die Feier seiner häuslichen Feste. Das Haus fing sich nun allgemach zu leeren an, seine Söhne bezogen die Schule und Universität, seine Tochter Caroline heirathete 1797 den wackern Hamburger Buchhändler Perthes, Anna 1798 den Sohn seines Freundes Jacobi. Seine Freunde starben ihm mit Anfang des neuen Jahrhunderts nach und nach ab, und obwohl er noch mit einzelnen jüngeren christlichen Männern in innigem Verkehr stand, war doch die letzte Zeit des Boten ein Stillleben. Aus diesem wurde er aufgeschreckt durch die französische Eroberung 1810, die seinen Schwiegersohn, den edlen Patrioten Perthes, aus dem Lande trieb, und ihn selbst zwang, Wandsbeck zu verlassen, und in großer Armuth an verschiedenen Orten eine Zuflucht zu suchen. Erst im Mai 1814 konnte er nach Wandsbeck zurückkehren, das er jedoch schon im December dieses Jahres wieder verließ, um in Hamburg im Hause Perthes seiner körperlichen Leiden wegen ärztliche Hülfe zu suchen. Aber am 21. Januar 1815 erlag er diesen; sein Ende war gottergeben und sanft. Seine Rebecca überlebte ihn bis 1832. Beide liegen in Wandsbeck neben einander begraben. (Siehe das heutige Bild.) An seinem hundertjährigen Geburtstag, den 25. August 1840, ist ihm in dem Wandsbecker Gehölz, seinem Lieblingsaufenthalt und täglichem Spaziergang, ein einfaches Denkmal errichtet worden. Von seinen Kindern sind unseres Wissens noch einige am Leben.

Viele seiner Lieder sind Volkslieder geworden und leben in Aller Munde; die bekanntesten davon sind: Der Mond ist aufgegangen (Liedersegen Nr. 509); — War einst ein Riese Goliath; — Wenn einer eine Reise thut; — Der Winter ist ein harter Mann; — Das große Tagsgestirne; — Das Kartoffellied; — Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben; — Es war noch frühe Dämmerung. Wir wollen, um dem lieben Leser eine Probe seiner gemüthreichen, frommen Schreibart zu geben, zwei seiner besten Stücke in einer späteren Nummer folgen lassen. Jedenfalls verdient es der treffliche Mann, daß er aus dem Gedächtnisse des Volkes nie schwindet und daß Christenherzen sich immer mit Liebe zu seinen Schriften wenden, die im Ganzen zur Zeit unbekannter sind, als es recht ist.

Der Wunderwein.

(Erzählung.)

Eleasar führte nun den Sadducäer in seine Rebenlaube, die an der Wand des Hauses angelegt war, wo im erfrischenden Schatten ein Imbiß aufgetragen war. Auch Malluch, der Diener, durfte sich mit seinem Herrn an den Tisch setzen, um sich zu erquicken. Mit geheimnißvoller Miene nahm Eleasar ein Krüglein, das er im Schatten unter der steinernen Bank geborgen hatte, und schenkte daraus in einen silbernen Becher ein goldhelles Getränke, das er seinem Gaste mit dem üblichen Segenswunsche kredenzte: Nun, versucht's, ob ich recht sagte!

Der Sadducäer hob schmunzelnd das Glas empor, und untersuchte zunächst mit sachverständiger Miene die Farbe und den Duft des Weins, dann that er einen kleinen Zug, nahm ihn prüfend auf die Zunge und ließ ihn langsam nach dem Gaumen zu gleiten, indem er die Augen halb schloß, als ob er ungestört von der Außenwelt sich ganz in den Gegenstand seiner Untersuchung versenken wollte.

Aber das Resultat mußte auch ein so sorgfältiger Prüfung würdiges sein, denn kaum hatte er den Wein auf der Zunge, so verklärten sich seine Züge zu einem zufriedenen Lächeln. Nun, Herr, fragte Eleasar, was sagt ihr dazu, habt ihr je in eurem Leben ein köstlicheres Gewächs gekostet?

In der That, entgegnete der Sadducäer, einen größeren Schluck nehmend und das vorige Thun mit gleichem Erfolge wiederholend, in der That, so reich mein Keller versehen ist, einen solchen Trunk hat er nicht aufzuweisen. Wie bist du zu dem Weine gekommen, Eleasar, und willst du mir nicht deine treffliche Quelle nennen?

Erst sagt mir, Herr, entgegnete Eleasar, was ihr von dem Weine haltet, woher er kommt, in welchem Jahre er gewachsen ist? Ihr seid ein Kenner, und wißt zu sagen, ob ein Trunk in den Weingärten von Thimnath, oder Engeddi oder Sibma, oder Sichem oder Hebron, oder auf der Ebene Jesreel, oder im Traubenthal, oder auf den Höhen des Libanon oder Karmel gewachsen ist, und wie lange er im Keller gelegen hat. Uebt eure Kunst, und was gilts, an dem wird sie zu Schanden!

In der That, entgegnete Daniel, ich bin in einiger Verlegenheit; das köstlichste was der Libanon und Engeddi liefern, reicht nicht an diesen Duft, und doch müßte er der Farbe und dem Geschmacke nach zu Engeddi gewachsen sein; den Jahrgang wüßte ich nicht anzugeben! Das aber sage ich, seit Noah, gesegneten Andenkens, den ersten Weinstock pflanzte, haben die Berge des gelobten Landes solch Getränk nur einmal erzeugt.

Nun, so werdet ihr doch wenigstens sagen können, fuhr Eleasar geheimnißvoll fort, wie dieser Wein zubereitet worden ist.

Wunderliche Frage das! entgegnete Daniel; das wird nicht schwer zu sagen sein, denn aller Wein wird ja abgeschnitten und gekeltert und dann in den Krügen gähren gelassen, und so wird's wohl mit diesem auch geschehen sein; denn eine andere Verfahrungsweise ist mir nicht bekannt, und doch meine ich die Gebräuche aller Völker des ganzen Erdbodens, was dieses Geschäft anbelangt, zu kennen. Du hast ja selbst Weinberge in Pacht von mir, auf denen ist dieser Wein freilich nicht gewachsen, es wäre denn, daß du eine neue Sorte Weinstöcke aufgefunden hättest, oder ein neues Verfahren entdeckt, aus geringen Trauben solch einen Saft zu pressen. Künstlich zubereitet mit Gewürzen ist der Wein nicht, er ist das reine Rebenblut, nur, dünkt mich, muß er lange auf seinen Trestern ausgegohren haben, daß er solche Stärke erlangt hat!

Herr, entgegnete Eleasar, fröhlich lächelnd, ihr seid ein großer Kenner, ja ich wage zu sagen, in Palästina der größte, und dennoch irrt ihr in allen Stücken. Ihr möchtet Recht haben, wenn ihr von gewöhnlichem Wein sprecht, aber trotz eures Zweifels ist derselbe hier dicht neben diesem Hause entstanden, er ist weder geschnitten noch gekeltert worden, er hat nicht eine Woche auf den Trestern ausgegohren, er ist aus keinem Keller geholt worden; nein, Herr, das ist ein Wunderwein!

Ein Wunderwein! lachte der Sadducäer, nun fürwahr, die Sache wird immer spannender, was für ein Mährlein willst du mir denn auftischen! Du weißt, daß ich kein sonderliches Vertrauen zu Wundern habe, kein vernünftiger Mensch läßt sich jetzt damit betrügen. Wer ist denn dein neuer Moses, der mit seinem Zauberstabe solche Wunder thut, und zwar größere denn der erste, der nur Wasser aus dem Felsen schlagen konnte, dieser aber läßt gar Wein fließen!

Ach, Herr, daß ihr eurem Unglauben entsagen könntet, dieser Wein würde euer Herz noch tausendmal mehr durch seine geistliche Bedeutung, als durch seinen gewürzigen Wohlgeschmack erquicken! Ja, Herr, es ist wahrhaftig wahr, der Messias ist erschienen, den ihr uns immer ausreden wollt, hier in Cana hat er sein erstes Wunder gethan, die ganze Gegend ist davon voll, solltet ihr es noch nicht vernommen haben?

Ich habe noch nichts gehört, guter Freund, und fürchte, ihr seid mit eurer schwärmerischen Hoffnung und eurer Leichtgläubigkeit wieder einmal das Opfer eines schlauen Gauklers geworden. Wiewohl ich mich noch am ersten zu einem solchen Messias bekehren könnte, der in seiner ersten Wunderthat als Schöpfer eines so trefflichen Weines auftritt; was wäre von einem solchen in der Folgezeit nicht zu erwarten! Aber erzähle nur deine Geschichte, während ich den Wein trinke, er wird mir ganz gut schmecken, wenn ich auch über das Mährchen seiner Entstehung werde lachen müssen!

Nein, Herr, zum Lachen ist's nicht, aber zum Jauchzen und Danken, denn wir wissen es nun, der Messias ist erschienen; wenn ihr in sein liebreiches und doch so erhabenes Antlitz geschaut hättet, und hättet seine holdselige Rede vernommen, und hättet solche Wunderthat erlebt wie wir, ihr würdet nicht daran zweifeln!

Nun, wer ist denn euer Messias diesesmal, nachdem schon eine ganze Reihe solcher Gaukler das Volk verwirrt?

Es ist Jeschua ben Joseph*) aus Nazareth, der junge Rabbi, und der ist kein Betrüger!

*) D. i. Jesus, Josephs Sohn.

Ach, tauchen die alten Geschichten wieder auf? Das ist ja wohl derselbe, von dem vor 30 Jahren einmal eine große Rede war, der in Bethlehem geboren sein sollte, den Herodes suchen ließ, und der dann lange Zeit verschollen war? Der kommt wieder zum Vorschein? Was hat er denn für große Wunder gethan? Erzähle doch endlich dein Mährchen!

Ihr wißt, Herr, sprach nun leuchtenden Angesichts Eleasar, daß mein Nachbar hier vor wenig Tagen seine Tochter verheirathet hat. Wir waren natürlich alle geladen, und es hatten sich noch von allen Seiten theilnehmende Freunde und Verwandte eingefunden. Nun ist mein Nachbar kein reicher Mann, und der Zulauf war über Erwarten groß, so daß es schon nach kurzer Zeit an Wein zu gebrechen anfing. Rabbi Jeschua war auch da, und mit ihm mehrere seiner Jünger und seine Mutter, und wir lauschten mit Begierde den herrlichen Worten und Gleichnissen, die seinem Munde entströmten, so daß wir des Mangels gar nicht gewahr wurden. Als wir es aber bemerkten, in welcher Verlegenheit unsere Wirthe waren, da kam auf einmal der Speisemeister mit frisch gefüllten Krügen, und setzte dieses köstliche Getränk auf den Tisch, und schalt den Bräutigam, daß er ganz der Gewohnheit zuwider, das Beste bis zuletzt aufgespart. Keiner wußte sich's zu erklären, bis die Diener auf Befragen erklärten, der Rabbi habe die großen steinernen Krüge auf dem Flur, in denen das Wasser zum Fußwaschen und zu den Wirthschaftsbedürfnissen gesammelt wird, zu füllen befohlen, und als der Speisemeister auf sein Gebot das Wasser gekostet, da war es dieser edle Wein. Und nicht nur dem nächsten Bedürfnisse war abgeholfen, das junge Ehepaar hat noch einen reichen Vorrath davon behalten und reichlich den Freunden und Gästen ausgetheilt. Sehet, davon ist das Krüglein, das ihr getrunken. Und nun saget selbst, o Herr, ist es nicht gewiß, daß der Messias erschienen ist? Kann ein anderer solche Wunder thun und so holdselig vom Reiche Gottes reden? Gelobt sei der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, daß er unsre Augen solche Freude hat sehen lassen!

Guter Freund, entgegnete lächelnd der Sadducäer, da reitest du ja ganz lustig auf deinem Lieblingspferde, und Malluchs Gesicht strahlt auch von heller Verklärung. Was ich davon halte, das wißt ihr hinlänglich; er mag euch die Augen und Sinne durch ein artiges Kunststücklein geblendet haben. Begnügt er sich mit frommen Reden, so mag er laufen, läßt er sich's beikommen, das Volk aufzuwiegeln, so wird das hohe Synedrium schon dafür sorgen, daß er nicht zu lange und zu weit läuft. Ich will euch aber eure Freude nicht verderben; auf einen guten Trunk gehört ein gutes Schläfchen; so weise mir denn ein stilles, schattiges Plätzchen zum Ruhen an, und ihr beiden Frommen mögt euch so lange von eurer Hoffnung und Freude nach Belieben unterhalten. Wenn die Sonne am Untergange ist, will ich wieder aufbrechen, damit der Heimweg nicht so heiß werde, wie der Austritt. Das sage ich dir aber, und dabei bleibe ich: der Wein, den ich getrunken, ist so gewiß auf einem Weinstocke gewachsen, und gekeltert und ausgegohren worden, als der Glaube an ein Wunder kindische Thorheit ist!

Damit ging der Sadducäer in's Haus, um zu schlafen, die beiden Freunde aber feierten eine selige Stunde der Hoffnung, die über Israel aufging. —

Dies das Bild, lieber Leser, das ich dir vorführen wollte. Was dir damit veranschaulicht werden soll, davon das nächste Mal.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 5. Dresden, den 29. Januar 1865.

Am vierten Sonntage nach Epiphanias.

Matth. 8, 23–27.*)

Unterschiedliches ist bei Erläuterung unseres Textes zu merken, nämlich

I. die große Meeres-Gefahr. Jesus ist mit Seinen Jüngern kaum ins Schiff getreten, siehe, da erhebt sich ein groß Ungestüm. Also gehts: wo Christus hin kommt, da tobet der Teufel gleich. Wenn die Wahrheit gelehret und geprediget wird, da bleibet Ungewitter und Verfolgung nicht außen. Der HErr ist König, darum toben die Völker, Er sitzet auf Cherubim, darum reget sich die Welt, Ps. 99, 1. Ohne Zweifel wars ein häßlicher, wilder Strauß, den der Satan erreget und die Winde durch einander gejagt hat, daß die Wellen wie die Berge aufgestanden und das Schiff mit Wasser gefüllet, ja auch bedecket haben. Dabei fand sich (Marc. 4, 37; Luc. 8, 23.) auch eine Windsbraut, oder ein starker Windwirbel, der das Schiff hin und her gewehet und gedrehet hat, daß es bald in die Höhe, bald wieder hinunter in die Tiefe gefahren ist, als ob es zertrümmern oder versinken würde. Das machte nun die Apostel sehr verzagt, aber noch verzagter machte sie

II. des HErrn JEsu Wunder-Schlaf. Da die Noth am größten, schläft Er hinten in dem Schiffe auf einem Kissen stark und sanft, thut, als sehe und höre Er nicht. Wie ist das gemeint? Die guten Jünger können sich nicht darein finden, wir aber wissen, daß es nicht umsonst geschehen sei, denn: 1) wollte der Herr beweisen, daß Er ein wahrer Mensch sei, der vom vielen Predigen müde und des Schlafs begierig werde, weil Er den ganzen Tag über das Volk gelehrt hatte, ehe Er gegen Abend sich auf das Schiff gemacht. (Marc. 4, 35, 36.) Er wollte 2) bedeuten, daß Er vor keiner Gefahr in Seinem heiligen Herzen sich fürchten dürfe; Er liege und schlafe ganz mit Frieden (Ps. 4, 9). Wie auch 3) ein treuer Präceptor (Lehrer), wenn Er seine Discipul (Schüler) eine Zeitlang unterwiesen, zuletzt ein Examen anstellet und zu wissen begehret, was sie gelernt haben: also, nachdem Christus Seinen Jüngern nun bisher genug geprediget, führet Er sie auf das Meer, lässet die Wellen toben, und schlummert ein, damit Er sehe, was sie in Seiner Schule studiret und wie sie ihren Glauben wirklich beweisen würden. Es mußte also 4) auch durch diesen Schlaf ihr geistlicher Stolz gebrochen werden, denn sonsten hätten sie wohl nicht geglaubt, daß ein solcher Kleinglaube in ihnen stecken sollte, wie es dem lieben Petrus nach dieser Zeit ergangen. Als er noch im Schiffe war, bildete er sich einen großen Helden- und Wunder-

*) Aus: Joh. Jac. Otho's evangelischem Krankentrost, Nürnberg 1703.

Glauben ein, da er aber außer dem Schiffe ist, und ihm das Wasser an den Hals gehet, da sinket, da zagt und klagt er (Matth. 14, 28). Es sollte auch hierdurch 5) der Gebetseifer desto mehr in ihnen entzündet werden; denn in einer großen Noth stecket oft viel Andacht; Noth lehret beten, das findet sich hier; darum bedenke, liebes Herz,

III. der Jünger Klag- und Weck-Geschrei. Wie das Wetter angehet, fangen sie an zu schreien: Herr, hilf uns, wir verderben! Da Er nicht gleich erwacht, und der Sturm immer heftiger wird, stoßen sie Ihn und rufen: Meister, Meister, wir verderben! (Luc. 8, 24.) Da ist Ernst vorhanden. Da sie Ihn aber noch nicht erwecken können, werden sie ungeduldig und sprechen: Meister, fragst Du nichts darnach, daß wir verderben? (Marc. 4, 38.) Haben also 1) inständig und unausgesetzt mit großem Ernst und Eifer im Gebet angehalten, daneben aber auch 2) recht beweglich ihr Klaglied angestimmt; denn sie halten Christo Seine Kraft und Allmacht vor, wenn sie sagen: HErr; d. h. Du bist ja doch der Wundermann, der allemal und überall helfen kann. Sie berufen sich auf Sein Amt und sprechen: Herr hilf, d. h. Du bist ja kommen, daß Du seiest ein Nothhelfer (Jer. 14, 8). Ei, so thue denn dies Dein Amt; hilf, Helfer, hilf in Angst und Noth, erbarm Dich unser, o treuer Gott! Daneben malen sie Ihm auch ihren Zustand und äußerste Gefahr vor die Augen und schreien: Herr, hilf uns, uns, Deinen lieben und getreuen Dienern, Schülern und Söhnen; hilfst Du nicht, so ists um uns gethan, wir müssen sterben und verderben. Das wird Dir, wenn Du gleich für Deine Person ohne Schaden davon kommst, ein schlechtes Lob bringen. Wer wird auf solchen Fall hinfüro gern Dein Apostel sein wollen? Hiermit haben sie denn 3) selbst ihre große Schwachheit verrathen. Denn siehe doch, wie die Wasserwogen im Meer und die Zweifelwellen im Herzen dieser Schiffsleute zusammenschlagen. Jesus sitzt im Schifflein bei ihnen, und wollen doch ersaufen. Sie schreiben Christo Zeit und Ziel vor; alsobald, ohne Verzug soll Er Wunder thun! Ja, sie bezichtigen Ihn gar, daß Er unachtsam und unbarmherzig sei. Weil Er schläft, so meinen sie, sei Alles aus; da sie sich doch billig Seiner allezeit wachenden Gottheit hätten erfreuen sollen. Aber vor Angst gedenken sie nicht daran, sie wissen nicht, was sie thun.

IV. Des HErrn Jesu Gnadenhilfe. Anfangs zwar hält und stellet Er sich rauh und spricht: „O, ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Wie, daß ihr keinen oder einen so kleinen Glauben habt? Habt ihr nicht mehr gelernt als dieses? Wem hab' ich schon sein Heil verschlafen? Weil aber gleichwohl die Jünger Hilfe begehrt hatten, will Er sie keine Fehlbitte thun lassen, sondern stellet sich dar als der Herr auf den großen Wassern (Ps. 29, 3), der den Wind in Seine Hand fasset (Spr. 30, 4) und dem Meer Thür und Riegel setzet (Hiob 38, 10), bedrohet Wind und Meer mit Seinen allmächtigen Fingern und spricht: Schweig still und verstumme! Alsobald und in dem Augenblick legen sich die Winde, die Wellen setzen sich, das schöne Wetter lachet sie wieder an, und fahren die Apostel in der Stille sicher fort, bis sie an das erwünschte Ufer und wieder zu Lande kommen. So groß vorhin der Sturm gewesen, so groß ist jetzt die Stille.

Ich danke Dir, mein lieber HErr Christe, daß Du Dich in das Schiff meines Herzens und Standes willig begiebst, mit mir Gutes und Böses leidest, und ob Du Dich gleich stellest, als ob Du schlafest und Dir mein Elend und Noth nicht ließest zu Herzen gehen, so lässest Du Dich doch bald aufwecken und hilfst mir ungeachtet meines schwachen Glaubens aus aller meiner Gefahr. Ich bitte Dich, ach Du edelster und liebster Schatz, Du wollest ja als mein Immanuel für und für bei mir in meiner Noth sein, für einen Mann mit mir stehen, wie Du die Israeliten des Tags in einer Wolken-, des Nachts in einer feurigen Säule stets begleitet und beschützet hast. Du wollest auch die Sturmwinde aller meiner Feinde, der Welt, des leidigen Teufels, des bittern Todes und meiner Sünden, durch Dein heilbringendes Wort, welches ein Wort des Lebens ist, stillen, gnädige Geduld und Mitleiden mit meiner Schwachheit tragen und durch Deine Stärke in meiner Schwachheit mächtig sein und mich endlich von dem ungeheuern Meer der Sünden, darin ich ohne Deine Hilfe ewig verderben müßte, erlösen und an das gewünschte Ufer der ewigen Seligkeit bringen, daß ich Dich in Ewigkeit lobe, ehre und preise! Amen.

Ansgar, der Apostel des deutschen Nordens.

Es ist eine bekannte Anekdote, daß einst in Weimar ein Fremder einen Handlungsreisenden auf der Straße anredete und ihn bat, er möge ihm doch das Haus Göthe's zeigen. „Haus Göthe," entgegnete dieser, Haus Göthe? thut mir leid, kann nicht dienen, habe nie mit diesem Hause Geschäfte gemacht! Ein ähnliches Geschichtchen würde es sein wenn es sich als wahr erwiese, was jüngst erzählt wird, daß in der reichen und großen Handlungsstadt Hamburg, als die Feier eines Ansgar-Jubiläums angeregt ward, man sich erstaunt gefragt habe: Ansgar? Ansgar? wer mag das doch sein? Wir wollen zur Ehre der Hamburger die Erzählung für eine Fabel halten; es wäre doch eine zu große Schmach, wenn die nordische Handelsstadt über ihren Geschäften den Namen ihres größten geistlichen Wohlthäters so gänzlich vergessen hätte, und wir hoffen, es keinem Deutschen erst sagen zu müssen, daß

Ansgar der Apostel des deutschen Nordens ist, der Mann, dem der niedersächsische, friesische und scandinavische Volksstamm es verdankt, daß er in die Reihe der christlichen Nationen eingetreten ist. Ansgar ist der Genosse des Bonifacius, dessen 1000jähriges Jubiläum wir vor wenigen Jahren begangen haben, der Vollender des von diesem begonnenen Werkes. Sein 1000jähriger Todestag steht den 3. Februar bevor und wird gewiß an vielen Orten festlich begangen werden. Das giebt auch uns Gelegenheit, unsere lieben Leser an diesen Gottesmann zu erinnern, und ihnen eine kurze Skizze seines im Dienste des Evangeliums thatenreichen Lebens zu geben.

Durch Bonifacius Bemühungen war der Süden und die Mitte Deutschlands bereits für das Christenthum gewonnen; es bestand ein christliches deutsches Reich und dessen Kaiserthum war durch Karl des Großen Geist und Arm die bedeutendste Macht des Abendlandes geworden. Schon Karl der Große hatte seine Augen nach dem heidnischen Norden gerichtet, und zum Theil unter seinem Schutze waren eifrige Glaubensboten an die deutschen Nordseeküsten, nach Jütland und Dänemark vorgedrungen und hatten dort das Evangelium nicht ohne Erfolg verkündigt, und einzelne christliche Stiftungen gegründet. Die Namen der berühmtesten sind Willebrord und Willehad; sie hatten besonders unter den Friesen gearbeitet, Erzbischof Ebbo von Rheims hatte sich sogar bis nach Dänemark gewagt. Aber diese Bemühungen entbehrten des Zusammenhangs, es waren hier und da zerstreute Oasen in der großen heidnischen Wüste, und die Furcht lag nahe, daß sie der Wucht des Heidenthums wieder unterliegen möchten. Diesem wurde dadurch vorgebeugt, daß die nordischen Herrscherhäuser selbst durch politische Verhältnisse für das Christenthum gewonnen wurden. Thronstreitigkeiten unter den Gliedern der Herrscherfamilien waren die Veranlassung, daß unterlegene und vertriebene Prinzen ihr Erbrecht mit Hülfe des mächtigen deutschen Kaiserthums zu behaupten suchten, und am deutschen Kaiserhofe für das Christenthum gewonnen wurden; mit deutschen Hülfstruppen nahmen sie deutsche Missionare mit ins Land, und unter deren Schutze durften diese dauernde christliche Erfolge dort erringen, für deren Befestigung die deutschen Kaiser getreulich sorgten.

Ums Jahr 800 beherrschte ein König Götrik die Halbinsel Jütland; er hatte sich der friesischen Küstenländer nach und nach bemächtigt, und bedrohte schon die fränkischen Grenzen, als er ermordet wurde. Ein gewisser Harald King bemächtigte sich des Throns in den südlichen Gegenden, im heutigen Schleswig, und machte sich von Götriks Söhnen wieder unabhängig, wurde aber von diesen hart bedrängt und flüchtete sich 814 an den deutschen Kaiserhof, um Hülfe zu suchen. Eben war der gewaltige Karl der Große gestorben, und hatte ein mächtiges Reich seinem Sohne Ludwig hinterlassen, dem sein Eifer für die Kirche in der Geschichte den Beinamen des Frommen eingetragen hat.*) Harald wurde hier mit dem Christenthume bekannt, und auch bereits als Katechumen aufgenommen, d. h. mit dem Kreuze bezeichnet als ein solcher, der dem Glauben geneigt und nach besserem Unterricht zur Taufe zuzulassen sei. Trotz der kaiserlichen Hülfstruppen behaupteten Götriks Söhne das Feld wider ihn, und er kam 826 zum zweiten Male als Flüchtling an den kaiserlichen Hof zu Ingelheim (zwischen Mainz und Bingen), mit seiner Gemahlin und seinem Sohne und vielem Gefolge. Diesesmal ließ er sich taufen in der Kirche St. Alban zu Mainz, der Kaiser selbst war sein Pathe, und schenkte ihm als Pathengabe den großen Landstrich Rustringen im jetzigen Oldenburg, sowie eine Herrschaft in

*) Ludwig der Fromme regirte von 814 bis 840, aber mit mehrfacher Unterbrechung seines Regiments. Denn er hatte es nicht nur mit einem Absolom, wie David, sondern mit ihrer dreien zu thun. Das Blatt der Geschichte, auf dem sein Leben steht, enthält im Ganzen nicht viel Erquickliches, wenn auch neben den betrübenden manch schöne einzelne Züge darauf verzeichnet stehen. Das unförmliche fränkische Reich, das Karl der Große ihm hinterlassen hatte, verlangte zu seiner Leitung einen thatkräftigen, durchgreifenden Charakter. Und der war Ludwig nicht. Dadurch, daß er ohne Noth das große Reich frühzeitig unter seine drei Söhne, Pipin, Ludwig und Lothar vertheilte und später auch einen Sohn aus zweiter Ehe zur Herrschaft zu bringen bemüht war, entstanden Eifersüchteleien, Zwistigkeiten und endlich geradezu Kämpfe zwischen seinen Söhnen und ihm. Es ist wahr, daß seine Söhne an ihm gehandelt haben, wie nur irgend ein Absolom; aber er selbst war auch ein Eli gegen seine Kinder, wie es nur einen geben kann, und dazu ein Regent, bei dem beständig das sogenannte „gute Herz" die Zügel führte. Er starb auf einem Kriegszuge, den er gegen seinen Sohn Ludwig (den Deutschen) unternehmen mußte, am 20 Juni 840 in einem Zelte, das man eilig auf einer Rheininsel bei Ingelheim hatte aufschlagen müssen. Noch auf dem Sterbebette sprach er sich versöhnlich gegen seinen entarteten Sohn aus. Ein Gebiet, auf dem er besser zu Hause war, als auf dem der politischen Reichsverwaltung, war das der christlichen Kirche, für deren Wachsthum und Gedeihen er vielfach thätig gewesen ist, obgleich ihn auch hier seine große Unselbstständigkeit bisweilen verleitete, sich der Geistlichkeit in einer Weise zu unterwerfen, die eines Kaisers unwürdig war. Daß er sich mehr als einmal zu einer demüthigenden Kirchenbuße verstand, können wir nicht hierher rechnen; wohl aber, daß er nach geschehener Kirchenbuße die Zügel des Reichs nicht kräftiger ergriff, als vorher.

Weil sein demüthiges Bußethun im Angesichte des ganzen Volkes in der deutschen Kaisergeschichte einzig dasteht, seien hier noch die Worte mitgetheilt, die er einmal 822 in einem Edict seinem Volke sagen zu müssen glaubte: „Weil Wir erkennen, daß Wir mehr gesündigt haben, als Andere, die Wir Andern zum Muster hätten dienen, für Alles Sorge tragen und durch Unser kaiserliches Ansehen die Thaten der Gottlosen im Zaum hätten halten sollen, so wollen Wir mit Gottes Hilfe durch eine angemessene Genugthuung wieder bei Ihm Gnade suchen und durch die heilsamste Besserung und ernstliches Bestreben, was durch Unsere Trägheit und Unwissenheit ist versäumt worden, mit Beirathen Unserer Getreuen, soviel Wir nur immer können, wieder gut zu machen und diesen Unsern Willen Allen bekannt zu machen suchen — Freilich (schon damals!) katholische Werkgerechtigkeit und Genugthuungslehre. —

Ludwig der Fromme.

Nordalbingien (d. i. im nördlichen Elb-Land) und die wichtige Handelsstadt Dorstede in der Nähe von Utrecht in Friesland; er vermittelte auch eine Ausgleichung mit den Söhnen Götriks, vermöge deren Harald die südlichen Provinzen, namentlich Schleswig zurück erhielt. Bei dieser Gelegenheit waren außer Harald, Abgesandte der Söhne Götriks in Ingelheim anwesend, und Kaiser Ludwig benutzte die Gelegenheit, eine christliche Mission in den nordischen Reichen anzubahnen.

Um diese ins Werk zu setzen, bediente er sich des Beiraths des Erzbischofs Ebbo von Rheims, der schon 822 eine Missionsreise nach Schleswig, oder, wie es damals hieß, Hadeby (Heidaba, oder Heithaby) mit einem Mönche, Namens Halitgar gemacht hatte, und von Harald gastfreundlich aufgenommen worden war. Damals dauerte der Aufenthalt nur etwa ein Jahr; kurz darauf aber kehrte Ebbo mit einer dänischen Gesandtschaft als kaiserlicher Gesandter zu Harald zurück, und brauchte diese seine gesicherte Stellung, um die dortige Mission fester zu gründen. Der Kaiser schenkte ihm an der Grenze in der Nähe der kaiserlichen Grenzburg Essesfleth ein großes Gut Wellanao, dessen Einkünfte Ebbo's Existenz sicherten, und auf dem er ein Kloster, Cella Wellana, anlegte, dessen Mönche eigens für den Missionsberuf im Norden sich ausbilden mußten. Diese neue christliche Stiftung gedieh auch sichtlich, und es sammelte sich in Schleswig eine kleine Gemeinde, welche durch Haralds Vertreibung 826 in ihren Gedeihen freilich schwer betroffen ward.

Ebbo war mit dem flüchtigen Harald nach Ingelheim gekommen, und wohnte dessen Taufe und den Verhandlungen mit Götriks Söhnen bei, zu welchen auch einige anwesende hohe Geistliche des Reichs, namentlich der Verwandte des Kaisers, Abt Wala von Corbie in Frankreich gezogen wurden. Nachdem man über eine neue christliche Mission übereingekommen, handelte es sich, da Ebbo sein wichtiges Erzbisthum nicht auf's neue so lange verlassen konnte, um eine tüchtige Persönlichkeit, die man an die Spitze der neuen Mission stellen könnte. Nach langen Berathungen erklärte endlich Wala, er glaubte unter seinen Mönchen den richtigen Mann dazu zu haben, und nannte den Namen des Ansgar. Machen wir uns nun zunächst mit dessen Persönlichkeit bekannt, um später über sein Werk zu berichten.

Ansgar oder Anschar (der Name ist deutsch derselbe, wie der angelsächsische Oskar, d. h. Asen- oder Götterspeer, Götterwaffe), war geboren den 8. September 801. Sein Vater scheint als hoher Beamter am kaiserlichen Hofe gelebt zu haben (wenigstens kannte Ansgar diesen aus eigner Anschauung schon als Kind) und stammte aus hoher Familie. Seine Mutter war eine sehr fromme, gottinnige Frau, die die erste Erziehung des Sohnes allein leitete und ihm den fast schwärmerischen religiösen Charakter einhauchte, der ihn schon als Kind auszeichnete. Leider verlor er seine Mutter früh, schon im fünften Lebensjahre. Sein vielbeschäftigter Vater gab das Knäblein nach der Sitte der Zeit in klösterliche Pflege, und zwar in das berühmte Kloster Corbei oder Corbie (Altcorbeja) bei Amiens in der Picardie (im nördl. Frankreich). Diese herrliche Benedictinerabtei stand damals in ihrer höchsten Blüthe und war die Bildungsanstalt für die Geistlichkeit und die Söhne des Adels. Sie stand unter Aebten aus dem höchsten Reichsadel; der damalige Abt war ein naher Verwandter Kaiser Karls des Großen. Dieser hatte sie namentlich auch dazu bestimmt, die Söhne des sächsischen Adels, der eben damals erst durch Karls Waffenglück gedemüthigt das Christenthum angenommen hatte, in christlicher Weise zu erziehen. Ansgar hatte eine sehr lebendige Einbildungskraft, und was seine Seele bewegte, gestaltete sich bei ihm leicht zu Visionen und Nachtgesichten, die in seinem Leben eine große und heilsame Stelle einnahmen. Er war sehr begabt und fleißig im Anfange, wendete sich aber dann dem Leichtsinne zu; aus diesem schreckte ihn ein solches Traumgesicht auf. Er sah, während er selbst an einem schlammigen Orte sich ängstigte, an dem sichern Ufer des Sumpfes eine Schaar herrlicher, schneeweiß gekleideter Frauen unter Führung der Jungfrau Maria an sich vorübergehen, und unter diesen erkannte er seine geliebte Mutter. Er wollte zu dieser hinüber, aber seine Füße hafteten im Schlamme, und

während er sich anstrengte, sie herauszuziehen, redete ihn die Führerin der Schaar an: „Mein Sohn, möchtest du wohl zu deiner Mutter kommen?“ Und als er seine große Sehnsucht aussprach, erhielt er die Antwort: „Willst du unserer Gemeinschaft theilhaftig werden, so mußt du den Leichtsinn meiden, den kindischen Vergnügungen deiner Gefährten Valet sagen und ein ernstes Leben beginnen. Denn wir verabscheuen Alles, was zur Leichtfertigkeit und zum Müssiggange gehört, und Niemand kann in unsere Gemeinschaft gelangen, der daran sein Herz weidet.“ — Dies Traumgesicht entschied; er wandte sich mit Ernst den Wissenschaften zu und übte sich in frommem Nachdenken und gottwohlgefälligen Werken, hielt sich auch fortan zu den älteren, frommen Mönchen und, zeigte schon im zwölften Lebensjahre eine solche Reife des Charakters, daß man nicht anstand, ihm die Tonsur*) zu ertheilen und ihn unter die Glieder des Benedictinerordens aufzunehmen. Ein Traumgesicht entschied jetzt über die Richtung seines Lebens. Er sah sich im Traume gestorben und vor Gottes Thron versetzt, wo er die Heiligen und Märtyrer in unaussprechlichem Lichte schwebend erblickte und ihren Lobgesang vernahm. Als er trunken vor Entzücken die Herrlichkeit genoß, hörte er, wie seine Mutter zu ihm sprach: „Gehe auch du hin und kehre mit der Krone des Blutzeugen zurück!“ — Märtyrerkronen wurden damals im Missionsdienste unter den Heiden in großer Anzahl erworben. Er deutete dieses Gesicht sogleich als eine göttliche Berufung zu solchem Dienste und behielt dies immer im Auge, ob er gleich für jetzt im Kloster blieb und sein Amt als Vorsteher der Klosterschule mit großer Treue zu verwalten fortfuhr.

Bis ins 21. Jahr blieb er so im Kloster zu Alt-Corbei in Frankreich; die Abzweigung eines Tochterklosters brachte ihn seinem Berufe näher. Die von Karl dem Großen besiegten und mit Gewalt zum Christenthume gezwungenen Sachsen bedurften gar sehr christlicher Zucht und Pflege. Dies gab dem Kaiser Ludwig den Gedanken ein, eine klösterliche Tochteranstalt von Corbei abzuzweigen und ins Sachsenland zu verlegen. Abt Adelhard ward damit betraut und brachte nach längerer Unterbrechung durch politische Wirren, in Folge deren er eine Zeit lang verbannt war, die Stiftung in die Nähe des kaiserlichen Schlosses Hüxori (heut zu Tage die Stadt Höxter an der Weser) glücklich zu Stande, nachdem er sie von einem früher gewählten ungünstigeren Platze in der Einöde des Sollingerwaldes 822 dorthin verlegt hatte. Die neue Anstalt erhielt den Namen Neu-Corbei und wurde dem heiligen Stephanus geweiht, blieb jedoch von dem Abt der Mutteranstalt abhängig. Ansgar siedelte nach Neucorbei über und unterzog sich der Leitung der dasigen Schule, neben der er noch das Pfarramt an der Klosterkirche und zu diesem Behufe die Priesterweihe erhielt. Als Adelhard sein Ende herannahen fühlte, ging er nach Alt-Corbei zurück und starb hier 820. Ansgar war Zeuge seines seligen Endes und gehörte zu den Vertrauten des neuerwählten Abtes Wala, der, wie oben erwähnt, auch mit zu jener Berathung über die nordische Mission nach Ingelheim gekommen war. Ansgar war nun der Mann, den Wala dem Kaiser zur Leitung der neuen Mission vorschlug; ein Act der Selbstverläugnung, denn Ansgar war einer seiner Lieblinge. Ansgar wurde vor die Versammlung berufen und der Kaiser machte ihm den Antrag, den er auch ohne lange Ueberlegung annahm. Als es bekannt ward, wurde er von seinen Klosterbrüdern von allen Seiten bestürmt, doch nicht sein Vaterland, seine Familie, seine Freunde zu verlassen und unter diesen rohen Horden sein Leben zu wagen. Damals, wie jetzt, betrachteten Viele einen Missionar für einen halbverrückten Schwärmer, wo nicht gar für einen Narren. Er blieb standhaft und sein freudiger Muth riß einen andern Mönch, den Klosterbruder Autbert, einen hochbegabten Jüngling von edler Abkunft und ebenfalls einen Liebling Wala's, zu solcher Bewunderung hin, daß er sich ihm freiwillig zum Begleiter anbot und diesem Beschlusse trotz alles Abrathens treu blieb. Mit ihm trat Ansgar, 26 Jahre alt, seine Missionsreise an, auf der wir ihn im nächsten Artikel begleiten wollen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Tonsur nennt man die kahl geschorene Stelle auf dem Scheitel der römisch-katholischen Priester oder Mönche. Ihre Herstellung ist der erste Schritt zum Eintritt in den priesterlichen Stand. Man bezeichnet sie gern als ein Sinnbild der Dornenkrone Christi.

Der Wunderwein.

(Schluß.)

Lieber Leser, warum habe ich dir diese Geschichte wohl erzählt? Um dir, wenn auch kein Schwert, so doch ein Schild in die Hand zu geben wider allerlei Anfechtungen, wie sie die vermeintliche hohe Wissenschaft der Zeit auch gläubigen Christen bringt. Ich setze freilich voraus, daß du ein gläubiger Christ bist, der an seines Heilands Wundern sich nicht irre machen läßt durch das thörichte Geschrei, daß es Wunder nicht geben könne. Nun siehe, lieber Christ, die Wissenschaft unserer Tage hat manchem Gläubigen das Herz bange gemacht, ob z. B. ihren Ergebnissen gegenüber die Schöpfungsgeschichte der Welt, wie sie Moses erzählt, sich halten könne. Die Thorheit dieser und ähnlicher Zweifel einmal einfach zu zeigen, war der Zweck dieser Erzählung. Der Sadducäer hatte ja vollkommen Recht, wenn es sich um gewöhnlichen Wein gehandelt hätte; der müßte irgendwo gewachsen sein, und die Kelter und den Gährungsprozeß durchgemacht haben. Aber er war doch im Unrecht diesem Wunderwein gegenüber. Nimm ein ander Gleichniß hinzu: Wenn Einer ein Stück Brodes, damit der Herr die Fünftausend gespeist, einem Bäcker gezeigt hätte, und hätte ihn gefragt, wie dieses Brod zu Stande gekommen sei? so würde dieser nach seinem Bäckerverstande ganz richtig geantwortet haben: es sei aus Mehl geknetet und im Ofen gebacken worden. Könnte auch ge-

nicht anders sagen, und doch hätte er bei diesem Brode fehlgeschossen, weil es durch die schöpferische Kraft der Allmacht unter Christi segnender Hand entstanden war, ohne der Bereitung zu bedürfen wie anderes Brod, ganz gleich dem auf gewöhnlichem Wege gebackenen Brode und doch ungebacken. Oder wenn heute Adam in seiner wirklichen Gestalt aufstehen könnte, und vor einen Gelehrten treten, der ihn für ein gewöhnliches Menschenkind hielte und ihn fragen: wie er wohl entstanden sei? so würde dieser mit vollem Rechte sagen, daß er ein Kind eines Vaters und einer Mutter sein müßte, denn anders käme ein Mensch nicht zur Welt. Und doch muß einmal ein Mensch in anderer Weise durch unmittelbare Schöpferthat Gottes in die Welt geboren sein; und so gut wie Gott bei einer Menschenschöpfung nicht an die gewöhnliche Ordnung der Geburt gebunden ist, ist er es auch bei Wein und Brod nicht. Es sagt ferner z. B. die vermeintliche untrügliche Naturwissenschaft: Wenn ich die Gestalt der Erdrinde betrachte, wie sie jetzt dem Forscher sich enthüllt, so ergeben sich Thatsachen, die beweisen, daß der Schöpfungsbericht des Moses nicht richtig sein kann; denn es liegen uns Erzeugnisse der Weltbildung vor, die einen Zeitraum von so und so viel tausend (oder recht gelehrte Herren reden wohl gar von Millionen) Jahren zu ihrer Entstehung bedurften. Nun ja, mit dem bloßen Sadducäer- und Bäckerverstande kommt auch ein Gelehrter nicht weiter und kann nicht anders sagen; aber ein Christ wird ihm ebensowenig glauben, als Eleasar dem Sadducäer glaubte und einer der von Christo gesättigten Fünftausend dem Bäcker, der ihm einreden wollte, das Brod müsse im Ofen gebacken sein. Das macht, die haben das Wunder selbst erfahren, und ein Christ hat der läugnenden Wissenschaft gegenüber denselben Vortheil, er hat es an seinem Herzen und in seinem Leben tausendmal erfahren, daß er einen allmächtigen Gott hat, der an die Gesetze des gewöhnlichen Weltlaufs nicht gebunden ist. Unser Gott thut Wunder, und die soll uns kein Gelehrter ausreden, hat auch gar kein Recht dazu. Ich will jetzt geschweigen, daß die gelehrten Köpfe in ihren Meinungen selbst noch himmelweit auseinander gehen, daß noch nicht eine Thatsache feststeht, die von allen in gleicher Weise zugegeben und ausgebeutet würde, daß es vor der Hand so viel Theorien und Systeme als Köpfe giebt, und diese sich meist selbst in den Hauptsachen schnurstracks widersprechen; daß also die Ergebnisse der Naturforschung noch keineswegs so sicher sind, daß man darauf Schlüsse und Wahrheiten bauen kann, und daß nicht wenigstens Mosis Bericht eben so viel Recht hätte als die Vermuthungen der Gelehrten. Ich will geschweigen, daß alle bis jetzt erforschten Thatsachen sich nach dem Urtheil der größten Gelehrten mit dem Bericht Mosis wohl vereinigen lassen, und ihn sogar bestätigen, wenn man sich die Mühe giebt, eine Uebereinstimmung zu suchen. Ich will annehmen, die naturgeschichtlichen Resultate wären eben so sicher und einstimmig anerkannt, als sie in Wahrheit unsicher und bestritten sind, und bewiesen alle, daß die Welt auf gewöhnlichem, ordentlichen Wege nicht habe so entstehen können, wie Moses berichtet, so wäre doch nicht bewiesen, daß sie auf außergewöhnlichem, außerordentlichen Wege diese Entstehung nicht haben könne, d. h. alle diese Einwendungen (merke wohl, wenn wir annähmen, sie wären begründet, was damit nicht gesagt sein soll) haben keine Bedeutung, sobald die Schöpfung eine Wunderthat Gottes ist, und dafür muß jeder sie halten, der auf den Namen eines Christen Anspruch macht.

Wenn dir also Jemand mit solchen hochtrabenden und doch oft recht nichtssagenden Einwürfen deinen Glauben nehmen will, so laß dich, (wenn du nicht in der Sache Bescheid weißt, denn diese Einwendungen sind eben auf solche berechnet, die sich blenden lassen, weil sie selbst nicht eingeweiht sind; Kundige müssen oft darüber lächeln), so laß dich, sage ich, nicht auf lange Disputationen ein, sondern sprich einfach: Das will ich dir alles zugeben, aber für mich hat das keinen Werth, denn ich weiß und sage gar nicht, daß die Welt nach den gewöhnlichen Gesetzen geschaffen ist; für mich ist und bleibt die Schöpfung ein Wunder der allerfreiesten göttlichen Allmacht, und da haben alle diese gelehrten Dinge nichts zu bedeuten! Am allerlächerlichsten ist es, wenn gläubige Christen sich mit der Frage abquälen, woher Moses doch diese Dinge habe wissen können? Das mag ein Ungläubiger fragen, ein Christ weiß, daß die Schrift sagt: Gott habe mit Moses gesprochen wie mit einem Freunde. Vierzig Tage war er mit Gott allein auf dem Horeb, ob sie da wohl von eiteln und nichtigen Dingen werden gesprochen haben? So hoch stand in der Schrift kein Mensch, außer Christo, als Moses, einen bessern und zuverlässigeren Zeugen braucht sich ein Christ nicht zu wünschen. Mache nur mit dem Glauben und dem Bekenntnisse an einen allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde Ernst, so ritzen dir diese Mücken und Schnaken hochfahrender Gelehrsamkeit, die in der Luft der gottentfremdenden Zeit schwärmen, auch nicht die Haut!

An meinen Sohn Johannes.

(Von Matthias Claudius.)

Lieber Johannes! Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wiederkommt. Ich kann dich nicht mitnehmen und lasse dich in einer Welt zurück, wo guter Rath nicht überflüssig ist. Niemand ist weise von Mutterleibe an, Zeit und Erfahrung lehren hier und fegen die Tenne. Ich habe die Welt länger gesehen als du. Es ist nicht alles Gold, was glänzt; und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. Darum will ich dir einigen Rath geben und dir sagen, was ich funden habe, und was die Zeit mich gelehret hat.

Der Mensch ist hier nicht zu Hause. Diese Welt ist für ihn zu wenig und die unsichtbare siehet er nicht und kennt sie nicht. Es ist nicht gleichgültig, ob er rechts oder links gehe. Doch laß dir nicht weiß machen, daß er sich rathen könne und selbst seinen Weg wisse. Halte dich zu gut, Böses zu thun. Hänge dein Herz an kein vergänglich Ding. — Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was du sehen kannst, das siehe, und brauche deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte dich an Gottes Wort. Scheue Niemanden so viel als dich selbst. Inwendig in uns wohnet der Richter, der nicht trügt und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Egypter. Nimm es dir vor, mein Sohn, nicht wider seine Stimme zu thun, und was du sinnest und vorhast, frag ihn zuvor um Rath. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind, doch wenn du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gern von Andern, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend und dergl. geredet wird, da

hör fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser. Manche meinen, sie haben die Sache, wenn sie davon reden können und davon reden. Worte sind nur Worte, und wo sie gar leicht und behende dahinfahren, da sei auf deiner Hut. Denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes. Wenn dich Jemand will Weisheit lehren, so siehe in sein Angesicht. Dünket er sich hoch, und sei er noch so gelehrt und noch so berühmt, laß ihn und gehe seiner Kundschaft müßig. Was einer nicht hat, das kann er auch nicht geben. Und der ist nicht frei, der da will thun können, was er will; sondern der ist frei, der da wollen kann, was er thun soll. Und der ist nicht weise, der sich dünket, daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit inne geworden und vom Dünkel genesen ist. Wenn es dir um Weisheit zu thun ist, so suche sie und nicht das deine, und brich deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denk oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vortheil für dich abgeht, und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäuert. Verachte keine Religion, denn du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne. Es ist leicht zu verachten, Sohn, und verstehen ist viel besser. Lehre nicht Andere, bis du selber gelehret bist. Nimm dich der Wahrheit an, wenn du kannst, und laß dich gern ihretwegen hassen. Doch wisse, daß deine Sache nicht die Sache der Wahrheit ist, und verhüte, daß sie nicht in einander fließen, sonst hast du deinen Lohn dahin. Thue das Gute stille vor dich hin und bekümmere dich nicht, was daraus wird. Wolle nur einerlei, und das wolle von Herzen. — Sorge für deinen Leib, doch nicht so, als wenn er deine Seele wäre. Gehorche der Obrigkeit, und laß die Anderen über sie streiten. Sei rechtschaffen gegen Jedermann, doch vertraue dich nicht Jedermann. Mische dich nicht in fremde Dinge, aber die deinigen thu mit Fleiß. Ehre einen Jeden nach seinem Stande, und laß ihn sich schämen, wenn er's nicht verdient. Werde Niemand etwas schuldig; doch sei zuvorkommend, als ob sie alle deine Gläubiger wären. Wolle nicht immer großmüthig sein, aber gerecht sei immer. Mache Niemand graue Haare, doch wenn du recht thust, hast du um die Haare nicht zu sorgen. Thue keinem Mädchen Leides, und denke, daß deine Mutter auch ein Mädchen gewesen ist. Hilf und gieb gerne, wenn du hast, und dünke dir darum nicht mehr; und wenn du nichts hast, so habe den Trunk kalten Wassers zur Hand, und dünke dich darum nicht weniger. Hänge dich an keinen Großen. — Sitze nicht, wo die Spötter sitzen, denn sie sind die elendesten aller Creaturen. Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie eine Sonne, die da scheinet und wärmet, wenn sie auch nicht redet. Thu, was des Lohnes werth ist, und begehre keinen. Wenn du Noth hast, so klage sie Gott. Hab immer etwas Gutes im Sinne.

Wenn ich gestorben bin, so drücke mir die Augen zu, und beweine mich nicht. Stehe deiner Mutter bei und ehre sie, so lange sie lebt, und begrabe sie neben mir. Und sinne täglich nach über Tod und Leben, ob du es finden möchtest und habe einen freudigen Muth; und gehe nicht aus der Welt, ohne deine Liebe und Ehrfurcht für deinen Heiland, Jesum Christum, durch etwas bezeugt zu haben.

Dein treuer Vater.

Ein gülden ABC.

(Von Matthias Claudius.)

Armuth des Geistes Gott erfreut,
Armuth und nicht Armseligkeit.

Besprich dich nicht mit Fleisch und Blut,
Fahr zu, gleich zu, wie Paulus thut.

Creuz ist ein Kraut, wenn man es pflegt,
Das ohne Blüthe Früchte trägt.

Dürst' nicht nach Rache und nach Blut;
Vergeben wäre wohl so gut.

Ein edles Herz glänzt hell und hold,
Ein gutes ist gediegen Gold.

Für was du Gutes hier gethan,
Nimm keinen Lohn von Menschen an.

Geduldig sein — Herr, lehr es mich,
Ich bitte Dich, ich bitte Dich.

Hau deinen Götzen muthig um,
Er sei Geld, Wollust oder Ruhm.

In dir ein edler Sclave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.

Kämpf und erkämpf dir eignen Werth,
Hausbacken Brod am besten nährt.

Liebt euch auf Erden, liebt, und wißt,
Daß Gott im Himmel Liebe ist.

Merk auf die Stimme tief in dir,
Sie ist des Menschen Kleinod hier.

Nimm wahr die Zeit, sie eilet sich,
Und kommt nicht wieder ewiglich.

O Herr, lehr uns bedenken wohl,
Daß wir sind sterblich allzumal.

Preis, Ehr und Dank soll Gottes sein,
Er ist und bleibt der Höchst allein.

Quäl nicht dein Herz ohn Unterlaß,
Ein freier Muth gefällt Gott baß (besser).

Recht halte heilig bis in 'n Tod,
So bleibt ein Freund dir in der Noth.

Straf keck das Böse in's Gesicht,
Vergiß dich aber selber nicht.

Treib Tugend jeden Augenblick,
Wer nicht vorangeht, geht zurück.

Und wenn sie alle dich verschrein,
So wickle in dich selbst dich ein.

Verlaß dich nicht auf diese Welt,
Sie ist Schaum, der zusammenfällt.

Wie wird es dann, o dann uns sein,
Wenn wir der bessern Welt uns freu'n?

Im Sturm die Sonne spiegelt nicht
Im Meer ihr heilig Angesicht.

Zerbrich den Kopf dir nicht zu sehr,
Zerbrich den Willen, das ist mehr.

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

* **Sieben Briefe über das Lesen der Bibel**, gerichtet an eingesegnete Jünglinge und Jungfrauen. Von Dr. A. S. Jaspis, herausgegeben v. Hauptverein für christl. Erbauungsschriften in d. pr. Staaten. 62 S. 5 Gr.

Für Alle die, welche die Jugend lieb haben, ist es heutzutage eine recht schwere Frage: „Wie sollen die leicht beweglichen, aller Versuchung offenen Herzen der jungen Christen vor all den kräftigen Irrthümern behütet werden, die jetzt in der Luft liegen, damit sie ihr, Seelenheil durchbringen?“ Bei solcher Sorge muß Seelsorgern, Eltern und Lehrern jede Handreichung recht willkommen sein, die die Jugend vor der Ueberredung der Welt-Weisheit schirmet, sie an die rechte Lebensquelle führt, und sie in practischer Weisheit lehrt, wie man zum Heile der Seele daraus schöpft. Eine solche Handreichung ist das im Sommer 1864 erschienene Büchlein von Jaspis. Schon die herzliche, glühende Liebe zur Jugend, die sich darin ausspricht, bürgt dafür, daß der Mann sich recht apostolisch um die beste Art und Weise forschend bekümmert hat, die leicht locker und lose werdende Jugend in den Bund mit ihrem Herrn zurückzuführen; denn die christliche Liebe macht nicht blind, sondern schärft das Auge für Wunde und Bedürfniß des Geliebten. Zum Worte Gottes selbst mahnt er zu kommen. Er hat Recht. In Zeiten besonders kräftiger Irrthümer muß man die Seelen mit dem Stärksten stärken, was es giebt. Wo die Gewissen besonders so locker gemacht werden, wie es jetzt geschieht, wo der Unglaube beweisen will, daß es nichts schadet, des Bundes Gottes vergessen, da müssen wir alle Kräfte dran setzen, daß die Jugend lerne, wie Cornelius gegenwärtig vor Gott stehen, aufrichtig sich dem Worte stelle, von dem der Apostel Paulus sagt 2. Cor. 4, 3: „wir beweisen uns wohl gegen (an) aller Menschen Gewissen vor Gott.“ Im Gewissen führt das Wort Gottes so starke Beweise von Schuld sowohl als von erfahrener Barmherzigkeit, daß alle die sonst so verführerischen Beweise des Unglaubens und der Spötter wie Spreu vor dem Winde verwehen. Darum muß man aber das Wort Gottes **selbst** treiben und sich von ihm sagen lassen. Dazu segne an dir, liebe Jugend, der Herr das Büchlein voll Liebe und weiser, erfahrungsreicher Winke!

V.

Evangelische Volksbibliothek, herausgegeben von Dr. Klaiber, Garnisonspred. in Ludwigsburg. 5 Bände. Stuttg. 1862 bis 64. In 11 Halbbänden à 25 Gr.

Daß ein Werk wie dieses zur Vollendung gediehen, ist sehr erfreulich. Es zeugt dies nicht bloß vom Fleiße des Herausgebers und seiner Mitarbeiter, sondern auch davon, daß es im deutschen Volke noch nicht an allem Sinn für derartige geistliche Speise fehlt. Aehnlich wie man die weltliche Literatur, sowohl die dichterische als die prosaische, zu verschiedenen Malen durch ausgewählte Stücke dem deutschen Volke zugänglich gemacht hat, will dies Werk dem „denkenden Laien“ eine Auswahl aus den religiösen Schriftstellern Deutschlands bieten, in welche nur das aufgenommen ist, was für alle Zeiten bleibenden Werth hat. Unter den prosaischen Schriftstellern, welche die vier ersten Bände einnehmen, sind natürlich nur die ausgewählt, welche Epoche gemacht haben. Ihr Kreis beginnt mit Luther und schließt mit Bengel und Conrad Rieger. Wenn der erste Band, welcher Stücke von Luther, Zwingli, Melanchthon und Calvin enthält, Bekannteres, oder doch öfter schon Gesammeltes mittheilt, so geben die drei folgenden Bände Stücke aus den Schriften der nachreformatorischen Männer, die, obwohl sie ein köstliches Eigenthum des deutschen Volkes sind, doch in ihren Leistungen nur zu ganz geringem Theile gekannt sind. Wir führen die Männer einfach auf. Bd. 2: Brenz, Matheſius, Arnd, Herberger, J. Val. Andreä. Bd. 3: Scriver, Heinrich Müller, Spener, Francke. Bd. 4: Tersteegen, Zinzendorf, Bengel, Conrad Rieger. Die Auswahl der einzelnen Stücke und die denselben in Begleitung von guten Holzschnitt-Brustbildern vorausgeschickten Biographieen sind von verschiedenen namhaften Theologen oder Volksschriftstellern (Eberle, Palmer, Ledderhose, Wild ꝛc.) hergestellt worden. Daß in dem ganzen Werke den Schriftstellern beider evangelischen Confessionen ihr volles Recht gelassen wird, möchte ich besonders betonen, damit Niemand meine, es solle durch Zusammenstellung der reformirten mit den lutherischen Theologen durch die Volksbibliothek dem Volke die Union lieb gemacht werden. Was die Auswahl selbst betrifft, so unterscheidet sie sich vortheilhaft von anderen bloßen Zusammenwürfelungen dadurch, daß sie fast durchgängig Stücke giebt, deren bleibender Werth sofort in die Augen fällt. Die nachreformatorischen Schriftsteller aber sind dem Volke in solcher Auswahl noch gar nicht geboten worden. Wir möchten auf dies Werk besonders die Leiter von Volksbibliotheken (sofern dieselben nicht nur für den schlichten Manne berechnet sind), die wohlhabenderen Hausväter, die Lehrerbibliotheken und die Prediger aufmerksam machen. Ausführliche Register über die Gegenstände, Bibelstellen, Orts-, Lieder- und Personennamen am Schlusse des 4. Bandes erhöhen die Brauchbarkeit des Werks. Besonders sei aber noch auf den gleichfalls mit guten Registern versehenen 5. Band aufmerksam gemacht. In demselben ist die geistliche Dichtung von Luther bis Klopstock in so trefflichen Proben, durchwebt mit den nöthigsten geschichtlichen und lebensgeschichtlichen Bemerkungen, dargestellt, daß ich kaum ein Buch wüßte, in dem man besser den Gang verfolgen könnte, den es durch Gottes Gnade mit der geistlichen Poesie der Deutschen genommen. In allen fünf Bänden aber sind die ausgewählten Stücke in der Urgestalt, nur mit Umänderung der alten, das Volk doch nur verwirrenden Orthographie mitgetheilt. — Segne der HErr dem deutschen Volke dies Werk, daß es halten und werth halten lerne, was es hat. —

Rom und die Bibel von Felix Bungener, aus dem Franz. übers. v. E. Jungck. Berlin, Rauh. 407 S. 1 Thlr.

Eine Vertheidigung evangelischer Wahrheit gegen römische Irrlehre und zugleich ein Angriff gegen diese Irrlehre mit der Waffe des Wortes Gottes. Es werden nach der Reihenfolge der Bücher alle Stellen des N. Test. besprochen, die entweder römischerseits fälschlich benutzt werden sind, oder die evangelischerseits gegen Rom benutzt werden können. Auch auf die Apokryphen wird gelegentlich Rücksicht genommen. Die Besprechung selbst klar und bündig; oft schlagend; bisweilen gesalzen, aber nie gepfeffert. Der auf lutherischem Standpunkte stehende Uebersetzer hat manche wichtige Anmerkung beigegeben, um der reformirten Vergeistigung des Schriftworts, die sich der Verfasser hie und da erlaubt hat, zu wehren, oder die Waffen-Führung desselben zu corrigiren. Bleiben dabei für den Lutheraner immer auch noch einige Fragezeichen stehen, so ist der Uebersetzer doch ein wackerer lutherischer Kampfgenosse des reformirten Verfassers. — Das Anwerben auf dergleichen Schriften scheint die römische Kirche nicht rathsam zu finden. —

* **Silberblicke**, eine Reihe hellenchtender Beweise der Güte und Hülfe Gottes; zusammengestellt von K. Heinrich, Kantor u. Schullehrer in Zwochau, Lpz. Bredt, 1862, 232 S. 15 Gr.

* **Aus der Kinderwelt**, wahre Geschichten von der Güte und Hülfe Gottes für Jung und Alt, zusammengestellt von Demſ. Lpz. Bredt, 1863, 141 S. 10 Gr.

* **Liedersegen**, neue Sammlung von Liedergeschichten von Demſ.. Lpz. Bredt, 1864, 319 S. 20 Gr.

Der fleißige, den Pilgerlesern wohl schon bekannte Geschichtensammler hat in diesen drei Büchern dem Volke neue, erfreuliche Früchte seines Fleißes geboten. Das erste Buch zeigt in einzelnen kurzen Geschichten unsern Gott als den Nothhelfer insgemein; die Geschichten des zweiten zeigen die Spuren seines Waltens insbesondere im Kinderleben; das dritte ist eine schöne Zugabe zu den vom Herausgeber bereits früher auf dem Gebiete der Liedergeschichte gemachten größeren Sammlungen. Daß nicht alle Geschichten gleich hohen Werth haben, liegt in der Natur solcher Sammlungen. Die beiden ersten Bändchen sind nach den mancherlei Nöthen geordnet, in denen sich Gott der HErr als Helfer erweist. Das dritte bietet erst Erzählungen über Gesang im Allgemeinen und dann Geschichten zu einzelnen Liedern, nach der alphabetischen Ordnung der Liederanfänge oder Liederverse.

M **Christian Scrivers Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes**, deren sie im Leben, Leiden und Sterben zu genießen haben, Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien. Neuruppin 1864. Bergmann. 908 S. in 4°, 1½ Thlr.

Es gab einmal eine Zeit, in der die Prediger sich am Anfange des Kirchenjahres eine bestimmte Methode feststellten, nach der sie über sämmtliche Texte des Kirchenjahres predigen wollten; d. h. sie machten sich für alle Predigten eine Eintheilung, die sie dann durchweg festhielten. So hat der bekannte Verfasser des Seelenschatzes in den hier vorliegenden Predigten über die Herrlichkeit und Seligkeit der Kinder Gottes gepredigt und bei jedem Evangelio gezeigt, wie sich dieselbe im Leben, im Leiden, im Sterben der Christen erweise. Diese Sitte hat vielen alten Predigten geschadet; sie haben schließlich die Hörer ermüdet; aber ich glaube nicht, daß die Leser der angezeigten Scriverschen Predigten trotz dieser Uniform, die Letztere tragen, ermüden werden. Denn Scriver versteht's ja, Altes und Neues aus seinem Schatze hervorzuholen, wie kaum Einer der alten Prediger. Dazu ist's auch einmal recht gut zu sehen, wie ein und dieselbe Wahrheit uns so vielfältig durch Gotteswort bezeugt wird. Die Ausgabe ist der getreue Abdruck des alten Originals mit großen deutlichen Lettern gedruckt.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Die Uhr am Sachsenturm

Illustrierte Wochenschrift für Unterhaltung und Belehrung

Nr. 1 Jahrgang 1

Die Uhr am Sachsenturm

das Umherlaufen ganz ebenso wieder beginnen, wie wir's erlebt haben — und wären doch keine rechten Volksfreunde. Es kommt also auch darauf viel an, wie man's bei solchem Umhergehen treibt und was man treibt. Der HErr Jesus lehrte. Ei, gelehrt haben die falschen Volksfreunde auch. Aber wie denn? Etwa frei öffentlich in den Schulen? Nein, in den Schänken und Wirthshäusern und wo sie einen Haufen Volks fanden, das sie für ihre Neuerungen gewinnen zu können meinten. Und was denn? Etwa das süße Evangelium von dem Reich, dabei es vor Allem auf die Seelenseligkeit der Einzelnen und des Ganzen abgesehen war? O nein, von allerlei irdischer Reichspolitik, dabei den Leuten mit starkem Pinsel allerlei irdische Uebelstände vorgemalt wurden, deren sie sich doch gar nicht bewußt waren; dabei man nur an allerlei äußerlich Ding und neue Anstalten, nicht aber an die armen sündigen Seelen gedachte, denen doch vor Allem geholfen werden muß. Und während jene falschen Volksfreunde das Volk gemeiniglich nur dahin zu bringen trachten, daß es sich selber errettet von den ihm eingeredeten Schäden, womöglich mit den Waffen in der Hand, damit die Unruhstifter sich noch zu guter Stunde in sicheres Versteck zurückziehen können; haben wir hier in Christo einen Volksfreund vor uns, der durch die vorbildlichen Heilungen, die Er an allerlei Kranken vollbringt, deutlich offenbart, daß Er selber der Heiland sein wolle, der dem Volke helfen könne von seinen Sünden, damit das Reich angerichtet werde, von dem sein süßes Evangelium handelt. Und während anderer Volksfreunde Treiben je nach der Zeit eine andere Gestalt gewinnt, so bleibt dieser Volksfreund auch jetzt noch, nachdem Er erhöhet ist zur Rechten der Majestät, beharrlich bei einer und derselben Thätigkeit und versäumet mit der Predigt von Seinem Reich keine Stadt und keinen Markt, und heilet, ob Er schon das vorbildliche Heilen der Seuchen und Krankheiten nicht mehr nöthig hat, noch immer, nicht nur des Einzelnen, sondern ganzer Völker Seuche und Krankheit, wenn man Seiner heilenden Hand nur mit dem rechten Glauben begegnet. O daß sich doch alles Volk auf Erden zunächst diesem Volksfreund anvertraute, der die höchsten Angelegenheiten Aller im Auge hat, so würde gar vielen Mißgriffen und gar argen Greueln auch im leiblichen Leben der Völker gewehrt werden. Man würde lernen, nur die für echte Volksfreunde zu halten, deren Thätigkeit mit dem Treiben dieses höchsten Volksfreundes zusammenstimmt.

Und ich sollte denken, es könnte nicht so schwer sein, sich Ihm zu ergeben, wenn man nur ernstlich auf das Herz achtet, aus dem Sein Treiben fließt und das himmelweit verschieden ist von dem selbstsüchtigen Herzen volksverführender Menschen. Er sieht das Volk an mit jammerndem Herzen. Das Volk sahe Er an, zunächst das jüdische Volk Seiner Zeit. Und wenn Er sahe, da sahe Er tief bis auf den Grund. Ein Volk, d. i. eine wohlgesammelte, wohlgeordnete, wohlgenährte Heerde hoffte Er zu finden bei Seinem Sehen. Aber Er fand sie verschmachtet und zerstreuet wie Schafe, die keinen Hirten haben. Wohl waren Leute da, die sich Hirten nannten, aber solche, die sich selbst weideten und die armen Schafe, die, allein gelassen, so hilflos sind, nicht weiden wollten. Sie fraßen das Fette, kleideten sich mit der Wolle, schlachteten das Gemästete; aber der Schwachen warteten sie nicht, die Kranken heilten sie nicht, das Verwundete verbanden sie nicht, das Verirrte holten sie nicht, das Verlorene suchten sie nicht. (Hesek. 34.) Das Volk aber war eben deshalb verschmachtet: es hatte Mangel am reinen Wort, und zerstreut: es war kein Band gemeinsamen Glaubens unter ihnen, das sie zusammengehalten hätte. Das ist's, was der Herr sahe, und was Er sahe, dessen jammerte Ihn, das empfand Er, wie's wörtlich im Texte heißt, in Seinem Eingeweide, das ging Ihm, wie wir sagen würden, durch und durch, durch Mark und Bein.

Das ist nun wahrlich ein rechter Volksfreund, der also des Volkes tiefstes Elend ansiehet. Nur für das arme Volk, nicht für sich, der unter dies elende Volk gesandt war, hat Er ein Gefühl, und was Ihm am Volke so tief zu Herzen geht, ist nicht des Volkes mannigfaches leibliches Elend unter der argen Römerherrschaft, sondern der große geistliche Schade, an dem das Volk krankte. — Und so sieht Er noch heute die Völker an, die kleinen Völkchen in den Dörfern und die ganzen großen Völker in Landen. Er sieht nicht zunächst auf äußerliche Mängel an leiblicher Nothdurft, nicht zunächst auf Gebrechen irdischer Verwaltung, Er siehet tief. Er will jedes Volk, und wär's das kleinste, sehen als eine einige wohlgehaltene Heerde Gottes. Und wenn Er's anders findet — wie es denn heutzutage noch oftmals bei ganzen großen Völkern oder bei einzelnen Gemeinden nach den obigen Worten Hesekiels gehet — so gehet ihm das durch und durch. Und zu solch barmherzigem Volksfreund sollten wir kein Herz haben?

Beim Jammern aber bleibt Er nicht stehen. Er giebt auch Rath für die Zukunft des armen bejammernswerthen Volkes. Ist auch das Volk noch so elend, so giebt Er's doch nicht auf, sondern betrachtet es gleichwohl als ein Erntefeld, von dem eine große Ernte eingebracht werden könne. Und dabei hat Er gewiß nicht blos den Blick beschränkt auf das eine Judenvolk, sondern hat auch weiter hinausgeschaut in die ganze sündige Menschheit, mit der es ja noch viel ärger stand, als mit dem von Gott so lange erzogenen Judenvolke. Die ganze große Masse sündiger Seelen lag vor Seinem Heilandsblicke als eine einzige gewaltig große Ernte. Noch waren für das Einbringen dieser Ernte nur zwölf Arbeiterseelen, zwölf Apostel ausgewählt, und unter den Wenigen ein verlorenes Kind. Da giebt Er nun Rath, was das be-

jammernswerthe Volk in solcher Lage thun solle. Er sagt nicht: Ich will Arbeiter senden in meine Ernte, damit von dem ganzen großen Felde soviel eingebracht werde, als nur immer möglich ist. Sondern Er möchte, daß das Volk selber bezeugte, welch innigen Antheil es an seiner Errettung nehme. Bittet, spricht Er, den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende. Die sind noth, wenn das Volk wieder gesammelt werden soll zu einer Heerde Gottes, wenn Seelen in Menge eingebracht werden sollen in die ewigen Scheuern. Aber bitten müßt ihr drum. Zu Seinem Befehl zu bitten liegt aber zugleich die Verheißung, daß er solche Bitte erhören wolle; denn wenn Er sie nicht erhören wollte, würde Er sie den Seinen wahrlich nicht in den Mund gelegt haben.

Dürfen wir nun etwa sagen, daß es heutzutage überflüssig sei, diese Bitte an den großen Volksfreund zu richten und daß der Volksfreund Christus uns nicht mehr zu dieser Bitte auffordere und ihre Erhörung verheiße? Wohl sind aus den Zwölfen viel tausend Arbeiter geworden, die der HErr im heiligen Predigtamte sendet zu den einzelnen Völkern und Völkchen der Christenheit, ja bis an die Enden der Erde auch zu den armen Heiden. Aber im Vergleich mit der Größe der Ernte ist das doch noch blutwenig, und dazu kommt noch, daß manche Personen, die den Titel eines Erntearbeiters führt, kein wirklicher Erntearbeiter ist, sondern solch Einer wie er Sprüchw. 10, 4 bezeichnet wird. Können wir denn z. B. sagen, um in der Nähe anzufangen, daß in unserer kleinen sächsischen Landeskirche die angemessene Zahl an Erntearbeitern vorhanden ist. Haben nicht Gemeinden, die vor zweihundert Jahren zur Noth von einem Hirten geweidet wurden, jetzt, nachdem ihre Seelenzahl sich verdreifacht hat, immer noch einen einzigen Hirten? Wo ist's denn noch möglich, daß die Hirten, wie sie doch sollen, sich jeder einzelnen Seele genügend annehmen? Und ist's da ein Wunder, wenn das Volk immer tiefer in's Verschmachten und Zerstreutwerden verfällt? Wohl ist's gar erfreulich, daß man unlängst auch an der Stätte weltlicher Berathungen betont hat, wie nöthig es sei, daß in unserer Landeskirche die Zahl der Erntearbeiter vermehrt werde. Aber damit ist's wahrlich nicht genug. Bittet den HErrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende. Und wenn da auch nicht Alle mitbeten wollen, sondern Manche viel eher wünschen, daß die Erntearbeiter ganz abgeschafft würden, so bittet doch wenigstens ihr, die ihr den Schaden des Volks und den Willen eures HErrn erkennet; stehet aber auch dann dem HErrn nicht im Wege, wenn Er etwa eins eurer Kinder oder sonst ein Opfer für Seine Erntearbeit von euch fordert, und meint nicht: Geistlicher werden, das sei in unsern bösen Tagen ein mißlich Ding, und Kirchen bauen koste zu viel Geld.

Und wenn's nun so in der Heimath steht, wie wird's draußen in der Heidenernte stehen? Da fällt's ja noch viel mehr in die Augen: die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter. So wende dich auch da hinaus mit deinem Bitten, damit die Zahl der Erntearbeiter allenthalben wachse. Die Erhörung ist dir zugesagt durch das Gebot der Bitte. Und dies Gebot, mit dem der liebe Volksfreund uns zurechthelfen will, kann Jeder erfüllen. Geld spenden, Legate machen, um geistliche Stellen zu gründen, wie das in den alten Tagen nichts Seltenes war, aber jetzt (ach, leider!) ganz abgekommen ist, einen Sohn studiren lassen — das kann nicht Jeder, aber bitten zum HErrn der Ernte, das kann Jeder, und wenn er die Worte nicht wüßte, nun, die stehen in der zweiten Bitte: Dein Reich komme! Amen.

Hierzu magst du lesen oder singen: Wach auf, du Geist der ersten Zeugen ꝛc. (Liedersegen Nr. 249 oder Liederlust der Zionspilger Nr. 218, besonders V. 2—5 und 10).

Ansgar, der Apostel des deutschen Nordens.

(Schluß.)

Ansgar's Wirken für die Ausbreitung des Christenthums.

Ansgar und Autbert schlossen sich dem Dänenkönige auf seiner Rückfahrt an und gewannen schon unterwegs sein Vertrauen. Ihr Weg führte sie den Rhein hinab über Cöln zunächst nach Dorstede (heut zu Tage Wyk te Duerstede genannt). Dieser Ort war eine wichtige Grenzhandelsstadt, wo die Dänen mit den Deutschen ihre Waaren austauschten; es befand sich daselbst eine christliche Colonie von Kaufleuten und ein Bischof Alfried, der die Reisenden gastfreundlich aufnahm.*) Von hier gelangten sie im Herbste nach Haralds Residenz Hadeby und begannen ihr Werk; besonders wichtig war eine Knabenschule, in welcher eingeborne Knaben zu Geistlichen herangebildet wurden. Wohl ließen sich auch viele Erwachsene taufen; aber die junge Pflanzung wurde bald gestört. Göttrik's Sohn Horich zwang mit Waffengewalt und mit Hülfe der immer noch zahlreicheren Heiden Harald auf's Neue zur Flucht, auf der ihn Ansgar und Autbert begleiteten. Autbert starb 830 in Neucorbei, Ansgar wurde 831 vom Kaiser zurückgerufen.

Bald that sich ihm eine neue Thür auf. Schwedische Kaufleute hatten in Dorstede das Christenthum kennen gelernt und waren selbst zur Annahme desselben geneigt,

*) Solche befestigte Tauschhandelsstädte spielen in der deutschen Mission eine wichtige Rolle; Dorstede war für den Verkehr der Deutschen mit den nördlichen scandinavischen und friesischen Völkern dasselbe, was Erfurt nach Osten an der Grenze der slavischen Stämme war.

Ansgar, der Apostel des Nordens, † 3. Febr. 865.

hatten auch unter ihren Landsleuten durch ihre Erzählungen Begierde darnach erweckt, selbst der Fürst war nicht abgeneigt, christlichen Priestern Zugang und Schutz zu gewähren. Die Kaufleute begaben sich auf einer neuen Handelsreise zum Kaiser Ludwig nach Aachen und baten um Missionare. Ludwig ging mit Freuden darauf ein und trug Ansgar diesen Ehrenposten der Gefahr an. Ansgar war sogleich bereit und an ihn schloß sich sein Freund und Klosterbruder Witmar an, während ein anderer Mönch von Neucorbei, Gislemar, zu Harald nach Rüstringen gesendet wurde. Die Kaufleute zogen, um den die nordischen Meere durchschwärmenden Seeräubern, Wikinger*) genannt, Widerstand leisten zu können, in großen bewaffneten Schiffscarawanen auf den Handel aus; an eine solche schloß sich Ansgar mit seinem Begleiter an. Im Frühjahr 831 segelten sie ab; aber eine Wikingerflotte überfiel sie, besiegte sie nach tapferem Widerstande und ließ ihnen nur das nackte Leben. Den letzten Theil des Weges mußten sie zu Fuß durch die schwedischen Wälder machen, bis sie Birka erreichten, am Mälarsee, eine Haupthandelsstadt und Residenz des Königs Björn. Dieser nahm sie freundlich auf, und Viele wurden durch ihre Predigt bekehrt, unter diesen ein edler Mann unter den Großen des Landes, Herigar oder Hargeir, auf dessen Gütern sie die erste christliche Kirche bauten. Im Herbst 832 reisten sie in ihr Vaterland zurück und erstatteten dem Kaiser Bericht, worauf sich Ansgar längere Zeit in das Kloster Altcorbei zurückzog, um sich von seinen Strapazen zu erholen.

Lange durfte er die Ruhe nicht genießen; man bedurfte seiner sehr bald, um ein größeres und wichtigeres Unternehmen in's Werk zu setzen. Schon Karl der Große hatte den Plan gehabt, ein christliches Erzbisthum im deutschen Norden zu gründen, um den dortigen Missionsbestrebungen einen Halt und Zusammenhang zu geben. Er hatte dazu mit richtigem Blicke Hamburg ausersehen, dessen günstige Lage einen mächtigen Aufschwung versprach, der die Stadt fähig machte, die christliche Hauptstadt des europäischen Nordens zu werden. Dort hatte Karl der Große eine Kirche erbaut und einen Priester Heridag angestellt, ohne jedoch Kirche und Priester einem der schon bestehenden deutschen Bisthümer unterzuordnen. Dieses um 810 begonnene Werk des großen Kaisers unterbrach sein Tod 814. Ludwig der Fromme nahm diesen Plan seines Vaters wieder auf und führte ihn durch. Die Landschaften nördlich von der Elbe (Nordalbingien) löste er aus dem Verbande mit den Bisthümern Bremen und Verden, und schuf für sie ein eigenes Erzbisthum Hamburg, welches er dem Ansgar verlieh. 833 wurde dieser in feierlicher Reichsversammlung eingesetzt und geweiht, und dadurch unter die hohe Reichsgeistlichkeit aufgenommen. 844 erfolgte die kaiserliche und päpstliche Bestätigung des neuen Erzbisthums, letztere durch Papst Gregor IV., der dem Ansgar zugleich die Würde eines päpstlichen Legaten ertheilte, wodurch er unmittelbar nur unter dem Papste stand und sonst von jeder geistlichen Gerichtsbarkeit befreit wurde. Ansgar war auch auf dem Bischofsstuhle Missionar und predigte selbst eifrig den Heiden das Evangelium. Seinen Bischofssitz machte er zu einem Missionsseminar, in dem er slavische und scandinavische Jünglinge, die bei den beständigen Fehden der heidnischen Völker in Sclaverei und Gefangenschaft gerathen waren, loskaufte und in einem Kloster zu Hamburg von Mönchen aus Alt- und Neucorbei unterrichten ließ. Zu demselben Zwecke brauchte er auch das ihm vom Kaiser geschenkte reiche Kloster Turholt (Thorout) in Flandern, dessen Einkünfte ihn auch in Stand setzten, in Hamburg außer dem Kloster und der Schule ein schönes Münster zu bauen und eine Bibliothek anzulegen. Eine Büchersammlung gehörte damals, wo Alles noch mit der Hand abgeschrieben werden mußte, zu den größten Kostbarkeiten, war ihm aber bei seiner weiten Trennung von der christlichen Welt um so

*) Die meisten normanischen Stämme waren durch die Armuth ihres Landes genöthigt, sich auf die Seeräuberei zu legen; in kleinen schnellen Schiffen durchstreiften die Wikinger unter eigenen Seekönigen die Meere rings um Europa und machten gelegentlich bedeutende Eroberungen; so besuchten sie die nördliche Küste Frankreichs, nach ihnen Normandie genannt, den Süden Italiens, wo eine ganze Anzahl kleiner normanischer Staaten bestanden; selbst bis Constantinopel kamen sie, und die griechischen Kaiser nahmen die tapfern Normänner gern in ihren Dienst; sie bildeten die Leibwache am Kaiserhofe zu Constantinopel.

unentbehrlicher. Seine Missionsreisen erstreckten sich bis tief nach Jütland hinein, auch wahrscheinlich auf die benachbarten friesischen und dänischen Inseln. Der abergläubigen Sitte der Zeit gemäß führte er auf diesen zum Schutze die Reliquien zweier vermeintlichen Heiligen mit sich herum, die ihm früher einmal Erzbischof Ebbo geschenkt hatte. Ueberhaupt war Ansgar von der Kirchenverderbniß seiner Zeit, so ernst und gediegen sein Glaube und seine Liebe zu Christo war, nicht frei; Heiligendienst und eine falsche Werkthäterei und Selbstquälerei hafteten selbst dem besten und ehrlichsten Christen jener Zeit an.

Ansgars segensreiche Wirksamkeit wurde durch seine alten Feinde, die heidnischen Normannen oder Wikinger auf's Neue unterbrochen; die Nordküsten Deutschlands waren diesen kühnen Seeräubern natürlich am meisten preisgegeben, da sie ihnen am nächsten lagen und mit ihren weiten Flußmündungen und Buchten den Zugang sehr erleichterten. Ludwig der Fromme hatte sich durch den Versuch, das alte, wohlweislich festgestellte Erbgesetz seines Hauses, das des Reiches Einheit wahrte, zu Gunsten nachgeborner Söhne zu beseitigen, den Unwillen seiner älteren Söhne und der Geistlichkeit seines Reiches zugezogen, und war von diesen mit Krieg überzogen worden. Während dieser inneren Kämpfe waren die Reichsgrenzen natürlich schlecht bewacht, und die Flotten der Wikinger machten an den nördlichen Küsten reiche Beute; besonders den wohlhabenden Handelsstädten galten ihre unerwünschten Besuche, sie hatten schon Amsterdam und Dorstede geplündert, und erschienen 837 auf der Rückfahrt plötzlich mit einer mächtigen Flotte in der Elbe vor Hamburg. Obwohl Ansgar anfänglich an Widerstand dachte, mußte er doch bald diesen Gedanken aufgeben, und sich mit seinen geistlichen Brüdern durch die Flucht retten; leider geschah diese so eilig, daß sie nicht einmal die kostbare Bibliothek mitnehmen konnten; sie verbrannte sammt der Münsterkirche, dem Kloster und dem größten Theile der Stadt. Mit diesem Unglücke traf die Nachricht von der gänzlichen Zerstörung der schwedischen Mission nahe zusammen; Gautbert, Ebbo's Neffe, war unter dem Namen Simon zum dortigen Bischof geweiht worden und hatte bedeutende Erfolge errungen, unterstützt von seinem Neffen Nithard. Dies reizte die heidnische Partei zu blutiger Rache; Nithard ward in einem Auflaufe erschlagen, Gautbert mußte flüchten, er ward später Bischof von Osnabrück. Die schwedischen Christen unter Herigars Schutze wurden zwar geduldet, aber die Mission mußte aufgegeben werden. Alle diese Bekümmernisse stürmten auf Ansgar ein, der überdem es noch erfahren mußte, daß ihm Erzbischof Leuderich von Bremen selbst die Gastfreundschaft verweigerte, weil ihm die Gründung des Hamburger Erzbisthums zuwider war. Ansgar lebte nun von der Güte einer friesischen Edelfrau Ikia, die ihn auf ihrem Gute Ramesloh bei Hamburg Obdach und Nahrung gewährte; dort durfte er auch eine kleine Gemeinde sammeln und ein Kloster bauen. Er verlor sogar seinen letzten eignen Besitz, indem 840 der neue Kaiser Karl der Kahle sein Kloster Turholt einzog und anderweit vergab. Es war ein schwacher Ersatz, daß ihm Kaiser Ludwig der Deutsche und Papst Nicolaus das Kloster Ramesloh bestätigten. Neun Jahr mußte Ansgar hier bleiben; er betrieb den Wiederaufbau der geistlichen Gebäude in Hamburg, das aber 845 zum zweitenmale durch die Normannen in Asche gelegt ward. Papst Sergius II. bestätigte 846 zwar sein Erzbisthum über die Nordalbingier und Scandinavier, aber ohne äußerlich ihm aus der Noth helfen zu können. Diese endete erst durch den Tod seines Gegners Leuderich von Bremen. König Ludwig nämlich beschloß 847 auf einer Synode zu Mainz, Bremen mit Hamburg zusammenzuschlagen und das vereinigte Stift dem Ansgar zu übertragen. So errang dieser nicht nur einen sichern Sitz, sondern auch feste, bedeutende Einnahmen, die er alsbald zum Besten der Mission in Thätigkeit setzte. Schon 840 hatte er die schwedische Mission erneuert, und den Einsiedler Ardgar dorthin abgesandt, der eine freundliche Aufnahme durch Herigar gefunden hatte; die Christen erhielten freie Religionsübung. Ardgar stand der Mission bis 852 vor. Die Zusammenlegung von Hamburg und Bremen wurde 857 vom Papst Nicolaus gut geheißen und bestätigt, auch die Einwendungen der deutschen Bischöfe dagegen schwiegen allmählich, so daß Ansgar ungetheilt seine Kraft der Heidenbekehrung widmen konnte. Der Dänenkönig Horich war nach und nach zur Versöhnung geneigter geworden, und suchte Frieden mit dem deutschen König; Ludwig sandte 850 den Ansgar als Vermittler an ihn, der auch einen Frieden zu Stande brachte und bewirkte, daß die Mission zu Hadeby wieder aufgenommen werden konnte. Dieselbe gedieh jetzt kräftig; Ansgar behielt sie unter seiner unmittelbaren Aufsicht und machte öfters eine Reise von Bremen dahin. Horich blieb 854 in einer mörderischen Schlacht gegen seinen Neffen Guttorn, und der einzige Ueberlebende seines Geschlechts, sein unmündiger Enkel Horich, gerieth leider in Abhängigkeit von einem dem Christenthum feindseligen Grafen Hovi, der ihn bewog, die christlichen Geistlichen zu vertreiben und die Kirche zu schließen. Allein dieser Zustand dauerte nicht lange; Hovi fiel in Ungnade, der König wurde dem Evangelio geneigt und wandte sich selbst an Ansgar, der 856 persönlich ihm einen Besuch machte. Bei dieser Gelegenheit gelang es ihm, die Kirche in Schleswig fest und dauernd zu begründen und daneben noch eine christliche Colonie in dem wichtigen Hafenplatz Ripen anzulegen. Damit war die Einführung des Christenthums in Dänemark sicher gestellt.

Dasselbe gelang ihm in Schweden; Ardgar kehrte 852 von dort zurück, und die Mission war verwaist; daher entschloß sich Ansgar 861 selbst dorthin zu gehen; König Horich empfahl ihn auf's Dringendste und König

Ludwig ernannte ihn zu seinem Bevollmächtigten. Unter solchem Schutze konnte er in Schweden kräftig auftreten, und er bewirkte auf einer vom König Olaf abgehaltenen Volksversammlung, daß die Ausübung der christlichen Gottesverehrung freigegeben ward. Ein Neffe Gautberts, Erimbert erhielt die Leitung, und die neue Stiftung blieb ungestört.

So hatte Ansgar die Freude, die Aufgabe seines Lebens nach allen Seiten vollendet zu sehen; im Norden von Deutschland war durch die Gründung des Erzstiftes Hamburg-Bremen der Sieg des Christenthums entschieden, in Dänemark und Schweden ein fester und sicherer Grund gelegt. Werfen wir noch einen Blick auf sein Amtsleben als Bischof, so tritt uns eine große Uneigennützigkeit und Treue als hervorstechender Zug seines christlichen Charakters entgegen. Seine reichen Einkünfte verwendete er auf Gründung von Kirchen und Klöstern, Ausbildung von Missionaren, Loskaufung von Gefangenen und Wohlthaten an Arme. Jährlich besuchte er einen Theil seines riesigen Sprengels persönlich, und arbeitete auf Abschaffung der heidnischen Sitten und Rohheiten, namentlich der Leibeigenschaft. Unter seinen späteren Stiftungen zeichnen sich aus das Chorstift zu Bremen zur Bildung von Geistlichen und Missionaren und das St. Jürgenhospital ebendaselbst zur Pflege der Armen und Kranken. Die Gebeine seines großen Vorläufers in der nordischen Mission, Willehad, ließ er nach Bremen bringen, und schrieb bei dieser Gelegenheit auch das Leben dieses Mannes. Seine Ruhestunden brachte er in Gebet und religiösen Uebungen zu, wozu er sich eine einsame Zelle erbaut hatte, oder sich in eins der Klöster zurückzog. Sonst lebte er streng nach der Regel seines Ordens, und kasteite seinen Leib in Kleidung und Nahrung, ganz wie diese es bestimmt. Die letzten 2 Jahre verließ er Bremen nicht mehr; sein heißester Wunsch war den Märtyrertod zu sterben; und als er sich darüber ängstigte, daß er wohl solcher Ehre nicht werth sei, tröstete ihn darüber ein Traumgesicht. Die Kasteiungen und Strapazen im Dienste des Evangeliums hatten seinen Körper ermattet und sein Nervensystem so zerrüttet, daß er fast nie des Nachts schlafen konnte; in diesem Zustande, zu dem sich auch geistliche Anfechtungen gesellten, erfolgte sein Ende, zuletzt sanft und selig den 3. Februar 865, unter dem Gesange der Bußpsalmen, die seine Mönche um sein Bett auf seinen Wunsch anstimmten. Sein Nachfolger war sein Schüler und Liebling, Rimbert, der uns auch sein Leben beschrieben hat. Dieser hat ihn auch unter die Heiligen der römischen Kirche versetzt, sein Fest wurde besonders in Bremen sehr feierlich begangen, und selbst die Reformation ließ es nach Abstreifung des Unevangelischen als Erinnerungsfest an den großen Gottesmann stehen. In Bremen erhält außerdem sein Andenken die Ansgariikirche. Hamburg hat 1859 eine Ansgariikapelle erhalten. Dagegen haben daselbst der Schermarkt, Scharsteinweg, das Scharthor und die Scharkapelle ihren Namen nicht durch eine Verkürzung des Namens Anschar erhalten, sondern Schar, oder Schor heißt im Niederdeutschen die Küste, das Ufer. Für alle Zeiten aber lebt sein Andenken fort in seinem großen Werke; der christliche Norden Europas ist seine Schöpfung, soweit ein Mensch überhaupt schaffen kann.

Allerlei Denkstätten.

2. Regensburg.

(Fortsetzung.)

Da stehet im Süden der Stadt Regensburg ein mächtiger, alterthümlicher Gebäudecomplex; das ist das ehemalige St. Emmeram's Kloster, jetzt die Winterresidenz des Fürsten von Thurn und Taxis. St. Emmeram aber war auch ein alter deutscher Missionar, wenn er auch daneben ein etwas wunderlicher Heiliger gewesen ist. Die Zeit seines Wirkens fällt in die Mitte des 6. Jahrhunderts, also bald nach Sct. Ruperts Auftreten. Eigentlich war er Bischof der französischen Stadt Poitiers; da er aber einst von den vielen Heiden hörte, die damals noch in Pannonien, d. i. in der Gegend von Ungarn, lebten, litt es ihn nicht mehr in seinem Bisthum, er machte sich auf die Reise, um jenen slavischen Völkern das Evangelium zu predigen. Aber er sollte nicht bis zu ihnen kommen. Er wurde in Regensburg aufgehalten. Dort gab's auch nach Ruperts Thätigkeit noch viel zu thun; denn die rasch bekehrten Bayern bedurften noch sehr der festeren Gründung im christlichen Glauben und Leben. Das fühlte ihr damaliger Herzog, der auch Theodo hieß. Der bat den fremden Bischof, er möchte doch nicht nach Ungarn gehen, sondern, dieweil es bei den Bayern noch so viel zu thun gebe, lieber bei ihm bleiben. Und als sein Bitten nichts half, hielt er den Bischof sogar mit Gewalt fest, so daß dieser in solchem Liebeszwang schließlich den Finger Gottes erkannte und in Regensburg blieb.

Seine Wirksamkeit trug reiche Früchte. Er begoß und pflegte reichlich, was Sct. Rupert gepflanzt und das Christenthum gewann in kurzer Zeit einen festeren Stand. Aber kurz war auch die Zeit, die dem h. Emmeram in Regensburg zugemessen war. Er starb, als er nach drei Jahren eine Reise nach Rom angetreten hatte, nicht gar weit von Regensburg eines gewaltsamen Todes: Damit ging's aber ziemlich wunderlich zu.

Der Herzog Theodo hatte eine Tochter Namens Uta. Die war vom Sohne eines Hofbeamten zu Falle gebracht worden und fürchtete nun den Zorn ihres Vaters. In ihrer Seelenangst kam sie zum Bischof Emmeram und bekannte ihm ihre Sünde wider das heilige sechste Gebot. Der strafte sie und tröstete sie zwar mit väterlichen Worten und wies sie auf den Sünderheiland,

weil aber die Prinzessin dadurch noch nicht zum Frieden kam und immer noch vor dem Zorn und der Strafe ihres irdischen Vaters bangte, so sagte er ihr, sie möge nur, wenn der Vater zornig werde, ihn selbst, den Bischof, als den angeben, der sie verführt habe. Damit hoffte er, der Gefallenen und ihrem Buhlen das Leben zu retten. Aber es war sein Vorschlag doch eine Lüge, wenn man sie gleich in's Capitel der sogenannten frommen Lügen rechnet. Das machte die Lüge auch nicht besser, daß er zugleich einem seiner Geistlichen den wahren Thatbestand mittheilte, damit dieser zu rechter Zeit als Zeuge für seine Unschuld auftreten könne.

Die unselige Folge blieb nicht aus. Emmeram reiste bald nachher nach Rom, und nun gestand die Prinzessin ihrem Vater, daß sie gesündigt habe und daß sie vom Bischof selbst verführt worden sei. Der Herzog ward wüthend und kaum konnte man ihn verhindern, daß er die Tochter im Zorn niederstieß. Emmeram aber, der geflissentlich seine Reise nicht beschleunigte, um unterwegs noch abzuwarten, wie die Sache ablaufen werde, ward von einem Bruder der Geschändeten, der ihm alsbald nachgesetzt war, überfallen und trotz aller Betheuerung seiner Unschuld auf's grausamste umgebracht. Man band ihn an eine Leiter, sägte ihm erst die Hände, dann die Füße ab, dann schnitt man ihm Nase und Ohren ab und stach ihm die Augen aus. Unter unsäglichen Qualen und doch mit christlicher Geduld und Lobpreis Gottes starb er den 22. Septbr. 652. Das geschahe zu Helfendorf zwischen München und Rosenheim. Ueber der Marterstätte ward schon im folgenden Jahre eine Kirche gebaut. Denn kein Mensch glaubte, daß der Bischof wirklich die Schuld habe, die er auf sich genommen. Uns wird man es aber nicht verdenken können, wenn wir den Mann nicht mit den Katholiken unter die christlichen Märtyrer rechnen, sondern betonen, daß er durch seine „fromme Lüge" selbst die Ursache seines Todes geworden ist.

Das damalige Volk sah natürlich nicht auf die Lüge, sondern auf das weiche väterliche Herz, aus dem sie geflossen, und auf die großen Martern, die der Bischof erduldet hatte, und so geschah es denn, daß Emmeram bald als Heiliger verehrt ward. Noch vor Ablauf des Jahrhunderts entstand zu seinen Ehren in Regensburg das St. Emmeramskloster, dessen Abt später sogar Fürstenrang bekam. St. Emmeram selber hat an der Gründung dieses Klosters keinen Theil gehabt, wie denn auch nachher Abtei und Bisthum zwei getrennte Bereiche blieben. Das Bisthum aber ist in den alten Zeiten ein sehr bedeutendes gewesen. Bis in's zehnte Jahrhundert, wo das Bisthum Prag gegründet ward, gehörten die christlichen Gemeinden Böhmens, ja sogar Schlesiens zum Sprengel des Regensburger Bischofs.

Dem Ansehen des Bischofs von Regensburg entspricht auch der Regensburger Dom. Das ist ein mächtiggroßes Gebäude, vom Ende des 13. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts erbaut. Freilich steht es an Einheit und Reinheit des Stils dem Kölner Dom weit nach, denn es haben ältere und spätere Meister der gothischen Baukunst an ihm gearbeitet; auch wird jetzt noch zuviel an dem Aeußern des Gebäudes gebaut, als daß man einen rechten Gesammteindruck von demselben bekommen könnte. Endlich drängen sich auch hier, wie an so vielen Orten, die Menschenhäuser viel zu nahe um, ja an das Gotteshaus. Das Innere dagegen macht, wenn auch der Kunstverständige Manches daran auszusetzen hat, mit seinen weiten, hoch aufstrebenden drei Hallen einen mächtigen Eindruck. Mir wurde der Eindruck noch dadurch erhöht, daß ich durch diese Hallen den schönen Chorgesang des Priesterseminars — schöne kräftige Männerstimmen — tönen hörte. Leider konnte ich die lateinischen Worte nicht vernehmen; aber die einfache Majestät der Töne, die ich da gehört, werde ich nie vergessen. Doch will ich euch nicht damit aufhalten und euch lieber an eine Denkstätte führen, die uns an einen Regensburger Bischof erinnert, dessen auch unsere Kirche in Ehren gedenken kann.

Nachdem ich die weiten Hallen des Domes durchwandert war — ohne Andacht, behaupte ich, kann man das gar nicht in solch einer ehrfurchtgebietenden Kirche —, schickte ich mich zum Ausgange an. Da fesselte mich noch in der Nähe des Ausganges, an dem östlichen Ende des südlichen Seitenschiffes, ein schönes Denkmal, dem man's ansah, daß es der neueren Zeit angehöre. Es war das Denkmal eines Bischofs. Sonst findet man die Bischöfe auf solchen Denkmalen gemeiniglich abgebildet in der ganzen Pracht ihres Ornats, majestätisch dastehend, mit stattlichem Bischofsstabe in der Hand oder im Sarkophage liegend. Hier war es anders. Die etwas vom Alter gebeugte Gestalt des Bischofs sitzt auf einem Stuhle. Zwei Knaben stehen an seinen Knieen. Der eine hält das Evangelienbuch mit der Aufschrift: Evangelium Jesu Christi; der andere ein aufgeschlagenes Buch, in das der Bischof soeben die Worte geschrieben hat: Gott in Christo das Heil der sündigen Welt. Zwei andere Gestalten, wenn ich mich recht besinne, halten rechts den Hirtenstab und links das Kreuz. Der Bischof selbst ist ganz mit seinem Buche beschäftigt. Zu den Seiten zwei steinerne Leuchter und unten am Sockel — zwei Schnepfen. Leider habe ich auf die Schnepfen nicht geachtet, denn die Person des Denkmals zog mich zu mächtig an; aber ich glaube es gern, daß die beiden Schnepfen wirklich an dem Denkmal angebracht sind, wenn ich sie auch nicht beachtet habe. Die Schnepfen haben nämlich in dem Leben des Mannes, dem das Denkmal gilt, keine geringe Rolle gespielt und der König Ludwig von Bayern, der dem Bischof dies Denkmal hat setzen lassen, hat dafür gesorgt, daß sie nicht fehlten. Der Mann aber, den das Steinbild darstellt, ist der Bischof Johann Michael Sailer von Regens-

burg, ein Mann von großer Bedeutung, der zu seiner Zeit den Mittelpunkt bildete in der eigenthümlich evangelischen Bewegung, die sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts vieler katholischen Gemüther im Bayerlande bemächtigte, ein Mann mit ganzem, fröhlichem Christusglauben, der es zwar noch nicht bis dahin brachte, diesen Glauben dem Irrglauben seiner Kirche entschieden entgegenzusetzen, der ihn aber doch in Wort und Schrift so bekannt hat, wie er dort auf dem Denkmal in's Buch schreibt: „Gott in Christo, das Heil der sündigen Welt", während er die eigenthümlich-katholischen Lehren in den Hintergrund verwies. Die anderen bedeutenden Namen, die jener Bewegung angehörten, sind Michael Feneberg, Martin Boos und Johannes Goßner, der letztere uns Evangelischen am bekanntesten. Mehr oder minder hatte jeder der Vier sein Stücklein Märtyrerthum zu tragen, Sailer vielleicht am wenigsten; doch mag gerade er am meisten innerliche Kämpfe durchzumachen gehabt haben. Laßt mich von ihm einiges Einzelne erzählen; denn eine ganze Biographie des edlen Mannes kann ich euch nicht mittheilen.

Johann Michael Sailer war geboren am 17. November 1751 in dem Dorfe Aresing im Bisthum Augsburg. Seine Eltern waren arme, aber fromme Katholiken. Der Vater, ein Schuhmacher, hielt sich nach dem Sprüchlein: Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf, das ist der beste Lebenslauf; die Mutter war eine treffliche Erzählerin erbaulicher Geschichten. Das Kind genoß zuerst den Unterricht des Dorfschulmeisters und lernte beim Herrn Kaplan des Dorfes ein wenig Latein. Als aber der Knabe 10 Jahre alt war, fragte sich's, was er werden solle; denn, sollte er studiren, wie seine Lehrer meinten, so mußte er anderswo auf die Schule gebracht werden. Vom Studiren wollte der Vater aber nichts wissen. Dafür sei er nun einmal zu arm, meinte er. Aber der Zimmermeister im Dorf, der sein guter Freund war, meinte anders. „Ich bin ja auch nicht reicher als du, und mein Sohn studirt doch schon in München die sechste Schule. Künftige Ostern geht ihr, du und dein Sohn, mit mir nach München und da muß er ein Student werden; das Leben giebt der gute Gott, das Futter die guten Menschen."

Das gab den Ausschlag; auf Ostern machten sich die Drei auf nach München. Unterwegs machten sie einen kleinen Halt in Oberweilbach. Weil aber dort gerade Schnepfen feil waren, meinte der Zimmermeister, es wäre so übel nicht, wenn der Vater Sailer ein Paar kaufte und sie dem Schulmeister mitnähme, zu dem sie gehen wollten. Und als sie nun nach München kamen, besahe sich der Schulmeister Traunsteiner den kleinen Hans Michel, den ihm der Schuster aus Aresing brachte, und die Schnepfen, die er mitbrachte, besahe er auch, und die Schulmeisterin besahe auch schon im Geiste den Flachs, den die Schustersfrau ihr verheißen ließ, und nachdem man so Alles besehen hatte, blieb der kleine Sailer bei dem Schulmeister, um dort Wohnung und Aufsicht zu genießen. Ob's die Schnepfen gethan haben, weiß ich nicht; aber der Rath des Zimmermeisters war nicht schlecht, und wer weiß, wenn der liebe Gott die Sache mit den Schnepfen nicht regiert hätte, ob nicht der Hans Michel Sailer nur bis zum Schusterschemel gekommen wäre und hätt's nicht bis zum Bischofsstuhl gebracht — womit aber ja nicht gesagt sein soll, daß sich's nicht auch auf einem Schusterschemel ganz gut sitzt, ja manchmal noch viel besser als auf einem Bischofsstuhl.

So ausführlich kann ich euch aber nicht weiter erzählen vom Bischof Sailer. Ich wollt' euch nur das mit den Schnepfen auf dem Denkmal erklärt haben. Nun sorgte Gott der HErr weiter für Kost, Unterricht und geistliche Zucht.

(Fortsetzung folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

(*bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

*Dr. G. H. Zeller's Monatsbilder aus dem Naturreiche, für Freunde christlicher Naturanschauung gesammelt und geordnet von Karl Kübler, Reallehrer. 2 Bde., Stuttgart 1865, Steinkopf, 324 und 336 S. zus. 1 Thlr. 24 Gr.

Das ist ein ganz köstliches Buch für's Haus, insbesondere auch für die Jugend. Es ist zwar nichts ganz Neues; denn der wesentliche Inhalt dieser „Monatsbilder" hat auch in den Calwer Jugendblättern gestanden. Aber es ist gut, daß das, was dort verstreut gestanden hat, hier zusammen in 2 Büchern zu lesen ist, die noch mehr an den Mann gelangen können als ein Zeitblatt. G. H. Zeller, der langjährige Mitarbeiter der Jugendblätter, hat es meisterlich verstanden, die Jugend in's Leben der Natur blicken zu lassen und beweist in seinen Darstellungen besonders die Wahrheit, daß treue Christen die besten Naturfreunde sind. Aus seinen Aufsätzen und nach seinem Plane sind nun diese „Monatsbilder" vom Herausgeber zusammengestellt. Darin wird das Naturleben, sonderlich das deutsche, wie es sich in all seinen Theilen (Luft-, Mineral-, Pflanzen- und Thierreich) jeden Monat zu zeigen pflegt, durchgesprochen, und zwar so, daß man überall das christlich geschärfte Auge und das in seinem Gott vergnügte Herz spürt, mit dem Zeller die Natur durchwandert und seine Erfahrungen gesammelt hat. So bieten die beiden Bände, in denen das Aufschlagen durch ein ausführliches Register erleichtert wird, einen reichen Schatz von Belehrungen, die, das sei noch besonders betont, für's praktische Leben nicht ohne Nutzen bleiben werden. Große Vorkenntnisse erfordert das Buch nicht.

*Erzählungen von W. O. von Horn. Wiesbaden, Niedner. 1. Eroberung von Mexiko durch Fernando Cortez, 2. James Cook, Leben u. Thaten des weltberühmten Seefahrers und Weltumseglers, 3. Vier deutsche Heldinnen aus der Zeit der Befreiungskriege, 4. Deutsche Treue, zwei geschichtliche Darstellungen aus früheren Tagen, 5. Der Leibhusar.

Der Geschichten-Strom dieses unermüdlichen Erzählers ist noch nicht versiegt. Auch dies Jahr bietet er 5 Erzählungen, in bisheriger Frische mit reicher Beimischung von Belehrendem geschrieben. Auch diesmal Geschichtliches, oder doch geschichtlicher Hintergrund. Selbst das schon von Andern Erzählte (Mexico, Cook) läßt man sich gern von ihm noch einmal erzählen. Am wenigsten hat mir das Büchlein von den vier deutschen Heldinnen zugesagt. Und in der ersten der unter Nr. 4 genannten Geschichten wäre nicht nur eine Schilderung, sondern auch eine nüchterne Beurtheilung der Quäker-Sekte zu wünschen gewesen, damit die Jugend, für die Horns Schriftchen doch besonders berechnet sind, wisse, was sie vom Treiben der Quäker zu halten habe. In jedem Bändchen 4 gute Bilder.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 7. Dresden, den 12. Februar 1865.

Am Sonntage Septuagesimä.

Matth. 20, 1 — 16.

Dies Gleichniß des HErrn will, wo wir's recht verstehen sollen, mehr als eines in seinem Zusammenhang angesehen sein. Der reiche Jüngling war zum HErrn getreten mit der Frage: Was soll ich thun, daß ich das ewige Leben möge haben? Darauf hatte ihn der HErr geheißen das Seine zu verkaufen und es den Armen zu geben, zugleich aber hatte Er ihn aufgefordert, Ihm nachzufolgen. Das war nicht nach dem Sinn des armen reichen Menschen gewesen. Er hatte zwar Christi Jünger sein wollen; aber vor dem armseligen Leben bei Ihm hatte ihm gegraut. Seine vielen Güter hatten ihm die Augen geblendet, daß er das eine höchste Gut der Seligkeit nicht sahe, das man bei dem armseligen Heiland haben kann.

Daran knüpft nun der HErr das bekannte Wort vom Kameel und Nadelöhr und stellt damit die große Schwierigkeit vor, die es mit dem Eingang der Reichen in's Reich Gottes habe. Das erregt aber zuerst der Jünger Verwunderung: Je! wer kann denn selig werden? Sie fühlen's, daß das menschliche Herz auch die geringe Habe gern für einen Reichthum ansieht, durch den es sich leicht von der Nachfolge Christi abhalten läßt, und da — so meinen sie — sei's mit dem Seligwerden ein sehr schwierig Ding. Nun hätten sie sich wohl bei dem beruhigen können, was ihnen der HErr darauf erwidert: Bei den Menschen ist's unmöglich; aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Daraus hätten sie lernen sollen, sich an Gott den HErrn zu wenden mit der Bitte: Mach Du's recht Vielen möglich, Christo nachzufolgen, und räume Du selber Alles aus dem Wege, was sie an der Nachfolge Christi hindert. Sie hätten auch dabei bedenken sollen, wem sie's doch zu verdanken hatten, daß sie Christo nachgefolgt waren. Darauf verfallen sie aber nicht; sondern Petrus, der das Wort führt, hebt an und spricht: Siehe, wir haben Alles verlassen und sind Dir nachgefolget. Und dabei hat er das „Wir" ganz besonders betont, als wollte er sagen: Ja, wir sind doch ganz andere Leute als der reiche Jüngling, der eben betrübt davongegangen ist. Petrus siehet nicht darauf, daß sie *solchem* Meister überhaupt nachfolgen *durften*, daß sie vor Andern zu Ihm berufen worden waren, daß Der, dem alle Dinge möglich sind, auch ihnen diese Nachfolge erst möglich gemacht hatte, daß sie eigentlich fragen sollten: Was wird *Ihm* dafür. Statt dessen betont er, was *sie* gethan hätten, und fragt was *ihnen* dafür würde. Er kommt mir just vor wie die Kinder in den Heidenländern, die da meinen, sie müßten auch noch etwas dafür bekommen, wenn sie zu den Missionaren in die Schule gehen.

Deshalb hätte ihn nun der liebe HErr Christus gar ernstlich zurechtweisen können. Aber Er weiß gar wohl, wie schwer sich das sündige selbstsüchtige Menschenherz in die Grundregel des Gottesreiches finden kann, daß darin Alles aus Gnaden gehet und daß es eben darum ein Gnadenreich ist. Darum beantwortet Er ihm zunächst seine Frage und nennt ihm das, was Seinen Nachfolgern zu Theil werden solle, weist ihn auf die Herrlichkeit, die sie in der Wiedergeburt am jüngsten Tage empfahen würden, aber auch auf den leiblichen Segen, mit dem ihnen hier schon auf Erden das hundertfältig erstattet werde, was sie um Seinet willen gelassen hätten. Nachdem Er aber diesen Blick in den Schatz des Gnadenlohnes geöffnet, fährt Er fort: Aber Viele, die da sind die Ersten, werden die Letzten und die Letzten werden die Ersten sein. Damit will Er sagen: Wie es jetzt dem reichen Jüngling gegangen ist, der da meinte, er müsse ein Hauptrecht auf meine Nachfolge haben, weil er die Zehn Gebote alle gehalten haben wollte von seiner Jugend auf, und der doch dahinten geblieben ist, als ihm um seine vollen Beutel bange ward; so meint ihr jetzt, ihr seiet die Ersten, weil ihr Alles gelassen habt; aber es kann Mancher, der das jetzt meint, — und Judas hat das auch mit zu hören bekommen — doch noch ein Letzter werden, und kann Mancher, der noch weit dahinten stehet, ein Erster werden.

Damit aber diese Wahrheit Jedermann recht eingeschärfet werde, den Einen, die bei Zeiten für Christum gewonnen werden, zur Warnung vor Hochmuth, den Andern, die Ihm spät erst nachfolgen lernen, zum Troste, führt der HErr sie noch weiter aus im Gleichniß von den Arbeitern im Weinberge, an dessen Schluß Er ja auch die Wahrheit wiederholt, die Ihn zu dem Gleichnisse veranlaßt hatte. Und eben daß Er unser Gleichniß in die Worte eingefaßt hat, die 19, 30 und 20, 16 geschrieben stehen, zeigt deutlich, daß es Ihm darauf ankommt, diese Worte den Seinen recht anschaulich zu machen. Wenn wir das im Auge behalten und nicht darauf ausgehen, jeden einzelnen Zug des Gleichnisses, das ja der HErr doch selber nicht in's Einzelne ausgelegt hat, zu deuten, so werden wir wohl des HErrn Sinn am besten treffen.

In dem Himmelreiche, will Er sagen, das ich jetzt auf Erden anrichte, gehet es zu wie in einem Weinberge, in den der Hausvater zu verschiedenen Stunden Arbeiter ausschickt, die er gemiethet hat. Gott der HErr im Himmelreiche gewinnet auch den Einen früher, den Andern später für die Nachfolge Christi und für die Arbeit in Seinem Weinberge, sei's nun eine sonderliche Arbeit im heiligen Predigtamte, oder im Allgemeinen das „in Seinem Reiche unter Ihm Dienen", von dem schon Zacharias in seinem Lobgesang gesungen hat (Luc. 1, 74).

Der Weinbergsherr gewinnet die Leute nicht durch das Versprechen eines Lohnes, sondern Er bestimmt ihnen den Lohn nach Seiner Meinung, nachdem Er sie für die Arbeit gewonnen. Das siehet man deutlich an denen, die im Gleichniß um die dritte, sechste, neunte und elfte Stunde berufen werden. Der Hausvater locket sie nicht mit der Rede: Ihr sollt so und soviel bekommen; sondern er spricht: Gehet ihr auch hin, ich will euch geben, was recht ist. Und die, welche um die elfte Stunde gewonnen werden, weist er ganz besonders darauf hin, daß sie den ganzen Tag müßig verbracht haben und daß es für sie an der Zeit sei, auch etwas Rechtes anzugreifen. Es steht also bei der Arbeit im irdischen Gottesreiche nicht der aus Gnaden bestimmte Lohn im Vordergrunde; nicht ihn hat man zuvörderst anzusehen; sondern darauf hat man zu achten, daß man nicht ein Leben, in dem so viel für Gottes Reich gethan werden könnte, müßig vergeudet. Dadurch soll sich Jeder, der das Leben hat, antreiben lassen, daß er mit Freuden hingehe und mit Ernst und Eifer arbeite. Dabei mag sich Einer wohl bei seiner längeren oder kürzeren, bei seiner schwereren oder leichteren Arbeit durch den Blick auf den von Gott bestimmten Lohn stärken und ermuntern lassen; denn Gott hat ja Allen, selbst den um die elfte Stunde Berufenen vor dem Beginn der Arbeit von Seinem Lohn geredet: aber es soll doch nimmer gearbeitet werden um des Lohnes willen, sondern damit die sonst müßig verlebte Zeit in treuem Dienste des Weinbergsherren verarbeitet werde.

Da meint nun leicht Einer, weil ihm das Herz am Lohne hängt und weil er am Morgen seines Lebens im Weinberge Gottes zu arbeiten begonnen hat, er werde eines größeren Lohnes theilhaftig werden als des verheißenen Groschens. Er vergißt, daß er ja auch diesen Groschen nicht bekommen würde, wenn ihn der HErr hätte müßig stehen lassen, und dünkt sich, er sei unter den Arbeitern einer der Ersten, der auch beim Auszahlen besser fahren werde als die andern später Berufenen.

Dagegen stehen Andere nicht so lange in der Weinbergsarbeit, haben nur noch den kurzen Rest des bisher müssig verbrachten Lebens ihrem Gotte darzubringen, wissen von der Tages-Last und Hitze nichts; aber es ist ihnen eine Herzensfreude, daß sie jetzt doch auch mit arbeiten dürfen, und fühlen's, daß ihnen in den letzten verarbeiteten Stunden wohler um's Herz ist, als zuvor, da sie müßig am Markte gestanden und da sie ihr Tagewerk beschlossen haben würden ohne alles Thun, und darum ohne allen Lohn. Sie schauen nicht auf den Lohn, sondern auf die Gnade, die es nicht verachtet hat, sie für den Rest ihrer Tage noch in Dienst zu nehmen und auch ihnen zu verheißen, was ihnen recht ist.

Und wenn es nun an's Auszahlen des verheißenen Lohnes gehet, da wird Gott gar wunderlich verfahren. Da werden die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein. Die Ersten, die eben nur um den Lohn gearbeitet haben, die lohnsüchtig, aber nicht gnadendurstig gewesen sind, werden bei dem, was sie nunmehr verdient zu

haben meinen, doch keine wahre Befriedigung finden, sondern scheel sehen auf Gottes Güte, die doch auch ihnen widerfahren wäre, wenn sie dieser Güte zu Gefallen gearbeitet hätten. Nicht nur vor Andern, auch in ihren eigenen Augen werden sie darum als die Letzten erscheinen. Dagegen die Letzten, die nur auf die Gnade geschaut und sich gefreut haben, daß sie doch wenigstens noch „auf die Letzt" ihrem Weinbergsherrn dienen durften, werden in der That mit Gnaden behandelt werden und erstaunen über den Gnadenlohn, von dem sie sich sagen müssen: Den haben wir wahrlich nicht verdient. Sie werden die Ersten, die wenigen Auserwählten sein unter den Vielen, die doch alle aus Gnaden in den Weinberg Gottes berufen waren.

Nun ist damit freilich nicht gesagt, daß nicht Einer, der in der ersten Morgenstunde seines Lebens in die Weinbergsarbeit berufen ist, auch noch beim Auszahlen unter den Ersten erfunden werden könne. Der HErr meint nicht, daß Jeder, der frühe gedungen werde, ein lohnsüchtiger Arbeiter werden müsse. Aber größere Gefahr der Lohnsucht ist für ihn allerdings vorhanden. Und das mag auch in unsern Tagen recht fleißig betont werden. Da giebt's gar manche Seele, der ist unser Gleichniß zur Demüthigung erzählt. Sie hat von Kindesbeinen an im Weinberge gestanden. Sie hat vielleicht die Last und Hitze jener Tage getragen, da es noch eine Schmach war, zu den wenigen Frommen zu gehören. Aber was darf sie doch mehr rühmen, als daß ihr eben frühe Barmherzigkeit widerfahren ist und daß es ihr frühe vergönnt worden ist, dem gnädigen Weinbergsherrn zu dienen? Finge sie irgend an zu meinen, es müsse ihr ein besserer Lohn bereit sein als den Spät-Berufenen, so hätte sie ihren Lohn dahin und würde, wenn sie auch die allererste gewesen, doch als die letzte, als eine zwar berufene, aber nicht auserwählte Seele erfunden werden. Und wiederum giebts gar manche Seele, die hat lange trotz aller weltlichen und fleischlichen Vielgeschäftigkeit müßig gestanden und kommt sich nunmehr, da sie endlich im Weinberge arbeitet, so gar winzig klein und armselig vor gegen den und jenen alten Gottesknecht, der des Tages Last und Hitze getragen hat. Der ruft der HErr durch unser Gleichniß zu: Nur getrost, liebe Seele, ob lang oder kurz die Arbeit, arbeite nur fort in aller Einfalt, laß dich zwar immerhin stärken durch den Blick auf den auch dir verheißenen Lohn; aber bedenke, daß nicht nach der Stundenzahl der Lohn vertheilt wird, sondern daß der HErr eben die einfältige Treue ansieht, die keine größere Lust kennt, als nicht mehr müßig zu stehen und bei allem Dienen nur auf Gnade zu warten. Amen.

Hiernach magst du singen: Aus Gnaden soll ich selig werden u. s. w. Liedersegen Nr. 404.

Kapernaum.

Der Pilger hat gehört, daß die früher mitgetheilten Ansichten einzelner Stätten des heiligen Landes seinen Lesern Freude gemacht haben. Das darf er wohl als einen Fingerzeig ansehen, damit fortzufahren. Vielleicht daß er so im Laufe der Zeit die Leser an sämmtliche heilige Orte des Alten und Neuen Testamentes führen und ihnen das dort Geschehene in's Gedächtniß rufen kann.

Das kleine versteckte, aber liebliche Nazareth war der letzte Ort, den wir uns vorführten. Der nächste wichtige Ort, dessen wir in der Lebensgeschichte unseres Heilandes zu gedenken haben, ist Kapernaum, oder Kapharnaum, wie es hebräisch genannt worden ist.

Das war kein so verborgenes Oertchen wie Nazareth. Nach Matth. 4, 13 lag es an den Grenzen der Stammgebiete Zabulon (Sebulon) und Nephthalim (Naphthali) und zwar am Meer, d. i. nicht etwa am mittelländischen Meere, sondern am galiläischen Meere, das auch See Tiberias oder Genezareth heißt und von dem wir bald etwas Genaueres zu hören bekommen werden. In diesen See, der mehr lang als breit ist, fließt bekanntlich vom Norden, vom Libanon und Hermon her kommend, der Jordan hinein, und zwar an der Nordspitze des See's. Am westlichen Ufer des See's, etwa drei Stunden vom Einflusse des Jordan lag nun die Stadt Kapernaum.

Wie Nazareth wird dieselbe im ganzen alten Testamente und auch in den apokryphischen Büchern nicht erwähnt; möglich daher, daß sie erst nach der Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft entstanden oder doch da erst aufgeblüht ist. Allem Anschein nach ist sie anfangs nur ein Dorf gewesen, denn ihr Name bedeutet entweder Schöndorf, oder Trostdorf, oder Nahumsdorf. Was die einzig richtige Ableitung des Namens ist, wird sich nicht mehr angeben lassen; aber der erste Theil des Wortes („Kaphar") bedeutet nur ein Dorf, ja eigentlich nur eine Stätte, wo man Obdach findet.

Nun lag aber dies Dorf an der großen Handelsstraße, die von der reichen Stadt Damaskus her aus dem Innern Asiens heraus die Reisenden nach dem mittelländischen Meer führte, und ebenso mußten die Leute, welche von Norden her über Jerusalem oder andere Orte nach dem Süden reisten, die Gegend passiren, wo das Dorf lag. Es mögen daher Viele in dem anfangs unbedeutenden Dorfe Obdach gesucht haben und dadurch mag dasselbe bald zur belebten Stadt emporgeblüht sein.

Wo aber damals im heiligen Lande die großen Handelszüge (Karavanen) durchzogen, fehlte es nicht an Heiden. So ward denn Kapernaum vor anderen ein Ort, an dem

Die Trümmer von Kapernaum.

sich heidnisches und jüdisches Wesen mischten. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben auch die Römer, als das Land eine römische Provinz ward, eben wegen des großen Handelsverkehrs dort eine Hauptzolleinnahme eingerichtet und Juden, die sich dazu hergaben, bei dieser Einnahme angestellt. Solch ein Zolleinnehmer (Zöllner) von Kapernaum mag wohl der Evangelist Matthäus gewesen sein, der vormals Levi hieß. Zum Schutze der Zollstätte aber war eine militärische Besatzung nicht zu entbehren. Darum haben wir dort auch heidnische Soldaten zu suchen, und der fromme Hauptmann zu Kapernaum war einer.

Diese Stadt nun wählte sich der HErr zu „Seiner Stadt", wie sie Matth. 9, 1 heißt, d. h. zu der Stadt, in der er seine bleibende Wohnung aufschlug, von der aus Er Seine Reisen machte, in der Er, wie's jetzt in der Polizeisprache heißen würde, Seinen wesentlichen Aufenthalt hatte. Wie Johannes sich sein Bethabara, den Fährort, ausgesucht hatte, an dem Leute jedes Standes, jeder Nation, jedes Glaubens vorbei mußten, so machte auch der HErr Seine Hauptstation an einem Knotenpunkte des Verkehrs, und gewiß nicht ohne Absicht gerade an einem, der ihn reichlich mit Heiden wie mit Juden in Berührung bringen konnte. (Vgl. Matth. 4, 13—16 mit Jes. 9, 1—3.)

Kapernaum wird Ihm der Mittelpunkt Seines Wirkens in Galiläa, Seines Wunderthuns und Seines Lehrens. Dort lebte der Königische, an dessen Sohn Er Sein zweites Zeichen that (Joh. 4, 47—54.); dort heilt Er den gichtbrüchigen Knecht des heidnischen Hauptmanns (Matth. 8, 5—13.); dort treibt Er den Teufel aus einem Besessenen aus (Luc. 4, 33—35); dort macht Er die Schwiegermutter St. Petri gesund, der zwar aus Bethsaida gebürtig war, aber mit seinem Bruder Andreas in Kapernaum ansässig geworden zu sein scheint (Matth. 8, 14 ff.; Marc. 1, 29 ff.); dort decken sie Ihm das Dach über dem Kopfe ab, als sie den Gichtbrüchigen bringen, und Er vergiebt ihm die Sünden und heilt ihn (Marc. 2, 2 ff.); dort zahlt Er, weil Er sich zu den Einwohnern der Stadt zu zählen hat, den wunderbar gewonnenen Zinsgroschen (Matth. 17, 24—27.). Dort lehrt Er aber auch das Volk am Meeresufer (Marc. 2, 13.); dort geht Er an der Zollbude des Levi vorüber (Marc. 2, 14.); dort sitzt Er mit den Zöllnern und Sündern zu Tische in Seinem Hause (Marc. 2, 15.); dort predigt Er an den Sabbathen in der Schule, ohne Zweifel in der, die der heidnische Hauptmann gebaut hatte (Luc. 7, 5.), und Seine Rede war gewaltig (Luc. 4, 32.); dort hält Er auch die so sehr mißverstandene Predigt vom Brode des Lebens und vom Essen Seines Fleisches (Joh. 6, 24 ff.). Kurz, Kapernaum war ihm recht eigentlich ein liebes, wenn auch immer nur kurzes Daheim (Marc. 9, 33.) in Seinem rastlosen Wallfahrtsleben.

Nun möchtet ihr gewiß gerne sehen, wie das Kapernaum aussieht, darin „so große Dinge geschehen sind"

(Luc. 4, 23.). Ich kann euch aber nicht mehr zeigen als Trümmer, die uns zwar eine kleine Ahnung geben von der ehemaligen Blüthe der Stadt, die aber doch nichts weiter sind als Trümmer. Das macht das pünktlich eingetroffene Wort des HErrn (Matth. 11, 23. 24.): „Und du Kapernaum, die du bist erhoben bis an den Himmel, du wirst bis in die Hölle hinuntergestoßen werden. Denn so zu Sodoma die Thaten geschehen wären, die bei dir geschehen sind; sie stände noch heutiges Tages. Doch ich sage euch: Es wird der Sodomer Land erträglicher gehn am jüngsten Gericht, denn dir.“ Oder vielmehr: daran sind die Leute zu Kapernaum selbst schuld, die solches Wort des HErrn nöthig machten. Ja, die Stadt war dadurch, daß der HErr in ihr Seine großen Thaten that und so gewaltig predigte, bis an den Himmel erhoben; das war eine Herrlichkeit, die aller ihrer sonstigen Herrlichkeit die Krone aufsetzte. Aber sie ließ sich durch das reiche Maß der Güte Gottes, das ihr widerfuhr, nicht zur Buße leiten — und nun sind heutzutage ihre Trümmer eine schreckliche Mahnstimme für alle Orte, welche die Zeit nicht wahrnehmen, in welcher sie heimgesucht werden mit dem Worte des Lebens. Kaum erinnert noch der Name Tell Hum (Hum, der letzte Rest des Wortes Nahum) an die blühende Handelsstadt, die dort gestanden. Die Ufer des See's, die sonst so belebt waren, sind verödet. Nur die Berge rings umher und die lachende Aussicht auf den See sind noch vorhanden. Wann das Gericht über die Stadt hereingebrochen, ob schon in der Zeit des jüdischen Krieges, der mit der Zerstörung Jerusalems endete, oder erst als der Islam vom Morgen her vordrang, ist nicht bekannt. Aber es ist hereingebrochen, auch uns zur Mahnung. —

Allerlei Denkstätten.

2. Regensburg.

(Fortsetzung.)

Nachdem Sailer seine Zeit auf dem Gymnasium wohl zugebracht hatte, ging er 1770 nach Landsberg am Lech, wo er in das Noviziat des Jesuitenordens eintrat. So hatte er sich für die Theologie entschieden. Die Zeit, die er dort verlebte, bezeichnet er selbst als eine besonders schöne seines Lebens, in der sein inneres Leben mächtig zu knospen begann, nachdem er sich durch die Anfechtungen des zweifelnden Verstandes hindurchgerungen. Weil damit auch Andern geholfen werden könnte, will ich von dem, was Sailer selbst über seine Zweifel und deren Heilung berichtet, Folgendes mittheilen:

„Der vornehmste Zweifel, schreibt er, der meinen Glaubenslauf beunruhigte, war dieser: Du glaubst an Christus, weil Seine Apostel Ihn als den Sohn Gottes und Erlöser der *Welt* überall verkündigt haben — wie aber, wenn die *Apostel* selbst getäuscht, wieder getäuscht *hätten? Dieser an sich* nichts bedeutende Einwurf war *für mich vielbedeutend*, war ein schwerer Stein, der mir auf das Herz fiel und es fast erdrückt hätte, wenn mir nicht eine freundliche Hand ihn vorerst gelüftet und dann vollends zu Staube zermalmt hätte. Diese freundliche Hand war ein ehrwürdiger Missionar aus Indien, den ich in meine Seelen-, Geistes- und Gemüthsnoth blicken ließ. Seine Verfahrungsweise ist ein wahres Muster. Er hörte meine Klagen geduldig, bis ich ausgeredet hatte; jetzt aber, als wenn er meine Rede vergessen oder nicht geachtet hätte, führte er mich aus meiner Lebensgeschichte heraus und in die seinige hinein, und erzählte drei Stunden nach einander, was er auf der Reise nach Indien, in Indien selber und auf der Rückreise gesehen, erfahren, gethan, gelitten und wohl auch genossen hatte. Ich war ganz Ohr und vergaß meines Elends. Auf einmal, als wenn er zu einem unaufschiebbaren Geschäfte gerufen wäre, brach er ab, und indem er mir lächelnd die Hand drückte, hieß er mich nach drei Tagen wieder zu sich kommen. Ich ging und fand mich in Selbstvergessenheit, in die mich seine wunderbaren Erzählungen eingewiegt hatten, ruhiger. Nach drei Tagen fand ich mich zur bestimmten Stunde wieder ein bei meinem lieben Arzte, der mir noch räthselhafter schien als meine Krankheit. Doch beide Räthsel sollten bald gelöst sein. Wie ich die Thür seines Zimmers öffnete, ging er mir mit unnachahmlicher Heiterkeit des Blickes entgegen. Ich habe, sagte er, dir jüngst die Geschichte meiner Mission mitgetheilt: kannst du denn auch glauben, daß Alles, was ich dir erzählte, wahr sei?

Ich: Alles halte ich für wahr, und nicht das Geringste von Allem kann ich bezweifeln.

Er: Aber ich hätte dich ja doch täuschen können!

Ich: Ein Mann, der für Christus sein Leben so oft wagte, der für die Wahrheit des Evangeliums sein Vaterland verließ, der will nicht lügen, kann nicht täuschen wollen.

Er: Aber er kann selbst getäuscht sein.

Ich: Er kann auch nicht selbst getäuscht sein, denn er erzählt nur, was er selbst gesehen, selbst gehört, selbst gethan, selbst gelitten hatte.

Er: Aber vielleicht habe ich selbst absichtlich Einiges vergrößert, Anderes verkleinert, um in deinen Augen bedeutender zu erscheinen, als ich bin.

Ich: Dein gerades, offenes, bestimmtes Auge steht nicht zum krummen oder schiefen Worte.

Er: Also glaubst du meinem Worte, und glaubst deshalb meinem Worte, weil du mir genaue Kunde und reine Wahrheitsliebe zutraust?

Ich: Ich glaube deinem Worte und glaube deshalb deinem Worte, weil die Wissenschaft und Aufrichtigkeit des Zeugen, also das Vermögen und das Wollen, nur Wahres zu erzählen, dir innewohnt und innewohnen muß.

Er: Darf ich noch eine Frage an dich thun?

Ich: Mein Herz gehört dir an, warum nicht auch mein Wort?

Er: Wenn du mir, einem redlichen Manne, glaubst, der zwar Christ und Priester, auch von der Kirche als Apostel nach Indien gesandt, aber doch kein Petrus, kein Johannes, keiner von denen ist, die den HErrn gesehen, die am Pfingstfest den heiligen Geist empfangen, die Sein Wort als Zeugen, die den HErrn gesehen, gehört haben, in alle Welt ausgebreitet haben: solltest du diesen nicht glauben? Mir glauben und den Boten des HErrn nicht? Wie könntest du das?

Diese Frage, die er in einem überströmenden Flusse von Beredtsamkeit immer anders und anders zu wiederholen, auszumalen, zu steigern wußte, diese Frage war ein Donner, der die Tiefe meines Gemüths erschütterte, ein Blitz, der die dunkeln Straßen meines Geistes durchleuchtete. — Die Zweifel waren wie verschwunden." —

Als mit Aufhebung des Jesuitenordens (1773) auch die Anstalt desselben zu Landsberg aufhörte, ging Sailer nach Ingolstadt und studirte dort vier Jahre lang Theologie und Philosophie. An der dortigen Universität wurde er 1780 Professor der Dogmatik, mußte aber diese Stellung aus Gründen, die gleichfalls mit der Aufhebung des Jesuitenordens zusammenhiengen, bald wieder verlassen. In der Zeit des Wartens auf ein anderes Amt blieb er nicht müßig. Er beschäftigte sich schriftstellerisch, ward aber bald durch seine Schriftstellerei, namentlich durch ein „Gebetbuch für katholische Christen" eine Zielscheibe für die Angriffe des Unglaubens. Das Gebetbuch hatte nämlich auch bei den gläubigen Evangelischen Aufmerksamkeit erregt, und das war den Aufgeklärten jener Tage Grund genug, ihre Pfeile auch auf den katholischen Sailer zu richten. Doch dienten ihre Befehdungen nur dazu, die Glieder der evangelischen Kirche auf Sailer immer aufmerksamer zu machen.

Bald mußte er jedoch andere Angriffe erfahren, die auf seinen äußeren Lebensgang Einfluß übten. Er war 1784 Professor der Theologie an der Universität Dillingen geworden und hatte dort einen schönen geistigen Verkehr mit den Studirenden begonnen. Aber der Beifall, den die Evangelischen seinen Schriften gaben, die Weitherzigkeit, mit der er auch die Schriften evangelischer Christen (Lavater) den Seinen empfahl, die Vorliebe zur heiligen Schrift, aus der er die christliche Wahrheit zu begründen pflegte, — dies Alles machte ihn den strengen Katholiken auf's höchste verdächtig. Und weil damals gerade der politisch und kirchlich wirklich gefährliche Illuminatenorden (eine extrafeine Sorte Freimaurer) von der bayrischen Regierung in Untersuchung genommen ward, so steckte man den armen Sailer mit diesem grundstürzenden Orden, der Christum zum Prediger allgemeiner Freiheit und Gleichheit machte, in einen Topf und brachte es, trotz aller seiner Vertheidigungen, so weit, daß er 1794 von seiner Professur abgesetzt wurde.

Die unfreiwillige Feierzeit, die nun für ihn folgte, brachte er zum großen Theile bei seinem Freunde, dem Pfarrer Feneberg, einem Glaubens- und Gesinnungsgenossen, zu. In dessen Hause ward er zum ersten Male mit dem Pfarrer Martin Boos bekannt. Das war ein Mann, der in der Erkenntniß evangelischer Wahrheit noch weiter vorgedrungen war als Sailer. In seinen verschiedenen Gemeinden hatte der HErr durch seinen Dienst wunderbar lebensfrische Erweckungen hervorgerufen, die zwar nicht ganz frei von Sonderbarkeiten waren, aber doch an der evangelischen Grundlehre, von der Sündenvergebung aus Gnaden nicht aus den Werken, mit Nachdruck festhielten.*) Durch den Verkehr mit ihm und seinen „Erweckten" ward auch Sailern dieser süße Kern der ganzen Schriftwahrheit immer schmackhafter, bis ihm endlich durch Gottes Gnade das zur völligen ungezweifelten Gewißheit ward, was er dort auf dem Denkmal in's Buch schreibt: Gott in Christo, das Heil der sündigen Welt.

Als aber über Boos und seine Freunde die unvermeidliche Verfolgung ausbrach, von deren Einzelheiten wir hier nicht berichten können, stand Sailer mit seinem nüchternen Rath und seiner Mahnung zur Behutsamkeit ihnen treulich zur Seite, ja er bot sogar dem auch in Oesterreich verfolgten Boos seine Wohnung als letzte Zufluchtsstätte an.

Mit dem neuen Jahrhundert tritt zunächst im äußerlichen Leben Sailers eine Wendung ein. Er ward, nachdem ein neuer Landesherr sein Regiment angetreten, zum Professor an der Universität Ingolstadt berufen. Dort und in Landshut, wohin die Universität bald verlegt ward, blieb er bis zum Jahre 1821 in gesegneter Thätigkeit. Diese Zeit mag wohl die Glanzperiode seines Lebens genannt werden. Als Professor und Universitätsprediger wirkte er unter den Studirenden aller Facultäten; von weit her kamen junge Leute nach Landshut gezogen, um ihn zu hören. An Berufungen nach auswärts, die er sämmtlich ausschlug, fehlte es nicht. Aber eben dadurch, daß er wieder Arbeiter im Dienst seiner Kirche geworden war, ward er, der von vornherein nicht die Festigkeit eines Boos gehabt hatte, immer näher nach Rom zurückgetrieben, mit dem er ja überhaupt nicht entschieden gebrochen hatte. Während er vorher auf dem besten Wege war, der evangelischen Wahrheit die Ehre zu geben, wird er jetzt wiederum je mehr und mehr ein bewußtes Glied seiner Kirche, obschon er noch immer fortfährt, deren Irrthümer nicht als etwas hauptsächlich Wichtiges zu betonen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wie ihm zum ersten Male diese Wahrheit zu Herzen gedrungen ist, davon erzählt Boos selbst Folgendes: „Ich sagte einmal zu einer sehr demüthigen und innigen Seele, die ich im Krankenbette besuchte: Aber Sie werden doch recht ruhig und selig sterben? Sie fragte mich: Warum denn? Ich: Weil Sie so fromm und heilig gelebt haben. Der Kranke lächelte über meine Worte und sagte: Wenn ich im Vertrauen auf meine Frömmigkeit hinstürbe, so wüßte ich gewiß, daß ich verdammt würde. Aber auf Jesum, meinen Heiland, kann ich getrost sterben. Dies Wort aus dem Munde einer kreuzvollen, im Rufe der Heiligkeit stehenden Seele öffnete mir zuerst die Augen. Ich erblickte Christum für uns, frohlockte wie Abraham, als er Seinen Tag sahe."

Aus dem Leben des seligen Daniel Elsner.

Zu Peterswaldau, einer gräflich Stollbergischen Besitzung in Schlesien, starb am 12. November vorigen Jahres ein gottseliger Greis im hohen Alter von beinahe 89 Jahren, der den Pilgerlesern bekannt zu werden verdient, wenn sie ihn nicht schon kennen. Daniel Elsner war sein Name.

Daniels Eltern, fromme Webersleute aus der sächsischen Lausitz, waren etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts des besseren Verdienstes wegen aus ihrer Heimath nach Berlin ausgewandert. Dort ward ihnen, unter elf Kindern das neunte, am 12. Januar 1776 ein Sohn geschenkt, den sie Daniel nannten. Wie das Kind von seinen Eltern in strenge christliche Zucht genommen ward, davon sollt ihr etwas zu hören bekommen, wenn ihr den Mann kennen gelernt haben werdet.

Anfangs mußte der Kleine dem Vater am Spulrad helfen. Später lernte er im Hause seines ältesten Bruders die Kammmacherei und das Barbieren. Schon als zehnjähriger Knabe benutzte er die schulfreie Zeit dazu, die ärme-

ren Kunden seines Bruders zu bedienen und so ein paar Groschen zu seiner Erhaltung mit beizutragen.

Durch der Eltern Gebet und Zucht, auch durch den treuen Confirmations-Unterricht des Consistorialraths Silberschlag ward dem jungen, leicht obenausfahrenden Burschen ein Stachel in's Herz gedrückt, der sich mächtig regte, so oft er die Wege des Herrn zu verlassen im Begriff stand. Einmal war er sogar nahe daran, ohne seiner Eltern Zustimmen in ein Husarenregiment einzutreten, für welches allerlei junge müßige Leute angeworben wurden. Aber der Herr hielt ihn.

Als im Jahre 1794 die alte Mutter bedenklich krank ward, in einer Zeit, wo auch der schwach gewordene Vater am Webstuhl nichts mehr verdienen konnte, war es den zwei älteren Brüdern Daniels ein großes Anliegen, wie sie den jüngeren Bruder, der Gottes Wort genugsam kannte, aber sich noch nicht recht unter seine Zucht beugen wollte, so versorgen könnten, daß auch seiner Seele dabei geholfen würde. Daniel war damals erst neunzehn Jahre alt.

Da kam man im Familienrathe auf den Gedanken, ihn mit einer frommen Verwandten aus der Schwägerschaft des einen Bruders zu verheirathen Der junge Mensch ließ sich leiten und am 31. August 1794 ward er mit seiner „Christel", die sieben oder acht Jahre älter war als er, getraut. Der HErr hatte ihm in ihr einen rechten Schatz geschenkt. Sie ward durch Gottes Gnade das Werkzeug zu seiner völligen Einkehr und Umkehr. Zwanzig Jahre lang ist sie ihm eine treue Gehilfin gewesen zur Seligkeit.

Die Ehe war eine vielfach bewegte, nicht nur dadurch, daß ihnen der HErr Kinder gab und nahm, sondern auch durch die Wege, die Er im äußerlichen Leben mit dem jungen Ehemanne ging. Nach der Verheirathung gab Daniel Elsner zunächst das Barbieren auf und trieb mit mehreren Gesellen die Weberei. Später wendete er sich, weil das besser lohnte, zur Kammacherei. Als aber nach der Schlacht bei Jena 1806 alles Geschäftsleben in's Stocken gerieth, wagte es der brodlose Familienvater im Namen des Herrn, in ein Schullehrer-Seminar einzutreten, um nach kurzer Vorbereitung den Unterhalt der Seinigen im Schulamte erwerben zu können. Der HErr segnete sein Beginnen. Es währte nicht lange, so ward ihm der Unterricht der zahlreichen Soldatenwaisen anvertraut, die es damals in Berlin gab, und wieder nach wenigen Monaten konnte man ihm eine Religionslehrerstelle mit monatlich 10 Thlr. Gehalt zuweisen, die ihm noch Zeit ließ, sich durch eine Nebenarbeit andere 10 Thlr. monatlich zu verdienen. So war nach kurzer Zeit über Erwarten ihm und den Seinen geholfen. Christel hatte inzwischen den Hebammendienst erlernt und auch eine Anstellung gefunden.

Der HErr schien ihn aber für eine andere Thätigkeit aufbehalten zu haben. Denn als er kurze Zeit nachher nahe daran war, eine einträglichere Lehrerstelle zu bekommen, trug ihm ein Kaufmann, dem der Buchführer entlaufen war, unter sehr annehmbaren Bedingungen die erledigte Buchführerstelle an, die er auch annahm und 14 Jahr verwaltete. Das gute Leben aber, das er bei geringer Arbeit in dieser Stelle genoß, schien ihm für seinen inwendigen Menschen nicht heilsam. Daher trat er im Jahre 1809 als Buchhalter und Aufseher in eine große Spinnerei ein.

In dieser Stellung nahm ihm im Jahre 1814 der HErr seine treue Christel. Bald fühlte er, daß er für seine jüngeren Kinder eine neue Mutter brauchte. Die ward ihm auch gegeben in einer gottseligen Wittwe, die ihm zu seiner Kinderschaar noch zwei hinzubrachte. Hätte er nun in seiner Buchhalterei bleiben können, so würde es auch für diesen Zuwachs Brods genug gegeben haben. Aber kurze Zeit nachher ging die Spinnerei ein und der arme Mann war plötzlich ohne Nahrung.

Da war guter Rath theuer; aber der HErr half auch hier. Eben war Elsner wieder nahe daran, in ein Schulamt einzutreten, so erhörte der HErr noch sein gläubiges Gebet: „Stecke mich nur in ein Winkelchen, in welchem ich Dir am wenigsten verderben kann." Der Herr Graf zu Dohna auf Hermsdorf bei Dresden, der unsern Daniel kennen gelernt hatte, empfahl ihn seinem Schwiegervater, dem regierenden Grafen zu Stollberg-Wernigerode, der sich in Peterswaldau in Schlesien aufhielt, zum Privatsecretär. Dort in Peterswaldau ist nun Dan. Elsner, nur mit Unterbrechung einiger Jahre, in welchen er zu Glatz der Buchführer einer Weber- und Spinner-Unterstützungsanstalt war, bis an sein seliges Ende geblieben. Von den Gliedern der Erlauchten Familie, der er diente, hat er bis an's Ende seines Lebens ein reiches Maß von Liebe erfahren dürfen.

Neben der Arbeit, die ihm sein Amt bot, hat er seine Zeit insbesondere der Verbreitung von erbaulichen Büchern und Tractaten gewidmet, wie er denn viele Jahre hindurch einer der Geschäftsführer des christlichen Vereins im nördlichen Deutschland gewesen ist. Selbst als vom Jahre 1831 an der graue Staar sich bei ihm ausbildete, setzte er noch lange — zuletzt gar mit hölzernen Federn schreibend — in ungebeugter Heiterkeit die ihm liebgewordene und auch reich gesegnete Thätigkeit fort, bis er sie zuletzt in die Hände treuer Gehilfinnen und Gehilfen legen mußte. Seine zweite Gattin Marie ward im Jahre 1855 durch einen seligen Tod heimgerufen. Ihre und seine treue Pflegerin, Rosalie Senft, geb. Liepold aus Gnadenfrei, ward ihm bald nachher eine dritte Ehegehilfin. Als die beiden getraut wurden, zählte das Brautpaar zusammen 150 Jahre. Auch sie hat ihm mit treuer Geschäftigkeit gedient, bis sie ihm am 6. Jan. 1861 voranging.

Die letzten Jahre seines Lebens waren schwere Jahre. Wie seit lange seine Augen ganz dunkel geworden waren, so schwand auch immermehr die Kraft seines Geistes, sonderlich seines Gedächtnisses. „Zusehends machte ihn der Heiland in der letzten schweren Zeit je mehr und mehr zum Kind, zum Staub und zum Nichts; er wußte nichts; er hatte nichts als die Zuversicht: Er läßt mich nicht um Seines Namens, um Seiner Arbeit willen.

Am Morgen des 12. Nov. vorigen Jahres früh 8 Uhr gefiel es dem HErrn, ihn sanft und selig aus der Zeit abzurufen. Er schlief ein wie ein Müder nach vollbrachter Arbeit. Seiner Wallfahrt waren 88 Jahre 10 Monate. Sonntag den 20. Nov. wurde sein Leichnam in Gnadenfrei zu Ruhe bestattet. (Elsner war sechs Jahre vorher in die ihm theuer gewordene Brüdergemeinde aufgenommen worden.)

„Der selige Bruder war ein Held in Israel, ein Lehrer, der Viele zur Gerechtigkeit gewiesen. Ohne ein bestimmtes Amt, nicht aber ohne Beruf vom HErrn ist er Vielen weit und breit viel gewesen für die Ewigkeit." So schreibt einer seiner Freude am Schlusse eines schon im Jahre 1860 von Elsner selbst aufgesetzten Lebenslaufes, der nach Elsners Tode gedruckt worden ist und aus dem der Pilger diese Mittheilungen entnommen hat. Auch dem seligen Pilgerverleger Justus Christian Naumann ist Elsner ein lieber Freund gewesen. Bis an Naumanns Ende haben die beiden gottseligen Alten mit einander Briefe gewechselt und

aus der ihnen immer fremder werdenden Zeit heraus sich zusammen gesehnt nach der ewigen Heimath.

Wer die bei Justus Naumann erschienene Erzählung, der kleine Daniel, vom lieben Pastor Behr in Heynitz kennt, der kennt auch schon ein Stück von Elsners Familiengeschichte. Denn jener „kleine Daniel" war ein Kind unsers Elsner.

Nun aber zum Schluß noch ein Stück aus Elsners eigner Kindheit und zwar mit seinen eignen Worten, wie er es selbst in dem zum Besten des Rettungshauses in Ober-Peilau herausgekommenen Lebenslaufe (Lebenslauf des am 12. November 1864 in Peterswaldau selig heimgegangenen Bruders Joh. Georg Daniel Elsner, Langenbielau 1864, 22 S.) erzählt hat.

„Wie in meinen beiden Eltern Gesetz und Evangelium sich auf eine für meine Erziehung höchst vortheilhafte Weise vereinigten, das möge hier eine Geschichte aus meiner Kindheit zeigen: Ich mochte etwa 6 Jahr alt sein, als ein vielleicht 2 Jahr älterer Nachbarssohn mir einen Ring zeigte, den er vom Plundermatz, wie man den Lumpensammler nannte, erworben hatte. Ich wünschte mir auch ein solches Kleinod, bat also die Mutter, daß sie mir doch so viel Lappen geben möchte, als zu diesem Tauschhandel erforderlich seien; worauf ich jedoch die Antwort erhielt, daß sie das nicht könne, weil sie die Lappen zur Ausbesserung der schadhaften Kleidungsstücke und die hiezu nicht mehr tauglichen als Zunder zum Feuerzeuge gebrauche; überhaupt bedürfe ich auch eines so überflüssigen Dinges gar nicht. Als ich diesen Bescheid meinem Verführer hinterbrachte, wußte derselbe bald anderen Rath zu schaffen. Er schlug mir vor, daß wenn wir die Strohstöpsel, womit beim dritten Nachbar die beiden Kellerlöcher zugestopft waren, um das Eindringen des Schnees zu verhindern, herausnähmen, so würde die Emballage davon so viel betragen, daß der beabsichtigte Zweck erreicht werde. Ich erschrak bei diesem Anerbieten, weil ich deutlich das Unrecht fühlte, sich fremden Eigenthums zu bemächtigen; allein mein Spießgeselle, der mehr Dreistigkeit als ich besaß, lachte dazu und sagte: „Wenn's weiter nichts ist," dann legte er sogleich die Hand an's Werk, zog die großen Propfen heraus, schüttelte das eingewickelte Stroh weg und trug die durchlöcherte grobe Emballage zum Plundermatz, bekam auch wirklich dafür den weißbleiernen Ring, in welchem sich ein Rubin von rothem böhmischen Glase befand, den ich dann bei meiner Rückkunft zum Spielwerk in den Kasten legte. Da ich nun öfter einen Blick nach meinem verborgenen Schatze thun mußte, so wurde die Mutter aufmerksam, und der Ring wurde entdeckt, eben so bald auch die Art und Weise, wie ich dazu gekommen. Als der Vater nun den ganzen Hergang der Sache mit Schrecken erfahren hatte, zögerte er auch nicht, sich sein ihm immer nahes Strafwerkzeug zu holen, und mich auf eine Weise zu züchtigen, welche man nach den heutigen Begriffen grausam nennen würde. Damit hielt er die Sache aber keineswegs für abgethan, denn als rechtschaffenes Mitglied der Commune, glaubte er sich gegen die Obrigkeit verpflichtet, nicht nur Anzeige von einem solchen Frevel zu machen, sondern auch auf Abbüßung desselben anzutragen, damit so einem angehenden Verbrecher gesteuert werde. Die Mutter erhielt also die Weisung, den gottlosen Knaben zum benachbarten Polizei-Commissarius zu bringen, damit er denselben arretire und zur wohlverdienten Strafe dem Gericht überliefere. Die Mutter, welcher schon während der väterlichen Execution das Herz mehr als gebrochen sein mochte, zog nun, unter einem Strom von Thränen, ihre Pelzjacke an, um dem beginnenden Dieb dem Arm der Gerechtigkeit zu weiterer gesetzlicher Strafe zu übergeben. „Wie wär's denn Vater," sagte sie, „wenn wir die That dem Pathen Wendler zuvor anzeigten, denn er ist ja der Bestohlene, und hörten, was er dazu sagt?" Der Vater entgegnete: „Meinetwegen." Ich mußte also die Mutter die Treppe hinauf begleiten, da derselbe seine Wohnung über der unsrigen hatte; er war mein Taufpathe und hatte nach seiner sanften christlichen Weise und Art mich nie anders als freundlich und liebhabend behandelt. Als wir nun hereintraten, und er uns beiden ansehen mochte, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müsse, fragte er uns ganz erstaunt nach der Ursache unsers ungewöhnlichen Kommens, konnte aber lange nichts Befriedigendes erfahren, denn die häufigen Thränen der Mutter hinderten jeden Vortrag und nur allmählich erfuhr er den Zusammenhang des Criminal-Verbrechens, nebst dem ihr gewordenen Auftrag, mich zu gebührender Strafe in der Obrigkeit Hände abzuliefern, wenn nicht etwa durch seinen Rath oder gar durch seine Verzeihung meiner schweren Sünde gegen das 7. Gebot noch ein weniger schwerer Weg gefunden werden könne. Der in seinem Innern auch auf's tiefste ergriffene Pathe Wendler wäre vielleicht mit seinem Troste eher bei der Hand gewesen, wenn er nicht den Ernst, mit welchem die Eltern die Sache behandelten, wahrgenommen und respectirt hätte, weshalb er mir denn auch nicht nur seinen Schmerz über die sträfliche That, sondern auch die möglichen Folgen derselben so nachdrücklich auszumalen versuchte, als er es nur vermochte, jedoch eine weitere Procedur mit mir nicht nöthig fand, weil er hoffe und glaube, daß der Geist Gottes mich lebenslänglich daran erinnern und mich vor solcher und ähnlicher Uebertretung der göttlichen Gebote behüten würde, wenn ich nicht aufhörte, mit ihm und meinen betrübten Eltern darum fleißig zu bitten. Weil ich ihm dies jetzt mit zerknirschtem Herzen versprechen konnte, versicherte er mich seiner Vergebung, und entließ mich mit den liebreichsten Warnungen. Damit war auch mein Vater, wenn auch nicht völlig beruhigt, doch zufrieden. Allein die Mutter hatte noch etwas Wichtigeres zu thun, wozu sie weiter keinen sichtbaren Zeugen bedurfte, als ihr Schmerzenskind, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen. Als der Mittag vorüber und Jeder wieder an seiner Arbeit war, gab sie mir unmerklicher Weise einen Wink, ihr zu folgen. Es ging in eine obere Kammer, wo unsre Gesellenbetten standen. Vor einem derselben kniete sie nieder, und ich vor einem andern, und nun fing sie an, mit dem Heiland in einer Weise zu reden, die ich nur als ein Ringen und ein dem Himmelreich Gewalt anthun, bezeichnen kann, denn ihre Zudringlichkeit zu ihrem alleinigen Helfer und Retter wurde immer heftiger, und ich glaube, daß es kaum möglich ist, dem barmherzigen und mitleidigen Herrn den Zustand eines armen Kindes kräftiger an's Herz zu legen, als sie es in dieser Trübsal gethan. Unter andern brach sie auch in die Worte aus: „Allerliebster Heiland, wenn es nicht möglich ist, den Daniel auf eine andere Weise zu retten, so führe ihn über Rad und Galgen, nur laß seine Seele nicht."

Diesen Vorgang aus meiner Kindheit habe ich so umständlich erzählt, weil er mir einen Eindruck gemacht, den ich lebenslang nicht vergessen werde."

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 8. Dresden, den 19. Februar 1865.

Am Sonntage Sexagesimä.

Luc. 8, 4—15.

Es ist gar eine feine Ordnung unserer Kirche, daß sie ihren Gliedern, ehe sie in der Passions- und Osterzeit aufs Neue die Predigt vom Leiden, Sterben und Auferstehen des HErrn Christus erschallen läßt, das Evangelium vom Säemann und vom viererlei Acker an das Herz legt. Ein Unterricht über das Anhören des göttlichen Wortes überhaupt muß ja die Seelen am besten zubereiten zum rechten Anhören dessen, was uns die Predigt vom Gekreuzigten und Auferstandenen bietet. Wer sich diesen Unterricht recht zu Herzen nimmt, der wird auch in der Passions- und Osterzeit ein rechter Hörer werden und an dem werden die Predigten dieser heiligen Zeit nicht verloren sein.

„Vom viererlei Acker", so hat man unser Gleichniß gemeiniglich genannt und redet danach wohl auch von viererlei Herzen, die's mit dem gehörten Worte zu thun haben. Denn daß unter dem Acker die Herzen der Menschen in der Welt zu verstehen seien, ist so einleuchtend, daß es auch der HErr JEsus in Seiner Deutung des Gleichnisses nicht besonders erwähnt hat. Eigentlich hätte Er nur von zweierlei Acker zu reden brauchen, nämlich vom unfruchtbaren und vom fruchtbaren; weil es Ihm aber in Seiner großen Heilandsliebe darauf ankommt, uns nicht nur die Unfruchtbarkeit des Ackers, sondern auch die mancherlei Gründe dieser Unfruchtbarkeit vorzustellen, damit unser Keiner unfruchtbar bliebe, sondern Jeder fruchtbar würde, beschreibet er uns die unfruchtbaren Aecker ausführlicher und theilt sie in drei Klassen. Beim fruchtbaren Acker aber hat Er das nicht nöthig. Da ist einer wie der andere; da giebt's nur eine Klasse.

Mit dem hartgetretenen und unruhvollen Wege beschreibt Er uns zuerst die harten, von allerlei Zerstreuung umgebenen Herzen, auf die das Wort zwar auch gelegt wird, auf die es aber doch keinen Eindruck macht. Der HErr weiß von diesen Herzen weiter nichts zu sagen, als daß sie das Wort hören. Ueber das Hören hinaus kommt's bei ihnen nicht. Daraus mag man erkennen, daß das bloße Hören der Predigt nicht ausreicht, wenn es auch nicht fehlen darf. Solche Herzen, die bloß hören, findet man ebenso unter den Weltkindern, die ab und zu einmal in die Kirche kommen, wie unter den Gewohnheitschristen, die alle Sonntage zur Predigt kommen. Beide machen sich mit der eigentlichen Aufnahme des Wortes in's Herz ebenso wenig zu schaffen, wie der harte Weg mit der Aufnahme des Samenkorns. Und wie auf dem harten Wege die Samenkörnlein, die unbedeckt liegen bleiben, bald eine Beute der Vögel werden, so kommt

auch zu ſolchen Herzen der Teufel und nimmt das nur auf ihnen, aber noch nicht in ihnen liegende Wort von ihnen hinweg, ſo daß ſie nicht glauben, und weil ſie nicht glauben, auch nicht ſelig werden. Am liebſten hinderte dieſer alte böſe Feind ohne Zweifel das Säen; da er aber das nicht kann, ſo hindert er zum mindeſten, daß die Predigt Wurzel faſſe. Und das thut er nach ſeiner Art durch Eingeben von ablenkenden Gedanken. Er hält uns bisweilen auch bei einem Worte der Predigt feſt; aber dann iſt's gewiß ein Wort, das uns gerade nicht trifft. Und ſo bringt er uns um die Worte, die uns treffen könnten. Oder er richtet die Gedanken auf etwas, was mit der Predigt gar nicht in Zuſammenhang ſteht, und da ſind dann fünf Minuten verträumt im Gotteshauſe, ehe man's gewahr wird. Damit begeht er aber einen gar großen Diebſtahl. Er kennt den Zuſammenhang von Predigt, Glauben und Seligkeit gar wohl. So ſtiehlt er die Predigt, oder ein Stück derſelben vom Herzen weg, um dadurch den Leuten den Glauben und die Seligkeit zu ſtehlen. Mag's nun immerhin ſein, daß Viele nicht glauben, daß das der Teufel thue, ſo wollen wir doch nicht geſcheuter ſein, als hier in unſerm Texte der HErr Chriſtus, der klar und deutlich vom Teufel redet, und lieber darauf bedacht ſein, daß der Teufel nicht etwa die Körnlein der göttlichen Predigt bei uns auf einem wegeharten Herzen finde. Daß der Diebſtahl geſchieht, von dem der HErr hier redet — und das iſt ja die Hauptſache — das werden ſelbſt die nicht zu leugnen wagen, die gern den Teufel ganz abſchaffen oder ihn doch von der Schandthat freiſprechen möchten, deren der HErr Chriſtus ihn hier zeiht.

Es giebt aber auch Herzen, die ſind ſcheinbar beſſere Aecker, ja, Mancher iſt geneigt, ſie auf den erſten Blick für recht gute Aecker zu halten. Gleichwohl, wie die erſte Klaſſe von Aeckern das Samenkorn nicht einmal bis zum Keimen und zum Halme bringt, ſo bringen ſie den Halm nicht bis zur Aehre. Etliches fiel auch auf den Fels, d. i. nicht blos auf einen harten Boden — ſonſt hätte der HErr hier nur wiederholt, was Er bereits vom Wege geſagt hatte — ſondern auf Felsland, da unter einer dünnen Erddecke hartes Geſtein verborgen iſt. Solch Land wird leichter durchfeuchtet und leichter durchwärmt; darum auch in ihm der Same ſchnell aufgeht; aber es kann ebenſo leicht die wenige Erde von der Sonne ausgetrocknet werden. Mit ſolchem Boden werden die verglichen, die, wenn ſie es hören, das Wort mit Freuden annehmen. Da geht's alſo ein Stück über das Hören hinaus, bis zum Annehmen. Der Same des Worts wird ein wenig zugeſcharrt mit Betrachtung und Gebet. Man freut ſich über die ſchöne, nein, ſogar über die erbauliche Predigt, über den lehrreichen Text, über die Fülle von Gedanken, die drin liegt. Man will „ſich das geſagt ſein laſſen". Aber dieſe Freude und Bereitwilligkeit iſt noch kein genügendes Kennzeichen eines fruchtreichen Hörens. Denn die kleine Wurzel, die das Wort ſchlagen will, ſtößt bald auf den harten, eigenwilligen alten Menſchen, der ihrem weiteren Vordringen wehrt. Eine Zeit lang, ſo lange noch der Boden das rechte Maß von Feuchtigkeit und Wärme hat, wird von ſolchem Herzen geglaubt; wenn aber die Hitze der Anfechtung auf das Herz brennt, wenn die Welt anfängt, des neuen Gläubigen zu ſpotten, dann fallen ſie ab. Sie reden mit Unmuth davon, wie doch ihr Glaube umſonſt geweſen ſei und ihnen nichts als Nachtheil eingebracht habe — darum fallen ſie lieber ab vom Glauben und ſomit von ihrer Seligkeit. — Was iſt's doch nun uns Menſchenkindern ſchon für ein trauriger Anblick, wenn wir ein Pflänzchen ſehen, das welk worden iſt und ſich umgelegt hat. Und was für Betrübniß muß da erſt unſer lieber HErr haben, wenn Er das lebenskräftige Pflänzchen ſeines Wortes in ſo vielen Herzen — vielleicht auch in unſern — ſo bald welken und ſich umlegen ſieht! — —

Das im Herzen gekeimte Samenkorn kann verderbt werden, daß es nur zum Halme und nicht zur Aehre kommt; aber auch das bereits zur Aehre gediehene kann noch zu Schanden gemacht und um die Frucht in der Aehre gebracht werden. Das geſchiehet in dem dornenreichen Acker. Darunter haben wir uns nicht einen Acker zu denken, in welchem die Dornen zur Zeit des Säens bereits groß gewachſen ſind; aber doch einen, in welchem der Same zu allerlei Dorngeſtrüpp bereits verborgen liegt. Solch ein Acker iſt das Herz gar oft, wenn das Wort Gottes darauf geſäet wird. Da liegt in ihm zugleich viel Dornenſame; der geht mit auf, ja oft beſſer als der gute Same. Unkraut verdirbt nicht, aber es verderbt. Sorgen, Reichthum und Wolluſt dieſes Lebens entziehen dem aufwachſenden Halme mit ſeiner Aehre Sonne und Luft, alſo daß ſich in ihm kein rechtes nährendes Körnlein ausbilden kann. Und von unten beengen ſie mit ihren dicken Wurzeln den Boden, darin der Halm ſteht und bringen ihn um den Saft, der zum Wachsthum nöthig iſt. Sie „gehen hin", ſagt der HErr von ihnen; ſie nehmen das Wort wirklich mit hinein in's Leben; aber in ein Leben, in dem von vorn herein die Gottespflanze ſo zu ſagen nicht zu Athem kommen kann Sorgen, Reichthum und Wolluſt umgeben ſie ringsumher Das dauert bisweilen eine gute Zeit, ſo daß Niemand recht klug wird, was man von ſolchen Leuten zu halten habe. Aber mit der Zeit meinen ſolche Leute, man dürfe es in dem und jenem Stücke nicht gar ſo ſtreng nehmen. Der Reichthum will ja benutzt ſein. Die Wolluſt wird zum erlaubten Vergnügen geſtempelt. Die Sorge muß Sorgſamkeit heißen. Da ſteht dann wohl das Wort, das ſie gehört haben, noch mitten unter den Dornen; aber es nimmt ſich kläglich aus, und der Schnitter braucht

sich nicht erst die Mühe des Schneidens zu nehmen, denn es ist taub. —

Das sind die unfruchtbaren Aecker. Der Werth, den sie vor dem HErrn haben, ist bei allen dreien gleich — sie sind eben alle drei unfruchtbar. Welcher am ehesten noch fruchtbar gemacht werden könnte, das wollen wir nicht untersuchen; aber daß der HErr es ist, der allein den harten Weg aufreißen, den Felsboden zertrümmeln, die Dornen gründlich ausreuten und daraus gutes fruchtbares Land machen kann, das wollen wir betonen und uns dadurch zu dem Gebet ermuntern lassen:

Oeffn' uns die Ohren und das Herz,
Daß wir das Wort recht fassen,
In Lieb' und Leid, in Freud' und Schmerz
Es aus der Acht nicht lassen;
Daß wir nicht Hörer nur allein
Des Wortes, sondern Thäter sein,
Frucht hundertfältig bringen.

Ach, hilf, Herr, daß wir werden gleich
Allhie dem guten Lande,
Und sein an guten Werken reich
In unserm Amt und Stande,
Viel Früchte bringen in Geduld,
Bewahren Deine Lehr' und Huld
In feinem, guten Herzen.

(Aus dem Liede: Wir Menschen sind zu dem, o Gott ꝛc. von Dav. Denicke, † 1680.)

Vom guten Lande sagt der HErr nur, daß der Same darin aufging und hundertfältige Frucht trug. Das sind die, bei denen auf das Hören das Behalten und zwar ein Behalten nicht blos im Gedächtniß, sondern in einem feinen, guten Herzen folgt; die sind's, deren Herz weder wegehart, noch von Felsengrund, noch voll Dornensamen ist, sondern so weich, daß das Wort aufgenommen, und doch wiederum so fest und tief, daß es festgehalten werden kann. Die bringen dann Frucht. Man spürt's an ihrem Glauben und Leben, daß das Wort bei ihnen eine gute Statt gefunden hat. Wie vielfältige Frucht — das hängt, wie bei den Fruchtähren, von der Gelegenheit ab, die der HErr ihnen giebt. Aber ohne Frucht kann solch Herz nicht bleiben. Das Wort, wo's nur in's rechte Land fällt, kann nicht leer wiederkommen. „Geduld" aber ist auch hierbei noth; denn die Frucht wird nicht über Nacht in die Aehren kommen; durch Regen und Hitze will sie gezeitigt werden. Da gilt's aushalten mit aller Treue. —

Wie steht's nun unter uns, bei dir, mein Lieber? Wohl ist's wahr, daß zu verschiedenen Zeiten die eine Art von Acker besonders vorgeherrscht hat. Aber es ist auch wahr, daß zu keiner Zeit irgend eine Art von Acker gänzlich gefehlt hat. Und fändest du's nun übel bestellt bei dir, o so laß es doch ja nicht am Gebet zu dem fehlen, der Ackersmann und Säemann zugleich sein will und der dich längst hätte bereiten können, wenn du's von Ihm begehrt hättest. Ständ's aber gut bei dir, (es wäre ja doch möglich) dann vergiß wiederum nicht, daß nicht deine Hand, sondern Seine den Acker bereitet hat. Amen.

Allerlei Denkstätten.

2. Regensburg.

(Schluß.)

Trotz der Wendung, die Sailer gemacht hatte, trug der Papst Bedenken, den „mystischen" Mann zum Bischof von Augsburg zu bestätigen, als er im Jahre 1818 für dies Amt erwählt ward. Deshalb hielt Sailer eine öffentliche Erklärung über seine katholische Rechtgläubigkeit und über seinen unveränderten Gehorsam gegen den Papst für nöthig. Er schrieb darin, daß er der heiligen katholischen apostolischen römischen Kirche mit der Pietät eines Sohnes, mit dem Glauben eines wahren Christen und mit der Wissenschaft und Einsicht eines katholischen Theologen anhange — ein Bekenntniß, das er 25 Jahre früher ohne Zweifel in einer weniger bestimmten Form ausgesprochen haben würde.

Nun ging es mit seiner Beförderung besser als bisher, zumal ihm auch der König Ludwig von Bayern besonders geneigt war. Im Jahre nach jener Erklärung ward er Domcapitular zu Regensburg, im Jahre darauf Generalvicar und Coadjutor des Bischofs von Regensburg mit der bestimmten Aussicht auf die Nachfolge im Bischofsamte. Diesmal ward er vom Papste ohne Schwierigkeit bestätigt. „Die Pflichten seines neuen Amtes erfüllte er mit großem Eifer, durch zahlreiche Visitationsreisen überzeugte er sich selbst vom Stand des religiösen Lebens bei Geistlichen und Gemeinden, viel Sorgfalt widmete er der Schule, die Geistlichen suchte er durch regelmäßige Zusammenkünfte enger zu verbinden, und durch vielfachen mündlichen Verkehr selbst in nahe Beziehungen zu ihnen zu treten."

Im August 1829 folgte er seinem Vorgänger als Bischof von Regensburg. Aber nicht ganz drei Jahre nur führte er den Hirtenstab. Am 20. Mai 1832 ward er nach kurzer Krankheit heimgerufen. Er war 80 und ein halbes Jahr alt geworden. Das Bisthum hatte er seinem langjährigen Freunde Wittmann, dem Subregens am Regensburger Priesterseminar übergeben. Derselbe würde es in Sailers Geiste verwaltet haben. Aber ehe die päpstliche Bestätigung ankam, starb auch er. Als er die Nähe seines Todes fühlte, ließ er sich auf die Erde betten, ein Crucifix vor sich hinstellen und sagte: „Ich

bin ein Christ, ich will unter dem Kreuze sterben." Im nördlichen Seitenschiff des Regensburger Doms ist sein Grabmal; er liegt da im Sarkophag unter einem Crucifix, die Hände zum Beten zusammengelegt; dabei die Inschrift: Ich sterbe unter dem Kreuze.

Bekannter noch als dieser ältere Freund Sailers ist einer seiner Schüler und jüngeren Freunde geworden. Ich meine den Fürstbischof von Breslau, Melchior von Diepenbrock. Die Art und Weise, wie er und Sailer sich zuerst begegneten, ist zu bezeichnend für Sailers ganze herzgewinnende Persönlichkeit und für die Gewalt, die er über die Seelen ausübte, als daß ich davon schweigen könnte. Der junge Diepenbrock, aus Bocholt in Westphalen stammend, war ein reich begabter Mensch, aber überaus unstäten Geistes. Mit seiner Ungebundenheit machte er seinen Eltern viele Noth. In der militärischen Laufbahn, die er wiederholt betrat, weil sie seinem unruhigem Geiste noch am meisten zusagen mochte, that er auch nicht gut. Als er wegen eines Subordinationsfehlers Festungsstrafe zu erwarten hatte, begehrte er seine Entlassung. Sein Leben war ein zerfahrenes. Sogar mit dem Gedanken an Selbstmord oder Auswanderung nach Amerika ängstigte er eine Zeit lang die Seinen. Darauf trieb er bunt durcheinander alles Mögliche, Jagd, Landwirthschaft, Poesie, wissenschaftliche Studien, aber ohne Plan und Ziel. Nun machte im Jahre 1817 Sailer einen Besuch in jener Gegend und ward auch in der Diepenbrock'schen Familie eingeführt. Melchior wollte aber nichts von ihm wissen, er ging ihm aus dem Wege und als er mit Mühe bewogen worden war, bei Tische zu erscheinen, hielt er sich doch dem geistlichen Gaste ziemlich fern, so daß dieser nicht an ihn kommen konnte. Da, als die Mahlzeit ziemlich zu Ende war, stand Sailer plötzlich auf, nahte sich ihm und sagte, indem er ihn freundlich unter den Arm nahm: „Lieber Melchior, wollen wir nicht ein wenig zusammen spazieren gehen?" Melchior folgte stillschweigend und wie willenlos. Sie gingen kaum eine halbe Stunde miteinander. Niemand hat erfahren, was sie mit einander geredet. Aber Melchior war seitdem ein anderer Mensch. Am folgenden Tage ging er seit lange zum ersten Male zur Beichte und zur Communion. Eine wunderbare Sehnsucht nach dem geistlichen Vater, der ihm in Sailer zugeführt worden, litt ihn nicht lange mehr zu Hause. Er folgte ihm nach Landshut, um in Sailers Nähe Cameralia zu studieren. Schon zwei Jahre nachher entschied er sich für den geistlichen Beruf und seit 1823, wo er die Priesterweihe empfing, lebte er ganz in Sailers Haus, als dessen anderes Ich. Er war zugleich Sailers Sohn, Freund und Amtsgehilfe. Er war auch Zeuge seines Todes. Von ihrem lieblichen Verkehr mit einander berichtet ein Augenzeuge unter Anderem Folgendes: „Es geschah einmal während unserer Anwesenheit, daß eine kleine Verstimmung zwischen Beide trat. Wir hatten schon während des Mittagsessens den leisen Mißklang herausgefühlt, der bis zum Abendtische sich noch gesteigert zu haben schien. Sailer sah traurig, Diepenbrock vollkommen unglücklich aus, als letzterer plötzlich vom Tische aufsprang, mit raschen Schritten auf Sailer losging und diesen, indem er ihm um den Hals fiel, mit tiefer Rührung und wirklicher Zerknirschung um Verzeihung seines Ungestüms bat. Wie glücklich war Sailer, und wie gern verzieh er! Laß nie, mein Sohn, sprach er, einen Schatten des Mißtrauens zwischen uns treten, laß wenigstens die Sonne nicht über ihm untergehen. Wir Beide gehören zusammen, Gott selbst hat uns zusammengeführt. Nun war plötzlich Alles gut. Diepenbrock ging schnell von dem tiefsten Trübsinn in die allerheiterste, glücklichste Stimmung über".

So viel aus Sailers Leben, an den das schöne Denkmal im Regensburger Dom erinnert. Ich meinte, an dergleichen Zügen müßte sich auch ein Evangelischer von ganzem Herzen erfreuen. Aber ich muß euch bei jenem Denkmal noch eins erzählen, was mich nicht eben sehr erfreut hat. Als ich eben im Begriff war, von dem Denkmal hinwegzugehen, nahte sich demselben ein junger Mensch, von 16, 17 Jahren, der zuvor an einem in der Nähe befindlichen Altare seine Reverenz gemacht hatte. Er beugte vor dem Bilde des Bischofs seine Kniee in der Weise, wie's die Katholiken zu thun pflegen, wenn sie an einem Altar vorbeigehen, trat näher an das Bild heran und streichelte, ja küßte wohl gar — ich konnte es nicht so genau erkennen — das Knie des Steinbildes. Hätte nun das irgend Jemand gethan, an dem der Bischof Sailer ein Werkzeug zur Bekehrung geworden, wie etwa der junge Melchior von Diepenbrock, so würde ich, wenn auch nicht die Kniebeugung, doch die streichelnde Zärtlichkeit erklärlich gefunden haben; aber der blutjunge Mensch konnte den im Jahre 1832 verstorbenen Bischof gar nicht persönlich gekannt und nichts von seinem geistlichen Einfluß erfahren haben. So schien er eben in Unwissenheit diesem wie andern Bildern seine Verehrung erweisen zu wollen, ohne darnach zu fragen, ob der, den das Bild vorstellte, nur überhaupt ein kirchlich anerkannter Heiliger wäre oder nicht. Auch an dem Grabmal von Sailers Nachfolger, Wittmann, waren deutliche Spuren solcher Verehrung zu sehen; denn es war nicht allein über die aufgehobenen Hände des steinernen Bischofs ein Kranz gesteckt, sondern auch Gesicht und Hände, namentlich der Ring, trugen deutliche Spuren des Streichelns oder Küssens; sie waren auffallend geschwärzt. Das that mir recht wehe, so schnell, mußte ich denken, macht sich das katholische Volk seine Heiligen und behandelt selbst die als Heilige, die mit solch einer Verehrung gerade am wenigsten einverstanden gewesen wären.

3. München.

Noch am selben Abend fuhr ich nach München. Ich wollte eigentlich die kunstreiche Residenzstadt Bayerns gar nicht berühren, weil ich mir sagte, daß sie mir zuviel für einen einzigen Tag zu sehen gäbe und weil es eigentlich nicht in meinem Plane lag, den großen Städten viel Aufmerksamkeit zu schenken. Da ich aber auf das Dampfschiff, das mich nach dem alten Ingolstadt bringen konnte, zu lange hätte warten müssen, zog ich den Weg nach München vor und setzte mich darüber hinweg, daß es eigentlich unrecht sei, diese Stadt nur im Fluge zu berühren. Die Bahn von Regensburg nach München führt an der Stadt Landshut vorbei, wo Sailer so lange wirkte. Den Thurm der dortigen St. Martinskirche, den drittgrößten in der ganzen Welt (er ist 454 Fuß hoch), sieht man weithin ragen. Später kommt man an der Stadt Freisingen vorüber. Das ist auch ein denkwürdiger Ort, einer der ältesten deutschen Bischofssitze. Bereits um 280 soll dort eine christliche Kirche gebaut worden sein. Dort lebte und lehrte im Anfang des achten Jahrhunderts der Missionar Corbinianus, ein geborner Franzose, der nach längerem Einsiedlerleben vom Papste zum Missionswerke ausgesandt und in Bayern vom Herzog Grimoald förmlich aufgegriffen und festgenommen wurde, damit er der jungen bayrischen Kirche dienen und vorstehen möchte. Am 8. September 730 ist er gestorben und seine Gebeine liegen im Dome zu Freisingen begraben. Eine „uralte Corbiniansslinde", die er gepflanzt haben soll und deren Stamm neun Mann kaum umfassen, erinnert noch heute an ihn. Auch das nahegelegene Benediktinerkloster Weihenstephan, das jetzt weltlichen Zwecken dient, verdankt seine Entstehung einer Zelle, die Corbinian im Jahre 724 dort erbaute.

Was die Stadt München selbst betrifft, so gehören die meisten Herrlichkeiten derselben der neueren Zeit an. Wohl enthält die Stadt prachtvolle Kirchen im Baustyle der verschiedenen Jahrhunderte, aber sie sind nur zum kleinsten Theile in den Jahrhunderten entstanden, in denen ihr Baustyl üblich war. Sie sind spätere, obschon meist sehr gelungene Nachbildungen älterer Bauten, so daß man, wenn man von einer zur andern wandert, sich schnell in trefflichen Mustern die ganze Geschichte der kirchlichen Baukunst veranschaulichen kann.

Am merkwürdigsten in dieser Beziehung ist unter den neuern Kirchen Münchens die dem heil. Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, geweihte sogenannte Basilika; denn sie ist mit großer Pracht ganz in der Weise der ältesten christlichen Kirchen des Abendlandes gebaut, wie sich dieselben aus der altheidnischen Gerichtshalle (Basilika) entwickelt haben. Was in der Pfingstnummer des vorigen Jahres auf S. 157 abgebildet ist, giebt am besten ein Bild dieser Kirche. Ihre Pracht will ich jetzt nicht zergliedern, auch von den vielen Inschriften und christlichen Sinnbildern und Bildern, mit denen sie geschmückt, will ich nicht in's Einzelne reden. Nur das will ich erwähnen, daß mich's ungemein überrascht hat, wie schön sich in den weiten Hallen, die doch nicht überwölbt sind, der Ton der menschlichen Stimme ausnimmt. Da nur die Seitenschiffe mit flachen Decken gedeckt sind und man im Mittelschiff gar nur in das (freilich schön verzierte) Sparrwerk hinaufblickt, hatte ich mir immer nicht denken können, wie sich solche große holzbedeckte Räume zur Abhaltung von Gottesdiensten eignen könnten. Als ich aber die Kirche besuchte, ward gerade eine katholische Leichenfeier darin gehalten und kaum habe ich in irgend einer Kirche die (noch dazu lateinischen) Worte des am Altare singenden Geistlichen, wie die Worte der Sänger auf dem Chore so deutlich verstanden, wie in diesen weiten Hallen. So ist wohl auch kein Zweifel, daß das von der Kanzel gepredigte Wort in allen Theilen der Kirche hörbar ist, obwohl die Kanzel nicht an dem Orte steht, von welchem aus man in den alten Basiliken zu predigen pflegte. Da sprach nämlich der Bischof von seinem am äußersten Ost-Ende des Gebäudes stehenden Stuhle aus, während hier die bewegliche Kanzel für gewöhnlich im Seitenschiffe steht und für den Zweck der Predigt auf ein Paar Schienen, wie auf einer kleinen Eisenbahn, bis an die Grenze des Mittelschiffs vorgeschoben wird. Auch das stattliche Geläut dieser Kirche ist auf eigenthümliche Weise angebracht. Es hängt nicht in einem die Kirche überragenden oder neben die Kirche gebauten Thurme, sondern in fensterartigen Oeffnungen einer großen starken Hochwand, die an der Ostseite der Kirche errichtet ist, so daß man lange suchen muß, wo doch eigentlich der Glockenklang herkomme.

Obwohl nun aber in dieser Kirche durch köstliche Bilder, die die oberen Wände des Hauptschiffes zieren, die Lebensgeschichte des heiligen Bonifacius trefflich veranschaulicht ist, kann man sie doch nicht wohl eine Denkstätte nennen, da sie erst im Jahre 1850 vollendet ist. Wir wollen uns daher nicht zu lange bei ihr aufhalten und lieber nach dem weit älteren Dom zu unserer lieben Frauen (der Frauenkirche) wandern. Der ist am Ende des 15. Jahrhunderts in spätgothischem Style aus Backsteinen aufgeführt. Die beiden Thürme sind nicht fertig geworden und darum mit zwei sehr unschönen Mützen gedeckt. Im Innern, das nicht lange erst wiederhergestellt ist, hat sie drei gleich hohe Schiffe. Als ich sie besuchte, ward sie durch den frischen Birkenschmuck, mit dem sie vom gestrigen Frohnleichnamstage her noch prangte, sehr gehoben. Außerdem zieren viel schöne Kirchenfahnen das stattliche Haus, Fahnen, die von Innungen und Vereinen gestiftet sind, darunter auch schon eine — von den Packträgern. Auch eine im Türkenkriege erbeutete Fahne hängt an einer Säule.

Diese Kirche werden wir mit Recht zu den Denkstätten rechnen können, denn sie enthält, außer zahlreichen

Ludwig der Bayer, † 1347.

kostbaren Grabmälern der Bischöfe von München-Freising, auch das Grabdenkmal eines deutschen Kaisers, das Ludwigs des IV., der in der Geschichte gewöhnlich der Bayer genannt wird.

Das Grabmal selbst, so pracht- und werthvoll es sein mag, macht keinen besonderen Eindruck. Es besteht aus schwarzem Marmor und dunkeln Erzfiguren, unter denen vier an den Ecken knieende Ritter am meisten in die Augen fallen. Auch ist es ein Erzeugniß späterer Kunst, da es erst im Anfang des 17. Jahrhunderts ausgeführt worden ist, aber es erinnert doch, zumal durch seine Stellung im Hauptschiff der Kirche, Jedermann daran, daß hier keine unbedeutende Person, sondern ein Kaiser, oder wir wollen lieber sagen, ein deutscher König begraben liege; denn mit Ludwigs römischer Kaiserwürde stand's ziemlich übel.

Ludwigs Leben bildet zwar keinen besonders erfreulichen Abschnitt der deutschen Geschichte, aber es enthält doch Züge, die der Mittheilung werth sind und im Gedächtniß des deutschen Volkes aufbewahrt werden müssen. Er lebte etwa 300 Jahre vor der Errichtung seines Denkmals, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, und war, ehe er deutscher König wurde, nur Herzog von Oberbayern.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Allgemeine Betrachtungen.

Da wir im Begriff sind, unsere Darstellung der Zeitereignisse nebst Betrachtung derselben nach Ablauf des Jahres 1864 versprochenermaßen wieder zu beginnen, werden unsere lieben Leser es uns zu Gute halten, daß wir einige einleitende Bemerkungen vorausschicken. Es ist eine wunderliche Zeit, und nicht so leicht, sich darein zu finden. Alle Mächte der Welt versichern ihre aufrichtige Neigung Frieden zu halten, und eine große allgemeine Störung desselben ist nicht vorkommen, so trübe die Aussichten auch am Schlusse des Jahres 1863 waren. Wir wollen auch nicht bezweifeln, daß es einem jeden Machthaber ein Ernst mit der Versicherung seiner Friedensliebe ist, denn daß keiner große Lust hat einen Krieg zu beginnen, ist an sich schon wahrscheinlich, weil ein solcher alle die mit großer Kunst aufgebauten und aufrecht erhaltenen Verhältnisse des geselligen und geschäftlichen Lebens auf's Fürchterlichste zerrütten würde. Unsere Staaten bestehen nur durch eine äußerst künstliche Finanzverwaltung, die Steuerkräfte sind auf's allerhöchste angespannt, und um solchen Anforderungen Genüge leisten zu können, müssen Handel und Gewerbthätigkeit nicht nur in gewohntem Gange erhalten, sondern es müssen ihnen auch nothwendig Mittel geboten und Wege eröffnet werden, sich immer weiter auszubreiten und für neue Anstrengungen Kräfte zu gewinnen. Der größte Theil des werbenden (im Umlauf befindlichen) und steuertragenden Vermögens besteht jetzt aus Actien, Staatspapieren u. drgl., der Werth desselben übersteigt bereits weit den des festen Grundbesitzes und des Metallvorraths; ein allgemeiner Krieg würde eine völlige Entwerthung dieser Papiere herbeiführen, und die Steuerkraft des Landes gerade in dem Augenblicke auf's Aeußerste herabdrücken, wo es des Geldes am nöthigsten bedürfte. Das sehen die Lenker der Staatsschiffe wohl ein, und scheuen sich daher ein solches allgemeines Unglück herbeizuführen. Wenn selbst in den sogenannten Friedenszeiten die Ausgaben die Einnahmen fast allenthalben überstiegen, und beinahe mit jedem neuen Staatshaushaltplane neue Anleihen gemacht werden mußten, wie soll das in Kriegszeiten werden? Freilich ist es ein bewaffneter Friede, der ebenso viel, wo nicht mehr Geld kostet, als ein kurzer Krieg; aber immerhin wird doch die Steuerkraft der Länder nicht vernichtet, wenn auch riesenmäßig angestrengt. Ein Krieg aber würde ein Börsenerdbeben sein, das alle diese künstlichen Wohlstandsverhältnisse unbarmherzig vernichtete. Es wäre wohl denkbar, daß nach einem solchen Umsturze naturgemäßere Verhältnisse sich wieder anbahnten, aber der Umsturz selbst würde ein so colossaler, aller Berechnung spottender sein, das man es keinem Staatsmann verdenken kann, wenn er die Verantwortung scheut, den ersten Anstoß zu dieser gewaltsamen Wendung der Dinge zu geben. Abenteurer, die nichts zu verlieren haben, wie Garibaldi und Genossen, mögen wühlen und einen Zusammenstoß herbeiführen wollen; das muß man aber einem besonnenen Staatsmanne nicht zumuthen, der ein Gewissen im Leibe und einen Begriff von seiner Verantwortlichkeit hat.

Wie kommt es denn nun aber, daß trotz dieser nicht erheuchelten, sondern wirklichen Friedensliebe der Staatslenker doch kein recht sicherer und ununterbrochener Friede sich herstellen läßt, und wir von Fehden und Schlachten mehr als je zu berichten haben; ja daß wir sagen müssen, es ist noch lange keine Aussicht auf Ruhe, und jeden Augenblick kann ein allgemeiner Krieg ausbrechen? Darüber

wollen wir uns mit den lieben Lesern verständigen, und es ist so schwer nicht, den Grund zu finden, wenn auch von gewisser Seite her alles aufgeboten wird, dem Volke darüber die Augen zu blenden. Es ist dies nämlich eine nothwendige Folge des in unserem Staatsleben eingerissenen Parteienwesens, und dieses wieder eine Folge der Art der Volksvertretung, wie sie bei uns beliebt worden ist. Volksvertretung ist ja an sich eine gute Sache und eine uralt deutsche Einrichtung. Aber die alte Volksvertretung, wie sie noch in England sich behauptet, und zu der Macht dieses Staates wesentlich beigetragen hat, schloß sich an die natürliche Gliederung des Volkes in Stände an; die verschiedenen Stände und Körperschaften sandten ihre Vertreter ins Parlament, und diese hatten die Pflicht, auf die Rechte und Vortheile ihrer Absender zu halten. Der Regent, als ein wesentlicher Theil des Volkes, nebst den Vertretern aller Stände des Volkes bildete die entscheidende Behörde für alle politischen Angelegenheiten. Diesen trefflichen Weg hat man verlassen, und dafür die französische Form der Volksvertretung angenommen, welche, wie die Geschichte dieses Volkes beweist, die Mutter einer unruhigen Entwickelung des Staatslebens ist. Diese betrachtete das Volk nicht als ein in Stände gegliedertes Gemeinwesen, das Regierung und Regierte gleichmäßig umschließt, sondern als eine Gesammtheit der Regierung *gegenüber*, welche mit dieser eine Art Vertrag abschließt und sich in einem steten Processe um gegenseitige Rechte und Pflichten befindet. Volksfreunde hießen nach dieser Anschauung die, welche der Regierung Widerstand leisteten und deren Rechte auf möglichste Weise zu beschränken suchten. Hier wählte das Volk nicht nach Ständen, sondern war in eine Masse einzelner Bürger aufgelöst, deren Mehrzahl über die Wahl entschied. Diese dem deutschen Wesen schnurstracks widerstrebende Verfassung wählte man bei der Einrichtung und Neugestaltung unserers Staatslebens zum Muster, und die nothwendige Folge war, daß sich ein Parteienkampf bildete, dessen Häupter durch allerlei Mittel, namentlich mit Hülfe der Presse, die Mehrzahl des Volkes auf ihre Seite zu ziehen suchten. Hat sich nun eine Partei durch den Sieg im Wahlkampf der Herrschaft im Staate bemächtigt, so muß sie gewärtig sein, von allen übrigen Parteien scharf auf's Korn genommen zu werden, und alle ihre Handlungen öffentlich geprüft und bekrittelt zu sehen. Daß aber parteiische Augen an ihren Gegnern nicht viel Gutes sehen, ist eine bekannte Sache, und noch bekannter ist der schlimme Umstand, daß die Lüge und Verleumdung in diesem Parteienkampfe eine große Rolle spielen. Daher kommt es nun, daß in der Verwaltung des Staats die Parteien fortwährend wechseln, und die innere Stetigkeit der Entwickelung verloren geht. Wer im Besitz der Herrschaft ist, sucht sich natürlich darin zu behaupten. Da er über die bewaffneten Kräfte des Landes verfügt, so hat er die Macht auf seiner Seite. Ist einer so geschützten Regierung auf parlamentarischem Wege nicht beizukommen, so verschmähen die gegnerischen Parteien es nicht, die Fäuste ihrer Anhänger zur Entscheidung aufzurufen; es entstehen Unruhen und Aufläufe, wohl auch blutige Zusammenstöße, wie sie unsere Zeit allenthalben in Masse aufzuweisen hat. Die Volksfestlichkeiten verlieren ihren harmlosen Charakter und werden zu politischen Demonstrationen benutzt. Während früher ausnahmsweise einmal berichtet wurde, wenn ein Volksfest durch Streitigkeiten und Aufläufe gestört wurde, und das Verlaufen in aller Ordnung (d. h. natürlich ohne *politische* Unruhen, denn sonstige zufällige Reibereien haben wohl nie gefehlt) die Regel war, ist es jetzt eine stehende Redensart der Zeitungen geworden, daß eine Festlichkeit ohne Störung abgelaufen sei, als ob das Gegentheil das Wahrscheinlichere gewesen wäre. So ist unser ganzes Volksleben durch diese politische Neugestaltung ein anderes, bewegteres, unstäteres geworden; es fehlt allenthalben an dem Gefühle der Sicherheit, die sich auf eine starke und ihres Berufs bewußte Regierung verläßt. Und diese Sicherheit ist ein köstlich Ding, wie schon Göthe mit Recht sagt, die größte Wohlthat für ein Volk sei eine starke Regierung, die Courage habe. Diese Unsicherheit wirkt aber auf alle Verhältnisse leicht störend ein, namentlich auf die Börse oder den Geldmarkt, der in unserer auf Kapital und Steuerkraft sich stützenden Finanzverwaltung eine Hauptrolle spielt. Es hängt damit aber noch ein anderes zusammen. Der jetzige Kaiser der Franzosen, der sich jedenfalls bereits als der bedeutendste Staatskünstler unserer Zeit ausgewiesen hat, soll lange zuvor, ehe er in Frankreich zur Herrschaft kam, als in seiner Gegenwart behauptet wurde: die Franzosen seien ein schwer, ja fast unmöglich zu regierendes Volk, dagegen sich ausgesprochen haben: sie seien mit Leichtigkeit zu regieren, sobald man ihnen nur alle Jahre einen neuen Krieg biete. Seine Regierung zeigt, daß er dieses denkt, mag er es nun ausgesprochen haben oder nicht. In größeren Staaten, und diese entscheiden ja über Krieg und Frieden, ist es eine nicht erst jetzt erfundene Maßregel, die Aufmerksamkeit des Volkes von den innern Angelegenheiten hinweg auf äußere Dinge zu lenken, d. h. sie jenseit der Grenze zu beschäftigen, um innerhalb derselben Ruhe zu haben. In einem Volke, das Krieg führt, haben die Parteien während dieser Zeit die Macht verloren, sie müssen ihren Kampf einstellen, und die Regierung hat die Zügel straffer in der Hand; sie gewinnt auch an Popularität, wenn die Waffen nach außen siegreich sind. Wir sehen das jetzt eben an Preußen, wo man, um mit den Zeitungen zu reden, nach dem glorreichen äußeren Düppel auch mit dem inwendigen, d. h. mit der Opposition in der Kammer, fertig zu werden hofft. Sobald also eine Partei den Sieg und die Herrschaft errungen, ist es ein gutes Mittel, die Opposition der Gegner brach zu legen, wenn man den Staat in Thätigkeit nach außen bringt. Regierungen, die auf Gottes heiliger Ordnung, d. h. auf dem Rechte der Legitimität beruhen, haben solche Mittel freilich nicht nöthig, wohl aber Beamte, die aus der Majoritätsentscheidung hervorgegangen sind und durch eine solche wieder gestürzt werden können. Und da dergleichen constitutionelle Gewalten in allen mächtigen Staaten jetzt auf dem Stuhl der Herrschaft sitzen, so haben wir eben so bald noch keine Aussicht auf Ruhe. Man wird möglichst vermeiden, aus den früher angegebenen Gründen, einen allgemeinen Zusammenstoß herbeizuführen; man wird suchen, nach dem Kunstausdrucke, die Kämpfe zu localisiren (d. h. nicht allgemein werden zu lassen, sondern auf ein einzelnes Gebiet zu beschränken, wie den italienischen und dänischen Krieg), aber wir werden fort und fort von Krieg nnd Kriegsgeschrei zu berichten haben, sei's in Europa oder in andern Welttheilen, das letztere wahrscheinlich häufiger, weil da weniger Gefahr eines allgemeinen Zusammenstoßes vorliegt. Ob es auf die Dauer gelingen wird, die Kämpfe zu localisiren, das weiß allein Gott. — So erklärt es sich, daß trotz aller Friedensliebe so viel Waffengetümmel ist. Wir Kleinstaatler unterliegen in unserem constitutionellen Leben zwar solchen Versuchungen Krieg zu beginnen nicht, weil wir nicht die Macht dazu haben; aber wir werden wider Willen mit hin-

eingezogen und haben die Sache zu bedauern und zu fürchten, weil jeder größere auf die neue Manier organisirte oder desorganisirte geordnete oder geunordnete Staat früher oder später auf die Bahn der Vergrößerung, oder wie es jetzt heißt, der Annexion getrieben wird, um im Innern Ruhe zu haben.

Italien liefert den Beweis nebst Frankreich und Preußen. Ja, man kann wohl sagen, es ist eine Zeit der Annexionen, wie sie seit lange nicht dagewesen ist; das Königreich Italien ist durch lauter Annexionen entstanden, Frankreich hat Savoyen und Nizza annectirt und das linke Rheinufer bereits ins Auge gefaßt, ist auch gefaßt, im Fall günstige Verhältnisse eintreten, in Italien zuzugreifen; seine Annexionen in Africa, Asien und Amerika haben wir früher schon kennen gelernt, und dazu sind einige neue gekommen; Spanien hat in Domingo einen Versuch gemacht, England greift in Asien mit Macht um sich, Rußland desgleichen; Schweden hat Lust zu Finnland, die Schweiz hat Neuenberg erworben, Oesterreich den Freistaat Krakau, Preußen die Hohenzollerstaaten bereits inne, Lauenburg so gut wie in der Hand, Braunschweig nebst Schleswig und Holstein ins Auge gefaßt. Kurz, Annexionen allüberall; die kleinen Staaten sind natürlich der Ambos, wenn die großen die Hämmer sind, und erhalten sich beim Annectiren passiv (leidend), aber nur, weil ihnen die Macht fehlt activ (thätig) zu sein. Große Ländercomplexe liegen zur Theilung bereit, in Asien, China und die Türkei, in Africa Aegypten; sie werden früher oder später dem Looſe verfallen, den annectirenden Mächten als Beute zu dienen, sobald diese nur unter sich einig sind, wem die einzelnen Stücke zufallen sollen. Amerika war recht im Zuge zu annectiren, Texas, Californien, das Oregongebiet, die fruchtbaren Grenzprovinzen Mexico's hatte es bereits verschlungen, als der unselige Bürgerkrieg seiner Machtentwickelung nach außen eine Grenze setzte. Und so wirds noch eine Zeitlang fortgehen, wenn nicht alle Anzeichen trügen; jeder mächtige Staat wird durch seine innern Verhältnisse zur Action (Thätigkeit) nach außen getrieben, und ein Keil treibt wieder den andern. Wie dies Treiben aber enden wird, und ob nicht daraus ein Aufreiben wird, das vorauszusagen, müßte einer Prophet sein. Es ist überhaupt eine Frage, ob nicht unsere ganze Zeit bereits die Spuren der Auflösung an sich trägt; ein Geschichtskundiger kann nicht verkennen, daß viele Symptome (Anzeichen) denen sehr ähnlich sind, unter welchen weiland das mächtige Römerreich in Trümmer ging. Furchtbare Steuerlast und steigender Luxus bei großer Blüthe des Handels und Gewerbfleißes, riesenhaft wachsendes Proletariat, Vermischung und Auflösung der ständischen Gliederung, Herrschaft der Redner und Staatskünstler, Wechsel zwischen Revolution und Selbstherrschaft, Aufhäufung des Capitals und Schwinden eines kräftigen Mittelstandes. Und zwar sind alle diese Symptome so mächtig, daß wohl kaum ein noch so begabter Staatsmann im Stande sein dürfte, ein: bis hierher und nicht weiter! zu sprechen. Wir fassen hier nur die politischen Verhältnisse ins Auge, die sittlichen lassen noch einen weit schlagenderen Vergleich zu. Damit ist nicht gesagt, daß heute und morgen eine Endkatastrophe eintreten muß; das Römerreich hat Jahrhunderte lang unter solcher langsamer Abzehrung gelitten, ehe es zerfiel, und wer weiß, ob der christlichen Civilisation nicht noch eine zähere Lebenskraft innewohnt. Uns will nur scheinen, daß die Zeiten bereits verkürzt werden, wie Matth. 24, 22 geschrieben stehet, denn wir leben viel schneller als unsere Väter, und alle Entwicklung geht mit Dampf. Für einen Christen sind solche Betrachtungen auch kein Schreckniß, sondern er denkt dabei an Luc. 21, 28 und weiß, daß nur ein Reich bestehet, nämlich das seines hochgelobten HErrn und Heilands; alles Irdische aber, auch alle Volksherrlichkeit und Nationalgröße ist wie die Blume des Feldes, die heute blühet und morgen welket und abfällt.

Wir haben jüngst in diesen Blättern dem alten Wandsbecker Boten ein Gedächtniß gestiftet, und ich habe damals den lieben Lesern gesagt, daß er Einer der Wenigen gewesen sei, die beim Beginn der französischen Revolution der neuen Staatskunst hell ins Auge gesehen und ihren dämonischen Character klar erkannt habe. Die französische Revolution begann damit, allen Ständeunterschied aufzuheben und das Volk in einen Urbrei völlig gleichberechtigter Einzelwesen aufzulösen, das nannte man die Menschenrechte oder den Vernunftstaat. Hören wir am Schlusse unserer Betrachtung einen Mann, der das Herz hatte, mitzureden, und ein Herz für sein Volk, nicht in die Tollheiten der Zeit miteinzustimmen. Der geneigte Leser wird daraus ersehen, daß ernste Christen und urtheilsfähige Vaterlandsfreunde damals ebenso wie heute urtheilten, und auch nie anders urtheilen können.

Claudius schildert uns zunächst den Unterschied zwischen dem alten und neuen Systeme, wie er's nennt, mit kurzen treffenden Zügen also: „Nach dem Alten System sind in einem großen Hause goldene, silberne und irdene Gefäße, etliche zu Ehren, etliche zu Unehren; nach dem Neuen: sind alle Gefäße gleich an Materie und an Form. Nach dem Alten: ist der König, die Regierung, der Regent u. s. w. Regent und der Unterthan ist Unterthan; nach dem Neuen: sind alle Menschen frei und haben gleiche Rechte. Nach dem Alten: macht der Regent die Gesetze und der Unterthan befolgt sie; nach dem Neuen: haben alle Staatsbürger zu und an der Gesetzgebung Theil. Nach dem Alten: ist der Unterthan aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe, sondern auch um des Gewissens willen; nach dem Neuen: aus richtigen Begriffen. Nach dem Alten: ist keine Obrigkeit ohne von Gott, wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet; nach dem Neuen: macht sich der Mensch seine Einrichtungen selbst; alle Gewalt ist im Volke, das damit bekleidet und entkleidet, wen und wie es will. Kurz, nach dem Alten System: ist der König u. s. w. ein Hirte, der seine Herde auf grünen Auen weidet, ein Vater, der seiner Kinder hütet und wacht, ein wohlthätiger Genius, von höherer Hand bestellt, für sein Volk zu denken und zu wollen und mit stiller Liebe über ihm zu schweben, und das Volk, das sich seiner Rechte und des bürgerlichen Selbstdenkens und Selbstwollens begeben hat, lebt im Glauben und im Vertrauen; und das Neue System scheint, die Aeußerungen unserer Schriftsteller zusammengenommen, ein allgemeines, reines Vernunftregiment zu sein. Die Staatsbürger thun alles selbst; die Schafe weiden sich auf der grünen Aue selbst; das Volk schwebt selbst über sich selbst; mit einem Worte: jeder der Einzelnen ist im Genuß seiner Rechte, und soll, als Staatsbürger, selbst denken und selbst wollen — und darum muß er nun über die Menschenrechte u. s. w. belehrt und aufgeklärt werden u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 9. Dresden, den 26. Februar 1865.

Am Sonntage Estomihi.*)

Gelitten unter Pontio Pilato.

Was ist das Leiden Christi?

Nicht allein die unzählige Beschwerung, die Er von Seiner heiligen Geburt an ausgestanden, sondern auch die an Seinem Leib und Seele bis zum schmerzlichen Kreuztode erduldete Marter und Pein.

Wo wird das Leiden Christi am kürzesten und doch gar deutlich beschrieben?

In dem 53. Capitel Jesaiä (NB. welches ein jeder Christ billig auswendig können soll).

Wer hat gelitten?

Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, der auserwählte, treue und gehorsame Knecht des himmlischen Vaters. Der HErr giebt sich hin für Seine Knechte, der Sohn Gottes für die Menschenkinder; der König der Ehren legt auf sich unsere Schmach; Gott giebt sich hin für Sein Geschöpf, der Erlöser für die Gefangenen, der aller Welt Gott ist für die Verlorenen, der Gesegnete, ja der Segen selbst giebt sich hin für die Verfluchten, der Selige für die Verdammten, das Leben für die Todten. Apg. 3, 15: Den Fürsten des Lebens habt ihr getödtet; 1. Cor. 2, 8: Den HErrn der Herrlichkeit haben sie gekreuzigt; 1. Joh. 1, 7: Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde. — Wer Gottes (nicht nur des Menschen) Marter in Ehren hat und oft gedenkt der sieben Wort, deß will Gott eben pflegen wohl hier auf Erden mit Seiner Gnad und dort im ewigen Leben.

Warum hat Christus Seine göttliche Gewalt (in Seinem Leiden) nicht brauchen wollen?

Solches hat Er um unsertwillen gethan, auf daß Er aufhöbe die Gewalt, so Sünde, Tod und Teufel wider uns haben, item (ferner), zu bezeugen, daß Er gerne und willig für uns leide.

*) In der diesjährigen Passionszeit will der Pilger seinen Lesern einmal nicht Textauslegungen, sondern eine alte Katechismusauslegung bieten, die der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. Katechismusauslegungen, so sie anders an der Schrift bleiben, sind ja auch Schriftauslegungen, nur daß sie es nicht blos mit einem Texte zu thun haben. Ich denke, die lieben Leser werden dem Pilgerschreiber beistimmen, daß die Behandlung eines besonderen christlichen Lehrstücks, wie sie in Folgendem gegeben wird, sehr förderlich ist. Die alte Katechismusauslegung, eine der umfangreichsten, ist von Stephan Pilarick dem Jüngern, der im Anfang des 18. Jahrhunderts zu Röhrsdorf bei Dohna in Sachsen (Ephorie Pirna) Pastor war, wo er auch nach einem viel bewegten Leben und 52jähriger treuer Amtsführung starb. Von den Wegen, die der HErr mit ihm gegangen, erzähle ich euch, will's Gott, ein ander Mal. Jetzt lassen wir ihn (nur mit einigen des Raumes wegen nöthigen Abkürzungen) reden, was er in seinem „catechetischen Lehrgrund" vom Leiden Christi schreibt.

„Wir müssen unserer Sünde halber in den Tod, in Angst und in die Hölle fahren. Aber Christus tritt an unsre Statt und fähret unschuldig in Tod, Angst und Hölle, auf daß wir durch Ihn und in Ihm herausführen. Durch Seinen unrechten und unschuldigen Tod hilft Er uns aus dem rechten schuldigen Tod, d. i. aus der Sünde, womit wir den Tod und die Hölle verdienet haben. Wenn wir uns nun an Ihn mit festem Glauben halten, so fahren wir heraus. Ist zu merken wider die lästerlichen Juden, die da sagen: Wär Er mächtig gewest, warum hat Er sich nicht gewehret?" (Luth.)

Nach welcher Natur hat aber Christus gelitten?

Nach der menschlichen, welcher das Leiden eigentlich zukommt, aber daß gleichwohl wahrhaftig wegen Einigkeit der Person Gott in solcher Seiner vereinigten Menschheit gelitten. Matth. 20, 28: Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß Er Ihm dienen lasse, sondern daß Er diene und gebe Sein Leben zu einer Erlösung für Viele. — Die göttliche Natur hätte an ihr selber nicht leiden können; aber darum hat Gott der Sohn menschliche Natur angenommen und Ihm dieselbe persönlich vereiniget, daß Er in derselben leiden könnte und ein vollkommen Opfer für alle Sünde der Welt darreichen. Ob es nun wohl an dem ist, daß die göttliche Natur Christi keinem Leiden und Tod unterworfen, jedoch, weil dieselbe göttliche Natur mit der angenommenen menschlichen Natur persönlich vereinigt ist, und also Gott der Sohn die menschliche Natur und alle ihre Eigenschaften Ihm sich durch persönliche Vereinigung zueignet, so kommt es, daß das Leiden, Blutvergießen und Tod, welches Christus durch Seine menschliche Natur verrichtet, so eigentlich und gewiß Gottes Sohne und der ganzen Person zugeschrieben wird, als wenn Er dieses Alles durch Seine göttliche Natur verrichtet hätte. Dessen können wir ein Exempel haben an einem Menschen: Wenn eines Menschen Leib verwundet wird, so spricht man nicht, es sei der Leib allein verwundet; sondern man spricht, der Mensch sei verwundet, und er nimmt sich dessen also an, als wäre es ihm an der Seelen selbst geschehen, da doch die Seele als ein geistliches Wesen nicht mag (kann) verwundet werden. Man redet aber also wegen der tiefen Vereinigung des Leibes und der Seelen, um welcher willen auch die Seele sich alles dessen annimmt, was dem Leibe Gutes oder Böses geschieht. Also geschieht's auch im Leiden Christi. Seine Gottheit kann nicht leiden, noch sterben, noch Blut vergießen; gleichwohl weil dieselbe menschliche Natur, welche leidet, stirbt und Blut vergießt, mit Christi Gottheit vereiniget ist (welche persönliche Vereinigung eine viel nähere Verwandtschaft zwischen göttlicher und menschlicher Natur in Christo machet, als jemals Leib und Seele im Menschen mögen verbunden sein), siehe, daher sagt man recht und verhält es sich in Wahrheit also, daß Gott stirbt, Gott leidet, Gott vergießt Blut, und bleibt doch in Ewigkeit wahr, daß die göttliche Natur an ihr selber unsterblich ist und keinem Leiden unterworfen. — Dieses Stück ist zum allermeisten in Christi Leiden in acht zu nehmen. Es ist wohl auch etwas, daß so großes und mancherlei Leiden allhie zusammenkommen; aber das ist noch nicht das vornehmste Stück. Daß aber diese Person, welche leidet, nicht allein wahrer Mensch, sondern auch wahrer Gott ist, das machet eigentlich, daß dieses Leiden aller Heiligen und Märtyrer Leiden weit übertrifft, und machet es würdiger und größer als Himmel und Erden, ja es giebt auch Seinem Leiden die rechte völlige Kraft, daß es eine genugsame Bezahlung ist für der ganzen Welt Sünde." (Joh. Gerhard.)

Was hat Christus gelitten?

Alles, was wir mit unsern Sünden verschuldet hätten, nicht nur indem Er Sein Leben in steter Arbeit, Armuth, Beschwerde, Reisen, Hunger, Durst, Ungemächlichkeit, Verfolgung und Elend zugebracht hat, sondern vornehmlich: I. daß Ihm die Schuld unserer Sünde in göttlichem Gericht auferleget wurde, welches der Grund ist alles übrigen Leidens; II. daß Er alle Schmach übernommen, sich in Seinem Leben als einen falschen Propheten, Gotteslästerer, Verführer, Teufelsmann und Aufrührer von Seinen Feinden ausschreien, endlich für einen solchen von dem geistlichen Rath und von dem römischen Landpfleger Pontio Pilato zum Tode verdammen und das Urtheil an sich aufs schimpflichste vollstrecken lassen, ohne was noch für Spott Ihm von Andern dabei angethan worden ist; III. daß Er allerhand Schmerzen mit Strick und Banden, Backenstreichen, Herumschleppen, Dornenkron, Geißeln und endlich der Kreuzigung an Seinem Leib, an Seiner Seele aber unaussprechliche Angst, Traurigkeit und Marter ausgestanden. Jes. 53, 5: Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch Seine Wunden sind wir geheilet; 2. Cor. 5, 21: Gott hat Den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht ꝛc. Siehe auch Ps. 69, 9; 20, 21; Jes. 53; 2. 3; Matth. 12, 24; Joh. 8, 48; 18, 30; Luc. 23, 2; Matth. 26, 55 ꝛc.

Wie mancherlei ist nun das Leiden Christi?

Er hat innerlich und äußerlich, am Leibe und auch an der Seele gelitten.

Erzähle mir umständlicher, was Christus an seinem Leibe gelitten hat.

Sein Haupt wird mit Dornen gekrönet und mit einem Rohr geschlagen. Sein Angesicht wird mit Speichel verstellet. Seine Wangen fühlen Backenstreiche. Sein Rücken wird mit Geißeln verwundet und geschlagen. Seine Schultern müssen das schwere Joch des Kreuzes tragen. Seine Hände und Füße werden mit Nägeln durchgraben. Sein ganzer Leib wird entblößet und voller Striemen gemacht. Seine Gebeine werden jämmerlich am

Kreuz ausgereckt, daß man sie alle zählen möchte. Seine Adern vergießen das Blut mildiglich. Alle Glieder werden vertrocknet wie ein Scherbe. Seine Zunge klebt an Seinem Gaumen. Sein Herz wird in seinem Leibe wie zerschmolzen Wachs. Seine Augen vergießen Thränen und verdunkeln im Tode. Seine Ohren hören Widerspruch, falsche Zeugniß, Verlästerung und Verschmähung. Sein Mund wird mit Essig und bitteren Gallen getränket.

Hieher gehört das tröstliche Passionslied von Bohemus (Martin Böhm, † 1622; Liedersegen Nr. 835): O Jesu Christ, meins Lebens Licht; item: Jesu, Deine tiefen Wunden ꝛc. (Lieders. Nr. 103); item: Jesu Leiden, Pein und Tod ꝛc. (Lieders. Nr. 104), in welchem Liede in einem jeglichen Vers ein sonderbarer Nutz des Leidens Christi enthalten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der See Genezareth und Tiberias.

Bereits bei den Trümmern Kapernaums konnten die lieben Leser einen Blick auf den See Genezareth thun, an dessen Ufern, ja auf dessen Wassern der Heiland so vielfältig erwies, daß er ein Prophet sei, mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk. Sahen wir damals auf den nördlichen Theil des Sees, so werden wir heute an sein südliches Ende geführt, an dessen Westseite die auf unserm Bilde sichtbare Stadt Tiberias liegt.

Ehe wir von dieser insbesondere reden, möchte ich vom See selbst berichten, was von ihm zu sagen ist. Der See Genezareth wird schon im alten Testamente erwähnt, doch ist er da nie die Stätte irgend eines bedeutenden Ereignisses in der jüdischen Geschichte gewesen. Da hieß er das Meer Cinnereth oder Cineroth (4. Mos. 34, 11.). Diesen Namen mag ihm entweder seine bauchige Gestalt, die der einer Laute (Kinnor) nicht unähnlich ist, oder die an seinen Ufer im Stamme Naphtali gelegene feste Stadt Cineroth gegeben haben, die Jos. 19, 35 erwähnt wird. Einen Theil seiner westlichen Ufer nannte man auch das Land Cineroth. Später wurde der Name des See's wie des Landes in Genezareth umgewandelt, was Einige mit „Garten der Lieblichkeit oder der Anmuth" übersetzen. Auch mit dem Namen „galiläisches Meer" wird der See wegen seiner Lage in Galiläa bezeichnet, und wo es selbstverständlich ist, daß er und nicht das mittelländische Meer gemeint sei, wird er auch kurzweg „das Meer" genannt. Die Benennung, „das Meer bei Tiberias" (Joh. 21, 1.) oder „See Tiberias" ist erst in den Tagen des neuen Testamentes aufgekommen, nachdem die Stadt Tiberias, von der wir unten hören werden, zur Blüthe gelangt war. Sie ist diejenige Benennung, die noch heute üblich ist.

Die Größe des See's ist keine geringe. Doch hat man sie, weil es jetzt an geeigneten Fahrzeugen dazu mangelt, noch nicht genau erforscht. Sechs Stunden Länge und drei Stunden Breite ist etwa die Angabe, die der Wahrheit am nächsten kommt. Er ist also ziemlich ebenso breit und ziemlich halb so lang wie der Bodensee, doch bei weitem nicht so tief als die Schweizerseen, die zum Theil über 1000 Fuß tief sind. Seine größte Tiefe beträgt etwa 150 Fuß. Dafür soll er aber einige hundert Fuß unter dem Wasserspiegel des Mittelmeeres liegen. Sein Wasser ist süß, kühl und klar. Der Grund ist weithinein sichtbar. Der Jordan, der von Nord nach Süd hindurchfließt, führt ihm die Wasser des Libanon und Hermon zu. An verschiedenen Strömungen, die durch den See ziehen, will man den Gang des Flusses durch den See wahrgenommen haben. In der Regenzeit steigt das Wasser im See um 3 bis 4 Fuß höher, als es gewöhnlich steht.

Eine eigenthümliche Erscheinung auf dem See ist es, daß er bisweilen ohne bestimmte Anzeichen von plötzlichen Windstößen und Stürmen beunruhigt wird, die einem leichten Schifferkahne wohl Gefahr bringen können. Da ich vor'm Jahre das Ufer des Genfersee's besuchte, habe ich eine deutliche Vorstellung solches Sturmes bekommen. Da erhob sich auf dem sonst so lachenden See ein so gewaltiger Sturmwind, daß die großen Dampfschiffe, die trotz des Sturmes über den See fuhren, ganz ordentlich geschaukelt wurden und daß ein ziemlich starker mit Kalk beladener Kahn sammt seiner Bemannung zu Grunde gegangen wär, wenn nicht eine beherzte Rettungsschaar ihr Leben an seine Erhaltung gesetzt hätte. Auf dem See Genezareth mögen solche Windsbräute wohl darin ihren Grund haben, daß die wärmeren Südwinde mit den vom Libanon kommenden kälteren Luftströmungen sich in dem von Bergen eingeschlossenen Becken begegnen, in welchem der See liegt. Solche Stürme mögen die Matth. 8 und 14 erwähnten gewesen sein.

Daß der See sehr fischreich ist, braucht dem Bibelleser wohl kaum gesagt zu werden. Aus den an seinen Ufern wohnhaften Fischern hat ja der HErr die Mehrzahl seiner Jünger gewählt. Was Luc. 5 und Joh. 21 erzählt ist, beweist auch, wie viel durch den Segen des HErrn in dem See gefangen werden konnte. Und die beiden Orte Bethsaida haben geradezu von den Fischen den Namen; er heißt auf deutsch etwa: Fischhausen.

Die Ufer des See's werden als besonders liebliche, fruchtreiche beschrieben. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus berichtet davon also: „Am Genezareth streckt sich eine gleichnamige Landschaft hin von ausgezeichneter Schönheit und Güte des Landes. Die Fruchtbarkeit des Landes läßt jedes Gewächs gedeihen und rings ist Alles aufs beste bebaut. Das Klima begünstigt den verschie-

Der See Genezareth mit der Stadt Tiberias.

densten Pflanzenwuchs. Der Nußbaum, der am meisten der Kühle bedarf, gedeiht neben der Palme, die nur in der Hitze fortkommt, neben der Feige und dem Oelbaume, die eine mildere Luft lieben. Der Boden bringt die verschiedenen Obstarten nicht nur einmal im Jahre hervor, sondern zu den verschiedensten Zeiten. Die königlichen Früchte, Weintrauben und Feigen, liefert er zehn Monate lang unausgesetzt, während die übrigen das ganze Jahr hindurch neben ihnen reifen."

Rings um den See, am Fuße der etwa 800 bis 1000 Fuß hohen Berge, blüheten volkreiche Städte und kleinere Ortschaften, sowohl auf der Westseite, die zum ursprünglichen Gebiete der Stämme Sebulon und Naphthali gehörte, als auf der steiler ansteigenden Ostseite, wo der Stamm Gad sein Erbtheil bekommen hatte. Unzählige Schiffe durchkreuzten den lachenden See, von einer Stadt zur andern am Ufer hin, oder quer hinüberfahrend. Die Zahl der Boote war so groß, daß der römische Feldherr Vespasianus im jüdischen Kriege vor der Zerstörung Jerusalems mit den Anwohnern des See's in einer förmlichen Seeschlacht kämpfen mußte, um sie zu überwinden.

Und dort am See wandelte der HErr der Herrlichkeit in unserem Fleische. Dort stieg Er in's Schiff, um vor dem Volk unbedrängt predigen zu können. (Luc. 5.) Dort ließen Seine Jünger ihre Netze, um Ihm nachzufolgen (Matth 4, 18). Dort that Petrus den wunderbaren Fischzug (Luc. 5). Dort schlief der HErr im Sturm und bedrohete danach den Wind und das Meer, da ward es ganz stille (Matth. 8, 24). Dort auf der Ostseite des See's, wo die Felsen sich schroffer erheben, stürzten sich die Säue der Gadarener in's Meer (Matth. 8, 28). Dort wandelte der HErr auf den Wasserwellen und Petrus that's Ihm nach, so lange sein Glaube währte (Matth. 14, 24). Dort erschien Er noch als der Auferstandene am Morgen den fischenden Jüngern und schenkte ihnen einen abermaligen wunderbaren Fischzug, und zogen das Netz aufs Land voll 153 großer Fische. Dort nahm Er endlich nach der Morgenmahlzeit den gefallnen Petrus mit den Worten wieder auf: Weide meine Schafe, weide meine Lämmer! Und zu dem Allen, was der „Schönste unter den Menschenkindern" dort that, stimmte die Schönheit der Landschaft gar trefflich.

Ganz anders ist's jetzt. Die sonst so belebten Ufer sind traurig einsam geworden. Das Schifflein, das du auf unserm Bilde siehst, ist eine weiße Schwalbe. Es ist eben hingezeichnet, weil man gemeint hat, auf einen See gehöre auch ein Schiff. Aber man kann Wochenlang an dem See weilen, ohne ein Schiff zu sehen. Die Reisenden, die hingekommen sind, haben meist nur ein einziges kümmerliches Boot gefunden. So müssen wir also annehmen, das auf unserm Bilde sei gerade jenes eine.

Fische giebt's noch genug im See, aber es fehlt an Leuten, die sie fangen und essen. Ein wenig verpachtete Uferfischerei ist Alles. „Auf die Höhe" fährt Niemand mehr.

Die alten Berge stehen noch; aber die durch alle Jahreszeiten hindurch sich gleichbleibende Ueppigkeit des Pflanzenwuchses ist dahin, so daß nur noch die Reisenden, die im Frühjahr dort gewesen sind, von der Schönheit der Gegend zu reden wissen. Andere haben Alles kahl und versengt gefunden, nur wenig Baumwuchs, höchstens etwas Waizen, Gerste, Hirse, Tabak u. s. w. Das Land ist noch ertragsfähig, aber es wird eben nicht viel gebraucht, und warum soll man mehr bauen, als man

braucht? Die Abendseite des See's zählt wenig Bewohner, und drüben auf den Ostufer hausen die räuberischen Beduinen, mit denen nicht gut Handeltreiben ist.

Zweierlei mag diese Umwandlung hervorgebracht haben. Einmal die eigenthümliche vulkanische Beschaffenheit des ganzen dortigen Bodens. Häufige Erdbeben haben die Gegend am See entvölkert und vielleicht auch auf das dortige Klima Einfluß geübt. Und daneben hat die Macht des Islam die Blüthe der dortigen Städte geknickt. Das veranschaulicht uns am besten, die Stadt, die man auf unserm Bilde liegen sieht und die zur Zeit die bedeutendste am Ufer des See's ist. Es ist die Stadt Tiberias.

Zur Zeit unseres HErrn Christus war diese Stadt noch ganz neu. Der Vierfürst Herodes Antipas, der den Täufer Johannes hinrichten ließ und den der HErr einen Fuchs genannt hat, ließ sie, wohl an der Stelle eines unbedeutenden Ortes, anlegen, machte sie zu seiner Residenzstadt, erbaute einen Palast darin, ein Theater, eine Rennbahn u. s. w. und nannte sie zu Ehren seines Gönners, des römischen Kaisers Tiberius: Tiberias. Bald wuchs sie, von Herodes auf alle mögliche Weise begünstigt, zur bedeutendsten Stadt Galiläa's empor. Warme Quellen, die sich noch heute in der Nähe der Stadt befinden, dienten auch zur Hebung der Stadt. Die Juden aber wollten von ihr nicht viel wissen. Sie hielten sie für unrein, weil man bei ihrer Anlegung einige Gräber ausgegraben hatte. Auch der HErr Jesus hat diese Stätte heidnischer Weltlust wohl nie betreten. Als aber die Römer im jüdischen Kriege die Stadt Tiberias glimpflicher als andere Städte behandelten, zogen sich nach der Zerstörung Jerusalems viele Juden hierher zurück und Tiberias ward ein Hauptsitz jüdischer Gelehrsamkeit. Es entstand dort eine hohe Schule für jüdische Gelehrte. Man zählte bald 13 Synagogen. Ein großer Theil der späteren jüdischen Religionsschriften, die man mit dem Namen Talmud bezeichnet, und die von den Juden mindestens dem alten Testamente gleich gehalten, wo nicht diesem vorgezogen werden, ist hier in Tiberias entstanden.

In den Zeiten Constantins des Großen brach sich das Christenthum auch hierher Bahn. Ein dort errichtetes Bisthum mag eine Zeit lang bestanden haben. Als aber der Halbmond von Morgen her aufging und nach Westen vorrückte, begann für die Stadt eine schwere Zeit vielfacher Bedrängniß. In der Zeit der Kreuzzüge ward auch sie ein Zankapfel, um den sich Christen und Muhamedaner stritten, bis sie endlich 1247 ganz in die Gewalt der Sarazenen kam. In deren Händen ist sie gründlich heruntergekommen. Jetzt ist sie türkisch und zählt etwa 2000 Einwohner, von denen ungefähr der vierte Theil Juden sind. Ihr gegenwärtiger Name ist Tubarijeh oder Tabarijeh. Am Neujahrstage 1837 ward sie von einem sehr starken Erdbeben heimgesucht. Der größte Theil der Stadt wurde dadurch zerstört und unter den Trümmern eine Masse Menschen begraben, so daß die muhamedanischen Bewohner sie lange Zeit wüste ließen und rings umher in Zelten wohnten. Denn nur die starken Stadtmauern und ein Theil der alten Burg waren stehen geblieben. Nur kümmerlich hat sie sich seitdem erholt. Sie ist jetzt das Musterbild einer schmutzigen und von Ungeziefer strotzenden Stadt des Morgenlandes. —

Allerlei Denkstätten.

3. München.

(Fortsetzung.)

Als im Jahre 1313 der Kaiser Heinrich VII. eines plötzlichen Todes gestorben war — man sagt, er sei von einem Mönche mit vergiftetem Abendmahlswein umgebracht worden — entstand unter den Kurfürsten, die den neuen Kaiser zu wählen hatten, ein Zwiespalt. Selbst nachdem der Kaiserthron dreizehn Monate leer gestanden hatte, konnte man sich noch nicht über die Wahl verständigen. Es wählten nämlich die Einen den Herzog Friedrich den Schönen von Oestreich, einen durch Milde, ritterlichen Muth und körperliche Schönheit ausgezeichneten Mann, die Andern den Herzog Ludwig von Bayern, einen gleichfalls tapferen Mann von sehr einnehmendem Wesen. Beide Theile wollten nicht von ihrem Erwählten lassen und so ward denn Ludwig, der die Stimmenmehrzahl bekommen, in Aachen und Friedrich in Bonn zum deutschen König gekrönt. Das war um so trauriger, als die beiden Gegenkönige nahe Verwandte und intime Jugendfreunde waren.

Die Folge war ein fast neunjähriger Krieg, dessen Schauplatz besonders das südliche Deutschland und die Schweiz waren. Ludwig ging im Jahre 1322 durch die Schlacht bei Mühldorf oder Ampfing in Oberbayern endlich als Sieger aus dem Kampfe hervor. Der bekannte Nürnbergische Feldhauptmann Seyfried Schweppermann entschied damals die schwankende Schlacht. Bekannt ist's, wie die ermüdeten Kämpfer sich nach errungenem Siege nur mit Eiern stärken konnten, weil nichts anders zu essen vorhanden war, und wie der König Ludwig den tapferen Feldherrn auszeichnete mit den Worten: Gebt Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann aber zwei.

Ludwig hatte in einem schlichten blauen Reiterwamms am Kampfe theilgenommen, Friedrich aber, der in einem weithin glänzenden goldenen Harnisch tapfer mitgekämpfte hatte, ward gefangen genommen. Als er mit den andern Gefangenen vor Ludwig geführt ward, bewillkommnen dieser ihn freundlich mit den Worten: Vetter, wir sehen euch gerne. Gleichwohl mußte Friedrich drei Jahre lang in einer Gefangenschaft bleiben, die ihn um seine Kraft und Jugendfrische brachte. Als er seiner Haft entlassen wurde — er hatte auf dem Schlosse Trausnitz in der Oberpfalz gesessen — hatte er graue Haare bekommen. Mit der Entlassung aber ging es also zu.

Nach dem Siege Ludwigs bei Mühldorf hatte Friedrichs Partei, namentlich dessen leidenschaftlicher Bruder Leopold von Oestreich keine Ruhe gehalten, sondern sich durch Bündnisse mit dem Papste und dem König von Frankreich zu verstärken gesucht. Der Papst mußte Ludwig in den Bann thun und der König von Frankreich

wäre bei einem Haare zum deutschen Könige gemacht worden, wenn nicht noch rechtzeitig Ludwig versucht hätte, seine Feinde zu begütigen.

Er entließ Friedrich den Schönen seiner Haft, aber freilich unter der Bedingung, daß dieser der deutschen Königskrone für immer entsagen und die in Oestreich gelegenen Reichsbesitzungen herausgeben würde. Das versprach Friedrich mit einem Eid und beide nahmen das heilige Abendmahl darauf.

Aber so sehr es auch Friedrich dem Schönen Ernst war, den Vertrag zu halten, so scheiterte doch sein guter Wille an der Hartnäckigkeit seiner Partei. Seine Heiligkeit der Papst meinte sogar, Einem, der im Banne sei, brauche man einen Eid nicht zu halten. Was that nun der wackere Friedrich, als es ihm nicht gelang, seinen trotzigen Bruder Leopold und den Papst zur Billigung jenes Vertrags zu bestimmen? Von der Leichtfertigkeit, mit der sich die Politik des neunzehnten Jahrhunderts über heilige Verträge hinwegsetzt, wußte man in jenen Tagen noch nichts; wenigstens war sie dem Herzen Friedrichs völlig fremd: er begab sich nach München und stellte sich seinem Gegner wieder zur Haft. Das war ein schönes Stücklein alter deutscher Treue.

Dieselbe verfehlte nicht auf Ludwig einen Eindruck zu machen. Wohl behielt er fortan Friedrich bei sich, aber nicht mehr als seinen Gefangenen, sondern als seinen alten, nunmehr wieder gewonnenen Jugendfreund, mit dem er von nun an in der herzlichsten brüderlichen Gemeinschaft lebte. Er war sogar bereit nunmehr mit Friedrich zusammen die Reichsregierung fortzuführen, und er würde es auch nach einem in München abgeschlossenen Vertrage wirklich gethan haben, wenn die deutschen Kurfürsten es für zulässig gehalten hätten. Das muß uns neben Friedrich dem Schönen auch Ludwig den Bayer lieb machen.

Ludwigs weiteres Regieren war kein sehr glückliches. Auch er streckte, wie so viele deutsche Könige, die Hände nach Italien aus. Es ward ihm zwar die Königskrone der Lombardei und die römische Kaiserkrone auch noch aufgesetzt, aber nicht von einem Papste. Wie Ebbe und Fluth wechselten Demüthigungen Ludwigs und Demüthigungen der päpstlich-französischen Partei, die über Deutschland sich die Herrschaft anmaßen wollte, mit einander, bis endlich Ludwig durch einen unbesonnenen Eingriff in die päpstlichen Rechte die Sache verdarb, den Kürzeren zog und die Gunst seines deutsch und widerpäpstlich gesinnten Volkes gründlich verscherzte. Sein Nachfolger Karl IV. ward bereits bei seinen Lebzeiten erwählt. Er starb, wie sein Vorgänger im Reichsregiment, ziemlich plötzlich. Bei einem Mahle in München ward ihm, nach Einigen in Folge einer Vergiftung, übel; um das Uebel zu vertreiben, stellte er rasch eine Bärenhetze an, sank aber auf derselben vom Pferd und starb (11. Oct. 1347). Noch konnte er seine Hände und Augen auf zu Gott heben und den herzlich anrufen, Er wolle ihm aus Gnaden alle Sünden vergeben, seine Seele sich befohlen sein lassen und um Christi Verdienstes willen ihn gen Himmel nehmen und selig machen. Dann verschied er in den Händen seiner Diener. — Friedrich war ihm schon im Jahre 1330 vorangegangen.

(Schluß folgt.)

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Allgemeine Betrachtungen.

(Fortsetzung.)

*) „Wir irren alle mannichfaltig. Es könnte doch sein, daß wir auch hier irreten; hier, wo der Irrthum so leicht zu begehen, und so schwer zu vermeiden ist; wo der Bogenschütze nicht blos vor sich zu sehen hat, sondern auch: was der Pfeil thun und verrichten werde, wenn er von seinem Bogen dahin und nicht mehr in seiner Gewalt ist; hier, wo es nicht genug ist, daß der Regenbogen in der Luft mit schönen Farben spiele, sondern wo er auch auf die Erde muß niedergebeugt werden ohne seine Farben zu verlieren, und wo eine ungemeine Erfahrung und eine feine Mathesis (Gelehrsamkeit) dazu gehört, die Strahlenbrechungen bei der Operation im Voraus sicher zu berechnen. Denn wir sollen doch nur wollen, was am Ende und wahrhaftig wahr und gut ist, und nicht was nur gleißet und scheinet.

„Wer nun überzeugt ist, daß von dieser Seite (vom Neuen System) nur Unordnung und Unglück und kein Heil kommt, und daß das Alte System mit allen seinen Gebrechen das einzige sei, das die Menschen bürgerlich zusammenhalten und glücklich machen kann; — soll der auch mitgehn und frohlocken? — Das soll er nicht! Sondern er soll, nun es einmal darüber zur Sprache gekommen ist, treu und unverhohlen dagegen sagen, was er dagegen weiß, und so gut er es weiß, es bringe ihm Dank oder Undank, Er soll sagen, was wahr ist und was zum Frieden dient, und was zur Besserung unter einander dient, mit sanften, freundlichen Worten. Wiewohl ihm etwas Eifer nicht zu verübeln wäre. Denn die Sache ist des Eifers werth; und die Löwin, die ihre Jungen vertheidigt, pflegt nicht mit dem Schweife zu wedeln. — Ich sehe freilich auch wohl ein, daß manches in der Welt anders sein könnte und sein sollte, und daß eine Besserung nicht unnöthig wäre, nur kommt es mir vor, daß die Besserung nicht ärger als das Uebel sein müsse, das man bessern will; daß man den Kopf nicht dran geben müsse, um das Ohrläpplein zu retten und daß ein kleineres Glück, das man hat, besser sei, als ein größeres, das man erst haben soll u. s. w.

„Auch kommt es mir vor, daß die äußeren Einrichtungen es allein wohl nicht gar thäten. Es giebt Republiken, und doch sind dort Mißvergnügte. Also am Menschen liegt es. Dem ist nichts gut und nichts recht; der will immer etwas Anderes und etwas Neues, will immer bauen und bessern, ist immer nicht reich, nicht mächtig, nicht geehrt genug, und macht gute Einrichtungen schlecht und schlechte gut. Der Mensch also muß gebessert werden und, würde ich rathen, nicht von außen hinein. Dreht man doch nicht am Zeiger, daß das Werk in der Uhr recht gehe, sondern man bessert das Werk in der Uhr, daß der Zeiger recht gehen könne. Ebenso möchte ich auch beim Menschen nicht blos am Zeiger gedreht, sondern das Inwendige gebessert haben, damit auf dem Zifferblatt sich Alles von selbst mache. Ich möchte überhaupt, dünkt mich, eine Besserung, dadurch nicht einem Menschen gegen den andern, einer Partei gegen die andere, einem Volke gegen das andere, sondern dadurch allen Menschen, allen Parteien, allen Völkern geholfen würde, kurz, eine Besserung, welche die Bösen gut, die Uebelgesinnten wohlgesinnt, die Thörichten weise, die Treulosen treu u. s. w.,

*) Worte von Claudius.

und so ohne Ausnahme alle Menschen, Hohe und Niedrige, Fürsten und Unterthanen, Freunde und Feinde, zu guten, bescheidenen, barmherzigen, großmüthigen, edlen und glücklichen Menschen machte. — Das ist mein Sinn, darauf ich mich verlasse.

„Besser ist freilich besser; unbesehends aber ist Anhänglichkeit und Vorurtheil an und für das Alte edler, als Vorurtheil und Anhänglichkeit für und an das Neue. Der allgemeine Beifall und der leichte Eingang, den das Neue System findet, ist etwas bedenklich. Es ist mit unserer Seele wie mit unserm Körper. Sie hat auch eine Zunge und hat einen Magen. Der Zunge gefällt das Bittere nicht, aber dem Magen ist es heilsam und gesund, und was den Magen verdirbt, gefällt der Zunge wohl. Es ist aber eine alte Sage, daß die Wahrheit nicht süß sei.

„Es muß eine unwiderstehliche Kraft in einer Regierung sein, und ohne die kann kein Gehorsam und kein Staat gedacht werden, wie ohne einen festen, unbeweglichen Punkt wohl eine in Schneckengängen wild durcheinanderlaufende Figur, aber kein regulärer Zirkel gemacht werden kann.

„Woher soll nun aber in einem Vernunftregiment diese unwiderstehliche Kraft und dieser feste und unbewegliche Punkt kommen? Die Vernunft, sagt man, ist das eine und soll das andere geben.

„Die Vernunft wollte wohl eine Kraft und unwiderstehlich sein und könnte es vielleicht auch, aber sie ist es nicht. Und wie sollte sie einen festen, unbeweglichen Punkt geben können? Sie existirt ja in dem Regimente nicht außer in den Individuen (den Einzelpersonen), und von diesen hat ein jedes seine eigene Vernunft. Jedweder Mensch hat seine Art, die Dinge anzusehen und vernünftig zu sein, und es ist eher möglich, daß alle Pfeifen in allen Orgeln von Europa unisono (im Einklang) stimmten, als daß es alle Glieder Eines kleinen Staates thäten, gesetzt auch, daß sie Stimmung hielten.

„Wohl wahr, spricht man, aber: gebt den Menschen nur richtige Begriffe! Aufklärung! Aufklärung! Der Mensch muß aufgeklärt werden! — Nun ja, gegen die richtigen Begriffe hat Niemand etwas; auch giebt es für jeden Menschen gewisse Dinge, worüber es recht nützlich und gut ist, ihn aufzuklären, d. h. ihm zu sagen: dies und das ist so und nicht so, dies und das taugt oder taugt nicht, dies und das muß geschehen oder nicht geschehen u. s. w. Nur, wer mit dem Medusenkopf*) der Aufklärung die Neigungen und Leidenschaften zu versteinern gedenkt, der ist unrecht berichtet. Es ist zwischen den Begriffen und dem Wollen im Menschen eine große Kluft befestigt. Das Rad des Wissens und das Rad des Willens, ob sie wohl nicht ohne Verbindung sind, fassen nicht in einander. Sie werden von verschiedenen Elementen umgetrieben und sind etwa wie eine Wind- und Wassermühle. Wer weiß nicht, daß man nicht stehlen soll? Und Galgen und Rad warnen noch über das an allen Heerstraßen, und stiehlt Niemand? — So mit allen heiligen zehn Geboten. Aber was erwartest du denn mehr von deinen Geboten? Verstehst du es besser als der liebe Gott? Er konnte mit Geboten nicht zum Ziele kommen und wählte deshalb einen andern Weg. Und du denkst mit Geboten und Aufklärung auszureichen? Ist dir das Alles aber noch nicht klar und zu weit weg, so will ich dir näher kommen. Gehe in dich und frage dich selbst, frage aufrichtig dein eigenes Herz: ob es nicht etwas Anderes ist, was dich zum Wollen bewegt, als das bloße Wissen? Ob die Räder des Wissens und des Willens in dir immer mit einander, und ob sie nicht oft gegen einander gehen? Ob du nicht sogar bisweilen, wenn du das Rad des Besserwissens in der Ferne umgehen hörst, ob du dann nicht bisweilen mit Fleiß abwärts und aus dem Wege gehest, damit du seinen Laut nicht vernehmest? — Lieber, gestehe und läugne nicht, du bist es nicht allein, dem es also gehet, es geht andern Leuten auch so, und den meisten geht es noch ärger. Gestehe dann aber auch, daß es eitel Traum und Täuschung ist, daß die Vernunft und Aufklärung den festen, unbeweglichen Punkt geben und den Neigungen und Leidenschaften Gebiß anlegen könne! Und glaube nicht länger an eine Sache, die nicht wahr ist und die nie hat wahr gemacht werden können, und die leider durch eine Erfahrung von 5793 Jahren widerlegt wird. Denn was anderes war je die Absicht der besseren und weiseren Menschen aller Zeiten bei ihrem Thun und Treiben, als überall der Vernunft die Herrschaft über Sinne und Leidenschaften zu verschaffen? Und haben sie es thun und zu Stande bringen können? Und wahrlich, ihrer einige haben das Ding beim rechten Ende angefangen.

„Wer durch sein Wollen und Suchen oder durch Gottes Erbarmen so weit gekommen ist, daß alle Ketten abgefallen sind und keine mehr an ihm klirrt, der ist wahrhaftiglich ein freier Mann. — Er ist von dem Freiheitler himmelweit und wesentlich verschieden, und diese zwei verhalten sich zu einander wie Sein-Wollen zu Sein, wie Unten zu Oben, wie Nichts zu Alles. Der freie Mann ist los von der Erde und allem kleinen Interesse; auf ihn wirkt von nun an nichts, ihm gilt nichts, ihn treibt und bewegt nichts als das Wahre und Gute. Er hat den Rock des Fleisches ausgezogen, nährt sich mit der Speise der Götter und schifft auf dem Ocean der reinen Liebe.

„Ein Mensch, der seine Rechte hingiebt und Gott und seinem König vertraut, ist in sich ein lieber Mensch; wenn er nicht schon gut ist, so bessert ihn die Liebe, und mit ihm ist leicht Fortkommen. Diesem Menschen ist innerlich wohl, und so ist er nicht geneigt, äußerlich weh zu machen. Er ist gehorsam, willfährig, bescheiden u. s. w. und prätendirt (behauptet von sich und begehrt für sich) immer weniger, als er kann. — Was aber soll man, Ausnahmen verstehen sich von selbst, von einem Menschen erwarten, der kein Vertrauen hat, der Alles selbst sehen und betasten will und immer über seine Rechte brütet? Wenn der nicht auf sehr festen Füßen steht, so stößt ihn die neue Einsicht um, und unbesehends ist er kein guter Nachbar. Er führt natürlich immer die Liste seiner Rechte bei sich, ist ungestüm, mißtrauisch, prätendirt immer nicht weniger, als er kann, und weiß Alles besser. Und nun ein ganzer Staat von solchen Rechtsgelehrten!" — So weit Claudius, der Wandsbecker Bote, vor siebenzig Jahren.

Treffender als mit diesen seinen Worten kann das Gepräge unserer Zeit nicht gezeichnet werden, und es ist wahrlich so gekommen, wie es der ehrliche Wandsbecker Bote kommen sah. Wir haben alle Harmlosigkeit verloren, wir sind ein Volk mißtrauischer (besonders gegen alle Obrigkeit mißtrauischer), Alles, was wir können, prätendirender Rechtsgelehrten geworden, das die Liste seiner Rechte überall bei sich führt. Und weil Jeder prätendirt, was er kann, darum ist ein Krieg Aller gegen Alle unvermeidlich, und wir sind

*) Die alten Griechen erzählten in ihren Sagen von den sogenannten Gorgonen, drei schrecklichen Weibsbildern, deren Antlitze die Kraft hatten, Alles in Stein zu verwandeln. Die schrecklichste hieß Medusa.

wieder da angelangt, wo wir ausgingen: das Neue-System, wie es Claudius nennt, ist die Ursache, daß wir auf ruhige Zeiten nicht mehr rechnen dürfen, und immer weniger, je mehr das Bewußtsein der allgemeinen Gleichheit durch alle Schichten des Volkes dringt. Wer gesunde Sinne hat, muß sagen: es ist mit uns dahin gekommen; du hattest Recht, ehrlicher Asmus, die Friedenszeit der Welt ist vorüber!

Den Beschluß der Auszüge aus Claudius wollen wir mit dessen zwar vielfach schon bekanntem, aber nicht genug zu beherzigenden Liede: Urian's Nachricht von der neuen Aufklärung, machen, von dem wir die Hauptverse mittheilen:

Ein neues Licht ist aufgegangen,
Ein Licht, schier wie Karfunkelstein.
Wo Hohlheit ist, es aufzufangen,
Da fährt's mit Ungestüm hinein.
Es ist ein sonderliches Licht,
Wer es nicht weiß, der glaubt es nicht.

Erst lehrt es euch die Menschenrechte,
Seht, wie die Sache euch gefällt!
Bis jetzo wären Herrn und Knechte,
Und Knecht' und Herren in der Welt.
Von nun an sind nicht Knechte mehr,
Sind lauter Herren hin und her.

Sonst war Verschiedenheit im Schwange,
Und Menschen waren klug und dumm,
Es waren kurze, waren lange,
Und dick' und dünne, grad' und krumm;
Doch nun, nun sind sie allzumal
Schier eins und gleich, glatt wie ein Aal.

Man nannte Freiheit bei den Alten,
Wo Kopf und Kragen sicher war,
Wo Ordnung und Gesetze galten,
Und Niemand krümmete kein Haar.
Doch nun ist frei, wo Jedermann
Rad schlagen und ruktoren kann.

Vernunft, was man nie läugnen mußte,
War je und je ein nützlich Licht;
Indeß was sonsten sie nicht wußte,
Das wußte sie doch sonsten nicht.
Nun sitzt sie breit auf ihrem Steiß,
Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.

Religion war hehre Gabe
Für uns bisher, war Himmelsbrod,
Und Menschen gingen drauf zu Grabe:
Sie sei und komme her von Gott.
Nun kommt sie her, weiß selbst nicht wie?
Man saugt nun aus dem Finger sie.

Auch wißt ihr wohl vom Potentaten,
Wie der großmächtiglich regiert,
Und wie, ohn' Streit und Advocaten,
Dem Scepter Ehr' und Furcht gebührt.
Doch nun ist Scepter gar nicht viel,
Nicht besser als ein (Besen)stiel!

u. s. w. u. s. w.

Aber, sagt euch wohl Der und Jener, ja, der Wandsbecker Bote ist auch so ein Mucker und Pietist, der kann natürlich die neue Staatsform, die freie Bewegung der Geister, das allgemeine Stimmrecht und die herrlichen Errungenschaften unserer Zeit nicht begreifen. Nun, liebe Leser, ich will euch auch dagegen waffnen, und euch eine glänzende Reihe von Aussprüchen weiser Männer aller Zeiten aufführen, die euch beweisen werden, daß die größten Denker aller Jahrhunderte mit dem Manne in Verwerfung der Afterweisheit unserer Zeit übereingestimmt haben. Von Christen versteht sich's ja von selbst, und das würde ein dickes Buch geben, wollten wir nur einen kleinen Theil ihrer Aussprüche mittheilen. Wir wollen aber geflissentlich nur solche reden lassen, die von unsern Aufklärern selbst als Männer der Vernunft angesehen werden, die auf der Sonnenhöhe der Weisheit gestanden haben. Und zwar wollen wir von den alten Zeiten anfangen, und die Reihe heraufführen bis zu den halbvergötterten Vertretern der Zeitbildung, Schiller und Göthe.

(Fortsetzung folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

* **Passionsbuch**, Andachten über das heil. Leiden und Sterben unsers HErrn JEsu Christi auf alle Tage der Passionszeit; mit einem Titelbilde. Stuttgart, S. G. Liesching. 1864. 226 S. 1 Thlr. 6 Ngr. gebunden in Leinwand 1 Thlr. 12 Ngr.

Dies Buch konnte leider im vorigen Jahre erst ganz am Ende der Passionszeit angezeigt werden, für die es doch eigentlich bestimmt ist. Weil es aber ganz dazu angethan ist, bei den Passions-Hausandachten der Pilgerleser zu dienen, und ich doch nichts Besseres über das Buch zu sagen habe, als was schon gesagt ist, möge hier noch einmal der früher schon abgedruckte Bericht darüber stehen: „Es enthält auf jeden Tag der Passionszeit zwei Stücke der Leidensgeschichte (für Morgen- und Abendandacht), hierzu zunächst eine Passionsbetrachtung oder richtiger ein Passionsgespräch der Seele mit dem HErrn. Den Anfang und das Ende der jedesmaligen Andacht bilden passend gewählte Liederverse, fast durchweg nach bekannteren Melodieen. Das Stück der Passionsgeschichte, das in der Betrachtung behandelt wird, ist recht sinnig durch Worte des alten und neuen Testamentes, so zu sagen, eingefaßt wie der Edelstein in's Gold. Die Betrachtungen selbst sind älteren Datums, sie stammen von einem Nürnberger Prediger Beer her, der in der 2. Hälfte des 17. Jahrh. wirkte, also aus der guten alten Zeit. Das Buch ist, wie man es von der Verlagshandlung gewöhnt ist, trefflich ausgestattet."

* **Liederlust der Zionspilger**, eine möglichst vollständige Sammlung der schönsten und gangbarsten geistlichen lieblichen Lieder der evangelischen Kirche. Leipzig und Dresden, Justus Naumann. 1865. 436 S. Preis: 7½ Ngr., gebunden zu 12, 17½ und 20 Ngr.

Darf es denn der Pilgerschreiber wagen, seinen lieben Lesern auch einmal eine kleine eigene Arbeit zu empfehlen? Er wagt es, und hofft, man werde ihn deshalb nicht für unbescheiden halten; denn im Grunde ist's ja nichts Eigenes, was er in dem Büchlein bietet. Nur die Sammlung ist sein Werk. — Es hat ihm und Anderen oft ein kleines Taschenbüchlein gefehlt, das in möglichst vollständiger Auswahl und in übersichtlicher Ordnung denjenigen Theil unseres evangelischen Liederschatzes enthielte, der für die Hausandacht, für die Erbauung auf Reisen, für's christliche Vereinsleben, für die Freuden- und Leidetage des Familienlebens am unentbehrlichsten ist. Die vorhandenen und zum Theil sehr verbreiteten Bücher enthalten entweder zu wenig solche Lieder, die seit Jahrhunderten der evangelischen Christenheit lieb geworden sind, oder man vermißt darin die für den täglichen Gebrauch wünschenswerthe Ordnung, oder sie sind zu umfänglich, als daß sie überallhin, z. B. auch auf die Reise, an Krankenbetten u. s. w. mitgenommen werden könnten, oder sind wohl auch zu theuer. Da hat sich nun der Pilgerschreiber, der's wahrlich gern einem Tüchtigerern überlassen hätte, daran gemacht, das fehlende Büchlein herzustellen, und kann nunmehr versichern, daß er mitsammt der Verlagshandlung sich wenigstens alle Mühe gegeben hat, die Lücke auszufüllen. Ob es ihm gelungen ist, darüber kann er selbst nicht urtheilen, aber erstlich hat er diese Anzeige nicht eher gewagt, als bis ihm von verschiedenen Seiten versichert worden ist, daß das Büchlein seinen Zweck erfülle, und sodann hofft er, es werde sich mit der Zeit vielleicht ein Freiwilliger findet, der den Lesern noch besser sagen kann, ob die „Liederlust" etwas taugt oder nicht. Jetzt kam's ihm nur darauf an, die Leser auf das Büchlein aufmerksam zu machen und dabei zu bemerken, daß durch den niedrig gestellten Preis die Anschaffung in mehreren Exemplaren für den Zweck der Hausandacht möglich gemacht ist, und daß er meint, es könne auch den Confirmanden mit der „Liederlust" ein passendes Geschenk gemacht werden. Sollte ihm Gott die Freude machen, daß die kleine Sammlung im Kreise der Pilgerleser sich nach und nach einbürgerte, so könnte später auch bei den Textbetrachtungen des Pilgers auf die in ihr enthaltenen Lieder besonders verwiesen werden. —

Der Pilger aus Sachsen.

№ 10. Dresden, den 5. März 1865.

Am Sonntage Invocavit.*)

Joh. 13 31—36.

Die Zeit ist da, daß des Menschen Sohn soll überantwortet werden den Heiden. Er rüstet sich, den Weg aller Welt zu gehen. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß der Weg, den Er jetzt mit aller Welt geht, ein Weg für die Welt geworden ist, daß Christus das Lamm Gottes ist, welches der Welt Sünde trägt. O daß wir's immer fester glaubten und immer klarer erkenneten, daß der Weg des Leidens und des Todes, den Er nun ohne irgend welche Unterbrechung geht, für uns, die wir glauben, der Quell einer unvergänglichen Freude und eines Lebens ist, das da ewig währet! Dazu wolle der HErr an uns die heil. Passionszeit segnen, in welche wir heute eintreten! Amen.

Wir entnehmen unsere Passionstexte dem Evangelio Sct. Johannis. In deren erstem heißt es Cap. 13, V. 31 und 32: Da Judas hinausgegangen war, spricht Jesus: Nun ist des Menschen Sohn verkläret, und Gott ist verkläret in Ihm. Ist Gott verkläret in Ihm, so wird Ihn Gott auch verklären in Ihm selbst, und wird Ihn bald verklären. Die Worte, welche wir heute von Jesu vernehmen, spricht Er nur zu den Eilfen. Das verlorene Kind, Judas, war bereits hinausgegangen, um zu vollführen, was geschehen mußte — denn also stehet es geschrieben —, wozu aber gerade Ihn keine Gewalt weder auf Erden noch im Himmel gezwungen, sondern wozu Er sich selbst aus freiem Entschluß hergegeben hatte. Nachdem somit, mit dem Aufbruch des Judas zum Verrath, der Tod Christi entschieden war, spricht Christus zu Seinen Jüngern: Nun ist des Menschen Sohn verklärt. Er sieht Seinen Tod im Geist als bereits geschehen an, ebenso wie bei der Einsetzung des heil. Abendmahls das Brechen Seines Leibes und Vergießen Seines Blutes bereits als geschehen vor Seiner Seele stand. Nun, mit dem Leiden und Sterben und (was im Geiste Christi immer unmittelbar und nothwendig darauf folgt) mit der Auferstehung, nun ist des Menschen Sohn verklärt. Es ist aber eine dreifache Verklärung, von welcher Christus in unserm Texte spricht: die Verklärung des Menschensohnes; die Verklärung Gottes; und die Verklärung Christi, sofern sie Ihn als des Menschen- und Gottes Sohn oder als Gottmenschen trifft. Die Verklärung des Menschensohnes oder der menschlichen Natur Christi besteht darin, daß ihr mit dem Gehorsam Christi bis zum Tod der

*) Ein lieber Mitarbeiter hat den Pilger in den Stand gesetzt, seinen lieben Lesern noch neben der versprochenen Katechismusauslegung Betrachtungen über die heilige Passionsgeschichte (nach Sct. Johannes) zu bieten.

Austritt aus dem bisherigen Stande der Erniedrigung und der Eintritt in den Stand der Erhöhung, in den vollen Gebrauch der göttlichen Herrlichkeit erstritten ist. Denn was Seine menschliche Natur durch ihre Vereinigung mit der göttlichen haben konnte, das wollte sie nicht eher in vollen Gebrauch nehmen, als bis sie es durch Leiden des Todes erkämpft hatte. — Gott ist verklärt in Christo, also in Christi Leiden, Sterben und Auferstehen, insofern als dies den Menschenkindern Gottes Wesen klar und herrlich macht. Es zeigt auf der einen Seite die unendliche Liebe Gottes, der nicht den Tod des Sünders will; auf der andern Seite die unendliche Heiligkeit Gottes, welche der Welt Sünde strafen muß, gemäß Seinem uralten Wort: Ich, der HErr dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so Mich hassen, die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Wie viele unter den sogenannten Aufgeklärten giebt es, die von dieser Verklärung Gottes durch Christi Tod und Auferstehung nichts wissen und die hierin der wahren Aufklärung noch bedürfen! — Endlich drittens, nachdem so die Verklärung Gottes durch Christum und in Christo herbeigeführt worden, wird dieser auch selbst verklärt, nach seiner göttlichen und menschlichen Natur. Nun gehen Kräfte des ewigen Lebens von Ihm, dem Erhöhten aus; nun stiftet und baut Er Seine Kirche; nun spendet Er den Trost der Vergebung jeder gnadenhungrigen Seele, nun theilt Er einem Jeden, der Ihn bittet, die Kraft zur Heiligung mit, nun sitzt Er zur Rechten Gottes, bis daß alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße gelegt werden, und eben im Hinblick auf den verklärten Gottmenschen singt jenes Lied:

Wenn Christus Seine Kirche schützt,
So mag die Hölle wüthen!

Welch eine Fülle von Klarheit und Trost liegt somit in dieser dreifachen Verklärung!

Liebe Kindlein, — fährt der Herr zu den Elfen fort — Ich bin noch eine kleine Weile bei euch. Ihr werdet Mich suchen; und wie Ich zu den Juden sagte, wo Ich hingehe, da könnt ihr nicht hinkommen. Nur eine kleine Weile noch sollte Christus in der Gestalt des Fleisches bei ihnen sein. Etwa eine Stunde dauerte es noch, bis ihn die Häscher ergriffen, um Ihn dem Gericht auszuliefern. Liebe Kindlein — redet Er Seine Jünger an. In der Stunde des Scheidens, zumal des Scheidens, welches wir Tod nennen, da lodert das Feuer der Liebe zu den Zurückbleibenden um so stärker auf. Wir werden nicht irren, wenn wir meinen, daß auch Christus alle Zärtlichkeit in jene Anrede mit besonderer Stärke hineingelegt. Muß Er die Jünger ja doch noch „Kindlein" nennen; sie sind noch nicht Männer am Verständniß, noch nicht sturmfeste Eichen; wie junge Reiser brechen sie beinahe zusammen, als der Erzhirt geschlagen wird. Nun, je schwächer und ohnmächtiger man Jemanden zurückläßt, desto mehr glüht das Herz und möchte alle Liebe und Zärtlichkeit über ihn ausgießen. Glaubt nicht, daß Christus solchen Gefühlen fern gewesen ist (vergl. Hebr. 2, 17)! Aber eben deswegen, weil Seine Jünger noch Kindlein waren, konnten sie jetzt noch nicht hinkommen, wo Er hinging. Sie waren nicht stark genug zu leiden, wie Er litt, und darum auch nicht befähigt, schon jetzt in Seine Herrlichkeit einzugehen. „Aber sie haben diesen auserlesenen Leidens- und Herrlichkeitsweg hernachmals gefunden; das Suchen ihrer Liebe ist nicht vergeblich gewesen." Wo Ich hingehe, da könnet ihr nicht hinkommen. So hatte der HErr bereits, und zwar zweimal, zu den ungläubigen Juden gesagt, in einem andern Sinn natürlich zu diesen, als zu Seinen Jüngern. Der Unglaube kann um sein selbst willen nicht der Genosse des Leidens und der Herrlichkeit Christi werden. Er bleibt ausgeschlossen von Himmel und Seligkeit. Weil die zeitgenössischen Juden zumeist in ihren Sünden gestorben, darum konnten sie nicht hinkommen, wo Christus hinging. Werden wir hinkommen, wo Christus hinging? Wir können mit ziemlicher Bestimmtheit darauf antworten. Wenn wir mit Christo und um Seines Namens willen zu leiden Willens sind, dann sollen wir auch mit gekrönt werden. Denn es stehet geschrieben: Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, so wir anders mit leiden, auf daß wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.

Und Ich sage euch nun: Ein neu Gebot gebe Ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie Ich euch geliebt habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Wenn Jemand von hinnen geht, so pflegt er den Seinen ein Gebot, einen letzten Willen zu hinterlassen. So auch Christus. Er hat hier nicht zuerst ihre Lehrthätigkeit im Auge, wie bei Seinem bekannten Auftrag unmittelbar vor der Himmelfahrt: Gehet hin und lehret alle Völker, sondern mehr ihr neben der Lehre hergehendes Leben. Aber natürlich hängt Beides eng zusammen. In dem Maße als sie lebten, lehrten sie auch. Das Leben eines Lehrers wird immer ein Vorurtheil für oder wider seine Lehre hervorrufen. Das rechte Leben aber ist die Liebe, die heilige Liebe, da Jemand nicht das Seine sucht, sondern was des Andern ist. Dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr Meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habt. Die Apostel haben diese Mahnung Jesu als ein theures Vermächtniß bewahrt und ihm gemäß liebend gelebt. Von einem Apostel, dem Apostel Johannes, wissen wir, daß er, als der Tag seines Lebens sich neigte, auch kein anderes Vermächtniß für seine Gemeinde hatte, als das Gebot seines Meisters. Denn als er nicht mehr gehen

und predigen konnte und in die Versammlung getragen werden mußte, da bat er ihnen immer noch die Worte zugerufen: Kindlein, liebet euch untereinander. Auch ist in der That der ersten Christen Kennzeichen die Liebe gewesen. Wenn sie an Elenden, Kranken, Sterbenden thaten, was sonst kein Mensch that, oder wenn sie mit Todesverachtung ihre Glaubensbrüder zum Richtplatz begleiteten, sie ermahnend und tröstend, da haben die Heiden verwundert ausgerufen: Sehet nur, wie sie sich lieb haben! Was sagt man jetzt von den Christen, wenn sie zu den Heiden kommen, oder wenn einmal eine Anzahl Heiden, wie vor einiger Zeit die japanesische Gesandtschaft, eine Rundreise durch das hochcivilisirte, sogenannte christliche Europa machen? — Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Neu nennt Christus dieses Gebot, obwohl es bereits im A. T. vorhanden und auch bereits von Christus selbst eingeschärft worden war, weil es seine volle Kraft erst durch die Liebe bis zum Tode erhielt, mit welcher Christus uns geliebt und erst in dieser Liebe das rechte Maß und Vorbild fand.

Die Mahnungen des HErrn haben aber vorzugsweise Einem an's Herz gegriffen, dem Simon Petrus, und er will nun auch sofort beweisen, daß er nicht blos mit leiblichen Ohren gehört. Er will sofort seine Liebe Jesu selber beweisen. Spricht Simon Petrus zu Jesus: HErr, wo gehest Du hin? So frug er aber in dem Gedanken, Ihn begleiten zu wollen. Jesus antwortete ihm: Da Ich hingehe, kannst du Mir diesmal nicht folgen; aber du wirst Mir hernachmals folgen. Der Antrag des Petrus war voreilig. Er wußte, daß es zum Kreuze ging. Und er hätte auch seine Kraft, d. h. seine kleine Kraft kennen können. Allein von der Aufrichtigkeit und Lauterkeit seines Willens können wir immerhin etwas lernen. Er wollte doch. Wie viele sind denn, welche mit Christo leiden wollen? Der HErr wies ihn für Jetzt ab. Aber Er hat den aufrichtigen Jünger hernachmals gestärkt, daß er Ihm auf dem Wege des Leidens folgen und Seinen heiligen Namen dadurch verherrlichen durfte.

Nun, lieber HErr, wir können Dir folgen, denn es ist durch Dein bittres Leiden und Sterben und Auferstehen Alles bereit, was wir brauchen, um Dir auch auf dem Wege des Leidens zu folgen. HErr, wie Du willst. Wann Du willst. Wo Du willst. Ist es aber Dein Wille, daß der Kelch des Leidens annoch an uns vorübergehe, so laß uns die Tage des Friedens und des Sonnenscheins nicht zum Anlaß zur Vermessenheit und zu Fallstricken werden! Amen.

B. L.

Gelitten unter Pontio Pilato.

(Fortsetzung.)

Was war Christi innerliches Leiden?

Dasjenige, welches Er an Seiner Seele erlitten. Denn Er fühlte an Seiner Seelen die Last des göttlichen Zorns, welche Ihn also drückte, daß Er blutigen Schweiß vor großer Seelen- und Höllenangst schwitzte, schrie und sprach: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Ps. 22, 2.

So hat Christus etwas vom ewigen Tod und Qual der Verdammten gelitten?

Ja, Er hat davon gelitten; Welches aber wohl zu verstehen ist. Wir sagen nicht, daß Christus verdammt worden oder verzweifelt sei, das sei ferne; oder daß Er an dem Ort der Höllen in dem Feuer habe leiden müssen, denn Seine Höllenfahrt geschahe gar zu anderem Ende: sondern weil die Qual der Verdammten darin besteht, daß sie ewig von Gott verlassen und verstoßen sind und keinen Trost von demselbigen nunmehr zu erwarten haben, so mußte Christus auch solche Qual kosten, da Er an dem Kreuze rief: Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? (vrgl. Matth. 27, 46. wo Gott sich dermaßen von Christo zurückgezogen haben muß, daß alles Gefühl Seines Trostes und Freuden hinweg war, wie bei den Verdammten dergleichen ewiglich währet; hingegen mußte Er Fluch und Zorn Gottes also in Seiner Seelen, wie derselbe gegen alle Sünder ergehet, fühlen.)

Erkläre mir dieses allerschmerzlichste Leiden Christi noch etwas deutlicher.

Seine unaussprechliche Seelen- und Höllenangst giebt uns unser theuerster Heiland genugsam zu erkennen, 1) durch das Fallen auf Sein Angesicht, welches nicht allein von Seiner Ehrerbietung gegen Seinen himmlischen Vater, sondern auch von Seiner Ohnmacht zeuget; 2) indem Er bei den Aposteln Trost suchet, wie diejenigen, so nicht wissen, wo sie sich hinwenden sollen; 3) indem Er hin und her lief, bald zu den Jüngern, bald wiederum zu Seinem Bet-Oertlein; 4) indem Er klagte: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; 5) indem Sein Schweiß ward wie Blutstropfen. („Dein Blutschweiß mich tröst' und erquick; mach' mich frei durch Dein Band' und Strick'!")

Was hat wohl Christo solche grausame Angst verursachet?

1) Der unerträgliche Zorn Gottes (nämlich die Entziehung Seiner Gnade und Trostes), welchen Er um der Sünden willen der ganzen Welt tragen mußte. Jes. 53, 6: Der HErr warf unser Aller Sünde auf Ihn; V. 5: Er ist um unserer Sünde willen zerschlagen (vgl. V. 10). Das war ein Schlag, auf welchen Er auch in den Tod dahin sank. „O Menschenkind, betracht das recht, wie Gottes Zorn die Sünde schlägt; thu Dich dafür bewahren!" — 2) Das Heer aller Teufel in der Höllen, welche alle ihre Macht und Gewalt an Christo versuchten und Ihm aufs grausamste zusetzten. So nun ein einiger Teufel einem Menschen so schrecklich zusetzen kann, wie sollten Christum soviel tausend Teufel nicht geängstet haben. — 3) Der Menschen Undank. Der HErr Jesus wußte wohl, daß viel tausend Menschen Seine theure Erlösung und Blutvergießen mit Füßen treten würden und sich desselben unwerth machen. Das betrübte Ihn.

Woher sind die Schmerzen Christi so groß gewesen, daß sie alle Schmerzen der ganzen Welt übertroffen haben?

1) Daher, weil dergleichen Zorn Gottes nie ist gehöret worden; denn dies Exempel übertrifft alle Exempel des Zorns Gottes. Weil Christus aller Welt Sünde getragen und die Strafe aller Sünden, darum sind Seine Schmerzen gewesen die allergrößten Schmerzen, ja die Schmerzen der ganzen Welt. — 2) Ist Christi Angst die größte und höchste gewesen, weil Er keine Linderung durch einen einigen Trost hat erlangen können. Er hat keinen Tröster gehabt (Ps. 69, 21), da war Niemand, der in Seiner höchsten Betrübniß und Traurigkeit einiges Mitleiden mit Ihm gehabt hätte, welches sonsten eine große Linderung des Kreuzes ist. — 3) sind Christi Schmerzen die größten Schmerzen gewesen in aller Welt, denn je edlere, zartere, reinere Natur, je mitleidiger, freundlicher sie ist, je eher sie auch beweget wird. Weil nun in Christo die alleredelste, heiligste, reineste, zarteste menschliche Natur ist, so hat Er auch die allergrößten Schmerzen erlitten.

War denn ein solches Leiden auch nöthig?

Ja, es war nöthig; denn weil wir nicht allein den zeitlichen Tod, sondern auch den ewigen verschuldet hatten, der HErr aber unser Aller Strafen tragen sollte, war es nicht genug, daß Er nur den zeitlichen Tod litte; sondern Er mußte auch etwas von der Bitterkeit des ewigen Todes schmecken.

Woher ist aber solch Sein Leiden oder Höllenpein, welches nur eine kurze Zeit gewähret, so giltig und wichtig, daß wir durch dasselbige von der ewigen Pein sollen befreiet sein?

Wegen der ewigen Person, weil der da leidet, der eingeborne Gottes-Sohn ist.

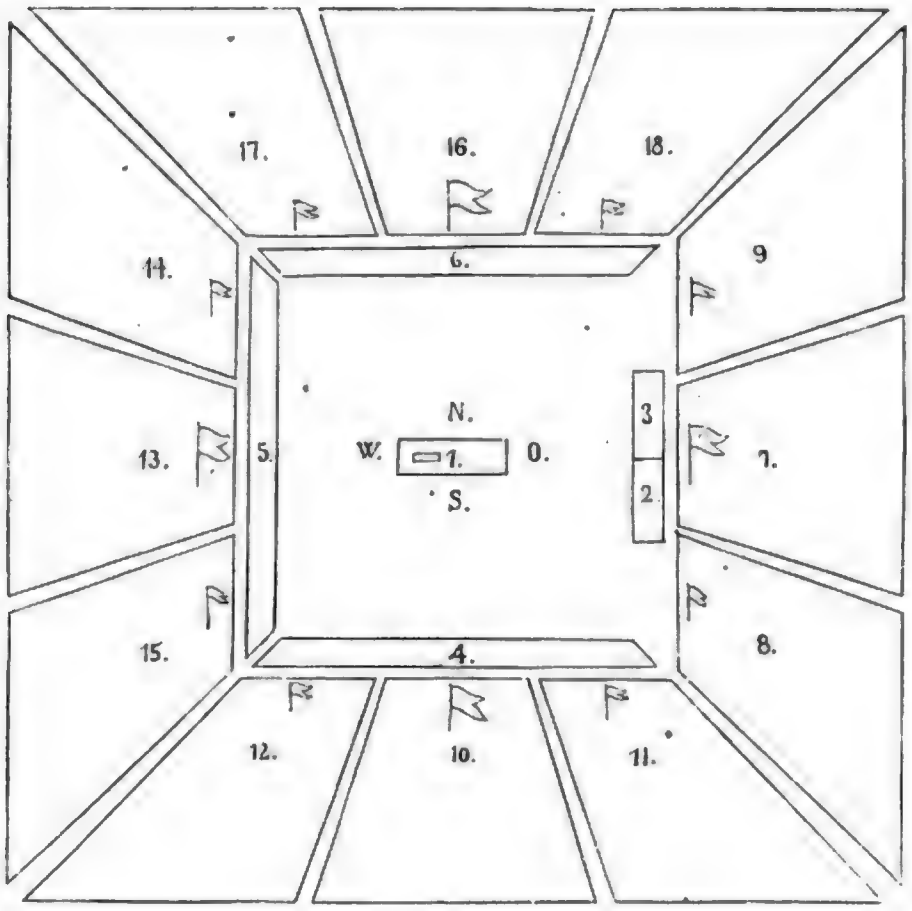
(Fortsetzung folgt.)

Der alttestamentliche Gottesdienst.

Da ich noch ein Knabe war, nahm ich mir eines Tages vor, jeden Tag einen bestimmten Abschnitt der heiligen Schrift und so nach und nach die ganze Bibel von Anfang bis Ende durchzulesen. Ich hab's auch wirklich eine Weile mit großer gesetzlicher Gewissenhaftigkeit so getrieben; aber nach einiger Zeit kam mein Lesen in's Stocken und schließlich erlahmte der jugendliche Eifer ganz, so daß ich's endlich gar liegen ließ. Das mag mehr als einen Grund gehabt haben, vor Allem den, daß ich Gottes Wort ohne Gebet las und ohne darin Erbauung meiner Seele zu suchen. Ich wollte es eben durchgelesen haben, wie mir's auch bei andern Büchern eine große Befriedigung gewährte, wenn ich mit ihnen zu Ende gekommen. Als nun aber mein Eifer im Bibellesen aufhörte, dachte ich nicht daran, daß dies die ebengenannten Gründe haben könnte, ich meinte überhaupt gar nicht, daß ich daran schuld sein könne, sondern die liebe Bibel selbst mußte daran schuld sein. In den drei letzten Büchern Mosis nämlich wollte mir's scheinen, als wenn die mancherlei Vorschriften für den Gottesdienst des Volkes Israel doch gar zu uninteressant und langweilig wären und Dinge enthielten, die für die Erbauung schlechterdings überflüssig seien, ja sie geradezu hinderten.

Zweierlei war mir damals noch nicht klar geworden, erstlich, daß dem Vorwitz unseres alten Menschen oft gerade das recht uninteressant scheint, wofür er sich ernstlich interessiren sollte, und zweitens, daß es in der Bibel nichts, gar nichts giebt, was einen Christenmenschen nicht interessirt oder angeht, dieweil ja Alles in ihr mit der Zubereitung des Heils in Christo in Zusammenhang steht. Jetzt ist mir das Beides durch Gottes Gnade klar. Die Erkenntniß meines Heilandes und des durch Ihn erworbenen Heils läßt mich all jene alttestamentlichen Stücke, durch welche das Heil in Christo in großer Weisheit vorbereitet wurde, all jene „Vorbilder der himmlischen Dinge", wie sie das neue Testament nennt, mit andern Augen ansehen. Ich weiß nun, es giebt Stücke auch im neuen Testament, deren Herrlichkeit, ohne Bekanntschaft mit den gottesdienstlichen Ordnungen des alten Testamentes, gleichfalls den Christen ein uninteressantes Ding wäre, und denke jetzt hiebei besonders an die Epistel an die Ebräer, die doch gewiß nicht nur für die Judenchristen jener Tage bestimmt ist. Ich weiß, daß der Blick in die tiefe Weisheit, mit der Gott durch jene alttestamentlichen Ordnungen auf die Erscheinung Seines Heils gerüstet hat, eine Quelle reicher Erbauung, ja ein rechter Antrieb zu Anbetung unseres wunderbaren Gottes ist. Ich weiß, daß es ein mächtiges Zeugniß für den Werth jener „uninteressanten" Dinge gewesen ist, wenn beim Verscheiden des Weltheilandes der Vorhang des Tempels mitten entzwei riß, von oben an bis unten aus, u. s. w. Und weil ich das weiß, meine ich, es sei so unwichtig nicht, daß wir noch heute jener tiefen Weisheit in der gottesdienstlichen Führung des alttestamentlichen Bundesvolkes auf die Hände sehen und uns das vergegenwärtigen, was vom Gottesdienste des alten Bundes geschrieben steht und was allerdings schrecklich uninteressant wäre, wenn es nicht in Christo seine Erfüllung gefunden hätte.

Eins aber erschwert allerdings vielen Bibellesern die Freude an jener Weisheit. Der Gottesdienst des alten Testamentes ist nichts Lebendes mehr, das man heute noch anschauen könnte. Und da wird es Manchem schwer die Herrlichkeit seiner Anordnung zu erkennen. Das brauchte nicht so zu sein, denn im Ganzen und Großen ist diese Anordnung eine so deutliche, daß sie jedes Kind fassen kann. Aber es ist so. Und da wir nun einmal in unserer Zeit im Stande sind, uns das, was wir nicht mehr leben sehen, durch gedruckte Bilder zu veranschaulichen, so dürfen wir wohl durch Illustrationen uns das kürzer vorstellen lassen, was die Schrift uns mit Worten vormalt. Es ist etwas gar Treffliches, wenn man in neuerer Zeit in Bilderbibeln oder in biblischen Wörterbüchern u. dergl. dem christlichen Volke durch Bilder eine Vorstellung vom alttestamentlichen Gottesdienste zu machen sucht und den Bibellesern den Schriftinhalt dadurch erläutert. Weil aber dergleichen Bücher doch nur in die Hände Wohlhabender kommen können, meinte der Pilger, da er nun ja auch einzelne Bilder gibt, es sei auch seine Aufgabe, zur Veranschaulichung des alttestamentlichen Gottesdienstes beizutragen, soviel er kann. Wird er auch nur langsam damit vorwärts kommen können, so hofft er doch seinen Lesern, die ja wohl alle auch Bibelleser sind, durch die nachfolgenden Artikel und Holzschnitte einen Dienst zu thun. Nur bittet er, daß man jedesmal die über dem Artikel stehenden Schriftabschnitte, sei es zuvor oder hernach, lesen wolle.



Plan des Wüstenlagers der Kinder Israel.

1. Das Wüstenlager der Kinder Israel.

Lies: 4. B. Mos. Cap. 2—4. und Cap. 10.

Das gehört doch nicht zum alttestamentlichen Gottesdienst, denkst du vielleicht bei dieser Ueberschrift. Aber wir haben auch hievon zu reden, denn wir müssen vor allen Dingen die Stellung kennen lernen, welche die heilige Wohnung Gottes, die Stiftshütte, im Lager der Kinder Israel einnahm. Hat doch auch der Herr, wie Er selber den ganzen Gottesdienst der Kinder Israel anordnete, es nicht für überflüssig gehalten, dem jungen Volke genau zu beschreiben, wie es sein Lager anlegen und wie es das Heiligthum darin aufstellen sollte.

Die Kinder Israel waren an der Hand des wunderbaren Gottes aus Egyptenland ausgezogen und mußten 40 Jahre lang in der Wüste gezeitigt werden für die Einkehr in das Land, darinnen Milch und Honig fließt. „Die Kinder Israel", d. h. die Kinder des Israel, der mit 70 Seelen nach Egypten gekommen (1. Mos. 46, 27.) und nun zu dem großen Volke geworden war, dem der Welt Heiland angehören sollte. Was war doch aus dem einen spätgebornen Isaak, dem Sohne der Verheißung, für ein großes Volk gekommen! Man zählte allein 603,550 streitbare Männer, die über 20 Jahre alt waren. Danach nimmt man an, daß das ganze Volk etwa dritthalbe Millionen Seelen gezählt haben mag. Die brauchten Platz, zumal wenn man bedenkt, daß sie ja auch Vieh mit sich führten. Vier bis fünf Stunden im Geviert, das mag mindestens die Größe des Lagers gewesen sein. Und da werden sie eng genug gesessen haben. Ja, als der Herr zur Speisung des Volkes Wachteln vom Meer kommen ließ (4. Mos. 11, 31.), da streute Er sie über das Lager aus, hier eine Tagereise lang, da eine Tagereise lang um das Lager her. So groß war das Lager. Es mußte ja auch eine Menschenmenge umfassen, die mindestens so groß war, als die ganze jetzige Einwohnerschaft unsers Königreichs Sachsen.

Noch war das Volk auf der Wallfahrt, ein Pilgervolk; aber jetzt schon sollte die ganze Gestalt des Lagers ein Bild der weltgeschichtlichen Stellung sein, die das Volk nach Gottes Rath einst einnehmen sollte. Wie ein Feldherr zu kräftiger Abwehr seine Soldaten ein Carré bilden läßt, so ließ der Herr das Volk, so oft es sich lagerte — und das ist in den 40 Jahren des Wüstenzugs bis zum Einzug in's gelobte Land etwa 42 bis 44 Mal geschehen — auch ein gewaltig großes Carré formiren. Als ein festgeschlossenes Ganzes, aus dem ohne Schaden kein Stück herausgenommen werden konnte, sollte es da liegen, abgeschlossen auch geistig gegen die heidnische Sitte der Umwohner. Die vier Seiten des Lagers aber sollten sich richten nach den vier Himmelsgegenden. Denn es war ja dies Volk bei aller Abgeschlossenheit dazu bestimmt, daß von ihm das Heil in alle „vier Oerter der Erde" ausstrahlen sollte. In der Mitte dieses Lagers aber lag die Hütte des Zeugnisses, die Stiftshütte, wie das Herz im Leibe, nicht als wenn der HErr für sie den Schutz der umherlagernden 12 Stämme bedurft hätte, sondern

weil man's auch äußerlich wahrnehmen sollte: „Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben." Nicht die Hütten oder Zelte der Menschen um die Stiftshütte herum waren die Hauptsache, sondern die „Hütte Gottes bei den Menschen."

Treten wir nun ein in die große Lagerstadt; denn wie eine wohlgeordnete Stadt von Zelten mag sich das Ganze ausgenommen haben, und lassen wir uns dabei unterstützen von unserer heutigen Zeichnung. Sie besteht freilich nur aus wenigen Strichen, aber wir brauchen heute auch nicht mehr.

Da liegt also in der Mitte die Stiftshütte (1.), das kleine längliche Viereck, umgeben von dem gleichfalls länglich-viereckigen Vorhof. Von ihrem genaueren Grundriß sollst du im nächsten Artikel hören. Sie ist das größte, das Hauptzelt, das sich von den anderen Zelten unterscheidet, mit denen du dir die in einiger Entfernung rings umherliegenden, mit Zahlen bezeichneten Felder bedeckt denken mußt. Vielleicht kommt sie dir zu klein vor; aber ich glaube fast, sie ist auf unserer Zeichnung noch zu groß ausgefallen. Denn die Stiftshütte war nur 30 und der Vorhof 100 Ellen lang, während wir aus Josua 3, 4 vermuthen müssen, daß zwischen dem Heiligthum und den nächsten ringsumher errichteten Zelten etwa ein Zwischenraum von 2000 Ellen war. Die Wohnungen des Volks sollten in ehrerbietiger Entfernung von der Gotteswohnung aufgeschlagen werden. Den Eingang in den Vorhof und die Stiftshütte haben wir im Osten, auf der rechten Seite unserer Zeichnung zu suchen. Ihm gegenüber lagen zunächst die Hütten oder Zelte Moses und Aarons und seiner Söhne, der Priester. (2. 3.)

Die langen Streifen an den drei übrigen Seiten (4. 5. 6.) waren mit den Zelten der Leviten bedeckt. Die Leviten waren nach Gottes Ordnung die Stellvertreter für alle Erstgebornen des ganzen Volkes. Eigentlich sollten diese dem HErrn geheiliget werden; aber die Leviten thaten den Dienst an der Stiftshütte an ihrer Statt. Sie zerfielen in drei Geschlechter. An der Abendseite lagerten die Kinder Gerson (5.), die alles dessen warteten, was von Gewebe u. dergl. zur Wohnung gehörte. Die Kinder Kahath (4.) an der Mittagsseite hatten der Bundeslade und der andern heiligen Geräthschaften (des Tischs, der Leuchter, der Altäre ꝛc.) zu warten. Nach Mitternacht lagen die Kinder Merari (6.), denen alles Holzgeräth der Stiftshütte (Säulen, Bretter, Riegel u. dergl.) vertraut war.

Hinter den Leviten erst gruppirten sich die elf übrigen Stämme des Volks, von denen aber der Stamm Josephs in zwei Theile, Ephraim und Manasse, getheilt war. Je nach den Himmelsgegenden bildeten die Zwölf vier Gruppen zu je drei Abtheilungen. Jede dieser Abtheilungen hatte ihr Panier oder ihr Feldzeichen. Die Paniere sind auf unserm Plane durch die kleinen Fähnchen kenntlich gemacht. Der in der Mitte liegende Stamm führte das Hauptpanier. Solche Hauptpaniere hatten die Stämme Juda, Ruben, Ephraim und Dan. Im Osten unmittelbar hinter Mosis und Aaron's Zelten, dem Eingang der Stiftshütte gegenüber, lagerte der Stamm Juda (7). Ihm war ja im Segen Jacobs die sonderliche Verheißung des Weltheilands gegeben (1. Mos. 49, 10—12); so war es ganz in der Ordnung, daß er einen bevorzugten Platz im Lager hatte. Zu seinen Seiten lagen rechts und links die Stämme Isaschar (9.) und Sebulon (8.). An der Südseite führte der Stamm Ruben (10.) das Hauptpanier mit Simeon (11.) und Gad (12.) an der Seite. Abendwärts lagerte in der Mitte Ephraim (13.), der neben sich Manasse (15.) und Benjamin (14.) hatte, und im Norden lag der Stamm Dan (16.) mit Asser (18.) und Naphtali (17.).

Diese Anordnung sieht nun auf den ersten Blick, mit Ausnahme der Stellung Levi's (4. 5. 6.) und Juda's (7.) recht willkürlich aus. Sie ist es aber nicht im mindesten. Denn die einzelnen Stämme sind gar weislich nach den Müttern gruppirt, von denen sie herstammen. So siehst du z. B. daß Joseph (Ephraim und Manasse) und Benjamin, die von Rahel stammten, im Westen zusammenlagen (13. 14. 15.) Ebenso lagen die Kinder Lea's Juda, Isaschar und Sebulon (7. 8. 9.) auf der Ostseite und Ruben und Simeon (10. 11.) auf der Südseite beieinander. Auf der Nordseite lagen nur Söhne der Mägde Dan (16.) und Naphthali (17.) von Bilhah, und Asser (18.) von Silpah. Weil aber der Stamm Levi, der zu den Kindern Lea's gehörte, wegen seines sonderlichen Amtes nicht wohl bei seinen Milchbrüdern auf der Südseite liegen konnte, so war diesen letzteren noch der Stamm Gad (von Silpah) zugeordnet (12.). Man kann sich wohl denken, daß die einzelnen Stämme von ihren Stammesmüttern mit der Muttermilch ihre besondern Eigenthümlichkeiten eingesogen hatten. Da wäre es nicht gut gethan gewesen, sie jetzt schon, wie es nachher bei der Vertheilung des gelobten Landes geschehn, durcheinander zu streuen. Daß aber gleichwohl in der Folge diese Trennung nach der Abstammung die Einigkeit der einzelnen Stämme nicht gehindert hat, siehet man unter Anderem aus Folgendem. Die drei Stämme Ruben, Gad und Manasse (10. 12. 15.) grenzten, wie ein Blick auf unsern Plan zeigt, obwohl sie von verschiedenen Müttern herstammten, im Lager aneinander. Und gerade diese drei im Lager aneinander grenzenden Stämme (Manasse nur zur Hälfte) waren es, die bei der Einnahme des gelobten Landes gemeinsam ihren Antheil auf der Ostseite des Jordan begehrten, ehe noch das Land westlich vom Jordan erobert war.

(Schluß folgt.)

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Allgemeine Betrachtungen.

(Schluß.)

So folge nun die neulich angekündigte Reihe von Aussprüchen weiser Männer aller Zeiten, die uns zeigen sollen, daß Claudius mit seiner politischen Anschauung nicht allein steht.

Bias (berühmter alter griechischer Philosoph): Die Mehrzahl ist böse.

Herodot (großer alter griechischer Geschichtschreiber, der „Vater der Geschichte"): Wenn das Volk herrscht, so ist es gar nicht anders möglich, es muß sich das Schlechte einschleichen.

Nonius (berühmter griechischer Grammatiker): Nach der denkwürdigen Erkenntniß der Alten verstand man unter den Wenigen stets die Guten, unter den Vielen die Schlechten.

Epicur (berühmter griechischer freigeisterischer Philosoph): Niemals habe ich dem Volke gefallen wollen; denn was

ich weiß, billigt das Volk nicht, und was das Volk billigt, davon will ich nichts wissen.

Cicero (großer römischer Staatsmann und Philosoph): Nichts ist unbeständiger, als das Volk, nichts unklarer, als die Willensmeinung der Menschen. Beim Volke ist nicht Klugheit, nicht Vernunft, nicht Unterscheidung, nicht Behutsamkeit.

So ist das Volk: aus der Wahrheit heraus urtheilt es selten, meistens urtheilt es nach Vermuthungen.

Das Zeugniß der Menge hat gar kein Gewicht.

Wenn du es für königlich hältst, mehr auf die Wohlfahrt des Volkes, als auf seine Willensmeinung Rücksicht zu nehmen, so gestehe ich ein, daß ich ein König bin.

Horaz (berühmter lateinischer Dichter): Das Volk giebt thöricht die Ehren oft Unwürdigen.

Livius (römischer Geschichtschreiber): Nichts ist so unbeständig, nichts so wenig achtungswerth, als die Gesinnungen der Menge.

Der größere Theil besiegt (in den Volksversammlungen) den besseren.

Quinctilian (römischer Redner und Grammatiker): Nichts ist leichter, als das Volk zu jeder beliebigen Leidenschaft hinzuleiten.

Plinius (römischer Naturforscher und Philosoph, von einer Volksversammlung): So gefiel es der Mehrzahl, denn die Stimmen werden gezählt, nicht gewogen. Auch kann es bei einer öffentlichen Berathung nicht anders sein, wo nichts so ungleich ist, als die Gleichheit selbst; denn Alle haben gleiches Recht, da doch die Einsichten sehr ungleich sind.

Cato (römischer Staatsmann, als ihm das Volk während einer Rede Beifall klatschte): Habe ich denn etwas so Thörichtes gesagt?

Seneca (römischer Philosoph): Wie kann der dem Volke gefallen, dem die Tugend gefällt?

So gut steht es mit den menschlichen Dingen nicht, daß das Bessere der Mehrzahl gefiele.

Das Volk ist der schlechteste Ausleger der Wahrheit.

Schlecht ist die Herrschaft, wo das Volk die Führer wählt.

Der beste Zustand des Staates ist unter einem gerechten Könige.

NB. Alle diese Leute lebten in freien Republiken und kannten das Volk und seine Herrschaft aus nächster Nähe, aus eigner Erfahrung; sie machten nicht etwa die ersten Sprünge kaum freigewordener Nationen durch, sondern lebten in Jahrhundert alten Republiken!

Friedrich der Große: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk.

Fouqué:

Wenn in Krämpfen Arm und Beine zucken,
Ohn' daß der Kopf die ganze Regung lenkt,
Kommt nichts heraus, als wilde Tollmannssprünge.

Schiller.

O Sclaverei des Volksdiensts! Schmähliche
Knechtschaft! — Wie bin ich's müde, diesem Götzen
Zu schmeicheln, den mein Innerstes verachtet!
O, der ist noch nicht König, der der Welt
Gefallen muß! Nur der ist's, der bei seinem Thun,
Nach keines Menschen Beifall braucht zu fragen!

Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe!
— — — — — — — — Wie sich
Die Neigung anders wendet, also steigt
Und fällt des Urtheils wandelbare Woge.
— — — — — — — — Die Mehrheit?
Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn!
Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Göthe.

Fürst Pückler-Muskau besuchte Göthe im Jahre 1828 und schreibt von ihm: Im politischen Felde scheint Göthe nicht viel auf die so beliebten Constitutionstheorien zu geben. Er kam hier auf seine Lieblingsidee, die er mehrmals wiederholte, nämlich, daß Jeder nur darum bekümmert sein sollte, in seiner speziellen Sphäre, groß und klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben. Er für seine Person habe es nicht anders gemacht. Nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidne Thätigkeit in seinem Kreise.

Man muß den Kindern und dem Volke nie ihren Willen thun, wohl aber der Kindheit und dem Volksthum. — Wir brauchen in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältniß Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muß die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk.*) Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß, vor lauter Wollen, nicht was es will. Und in diesem Sinne kann und soll das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, **den die Menge niemals ausspricht,** den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und den der Gute gern befriedigt.

Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accomodiren (anbequemen), aus Schwachen, die sich assimiliren (sich Fremdes aneignen), und aus der Masse, die nachrollt, ohne im Geringsten zu wissen, was sie will.

Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende: — es ist kein Ernst da, der ins Ganze geht, kein Sinn, dem Ganzen etwas zu Liebe zu thun; man trachtet nur, wie man sein eignes Selbst bemerklich macht, und es vor der Welt zu möglichster Evidenz (Bedeutung) bringt. Ueberall ist es nur das Individuum (der einzelne Mensch), das sich herrlich zeigen will.

Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege entsetzliches Unglück anzurichten. Alles Große und Gescheite existirt in der Minorität; es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde.**)

*) Z. B. einer deutschen Volkheit nicht französische Staatsformen aufdringen, weil es das (irregeleitete) Volk verlangt.

**) Ueber den Taumel der Unvernunft, der durch die Revolution die Köpfe Europas ergriffen hat, spricht sich ein großer Staatsmann des nüchternen Englands (Thomas Carlyle) sehr treffend so aus: Wir erlebten das Jahr 1848, eines der unheil-

Die Zeitungen sind eigentlich nur da, um die Menge hinzuhalten und über den Augenblick zu verblenden.

Es bedroht den jungen Mann in jedem Kreise der Tagesgeist, und nichts ist nöthiger, als ihm die Richtung bemerklich zu machen, in welcher sein Wille zu steuern hat. — Es macht mir bange, daß ich manchen Jüngling vollkommen geeignet sehe, im Zeitstrome mit fortzuschwimmen.

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider, Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.

Man hört nie mehr von Freiheit sprechen, als wenn eine Partei die andre unterjochen will.

Ein ordentlicher Bürger hat überall so viel Freiheit als er braucht.

Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, sondern daß wir etwas anerkennen, das über uns ist; denn indem wir dies thun, heben wir uns zu ihm hinauf.

Die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten bringt Tausenden und Millionen nichts als Unheil.

Das größte Bedürfniß eines Staates ist das einer muthigen Obrigkeit.

Die Männer müssen zum Dienen, die Weiber zu Müttern erzogen werden. Das jetzige Unglück der Welt rührt doch meist davon her, daß sich alles zu Herren gebildet hat. Das ist vom Mittelstande ausgegangen, vom Kaufmann, der reich, vom Bürger, der sich gebildet. Der Adel ist von jeher dienstpflichtig gewesen, und der erste Staats-Diener, wie Joseph II. schon gesagt, der Fürst.

Ganz im Gegensatze gegen unsere Volksbeglücker, die am liebsten das Christenthum abschafften und besonders auch für die Juden schwärmen, konnte sich Göthe einen vollkommnen Staat nur als einen christlichen und zwar ausschließlich christlichen denken. In seinen „Wanderjahren" entwirft er bekanntlich am Ende das Bild eines zu errichtenden Ideal- und Normalstaates. In diesem duldet er keinen Juden, denn, sagt er, wie sollten wir dem einen Antheil an der höchsten Cultur vergönnen, deren Ursprung (das Christenthum) er leugnet. Weiter sagt er:

> Die Menschen sind nur so lange productiv (geistig fruchtbringend), als sie noch religiös sind. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er wolle, sind glänzend, erhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es auch sei, einen kümmerlichen Schein behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanze prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich Niemand gern mit der Erkenntniß des Unfruchtbaren abquälen mag. — Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit immer wieder sich emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben, und bedarf von ihr keiner Stütze.

Doch, lieber Leser, du wirst die vielen Auszüge wohl satt haben, obwohl ich dich bitte, nicht zu meinen, daß sie für unsre Tage überflüssig seien. Für den, der sehen will, wird aber das Gesagte genug sein, er weiß nun, wie und was die hellsten und besten Köpfe in der Menschheit, selbst wenn sie für ihre Person keine gläubigen Christen waren, von der neuen Gestaltung oder Verunstaltung der Dinge, die wir erleben, gedacht haben. Für den, der nicht sehen will, würden wir doch umsonst uns mühen. Tritt dir nun aber ein Zeitschreier mit der Behauptung entgegen: solche Urtheile könnten nur von ganz verbohrten und versauerten Dunkelmännern ausgehen, so halte ihm getrost diese glänzende Reihe von Namen entgegen, und beharrt er dennoch auf seinem Unsinn, so laß ihn laufen und kümmere dich nicht um ihn!

vollsten, der wundersamsten und demüthigendsten, die Europa je geschaut. Seit der Völkerwanderung war Aehnliches nicht geschehen. Ueberall erhob sich die Demokratie unzählbar, mißgestaltet, hörbar, ohne verständliche Stimme, wie das Chaos; ... und was das Wundersamste war, die Fürsten beugten sich ihrem Geschrei, nicht Einer hielt Stand, seine Rechte zu wahren. Der öffentliche Redner auf der Tonne ward Herrscher; Studenten, Literaten, Advocaten und Journalisten, glühende Enthusiasten ohne Erfahrung, oder ruinirte wüthende Thoren erregten und entfesselten den Aufstand, stützten sich auf die Unzufriedenheit der Massen und schürten überall das Feuer an. Nie bis zu diesem Augenblicke hatten so junge Leute eine solche Macht über die öffentlichen Angelegenheiten der Menschen ausgeübt; kein ehrendes Zeugniß für die Weisheit unserer Tage und ein reicher Stoff zum Nachdenken über unsere Zeit. Das Schauspiel ist fürwahr wundersam. Die Bewegungen folgen sich rasch und die Menge läßt jubelnden und triumphirenden Freudenruf hören. Exaltirte Hymnen in Prosa und Versen wiederholen, daß endlich der neue Tag höchster Glückseligkeit erschienen ist. O gerechter Himmel! Das größte Elend für den ernsten Beschauer ist gerade diese lärmende Fluth der Rhetorik, sind die Lobgesänge, welche ohne Ende von den Lippen der armen thörichten Menschen erklingen. Euer altes, geborstenes, seit lange dem Verderben geweihtes Haus genügt endlich euern Wünschen. Die Façade hat sich losgelöst und ist zur Erde gestürzt, nur die Bretter werden noch durch das Ende der Sparren und alten Mörtel gestützt, werden sich, obschon sehr gesenkt, vielleicht noch in der Schwebe erhalten, bis einige rostige Nägel und wurmstichige Balken weichen. Welchen Eindruck aber macht es, wenn man in solchem Augenblick von allen Miethern in vereintem Chor Licht und Luftzug, Freiheit und romantische Lage ihrer Wohnungen feiern hört? wenn man hört, wie sie Gott oben, daß er ihnen endlich ein Haus nach ihrem Sinne geleben habe?

Des Pilgers Bücherbericht.

Die Waffen des Lichts, ein christliches Lebensbild von Agnes Gräfin Schwerin, 2 Bde. Lpz. Bredt. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dies Buch könnte man einen Missionsroman nennen. Es erzählt die Führungen eines auf seine weltliche Umgebung theils mit, theils ohne Erfolg einwirkenden erweckten Jünglings, der sich zuletzt dem Missionsberufe zuwendet, während eine durch ihn der Welt entrissene und in zarter Liebe ihm verbundene Jungfrau daheim auf dem Gebiete der innern Mission thätig bleibt. Das Buch ist nicht nur mit viel Gewandheit, sondern auch mit gläubiger Liebe zum HErrn geschrieben. Es würde aber vielleicht noch mehr wirken können, wenn in dem ganzen Gemälde nicht Beides, Licht und Schatten, in einer oft an's Unwahre grenzender, grellen Weise einander gegenüber gestellt wären. Doch mag es immerhin dazu dienen, aufmerksamen Seelen die Hohlheit weltlichen Treibens und die Seligkeit rechter Heilserkenntniß zu offenbaren. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 11. Dresden, den 12. März 1865.

Am Sonntage Reminiscere.

Joh. 18, 1—13.

Was unser Text erzählt, schließt sich unmittelbar an das hohenpriesterliche Gebet an, welches Christus für die Seinen und für Alle, die durch ihr Wort noch an Ihn glauben würden, also auch für uns gebetet hatte. Der Segen des Gebets galt den Seinen. Aber doch dürfen wir andererseits sagen, Christus hat sich selbst hiermit jene Stärke ins Herz hinein gebetet, deren Er bedurfte, um auf dem nun beginnenden Passionsweg nicht auszugleiten, sondern in Demuth und Ergebung den Kelch zu trinken, welchen Er nach Gottes Willen trinken sollte. Er ist in allen Dingen wie unser Einer geworden. Können wir, kann ein Mensch in das dunkle Thal der Leiden eintreten, mit der Hoffnung zu überwinden, wenn wir uns nicht vorher Stecken, Stab und Licht für unsern Weg von dem Vater des Lichts erbetet haben? Nur frisch hinein! Es wird so tief nicht sein — so können wir im Anblick des Leidens nur sprechen, wenn wir vorher Den angerufen haben, der auch mitten durch große Wasser mit uns gehen will.

Da Jesus Solches — — daselbst mit Seinen Jüngern. Die alten Ausleger haben bei diesen Worten wiederholt auf das alte Testament zurückgewiesen, um den oft wunderbaren Zusammenhang anzudeuten, in welchem Altes und Neues mit einander steht. Als David vor seinem Sohn Absalom floh, und das war wohl die bitterste Erfahrung seines ganzen Lebens, da mußte er auch über den Bach Kidron gehen. Jetzt wird Jesus, der König in Israel, von dem Volk des Eigenthums verstoßen und in die bitterste Leidensnacht hineingetrieben, und siehe, Er geht denselben Weg, wie Sein alttestamentliches Vorbild. In einen Garten, in den Garten Gethsemane, geht Jesus. Da sagt Augustin, mit Beziehung darauf, daß das sündliche Verderben der Welt in einem Garten, in dem Garten Eden, seinen Anfang genommen: „Es ziemte sich, daß in einem Garten des Arztes Blut vergossen wurde zur Arznei, weil in einem Garten die Krankheit der Kranken entsprungen ist.“ — In dem Garten Gethsemane pflegte der HErr mit Seinen Jüngern oft zu verweilen. Hierher ging Er, wenn Er dem Lärm der Stadt ausweichen und die Stimme des heiligen Geistes im Gebet näher hören wollte. Daher vermuthete Ihn auch Judas hier in jener denkwürdigen Nacht.

Da nun Judas — und mit Waffen. Gleichwie man ausgeht, um einen Mörder oder gefährlichen Dieb aufzusuchen und seinem möglichen Widerstand zu begegnen, so zogen sie aus, um Den zu fangen, der jeden Tag frei und öffentlich auf den Straßen oder im Tempel bei ihnen gewesen war. Und an der Spitze zieht Judas,

einer von den Zwölfen, der früher in äußerlicher Gemeinschaft wenigstens mit Jesu gestanden hatte. Er ist jetzt der Führer der Feinde Jesu; wie denn gewöhnlich die Abtrünnigen die wüthendsten Feinde des HErrn werden; die heiligsten Geheimnisse geben sie am liebsten dem Spott und der Verfolgung der Welt Preis, wie Judas hier der gottlosen Welt den Zutritt zu der heiligen Gebetsstätte Gethsemane öffnet, die er von früher her kannte.

Als nun Jesus wußte — — stand auch bei ihnen. Mit Gewalt wollen sie Jesum fangen. Aber sie sollen gleich beim Eintritt in den Garten erfahren, daß wahr bleibt, was Jesus gesagt hatte: Niemand nimmt mein Leben von Mir, sondern Ich lasse es von mir selbst. Ich habe es Macht zu lassen und habe es Macht wieder zu nehmen. Darum, ehe sie noch zu ihren Waffen greifen oder irgend etwas vornehmen können, tritt Er stracks hervor mit der Frage: Wen suchet ihr? Nicht als ob Er's nicht gewußt hätte, sondern Er will damit bezeugen, daß Er sich keiner Sünde bewußt sei. Hätte Er sich schuldig gewußt, wahrlich Er würde sich nicht ihren Blicken dargestellt haben. Wen suchet ihr? spricht Jesus, und sie antworten ihm: Jesum von Nazareth. Diese Antwort und jene Frage gehen noch immer durch die Welt. Christus fragt alle Welt, indem er ihr Sein heiliges Wort vorlegt: Wen suchet ihr? und alle Welt antwortet: Jesum von Nazareth, d. h. die Einen, um in Ihm den Heiland ihrer Sünden zu haben; die Andern, wie die Kriegsknechte mit Judas an der Spitze, um Ihn aus der Welt zu schaffen. Man zückt nicht gegen Ihn persönlich das Schwert, weil man das nicht mehr kann, aber man thut's gegen Sein Wort, das man durchsticht, in Fetzen zerstückt, praktisch es durch Ungehorsam höhnt und todt zu machen sucht; oder man erhebt sich gegen die, welche den Gekreuzigten und Auferstandenen predigen. In welchem Sinne suchen wir Ihn? In welchem Sinne suchen wir Ihn insbesondere in Gethsemane?

Als nun Jesus — — zu Boden. Wo auf Jesus die tiefste Schmach gehäuft wird, da pflegt auch auf einen Augenblick blitzähnlich Seine göttliche Majestät aufzuleuchten. Was ist schmählicher als diese Rotte von Gottlosen mit Spießen und Schwertern vor dem Sohne Gottes, um des Sündlosen mächtig zu werden? Aber siehe, das einzige Wort: Ich bin's — das freilich das ganze Geheimniß Seines göttlichen Wesens, als des eigentlich Seienden, in sich schließt — dies einzige Wort wirft die ganze Rotte zu Boden. Ein Wort des Verfolgten streckt die Verfolger in den Staub! Mit dem Stabe Seines Mundes — weissagt Jesaias — wird Er die Erde schlagen und mit dem Odem Seiner Lippen die Gottlosen tödten. Was wird Er erst thun, wenn Er einst als Richter der Lebendigen und der Todten kommen wird, da Er Solches hier thut als der Gerichtete! Zu Boden fallen die Feinde Christi vor Seinem Wort: Ich bin's, den ihr suchet. Hierbei lasset uns bedenken, daß dies eigentlich alle Menschen sollen, wenn Jesus ihnen zuruft: Ich bin's. Aber man fällt nieder, entweder um anzubeten oder um gerichtet zu werden. „Selig wer wie Saulus auf dem Wege nach Damascus sich überwinden läßt, wenn des HErrn Wort ihn trifft: Ich bin Jesus, den du verfolgst. Der wird aus dem Freundesrufe: Ich bin's, süßen Trost schöpfen, wie die Jünger Jesu dort auf dem Meere, denen Er zurief: seid getrost, Ich bin's, fürchtet euch nicht!" — Die Häscher im Garten Gethsemane aber ließen sich nicht überwinden. Denn auf die erneute Frage Jesu gaben sie von Neuem zu verstehen, daß sie Ihn im feindlichen Sinne suchten. Jesus will sich ihnen nicht entziehen, obgleich Er die Macht dazu hatte, wie sie so eben empfunden. Aber die Seinen, Seine Jünger, sollten jetzt nicht der Häscher Beute werden.

Suchet ihr — — gegeben hast. Luther nennt dies auch ein Wunder, und zwar ein größeres als das erste, da Er die Kriegsknechte durch das bloße Wort: Ich bin's, zu Boden warf. Jesus ist der Verfolgte und doch gebietet Er mit Erfolg, Seine Jünger und Freunde sollen unbehelligt und ungebunden gelassen werden. Und so Er spricht, so geschieht's. Die ganze mächtige Kriegerschaar gehorcht dem Munde des scheinbar so unmächtigen einzelnen Mannes. Suchet ihr denn Mich, so lasset diese gehen. Diese Worte aber haben noch einen tiefern Sinn. Sie enthalten die Frucht des ganzen Leidens Christi für uns. Sie bestätigen das prophetische Wort vom Erlöser: Er ist um unserer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf Ihm, auf daß wir Frieden hätten. Der gute Hirt läßt sein Leben für die Schafe. „Tod und Teufel, Hölle und Gericht haben Jesum gesucht und wir gehen frei aus. Strick ist entzwei und wir sind frei! Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen — Gott wird gefangen."

Da hatte Simon — — Vater gegeben hat. Es sieht wie Muth aus, daß Petrus das Schwert zieht und dreinschlägt, und die Welt nennt's auch Muth. Und ist doch ein Geringes gegen Das, was der Christ in solchen Lagen vielmehr üben muß: Demuth. Nicht schlagen, sondern tragen, und Dem Alles anheimstellen, der da recht richtet. Jener Ausleger hat gewiß Recht, der da sagt: Christo hat dieser Schwertschlag des Petrus weher gethan, als dem verwundeten Knecht. — Stecke dein Schwert in die Scheide — spricht Christus. Das Reich Gottes wird nicht mit dem Schwerte gebaut. Die Obrigkeit trägt das Schwert und sie soll sich's um Gottes Willen nicht aus den Händen winden lassen. Aber das Reich Gottes kennt nur ein Schwert, das unblutige Schwert des Wortes, das Wunden schlägt, und heilt doch tausend Wunden. Als Heiland zeigt sich Jesus auch hier an dem durch Petrus verwundeten

Kriegsknecht, wie Er denn noch immer in Gnaden so oft wieder gut macht, was die Seinen durch ihren fleischlichen Eifer verdorben haben.

Die Schaar aber — — Hohepriester war. Wir wissen, was die Bande bedeuten, welche man Jesu jetzt anlegte. Jenes Lied sagt's kurz und treffend: Ich bin's, ich sollte büßen, an Händen und an Füßen gebunden, in der Höll! — O daß uns dieses Bild des gebundenen Jesus allezeit vor Augen stünde, wenn wir in die Versuchung kommen, in eine Sünde zu willigen! daß wir uns dann durch Seine Bande frei machen ließen von dem Bann der Sünde! Dazu präge uns Dein Bild, herzliebster Jesu, in unsere Seelen! Amen.

B. L.

Gelitten unter Pontio Pilato.

(Fortsetzung.)

Von wem hat Christus gelitten?

Von Allen, von Freunden und Feinden. Von Seinem himmlischen Vater wird Er in den Tod gegeben; von den Juden wird Er verklagt; von den Heiden zum Tode verdammt; von den Feinden verlästert; von seinen besten Freunden, von den Jüngern verlassen; von den Hohenpriestern und ihren Dienern; von den gelehrten Pharisäern und ungelehrtem Volk. Das dienet wider die Vielheit unserer Sünden. Haben wir viel gesündiget, ei, so hat auch Christus viel gelitten. Wo die Sünde mächtig worden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger worden (Röm. 5, 20). „Mein Sünd' mich werden kränken sehr, Mein Gewissen wird mich nagen; Denn ihr'r sind viel wie Sand am Meer; Doch will ich nicht verzagen. Gedenken will ich an Dein'n Tod, HErr Jesu; Deine Wunden roth, Die werden mich erhalten."

Wo hat Christus gelitten?

An mancherlei Orten. Im Garten Gethsemane hat Er blutigen Schweiß geschwitzet. Darinnen ist Er auch gefangen, gebunden und von Seinem eigenen Jünger verrathen worden. Zu Jerusalem ward Er in's Angesicht geschlagen, gegeißelt, mit Dornen gekrönet, zum Tode verurtheilet, in Herodis Schloß verlachet und endlich an der Schädelstätte entblößet und gekreuziget. — „JEsu, Deine Passion Ist mir lauter Freude, Deine Wunden, Kron' und Hohn Meines Herzens Weide. Meine Seel' auf Rosen geht, Wenn ich dran gedenke; In dem Himmel eine Stätt' Mir deswegen schenke."

Wann hat Christus gelitten?

In Seinem ganzen Leben, absonderlich aber in den letzten Tagen Seines Lebens. „In der Kindheit wird Er im Stall geboren, beschnitten und von Herodes verfolgt. In Seiner Jugend leidet Er Armuth und Arbeit. Im Mannesalter leidet er vierzig Tage und Nächte Hunger und Durst. Um die Zeit Seines Todes, als Er vom Abendessen aufstehet, fängt Er an zu zittern und zu zagen, Seine Seele wird betrübt bis in den Tod und Sein Blut fleußt von Ihm vor Angst. In der Nacht wird Er gefangen und, als ein Mörder gebunden, zu den Hohenpriestern Hannas und Caiphas geschleppt. Des Morgens früh um die erste Stunde wird Er vor Pilato verklagt. Um die dritte Stunde wird Er gegeißelt, mit Dornen gekrönet, und wird Ihm ein Purpurmantel angeleget. Um die sechste Stunde wird Er aus der Stadt geführet und gekreuziget. Um die neunte Stunde leidet Er Durst am Kreuz und mit großem Geschrei giebt Er Seinen Geist auf. Um die Abendstunde wird Er in die Seite gestochen, nachmals vom Kreuz herabgenommen und in's Grab gelegt." (Joh. Gerhard.) „Meines Jesu ganzes Leben Ist mit Kreuz und Dorn umgeben; Wie kann ich denn Rosen brechen, Daß mich nicht die Dornen stechen?"

Wie und auf was für Weise hat Christus gelitten?

Ganz jämmerlich, unschuldig und mit großer Geduld, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird. (Jes. 53, 7; 1. Petr. 2, 22 ff.) „O Lamm Gottes unschuldig, Am Stamm des Kreuzes geschlachtet, Allzeit erfunden geduldig, Wiewohl Du warest verachtet. All' Sünd' hast Du getragen; Sonst müßten wir verzagen. Erbarm Dich unser, o Jesu!"

Warum hat Christus gelitten?

Auf daß 1. Er für unsere Sünde bezahlete und uns zugleich 2. ein Vorbild der Nachfolge ließe.

1) Jes. 53, 5: Er ist um unserer Missethat willen verwundet und um unserer Sünde willen zerschlagen. 1 Petr. 2, 24; Jes. 43, 24. 25. „Ach, meine Sünden haben Dich geschlagen; Ach, Herre Jesu, ich hab dies verschuldet, Was Du erduldet." — „Dein einiger Sohn aus Lieb' und Huld Für mich bezahlt hat alle Schuld." — Item: „Daran ich denn auch zweifle nicht; Denn Du hast ja den Feind gericht't Und meine Schuld bezahlet.

2) Christus hat gelitten für uns und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen Seinen Fußstapfen. (1 Petr. 2, 21.) „Drum will ich, weil ich lebe noch, Das Kreuz Dir fröhlich tragen nach. Mein Gott, mach mich dazu bereit. Es dient zum Besten allezeit. Hilf mir mein Sach' recht greifen an, Daß ich mein'n Lauf vollenden kann.

*) **Was hat Christus mit Seinem Leiden erworben?**

Der Nutz des Leidens Christi ist 1) Vergebung

*) Die lieben Leser haben sich, wie in den meisten derartigen Auslegungen, so auch in dieser die Fragen als Fragen des Katechismusschülers und die Antworten als Antworten des Lehrers zu denken, nicht umgekehrt.

der Sünden; denn darum heißt Er das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Hat Er sie getragen, so müssen sie ja von uns hinweggenommen worden sein. s. 1. Petr. 2, 24; Röm. 4, 25; 2) die Genugthuung für die Strafe. (Jes. 53, 6; Ebr. 2, 14 f.) Weil Christus für uns gestraft worden ist, so dürfen wir keine weitere Strafe mehr ausstehen; 3) Die Erwerbung der Gerechtigkeit und des Lebens. (2. Cor. 5, 19. 21; Jes. 53, 11; Röm. 5, 10); 4) hat uns Christi Leiden und Tod auch die Kraft zu Wege gebracht, daß wir unsern alten Menschen sammt seinen Lüsten und Begierden kreuzigen und tödten können.

Erzähle mir noch auf eine andere Weise den Nutzen des Leidens Christi.

Christi Blut ist unsere Reinigung, Seine Bande unsere Entbindung von Pein und Schuld, Sein Gefängniß unsere Erledigung, Seine Schmach unsere Ehre, Seine Schläge unsere Hülfe, Sein Trauern unsere Freude, Seine Striemen unser Heil, Seine Wunden unsere Bezahlung, Seine Marter unsere Genugthuung, Seine Verfluchung unser Segen, Seine Schmerzen unser Friede, Sein Gehorsam unsere Gerechtigkeit, Seine Demuth unsere Erhöhung, Sein Tod unser Leben, Sein Begräbniß unsere Hoffnung. (Joh. Arnd.)

(Fortsetzung folgt.)

Gethsemane.

Gethsemane.

Der Text der heutigen Passionsbetrachtung führt uns an die Stätte des Seelenkampfes, des Verraths und der Gefangennehmung Jesu. Verweilen wir noch ein wenig an derselben und beschauen uns die Oertlichkeit, wie sie heutzutage ist.

Am Fuße des Oelbergs, jenseits des Baches Kidron, lag ein Meierhof, der den Namen Gethsemane, d. i. Oelkelter oder Oelpflanzung führte. Zu demselben gehörte ein Garten. Das ist der Garten, in den sich der HErr oft mit Seinen Jüngern zurückzog, der für Ihn und die Seinen eine Art Sammelpunkt war, in dem Er noch weilte in der letzten Nacht vor Seinem blutigen Leiden.

Noch heute findet sich dort ein Raum, der von einer viereckigen Mauer umgeben ist und in welchem acht uralte Olivenbäume stehen. Daß die Bäume ganz dieselben sind, die damals zu den Zeiten des HErrn den Raum beschatteten, ist kaum zu glauben. Denn als Titus die Stadt Jerusalem belagerte, wurden in der ganzen Umgebung der Stadt alle Bäume abgehauen. Da aber der Oelbaum, ähnlich wie die Weide, auch wenn der Stamm abgehauen ist, aus der Wurzel heraus immer neue Reiser treibt, so ist es wohl möglich, daß die jetzt dort stehenden uralten acht Bäume wenigstens aus der Wurzel der ursprünglichen Oelbäume hervorgesproßt sind. Nach dem Urtheile aller Kenner, die den Ort besucht haben, müssen sie wirklich ein sehr hohes Alter haben und sind ohne Zweifel viel älter als sämmtliche sonst um Jerusalem wachsende Bäume. Vielleicht haben sie schon zu den Zeiten der Kaiserin Helena, der Mutter Constantin's des Großen, gestanden, die den Ort zuerst in schützende Pflege nahm (4. Jahrh.) Die steinerne Mauer, in welche man von einem Wächter durch eine kleine Pforte eingelassen wird, ist späteren Ursprungs. Sie erhält dem Orte das Gepräge eines Gartens, wie denn auch Blumen darin gepflegt werden. Von den Bäumen darf Niemand etwas abreißen, doch theilen die Mönche des lateinischen Klosters, die des Gartens hüten, gern von den Zweiglein mit, die sie, ohne die Bäume zu beschädigen, abschneiden und bereit

Digitized by Google

halten. — Der ganze Ort ist noch heute ein Ort heiliger Stille, in welchem es dem Besucher wohl möglich ist, ungestört der Geschichte zu gedenken, die hier geschehen ist. Seine Lage ist der Art, daß der HErr vom Garten aus die Schaar mit ihren Fackeln und Lampen wohl konnte herannahen sehen, während Er für die schlafenden Jünger wachte und betete. — Ein Reisender (Pfarrer Schulz) schreibt von der Stätte: „Es war so still, so feierlich in Gethsemane. Kein Geräusch der Stadt drang in meine Ohren; die Mauern verhinderten jeden störenden und zerstreuenden Blick nach außen; die Oelbäume warfen ihren beruhigenden Schatten auf mich; der Wächter blieb stumm; ein junger Franziskaner saß in einer Ecke des Gartens und betete leise aus einem Buche; mit dem Bruder, der mich begleitete, wechselte ich kein Wort. Ich war in Gethsemane! Mein Geist schwebte in die Vergangenheit und das Bild meines Erlösers trat vor meine Seele, wie Er an dieser Stätte anfing zu trauern und zu zagen; wie Er zu Seinen Jüngern kam und sie schlafend fand; wie Er seufzte: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; wie Er betete: Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst." — Auch die Stätten, wo die Jünger schliefen, und wo Judas den HErrn mit einem Kuß verrieth, werden heute noch gezeigt. Sie sind mit Steinen bezeichnet.

Der alttestamentliche Gottesdienst.

1. Das Wüstenlager der Kinder Israel.

(Schluß.)

Von einer Befestigung des Lagers stehet nichts in der Schrift geschrieben. Die Wolkensäule des Tages und die Feuersäule des Nachts war Schutz und Schirm genug. Doch sind die Grenzen des Lagers ohne Zweifel abgesteckt gewesen, da die Aussätzigen und Jeder, der sich sonst verunreinigt hatte, außerhalb des Lagers bleiben mußten. Vielleicht hat das Lager auch eine Art von Umwallung gehabt, da es ja bisweilen lange Zeit an einer Stelle blieb. Wenigstens wird (2. Mos. 32, 26 f.) von Thoren des Lagers geredet, die zwecklos gewesen wären, wenn das Lager nach allen Seiten hin offen gestanden hätte. So hat entweder jeder Stamm sein besonderes Thor gehabt, oder die zwölf Ausgänge haben zwischen den einzelnen Stämmen hindurchgeführt, wie auf unserm Plane.

Hast du dir nun aber, lieber Leser, aus Vorstehendem ein Bild vom Lager der Kinder Israel gemacht, so schlage doch einmal das vorletzte Capitel der ganzen Bibel auf Offenb. 21, und lies, was da von der Gestalt des neuen Jerusalems geschrieben steht. Da heißt's noch einmal, oder vielmehr erst recht: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen. Da hat das himmlische Jerusalem, das Johannes herniederfahren sieht von Gott, auch seine zwölf Thore. „Von zwölf Perlen sind die Pforten an Deiner Stadt," singt der gottselige Nicolai (nach Offenb. 21, 21) in seinem Liede: „Wachet auf, ruft uns" ꝛc. Und die Stadt liegt viereckigt und ihre Länge ist so groß, als die Breite. Aber einen Tempel sah Johannes nicht darinnen, denn der HErr, der allmächtige Gott ist ihr Tempel und das Lamm. — Und meinst du nun nicht, daß bereits bei der Anlage der ersten noch gar wandelbaren Stadt, die das leibliche Israel hatte, ich meine des Wüstenlagers, der HErr auf die unwandelbare Stadt geschaut habe, die Sein Israel nach dem Geiste bewohnen wird in Ewigkeit und da Gott wird ihr Tempel sein und das Lamm? Merkst du nicht, daß sich's auch bei diesem Wüstenlager um ein Vorbild der himmlischen Dinge, um einen Schatten zukünftiger Güter handelte?

Damit du aber auch siehst, wie bei dergleichen geistlichen Fingerzeigen, die Gott der HErr durch solche scheinbar blos äußerliche Anordnungen giebt, die sogenannte Zweckmäßigkeit nicht leidet, auf die wir Menschen so viel geben, will ich dir nun noch zum Schluß beschreiben, in welch köstlicher Ordnung es zuging, wenn das große Wüstenlager aufbrach und die Kinder Israel weiter wanderten.

Das erste Zeichen, daß aufgebrochen werden sollte, gab Gott der HErr selbst. Die Wolkensäule, die auf der Stiftshütte ruhete und sich wohl oben zu einer das ganze Lager beschattenden Wolke gestaltete (vgl. Ps. 105, 39), erhob sich. Dann gingen die Priester in die Stiftshütte, nahmen den Vorhang von dem Allerheiligsten ab, verhüllten die Bundeslade und die übrigen heiligen Geräthe, von denen wir noch hören werden, und trugen sie heraus. Darauf gingen die Leviten an's Werk und legten die Stiftshütte auseinander. Was davon tragbar war, ward von ihnen getragen, das Andere auf Rüstwagen geladen. Unterdeß packte man auch in den einzelnen Zelten ein, und zuletzt ward auch das Zelt selbst den Lastthieren aufgeladen. Da erst bliesen die Priester mit zwei silbernen Trompeten viermal zum wirklichen Aufbruch. Bei jedem Blasen stellten sich je drei Stämme zu ihrem Hauptpanier in Ordnung, voran wiederum Juda, dann Ruben, Ephraim und Dan, jeder mit den ihm zugeordneten Stämmen. Die Leviten zwischeninne. Und so gestaltete sich dann der ganze Zug folgendermaßen. Vier Leviten (von den Kindern Kahaths) trugen zunächst die Bundeslade voraus. Ihnen folgte in gehöriger Entfernung Juda mit Isaschar und Sebulon. Danach kamen die Leviten, die vom Geschlecht Gerson und Merari waren und das Teppich- und Holzwerk zur Stiftshütte trugen. Dann kam Ruben mit Simeon und Gad, hinter ihnen die Leviten vom Geschlechte Kahaths mit den heiligen Geräthen der Stiftshütte, dann Ephraim mit Manasse und Benjamin, und zuletzt der Stamm, der nach Juda der

stärkste war, Dan mit Asser und Naphthali. So zogen sie fort, bis die Wolkensäule, die sie führete, stille stand. Stand sie, so standen auch die Träger der Bundeslade stille. Dann rückte wieder zunächst der Stamm Juda mit Issaschar und Sebulon vor und pflanzte im Osten der Bundeslade sein Panier auf. Sofort kamen die hinter ihm ziehenden Gersoniter und Merariter herzu und errichteten aus dem Teppich- und Holzwerk die Stiftshütte. Darauf rückte Rubens Panier vor an seinen Ort im Mittag der Bundeslade und die gleich hinter ihm kommenden Kahathiter brachten die heiligen Geräthe zu der inzwischen aufgebauten Stiftshütte. Dann schlossen Ephraim im Abend und Dan im Norden das Carré zu, die Leviten, die Priester und Moses und Aaron schlugen ihre Gezelte auf und das Lager war fertig.

Du weißt, lieber Leser, daß nach Christi Geburt vom Morgen nach Abend so viel Völker gewandert sind, daß man in der Geschichte von einem ganzen Zeitalter der Völkerwanderung redet. Aber wo ist unter den vielen Völkern nur ein einziges gewesen, das in solch heiliger Ordnung gewandert wäre? Und das hat nun nicht etwa an dem großen Feldherrntalent gelegen, das in dem Manne Moses steckte. Die Gothen und Hunnen und wie sie alle heißen, sind von Männern geführt worden, die wahrlich keine Stümper waren. Sondern das machte der Gott der Ordnung, der Sein auserwähltes Volk in ganz besondere Erziehung nehmen und ihm gleich beim Wandel durch die Wüste das Siegel aufdrücken wollte: „Das ist Gottes heiliges, auserwähltes Volk. Gott selbst ist bei ihm drinnen."

Nun wollen wir im nächsten Artikel einen Blick auf die Anordnung der Stiftshütte werfen.

Allerlei Denkstätten.

3. München.

(Fortsetzung.)

Als Ludwig der Bayer starb, hatte er nicht zuvor vom Bannfluche gelöst werden können, mit dem der Papst ihn belegt hatte. Da hat es nach seinem Tode erst große Mühe gemacht, vom Papste Clemens VI., der übrigens selbst ein sehr ungeistliches Leben führte, die Rücknahme der Kirchenstrafe zu erlangen. Wenn dies nicht endlich doch noch erreicht worden wäre, würde Ludwig nimmermehr sein Grab in der Kirche bekommen haben.

Die Frauenkirche zu München birgt aber die Gebeine, oder wenigstens viele Gebeine eines andern Mannes, der nach seinem Tode noch weniger zur Ruhe gekommen ist, als der König Ludwig, nicht weil er im Banne gestorben wäre, sondern weil er durchaus als Heiliger verehrt werden sollte. Das ist ein Mann, der uns Sachsen besonders angeht, der Bischof Benno von Meißen, den Einige gern den Apostel der Sorbenwenden nannten. Von der Wanderung seiner Gebeine will ich erzählen, nachdem ich euch den Mann selbst vorgeführt habe. Jetzt ruhen sie, zum Theil wenigstens, in der Frauenkirche zu München, wo Herzog Albrecht V. von Bayern dem „heiligen" Benno auf einem Altar ein Grabmal hat errichten lassen. Einen andern Theil seiner Reliquien besitzt jetzt wohl wiederum die katholische Gemeinde in Dresden.

Im Jahre 1010, da der Kaiser Heinrich II. regierte, ward dem Grafen Werner von Woldenberg auf einem Landsitze bei Goslar ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Benno erhielt. Benno ward im St. Michaeliskloster zu Hildesheim klösterlich erzogen. In demselben Kloster ward er im Jahre 1028 Mönch. Da er sich durch reichere Begabung vor Anderen auszeichnete, ward er an dem Chorherrnstifte zu Goslar, das Kaiser Heinrich III. gegründet hatte, als Lehrer angestellt. Dort wirkte er vom Jahre 1051 bis 1066. In dem letztgenannten Jahre ward er durch den gelehrten, aber herrschsüchtigen Bischof Hanno von Köln, der damals bei der Minderjährigkeit des Kaisers Heinrich IV. mit dem Bischof Adalbert von Bremen um die Leitung der Reichsgeschäfte rang, auf den Meißner Bischofsstuhl gesetzt. Er ward der zehnte Bischof, der dies Bisthum inne hatte. Bald nachher aber entspann sich der unselige Krieg der Sachsen gegen den Kaiser Heinrich und der noch unseligere Zwist dieses Kaisers mit dem päpstlichen Stuhle, auf welchem damals der Papst Gregor VII. saß. Im Sachsenkriege versäumte es Benno, dem Kaiser zu erklären, daß er zu seiner Partei halte, und ward deßhalb ziemlich ein Jahr lang gefangen gesetzt. Auch die Zerstörung seiner Meißner Domkirche mußte er erfahren. In dem Streite Heinrichs mit Gregor VII. hielt er es offen mit den herrschsüchtigen Grundsätzen des Letzteren und ward deshalb wieder drei Jahre lang gefangen gehalten. Erst als die kaiserlichen Streitigkeiten ein Ende hatten, gelangte er zu ruhiger Führung seines Amtes. Bei derselben wendete er nicht nur allen Fleiß auf die Pflege des Kirchengesanges, auf den Bau neuer Kirchen, auf die Beaufsichtigung seiner Geistlichen, die sich in die von Rom her dictirte Ehelosigkeit gar nicht recht finden wollten, sondern namentlich auch auf die Bekehrung der heidnischen Sorbenwenden, die sich in seinem Sprengel, besonders in den östlichen Theilen des jetzigen Königreichs Sachsen noch aufhielten. Man erzählt, daß er selbst oft vor großen Schaaren von Heiden gepredigt habe, so z. B. in dem Proschwitzer Grunde bei Meißen, der noch heute der „heilige Grund" genannt wird. Auch Wunderthaten hat ihm die „heilige Sage" in großer Anzahl zugeschrieben. Das eine Mal soll er durch sein Wort Frösche zum Schweigen gebracht haben, die ihn in seinem Gebet störten. Ein anderes Mal soll er über die Elbe bei Meißen das Kreuz geschlagen haben und trockenen Fußes hindurchgegangen sein. Wieder einmal soll er

durstigen Erntearbeitern durch das Kreuzeszeichen Wasser in Wein verwandelt haben. Ein St. Benno-Brunnen, der noch heut vorhanden ist, soll dadurch entstanden sein, daß er, um seine durstigen Zuhörer zu stärken, mit seinem Stabe eine Quelle aus der Erde hervorgebracht habe. Leicht wird man in diesen Wundersagen alsbald Nachbildungen biblischer Wundergeschichten erkennen. Auch ein Zorneswunder hat man ihm zugeschrieben; denn noch nach seinem Tode soll er einem Markgrafen im Schlafe erschienen sein und ihm ein Auge ausgerissen haben (!). Lassen wir diese Sagen, die wir noch um einige vermehren könnten und erwähnen nur noch, daß er in hohem Alter, nämlich erst im Jahre 1106, durch den Tod abgerufen und im Dome zu Meißen beigesetzt ward.

Nach Benno's Tode hat man lange Zeit von ihm nicht viel Aufhebens gemacht. Er mag ein recht frommer, treuer, thätiger Mann gewesen sein; aber eine besonders hervorragende Persönlichkeit war er nicht. Dazu hat man ihn erst in späteren Zeiten gemacht. Bei seinem Grabe sollten Wunder, sogar Todtenerweckungen geschehen sein, und auch als in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts der Bischof Witigo II. von Meißen ihm in der Mitte des Doms ein Grabmal von schwarzem Marmor setzen und bei dieser Gelegenheit die Gebeine aufheben ließ, sollten sich dabei allerlei Wunderdinge zugetragen haben. Doch dachte man damals noch nicht daran, den Bischof Benno unter die kirchlich anerkannten Heiligen zu versetzen. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vom Jahre 1489 an, machte man damit größeren Ernst. Der Papst Alexander VI., einer der berüchtigtsten „Nachfolger Petri" war der erste, bei dem man um die Heiligsprechung Benno's anhielt. Aber Alexander starb schon im Jahre 1503, bekanntlich an dem Gifte, das er für einen Andern hatte bereiten lassen. Und dadurch verschob sich die Sache noch längere Zeit. Als jedoch durch die Reformation das Licht des lautern Worts wieder auf den Leuchter gestellt ward, hielt es die päpstliche Partei für gerathen, der um sich greifenden Wahrheit im Mutterlande der Reformation durch Aufstellung eines neuen Heiligen zu begegnen. Hieronymus Emer, der Secretär des katholischen Herzogs Georg (des Bärtigen) zu Sachsen, war schon vor Beginn der Reformation hin und her in die Klöster gereist, um Nachrichten über Benno zu sammeln, er hatte 1510 eine Reise nach Rom unternommen, um Benno's Heiligsprechung auszuwirken, er hatte nach einer Krankheit, deren glücklichen Ausgang er der Fürbitte Benno's zuschrieb, eine Lebensbeschreibung Benno's geschrieben, voll der ärgsten Lobeserhebungen des alten Bischofs; aber das Alles hatte noch nicht zum Ziele geführt. Erst als nach dem Jahre 1517 der Kaiser Karl V. und der König Ferdinand und Herzog Georg der Bärtige und der Kurfürst von Mainz und der Erzbischof von Salzburg und der damalige Bischof von Meißen, Johannes von Schleinitz, der sogar selbst nach Rom reiste, sich für die Sache verwendeten, kehrte sich der vor solchen Heiligsprechungen geführte Proceß bald zu Gunsten Benno's, oder vielmehr zu Gunsten seiner Fürsprecher und im Jahre 1523 ward Benno von Papst Hadrian dem VI. unter die Heiligen versetzt. „Soviel Fürbitter", schreibt ein alter Reformationsgeschichtsschreiber, „brauchte dieser gute Benno, um zu einem Fürbitter gemacht zu werden." Als Ursachen der Heiligsprechung betonte man nicht zuvörderst Benno's Thätigkeit bei Bekehrung der Sörbenwenden, sondern seine mancherlei Wunder und den Umstand, daß er zu seiner Zeit sich allein zu dem Papste Gregor gehalten habe, da er sich doch in Wirklichkeit auch dem von Kaiser Heinrich IV. eingesetzten Papste, Clemens III. unterworfen hatte. Im Sommer des Jahres 1524 ward zu Meißen das „Erhebungsfest" feierlich begangen.

Lange aber sollte die Herrlichkeit nicht dauern. Denn erstlich war unser lieber Luther alsbald auf dem Plan und schrieb ein wackeres Schriftchen: „Wider den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhoben werden", in welchem er zwar dem Bischof Benno seine wirkliche Ehre läßt, dafür aber die Ehre gründlich abspricht, die ihm soeben durch den Papst angezogen werden sollte. Und als später (1539) Georg der Bärtige starb und unter Heinrich dem Frommen auch in den herzoglich-sächsischen Landen die Reformation eingeführt ward, hatte der Cultus des neuen Heiligen ein frühes Ende. Die Kirchenvisitation, die noch im selben Jahre nach Meißen kam, säumte nicht, das ihm vor erst 15 Jahren errichtete schöne Grabmal abbrechen zu lassen, damit die Abgötterei ein Ende bekäme. Für die Wegschaffung der Gebeine und der andern Reliquien Benno's (geistliche Kleidung, Bischofsstab u. s. w.) sorgten die Päpstler selbst. Der Bischof ließ sie, als die Gefahr heranrückte, mit sammt dem Hirnschädel des h. Donatus, einem Finger des h. Apostels Paulus und andern ähnlichen Reliquien auf das Schloß Stolpen in Verwahrung bringen, wo sie unter anderem zur Zeit einer Fehde auch einmal von einem dortigen alten Geistlichen im Bettstroh aufbewahrt werden mußten. Dort sind sie geblieben, so lange die Meißner Bischöfe Stolpen inne hatten. Von da sind sie nach Wurzen gewandert und von da wiederum sind sie endlich 1576 nach München gebracht worden. Der Herzog Albrecht V. hatte den damaligen Bischof von Meißen durch einen Herrn Hieronymus von Kommerstädt darum bitten lassen, und dieser nahm sie eigenhändig aus dem Bischofsgrabe, in welchem man sie zu Wurzen aufbewahrt hatte, und stellte sie dem katholischen Bayernherzoge zu, mit ausdrücklicher Versicherung ihrer Echtheit. In München aber wird Benno noch heute als Schutzheiliger der Stadt und des ganzen Landes verehrt, obwohl derselbe im Leben nie etwas mit München und dem Bayerlande zu thun gehabt hat. — Wir aber werden seiner immerhin mit Dank gegen Gott

gedenken können, um so mehr als von den Namen der Männer, die unsern heidnischen Vorfahren im jetzigen Sachsenlande das Evangelium gebracht haben, nur noch wenige bekannt sind. Namentlich hat wohl der westliche Theil der sächsischen Lausitz dem Bischof Benno viel zu danken. Dort hielt er sich oft längere Zeit zum Zwecke von Visitationen auf. Einige Besitzungen, die seine Mutter dort hatte, waren dann die Stationen, von wo aus er jenen Theil seines Sprengels besuchte. —

Begleitet mich nun noch, nachdem wir uns in der Frauenkirche zu München an den Bischof Benno haben erinnern lassen, an den Ort, auf welchen eigentlich alle Gebeine, auch die des heiligsten Menschen gehören, auf den Gottesacker. Der Münchener Gottesacker zeichnet sich nämlich durch ganz besondere Schönheit aus, und ich danke es heute noch einer lieben mütterlichen Freundin, die ich in München besuchte, daß sie mich dorthin geleitete. Zwei weite, geräumige Gottesäcker liegen da neben einander, der neue mit einer schönen Halle umgeben, in welcher Freskogemälde (z. B. die Auferstehung des HErrn, die Auferweckung der Tochter des Jairus) und prachtvolle Denkmäler angebracht sind. Vor dieser Halle im alten Kirchhofe und dann innerhalb derselben auf dem neuen entfaltet sich eine wahre Gräberpracht, wie man sie wohl in wenig Städten finden dürfte. Man muß lange suchen, ehe man ein nicht mit steinernem Denkmal oder Kreuz besetztes Grab findet. Das mag einmal an der Wohlfeilheit des geeigneten Materials liegen, das man dort in der Nähe hat, dann aber wohl auch an dem Reichthum künstlerischer Kräfte, durch den sich München so sehr auszeichnet. Freilich findet man neben sehr vielem Schönen auch manches sehr Wunderliche. So nehmen sich besonders einige colossale überaus werthvolle Marmor-Sarkophage, unter denen verschiedene Münchener Bierbrauer beerdigt sind, ganz curios aus. Man sagt den Münchener Bierbrauern nach, ihr Loosungswort sei allenthalben: „Nur schwahr!" (nur schwer!) Das zeigen sie wenigstens in ihren Grabmonumenten ganz deutlich; sie scheinen aber bei aller Größe ihres Reichthums eine gewisse bürgerliche Fürsorglichkeit nicht verleugnen zu können. Denn die meisten dieser Sarkophage sind in ungeheure hölzerne und vorn mit Draht vergitterte Schränke gesetzt, die wie große Kleider- oder Küchenschränke das Auge in dem Meer von schönen Denkmälern nicht wenig stören.

(Schluß folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

* **Sonntagsbibliothek,** Lebensbeschreibungen zur Erweckung und Erbauung der christlichen Gemeinde. Neue Folge I. Gotthelf Heinrich von Schubert, ein Lebensbild gezeichnet von Dr. K. Schneider, P. in Schroda, 214 S. 16½ Gr.

II. **Zwei evangelische Lebensbilder** aus der katholischen Kirche, gezeichnet von Hermann Jacoby, Gymnasiallehrer u. Hilfsprediger in Stendal. 147 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1863 u. 64. — 21 Gr.

Die „neue Folge" der viel verbreiteten Sonntagsbibliothek unterscheidet sich von den früheren 8 Bändchen dadurch, daß die Lebensbeschreibungen nicht mehr in knappe Hefte à 5 Gr. gefaßt sind. So kann sich der Biograph freier bewegen, namentlich wenn er ein reicheres Lebensbild zu zeichnen hat. Der Pilger begrüßt mit Freuden die Lebensbeschreibung des lieben Naturforschers und Erzählers Gotthelf Heinrich v. Schubert († 1860), dessen reiches Leben sich schwerlich in den früheren kleinen Rahmen hätte fassen lassen. Der Erzähler hat natürlich Schuberts Selbstbiographie als die beste Quelle benutzen können; aber er hat es mit großem Geschick gethan und nicht nur einzelne erquickliche Bilder hervorgehoben, an denen Schuberts Leben ja so reich ist, sondern wirklich auch ein Lebensbild des theuern Mannes gezeichnet, das wir neben der für's Volk nicht geeigneten Selbstbiographie dem deutschen Volke von Herzen gewünscht haben. Was die Nr. II der „neuen Folge" betrifft, so finden wir's zwar gar nicht auffällig, daß die Fürstin Gallizin und der Bischof Sailer, diese zwei eigenthümlich evangelischen Erscheinungen der katholischen Kirche einen Platz in der Sonntagsbibliothek gefunden haben; aber der Verfasser scheint bei aller Vortrefflichkeit seiner Arbeit einen andern Leserkreis im Auge gehabt zu haben, als die früheren Mitarbeiter der Sonntagsbibliothek. Er setzt zu viel voraus und schreibt nicht populär genug, so daß sein Buch nur den höher gebildeten Christen genießbar sein wird. Das mag aber freilich zum Theil an dem Stoffe gelegen haben, den er zu behandeln hatte.

* **Geistliche Lieder** von Albert Knapp, in einer Auswahl. Stuttgart, Cotta 1864. 200 S. — 21 Gr.

Eine von der Hand des seligen Knapp selbst noch veranstaltete Auswahl seiner zahlreichen Lieder. Wie mich däucht, hat er darin beabsichtigt, dem deutschen Volke einmal das auszuwählen, was ihm selbst als die werthvollste Frucht der Dichtergabe erschien, die ihm der HErr verliehen, dann aber auch, das herauszuheben, was dem christlichen Volke von seinen Gesängen bereits besonders lieb und werth geworden ist. Wird auch manches Lied Knapps im Laufe der Zeit vergessen werden, ich denke, diese Sammlung wird sich erhalten als ein Volkseigenthum.

* **Denkmal der Erinnerung** an die Erbauung einer neuen Kirche in Zschirla in der Inspection Leisnig, eingeweiht Dom. III. Adv. 1864 von W. A. Blüher, Past. in Zschirla; im Selbstverlage des Verf. Nebst Lithographie der alten und neuen Kirche. 72 Seiten. 6 Ngr. Ertrag zur Verschönerung der neuen Kirche bestimmt.

Dies Schriftchen enthält außer dem, was den betheiligten Gemeinden von Wichtigkeit ist, auch mancherlei, was weitere Kreise interessiren kann; denn der Verfasser, ein lieber älterer Mitarbeiter des Pilgers, hat den Berichten über Abbruch der alten und Erbauung der neuen Kirche zu Zschirla eine allgemeine Einleitung vorausgeschickt, in welcher namentlich das, was von der ältesten kirchlichen Geschichte Deutschlands, insbesondere Sachsens erzählt wird, hervorzuheben ist. Auch das, was über den Kirchbau berichtet wird, „dürfte für Gemeinden, die selbst mit einem solchen umgehen, in vielfacher Beziehung lehrreich sein, daher wir solche ganz besonders auf das Schriftchen aufmerksam machen. Der letzte Theil desselben enthält verschiedene bei der Grundsteinlegung, beim Heben, beim Aufziehen der Glocken u. s. w. gehaltene kurze und erbauliche Reden. Besonders um des ersten einleitenden und des letzten erbaulichen Theiles willen möchte der Pilger seine lieben Leser ermuntern, das in Justus Naumann's Buchh. in Dresden vorräthige Schriftchen zu kaufen, damit der Gemeinde auch zu weiterer Verschönerung ihres Gotteshauses gedient würde.

* **John Williams, Der Missionar der Südsee,** von Dr. W. F. Besser; nebst einem Anhange „wie es seit Williams Tode der Südsee-Mission ergangen ist". 3. Aufl. Halle 1863. 200 S. 21 Gr.

Die den lieben Missionsfreunden wohl schon bekannte Biographie eines der größten Missionare unseres Jahrhunderts erscheint hier in dritter, fast unveränderter Auflage mit einer Fortführung der Südsee-Missionsgeschichte bis auf unsere Tage. Wer von Williams bisher nur einzelne Züge seines Lebens in den Missionsstunden gehört hat und wer sich einmal recht köstlich an der Treue des segnenden HErrn und des arbeitenden Knechtes erquicken will, dem sei das nicht durch Phrasenreichthum, sondern durch einfache, lebendige Darstellung der Geschichte erbauliche Buch auf's wärmste empfohlen.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 12. Dresden, den 19. März 1865.

Am Sonntage Oculi.

Joh. 18, 19—24.

Dies ist das vorläufige Verhör, welches Hannas, der früher Hoheprieſter geweſen war und darum auch dieſen Titel noch führte, mit Jeſu anſtellte, vorläufig, bis ſich die 71 Glieder des hohen Raths verſammelt haben würden.

Aber der Hoheprieſter fragte Jeſum um Seine Jünger und um Seine Lehre. Genau genommen hatte Hannas kein Recht zu ſolchen inquiſitoriſchen Fragen, da er eben nicht amtirender Hoheprieſter des Jahres war. Geſetzlich berechtigt war hierzu eigentlich nur Caiphas. Aus dieſem Grunde erhält die ganze Fragſtellung des Hannas den Charakter des Müſſigen, der Neugier, etwa wie ſpäterhin Herodes den HErrn neugierig dies und das frug. Indeß können wir uns die Frage des Hannas nach Jeſu Lehre einmal ernſtlich ſtellen. Was war die Lehre Jeſu eigentlich? Nicht die Mittheilung gewiſſer Gebote, nicht die Aufforderung zu dieſem oder jenem Werke, ſondern die Darbietung Seiner Perſon als Mittelpunkt oder Grundlage alles menſchlichen Thuns. Wie Er zum ſamaritiſchen Weibe ſprach: Ich bin's, nämlich der Meſſias, und wie in dieſem Worte das ganze Zwiegeſpräch gipfelt, ſo ſpricht Er auch ſpäterhin zu Caiphas, als Er lange geſchwiegen: Ich bin's, Chriſtus, der Sohn Gottes; oder wie Er früher einmal zu den Juden auf deren Frage: Was ſollen wir thun, daß wir Gottes Werke wirken? geſagt hatte: Das iſt Gottes Werk, daß ihr an Den glaubt, den Er geſandt hat. So iſt alſo Chriſti Perſon ſelbſt der Kern und Stern Seiner Lehre und unſer Glaube oder unſre Hingabe an Ihn der rechte Gehorſam gegen Seine Lehre.

Jeſus antwortete ihm: Ich habe — — was Ich geſagt habe. Auf die Frage nach Seinen Jüngern geht Jeſus nicht ein. Die Berufung auf ihr Zeugniß, auf ihre Liebe und Anhänglichkeit hätte zur Folge gehabt, daß auch ſie gleich Jeſu vor den hohen Rath gezogen worden wären. Dazu aber — wie Jeſus wohl wußte — waren ſie noch nicht tüchtig. Wenn ſie nicht mit Ihm und in der Freiheit wachen und beten konnten, ſondern einſchliefen, was hätten ſie wohl gethan, wenn ſie jetzt getrennt von Ihm Ketten und Bande fühlen ſollten? Hatte doch Petrus nicht einmal den Muth, ſich vor einer Magd zu Jeſu zu bekennen! Es war alſo reines Mitleiden Jeſu mit Seinen Jüngern, daß Er ſie nicht mit hereinzog. Die Henne will allein den Angriff des Raubthieres ertragen und ihre Küchlein ſchonen, ſo lange ſie nicht erſtarkt ſind. So läßt Er noch heute oft den Kelch des Leidens an den Anfängern im Glauben vorübergehen, und nur die Glaubensſtarken führt Er vor Fürſten und

und in die Rathhäuser, daß sie sich zu Ihm bekennen und um Seines Namens willen Schmach erdulden. Im Uebrigen waren andere Zeugen der Lehre Jesu für den Hannas nahe genug. Jesus hatte ja nicht im Verborgenen geredet oder zweideutig gesprochen. Frei, d. h. wie es Ihm um's Herz war, öffentlich, d. h. vor dem Volk, ebensowohl innerhalb geschlossener Mauern, wie Schule und Tempel, als auf den Landstraßen und in der Wüste, so daß es Jedermann hören konnte — so hatte Christus gepredigt. Es giebt keine sogenannte Geheimlehre Christi, gleich als hätten die Apostel und etwa die Geistlichen noch besondere, gleichsam in's Ohr gesagte Artikel außer denen, welche auch frei, öffentlich für Jeden in der Schrift geschrieben stehen. Unser HErr Christus ist kein Diplomat, der Verträge mit einem Andern abschlösse und ließe das Wichtigste nicht in dem veröffentlichten Vertrage, sondern in geheimen Artikeln stehen. Nur der Unverstand oder die Böswilligkeit können Jesu Solches zutrauen und Seine hier ausgesprochene Betheuerung Lügen strafen. Wenn Er aber in Seiner Antwort auf des Hannas Frage sich mit an die Umstehenden wendet und sagt: Siehe, dieselben wissen, was Ich gesagt habe, so lasset uns die suchende Liebe nicht übersehen, welche hierin liegt. Wir können nicht behaupten, daß unter den Umstehenden solche Personen waren, an denen Jesus ein Heilungswunder vollzogen, aber Zeugen des einen oder andern Wunders waren gewiß Viele unter ihnen, Zeugen Seiner holdseligen Rede, Zeugen jener Begeisterung, welche Jesum einst zum König machen wollten, Zeugen Seines Einzugs in Jerusalem! Hatte man dies Alles schon wieder vergessen? O; das Gedächtniß der Menschen ist sehr schwach, am schwächsten, wenn es gilt, Wohlthaten zu bewahren und das Gute festzuhalten! Alle schweigen. Nur Einer tritt hervor. Aber mit welch entsetzlicher Absicht!

Als Jesus aber Solches redete — — also antworten? Ein Beweis, freilich ein trauriger Beweis, daß jene Aufforderung an die Anwesenden, Zeugniß abzulegen, in's Schwarze getroffen hatte. Denn das ist die Art der Bosheit, wenn sie an eine vergessene Wohlthat erinnert und damit im Gewissen gestraft wird, daß sie wie toll ausschlägt, zumal gegen Den, welcher der Mahner, wenn auch der sanftmüthigste und liebevollste Mahner gewesen ist. Zugleich wollte wohl der Diener des Hohenpriesters seinem Dienstherrn ein Zeugniß seines Eifers geben, damit dieser nicht etwa dächte, er sei auch von Denen, welche Jesu anhingen, wie ja wohl heute noch Mancher, um hochgestellten und reichen Ungläubigen zu gefallen, Lügen gegen die Gläubigen ersinnt und ihnen alle mögliche Schlechtigkeit nachsagt. Das ist auch ein Backenstreich auf Jesum geführt. Denn wer euch ängstigt, spricht Christus zu den Seinen, der ängstigt Mich. Wer euch verfolgt, der verfolgt Mich. Aber die Gläubigen sollen sich freuen, wenn sie geängstet und verfolgt werden. Jeder Schimpf, den sie ungerechter Weise erleiden, jeder Schlag, den man ihnen beibringt, ist durch den Backenstreich geheiligt, welchen Christus hier hingenommen hat. Warum der Elende, welcher den Streich führte, nicht sofort zu Boden fiel, wie jene Häscher im Garten Gethsemane, als sie ihre Hände nach dem eingebornen Sohn Gottes ausstreckten — das ist eins von den „unerforschlichen Gnadenwundern der Erniedrigung und Entäußerung des Menschensohns." Er ist eben nicht gekommen, die Welt zu richten, sondern selig zu machen. Darum antwortet Er sanftmüthig:

Habe Ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei, habe Ich aber recht geredet, was schlägst Du Mich? So sanftmüthig geht Er in der Gnadenzeit mit den Menschenkindern um. Sein furchtbares: Haue ihn ab! über den unfruchtbar gebliebenen Feigenbaum auf den Gerichtstag versparend. Er hat aber nicht nur zu jenem Knechte so geredet. Zu Allen, welche Sein Wort Dichtung, Beschränktheit oder Uebertreibung nennen und Ihm mit dieser Behauptung einen Backenstreich geben, spricht Er: Beweiset es, daß Ich übel geredet! Und könnt ihr es nicht — wie ihr es denn nicht könnt — warum weigert ihr euch, Jesu zu Füßen zu fallen und Seine Vergebung zu suchen? Es ist aber noch etwas Anderes, was wir aus Jesu Antwort lernen können. Er nimmt die Ihm zugefügte Beschimpfung ohne einen Ausbruch von Zorn hin. Aber ehe Er den andern Backen zum Streich darbietet, fragt Er nach dem Recht der Beschimpfung: Beweise es, daß Ich unrecht geredet und daß du ein Recht zur Beschimpfung hast. Der HErr verlangt nicht, daß wir Alles ohne Weiteres dulden, sondern Er gestattet die Beschreitung des Rechtsweges. Ist der keines nicht, deß mich die Juden verklagen — spricht später Sct. Paulus — so kann mich ihnen Niemand ergeben; ich berufe mich auf den Kaiser. — Erst wenn auch der Rechtsweg keine Hilfe mehr bietet, dann gilt es zu leiden und zwar zu leiden ohne Murren, wie Christus das geduldige Schlachtlamm gethan.

Und Hannas sandte Ihn gebunden zu dem Hohenpriester Caiphas. Hiermit wären wir für heute am Ende. — Aber zuvor noch eine allgemeinere Frage. Wir wissen, daß Christi Tod die Versöhnung für unsere und der ganzen Welt Sünde ist. Warum läßt nun Gott nicht einfach den Tod über Christum ergehen, sondern Ihn noch vorher, indem Er Ihn durch eine Reihe der schmerzlichsten und schimpflichsten Leiden hindurchführt, beinahe gliedweise sterben, und warum führen uns dies auch die sonst sparsam berichtenden Evangelisten mit einer peinlichen Gewissenhaftigkeit auf's Einzelste vor? Zweierlei lasset uns bedenken. Christi Tod allein, der plötzliche, wenn auch grausamste Tod würde das „für uns" uns noch nicht zu Gemüthe führen. Die Meisten — lehrt die

Geschichte — sind von der Hoheit und Majestät Christi im Herzen getroffen worden, wie sie in den verschiedenen Leidensscenen hervortritt. Wir haben ein Recht zu bezweifeln, daß dies das unvorbereitet aufgerichtete Kreuz allein vermocht hätte. Zweitens: Christus ist doch auch für Seine Kirche und für den einzelnen Gläubigen Vorbild, Vorbild auch im Leiden, was der rechten Kirche und des rechten Jüngers Gepräge oder Zeichen ist. Bedenket z. B., was für ein Vorbild ist dieser Christus vor Hannas, wie wir Ihn heute gesehen, für Alle, welche unrechte Verfolgung, ja thätliche Schmach erleiden müssen!

Nun, Du sanftmüthiger und von Herzen demüthiger Jesus, Du bist für uns erlegen, stehe vor uns, wenn uns die Feindschaft der Welt um Deinetwillen zum Darniederliegen bringt! Amen.

B. L.

Allerlei Denkstätten.

3. München.

(Schluß.)

Ich könnte wohl gar manchen Namen nennen von Leuten, die auf dem Münchener Gottesacker ruhen. Aber da würde ich kein Ende finden. Nur dreier Gräber will ich gedenken. Von Zweien kennt ihr wohl schon die Namen derer, die darin gebettet sind. Und beim dritten habe ich nicht auf den Namen geachtet, weil der nichts zur Sache thut. Aber Denkstätten sind's alle drei. Da liegt zuerst im neuen Gottesacker der fromme Naturforscher und Erzähler Gotthilf Heinrich von Schubert, unser lieber Landsmann, gebürtig aus Hohenstein bei Chemnitz. Wer kennt nicht seine Naturgeschichte, sein „Altes und Neues", oder doch wenigstens die Erzählung „vom kleinen Bergmannsknaben", die in so viele Kinder- und Schullesebücher aufgenommen worden ist? Und wer ihn nicht kennt, der sollte ihn kennen lernen. Seine ausführliche Selbstbiographie und die kürzere Lebensbeschreibung in der Sonntagsbibliothek, die kürzlich erschienen ist, giebt Gelegenheit dazu. Auf dem Münchener Gottesacker ruht nach langer Wallfahrt sein Leib bis zur Auferstehung des Fleisches, die er geglaubt hat, trotzdem daß er ein Naturforscher war, dem Mancher, der sich so nennt, die Schuhriemen nicht löst. Auf seinem einfachen Grabkreuze stehet die Inschrift: Ich bin die Auferstehung und das Leben ꝛc. Das Grab selbst liegt in der Nähe eines schönen Crucifixes, an dessen Sockel Bibelsprüche angebracht sind. In der Nähe dieses Crucifixes, das ihm den Freund seiner Seele darstellte, und in der Nähe eines nicht weit davon ruhenden irdischen Freundes hat er wollen begraben sein. Sein Grab, das auch von den Gliedern der königlichen Familie besucht wird, die ihn überaus hochschätzte, wird von lieben Händen gar sinnig gepflegt. Die schlichten Gebirgsnelken, die darauf blühten, waren von Hohenstein in Sachsen, vom Grabe seiner lieben Eltern dorthin verpflanzt worden.

Das andere Grab birgt auch die irdischen Reste eines trefflichen deutschen Erzählers, der wacker in die Bahn getreten ist, die Schubert gebrochen. Es ist das des Pfarrers Carl Heinrich Caspari, dessen „Erzählungen für das deutsche Volk" (der Schulmeister und sein Sohn; Alte Geschichten ꝛc.) wohl in keiner christlichen Volksbibliothek fehlen. Sein Büchlein „Geistliches und Weltliches" ist eine reiche Fundgrube erbaulicher Geschichten und Gedanken, zum Verständniß des lutherschen Katechismus gar wohl brauchbar. Auch eine gut lutherische Auslegung des kleinen Katechismus hat er geschrieben, die Jedermann zu empfehlen ist. Da steht nun sein Grab, wieder ein einfaches Kreuz, mit den Worten: Christus, der ist mein Leben. Am Sockel liest man die Sprüche: Ich liege und schlafe und erwache, denn der Herr hält mich; und: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. — Das Grabmal ist dem theuren Gottesmanne, der an der evangelischen Gemeinde Münchens in vieler Treue dem HErrn gedient hat, von seinen Freunden gesetzt worden. —

Und nun das dritte Grab, bei dem auf den Namen nichts ankommt. Das war eigentlich eine ganze Schaar von Gräbern, ein kleiner Kirchhof mitten im großen Kirchhofe; aber weil sie nicht durch eine Kirchhofsmauer abgesondert waren, sondern zusammen auf einem Platze mitten unter den andern Gräbern lagen, kamen sie mir wie eine einzige Grabstätte vor. Die Gräber darauf unterschieden sich weit von den andern des Gottesackers. Kein glänzender Stein, kein großer Blumenschmuck; wohl aber auf jedem — und es waren nicht wenige, alle im Viereck schön neben einander geordnet — ein einfaches schwarzes Holzkreuz, daran der Leib des Gekreuzigten leidlich auf Blech gemalt, und außerdem noch ein weißes Täfelchen, mit Angabe der Namen, des Geburts- und des Todestages. Vor jedem Kreuz aber ein schlichtes, wenig erhabenes Beet, und auf jedem Beet ein Lilien- und ein Rosenstock. Noch blühten die Blumen nicht; aber ich konnte mir wohl denken, wie lieblich die einfachen Gräber zur Zeit der Lilien- und Rosenblüthe aussehen müßten. — Und wer liegt hier begraben? Der Gottesacker, lieber Leser, dient beiden Confessionen zur Grabstätte. Es liegen hier die „barmherzigen Schwestern" begraben, die in München gestorben sind. Die barmherzigen Schwestern sind Jungfrauen, die der katholischen Kirche angehören und ihr Leben in den Hospitälern und auch sonst wohl in den Häusern der Krankenpflege (ohne Unterschied der Confession) widmen. Sie bilden keinen Nonnenorden, sondern nur sogenannte Congregationen oder Genossenschaften, die nach bestimmten Regeln leben, wie sie denn auch aus einem

Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 1 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 2 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 3 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 4 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 5 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 6 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Bild 7 Lehrer Hans, 10. 12. 12 Uhr.

Stätte des Richthauses zeigt man einen über die Straße gewölbten Bogen als den Ort, an welchem Pilatus Jesum dem Volke gezeigt hat mit den Worten: Sehet welch ein Mensch. Man nennt den Bogen danach den Ecce homo-Bogen. Weiter kommt man an die Stelle, wo der HErr zum ersten Male unter dem Kreuze zusammengesunken sein soll. Man will sogar den Stein der Mauer zeigen, an den Er sich gelehnt habe. Ein Haus, an welchem man später vorüberkommt, wird als das Haus der Veronica bezeichnet, die nach der Legende dem HErrn ein Tuch zum Schweißtrocknen darreichte. Fernere Stätten sind die, wo Maria (gleichfalls nach der Sage) dem zum Leiden gehenden Sohne begegnete und in Ohnmacht fiel, wo der HErr sich umwandte und die Weiber vermahnte, daß sie nicht über Ihn, sondern über sich selber weinen sollten, und wo, in der Nähe des ehemaligen Stadthores, der HErr abermals niedersank und man den Simon von Cyrene zwang, Ihm das Kreuz nachzutragen. Das Ziel des Weges endlich ist die Stätte Golgatha, die, ebenso wie die Grabstätte, jetzt von der „Kirche zum heiligen Grabe" überbaut ist.

Daß der ganze Schmerzensweg mitsammt seinem Ziele jetzt innerhalb der Stadt Jerusalem liegt, während doch Golgatha als außerhalb der Stadt gelegen bezeichnet wird, darf uns nicht irren. Denn die Grenzmauer der Stadt war früher enger gezogen, und Golgatha ist erst später nach der Kreuzigung des HErrn zur Stadt gezogen worden. Jenes obengenannte ehemalige Stadtthor, dessen Reste man noch heute unter dem Namen „Richtthor" zeigt, war wohl, obwohl es jetzt innerhalb der Stadt steht, das Thor, durch welches der HErr zur Stadt hinaus nach Golgatha geführt wurde.

Am Feste der Verkündigung Mariä.

Luc. 1, 26—38.*)

Sechs Monate nach der Erscheinung, welche dem frommen Zacharias zu Theil geworden war, wurde derselbe Engel Gabriel nach der Stadt Nazareth in Galiläa gesandt. „Es war die Geburtsstunde einer neuen göttlichen Offenbarung in die menschliche Geschichte hinein. Gott redete zu den Menschen neue Dinge, die in dieser Art nie ein irdisches Ohr gehört hatte. Es waren die uralten Klänge von der Pforte des Paradieses herab, von Abrahams einsamen Wanderungen, von David's Königsharfe, von Jesaia's Reden, von Micha's Trostruf, von Hesekiel's und Daniel's Gesichten, von Sacharja's Wunderbildern und Maleachi's Tempelhoffnung, und doch so ungehört, so himmlisch neu und klar, daß ihre Weissagung lauter Erfüllung war". (Hoffmann.)

Es war Galiläa der Heiden, die das große Licht sah, der Meeresweg, auf dem es anbrach (Jes. 9, 1. 2). Es war die „blühende" Stadt, in welcher „das Reis aufsproßte". Sie trug als Stadt den Namen (Nazareth = grüner Zweig), den der Verheißene selbst in der Prophetensprache erhielt (Nezer oder Zemach). Darum hieß er „Nazarenus" (Matth. 2, 23).

In Nazareth lebt Maria, eine fromme Jungfrau aus der königlichen Familie Davids, deren Glanz längst erloschen war. Sie ist verlobt mit einem Zimmermann, Namens Joseph. „Es ist eine arme Familie, in welcher nicht ein Hauch hoher Stellung mehr zu merken ist, und die Weltgeschichte wäre gewiß zu stolz gewesen, ihre Namen in ihre Jahrbücher aufzunehmen, wenn nicht Gott mit Seinen Fügungen dazwischen getreten wäre und den Weltbegebenheiten einen neuen Gang angewiesen hätte."

Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: „Gegrüßet seist du, Holdselige, der HErr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern." In diesem Gruße tönte alle Gnade und Barmherzigkeit des ewigen Gottes durch den Mund des Engels in ein zagendes jungfräuliches Herz. „Nie hatte ein Engel so anerkennend und lobpreisend, und zugleich so vertraulich zu einem armen sündigen Menschenkinde geredet. Was der Engel ihr sagte, war die reine Wahrheit; denn Engel übertreiben nicht. Maria war holdselig, Gott angenehm, sanft, mild und zart; war gebenedeiet, gesegnet und hochbegnadigt vor allen Weibern, ihr Ruhm sollte groß werden für alle kommenden Geschlechter." (Arndts Leben Jesu in Predigten.) Der HErr ist mit dir! so erklang der Engelgruß. Wie oft mochte ihre Seele sinnend und betend vor dem Worte Jesaia's stillgestanden sein, das der „Jungfrau Sohn" verkündet und, nachdem es in großen prächtigen Accorden, von Noth und Angst durchbraust, fortgetönt, zuletzt in dem süßen Klange: Immanuel! Gott

*) Das Nachfolgende ist aus einem sehr empfehlenswerthen Buche genommen, von dem der Pilgerschreiber zwar nur die beiden ersten Hefte kennt, auf das er aber gleichwohl jetzt schon seine Leser dringend aufmerksam machen möchte, da es nicht denkbar ist, daß an den trefflichen Anfang des Buches eine schlechte Fortsetzung und ein schlechter Schluß gehängt werde. Das Buch führt den Titel: „Das Leben Jesu, für das deutsche Volk bearbeitet von W. Ziethe, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin, Berlin, Fünfhausen, 1864." Es sollte vom vorigen Juni an in 10—12 monatlichen Heften (à 4 Bogen) erscheinen, jedes Heft im Preise von 6 Gr. Das ist eines der trefflichsten, volksmäßigen Gegengifte gegen die verschiedenen modernen Darstellungen des Lebens Jesu, dem schlichten Manne wohl verständlich, eine sehr erfreuliche Streitschrift gegen die Angriffe auf das Leben Jesu, und zwar nicht durch directe Angriffe auf die Gegner, die meist in den Anmerkungen abgefertigt werden, sondern durch schriftgetreue Darstellung dieses Lebens, geschrieben von einem das Heil in Christo tief erkennenden Herzen. Ich wüßte kaum etwas Besseres, was im Gegensatze zu Renan's und Anderer Schriften die allgemeinste Verbreitung so verdiente, wie dies trefflich beginnende Werk. Die lieben Leser mögen selbst nach der obigen Probe urtheilen.

mit uns! selig hoffend abschließt. Hier war die Antwort auf diesen durch den alten Bund gehenden Hoffnungsruf: Immanuel! Er war es zuerst nur für die Eine, die Erwählte, „der HErr ist mit dir!“ Damit war sie bezeichnet mit dem Zeichen der göttlichen Wahl, wie die Männer Gottes und die edlen Frauen der Hoffnungszeit. (Hoffmann.) Aber dieser Gruß thut ihr eine Thür auf und zeigt ihr einen Weg, auf welchen der HErr sie führen will. Sie erschrak über die Rede des Engels und gedachte in ihrem Herzen: „Welch ein Gruß ist das!“ Ein demüthiges Herz, das gering von sich denkt, erschrickt immer, wenn es sein Lob vernimmt. „Auch mochte sie wohl an das eine Wort der Botschaft denken: Du Gebenedeite unter den Weibern. Ihr Ohr ist fein genug, das zu hören, denn ihr Herz ist züchtig genug, sich allerlei Gedanken darüber zu machen.“ (Münkel, Evangelienpredigten.) Der Engel liest dies holdselige Erschrecken der Demuth, dies edle Erstaunen unschuldiger Beugung in ihrem Herzen. Er tadelt sie um deswillen nicht, sondern ein süßer Ton des Trostes geht von seinem Munde. Er hält ihr jetzt voller und deutlicher entgegen, was er ihr schon mit seinem Gruße verkündigt hat. Er spricht zu ihr: „Fürchte dich nicht, Maria, du hast Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirst schwanger werden im Leibe und einen Sohn gebären, deß Namen sollst du Jesus heißen. Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der HErr wird Ihm den Stuhl Seines Vaters Davids geben. Und Er wird ein König sein über das Haus Jakobs ewiglich und Seines Königreichs wird kein Ende sein“. Mit diesen Worten, welche gleichsam eine Perlenschnur der wichtigsten Weissagungen des alten Testaments sind, verkündigt er ihr, daß sie die Mutter des verheißenen und erwarteten Heilandes werden sollte, und nennt zugleich den erhabenen und herrlichen Namen, den sie ihrem Kinde geben soll. Das war eine Botschaft, die sie nie geahnt, das war eine Gnade und eine Freude, an die sie nie von ferne gedacht hatte. Durfte sie solche Herrlichkeit hinnehmen? Aber Gott hatte zu ihr geredet. Als sie das Auge wieder emporhob, da stand noch immer die leuchtende Engelsgestalt vor ihr, und jeder Zweifel war unmöglich. Maria zweifelt auch nicht, wie Zacharias, an der Möglichkeit des Wunders. Sie verlangt nicht, wie er, ein Zeichen, um glauben zu können. Sie glaubte, aber nur die Art und Weise, wie dies geschehen soll, ist ihr unbegreiflich. Darum fragt sie in heiliger und holdseliger Scheu vor Gottes Gebot: „Wie soll das zugehen, sintemal ich von keinem Manne weiß?“ Und nun verkündigt ihr der Engel jenes große Geheimniß, das auch der Mund eines Engels in menschlicher Sprache nicht enthüllen, sondern nur mit halb durchsichtigem Schleier decken kann. „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genannt werden.“ Wie der Geist Gottes von Anfang schöpferisch waltete, als er über den Wassern schwebte (1. Mos. 1, 2), so sollte er über die gebenedeiete Jungfrau kommen. Die sündige Entwickelung der Menschheit sollte gehemmt und unterbrochen, es sollte ihr ein neuer Anfangspunkt, ein neues Lebensprinzip gegeben werden. Der Erlöser der Welt mußte ohne Sünde geboren werden; der uns von den Sünden reinigen sollte, durfte nicht aus sündlichem Geblüte erzeugt

werden. Darum mußte Seine Empfängniß und Geburt rein und ohne alle Sünde sein. Der heilige Geist mußte über die Maria kommen und die unbegreifliche, aber unerläßlich nothwendige Verbindung des Sohnes Gottes mit der menschlichen Natur in ihr vermitteln, mußte durch sie auf diese Weise ebenso unmittelbar den zweiten sündlosen Adam ins Dasein rufen, wie der erste sündlose Adam unmittelbar aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen war. (Arndts Leben Jesu.)*)

Freilich war mit dieser Antwort kein volles Licht gegeben, sondern nur ein Schatten; das Geheimniß blieb immer Geheimniß, immer göttliche That und nicht menschliches Werk; tausend Fragen über das eigentliche Wie? konnten noch aufgeworfen werden, und über diesem Wie? blieb der Schleier ungelüftet liegen. Damit Maria in ihrem Glauben an die Möglichkeit der verheißenen Empfängniß und Geburt bestärkt werde, giebt ihr der Engel ein Zeichen, indem er sie auf das Beispiel der Elisabeth und auf die Allmacht Gottes überhaupt verweist. „Und siehe, Elisabeth, deine Gefreundete, ist auch schwanger mit einem Sohne in ihrem Alter, und gehet jetzt im sechsten Monat, welche im Geschrei ist, daß sie unfruchtbar sei. Denn bei Gott ist kein Ding unmöglich." Da läßt Maria allen Zweifel und alle Fragen schwinden. „Siehe, ich bin des HErrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast". Mit diesen Worten beugt sie sich in stiller Demuth vor dem Willen Gottes, dem sie freudig und selig dienen will. Sie nimmt in frommem und dankbarem Glauben die göttliche Verheißung an und überläßt es dem HErrn, Sein Wort zu bestätigen, das Er zu ihr geredet hat, und Seinen wunderbaren Rath herrlich hinauszuführen. Nach vollendeter Botschaft schied nun der Engel von Maria, und sie sah ihn in ihrem Leben nicht wieder. Der Himmelsglanz verließ, ihr stilles Gemach, und die Herrlichkeit entschwand, die es aus irdischer Wohnung zu einer Pforte des Himmels gemacht hatte. „Der Diener geht, weil der HErr kommt." (Münkel.) Jesus war empfangen**).

*) Münkel sagt in den Evangelienpredigten: „Die spitzigen Geister, die gern Alles haben, wie es alle Tage ist, und sich in ihrem Alltagsglauben nicht wollen stören lassen, machten gern ein Loch darein. Wir wollen ihnen diese unfruchtbare und undankbare Arbeit allein überlassen und uns lieber erinnern, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist. Er hat Adam geschaffen nicht blos ohne Zuthun eines Mannes, sondern auch ohne Zuthun einer Frau. Er hat Eva geschaffen mit Zuthun eines Mannes und ohne Zuthun einer Frau. Man sollte denken, er würde also auch Jesum schaffen können ohne Zuthun eines Mannes mit Zuthun einer Frau."

**) Durch die Zurückrechnung von Weihnachten um neun Monate empfängt der Tag „Mariä Verkündigung" seine Stelle im kirchlichen Kalender am 25. März. Er fällt in die Fastenzeit hinein, ein Weihnachten mitten in der Vorfeier, ja in der eigentlichen Feier der Passion! „Zugleich ist hier der mütterlichen, empfangenden Natur, welche im Frühling den lebendigen Samen der künftigen Ernte zu freudigem Keimen und Sprossen empfängt, die höchste Zeugung aus göttlichem Samen zum Gegenbild gegeben, und das Wunder der Gottmenschheit erhält sein Verständniß in dem alljährlichen Wunder der neuen Zeugungskraft der Erde. Stellte das Heidenthum als Naturreligion früher Anbetung der Letzteren in den Festen der Cybele (Dea mater, Göttin-Mutter) oder der Freia, als der Frühlingsgöttin, und ähnlichen anderen um diese Zeit dar, so überwand das Christenthum diesen Gottesdienst der Weiblichkeit mit seinem Feste der „Gebenedeiten unter den Weibern". (Hoffmann, Ein Jahr der Gnade in Christo.)

Zeitgeschichte.

Deutschland.

Die schleswig-holsteinische Angelegenheit.

Wir wenden uns in unserer Uebersicht der politischen Ereignisse des Jahres 1864 zunächst zu Deutschland, das wirklich in dieser Zeit in den Vordergrund getreten ist und sich durch seine braven Heere Achtung in der Welt erworben hat. Unsere Leser verstehen schon, daß wir den schleswig-holsteinischen Feldzug meinen. Wir hatten die Geschichte bis dahin verfolgt, wo der deutsche Bund Holstein im Executionswege mit sächsischen und hannöverischen Truppen besetzt hatte, und zwar ohne Widerstand von dänischer Seite bis an die Grenze von Schleswig; Schleswig selbst zu besetzen, oder nur mit dessen Besetzung zu drohen (das erstere hatte Bayern, das andere Preußen vorgeschlagen), trug man Bedenken, weil England erklärte, dies als einen casus belli (Anlaß zum Kriege) ansehen zu müssen. Auch ist es mindestens zweifelhaft, ob Deutschland das Recht hat, ein nicht zum Bunde gehöriges Land zu besetzen, obwohl sich manches dafür sagen läßt wegen der Unzertrennlichkeit beider Länder. In Holstein empfing Herzog Friedrich alsbald viele Huldigungen, ohne daß die zur Verwaltung eingesetzten Bundescommissäre (sächsischer Seits v. Könneritz, hannöverischer Nieper) dagegen einschritten; hatten doch die meisten deutschen Mittelstaaten sich für sein Erbrecht ausgesprochen, obschon Preußen und Oestreich noch nicht damit einverstanden waren. Preußen forderte von seinem Landtage 12 Millionen Thaler zur Deckung der Kosten, die sich aus der Bundeshülfe ergaben (Preußen und Oestreich hatten bekanntlich übernommen, die Reserve zu stellen). Das Herrenhaus bewilligte die Summe ohne Weiteres, das Abgeordnetenhaus wollte sich dazu nur unter der Bedingung verstehen, daß es dem Könige seine Politik vorschreiben dürfe. Der König erwiderte hierauf: die Politik sei verfassungsmäßig seine Sache; die 12 Millionen müßten bewilligt werden.

Preußen und Oestreich hielten noch immer am Londoner Protocoll fest, und wünschten deshalb auch, daß Herzog Friedrich sich aus Holstein zurückziehe, wohin er sich sogleich nach der Besetzung begeben hatte. Auch beantragten die beiden Mächte, das schleswig-holsteinische Centralcomité aufzulösen, weil es offenbar demokratische Ziele verfolge. Damit drangen sie aber beim Bunde nicht durch. Da Dänemark auch nach der Execution sich weigerte, die Verfassung zurückzunehmen, so trug Preußen nebst Oestreich den 11. Januar darauf an, auch Schleswig in Pfand zu nehmen, um die im Londoner Protocolle gegebenen Versprechungen zu erzwingen. Der Antrag wurde vom Bunde abgewiesen, weil derselbe nicht ohne Grund fürchtete, über seine zweifellosen Rechte hinaus zu gehen, und weil die Annahme eine Art von Anerkennung des Londoner Protocolls gewesen wäre, dem der Bund bisher seinen Beitritt versagt hatte. Die beiden Großmächte erklärten hierauf, die Sache eben in ihrer Eigenschaft als europäische Großmächte in die Hand nehmen zu wollen. Es war dies ein Schritt, der an sich zwar politisch völlig gerechtfertigt war, aber verhängnißvoll für die Herzogthümer hätte werden können, wenn nicht die Dänen selbst durch ihre Hartnäckigkeit das Bedenkliche desselben später beseitigt hätten. Das Verhängnißvolle lag darin, daß, wenn Dänemark den Großmächten nachgegeben hätte, diese durch ihre bestimmte Erklärung gehalten gewesen wären, für das Londoner Protocoll einzutreten, und die Herzogthümer zu zwingen in Personaleinigung mit Dänemark zu bleiben. Unstreitig aus diesem Grunde erklärte sich auch

der Bund darwider, und zwar so entschieden, daß sogar geltend gemacht wurde, die großmächtlichen Truppen dürften ohne Genehmigung des Bundes das vom Bundesheere besetzte Holstein nicht betreten, um nach Schleswig zu ziehen. Es war dies freilich nur ein diplomatischer Schachzug, da ja augenscheinlich die Macht nicht vorhanden war, einer preußisch-östreichischen Armee den Durchzug zu wehren. Die alte deutsche Uneinigkeit feierte wieder einen Triumph; eine Sache, für die alle deutschen Herzen einig hätten sein sollen, wurde zur Ursache von Mißhelligkeiten und Häkeleien zwischen den Großmächten und den deutschen Mittelstaaten, die bis auf den heutigen Tag dauern und nichts weniger als ersprießlich und erquicklich sind. Unsere Gedanken darüber sind die: Daß Preußen und Oestreich als europäische Großmächte eine solche Stellung einnehmen, daß sie nicht in allen ihren politischen Maßnahmen durch die Bundesmajorität gebunden sein können, das ist eine Thatsache, die nur der in Abrede stellen kann, der den wirklichen Verhältnissen gar keine Rechnung trägt und gar keine Macht einräumt. Daß folglich auch in der dänischen Frage sie berechtigt waren, eine Sonderstellung einzunehmen, zumal sie eine solche durch Anerkennung und Gewährleistung des Londoner Protocolles eigentlich schon hatten, „das liegt auf der Hand; wir erkennen einfach die Thatsache an," ohne darüber zu urtheilen, ob eine solche heilsam ist oder nicht. Nur das wollen wir bemerken, daß wir nicht mit denen, die für die Unabhängigkeit der Herzogthümer unter dem Hause Augustenburg schwärmen, ein großes Unglück darin würden gesehen haben, wenn eine hinlängliche Sicherstellung der deutschen Rechte Schleswig-Holsteins erfolgt wäre, selbst wenn die Personalunion fortgedauert hätte. Es ist unsern Wünschen, die wir schon früher ausgesprochen, vollkommen gemäß, daß es anders gekommen ist, aber weder die Welt noch Deutschland wären untergegangen, wenn diese Wünsche nicht völlig befriedigt worden wären. Man muß sich im Leben oft begnügen, das Bessere zu erreichen, und nicht gleich murren, wenn das Beste nicht erfolgt. Freilich traten Oestreich und Preußen im Vollgefühl ihrer Einigkeit und Macht mit ihren Ansprüchen und Forderungen in einer wenig zarten und bundesfreundlichen Weise auf, und die Empfindlichkeit der Mittelstaaten ist daraus leicht erklärlich, wenn auch die Häkeleien selbst unerquicklich bleiben. Schließlich endete die Mißstimmung, wie die meisten zu enden pflegen: Preußen gab beruhigende Erklärungen, die es sich hätte ersparen können, wenn es gleich anfangs glimpflicher aufgetreten wäre, und die übrigen erklärten sich zufriedengestellt; die Großmächte erhielten den Durchzug durch Holstein und versprachen die Bundesbesatzung in keiner Weise zu stören; gaben auch die ganz unberechtigte Forderung auf, daß die Bundestruppen in Holstein unter großmächtliches Commando gestellt werden sollten. Der Bund entließ die preußisch-östreichischen Reserven und ein Heer von 80,000 Mann zog sich unter dem Oberbefehl des Marschalls Wrangel an der Grenze von Schleswig zusammen. Am 16. Jan. erging eine letzte ernste Mahnung der beiden Mächte an Dänemark, worin sie Aufhebung der Novemberverfassung, ungetrennte, selbständige Herstellung der beiden Herzogthümer verlangten, und dafür versprachen, dahin wirken zu wollen, daß die Personalunion erhalten bleibe, d. h. daß der König von Dänemark zugleich Herzog des von Dänemark völlig unabhängigen Schleswig-Holsteins sei. Dieselbe Politik erklärten die Minister von Preußen und Oestreich auch ihren Kammern gegenüber für die ihrige, diese waren aber so wenig damit zufrieden, daß sie in Berlin wie in Wien die Kosten für den Feldzug nicht bewilligten; die preußische Kammer verweigerte den geforderten Beitrag von 12 Millionen gänzlich, die östreichische schlug die geforderten 10 Millionen ab, war aber wenigstens so besonnen, die 5½ Millionen zu gewähren, die von Bundes wegen gefordert waren. Dänemark antwortete auf die Mahnung mit einer Bitte um Aufschub der Besetzung Schleswigs, indem der Minister Monrad erst dem einzuberufenden Reichstage die Sache vorlegen müsse. Die Großmächte schlugen dies ab, und forderten die Räumung Schleswigs. Die dänischen Truppen räumten darauf die Grenzen und concentrirten sich hinter dem festen Danewerke, wo sie hofften Stand halten zu können, bis die übrigen europäischen Mächte ihnen zu Hülfe kämen. England und Schweden hatten nicht übel Lust, aber Frankreich lehnte entschieden jede Einmischung ab; ein Beweis, daß Oestreich und Preußen durch ihre Einigkeit die Lage beherrschten, und mit Recht darauf gerechnet hatten, die übrigen Mächte würden um Dänemarks willen einen europäischen Krieg nicht beginnen. Die Engländer mußten sich begnügen, ihre Wuth und ihre Dänenfreundschaft in ihren bekanntlich im Schimpfen trefflich geübten Zeitungen auszutoben, und bestätigten aufs Neue die Wahrheit des Sprüchworts, daß Hunde, die viel bellen, gewöhnlich nicht beißen. Den 1. Februar überschritt das vereinigte Heer die Grenze von Schleswig, und rückte gegen das Danewerk vor. Den 2. wurde ein Versuch gegen das starkbefestigte Missunde gemacht, wo der kürzeste Uebergang über den breiten Schleibusen ist. Die Dänen hielten Stand, und der Uebergang konnte hier nicht erzwungen werden. Den 3. setzten die Oestreicher allein den Kampf fort, und nahmen die Vorwerke der Danewerkstellung ein, bis auf den Hauptschanzenzug. Die Erstürmung dieses Bollwerks würde aber zu viel Zeit und Blut gekostet haben, darum rückte Prinz Friedrich Carl von Preußen mit seinen Preußen in einem forcirten Nachtmarsch die Schlei nach dem Meere zu abwärts bis Arnis, wo sich ein andrer Uebergangspunkt befindet, während die Oestreicher die feindlichen Truppen im Danewerk festhielten. Unbegreiflich ist es, daß die Dänen Arnis nicht stärker befestigt und besetzt hatten; sie wurden völlig überrumpelt und verließen ihre Schanzen so ohne alle Gegenwehr, daß die preußische Armee ohne einen Mann zu verlieren den Uebergang am 6. Februar bewerkstelligte, auf einer mit bewundernswerther Schnelligkeit geschlagenen Pontonbrücke. Die Folgen dieses gelungenen Ueberfalls waren sehr bedeutend; die Danewerkstellung war umgangen, und die Dänen mußten sie, um nicht abgeschnitten zu werden, in solcher Eile räumen, daß sämmtliche Geschütze den Verbündeten überlassen werden mußten. Die Oestreicher besetzten das Danewerk und Schleswig, und beide Armeen verfolgten den Feind auf seinem Rückzuge so schnell, daß die dänische Arrieregarde von den Preußen bei Bau, von den Oesterreichern bei Oeversee erreicht und in blutigen Kämpfen zersprengt wurden. Blutig waren die Kämpfe besonders durch die Beschaffenheit des Bodens; die zahlreichen Knicks oder Hecken, welche sich dort um alle Felder ziehen, sind ebenso viele Haltepunkte für eine geschlagene Armee und müssen förmlich erstürmt werden; hinter ihnen haben die Scharfschützen treffliche Gelegenheit zu wirksamem Feuern; auch schlugen sich die Dänen brav und hartnäckig. (Fortsetzung folgt.)

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 13. Dresden, den 26. März 1865.

Am Sonntage Lätare.

Joh. 18, 33—38.

Bisher hatte Pilatus vor dem Richthaus auf einem großen, freien Platz mit den Juden über Christus verhandelt. Sei es nun, daß ein Verhör in Gegenwart der tobenden Menge eine Unmöglichkeit gewesen wäre, sei es, daß die Persönlichkeit Jesu dem Pilatus ein besonderes Interesse einflößte, daß er gern mit Ihm unter vier Augen gesprochen hätte — und dies ist das Wahrscheinliche —, er beschied Ihn vor sich allein in das Innere des Palastes, welcher von dem Richtplatz durch einen Säulengang getrennt war. Es mußte doch eine eigne Bewandtniß mit diesem Verklagten haben: hatten doch die Juden, wie Pilatus wohl wußte, sonst ein Gelüst, einen König, einen eignen König zu haben; und nun sich Einer unter ihnen dazu erbot, brachten sie ihn gebunden vor den Landpfleger, um ihn aburtheilen zu lassen. Bist Du der Juden König? — fragt dieser, das Zwiegespräch beginnend.

Jesus antwortete — — gesagt? Offenbar konnte jene Frage: Bist Du der Juden König? in einem zwiefachen Sinne gestellt werden. Entweder Pilatus that sie in seiner Eigenschaft als Gerichtsperson, als verhörender Richter und Landpfleger, und dann formulirte er nur die Anklage der Juden in bestimmte Worte, oder er stellte sie als selbst dabei interessirt, nicht als Richter, sondern als Mensch, nicht als Landpfleger, sondern als Pilatus. Hatte er doch als Landpfleger nicht nur seines Kaisers Ehre zu wahren und auf die Durchführung des römischen Gesetzes zu dringen, sondern ebensowohl auch als Mensch für seine unsterbliche Seele zu sorgen. Es ist darum, als ob Christus mit Seiner dringenden, auch den Pilatus suchenden Liebe ihn ins Herz hinein früge: Willst Du als Mensch wissen, ob Ich ein König und was für ein König Ich bin? Die ganze Gegenfrage des HErrn geschieht also nicht um Seinetwillen — denn Er wußte ja, was im Menschen war — sondern um des Pilatus willen, um diesen im Rechtswesen verknöcherten und nur um weltliche Ehre bekümmerten Mann zum Bewußtsein zu bringen, daß es auch noch andre und wichtigere Dinge gäbe als man sich bei jenem immerhin beschränkten Gesichtskreis träumen läßt.

Pilatus antwortete — — Du gethan? Pilatus fühlt, worauf die Frage Jesu hinauswolle? Aber er nimmt sie übel. Bin ich ein Jude? antwortet er: mit solchen Dingen, wie Messias, Heiland, Erlöser und dergleichen gebe ich mich als Römer und in meiner hohen amtlichen Stellung nicht ab; damit macht sich das verächtliche Judenvolk zu schaffen; wie kannst Du mir so etwas zutrauen? Es ist gerade, wie wenn jetzt einem Reichen oder Hochgestellten die Frage: was dünkt Dich

um Christus? nahetritt und er antwortet empfindlich: Was geht mich Christus und Religion an? Ich muß meines Amtes warten oder mein Vermögen verwalten, für die Meinigen sorgen; mit den sogenannten religiösen Dingen mögen sich Andre beschäftigen, die Zeit und Passion dafür haben. Seid ihr, die ihr also antwortet, in dem Grade erblindet, daß ihr nicht sehet, wie zuletzt, wenn ihr euer Gutes genossen und sterbet, wenn ihr euer Amtsehrenkleid ausziehen und es dem Fraß der Motten überlassen müsset, blos noch eine Frage übrigbleibt und euch als erste und letzte Frage aus der Ewigkeit entgegen drängen wird: Was dünkt dich um Christus, diesen König der Juden? Was wird's sein, wenn ihr antwortet: Ich habe mein Vermögen verwalten oder meines hohen Amtes warten müssen und mich nicht um Christus und Sein Reich kümmern können? — Nein, will Pilatus sagen, nein, ich frage nicht aus mir selbst, nicht als Pilatus, nicht als Mensch; für meine Person uninteressirt, frage ich von Amtswegen Dich, Christum, den Beklagten: Was hast Du gethan? — Was hat Christus gethan? ist die Frage. Ehe Christus antwortet, wollen wir als Christen antworten. Können wir überhaupt eintreten und für Christus antworten? Ich meine nicht nur antworten, was Er gethan, wie es die evangelische Geschichte berichtet hat, sondern was Er uns gethan hat? Können wir aus eigner Erfahrung heraus antworten: Er ist mein König und HErr, denn Er hat für mich eine ewige Erlösung erfunden, Er ist für mich verlorenen und verdammten Menschen in den Tod gegangen, Er ist mein Licht, mein Trost, meine Hoffnung auf Erden; ich weiß nicht, wohin ich gehen soll, Er allein hat Worte des ewigen Lebens! So aus eigner, persönlicher Erfahrung heraus sollte ein Jeder auf die Frage des Pilatus, was Christus gethan, antworten! O wie viele giebt es in der Christenheit, die wissen nicht, was Christus gethan hat, oder wissen nicht, daß, was Er gethan, Er für sie gethan hat, oder achten das, was Er auch für sie gethan hat, für so gering, daß sie den für einen größeren Wohlthäter halten, der ihnen ein Kleid oder einen Imbiß reicht, als Jesum, der uns mit Seiner Gerechtigkeit gekleidet und mit süßer Himmelskost gespeiset! — Was hast Du gethan? fragt Pilatus. Lasset uns nun Christi Antwort hören.

Mein Reich ist — — nicht von dannen. Wir müssen Zweierlei bei der Antwort Christi bedenken. Einmal steht Er vor Gericht und vor einem heidnischen Richter. Dem kann Christus auf die Frage: Was hast Du gethan? nicht antworten, wie die Antwort vor einer christlichen Gemeinde lauten würde. Sodann aber hat Christus bei Seiner Antwort doch fortwährend das Seelenheil des Pilatus vor Augen, für den es bis jetzt kein Reich weiter gab als das Römerreich, kein Himmelreich, kein ewiges Reich. Mein Reich ist nicht von dieser Welt — antwortet Christus zuerst. Sorge also nicht, daß Ich etwas gethan, was deinem Götzen, dem römischen Reich als solchem entgegentreten wollte. In dem Sinne, wie du denkst, habe Ich kein Reich, bin Ich kein König. Wäre Ich König und hätte Ich ein Reich in deinem Sinne, so würde Ich und die Meinen mit andern Waffen vor dir stehen als du Mich jetzt siehst, den Gefangenen und Gebundenen. Mein Reich ist nicht von dannen — mit andern Worten: nicht von Unten, sondern von Oben, nicht weltlichen sondern himmlischen Ursprungs, darum eben auch sich nicht auf weltliche Mittel stützend und mit weltlichen Mitteln sich bauend, sondern mit von Oben entlehnten Mitteln und Waffen, mit Gottes Geist und Wort, darum auch nicht auf Judäa, auch nicht auf das Römerreich sich beschränkend, sondern es geht so weit die Welt ist, darum auch endlich nicht von der Dauer irdischer Reiche, die heute erstehen und morgen vergehen, sondern in Ewigkeit während. Wenn Alles in Staub zergeht, Mein Reich nicht; als der Letzte werde Ich und Mein Reich auf dem Staube stehen. — Zweierlei können wir aus diesem Ausspruch Christi entnehmen: einen Trost und eine Pflicht. Wir dürfen den göttlichen Mitteln, mit welchen Christus Sein Reich bauen will, trauen: Gottes Geist und Wort werden die Welt überwinden und sie allein sollen das Reich Gottes bauen, keine andern. Indeß müssen wir aber auch das Wort Gottes gebrauchen, wir dürfen's nicht verschweigen, sondern müssen's auch predigen, auf der Kanzel und in den Häusern, selbst wenn es den Wiederstand und Ingrimm der Leute weckt. Das ist die Pflicht, die insofern wieder eine doppelte ist, als es nicht nur gilt das Reich Gottes in der Christenheit fester zu bauen, die Lauen anzufeuern, die Abtrünnigen zurückzubringen, die Stehenden vor dem Fallen zu warnen, sondern auch das Reich Gottes nach Außen zu tragen, es auch denen zu bringen, die noch in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen. — In Bezug auf Pilatus hatte indeß die Antwort Christi den doppelten Zweck: sie sollte ihn beruhigen in Betreff seiner Landpflegerpflicht — Christus kein irdischer König —, sie sollte ihn beruhigen als Menschen, daß er früge, wie werde auch ich dieses Reiches Bürger? Es scheint, als ob sich Pilatus treffen ließe. Denn er antwortet: So bist Du dennoch ein König? Wenn also auch nicht in der von ihm vermutheten Weise, aber dennoch ein König!? So gäbe es wirklich ein Reich über den Reichen dieser Welt, eine Ewigkeit nach der Zeit, eine andre Welt und nicht blos diese sichtbare? In ähnlicher Angst fragt etwa heut zu Tage Jemand am Schluß seines Lebens, in welchem er sich nie weiter um Gott und Ewigkeit gekümmert: So gäbe es doch eine Ewigkeit, einen Gott, ein Gericht, ein Reich, das nie vergeht, einen Christus, wahrhaftigen Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch

wahrhaftigen Menschen von der Jungfrau Maria geboren, der unser HErr und König, vor dem ich Rede stehen soll, ob er auch mein HErr und König gewesen?

Jesus antwortete — — Meine Stimme. Ja, es giebt ein solches Reich und Christus ist sein König. Darum ist Er gekommen, dieses Reich zu stiften, zu stiften, indem Er die Wahrheit zeugte d. h. nach wörtlicher Uebersetzung, durch Seinen Tod am Kreuze bestätigte. Die Wahrheit aber ist der geoffenbarte Gott im Einklang von Gerechtigkeit, Allmacht und Liebe, wie sie am Kreuze auf Golgatha sichtbar wurde. Wer aus der Wahrheit ist, d. h. Thatsachen anerkennt, die nicht zu leugnen sind, Christi Worte und Thaten und unser armes, elendes, sündiges Herz, der hört die Stimme Christi, der beugt sich vor Christus und bekennt: Ja, Du bist ein König, der Weg, die Wahrheit und das Leben. — Pilatus aber war trotz seiner augenblicklichen Rührung nicht aus der Wahrheit, ja er zweifelte sogar an der Möglichkeit der Wahrheit. Was ist Wahrheit? fragt er verächtlich; es giebt ja überhaupt gar keine Wahrheit; über göttliche Dinge kann man höchstens Meinungen, Ansichten haben. Also halte mich nicht mit Deinen Träumereien auf! So denkt Pilatus bei sich. Aber doch muß er sich gestehen, ein Verbrecher ist der Jesus nicht; bemitleidenswerthe Schwärmer höchstens sind Alle, die sich mit der Frage nach Wahrheit beschäftigen oder wähnen, die rechte Antwort darauf gefunden zu haben. Und sofort meldet Pilatus beruhigt in Bezug auf die Schädlichkeit des angeklagten Jesus den ungeduldig wartenden Juden: Ich finde keine Schuld an Ihm. Nun, Pilatus hat recht geredet, es ist keine Schuld an Jesus, und zwar unbedingt keine Schuld. Darum ist Er eben der Weg, die Wahrheit und das Leben. Heil uns darob! Weil keine Schuld an Ihm ist, darum kann Er unsre Schuld decken, darum konnte Er den hohen Preis zahlen, den es kostet, um der Welt Sünde zu decken und uns zu erlösen. Lässets uns Ihm danken, indem wir uns Ihm opfern, Ihn an unserm Leibe und in unserm Geiste preisend in Ewigkeit! Amen.

B. L.

Gelitten unter Pontio Pilato.

Fortsetzung.

Ich muß bekennen, daß ich nicht kann ersättiget werden mit der Erzählung der so herrlichen und tröstlichen Frucht des heiligen Leidens Christi; darum bitte ich dich herzlich, berichte mich noch weiter, warum der theure Heiland habe wollen durch einen Kuß verrathen werden?

Damit Er verdienete, daß Gott der Vater uns armen verlorenen Söhnen mit einem freundlichen Gruß entgegenliefe und uns mit Gnaden annähme.

Warum hat Er Blut geschwitzet?

Auf daß Er unsern kalten Todesschweiß heiligte und die Angst des Todes in einen sanften Schlaf verwandelte.

Warum ist Er gefangen und gebunden worden?

Auf daß Er unsere Bande zerrisse, die wir an Händen und Füßen mit des Todes Banden und Teufels Ketten zum äußersten Gefängniß gebunden waren; und daß Er uns aus des Teufels Gefängniß erledigte und aus der Gruben (der Höllen) führete, da kein Wasser ist. „Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen, Gott wird gefangen." — „Meine Feind sind überwunden; ich bin los, sie sind gebunden." — „Hilf, daß Dein Ketten, Band' und Seil Mir bringen Freiheit, Gnad und Heil!" — „Ach Jesu, durch Dein Band' und Strick mich armen Sünder an Dich drück; hilf, daß ich an Dir bleib und hang, der Satan mich nicht wieder fang."

Warum ist Er von Seinen flüchtigen Jüngern verlassen worden?

Damit Er uns flüchtige Leute, die wir von Gott abgewichen waren, wieder zu Gott und in die himmlische Bürgerschaft brächte und mit Gott vereinigte, daß wir in Ewigkeit bei und in Ihm bleiben mögen. — „Da wird die rechte Bürgerschaft Den Gläubigen gegeben; Dazu der Engel Brüderschaft, Ein gar herrliches Leben, Mit solcher Wonne Freud und Lust, Die auch kein Mensch hat nie gekost't, Noch nie kein Herz erfahren.

Warum ließ Er sich in Sein Angesicht schlagen?

Damit Er uns von des Satans Engel errette, daß Er uns nicht mit Fäusten schlage, d. i. mit schweren, traurigen Gedanken plage.

Warum ließ Er sich verspeien?

Damit Er allen Unflat, Makel, Flecken und Runzeln von unserm geistlichen Angesichte abwische und uns dem Bilde Gottes wieder ähnlich mache.

Warum schwieg Er zu falscher Anklage still, daß das Urtheil ist über Ihn gefället worden?

Damit alle Anklage des Gesetzes geschweiget (zum Schweigen gebracht) und all Urtheil über uns aufgehoben würde.

Warum ist Er falscher Lehre und Aufruhrs beschuldiget worden?

Damit Er des Teufels Werke, Lügen und Mord, falsche Lehr und Tyrannei zerstörte.

Warum gegeißelt und gestäupt?

Damit Er unsern Ungehorsam büßete und wir durch Seine Wunden heil würden. (Heile mich, o Heil der Seelen, Wo ich krank und traurig bin; Nimm die Schmerzen, die mich quälen, Und den ganzen Schaden hin, Den mir Adam hat gebracht Und ich selber mir gemacht! Wird, o Arzt, Dein Blut mich netzen, Wird sich all mein Jammer setzen.)

Warum hat Er sich mit Purpur kleiden lassen?

Auf daß Er uns das hochzeitliche Ehrenkleid erwürbe. (Christi Blut und Gerechtigkeit, Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid; Damit will ich vor Gott bestehn, Wenn ich zum Himmel werd' eingehn.)

Warum hat Er sich mit einer Dornenkrone krönen lassen?

Damit Er uns die Krone der Gerechtigkeit aufsetzte. (Offenb. 2, 10. Wann dort, Herr Jesu, wird vor Deinem Throne Auf meinem Haupte stehn die Ehrenkrone, Da will ich Dir, wenn Alles wird wohl klingen, Lob und Dank singen.)

Warum ein Rohr in Seine rechte Hand genommen, und damit Sein heiliges Haupt schlagen lassen?

Auf daß Er das schwache Rohr des Glaubens nicht zerbreche („Du richtest sanft empor, HErr, das zerschellte Rohr.") und wir unsere Häupter mit Freuden möchten aufrichten.

Warum ist Er vom Volk verworfen und verleugnet?

Auf daß Er Seiner gläubigen Kirchen zum Eckstein würde.

Warum ist Christus vor einem öffentlichen peinlichen Halsgerichte als der größte Uebelthäter gestanden und hat sich von demselbigen zum Tode verurtheilen lassen?

„Weil Er bekennet, daß die Gewalt Pilati von oben herab, von Gott sei, und 2. Chron. 19, 6 die Schrift sagt, daß das Gericht Gottes sei, so mußte Christus hienieden auf Erden vor das weltliche Gericht gestellet werden als vor Gottes Gericht, beladen mit deinen und meinen und der ganzen Welt Sünden, als der größte Uebelthäter, auf daß Er das Urtheil unserer Strafe und Verdienst über sich gehen ließe, und uns dadurch von dem Urtheil des Todes, das wir verdienet hatten und dessen wir schuldig waren, erlösete. Darum ist das nun der Trost und Nutz, den wir aus der öffentlichen Verurtheilung Christi haben, daß wir nicht sollen gerichtet werden (Joh. 3, 17; 5, 24), sondern von dem gestrengen Gerichte Gottes befreit sein." (Joh. Arnd.)

Warum hat Er Sein Kreuz zu Seinem heiligen Tode selbst getragen?

Auf daß Er uns lehrete, unser Kreuz williglich auf uns zu nehmen. (Ich werde, weil ich lebe noch, Das Kreuz Dir willig tragen nach; Mein Gott, mach mich dazu bereit ꝛc.)

Warum ist Er mit Händen und Füßen an's Kreuz angenagelt und zwischen zween Mörder gekreuzigt?

Auf daß Er ein Opfer würde für unsere Sünde und uns durch Seine Unschuld als unser einiger Mittler mit Gott versöhnete.

Warum hat Er so große Lästerung und Schmach am Kreuz erlitten und ist am Holz ein Fluch worden?

Auf daß Er uns von der ewigen Schmach erlösete und in Ihm alle Völker auf Erden gesegnet würden.

(Schluß folgt.)

Allerlei Denkstätten.

4. Sct. Maurice.

In welcher Reihenfolge ich die lieben Leser an die einzelnen Denkstätten führe, die ich auf meiner Reise besucht habe, ist ihnen wohl gleichgültig. Ich darf daher heute wohl aus mancherlei Gründen einen Sprung machen und sie von München weg an einen fern im Süden der Schweiz gelegenen Ort führen, der ohne Zweifel eine der merkwürdigsten Denkstätten ist. Denn das, woran uns diese Stätte erinnert, ist eine Geschichte, die vor mehr als anderthalbtausend Jahren geschehen ist, eine Geschichte, die zu den ältesten christlichen Erinnerungen des schönen Schweizerlandes gehört.

Der Ort, den ich meine, ist das kleine Städtchen St. Maurice im Rhonethal. Schon ein gut Stück war ich am nordöstlichen Ufer des schönen blauen Genfersees, das im üppigsten Frühjahrsschmucke prangte, dahingewandert, bis an die Mündung der im Südosten des See's einströmenden schmutzig-grauen Rhone, die, nachdem sie den ganzen See durchströmt, bei der Stadt Genf als ein klarer blauer Strom aus demselben heraustritt, da lockte mich eben jene alte Denkstätte, den Lauf der Rhone aufwärts zu verfolgen. War doch die Mühe nicht groß; denn es führt in's Rhonethal hinauf eine gute Eisenbahn und dicht an der Stätte vorbei, die mich lockte, braust heutzutage die Locomotive.

Die Fahrt ist eine reichlich lohnende. Man fährt dahin zwischen gewaltigen Felsenriesen, die doch nur die Vorberge von Bergen erster Größe sind, und deren Gipfel damals noch mit frischem Schnee bedeckt waren, während an ihrem Fuße sich bereits Frühjahrspracht entfaltete. Endlich gelangt man an die Stelle, die euch unser heutiges Bildchen zeigt. Da treten die Ausläufer zweier mächtigen Berge, der Dent du Midi (rechts) und der Dent de Morcles (links) so hart an einander, daß eben nur die Rhone sich zwischen ihnen hindurchdrängen kann. Den Raum für die Landstraße hat der Mensch dem Felsen abringen müssen und für den Schienenweg hat man durch den Felsen rechts einen Tunnel gebrochen. Ueber den Fluß spannt sich eine uralte 70 Fuß lange Brücke, aus einem einzigen Bogen bestehend. Rechts und links an der Brücke sind Befestigungswerke angelegt, denn es grenzen hier zwei schweizerische Cantone zusammen. Rechts der Canton Wallis, in welchem St. Maurice liegt, und links das Waadtland, das mit seiner Landesfarbe

Blick in die Schlucht, durch die der Weg zum Kloster Simonopetra führt

Kloster Simonopetra, das auf einem Felsen über dem Meer liegt, ist nur über einen schmalen Weg durch eine Schlucht zu erreichen. Es ist eines der 20 Klöster, die auf dem Athos-Berg existieren. Die Mönche leben dort nach strengen Regeln. Frauen dürfen das Kloster nicht betreten.

So ließ ich mich denn von meinem Reisehandbuch nach der Stätte geleiten, an der mir am meisten gelegen war. Der Weg dahin führte aus der Stadt heraus nach einem Weinbergsdorfe, das wie St. Maurice selbst, den Fuß der steil aufsteigenden Felsen bedeckt. Es heißt Verolliaz. Ein wunderliches Dörfchen. Ich bin durchgewandert, ohne nur ein einziges Menschengesicht zu sehen. Nicht einmal ein Hund wurde laut. Todtenstill war Alles, als hätte die Pest in dem Orte gehaust. Die wenigen Bewohner mochten wohl in den Weinpflanzungen, die man dort dem steinigen Boden abgerungen hat, beim Anbinden thätig sein. Endlich wandte sich der Weg der Mitte des breiter gewordenen Thales zu. Nach einem Kapellchen lenkte ich ein, das dort gelegen ist. Das war die Stätte, die ich suchte. Vor der Kapelle standen duftige Nußbäume. Eine kleine offene Vorhalle, von alten Säulen getragen, zeigte nichts Besonderes, und die Thür zum Innern der Kapelle war verschlossen. Schon wollte ich mich damit begnügen, die alte Denkstätte von außen gesehen zu haben, da sahe mich von Weitem eine freundliche barmherzige Schwester. Sie winkte mir zu bleiben und schickte mir ein kleines Mädchen mit dem Schlüssel der Kapelle zu. Das Kind gab mir den Schlüssel, lief dann wieder davon, und die barmherzige Schwester schien eine Beaufsichtigung meiner Person nicht für nöthig zu halten. So schloß ich mir denn eigenhändig die katholische Kapelle auf und hatte die Freude, eine gute Zeit ganz allein in ihr zu weilen und ungestört mich in die Geschichte zu versetzen, die der Anlaß zur Erbauung dieser Kapelle geworden. Das Innere der Kapelle hat nicht viel Herrlichkeit — ein kleiner Altar, ein Weihbecken, ein Beichtstuhl und einige Sitze. An verschiedenen Stellen ist ein weißes gleichschenkteliges Kreuz in rothem Felde angebracht, das man mir später als „Mauritiuskreuz" bezeichnete. Auf dem nicht sehr kunstvollen Altarbild ist die Hinrichtung des heiligen Mauritius dargestellt, dabei zwei Reihen von römischen Soldaten, die einen Christen, mit eben diesem weißen Kreuze gezeichnet, die andern Heiden.

Doch es wird Zeit, daß ich den lieben Lesern erzähle, was hier geschehen, obwohl ich schon vor'm Jahre etwas davon berichtet habe. Ehe unter dem Kaiser Constantin dem Großen im 4. Jahrhundert die christliche Kirche von den vielen schweren Verfolgungen der vorhergehenden Jahrhunderte aufathmete, hatte sie noch eine ganz besonders schwere letzte Verfolgung auszustehen unter dem Kaiser Diocletianus. Das war ein Mann von seiner Klugheit, der es gar nicht übel verstand, das unter der Herrschaft seiner rohen Vorgänger herabgekommene Römerreich einigermaßen wieder zu heben. Aber in der christlichen Kirchengeschichte hat sein Name keinen guten Klang. Denn nach ihm wird die letzte große Christenverfolgung zu Ende des dritten und Anfang des vierten Jahrhunderts die Diocletianische genannt. Obwohl es ihm seine

Kaiser Diocletianus. (284—305 n. Chr.)

beiden Mitregenten Galerius und Maximianus in der Grausamkeit gegen die verhaßten Christen zuvorgethan haben mögen, so fällt doch auf ihn, als den obersten Regenten des Reichs die erste Verantwortung der Greuel, die damals an den Christen verübt worden sind.

Und nun laßt mich das Uebrige erzählen mit den Worten des alten Bischofs Eucherius von Lyon (starb um 433), der am ausführlichsten über die Geschichte, die in St. Maurice geschehen ist, Nachricht giebt.

„Kaiser Maximianus, welchen Diocletianus zuletzt zu seinem Nebenregenten angenommen hatte, ein böser Mann und großer Verfolger der Christen, ging nach Frankreich, um allda einen entstandenen Aufruhr und Verrätherei zu unterdrücken. Damit aber seine Armee desto stärker sein möchte, wurden etliche Regimenter Christen zu ihnen gestoßen, welche die Thebaische Legion genannt wurden und in 6666 treuen, erfahrenen und tapferen Soldaten bestunden. Als er nun mit denselbigen nach Octodurum (jetzt Martigny oder Martinach) kam und allda den Göttern opfern wollte, ließ er seine Armee versammeln und befahl derselben bei hoher Strafe an, daß sie ihm sollten bei den Altären ihrer Götter eidlich zusagen, daß sie alle einmüthig mit einander wider ihre Feinde fechten und die Christen, als Feinde ihrer Götter, verfolgen wollten. Sobald als die Thebaische Legion ein wenig Wind hiervon bekam, sobald entzog sie sich und ging nach Agaunum, welches ein sowohl lustiger, als wegen der großen Berge und umliegenden Felsen sehr fester Platz ist, acht (römische) Meilen von dem vorigen entlegen und heutigen Tages von Mauritius, dem Obersten der Legion, St. Moritz genannt wird, um dadurch sowohl diesem gottlosen und unrechtmäßigen Befehl womöglich zu entgehen, als auch sich selbst wegen ausgestandenen langen Marsches wieder zu erquicken. Als nun der Kaiser die Armee, die jetzo gleich schwören sollte, in Augenschein nahm, vermißte er gedachte Legion, sendete darauf im Zorn alsbald Offiziere nach ihr, die sie anhalten sollten, daß sie dergleichen alsbald auch thun möchten. Die Legion fragte nach, was es denn wäre, das sie thun sollten. Und da sie von den Gesandten und Boten hörten, daß alle Soldaten geopfert und den vorhin gemeldeten Eid abgelegt hätten, daher der Kaiser ihnen auch ihres Orts anbefehle, geschwind wieder zurückzukommen und desgleichen auch zu thun; so antworteten die vornehmsten Häupter der Legion gar gelinde und sanftmüthig und sagten, daß sie eben um der Ursache willen Octodurum verlassen hätten, weil sie vernommen hätten, daß sie mit Gewalt zu opfern ge-

zwungen werden sollten: sie wären Christen und wollten sich nicht an den Altären der Teufel verunreinigen; sie wären nur verbunden, den lebendigen Gott anzubeten und diejenige Religion zu beobachten, welche sie im Morgenlande bis auf den letzten Blutstropfen unterhalten hätten. Sie wären zwar eine Legion, aber um deßwillen wieder zu ihm zu kommen und vermöge seines Befehls eine so große Sünde zu thun, dazu könnten sie sich nicht verstehen.

„Mit dieser Antwort gingen die ausgesendeten Boten wieder fort und sagten dem Kaiser, daß sie nicht willens wären, seinem Befehle zu gehorsamen. Der Kaiser wurde darüber heftig erzürnt und gab seine Gemüthsbewegung also zu erkennen: „„So? wollen meine Soldaten solchergestalt meine königliche Ordre und die heiligen Gebräuche meiner Religion in den Wind schlagen? Hätten sie nur bloß mich und die kaiserliche Majestät verachtet, so hätte ich mich schon deßwegen öffentlich rächen wollen, aber so verachten und beschimpfen sie zugleich den Himmel und wird die römische Religion so sehr verspottet, als ich selbst. Wohlan! so lasset demnach die widerspenstigen Soldaten wissen, daß ich mich nicht allein für mich selbst, sondern auch den meinen Göttern angethanen Schimpf rächen will. Man lasse meine getreuen Soldaten sich geschwind aufmachen und gleich aus ihnen, wie das tödtliche Loos fällt, allezeit den zehnten Mann tödten, damit also durch dergleichen Tod diejenigen, welche zu allererst sterben sollen, erfahren mögen, wie scharf sich Maximianus beides, für sich selbst als auch seiner Götter wegen, rächen könne.““ Hiermit war der Befehl da, welchen man sofort denen, die ihn exequieren und vollbringen sollten, zusendete. Es wurde derselbe alsobald offenbar gemacht und allemal der zehnte Mann zum Tode verurtheilt, welche denn mit vollen Freuden ihre Nacken den Peinigern darlegten, und war unter ihnen diesfalls kein Streit, außer nur, wer zuerst diesen glorwürdigen Tod ausstehen sollte.

„Als dieses vorbei, wurde der Legion anbefohlen, sie sollte wieder an ihren Ort zu der Armee zurückkehren, worauf denn Mauritius, als General der Legion, das Volk ein Bischen auf die Seite rief und sie also anredete: „„Getreue Brüder und Soldaten, ich freue mich von Herzen über eure Tapferkeit und großen Muth, daß der Befehl des Kaisers aus Liebe zur Religion nichts bei euch gefruchtet hat; ihr habt gesehen, wie eure Brüder und Soldaten mit freudigem Gemüth einen ruhigen Tod ausgestanden haben. Ach, wie voller Angst war ich! Denn ich dachte immer, daß, weil ihr gewaffnet wäret, so würdet ihr, wie es auch leicht hätte geschehen können, unter dem Vorwand, eure Brüder zu beschützen, ihren seligen Tod verhindert haben. Sehet, ich stehe hier mitten unter den todten Leichnamen meiner treugewesenen Brüder und Soldaten, welche der grausame Peiniger von meiner Seite gerissen hat. Ich bin mit dem Blut dieser Märtyrer bespritzet und meine Kleider sind von dem Blute dieser Heiligen noch besudelt. Und soll ich wohl zweifeln ihrem Tode nachzufolgen, da ich doch über ihr Exempel mich so sehr erfreue und verwundere? Soll ich wohl darnach fragen, was mir der Kaiser anbefiehlt, welcher eben wie ich dem Gesetz der Natur und der Sterblichkeit unterworfen ist? Ich erinnere mich, wir haben einmal diesen Soldateneid geschworen, daß wir mit der äußersten Gefahr unseres Lebens das gemeine Wesen (das Reich) vertheidigen wollten; so weit ließen wir uns mit dem Kaiser ein, ob uns schon kein himmlisch Königreich dafür ist versprochen worden. Haben wir aber nun dieses aus einer bloßen und schlechten Soldatenpflicht und Schuldigkeit gethan, ihr Lieben, was soll man nicht erst da thun, wo Christus denen so überaus viel verheißt, die sich Seiner annehmen und für Ihn fechten? Ach, so lasset uns demnach willig unser Leben in diesen alleredelsten Tod dahingeben! Lasset uns einen rechten Heldenmuth und unverletzten Glauben bezeugen! Mich dünket, ich sehe bereits diese heiligen Seelen vor dem Richtstuhl Christi stehen, welche des Kaisers Diener hier aus ihren Leibern gejagt hat. Das ist die wahre Ehre, welche unsere kurze Lebenszeit mit einer gesegneten Ewigkeit reichlich belohnen und ersetzen wird. Lasset uns einmüthig dem Kaiser folgende Antwort durch seine Abgesandten wieder sagen: Wir, großer Kaiser, bekennen und gestehen, daß wir Eure Soldaten seien und die Waffen zur Beschützung des Reichs ergriffen haben; wir haben auch niemals unsere Schuldigkeit aus den Augen gesetzet, unsere Station verlassen, oder uns sonst so verhalten, daß uns Jemand könnte einer Furcht oder Zaghaftigkeit beschuldigen; wir würden auch jetzo nicht Bedenken tragen, Eurem Befehl nachzuleben, wenn uns nicht die Gebote des Christenthums, darin wir auferzogen sind, die Anbetung der Teufel verböten und untersagten, daß wir ja nicht zu den unreinen Altären der Götter hinzunahen sollten. Wir sehen wohl, daß Ihr uns gerne mit unreinem Gottesdienst beflecken oder mit Eurer Decimation (Ausloosung des zehnten Mannes) erschrecken und furchtsam machen wollet; aber ach, unterlasset nur ferner nach uns zu fragen und zu forschen, sondern wisset vielmehr, daß wir alle miteinander Christen seien. Wir müssen zwar gestehen, daß unsere Leiber Eurer Macht und Gewalt unterworfen sind; allein unsere Seelen behalten wir ganz für Christum, den Urheber und Seligmacher derselbigen.““

„Kaum war dieses ausgeredet und von der ganzen Legion einhelliglich beschlossen, so wurde solches Alles alsbald dem Kaiser vorgebracht, welchen dieser muthige Entschluß sehr verdroß und deswegen eine andere Decimation oder Abzehendung anbefahl, welche auch sofort verrichtet wurde, mit Befehl, daß der Rest, wie zuvor war angeordnet worden, wieder nach Octodurum zurückkehren sollte. Hierauf nahm ein gewisser Fähndrich, mit Namen Exsuperius, sein Fähnlein in die Hand und hielt nachfolgende

Rede an sie: „„Hier, meine treuen Brüder, sehet ihr, daß ich diese Fahne zu Erhaltung des weltlichen Wohlstandes führe: aber dieses sind nicht die Waffen, dazu ich euch jetzo berufe; dies ist nicht der Streit, dazu ich für diesmal euern Muth und Tapferkeit aufmuntere. Wir müssen eine andere Art des Fechtens vornehmen. Diese unsere Schwerter machen uns keine Bahn nach dem himmlischen Königreich zu. Wir haben einen unwandelbaren Sinn, eine unüberwindliche Beschützung vonnöthen und müssen unsern Glauben und Treue, die wir Gott einmal gelobt haben, bis auf das Allerletzte behalten. Es mögen die grausamen Befehlshaber immer hingehen und diese Zeitung ihrem blutdürstenden Herrn vortragen und hinterbringen: Wir, o Kaiser, sind Eure Soldaten; aber wir sind auch noch dazu, wie wir frei und öffentlich bekennen, Knechte Gottes. Euch sind wir im Kriege zu dienen verbunden; Ihm aber müssen wir mit Unschuld dienen. Von Euch haben wir für unsere Mühe und Arbeit Lohn und Besoldung bekommen; von Gott aber haben wir das Leben und unser Wesen erhalten. Wir können nicht also dem Kaiser gehorchen, daß wir dabei Gott verleugnen sollten, der da der Urheber nicht allein unseres, sondern auch Eures Lebens ist, Ihr mögt es nun glauben oder nicht. Es kommt nicht etwa aus einer Verzweiflung her, großer Kaiser, welche sonst bei großen Widerwärtigkeiten Einem am heftigsten zuzusetzen pflegt, daß wir mit so großem Muth gegen Euch gesinnet sind; Ihr sehet, wir haben wohl Waffen bei uns; aber wir fechten nicht damit wider Euch, sondern wollen lieber sterben als Euch überwinden, und sind williger, lieber unschuldiger Weise den Tod zu leiden, als in Aufruhr und Rache zu leben. Meint Ihr aber, Ihr wollet uns noch ärger quälen und martern lassen, wohlan! wir sind auch dazu willig. Wir sind Christen und deßwegen können wir unsere Verfolger nicht verfolgen. Ihr müsset selbst unstreitig gestehen, daß diese Legion einen rechten, unüberwindlichen Heldenmuth bei sich hat. Wir legen zwar wohl unsere Waffen nieder, und Eure Officiere werden unsere Armee ganz bloß und entwaffnet finden; aber hingegen unsere Brust bleibt doch mit einem wahren Glauben noch beständig gewaffnet. Tödtet uns und tretet gleich gar mit Füßen auf uns, wir reichen dem ungeachtet noch immer unsern Nacken dem Schwert der Scharfrichter dar, und sind uns diese Dinge um so viel angenehmer, weil wir durch Verachtung Eurer Anfälle nur desto geschwinder die ewige Krone erlangen.“““

„Als Maximianus dieses hörte und fast zweifelte, daß er würde ihre Beständigkeit brechen können, so befahl er seiner ganzen Armee an, daß dieselbe auf sie zugehen und sie hinrichten sollte, welches sie auch sofort ohne Ansehen der Jahre und Personen that, ihre Leiber hinmetzelte und ganz splitterfadennacket auszog, sintemal der Kaiser es also angeordnet hatte, daß ein Jeglicher, der Einen von der Legion tödten würde, Alles haben und bekommen sollte, was er nur bei ihm fände. Und also mußten sie mit dem Degen in ihrer Faust sterben, da sie doch gar wohl hätten durch die Stärke ihrer Waffen, insonderheit weil sie sich an einen so vortheilhaften Ort gesetzt hatten, das Leben erhalten oder es zum wenigsten sehr theuer verkaufen können.

„Diese Geschichte habe ich (Eucherius) mit Fleiß so weitläufig erzählet, weil alle und jede Umstände dabei so sehr nachdenklich sind und weil sie eine ganz ungemeine Probe von der Christen Pflicht und Unterwerfung in sich hält, dergleichen nach dem Exempel unsers Heilandes wohl keine jemals in der Welt gewesen sein wird.“

Das ist die Geschichte, liebe Leser wie sie der alte Eucherius erzählt. Möglich, daß sich über den Wortlaut der angeführten Reden und über die Stärke der Legion mit ihm rechten läßt; aber die eigentliche Thatsache der Geschichte — sie ist geschehen im September des Jahres 302 — und der Ort, an dem sie geschehen — das Rhonethal bei St. Maurice — haben selbst in der nüchternen Untersuchung evangelischer Forscher die Probe bestanden.

Und so saß ich denn in jener schlichten Kapelle, allein, und dachte der Geschichte nach, die der alte Eucherius mit Recht so „nachdenklich“ findet, dachte nach über den kleinen Glauben des eignen Herzens, das sich so leicht verschüchtern läßt und um ein Geringes den HErrn verleugnet, dachte nach über den Mangel an Freudigkeit und Einmüthigkeit, der unsrer ganzen armen Zeit eigen ist, da man viel lieber die christliche Wahrheit abschlachten läßt, als ein kleines Vortheilchen oder Genüßchen, geschweige denn den eignen Leib. Und nachdem ich so ein schönes, mir unvergeßliches Viertelstündchen die Gedankenbrücke geschlagen hatte aus dem Herzen jener Christen in mein Christenherz hinein, und aus dem vierten Jahrhundert nach Christo bis in's neunzehnte hinein, stand ich auf, schloß meine Kapelle wieder zu und brachte den Schlüssel der in der Ferne gebliebenen Ordensschwester wieder zurück. Sie redete etwas von der chapelle très antique (der sehr alterthümlichen Kapelle); ich aber war leider mit meinem wenigen Französisch nicht im Stande, ihr ausführlich zu sagen, daß mich etwas ganz Anderes beschäftigte, als der steinerne Bau der Kapelle, die zur Erinnerung an den Märtyrertod der thebaischen Legion dort im Rhonethal errichtet ist. Dafür aber, daß sie mich mit so freundlichem Vertrauen in der Kapelle allein gelassen hatte, dankte ich ihr ganz in der Stille und danke ihr noch heute.

(Schluß folgt.)

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten. Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 15. Dresden, den 9. April 1865.

Am Sonntage Palmarum.

Matth. 21, 1—9.*)

Sage mir die Summa oder Inhalt dieses Evangelii:

Ist eine Historia, wie der HErr Christus am Palmtage zu Jerusalem auf einem entlehnten Esel einreite, die Prophezeiung Zachariä erfülle und sich damit als der wahre Messias einstelle; wie Ihm auch Seine Apostel ihre Kleider unterbreiten, und das Volk, ungeachtet daß Er ohne alles weltliche Gepränge einzeucht, Zweige von den Bäumen unterstreuet, Ihn mit großen Freuden empfähet und annimmt, mit dem lieben Hosianna anfinget und Ihm zu Seinem angehenden Königreich Glück, Heil und Segen von dem lieben Gott wünschet.

Was soll ich aus diesem Evangelio lernen?

Daß mein HErr Christus der wahre verheißene Messias, das ist der gesalbte Erbkönig, Erbherr und Hohepriester sei, der nach der Prophezeiung Zachariä uns aus der Gruben, darinnen kein Wasser ist, erlöset und Friede prediget. Darum wir Ihn dafür ehren, achten, erkennen und halten, keinem Andern nacheilen und nicht auf krumme Wege abweichen, noch über dem Richtigen halten sollen, damit wir nicht groß Herzeleid haben, mit den Uebelthätern weggetrieben werden und die Gnade verlassen.

Wir lernen auch, daß Sein Reich nicht von dieser Welt, irdisch, politisch, zeitlich und vergänglich, sondern himmlisch und ewig sei, derwegen wir bei Ihm nicht vornehmlich irdische, nichtige und flüchtige, sondern himmlische und beständige Güter suchen und erwarten und in keinem Wege an Seiner Gnade verzagen oder verzweifeln sollen, ob Er uns gleich zeitlich hülf- und rathlos läßt; sondern wir sollen Ihm vertrauen, ob Er uns gleich tödtet, angesehen daß Er dennoch allezeit unseres Herzens Trost und unser Theil sein wolle, ob uns wohl Leib und Seele verschmachtet. Wer Gott vertrauet, den hat's nie gereuet.

Wir sollen auch der Apostel Exempel folgen, Ihm schuldigen, pflichtigen Gehorsam leisten, wie gering und widersinnisch sich auch Sein Befehl ansehen läßt: wir sollen uns darüber nicht mit unserm Fleisch und Blut besprechen. Also lösen die Apostel auf Christi vorgehenden Befehl die Eselin und das Füllen bei ihr auf und führen sie zu Christo. Alle Prediger sollen arme, beschwerte und mit Stricken, Ketten und Banden der Sünden angebundene Gewissen auflösen und sie allein Christo, dem Herzog der Seligkeit, zuführen.

Und wie sich das arme Völklein an ihres Gnadenkönigs geringer Gestalt nicht ärgert, sondern Ihn als ihren Lehnsherrn wie die gehorsamen Vasallen und Lehns-

*) Aus M. Christoph Fischers Kinderpostille.

leute an- und aufnehmen, Ihm Seine Zins, Schoß und Rente treulich geben, das ist, Zweige unterstreuen, Ihn für den großmächtigen König der Ehren erkennen, Ihm alle Wohlfahrt zu Seinem Reiche wünschen, und solches öffentlich, unangesehen aller vorstehenden Gefahr, bekennen: also sollen wir uns auch, wofern wir anders selig werden wollen, an Ihm nicht ärgern, noch vor Ihm zurückprallen (wie Er denn ein Fels der Aergerniß und ein Stein des Anstoßens ist), sondern uns Ihm mit unserm Leib, Ehr, Hab und Gut williglich unterwerfen. Wir sollen Sein Gnadenreich mit treuem Fleiß befördern und ausbreiten, Ihn herzlich anrufen, Seinen Namen freudig bekennen, und Ihm als einem schönen Spiegel gehorsamlich nachfolgen.

Was soll ich für einen Trost aus diesem Evangelio nehmen?

Daß mein HErr Christus sich demüthige, um für meine Hoffahrt zu büßen, und mir dadurch den Himmel, den mir der irdische Adam mit seiner verfluchten Hoffahrt versperrt, als der himmlische Adam wieder eröffnet hat. Er sei zu mir gekommen, daß Er mich zu sich nehme. Er sei eines Menschen Sohn worden, damit Er mir Macht gebe, Gottes Kind zu werden. Er sei auf Erden kommen und habe Sich erniedrigt, damit Er mich zu Sich in den Himmel nehme und erhebe. Er sei eingegangen zu Seinem Leiden, damit ich eingehen könne zur ewigen Freuden.

Tröstlich ist auch, daß Christus mein unüberwindlicher Advocat, mein allmächtiger Erbkönig, Erbherr, Patron und Schutzherr ist, der für mich in Lieb und Leid, in Glück und Unglück, in Leben und Tod einstehet, mich in keiner Noth verlassen kann oder will, derwegen ich meinen Recurs und Zuflucht zu Ihm haben soll.

Nicht weniger ist dies tröstlich, daß Christus mit Seiner Gerechtigkeit meine Ungerechtigkeit verschlingen, mir in allen vorstehenden Nöthen treuen Beistand leisten, mit Seiner Armuth mich von ewiger Armuth erlösen und recht frei machen will, mit Seiner Sanftmuth für meine Rachgierigkeit büßen, fein glimpflich, säuberlich und bescheiden mit mir umgehen, das glimmende Docht nicht auslöschen, noch das zerbrochene Rohr zerknirschen, sondern mir einen freien sichern Zutritt zu Ihm gestatten, mich mit Seinen gnadenreichen Armen umfangen, gnädige Geduld und Mitleiden mit mir tragen wolle, wenn ich nur auf den Füßen des Glaubens zu Ihm laufe. Darum ich mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, so oft mir Hülfe noth ist, laufen, mich bei Ihm Raths, Trostes und Hülfe erholen und an Seiner Gnade und Hülfe nicht zweifeln solle.

Fasse mir solche Lehren und Trost in ein Gebet.

Ich danke Dir, lieber HErr JEsu Christe, daß Du laut und vermöge Deiner gnädigen Zusage zu mir armem Kinde der Sünde und des Zornes in dieses betrübte Thränenthal gekommen bist und das Gnadenwerk der Erlösung vollbracht, mit Deiner Gerechtigkeit meine Ungerechtigkeit bedecket, mein Helfer für und für bist und mich durch Deine Armuth von ewiger Armuth erlöset und recht reich gemacht hast. Und bitte Dich, ach Du edelster Schatz, Du wollest solche Deine gnadenreichen Wohlthaten an mir armen Sünder nicht lassen verloren sein, Du wollest für und für durch Dein liebes Wort und heiliges Sacrament zu mir in mein betrübtes Herz einziehen, mich armes Schäflein in Deinen allmächtigen Schutz und Geleit, als mein Erbherr, fassen, mich wider alle meine Feinde kräftiglich beschützen, auch mit Deinem Heiligen Geist leiten und führen, daß ich mich an Deiner Gestalt nicht ärgere, sondern Dich allein für meinen einigen Heiland erkenne und ehre, Dir schuldigen Gehorsam leiste, mein Leib, Seele, Hab und Gut Dir demüthiglich unterwerfe, Dein liebes Reich befördere und endlich Dir in Deiner Herrlichkeit aus Gnaden um Deines Verdienstes und Deiner Fürbitte willen beiwohne und Dich ewig lobe und preise! Amen!

Die Marterwoche.

Ein altes geistliches Volkslied.

Als Jesus von Seiner
Mutter ging,
Und die große heilige
Woch' anfing,
Da hatte Maria viel Herzeleid,
Sie fragte den Sohn mit Traurigkeit:

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Sonntag sein?
„Am Sonntag[1]) werd' ich ein König sein,
„Da wird man mir Kleider und Palmen streu'n."

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Montag sein?
„Am Montag[2]) bin ich ein Wandersmann,
„Der nirgend ein Obdach finden kann."

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Dienstag sein?
„Am Dienstag[3]) bin ich der Welt ein Prophet,
„Verkünde, wie Himmel und Erde vergeht."

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Mittwoch sein?
„Am Mittwoch[4]) bin ich gar arm und gering,
„Verkauft um dreißig Silberling."

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Donnerstag sein?
„Am Donnerstag[5]) bin ich im Speisesaal
„Das Opferlamm bei dem Abendmahl."

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Freitag sein?
„Ach Mutter, liebste Mutter mein,
„Könnt' Dir der Freitag[6]) verborgen sein!

„Am Freitag, liebste Mutter mein,
„Dann werd' ich an's Kreuz genagelt sein;
„Drei Nägel, die gehn mir durch Händ' und Füß';
„Verzage nicht, Mutter, das End ist süß!"

Ach Sohn, Du liebster Jesu mein,
Was wirst Du am heiligen Samstag sein?
„Am Samstag[7]) bin ich ein Waizenkorn,
„Das in der Erde wird neugebor'n."

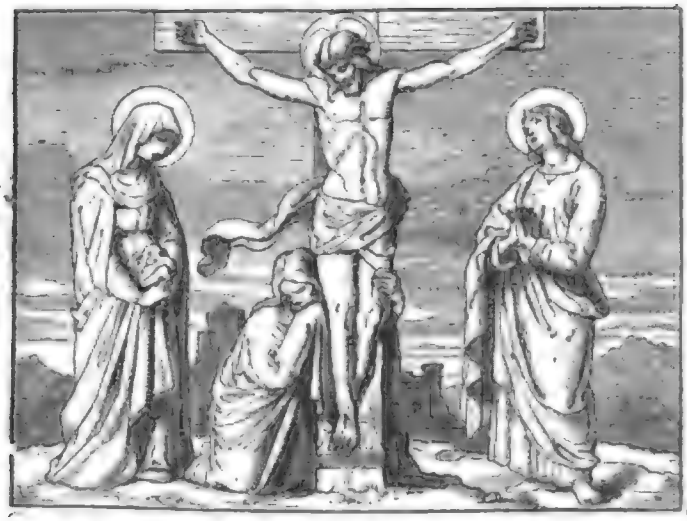
„Und am Sonntag,[8]) freu' dich, o Mutter mein,
„Dann werd' ich vom Tod erstanden sein;
„Dann trag' ich das Kreuz mit der Fahn in der Hand,
„Dann siehst Du mich wieder im Glorieſtand."

1) Matth. 21, 1—9. 2) Matth. 21, 17—19. 3) Matth. Cap. 22—25. 4) Matth. 26, 14—16. 5) Matth. 26, 17—29. 6) Matth. 27, 1—56. 7) Matth. 27, 57—66. 8) Matth. 28, 1—10.

Am heiligen Charfreitage.

Joh. 19, 25—27.

Es standen aber bei dem Kreuze — — Maria Magdalene. Während die Jünger Jesu, mit Ausnahme eines einzigen, die Flucht ergriffen, als man den Meister gefangen nahm, und am wenigsten den Muth gehabt hätten, mit unter Sein Kreuz zu treten — siehe, da sind es einige Frauen, welche auch von dem Gefangenen nicht weichen und Ihm selbst bis unter das Kreuz folgen. Man findet überhaupt, wenn man die evangelische Geschichte verfolgt, daß die Frauen in größerer Anzahl und mit größerer Treue Jesu anhingen, als die Männer; und es ist schon oft die Bemerkung gemacht worden, daß uns die Evangelien kein einziges Beispiel einer ungläubigen Frau erzählen. Im Gegentheil erzählen sie eben von vielen durch ihren Glauben und ihre Treue hervorragenden Weibern. Es ist alle Zeiten bis heute so gewesen. Zählt die Gäste am Tische des HErrn, zählt die Sonntags zur Kirche, ja auch in das Katechismusexamen Kommenden — die Mehrzahl sind Frauen und Jungfrauen. Man hat gesagt, sie seien die Schwächern und bedürften mehr der Stütze, des Zuspruchs des Evangeliums, als der stärkere Mann. Das ist nur nach einer Seite wahr. Die Arbeitsfähigkeit, die Thatkraft des Mannes ist meist größer, als die des Weibes. Aber im Ertragen im Dulden und Leiden, wo das innere Leben vorzugsweise in Frage kommt, da hat es stets das Weib dem Mann vorausgethan. Uebrigens spricht sich in jener angeblichen Ursache nur zu sehr die thörichte Einbildung aus, als sei der Mann überhaupt gewissermaßen Mannes genug, als daß er erst noch der Stütze des Evangeliums bedürfte. Nein, ich meine die Ursache liege wo anders. Zwischen der neuen Schöpfung in Christo und der alten oder ersten ist Zusammenhang. In der ersten Schöpfung ging der Abfall von Gott vom Weibe aus. In der neuen geht der Zug zurück zu Gott vom Weibe aus. Es ist, als ob in jedem Weibe das Gefühl wohne, daß es ihre Aufgabe sei, Evas Sünde zu sühnen, dem Manne in der Demuth und im Sichbeugen vor dem Gekreuzigten voranzugehen, nachdem Eva, unser aller Mutter der satanischen Verlockung zum Hochmuth: ihr werdet sein wie Gott, zuerst nachgegeben. Es ist dies fast allgemein wenigstens stillschweigende Voraussetzung, weswegen man



nichts entsetzlicher und widerlicher findet, als ein ungläubiges, in Eva's Fußtapfen wandelndes Weib.

Unter den am Kreuze Christi Stehenden nimmt aber vor allem Maria, die Mutter des HErrn, unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme in Anspruch. Die Weissagung Simeons: Siehe, es wird ein Schwert durch deine Seele dringen, ging jetzt an ihr in Erfüllung. — Sie hatte soeben die Verheißung vernommen, welche der HErr dem bußfertigen Schächer gegeben: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein, und um so mehr mochten da in ihrem Schmerzensstande Heimathsgedanken, ein Heimweh nach dort, wo kein Leid, kein Geschrei, keine Thränen mehr sein werden, durch ihre Seele gegangen sein. Solche Gedanken erkannte der an's Kreuz erhöhte Gottes- und Menschensohn, und tröstend beugt er sich zu der Schmerzensreichen hernieder, wie geschrieben steht:

Da nun Jesus Seine Mutter — — Jünger zu sich. „Weib" redet der HErr Seine Mutter an. Wohl nicht darum, um von ihr, der Mutter des gekreuzigten Judenkönigs, den Spott Seiner Feinde abzuwehren, auch nicht darum, weil Er ihr nicht mit dem Namen „Mutter" vollends das Herz zerreißen wollte, auch endlich nicht darum, weil Er sich hier am Kreuze als der vom Anfang der Welt an geweissagte Weibessaame wußte, der jetzt, indem er den Fersenstich empfing, der Schlange den Kopf zertrat; sondern darum nannte Er sie Weib und nicht Mutter, um ihr zum Bewußtsein zu bringen, daß sie Ihm jetzt in der Vollbringung Seines Versöhnungswerkes bei aller Kindesliebe, die Er zu ihr hatte, doch nur als Weib wie andere Adamskinder gegenüber stehe. Gleichwohl fühlt Er menschlich mit ihr, die Seine Mutter war und blieb. Und darum weist Er ihr einen andern Sohn zu, den Jünger, den Er lieb hatte, in der Gewißheit, daß der Jünger, welcher Ihn bis an's Kreuz geliebt, auch das bereiteste Werkzeug sein werde, durch welches Er, der zu Seinem himmlischen Vater Erhöhte, Seine Liebe am reichsten Seiner Mutter auf Erden zuwenden könne. Wir wissen, daß Johannes das Gebot oder das Vermächtniß Jesu treu bewahrt und daß er ein treuer Sohn der Mutter seines HErrn gewesen ist bis an ihr Ende. — Für uns aber hat jenes Vermächtniß Christi eine doppelte Bedeutung, eine besondere und eine allgemeine. — Eine besondere Bedeutung in Bezug auf das Band, welches die Glieder einer Familie umschlingt. Wenn Christus, obwohl Er jetzt, als das Lamm Gottes, der Welt Sünde trägt, Zeit findet, etwas scheinbar so Kleines zu thun, gleichsam einen neuen häuslichen Heerd zu gründen und darauf das Feuer von Mutter- und Kindesliebe anzuzünden, welchen Werth muß dann in Seinen Augen das Leben der Familie und der darin waltende Geist haben! Wir haben am vergangenen Sonntage in unserer Landeskirche Confirmation gehalten. Nicht selten haben gerade Neuconfirmirte sogenannte Emancipationsgelüste, d. h. sie halten sich nun von der Pflicht pünktlichen Gehorsams gegen Vater und Mutter für entbunden und ihre Liebe fängt an zu erkalten. Tretet doch nun heute am Charfreitage, ihr Neuconfirmirten, im Geiste mit euern Eltern unter das Kreuz Christi und hört, wie Er sie euch von Neuem an's Herz legt und spricht: Siehe das ist deine Mutter, das ist dein Vater! Dein Leben lang halte sie in Ehren und behalte sie lieb in Wort und That; werde, mein Sohn, ein Johannes, bleibe in der Liebe! — Sodann haben die Worte Jesu eine allgemeine Bedeutung für uns alle. Zinzendorf hat bekanntlich dem Gekreuzigten das Wort in den Mund gelegt: Das that Ich für dich, was thust du für Mich? Hier kannst du gleich lernen, was du für Ihn thun sollst. Er spricht: Siehe, das ist deine Mutter, für diese sollst du sorgen, du thust Mir's. Siehe, dies ist dein Kind, was du ihm thust, thust du Mir. Siehe, hier ist ein Armer und Nothleidender, was du ihm schenkst, schenkst du Mir. Siehe, hier ist ein Unterdrückter, wenn du ihn aufrichtest, sehe ich's als Mir gethan an. Siehe, hier ist eine arme Gemeinde, die gern ein Gotteshaus haben möchte, wenn du hilfst, baust du Mir einen Tempel. Hier liegt nicht nur ein Heide, ein ganzes heidnisches Volk schmachtet noch in den Ketten Satans, stelle dein Licht nicht unter den Scheffel und verschließ dein Geld nicht allzufest. Was du für sie thust, thust du Mir; auch nach ihnen dürstet Mich, auch für sie habe Ich Mein Blut vergossen; hilf der Gnadenfluth Bahn machen, daß sie die ganze Erde erfülle und der Wille Gottes geschehe, daß allen Menschen geholfen werde und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

So wendet sich das Wort Christi auch an uns. Jeder ohne Ausnahme ist nicht nur unser Nächster, sondern auch Christi Nächster, nicht weniger als das schmerzensreiche Weib, welches unter Seinem Kreuze weinte. So wir solches wissen, selig sind wir, so wir danach thun. Amen.

B. L.

Allerlei Denkstätten.

5. Der Pilatusberg bei Luzern.

(Schluß.)

Die Person des Landpflegers, der den Herrn Jesum hat kreuzigen lassen, spielt in den alten christlichen Sagen mehr als manche andere biblische Person eine wichtige Rolle. Eben weil über ihn die heilige Schrift wenig berichtet und von seinem weitern Leben nach der Kreuzigung Christi gar nichts weiß, glaubte die Sagenbildung in seinem Leben freien Spielraum zu haben. Es war gewissermaßen ein Bedürfniß des christlichen Volkes, zu zeigen, wie der halbherzige, um Menschengunst buhlende Richter des Herrn Christus nicht leer ausgegangen, sondern schließlich doch dem Gerichte Gottes verfallen sei. Wie viel an der Sage von Pilatus bloßes Gedicht sei, wie weit sich das sagenbildende Volk an die geschichtliche Wahrheit angeschlossen, oder die Erlebnisse einer andern Person desselben Namens dem biblischen Pontius Pilatus aufgeladen habe, das wird sich jetzt nicht mehr erörtern lassen. Genug, die Sage ist vorhanden und ist ein deutlich Zeugniß dafür, daß die Halbherzigkeit in dieselbe Gewissenspein verfällt, der ein Judas erlegen ist. Dabei ists wunderbar, wie mehr als ein christliches Land sich in die Sage von Pilatus zu verflechten gestrebt hat. Die Sage macht den Pilatus zu einem geborenen Deutschen, man nennt sogar Forchheim in Bayern als seinen Geburtsort. In Spanien soll er studirt haben. In Palästina war er Landpfleger, in Italien ward er verurtheilt, das südliche Frankreich und die Schweiz streiten sich um die Ehre, sein Grab zu besitzen.

Begreiflicherweise stehen die einzelnen sagenhaften Berichte oft sogar in Hauptsachen mit einander in Widerspruch. Folgendes aber ist etwa der Hauptinhalt der Pilatussage — wohlgemerkt: der Sage von Pilatus.

Pilatus soll der uneheliche Sohn eines deutschen Königs, Namens Tyrus, gewesen sein, der über die Gegenden an der Maaß, am Rhein und am Main herrschte. Um sich zur Herrschaft zu bringen, habe er seinen Stiefbruder, den rechtmäßigen Thronerben, umgebracht. Später sei er als Kriegsgeisel nach Rom gekommen, habe dort aber wieder einen Mord begangen und sei deshalb in die Landschaft Pontus in Kleinasien geschickt worden, wovon er den Zunamen Pontius, d. i. der Pontische, erhalten habe. Weil er sich dort in Unterjochung der wilden Völker ausgezeichnet, habe ihn der römische Kaiser zum Landpfleger in Judäa gemacht, damit er das störrige Volk der Juden im Zaume halte. Zu der Zeit etwa, wo Christus gekreuzigt worden sei, habe den römischen Kaiser Tiberius eine schwere Krankheit befallen. Der habe viel Aerzte befragt, aber keiner habe ihm helfen können. Endlich sei ihm von dem Arzte Jesus erzählt worden, der in Palästina so groß Aufsehen mache und die Leute heile ohne Arzenei. Eine Gesandtschaft sei an Pilatum abgeordnet worden mit dem Auftrage, den wunderthätigen Jesum nach Rom zu bringen. Die Gesandten aber hätten die traurige Erfahrung gemacht, daß der Wunderthäter bereits von Pilatus aus Nachgiebigkeit gegen das Drängen der Juden gekreuzigt worden sei. Da hätten die Gesandten den gefangenen Pilatus zur Bestrafung für solchen Frevel mit zurückgenommen und ihn vor den Kaiser gebracht. (Geschichtliche Wahrheit ist wohl, daß sich Pilatus namentlich gegen die Samariter arge Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, wegen deren er angeklagt und abgesetzt wurde.)

Man erzählt weiter, anfangs sei es dem Kaiser mit dem Pilatus gar wundersam gegangen. Er sei über die von dem Landpfleger zugelassene Kreuzigung Jesu zwar hoch erzürnt gewesen, aber so oft Pilatus persönlich vor ihm erschienen, habe sich alsbald des Kaisers Zorn gelegt und er habe nur freundlich mit dem Landpfleger reden können. Endlich sei man dahintergekommen, daß Pilatus unter dem Obergewand den ungenäheten Rock Christi trage, den er sich zu verschaffen gewußt und der ihn gegen den Zorn des Kaisers sicher gestellt habe. Als man ihm aber denselben ausgezogen, habe der Kaiser keine Barmherzigkeit mehr mit ihm gehabt und ihn zum Tode verurtheilt.*) Pilatus habe sich danach im Gefängniß selbst entleibt. Als der Ort seines Todes wird bald die Stadt Rom, bald die Stadt Vienne im südlichen Frankreich angegeben.

Aber das Begräbniß des Leichnams habe viel zu schaffen gemacht. Als man ihn in die Tiber bei Rom geworfen, sei dieser Fluß auf's Höchste erregt worden, Ungewitter wären entstanden ꝛc. Ein Gleiches sei geschehen, als man ihn wieder aus der Tiber herausgenommen und in die Rhone in Frankreich geworfen. Endlich habe „man", d. h. nach Etlichen der Teufel selbst, einen kleinen abgelegenen See auf einem Berge in der Schweiz (dem jetzigen Pilatusberge) gefunden, dahinein habe man den Leichnam versenkt. Dort sei er endlich zur Ruhe gekommen und doch nicht ganz zur Ruhe. Denn die Sage erzählt weiter, alljährlich am Charfreitag werde der Leichnam vom Teufel mit eisernen Ketten aus dem See herausgezogen und auf einen Richtstuhl gesetzt, auf dem er sich dann — die Hände wasche. Und wenn Einer einen Stein oder Holz oder deß etwas in den See werfe, ergrimme der Geist des Pilatus heftiglich und errege auf dem nahe gelegenen Vierwaldstädter See furchtbare Unwetter. Diese Sage hatte im Mittelalter soweit um sich gegriffen, daß es bei schwerer Todesstrafe untersagt war, dem See auf dem Pilatusberge zu nahen; ja eine Zeitlang mußte Jeder, der den verdächtigen Berg besteigen wollte, sich bei dem Rathe der Stadt Luzern die ausdrückliche Erlaubniß dazu erbitten.

Nun ist in der That auf dem Pilatusberge unweit des Klimsenhorns ein See noch heute zu bemerken, der den Namen Pilatussee führt. Das ist ein einfacher von zusammenlaufendem Schneewasser in einem Felsenbecken gebildeter Teich, dessen düstere Umgebung und unbewegtes Wasser für Manche etwas Unheimliches gehabt haben mögen. Doch glaubt natürlich kein Mensch mehr an die Sage vom hier begrabenen Pilatus und noch weniger an des Pilatus Rumoren im Luftreiche. Gleichwohl hat der See und der ganze Berg seinen Namen vom Pilatus behalten bis diese Stunde.

Wie mögen nun Berg und See zu dem traurigen Rufe gekommen sein? Sind sie etwa wirkliche Denkstätten? Nichts weniger als das. Der Name der vermeintlichen Denkstätte hat einen fast lächerlich einfachen Grund. Der Berg, der ursprünglich mons Fractus, d. i. der zerrissene Berg, hieß, ist, etwa wie der Brocken in Deutschland, oft mit einer Wolkenmütze oder einem Hute

*) Die Acten des Processes Jesu, die Pilatus dem Kaiser Tiberius vorgelegt haben soll, die aber natürlich unächt sind, werden noch heute zu den „Apokryphen des Neuen Testamentes" gezählt. Auch von dem Weibe des Pilatus, die man Claudia Procula genannt und in der griechischen Kirche sogar zur Heiligen gemacht hat, weiß man Ausführliches zu erzählen.

bedeckt, den die Leute als ein Wetterzeichen ansehen, wie sie denn noch heute sagen:
Hat der Pilatus einen Hut, dann wird das Wetter gut,
Hat er einen Kragen, dann kannst du's wagen ꝛc.

Nun nennt man aber in der lateinischen Sprache einen so mit der Wolkenmütze bedeckten Berg einen mons (Berg) pileatus (behutet), also kurzweg einen Mützen- oder Haubenberg. Das verstand aber das schlichte Volk nicht. Der Pontius Pilatus, der ja noch heute im Sprichwort lebt*), war ihm bekannter, als der Sinn der Worte mons pileatus. Darum verpflanzte es die Sage, die es vom Pontius Pilatus mit sich herumtrug, ohne Weiteres auf den „Mützenberg" dort am Vierwaldstädter See.

Da siehst du einmal, wie man doch nicht gleich Alles als Denkstätte ansehen darf, was so klingt, obwohl, wir wiederholen es, die ganze Sage von Pilatus an sich eine Art von gerechtem Volksurtheil über die Halbherzigkeit und Weltbuhlerei des Pontius Pilatus, ja jeder halbherzigen Obrigkeit ist.

Zeitgeschichte.

Deutschland.

Die schleswig-holsteinische Angelegenheit.

(Schluß.)

So ernst wurden diese Häkeleien (zwischen Preußen und Sachsen am Schlusse des schleswig-holsteinischen Krieges) doch, daß die Mittelstaaten in Würzburg einen Ministercongreß veranstalteten, um sich über die Maßregeln zu berathen, wie dem Rechte zur Geltung zu verhelfen sei, wenn Preußen die Herzogthümer dem rechtmäßigen Eigenthümer vorenthalte, oder eigenmächtig darüber verfügen wolle. Was dort verhandelt worden ist, weiß man so recht eigentlich nicht; die Zeitungen haben allerhand Gereimtes und Ungereimtes darüber zu Tage gefördert, mit dem wir unsere Leser nicht behelligen wollen. Es ist eine Schmach und Schande, daß diese schöne frische Kriegesthat, die einem deutschen Herzen Freude machen muß, so zu Gehässigkeiten zwischen den Staaten des Bundes geführt hat; sollten auch beide Theile ihre Schuld haben, so trifft doch gewiß die größere Verantwortung dafür den Starken d. h. die Großstaaten, denn an ihnen war es gewiß, die Schwächeren zu schonen und nicht alles zu thun und zu brauchen, um sie aufzureizen. Wir schwatzen so viel von deutscher Einheit, und wenn es zum Treffen kommt, entsteht über jeden geringfügigen Anlaß zum Ergötzen des Auslandes ein Zank, der lächerlich wäre, wenn er nicht besser beweint würde.

Was wird denn aber nun aus den guten Herzogthümern werden? Das weiß zur Zeit allein Gott der Herr. Prophet bin ich nicht, und kann daher den lieben Lesern nur sagen, wie's steht, nicht wie's kommen wird. Ansprüche darauf haben mehrere erhoben, in erster Linie Augustenburg und Oldenburg. Der Bund hatte durch eine Commission das Recht des Augustenburges prüfen lassen, und es hieß, diese habe es anerkannt, und der Bund sei willens, sich für Herzog Friedrich von Augustenburg als rechtmäßigen Erben zu erklären. Die Leser wissen aus den früheren Darstellungen, daß diese Erklärung hinreichend gewesen wäre, alle Zweifel an seiner Rechtmäßigkeit zu beseitigen. Nun hat aber Rußland dagegen erklärt, es habe seinen Ansprüchen nur zu Gunsten der dänischen Gesammtmonarchie entsagt, diese bestehe nicht mehr, folglich sei die Entsagung nichtig und sein Recht trete wieder in Kraft. Diese vermeintlichen Rechte hat Rußland an Oldenburg abgetreten und dieses sie beim Bunde geltend gemacht. Der Bund hat nun, auf Preußens und Oestreichs Vorschlag, dieses neuen Zwischenfalls wegen seine Entscheidung aufgeschoben, und beide Prätendenten aufgefordert, eine Begründung ihrer Ansprüche beim Bund einzureichen. Die augustenburgische ist bereits erschienen; die oldenburgische wird erwartet, und man ist sehr gespannt darauf, weil es verlautet, sie führe wichtige, bisher unbekannte Beweise auf, daß das jüngere Haus Gottorp bessere Rechte an die ganzen Herzogthümer geltend zu machen habe, als das ältere Augustenburg. Vor der Hand sind Preußen und Oestreich in wirklichem Besitz, und ersteres scheint nicht übel Lust zu haben, die Beute ganz für sich zu behalten, es hat erklärt, das Haus Brandenburg habe selbst ältere Ansprüche geltend zu machen, und werde dies thun. Diese Ansprüche sind nun zur Prüfung dem preußischen Kronsyndicate, einer Behörde ausgezeichneter preußischer Juristen übergeben worden, und wenn diese ihr Ja und Amen dazu sprechen, wird Preußen wohl zugreifen, oder vielmehr behalten, zumal Oestreich auf eine vertrauliche Anfrage sich nicht bestimmt dagegen ausgesprochen, sondern nur erklärt haben soll: in diesem Falle müsse Oestreich auch auf Entschädigung und Ausgleichung bestehen. Ist die Sache wirklich so, so soll es uns nicht wundern, wenn die eroberten Länderstriche eines schönen Tages für preußisch erklärt werden. Darüber ist nun unnöthig zu schreien und zu klagen; das ist der alte Lauf der Welt seit Adams Zeit, daß der Starke den Schwachen auffrißt, und die Fälle dürften zu zählen sein, daß ein Staatsmann aus Gewissenhaftigkeit eine Vergrößerung des von ihm geleiteten Landes, wenn sie sich ihm dargeboten, von der Hand gewiesen hätte. Gewalt geht für Recht, das ist von jeher geltender Grundsatz in der Politik gewesen; und ein Christ weiß, daß dem Fürsten dieser Welt solcher Zoll entrichtet werden muß, sintemalen wir durch sein Reich hindurch müssen. Das ärgert und betrübt uns daher nicht, aber wohl ein anderes; und weil es einmal eine heillose Zeit ist, die selbst denen, die Gottes Wort lieb haben, Herzen und Sinne verwirrt und ein gesundes christliches Urtheil trübt, so wollen wir das unsern lieben Lesern nicht vorenthalten, ich denke, sie werden darüber eins mit uns sein. Ich sage: ein Christ findet und fügt sich in solche Ungerechtigkeit, wenn er sie nicht hindern kann, und wenn eine solche von seiner Obrigkeit verübt wird, so legt er sein Zeugniß darwider ab, und betet um so eifriger, daß Gott dem Lande solche Sünde nicht wolle entgelten lassen. Aber Schande und Schmach über einen Christen, der über solche Ungerechtigkeit sich freut und in die Hände klatscht, und noch selbst dazu treibt und das Seine thut, sie zu schmücken und als Gerechtigkeit darzustellen. Das ist aber eine Sünde, deren sich unseres Bedünkens die gläubigen Conservativen in Preußen jetzt schuldig machen. Die Kreuzzeitung spricht schon längst offen der Annexionspolitik das Wort, die sich mit dem Kreuze, das sie an ihrer Stirn trägt, wenn es nicht nur das eiserne, sondern auch das Christi bedeuten soll, ganz ähnlich verträgt, wie Belial mit Christo. Das nimmt uns indeß weniger Wunder, da bei ihr stets das Christliche nur als Nebensache neben der conservativen Politik herging, und bei jeder sich bietenden Gelegenheit von der letzteren überwuchert wurde. Aber auch das hallische Volksblatt, das bisher sehr entschieden für das Recht des Augusten-

*) Jemanden von Pontius zu Pilatus schicken; der kommt zu einer Ehre „wie Pontius Pilatus im Credo", d. h. im christlichen Glaubensbekenntniß.

burgers eintrat, selbst der Kreuzzeitung offen und geflissentlich widersprechend, hat unumwunden (doch Gott sei Dank nicht ohne Widerspruch solcher Mitarbeiter, die ein Gewissen haben) davon gesprochen, man solle doch das Recht bei Seite schieben und die Zweckmäßigkeit walten lassen, d. h. die durch preußisches Blut befreiten Provinzen annectiren. Nun ist es ja nicht zu läugnen, daß sich eine solche Sache auch von Seiten der Zweckmäßigkeit betrachten läßt, aber so betrachtet sie nur ein Christ nicht. Es dünkt uns auch, für die Herzogthümer wäre es gar nicht so übel, wenn sie unter den starken Schutz Preußens kämen, N.B. wenn Preußen sich entschließen könnte, sie mit seiner Kirchenmengerei zu verschonen und bei ihrem guten lutherischen Bekenntniß zu lassen; denn sonst wäre solche äußerliche Sicherheit doch zu theuer erkauft, wenn sie den ganzen Unsegen der Union mit in Kauf nehmen müßten. Auch wäre es für Preußen ganz zweckmäßig, sich ein paar Provinzen zu annectiren, die außer ihrer Wohlhabenheit ihm noch eine im Ganzen und Großen und in der Tiefe conservative Gesinnung als Mitgabe bringen. Aber welches Christenherz empörte sich nicht bei dem Gedanken, daß auf solche Weise Recht und Gesetz, noch dazu unter dem Scheine einer trefflichen That mit Füßen getreten werden sollte? Gesetzt, lieber Leser, du hättest eine fromme Stiftung zu verwalten, so wäre es ganz zweckmäßig wenn du statt 5 vom Hundert 15 oder 20 erlangen könntest; es wäre von deiner Seite nicht einmal Eigennutz, sondern diente zur Förderung einer guten Sache; aber welcher Christ würde sich aus solchen Zweckmäßigkeitsgründen entschließen, mit frommen Stiftungsgeldern Wucher zu treiben, wenngleich jetzt sogar die Wuchergesetze aufgehoben sind? Bei uns Nichtpreußen kommt es freilich dazu, daß es unser innerstes menschliches und christliches Anhänglichkeitsgefühl empört, wenn wir sehen, daß die mächtigeren Staaten mit den geheiligten Rechten unserer Landesherren gebahren, als ob eben alles nur auf Erden sein Dasein habe, um dem Stärkeren zur Beute zu werden, und als ob es schon ein Stückchen Revolution sei, sich nicht widerstandslos annectiren zu lassen. Dieses Gefühl geht den Unterthanen der Großmächte ab, deren Landesherren ja die Gewalt anthuenden, nicht die Gewalt leidenden sind; sie können dabei, daß sie dem Unrecht das Wort reden, noch gute Patrioten sein, was uns unmöglich wäre; aber wir geben es den christlich sein wollenden Conservativen in Preußen doch alles Ernstes zu bedenken, daß es im Grund schlechter Patriotismus für einen Christenmenschen ist, seinem Vaterlande einen unrechtmäßigen Gewinn auch nur zu wünschen; ein Christenmensch muß wissen, und wenn er's nicht weiß, blicke er nur einmal in seinen Katechismus, daß Gottes Wort alles rechtswidrige Annectiren verbietet, und daß es heißt einen Fluch Gottes auf sein Vaterland herabziehen, wenn man zu solchen Gelüsten nur schweigt, geschweige wenn man noch durch Bemänteln und verblümtes Anempfehlen dazu beiträgt. Wie haben dieselben, die jetzt zur Annexion Schleswig-Holsteins liebäugeln, Cavours Gebahren in Italien mit Recht gegeißelt; und wäre denn eine Annexion der Herzogthümer etwas so sehr davon Verschiedenes? Es ist allerdings richtig, einen Uebertreter des göttlichen Gebots, der 300000 Bajonette und eine respectable Anzahl Kanonen jeglichen Kalibers commandirt, kann so leicht keine irdische Macht vor ihr Gericht ziehen; aber ein Christ muß wissen, daß es eine ewige, unwandelbare Gerechtigkeit giebt, die in der Geschichte waltet, und die, wie sie keinen Becher kalten Wassers unbelohnt läßt, so auch kein unrechtmäßiger Weise entrissenes Eigenthum und gekränktes Recht ungerochen läßt; das ist schlechtes Christenthum und schlechter Patriotismus, so jemand sein Vaterland dieser unausbleiblichen Strafgerechtigkeit Gottes in die Hände liefert. Und so wahr ein Gott in der Geschichte seine Wege geht und seine Wege gegangen haben will, so wahr werden einem erobernden Staate an den Handlungen unrechtmäßigen Erwerbs die Zähne stumpf werden; wenn nicht dem jetzigen Geschlechte, denn Gottes Mühlen mahlen bekanntlich langsam, so doch sicherlich den späten Enkeln. Hat's Israel erfahren, so gewiß auch ein christlicher Staat, der auf Wege der Ungerechtigkeit sich begiebt. Ja, sagt man, unser Blut ist zur Befreiung der Herzogthümer geflossen, und der gezahlte Preis giebt uns ein Anrecht auf den Besitz. Gesetzt, es wäre an dieser Behauptung etwas Wahres, so empfehlen wir den Christen in Preußen, daß sie einmal mit Aufmerksamkeit 1. Mose 14, 21 flgg. lesen und sich ihr Theil daraus nehmen. Abraham hatte auch sein Blut daran gesetzt, aber seiner Gottesfurcht war es zu viel, auch nur einen Faden von der Beute deßhalb sich anzueignen, die ihm freiwillig ganz angeboten ward. Es ist uns nicht darum zu thun, denen die mit uns gleichen Glaubens sind, einen Vorwurf zu machen oder ihre Blöße aufzudecken; es ist uns aber darum zu thun, daß sie selbst ihrem Christennamen und Bekenntnisse nicht die Schmach anthun, daß selbst die demokratischen Blätter mit Recht höhnisch auf diese Inconsequenz mit Fingern zeigen dürfen, wie sie auch thun, obwohl sie häufig in der Sache mit den Conservativen eins sind, und der Annexion ungescheut das Wort reden. Die Gerechtigkeit aber erfordert es, und wir thun es mit Freuden, hinzuzufügen, daß unsere Warnung und unser brüderlicher Vorwurf nicht alle conservativen Christen Preußens, auch nicht die ganze Presse trifft. Ebenso ernst, ja noch ernster und schärfer hat ein alter wackrer Kämpe für das Reich Gottes, der seinen Schild rein und makellos zu halten pflegt, Dr. Hengstenberg in der evangelischen Kirchenzeitung, seinen Gesinnungsgenossen zum Herzen und Gewissen gesprochen, und sie vor aller Annexionssucht und vor dem preußischen Erbübel, dem Hochmuth, gewarnt. Um so eher können wir uns auch die Warnung zu Herzen nehmen, die er uns Nichtpreußen zuruft, daß wir uns vor dem Neide gegen Preußen hüten sollen. Leider findet sich dieser häufig genug auch bei Christen, und wir wollen uns dieser Warnung getreulich anschließen, glauben auch unsererseits bewiesen zu haben, daß wir weit davon entfernt sind, Preußen seine Ehre zu neiden; ebenso gönnen wir ihm jeden Gewinn, den es mit Recht und Ehre machen kann, und haben uns in dem Glanze seiner Waffenthaten mit Dank gegen den gesonnt, der alles Sieges Verleiher ist.

Wie hat sich nun diesen Verhältnissen gegenüber Herzog Friedrich gehalten? Er hat erklärt, daß er von seinem Recht nicht ein Haar weichen werde, und das ist wacker. Die Art und Weise aber, wie er es geltend gemacht, können wir nicht in allen Stücken loben. Gleich nach der Besetzung Holsteins begab er sich dahin, ehe noch der Bund sein Erbrecht festgesetzt hatte, angeblich nur als Privatmann, aber in der That ließ er sich als Fürst huldigen. Wir bezweifeln, daß er sich dadurch etwas Wesentliches genützt habe; es wurde vielmehr mancher Spott laut, daß er ernte, wo andere blutig säeten, und während der Kämpfe um sein Reich in Unthätigkeit genieße. Freilich war dies nicht seine Schuld; er war nicht in der Lage, für sein Recht die Waffen zu führen, aber das Mißverhältniß trat eben dadurch grell hervor. Noch bedenklicher für ihn ist es jedenfalls, daß er sich mit Ministern umgab, die im Geruche demokratischer,

wenigstens sehr liberaler Sympathien standen. Wir sind zwar nicht der Ansicht, die in den preußischen conservativen Blättern sich hie und da aufthut, daß ein Fürst dadurch sein Recht einbüße; im Drange der Umstände ist dieses ja in letzter Zeit fast von allen regierenden Häuptern, das preußische Königshaus nicht ausgenommen, geschehen, und der Beweis müßte erst noch geliefert werden, daß bei ihm innerste Herzensneigung sei, was bei andern aus Politik hervorging. Ja, selbst wenn dieser geliefert wäre, würde es an seinem Rechte nichts ändern. Aber einmal hat er sich dadurch viele einflußreiche Sympathien verscherzt; andrerseits hat er mit beigetragen, daß das ihm zufallende Volk demokratisch unterwühlt worden ist, und sich selbst eine schwere Zukunft bereitet. Den preußischen Anmuthungen, ihm Beistand zu gewähren, wenn er Preußen gewisse Rechte und Zugeständnisse einräume, ist er damals ausweichend begegnet; neuerdings hat er das System gewechselt, und einen Mann zu seinem Rathgeber gewählt, der für einen schleswig-holsteinischen Patrioten und zugleich für einen Freund und Anhänger preußischen Einflusses gilt. Die Zeit wird lehren, ob es ihm Frucht trägt. Seit Holstein in den Händen der Großmächte ist, hat er Holstein verlassen müssen; es scheint nicht, daß er viel Wohlwollen bei ihnen genießt. Die preußischen Conservativen tragen es ihm bitter nach, daß er, obwohl er früher entschieden zu dieser Partei hielt, sie verläugnete, als er mit Hülfe der Demokratie sein Recht mit Erfolg betreiben zu können meinte.

Endlich, wie haben sich die Herzogthümer dabei verhalten, und welche Wünsche sind bei den Schleswig-Holsteinern hinsichtlich der künftigen Gestaltung ihres Staatswesens laut geworden? Die Stimme der großen Mehrzahl hat sich laut dafür ausgesprochen, daß Herzog Friedrich ihr rechtmäßiger Regent sei, und daß sie keinen andern wünschen. Sie haben das in unverkennbarer Weise durch Huldigungen, Demonstrationen und Petitionen kund gethan, ja wohl dabei des Guten zu viel gethan. Mag auch vieles dabei angeregt und gemacht sein, so wäre es doch eine Lüge, alles in diesen einen Topf zu werfen; und selbst wenn wir viel darauf abrechnen, bleibt doch noch genug, um das obige Resultat zu gewinnen. Wo die deutschen Waffen den dänischen Druck beseitigten, wurde alsbald Friedrich als Herzog proclamirt. Aber Petitionen und Demonstrationen sind bereits so abgenutzte und durch den Gebrauch und Mißbrauch abgestumpfte Waffen, daß die Mächte nicht viel darauf geben. Man betrachtet sie an maßgebender Stelle als Ventile, durch die man den überschüssigen Dampf recht gern entweichen läßt, und widersetzt sich ihnen nur in den dringendsten Fällen. So haben den schleswig-holsteinischen Demonstrationen gegenüber die Bundescommissäre in Holstein sich verhalten, und selbst die preußisch-östreichischen in Schleswig haben zwar strenge Verbote dagegen erlassen, aber, wo diese nicht halfen, ein Auge zugedrückt. Vergangnen Sommer sah ich auf einem Spaziergange den gravitätischen Vogel, dessen Amt es ist als Großmacht die kleinen Fröschlein und Fischlein sich zu annectiren, und der zu diesem Behufe von der Natur mit langen Beinen und einem langen Schnabel ausgestattet ist. Er stand auf einem Beine ruhig im Sumpfe, als ob er über wichtige philosophische Probleme grüble; auf einmal aber fuhr sein langer Schnabel ins Wasser, und ein Fischlein war gefangen. Es wackelte nur ein wenig mit dem Schwanze, und ließ sich lautlos annectiren. Bald darauf fuhr der Schnabel blitzschnell aufs Neue hinab, und erwischte einen fetten Frosch. Der demonstrirte mit allen vier Füßen und schrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, aber auch er wurde trotz alles Schreiens und Tobens annectirt. Item, ist es das Loos der Herzogthümer annectirt zu werden, so werden alle Demonstrationen das nicht verhindern. Ist man einmal über die Sache einig, daß annectirt werden soll, so wird die Diplomatie schon die passende Formel finden, warum es ganz in der Ordnung ist, daß man auf der einen Seite die Annexion ins Werk setzt, auf den übrigen sichs gefallen läßt. Mit Anstand wirds jedenfalls geschehen. Doch hat man für gut befunden, dafür zu sorgen, daß sie nicht zu ungeberdig schreien. Preußen hat in jüngster Zeit viel Mühe darauf verwandt, sich dort eine Partei zu schaffen, die sich gern annectiren läßt, und vielleicht selbst aufs Annectirtwerden anträgt. Es scheint auch nicht ohne Erfolg geblieben zu sein. Im Herzogthum Lauenburg haben sich die Stände, die ein Wort verfassungsmäßig in die Erbfolge zu reden haben, für Anschluß an Preußen erklärt, zwar mit geringer Majorität, aber doch die Mehrzahl. In Schleswig und Holstein werden ähnliche Stimmen immer lauter; sie haben sich in der Presse schon eigne Organe geschaffen. Man wird auch der Sache Zeit lassen, sich weiter auszubilden, denn zweifelsohne wird dieselbe durch diplomatische Künste so lange wie möglich hingehalten werden. Wir werden also auch später noch das Ende nachzutragen haben, wer weiß ob schon im nächsten Jahresberichte.*) Wir haben den lieben Lesern die Sache ausführlich dargestellt, zum ersten, weil sich über so verwickelte Sachen nicht leicht kurz und verständlich zugleich reden läßt; zum andern, weil es eine Begebenheit ist, für die jedes deutsche Herz sich interessirt; zum dritten, weil sie ja nach langer trüber Zeit einmal so recht von Herzen zur Freude kommen läßt; zum vierten, weil sie ein treues Spiegelbild ist, darin die Schwächen unserer Zeit sich beschauen lassen, um darüber allerlei nützliche und erbauliche Betrachtungen anzustellen, die wir auch unsern Lesern nicht vorenthalten haben. Nun ist aber der Aufsatz schon so lang geworden, daß wir uns die übrigen Ereignisse in unserem deutschen Vaterlande, die, so Gott will, zunächst an die Reihe kommen sollen, auf eine neue Betrachtung versparen müssen.

Wir können aber diesen Artikel nicht schließen, ohne noch etwas Erfreuliches daran zu knüpfen. Die christliche Liebesthätigkeit hat in diesem Kriege einen so herrlichen Triumph gefeiert, daß selbst ihre tollsten Gegner beschämt haben verstummen müssen. Sobald die ersten Verwundungen vorgefallen waren, eilten die Sendlinge der innern Mission auf den Kampfplatz und pflegten die Kranken und Verwundeten, errichteten großartige Lazarethe und theilten muthig auch die Gefahren des Kampfes. Von protestantischer Seite die männlichen und weiblichen Zöglinge des rauhen Hauses und der Diaconissenhäuser, sowie mit reichen Geldmitteln die adligen Vertreter des Johanniterordens in Preußen, von römisch-katholischer die barmherzigen Brüder und Schwestern. Es ist dies etwas ganz neues, noch nie dagewesenes, und darf daher auch in unseren Berichten nicht fehlen. Durch ihre stille, anspruchslose, selbstaufopfernde Thätigkeit hat die christliche Kirche Tausenden Trost und Rettung gebracht, die die Schreier der Humanität hätten umkommen lassen, ohne außer der Zunge auch nur ein Glied zu rühren. Die Presse der Humanität braucht es dazu, Liebesgeschichten zwischen verwundeten Offizieren und barmherzigen Schwestern zum Nutz und Frommen lüsterner Leser und Leserinnen daraus zu schmieden!

*) Daß der ganze Artikel seinen Standpunkt am Anfange des laufenden Jahres nimmt und daß inzwischen die Verhältnisse sich mehrfach weiter entwickelt haben, bedarf nur wohl einer kurzen Erinnerung. Anm. des Herausgebers.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. Verlag von Gustav Baumann's Buchhandlung in Zwickau und Crimmitschau.

Nr. 36. Sonntag, den 30. Juli 1922. 1. Jahrgang.

Der Tiger am Starnberger See

und geringere wollte Er nicht, auf daß die Herrlichkeit der Botschaft alsbald in ihrem ganzen Glanze vor die Menschen hinträte. Aus dem Engelmunde hat die Kirche, so zu sagen, diese grundlegende Botschaft vom Auferstandenen, in ihren menschlichen Mund genommen, und soll's nun nie vergessen, woher sie sie genommen, und soll es ihr ein herrliches, heiliges Recht und wahrlich keine saure Pflicht sein, sie weiter zu tragen: „Der HErr ist auferstanden. Er ist wahrhaftig auferstanden. Ja, Christ ist erstanden von der Marter alle."

Und wem erschallt die Botschaft zuerst? Der starken Liebe, die außer Christo, dem Gekreuzigten, nichts kennt, und in ihrer Stärke auch nichts fürchtet. Wie gehn die frommen Jüngerinnen des HErrn vor den Jüngern hinaus, daß sie kämen und salbeten den Jesum, den Sein Volk den Mördern gleich gerechnet hatte. Wie denken sie in ihrer Liebe, nachdem sie die Salben für Ihn bereitet haben, erst ganz zuletzt an die Frage, die der Klugheit die erste Frage gewesen wäre: Wer wälzet uns den (versiegelten) Stein von des Grabes Thür? Und doch auch zugleich der liebenden Schwachheit erschallt die erste Osterbotschaft. Sie kennen nur die Wahrheit der einen Thatsache, die sie selber mit Augen geschaut haben unter dem Kreuze: Jesus, der Gekreuzigte, todt! — und die Verheißungen sämmtlich, die ihnen der HErr so unzweideutig gegeben, sind ihrer Glaubenshand entfallen.

Aber so konnte es ja eben offenbar werden, wem die Auferstehungsbotschaft nütze ist und wozu sie nütze ist. Die Seele allein, die in Liebe zu Jesu dem Gekreuzigten entbrannt ist, kann die Frucht der Auferstehung des HErrn schmecken und die Kunde vom Auferstandenen wird ihr zu dem Ende gebracht, daß ihr Glaube an den Gekreuzigten kein banger, trostloser sei, sondern ein wahrhaft fröhlich und seligmachender. Denn der Glaube ist ja eitel, wenn Christus nicht auferstanden ist.

Auch der Engel betont das in seiner kurzen Botschaft. Furcht und Entsetzen aus den Seelen der Weiber wegzustreichen, das ist die Absicht seiner Rede. Und um das zu erreichen, stellt er die beiden Wahrheiten hart neben einander: gekreuziget — auferstanden. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten, Er ist auferstanden. Das sind ja die beiden großen Wahrheiten, an denen, weil sie eben miteinander sind, unsere Seligkeit hängt. Was sollte ein Gekreuzigter zu unserer Seligkeit, der nicht auch der Auferstandene wäre? Ein todter Sünder-Heiland wäre noch ein größerer Widerspruch, als wenn Einer vom „hölzernen Eisen" redet. Und was sollte ein Auferstandener, wenn er nicht eben der sündlose und doch gekreuzigte Jesus von Nazareth ist?

Lieber gekreuzigter und auferstandener Heiland, hilf Du uns selber durch des heiligen Geistes Gnade, zu glauben an diese zwiefache Wahrheit. Hilf aller Welt zu solchem Glauben. Du weißt's ja selbst am besten, wie mit den Weibern am Ostertage, so gar Viele nur ansehen und kennen wollen Deinen Tod am Kreuze, und haben dabei nicht einmal immer die brünstige Liebe zu Dir, die die Weiber gehabt haben, sondern meinen wohl gar, Dir sei mit Deiner Kreuzigung ganz recht geschehen. Du weißt aber auch, und hast's ja damals an Deinen ersten Jüngern auch erfahren müssen, daß es viel schwerer hält, bis unserm harten Herzen die Thatsache Deiner Auferstehung zur fröhlichen Gewißheit wird. Und doch ist die eine Wahrheit nicht seligmachend ohne die andere, und sonderlich ist Dein Tod am Kreuze für uns verloren, wenn wir nicht auch glauben an den Namen des Auferstandenen. Darum hilf Du unserm und aller Welt Unglauben durch die Zeugnisse Deiner Schrift zu immer stärkerem Glauben, daß wir uns nimmermehr ärgern an Deiner Auferstehung, die ja freilich ganz wider alle Natur läuft, sondern uns ihrer freuen und ihrer gebrauchen und genießen hier und in Ewigkeit! Amen.

Ja, es ist wahr, meine Lieben, die Auferstehung läuft stracks wider alle Natur; aber sie will auch kein naturgeschichtliches Ereigniß sein, und wenn sie fehlte im ganzen Heilswerke Gottes, so liefe das wider allen sonstigen von Ewigkeit her gefaßten und in der Zeit vollführten Rath Gottes; es fehlte in dem Gewölbe der Schlußstein, bei dessen Fehlen all die noch so schön zubereiteten Steine keinen Halt haben. Darum ist's noth, daß man sich die Auferstehung des HErrn recht zur Gewißheit machen läßt. Das hat der Engel den Weibern auch nahe gelegt. Den Auferstandenen kann er ihnen zwar noch nicht zeigen, aber doch die Beweise der Auferstehung an der Stätte, da sie Ihn hingelegt haben. O daß wir nur die Augen recht aufmachen wollten zu sehen! Daß wir doch noch viel fleißiger hörten auf die nüchternen, treuen Zeugen, die von der Osterthat und von dem vierzigtägigen Wandel des Osterfürsten berichtet haben! Daß wir doch noch viel aufmerksamer auf den Weg achteten, den dieser Osterfürst durch die Welt gegangen ist, auf die Werke, die Er in Seiner Kirche gethan, auf die Siege, die Er als der beharrlich Angefochtene doch immer errungen hat!

So würden wir auch viel geschickter sein, als wir's gewöhnlich sind, die Wahrheit von Seiner Auferstehung auszubreiten. Denn wer einmal geschmeckt hat, was ihm diese Wahrheit ist und daß er ohne sie einen todten, d. h. keinen Sünderheiland, aber mit ihr einen wahrhaftigen, von Gott selber für vollgültig erklärten Heiland hat, der ihm mit der Auferstehung Seines Leibes Bahn gebrochen hat in's ewige Leben — wer das einmal geschmeckt hat, der darf, wenn er dankbar sein will, seine Freude am Auferstandenen nicht verschließen vor Anderen, denn er hat ja wahrlich keine seligere Kunde, die er Andern bieten könnte. Den Spöttern am Wege, denen gehört freilich diese Botschaft nicht; sie würden diese Perle höchstens zu zertreten suchen. Aber den Vielen, Vielen, die nur den

Gekreuzigten kennen wollen, vernehmlich zu bezeugen, daß der Gekreuzigte auferstanden ist, sonderlich auch den armen Petrusseelen, denen um Trost sehr bange ist, die selige Wahrheit zuzurufen, das ist Christenpflicht, Christendank. Und ging's auch bei solcher Verkündigung durchs ganze Leben hindurch gar armselig und mit zitternder Zunge — ach, mein Lieber, ist das ein Wunder gegenüber der Herrlichkeit dessen, der verkündigt wird?. Aber laß Dich das ja nicht anfechten und abtreiben, von Deinem Osterherrn zu zeugen; denn wie die bebenden Weiblein Ihn doch noch von Angesicht zu Angesicht geschaut haben, so werden auch wir den Auferstandenen, von dem wir jetzt nur lallen, schauen, haben und anbeten in Ewigkeit. Amen.

Hierzu magst du singen: Erschienen ist der herrlich Tag ꝛc. Liedersegen Nr. 134.

Der Säemann.*)

Die Mutter spricht:

Liebe Kinder, gebt wohl Acht,
Seht ihr, was der Sämann macht?

Das Kind spricht:

Ja, er wirft mit vollen Händen
Körnlein aus nach allen Enden.
Mutter, gelt? Nach wenig Wochen
Kommt ein Spitzchen vorgekrochen,
Wird ein Gräschen, Halm und Aehre!
Ei, wenn's nur so weit schon wäre!

Mutter:

Nur Geduld, mein liebes Kind,
Geht es auch nicht so geschwind,
Wird uns doch zu rechten Zeiten
Gott das liebe Brot bereiten.
Aber, denk' einmal das Wunder:
Fällt das Körnlein jetzt herunter,
Wird mit Erde zugedeckt,
Als in einem Grab versteckt;
Muß dort unten faulend liegen,
Eh' es kommt emporgestiegen!
Kind, mit uns auch wird's so gehen.
Kannst den Gottesacker sehen,
Wo so mancher Schläfer ruht,
Auch der Vater fromm und gut,
Hab ihn selig, guter Gott! —
Kinder, weint nicht, 's hat nicht Noth:
Gottes Kinder, ob sie sterben,
Werden doch das Leben erben!
Waizenkörnlein sind sie eben,
Die gestreuet Gottes-Hand
In das stille Ackerland,
Bis er neu sie ruft zum Leben.
Dieser Leib hier muß verwesen,
Soll zum Leben er genesen.
„Was hier krank ist, seufzt und fleht,
Wird dort frisch und fröhlich gehen.
Irdisch werd' ich ausgesät,
Himmlisch werd' ich auferstehen.
Hier geh' ich natürlich ein,
Dorten werd' ich geistlich sein."

Kind:

Ja, ich hab' es wohl gehört:
Dort wird unser Leib verklärt. —
Aber Mutter, ihr[illegible] Gott,
Daß nicht wär' der garst'ge Tod!

*) Obiges Lied und Bild ist einem schönen Büchlein entnommen, das den Titel führt: „Des Jahres Lauf in Lied und Bild, der lieben Jugend vor Augen gestellt von Albert Zeh und Friedrich Anacker, Lpz. u. Dresd. Justus Naumann's Buchh. Ich denke, das Büchlein wird durch die gegebene Probe am besten empfohlen sein, doch will ich noch aus der Vorrede bemerken, daß die Bilder und Lieder das vorführen, was im Laufe eines Jahrs in der schönen Schöpfung Gottes und in der Kirche mit ihren herrlichen Festzeiten mächtig an unser Herz rührt. Erst wird uns des HErrn Liebe in Seinen Himmelsgaben, dann die Gegenliebe der Gläubigen (in den sieben Werken der Barmherzigkeit) vor die Augen gemalt. Mögen sich die kleineren Kinder an den Bildern erfreuen, die von derselben Hand gezeichnet sind, die auch den Pilger mit manchem christlichen Bilde geziert hat, so dienen die Lieder (von P. Anacker in Hohenstein bei Chemnitz) sonderlich dazu, den Inhalt des Bildes größeren Kindern (auch Confirmanden) auszulegen und in's Herz zu prägen. Der begabte Zeichner, Albert Zeh, ist leider am 4. April durch einen frühen Tod abgerufen worden. Die lieben Pilgerleser können die von ihm gezeichneten Pilgerbildchen an den Buchstaben A. Z. erkennen.

Mutter:
Der ist von der Sünde kommen.
Aber der HErr JEsus Christ,
Der vom Himmel kommen ist,
Hat ihm ja die Macht genommen.
Wißt ihr, wie der Heiland spricht?
„Stirbt das Weizenkörnlein nicht,
Muß es stets alleine bleiben,
Kann nicht Halm noch Aehre treiben.
Stirbt es aber, wird es gleich
An viel guten Früchten reich."
Wißt ja wohl, daß JEsus Christ
Selbst das Waizenkörnlein ist;
Der für uns am Kreuz gestorben,
Und die Gnade hat erworben,
Der aus dunkler Grabesnacht
Leben uns ans Licht gebracht.

Seht Ihn doch im Bilde dorten,
Wie Er bricht des Grabes Pforten!
Und nun sind wir seine Frucht,
Die Er sterbend hat gesucht,
Die Er durch den Tod zum Leben
Will in seinem Reich erheben.
Sind wir nun bei Ihm in Gnaden,
Was kann selbst der Tod uns schaden?
Drum will ich nur Eins erbitten
Von Dem, der für uns gelitten:
Daß Er guten Waizensamen
Aus uns allen mache! Amen. —
Was als Waizen wird gesät,
Auch als Waizen nur aufgeht.
Wer in Christo schlafen geht,
Auch mit Christo aufersteht.

Am heiligen Ostermontage.

Luc. 24, 13—35.

So oft wir mit der christlichen Gemeinde anstimmen: Ach, bleib mit Deiner Gnade ꝛc., oder: Ach, bleib bei uns, HErr Jesu Christ ꝛc., oder beim Abendläuten: Wo willst Du hin, weil's Abend ist ꝛc., sollten wir an die in unserm heutigen Festtagstexte erzählte Geschichte gedenken. Denn die stellet uns recht deutlich vor das segensreiche Bleiben des Auferstandenen bei den Seinen. Und darum bitten wir ja in all jenen und noch manch andern Liedern.

Von der Gesellschaft, in der Er bleibt, hören wir da zuerst. Große Gesellschaft ist's nicht; denn die da am Ostersonntag Nachmittag nach Emmaus hinausgehen, sind nur ihrer zween. Es ist von Anfang an so gewesen, daß die Schaar Derer, bei denen der Auferstandene mit Seinem Segen bleiben konnte, keine große war. Aber „Zween aus ihnen" heißt es, d. i. aus den Jüngern. Zu Denen, die nicht Seine Jünger sind, gesellt Er sich nicht mit Seinem sonderlichen Segen. Und vornehme, hohe Gesellschaft war's auch nicht, sondern unbedeutende Leute. Der Eine hat einen Namen, der uns sonst nicht in der Schrift genannt wird, und der Name des Andern ist uns gar nicht genannt. Man braucht nicht in der Welt etwas Besonderes zu sein, um der Gnadengegenwart des Auferstandenen theilhaftig zu werden. Was thun aber die Zween? Sie reden von all diesen Geschichten, nämlich von denen, die mit JEsu geschehen waren. Das war ja gar nicht möglich, ohne daß sie von Jesu selbst redeten. Ja, sie haben nicht blos geredet, sondern sich befragt, d. h. nach ihrer schlichten Weise über die letzten Geschichten von Jesu hin und her disputirt. Merke: Zu solchen Leuten, die sich gerne um Ihn befragen, kommt der Auferstandene mit Seinem Segen und bleibt bei ihnen, und danach prüfe doch einmal dein Reden. Jeden Augenblick müßte doch eigentlich dein HErr dich fragen können: Was sind das für Reden, die du da handelst, und du müßtest Ihm antworten können ohne Erröthen. — Und wie reden sie? Gar traurig, ja so traurig, daß sie den HErrn nicht einmal sehen. Ihre Augen wurden gehalten. Merke: Zu den Traurigen kommt der Auferstandene ganz sonderlich; denn das ist ja Seine Sendung: den Elenden zu predigen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden. Es kann vorkommen, daß Jemandes geistliche Augen gehalten werden von irgend einer Traurigkeit. Zu solch einem kommt der Auferstandene dennoch. Aber wenn sich Einer selber geflissentlich die Augen zuhält, dann kommt und bleibt Er nicht. — Aus ihrer Traurigkeit heraus ist aber ihr Glaube leicht zu erkennen. Sie glauben, wenn auch noch nicht Alles, doch Das, daß Jesus von Nazareth war ein Prophet mächtig von Thaten und Worten vor Gott und allem Volk, und können sichs nicht denken, daß Einem der HErr Christus nicht lieb ist; hatten auch von Ihm im Glauben die Hoffnung gehegt, Er werde Israel erlösen. Aber eben diese Hoffnung schien getäuscht; ihr Glaube war nicht mehr herzhaft, sondern zaghaft. Sie besinnen sich auf den „dritten Tag" noch mit ihrem Gedächtniß, aber nicht mit ihrem Glauben. Daraus lerne: Der Auferstandene kommt nicht allein zu glaubensfertigen, sondern auch und ganz besonders zu Denen, die unfertigen Glaubens sind. So hat es mit den Beiden gestanden. Denn Er schilt sie selber „Thoren und träges Herzens". Aber das verlangt Er dann von solchen Seelen, daß man Ihm eben so offen wie die Zween das Herz aufdecke, daß man Ihn eben so stille anhöre, daß man Ihn eben so herzlich bitte: Bleibe bei uns.

Nun schau aber auch in das Herz Dessen, der da bei den Zween bleibt. Ist schon das ein Beweis Seiner Gnade, daß Er überhaupt aus Seiner Herrlichkeit heraus den Zween nachgeht, so offenbart sich Sein gnädiges Herz noch außerdem in ganz besonderer Weise. Mit der Weisheit eines Arztes begegnet Er den beiden glaubensschwachen Seelen. Er fragt sie aus, damit sie sich aussprechen sollen; denn Er weiß, daß die Aussprache der Traurigkeit dem Troste Bahn bricht. Und dazu kommt Er mit der Herzlichkeit eines Freundes. Cleophas fertigt ihn ab mit dem mürrischen Wesen, das Traurigen eigen ist; Er aber antwortet ganz sanftmüthig und liebreich. Er offenbart ferner die Strenge eines Lehrers und Meisters, denn Er weist sie zurecht mit den Worten: O ihr Thoren und träges Herzens ꝛc., und doch auch die Geduld einer Mutter, da Er ihnen trotz des thörichten, trägen Herzens die Schrift öffnet und von Moses anhebt. Und dabei vergißt Er gleichwohl nicht die Zartheit des Gastes: Er drängt sich ihnen nicht auf, Er offenbart ihnen nicht vorschnell die Gedanken ihrer Herzen, sondern reizt und lockt sie, sich aufzuschließen. Das ist das Herz, mit dem der Auferstandene bei den Seinen bleibt. Dieselbe Weisheit und Gnade, Herzlichkeit und Strenge, Geduld und Zartheit hast auch du zu erwarten. Denn Er ist gestern, heute und derselbige in Ewigkeit.

Aus diesem Seinem Herzen kannst du aber auch nehmen — die Gaben, mit denen der Auferstandene bei den Seinen bleibt. Zuerst das Wort Gottes. Denn die Worte: „Mußte nicht Christus solches leiden ꝛc." belegt der HErr in unserm Texte mit der Schrift, indem Er anfängt von Mose und allen Propheten. Das mag ein überaus herrliches Geben gewesen sein, vom ersten Evangelio an (1. Mos. 3, 15.) bis in die Propheten hinein: „Er ist aber aber aus der Angst und Gericht genommen ꝛc., Wenn Er Sein Leben zum Schuldopfer gegeben hat," ꝛc. Und doch ist dies Geben heute noch herrlicher, denn da giebt Er im Worte des neuen Testamentes zur Weissagung allenthalben auch die Erfüllung. — Die andere Gabe aber, mit der Er bleibt, deutet Er wenigstens in unserem Texte an. Da Er mit ihnen zu Tische saß, nahm Er mit Seinen durchgrabenen Händen das Brod, dankete, brach es und gab es ihnen. Das ist nun zwar nicht das Sacrament des heiligen Abendmahls gewesen, denn Er hat ja nicht auch den Kelch genommen und dargereicht. Aber es ist uns doch für alle Zeiten ein Hinweis auf dies heilige Sacrament, mit dem der HErr Seine Kirche speist und tränkt. Und so oft später im Sacrament das Brod gebrochen wurde, werden die Zween gewiß an jenes Mahl zu Emmaus gedacht haben. So sei auch uns dies Brodbrechen im Hause zu Emmaus eine köstliche Erinnerung an das heilige Abendmahl, als an die Gabe, in welcher uns Christus, der Auferstandene Seinen Leib und Sein Blut zu essen und zu trinken giebt.

Bei dem Mahle aber ward der Fremdling von den Jüngern erkannt als der Auferstandene. Wir sehen darum nun auch Seine Person an. Sichtbar erscheint Er, Er naht zu ihnen, Er wandelt mit ihnen wohl ein gutes Stück Weges, Er redet mit ihnen, Er sitzt mit ihnen zu Tische, Er ist mit Seinen Händen thätig, Er bricht das Brod und giebt es ihnen. Es ist kein Zweifel: Er ist wahrhaftiger Mensch. Aber er ist ja doch der Allwissende, der in's Herz sieht. Er fragt zwar und so könnte es scheinen, als wüßte Er das nicht, wonach Er fragt; aber eben daraus, daß Er fragt, siehet man, daß Er ihr Gespräch kennt; eben daraus, daß Er sich nöthigen lässet zu bleiben, sieht man, daß Er ihr trostbedürftiges Herz kennt. Und da es nun zum Erkennen kommt, da wird es völlig klar, wie mit der menschlichen Natur vollkommen die Herrlichkeit der göttlichen vermählt ist: Er verschwindet plötzlich vor ihren Augen, und hat doch soeben noch leibhaftig vor ihnen gesessen. Damit zeigt Er ihnen aber zugleich, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, da sie Seine sichtbare Gegenwart nicht mehr nöthig hätten, damit sie sich desto fester an Ihn, den unsichtbar Gegenwärtigen halten möchten. Und diese Zeit währt noch heute fort. Uns ist's in der Schrift neuen Testamentes genugsam bezeugt, daß Er auferstanden ist von den Todten. Da sollen wir Ihn nun nicht eher leiblich schauen, als bis Er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten. Er ist vor unsern Augen gar verschwunden, auf daß wir desto fester glauben möchten vor dem endlichen Schauen. Aber wenn uns die Augen geöffnet würden, so würden wir Ihn auch sehen, wie Er zu uns naht tagtäglich, wie Er mit uns wandelt, mit uns redet, mit uns zu Tische sitzt, und zwar nicht allein nach Seiner göttlichen, sondern auch nach Seiner menschlichen Natur.

Ja, fragst du, woran soll ich aber Seine Gegenwart merken, wenn Er nicht sichtbar ist? Da siehe doch noch an die Frucht Seines Bleibens bei den Seinen. Als der Herr von ihnen geschieden ist, da jammern die zween Jünger nicht etwa, sondern meinen, sie hätten's längst schon merken können und sollen, daß sie Ihn bei sich gehabt. Brannte nicht unser Herz in uns, da Er mit uns redete auf dem Wege, als Er uns die Schrift öffnete? Ja, an dem seligen Herzensbrande, den der Auferstandene durch Sein Wort anzündet und schürt, kann man noch heute spüren, daß man Ihn bei sich hat. Nun ist die vorige Furcht und Verzagtheit von ihnen abgethan. Sie begreifen's nun, daß Der, der mit ihnen gewandelt und plötzlich verschwunden war, allenthalben um sie sein könne, dieweil Er ja wirklich durch Leiden des Todes zur Herrlichkeit eingegangen sei. Nun ist Er ihnen kein Verlorener mehr, um den sie trauern müssen, sondern der Gegenstand und Halt ihres Glaubens zur Seligkeit. So macht der Auferstandene noch heute die Herzen der Seinen getrost und stille, daß sie fröhlich trotzen können wider

Mon. 30. Sail'd out of the Bay of Bengal, and the Wind coming Southerly, we steer'd away East-South-East, and East-by-South, and East, and East-North-East, and North-East-by-East, and North-East, and North-North-East, and North, and North-by-West, and North-West, and West-North-West, and West, and West-by-South, and West-South-West, and South-West, and South-South-West, and South, and South-by-East, and South-East, and South-East-by-East, and East-South-East

F. A. Strauß und O. Strauß")*) giebt davon folgende Beschreibung.

„In einem Thalkessel findet sich in anmuthigen Umgebungen das Dörflein Kirjath el Enab (das alte Kiriath Jravin). Die Ruinen einer schönen Kirche, mehr als sonst erhalten, stehen in Verbindung mit denen eines Klosters auf benachbartem steilen Gebirgsvorsprung; wie bei so manchen Klöstern der Erde war auch diese Stelle trefflich gewählt; weit überschaut man die Berge Judas, die ohne schroffe Felswände oder scharfe Spitzen in wellenförmigen Rundungen sich übereinander thürmen und in der Fülle reicher Fruchtbarkeit prangen. Gerade dieses Thal wurde den Herzen der Christen theuer, weil man in dasselbe Emmaus verlegte, wohin die beiden Jünger walleten an dem Tage der Auferstehung und „Jesus trat zu ihnen; mit gehaltenem Auge, aber mit brennendem Herzen vernahmen sie, wie Er anfing von Mose und allen Propheten und legte ihnen alle Schriften aus, die von Ihm gesagt waren ꝛc." Wie nach dem Wandeln in dem Dunkel der Thäler auf dem Gebirgsvorsprung das Auge in die offene Weite schauet, so wurde den Jüngern nach dem Wallen in den Thälern das gehaltene Auge zu Emmaus geöffnet." — Das letztbezeichnete Emmaus stellt unser heutiges Bild vor.

Ein Brief von Missionar Krebs

über den jetzigen Stand der Indianer-Mission.

Lieber Pilger!

Seit meinem letzten Briefe an dich ist ein ganzes Jahr verflossen, während ich doch mein damaliges Versprechen eher zu erfüllen gedachte. Seit jener Zeit habe ich aber auch dich nicht mehr gesehen, weil dir die Wanderungen in unsere Wüsteneien unmöglich gemacht wurden. Dennoch habe ich erfahren, daß Du meine letzten Mittheilungen den Missionsfreunden der Heimath treulich erzählt hast, gern angehört worden bist und meine Bitte geneigte Herzen und willige Hände gefunden hat. Allen den lieben Freunden herzlichen Gruß und innigen Dank für ihre Liebe!

Sei mir nicht böse, daß du so lange auf Erfüllung meines Versprechens hast warten müssen. Wir haben ein schweres Kriegsjahr durchlebt. In der letzten Hälfte desselben konnten gar keine Missionsarbeiten gethan werden und auch die Missionsmittheilungen an dich, lieber Pilger, blieben zurück. Der HErr hat auch hier angefangen die Völker zu züchtigen mit der schweren Landplage des Krieges, welchen die Indianer gegen die Weißen begonnen haben. Dieser wird von letzteren nicht ohne Gegenwehr hingenommen werden, sofern die Indianer sich nicht zum Frieden neigen. Den Frieden werden sie allem Anschein nach nicht suchen, sie erlägen denn der Uebermacht der Weißen. So wird es kommen, daß Gottes Zuchtruthe Indianer wie Weiße hart züchtiget. Denn diese wollen nichts vom HErrn wissen, obwohl sie Ihn kennen, und jene, die Indianer, kennen Ihn nicht, weil ihnen das Licht des Evangeliums trotz der weißen Nachbarschaft verborgen geblieben ist. Sie haben von Millionen weißer Nachbarn nur den Gott, der Welt heißt, verehren sehen und rühmen hören. Daher sucht ein Verderben das andere — und Menschen, die einander glücklich machen und zur Seligkeit verhelfen könnten, müssen durch eigene Schuld nach Gottes Gericht ihre eigenen Verderber werden.

Du wirst dich aus meinem letzten Briefe der Klage über allerhand Bevortheilung der Indianer noch erinnern. Solcher Behandlung weiß der Indianer nur Raub und Mord entgegen zu setzen; damit suchen sie sich zu entschädigen. Sie üben solches an Jedem ohne Ansehen der Person. Wer Besitz hat, dem suchen sie ihn zu nehmen, und wer ihnen dabei in den Weg läuft, den suchen sie zu tödten. Sie meinen, daß ein Jeder, der ein weißes Gesicht hat, Theil habe an ihrem Schaden, ihn befördere oder doch wenigstens begünstige. Daher trifft ihr Raub und Mord nicht nur solche, die keinerlei Antheil an den Betrügereien haben, ja die gar nicht einmal wissen, daß die Indianer betrogen werden, sondern er trifft auch solche, die der Indianer geistiges und leibliches Wohl zu fördern suchen, wie z. B. die Mission und ihre Arbeiter. Die aber, welche die Rache der Indianer herausgefordert haben, haben sich aus dem Staube gemacht, nachdem sie ihr Schäfchen geschoren hatten. Auch unsere Mission unter den Zistas hat der gegenwärtige Krieg hart getroffen, hat ihren regen Fortgang gehemmt, ihr großen äußeren Schaden gebracht und ihr damit ein Hartes auferlegt. Dieselben Feinde, welche vor zwei Jahren in Minnesota und am Missouri wütheten, die dortige weiße Bevölkerung grausam heimsuchten, deren Habe raubten und niederbrannten und keines Menschen verschonten, den sie in ihrer Gier ereilten; dieselben Indianer zogen sich im verflossenen Jahre ins Innere Nebraskas und Idahos, verbanden sich mit mehreren Stämmen dieser Wüsteneien und versuchten hier, was ihnen in Minnesota und am Missouri nicht mehr gelingen wollte, nämlich die gesammte weiße Einwohnerschaft entweder zu tödten oder aus dem Lande zu treiben. Wie wenig sie aber ihren Feind kennen, ersieht man an dem unerreichbaren Ziele, das sie sich gesteckt haben; sie müßten denn einen Verzweiflungskampf kämpfen wollen, von dem sie selber wünschten, daß er ihnen den gänzlichen Untergang bringen möchte, wenn sie ihr Ziel nicht erreichen sollten. Verschiedene Abtheilungen der Missouri-Sioux betreiben den gegenwärtigen Aufstand und haben unter den Sioux Nebraskas, die sie Ogulala nennen und unter einem Theile der Zistas Genossen gefunden.

Seit 4 Jahren schon redeten verschiedene Indianer von dem nahen Kriege, rühmten bei jeder Gelegenheit ihre Zurüstungen auf denselben, drohten zuweilen mit ihrer feindlichen Gesinnung, wenn man ihrer Bettelei nicht willfahren wollte, und versprachen dauernde Freundschaft, wenn man ihrem Begehr entsprechen würde. Sie zeigten Einem manchmal ihre Pfeile mit Widerhaken, und gaben ihre heimliche Freude kund, wenn der Verwundete den tödtlichen Pfeil nicht ohne Weiteres würde herausziehen können. Sie freuten sich im Voraus darauf, daß die Weißen sammt und sonders fliehen müßten und daß dann ihr Land leer stehen würde. Bei den Vorgängen in Minnesota wurden die Sachen ernster; allein, da die Indianer in Nebraska schweigsamer wurden mit ihrem Vorhaben, so schien es, als wollten sie es bei der Drohung bewenden lassen. Sie hätten das jedenfalls auch gethan, wenn die ersten Aufrührer mehr gedemüthigt worden wären. Dann wären sie nicht so mächtig

*) Der für das Verständniß der Schrift wichtigste Inhalt dieses kostbaren Buches ist für das Volk zusammengestellt in einem wohlfeileren und mit guten Steindruckbildern versehenen Buche, das wir den Pilgerlesern mit Freuden empfehlen: Sinai und Golgatha, Reise in das Morgenland von F. A. Strauß, Prof. d. Th. in Berlin, Berl. 1865. 464 S. 1 Thlr. 12 Ngr.

geworden und hätten an der Demüthigung jener auch ihren zu erwartenden Lohn ermessen können. Es kam nur auf eine gründliche Unterdrückung des erstmaligen Aufruhrs an. Sie waren ja immer noch zu den Friedlicheren zu zählen. Ja, der Ausbruch der Feindseligkeit geschah nach Aussage der Indianer selbst in Folge der Hurerei und des Branntweins, der ihnen als Hurenlohn gegeben wurde. Sie sahen sich beleidigt, gekränkt und im Nachtheil. Zu gleicher Zeit kamen die Aufrührer aus dem Norden. Nun konnten sie sich der Rache nicht länger enthalten. Allenthalben raubten sie Pferde, so viel sie konnten, und hatten damit nichts Geringeres im Sinn, als einerseits sich zu rüsten und andrerseits den Weißen die Flucht unmöglich zu machen, damit diese um so gewisser ihren mörderischen Händen anheimfallen möchten. Die zahlreichen Reisenden nach den Goldminen und was sich sonst für Geschäftsleute an der Straße befanden, überfielen sie, tödteten und verwundeten viele, raubten deren Pferde und Maulesel, plünderten die Wägen, entführten Frauen und Kinder u. s. w. Nahe bei unserer Station trieben 2 Indianer 22 Pferde eines Deercreeker Bewohners fort und zwar zur Mittagszeit, so daß wir's mit ansehen konnten. Die Spuren führten nach den nahen Bergen, wo sich noch eine Menge solcher Räuber versteckt hielt. Kein Plätzchen unsrer Gegend war mehr sicher, Niemand wagte sich hinaus. Fast mit jedem Tage kamen Nachrichten, daß die Indianer neues Unheil angerichtet hätten. Mehrmals kamen hier zwischen Reisenden und Indianern Schlachten vor, bei welchen Letztere immer im Vortheil waren, weil sie plötzlich aus ihrem Versteck hervorbrachen, die Leute überfielen und eben so schnell wieder flüchteten, um womöglich den Erschreckten und Geplünderten anderswo wieder aufzulauern. Die ankommenden Wagenzüge wußten immer von Ueberfällen zu berichten, wobei es Menschenleben gekostet hatte. Manche der Reisenden waren gänzlich arm geworden, konnten nicht weiter, weil ihnen das Zugvieh geraubt war, und mußten sich irgendwo als Arbeiter vermiethen, bis ihnen die Rückreise wieder möglich wurde. Da gab's Flüchtlinge genug und Verwundete, welche die Barmherzigkeit derer anrufen mußten, die selbst tagtäglich in Todesgefahr standen. Die geringe Einwohnerschaft Deercreeks, 6 bis 8 Familien, wir unter ihnen, zogen zusammen, um dem Feinde eine möglichst große Zahl Männer entgegenstellen zu können. Denn auf fremden Schutz durfte man nicht rechnen, da selbst die 30 bis 50 Mann Soldaten, welche 4 Meilen entfernt eine Station hatten, von ihren Häusern und ihrer Habe nicht wegzugehen wagten. Zu dieser Station nahm eine Frau ihre Zuflucht, welche mit einer andern und einem zwölfjährigen Mädchen ihren Männern geraubt und 40 Meilen weit in unbekannte Prairien geführt worden waren. Sie sollten in's Indianerlager gebracht werden. Allein weil die Indianer Verwundete bei sich hatten, die nicht mit fortkommen konnten, so wurden diese Frauen zu deren Pflegerinnen verordnet, bis sie mit ihnen nachkommen könnten. Alle drei schlichen sich jedoch Nachts von ihren pflegbefohlenen Indianern fort. Sie verliefen sich von einander und nur eine hatte das Glück, Deercreek zu finden. Von ihren beiden Gefährtinnen wußte sie weiter nichts, als daß sie sich zusammen von den Indianern heimlich entfernt hatten; aber in finsterer Nacht, ohne es zu gewahren, waren sie einander abhanden gekommen. Ein Mann hielt sich längere Zeit hier auf, welchem ebenfalls die Frau geraubt worden war. Er hoffte sie wieder zu bekommen, weil das Militär 18 Frauen und Kinder gefangen hielt, die nicht eher frei gegeben werden sollten, bis die Indianer ihre Gefangenen zurückbrächten. Wer weiß, ob sie am Leben geblieben ist, und wenn ja, so wissen die Indianer gut genug, daß ihre Frauen beim Militär besser aufgehoben sind, als die Gefangenen bei ihnen. Jener Mann trat später hoffnungslos die Rückreise nach den Staaten an. Das sind einige Beispiele der Greuel, die sich in unserer Gegend zutrugen. In ähnlicher Weise wurde das ganze uncivilisirte Nebraska heimgesucht. Sonderlich war die Straße nach Utta 600 bis 700 (englische) Meilen weit völlig unsicher. Auf dieser langen Strecke Weges sind zahlreiche Raubanfälle und Mordthaten verübt worden. Ueberall hielten sich Räuber in ihren Schlupfwinkeln versteckt und lauerten ihrer Beute auf. Als wir im Herbste diese Straße ziehen mußten, waren noch die Grabhügel, sowie die verlassenen und verwüsteten Häuser Zeugniß von der Indianer grausamer Rache und Bosheit. So fanden wir unter andern ein Grab, in welchem 11 Reisende begraben waren; von 13 Mann einer Reisegesellschaft entkamen nur zwei, welche dort ihren 11 getödteten Genossen den letzten Dienst erwiesen.

Was haben nun die Indianer mit alledem erreicht? Sie haben zwar am Raubmord ihre teuflische Freude gehabt, haben auch die weißen Bewohner des Landes zu Hunderten fliehen sehen. Aber dafür können sie jetzt das Militär zu Tausenden zählen, das noch energisch gegen ihr heilloses Handwerk einschreiten wird. Zwar hat das Militär noch wenig ausgerichtet, theils wegen Nachlässigkeit, theils weil die höheren Befehle zu entschiedenem Angriff fehlten. Es schien fast, als habe man kein gutes Gewissen, als sei man sich der Schuld seiner Ungerechtigkeit bewußt und müsse deswegen Güte und Geduld walten lassen, den Indianern gegenüber aber Großmuth beweisen. Es kam vor, daß das Militär im Gefechte unter andern auch einen Sioux verwundete, der sich früher viel im Fort aufgehalten hatte, nun aber unter die gefährlichsten Feinde zu zählen war. Wegen des muthmaßlichen Todes dieses Mannes wurde das Militär vom Obersten hart getadelt. Später, als er von seiner Wunde genesen war, ging er in's Fort, wurde dort mit Freuden aufgenommen und wird bis heute noch ganz ernährt. Diese Großmuth machte die Indianer nicht etwa weicher und friedlicher. Sie erkennen darin ungerechtes Verfahren und Schwachheit der Weißen, die sie verlachen, um derentwillen sie noch dreister werden zu dürfen glauben. Wenn sie keinen bessern Widerstand erfahren, so geben sie den Krieg nicht auf; sie halten die Weißen für ohnmächtig und glauben, der Sieg werde auf ihrer Seite sein. So sehr sie sich hierin täuschen, so gewiß wird mit aller Strenge durchgeführt werden, was ihnen jetzt noch freundlicher und schmeichelhafter Weise angeboten wird, ihre Civilisation. Die Maschine dazu scheint fertig zu sein. Man macht denen, die in das angewiesene Land gehen und seßhaft werden wollen, große, in die Augen fallende Versprechen. Man will ihnen alle Bedürfnisse, Nahrung, Kleider, Wohnung, Vieh und Ackergeräthe geben und verspricht, ihnen 4 Jahre lang Arbeiter beizugeben, welche ihnen den Acker bebauen und dergleichen Arbeit thun sollen. Die Indianer sollen blos zusehen und den Ertrag des Feldes essen. Viele der Friedlichen begrüßen diesen Vorschlag mit Freuden. Denn es scheint, als würden sie mit einem Male reiche Leute und könnten bei indianischer Unart zugleich auch das gute Leben der Weißen genießen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 17. Dresden, den 23. April 1865.

Am Sonntage Quasimodogeniti.

Joh. 20, 24—29.*)

Thomas sprach zu Jesu: Mein HErr und mein Gott! Das sind rechte Herzensworte. Du liebes Herz, bedenke dabei,

1. Wer sie ausgeredet habe. Thomas mit dem Zunamen: ein Zwilling, weil er ohne Zweifel mit einem andern Geschwister in der Geburt und zu einer Zeit auf diese Welt geboren worden ist, wie Jacob. Von seinem Vaterland und seinen Eltern können wir nichts wissen; er muß also geringer Abkunft gewesen sein. Nichtsdestoweniger ist er von Christo zum Apostelamt befördert worden (Matth. 10, 3.). In diesem seinem Amt ist er gewesen

ein liebreicher Jesusfreund. Denn da Christus auf Mariä und Marthä Bitten nach Bethanien (welches ein Flecken war, etwa eine kleine Meile Wegs von Jerusalem entlegen) reisen wollte, und die andern Jünger aus Furcht der Gefahr heftig dawider waren, resolvirte sich Thomas anders und sprach: Lasset uns mitziehen, daß wir mit Ihm sterben! Was? wollet ihr von euerm HErrn abfallen? Nein, das sei ferne! Vielmehr wollen wir in den Tod mit Ihm gehen, dieweil es getreuen Jüngern und Schülern wohl anstehet, ihren Lehrmeister in keiner Gefahr zu verlassen. (Joh. 11, 16.) Er war ferner

ein lernbegieriger Schüler. Da Christus sagte, Er gehe hin, uns die Stätte zu bereiten, da kommt er gleich und fragt: HErr, wir wissen nicht, wo Du hingehest, und wie können wir den Weg wissen? (Joh. 14, 5.) Er war auch

ein treuer Arbeiter in Gottes Ernte, der das Evangelium bei den Parthern, Medern, Persern, Bactrianern und Juden gepredigt, wie auch den Chinesen und äußersten Morgenländern den Weg zum Himmelreich gewiesen haben soll. Dazu ist er endlich

ein Blutzeuge Jesu worden, da er Christi Ehre und Lehre mit seinem Blute versiegelt hat. Mit welcher Todesart, ist uns ungewiß; Etliche schreiben, er sei enthauptet, Etliche, er sei in Indien mit einem Spieß durchstochen worden. Dieser ist's, der hier ruft: Mein Herr und mein Gott! Was ist aber

2. der Inhalt und Verstand solcher Worte? Thomas hört, daß seine Mitjünger lauter Osterfreude im Mund und Herzen haben, sie laufen ihm entgegen und sprechen: Wir haben den HErrn gesehen! Das will ihm nicht in den Kopf, darum spricht er: „Es sei denn, daß ich in Seinen Händen sehe die Nägelmale und lege meine

*) (Nach Joh. Jacob Otho's „evangelischem Krankentrost.")

Hand in Seine Seiten, will ich's nicht glauben! Sagt mir, was ihr wollet; der Mann ist hin, Er ist mit Nägeln und Spießen so gezeichnet, daß Er des Aufstehens wohl vergessen wird bis an den jüngsten Tag. Einmal gestorben ist gestorben."

Was hat da Jesus zu thun? Er thut nicht anders, als wenn er den Thomas gar nicht entbehren könnte. Er geht ihm nach, überweiset ihn mit dem Augenschein und zwingt ihn gleichsam dazu, daß er sein großes Unrecht erkennen muß, nur damit Er's ihm vergeben könne. Er reicht ihm Seine durchnagelte Hand, Seine durchstochene Seite und Seine durchbohrten Füße dar und spricht: „Thoma, Thoma, was hast du gesagt? Ich habe es gehört. Nun, weil man dir den Glauben in die Fäuste geben muß, so komm herbei, schaue und fühle, ob ich nicht dein alter Jesus, dein auferstandener Jesus sei."

Hier wird Thomas ein anderer Mann. Bis daher war er innerlich im Herzen und äußerlich in der Rede ganz verkehrt. Jetzo wendet er sich um und wird bekehrt, Nacht wird bei ihm in Tag, Finsterniß in Licht, Herzeleid in Freude verwandelt, daß er ausruft: Mein HErr und mein Gott! Ja, Du bist's, der vorige Jesus! Du bist und bleibest nun in meinem Herzen mein HErr, Du bist und bleibest in meinem Herzen mein Gott, mein lebendiger HErr und mein lebendiger Gott! Wohl kann's sein, daß er, wie die Maler ihn abbilden, auf die Kniee sich dahingeworfen, dem HErrn JEsu die Wunden geküsset und gerufen hat: Mein HErr und mein Gott!

Die alten und neuen arianischen Jesusfeinde machen hieraus bloße Verwunderungsworte und geben vor, Thomas habe gleichsam aus Bestürzung nicht gegen Christum, sondern gegen Gott den Vater ausgerufen: „Mein Gott! was sehe und erfahre ich da! Wer hätte das gemeint, daß der zerstochene, durchnagelte, gekreuzigte und zu Tode gemarterte Jesus wieder auferstehen und lebendig erscheinen sollte?" Du liebe Seele, kehre dich nicht an diese falsche Auslegung, die deinem Jesu die Ehre Seiner Gottheit rauben möchte; denn bei den Juden hatte man nicht die arge Sitte der verderbten Christenheit, den heiligen theuern Namen Gottes beim Ausdruck der Verwunderung oder der Bestürzung zu nennen; sondern glaube fest, daß es seien

aufrichtige Bekenntnißworte, in welchen ausgesprochen wird die Vereinigung der beiden Naturen in Christo. Wer stehet hier vor Thomas? Jesus, der die Wundenmale an Händen und Füßen hat, der sich mit Augen sehen, mit Ohren hören und mit Händen betasten läßt. Er muß also wahrer Mensch sein. Was ist Er aber mehr? Thomas sagt: Ein wahrer Gott: mein HErr und mein Gott! Er weiß wohl, daß er das, was er zuvor im Unglauben geredet, nicht vor fremden Leuten gesagt hat. Er weiß wohl, daß kein Fremder, noch einer seiner Mitjünger es dem HErrn hatte hinterbringen und erzählen können; denn er hatte es ja eben erst geredet. Und nun, da er's doch Alles von JEsu hört, muß er ja schließen, Er sei der allwissende Gott. Da er Ihn durch den Tod, durch Riegel und Siegel des Grabes durchgedrungen siehet, durch die verschlossene Thür eingetreten, in der alten vorigen Gestalt und mit den vorigen Reden und Geberden, muß er ja schließen, Er sei der allmächtige Gott. Da er Christi Zusage und Predigten erfüllet siehet, muß er ja schließen, Er sei der treue und wahrhaftige Gott. — Begriffen ist in diesen Bekenntnißworten auch des HErrn JEsu hohes Amt. Denn Er wird genannt ein HErr, eben der HErr, den Gott zum Messias aller Welt verordnet hat, der HErr, der unsere Gerechtigkeit ist (Jer. 23, 6.), der HErr in Israel (Mich. 5, 1.), der HErr in der Stadt Davids (Luc. 2, 11.), der HErr der Herrlichkeit (1. Cor. 2, 8.), der HErr aller Herren (1. Tim. 6, 15.) ꝛc. — Es sind Thomä Worte ferner

freudige Glaubensworte. Denn Thomas nennet Christum nicht allein einen HErrn und einen Gott, sondern seinen HErrn und seinen Gott: Mein HErr und mein Gott! Du, Du hast mich erschaffen, Du hast mich aus der Hölle erlöset und vom Tode errettet; Dich will ich ehren, lieben und loben, Dir will ich leben, Dir will ich leiden, Dir will ich sterben. Ich bin Dein Eigenthum, und Du mein HErr; Du bist mein Gott, ich Dein Geschöpf: Jesu, mein liebster HErr allein, wie süß ist mir der Name Dein! — Und endlich sind Thomä Worte auch

andächtige Bußworte. Sie wollen sagen: O ich armer Sünder! ach, wie gröblich, wie häßlich hab' ich mich vergriffen! Nun bin ich überzeuget. Liebster Jesu, mein HErr und Gott, laß in Deinen Wunden meine Sünde begraben, in Deinem Blut meine Sünde ersäufet sein. HErr JEsu Christ, mein HErr und Gott, tröst mir mein Seel in Todesnoth! Mein Gott und HErr, mein Gott und HErr, in Schanden laß mich nimmermehr! (Aus dem Liede: Herzlich lieb hab ich ꝛc.)

Nun lieber Mensch, Thomas ist dem Leibe nach schon viele hundert Jahre todt; seine Seele ruhet in Gott. Dir stehet das Sterben noch bevor. Willst du aber selig sterben wie Thomas, so mußt du auch leben und glauben wie Thomas, daß es immer bei dir heiße: Mein HErr und mein Gott! Behalte darum die dreifache Vermahnung:

1. Im Glauben blicke JEsum an,
   Wenn auch das Aug' nicht sehen kann.
2. JEsum laß dein eigen sein,
   Schleuß Ihn fest in's Herz hinein.
3. Küß die rothen Jesus-Wunden,
   So wirst du von Sünd entbunden.

Thust du das, so bleibt dir auf solchen Fall der Trost gewiß, daß JEsus sei dein HErr und dein Gott im Leben und im Tod. Wo der HErr ist, da wird der Diener auch sein (Joh. 12, 26.). Sonst macht der Tod

die größten Risse auf Erden, er reißet bald da, bald dort liebe Herzen mit großen Schmerzen auseinander; allein das theure Jesusherz, und ein Christenherz kann er so gar nicht trennen, daß er sie vielmehr noch näher zusammenbringen muß. Ach, wie freudig wird dann meine Seele nach ihrem Abschied bei dem ersten Anblick JEsu sagen: Mein HErr und mein Gott!

HErr JEsu, mein HErr und mein Gott, ich danke Dir von Herzen, daß Du mir noch heute Deine heiligen Wunden und Nägelmale zeigest in Deinem Worte und mich zur Buße berufest. Ach gieb, daß ich nicht ungläubig, sondern gläubig; nicht unbußfertig, sondern bußfertig sei. Behüte mich, daß mich der Satan nicht fälle; oder, wo ich doch fallen sollte, so reiche mir Deine Gnadenhand und hilf mir wiederum auf. Gieb, daß ich Dich für meinen HErrn und meinen Gott erkenne, an Dich, ob ich Dich gleich mit Leibesaugen nicht sehe, wahrhaftig glaube und endlich das Ende meines Glaubens, nämlich der Seelen Heil und Seligkeit, erlange um Deiner heiligen, blutigen Wunden willen! Amen.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

1 Mose, 42, 36.

Da sprach Jacob, ihr Vater, zu ihnen: Ihr beraubt mich meiner Kinder. Joseph ist nicht mehr vorhanden, Simeon ist nicht mehr vorhanden, Benjamin wollt ihr hinnehmen; es gehet alles über mich.

Diese Stelle zeigt, wie blind unsere Vernunft ist, wenn sie sich auf ihre eigenen Gefühle verläßt, und nicht auf Gottes Verheißungen. Dem Anscheine nach kann keine Klage gerechter sein, als die Jacobs, und doch ist jedes Wort eine Täuschung, und weil er es mit Bestimmtheit ausspricht, eine Lüge. Joseph ist vorhanden und sitzet auf einem Throne, Simeon ist vorhanden, Benjamin wird ihm nicht entrissen; es gehet alles nicht über und wider ihn, es ist vielmehr eben die Wendung seines Geschicks, durch welche Alles für ihn geht. So wenig weiß er das, daß er beklagt, was seines Alters Trost, seines Lebens unaussprechliche Freude werden sollte. In solchem Jammer verzehrt sich sein Herz noch, während schon Josephs Wagen beinahe vor der Thür stand; sein Glück wird ihm nicht eher klar, als bis es ihm vor den Füßen liegt. Herr Gott, mache uns weise, daß wir im Elend nicht murren; Deine Wege sind wunderbar, aber Du führest Deine Rathschlüsse herrlich hinaus. Was uns ein Unglück däucht, ist vielleicht eben das, was Du uns zum Segen bestimmt hast; wir wissen es nur noch nicht und bejammern das, dem wir entgegenjauchzen sollten. O lehre uns vertrauen und stille sein!

2 Mose 33, 20. 22. 23.

Kein Mensch wird leben, der mich siehet. Wenn meine Herrlichkeit vorübergehet, soll meine Hand ob dir halten, bis ich vorübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.

Wir können Gott nicht sehen, Sein Angesicht ist uns sammt Seinem Wesen verborgen; aber nachsehen können wir Ihm; wo Er im Leben, im Wort und ganz besonders im Sohne an uns vorübergeht, können wir Seine Herrlichkeit schauen, Ihm nachblicken. Wir können Ihn auch nicht denken; aber nachdenken können wir Ihm, was Er uns vorgedacht und in Wort und That offenbart hat. Auch sollen wir Ihn anders und anderswo nicht suchen, als Er sich offenbart hat, nämlich im Sohne. Was wir von Ihm sehen, wissen, erforschen, muß vom Sohne ausgehen und am Sohne haften; wollen wir dem Vater ohne den Sohn ins Angesicht schauen, Seinen verborgenen Rathschluß und Erwählungsrath erforschen, so können wirs nicht ertragen, die Herrlichkeit der Majestät erdrückt und überwältigt uns. Es ist ein Frevel, wer Gottes Angesicht im Fleische schauen will; das vermögen selbst die Auserwähltesten, wie Moses, mit denen Er spricht, wie ein Mann mit seinem Freunde (1 Mos. 33, 11), nicht; wohl uns, daß Er an uns vorübergewandelt in Seiner Herrlichkeit (Tit. 3, 4) und daß wir Ihm nachschauen dürfen. Dieses Nachschauen laßt uns immer fleißiger üben, daß wir in böser Zeit getröstet werden und Muth gewinnen, wie Moses.

4 Mose 6, 25.

Der Herr lasse Sein Angesicht leuchten über dir, und sei dir gnädig.

Hier bitten wir den Herrn, daß Er Sein Angesicht über uns leuchten lasse. Denn es ist gar zu schwer, sich immer fest an Seine Gnade zu halten, wenn Er uns nie ihren Glanz schauen lässet. Der Glaube soll eigentlich so stark sein, daß er sich, auch wo er nicht siehet und fühlet, getrost ans Wort hält; es ist dies aber sehr schwer, und er wird dabei leicht matt und verdrossen, wenn er Gottes Angesicht suchet, und findet immer Wolken der Trübsal davor, die es ihm verdecken. Ob er nun wohl weiß, daß es da ist, und sich dessen auch getrösten kann, so will er es doch zuweilen auch sehen und genießen, und darum bittet er: Lasse Dein Angesicht über uns leuchten; nimm die Wolken hinweg, daß wir seinen Gnadenglanz auch sehen, und uns von Zeit zu Zeit daran erquicken können, und uns stärken auf solche Zeiten, da Du es uns nur hinter einer Wolke verborgen ahnen lässest.

4 Mose 10, 10.

Wenn ihr fröhlich seid an euren Festen, und in euren Neumonden, sollt ihr mit den Trommeten blasen über eure Brandopfer und Dankopfer, daß es sei euch zum Gedächtniß vor eurem Gott.

Wenn Israel in die von Gott selbst angeordneten

und befohlenen Posaunen stößt, das will sich Gott ein Zeichen sein lassen, Seines Volkes zu gedenken. So bindet sich der barmherzige Gott freiwillig an gewisse, von Ihm selbst eingesetzte Zeichen und gottesdienstliche Stücke, daß Er unser dabei gedenken will. Nicht, daß Er solcher Erinnerung bedürfte, aber wir sollen daraus Muth schöpfen, daß in diesem Augenblicke, da wir auf Gottes Geheiß und Verheißung solcher Zeichen gebrauchen, Er ganz gewiß unser eingedenk sei. Aber es sind auch nur von Gott angeordnete, nicht selbsterwählte Dienste gemeint. Insbesondere hat das Gebet eben solches Geheiß und eben solche Verheißung, und wenn es noch so leise ist, es ist ein Stoß in die heilige Posaune, der Gott kraft Seiner Verheißung aufhören und unser gedenken macht.

4 Mose 22.

Die Wissenschaft ist die Eselin des Bileam; sie dient ihrem Herrn treulich in alle dem, wozu er sie brauchen kann und soll, Num. 22, 30; da läßt sie ihn auch nicht im Stiche. Wenn er aber auf derselben wider das Volk Gottes anreiten will und den Engel des HErrn nicht sieht, der ihm im Wort entgegentritt, so läßt sie ihn jämmerlich im Stiche, und wenn er sie zwingen will, seinen Einfällen zu folgen, klemmt sie ihm den Fuß an die Wand. Wie Mancher hat endlich doch noch den Engel des HErrn mit dem bloßen Schwerte gesehen, wenn ihm seine Eselin zusammenbrach und sein Zorn ihm nichts half. Wie Mancher hat mit seiner Wissenschaft an einem Worte, das ihm wie ein Engel mit bloßem Schwert entgegentrat, nicht vorüber gekonnt und sich mit seinem Angesicht neigen und bücken müssen!

4 Mose. 28, 2.

Gebiete den Kindern Israel und sprich zu ihnen: Die Opfer meines Brodes, welches mein Opfer des süßen Geruchs ist, sollt ihr halten zu seinen Zeiten, daß ihr mirs opfert.

Gott hält selbst auf den von Ihm gebotenen Gottesdienst, daß alles zu rechter Zeit und in rechter Weise geschehe. Er ist ein Gott der Ordnung und der Heiligkeit, und will auch schöne, heilige, geordnete Gottesdienste haben. Darum hat Er uns nicht unserem Gutdünken überlassen, sondern Alles selbst genau angeordnet und hält darüber, daß wirs halten. Die Form ist ihm nicht gleichgültig; auch im N. B. hat Er Gebet, Amt, Predigt, Sacrament selbst geordnet. Und das ist eine Wohlthat, weil Er sich in den so geordneten Gottesdienst mit Seiner Verheißung gebunden hat. Nun wissen wir gewiß, wir treffen Seinen Willen, wir ehren Ihn so, wie Er geehrt sein will. Auch die Form des Dienstes aufrecht halten, wie Er sie bestimmt, ist eine Erfüllung Seines Gebots, folglich Ihm angenehm. Und so werden wir in dieser äußern Form, eben weil Er sich mit Seinen Verheißungen daran gebunden hat, auch dieser selbst gewiß und wahrhaftig theilhaft. Wäre die äußere Form unserem Gutdünken überlassen, hätten wir nie die freudige Gewißheit, sie sei Gott wohlgefällig, und durch sie setzen wir uns in den Besitz Seiner verheißenen Güter.

5 Mose u. s. w.

Zu den großartigsten Verkehrtheiten der Kritik gehört es, wenn man behauptet z. B. hinsichtlich des 5. Buchs Mosis, irgend ein unbekannter Prophet des vormaccabäischen Zeitalters habe sich in Moses Lage und Geist versetzt und diese Schrift zu Stande gebracht. Aehnliche Behauptungen laufen hinsichtlich der Offenbarung Johannis und des zweiten Theiles Jesaiä, sowie einer Reihe davidischer Psalmen. Man denke sich nur einfach und ruhig den Fall. In die Seele eines der größten Männer Gottes sich zu versetzen, und dies wird unbekannten Personen zugeschrieben, von denen die Geschichte sonst Nichts weiß! Einen Mann, wie Moses, Jesaias, Johannes nachahmen und mit diesen Machwerken nur einen Tag die Welt täuschen! Es ist völliger Aberwitz. Entweder ein solcher müßte selbst ein hoher, seinen Vorbildern ähnlicher Prophet Gottes sein; würde also unter eigenem Namen wahrhaftig ebenso gültig haben schreiben können! oder wir müßten annehmen, die größten Geister der Menschheit befaßten sich damit, ihre Werke Anderen unterzuschieben! Was würde man sagen zu der Behauptung, irgend ein unbekannter Schriftsteller habe sich in Göthe's oder Dante's Seele versetzt und wirklich die Welt glauben gemacht, sein Werk sei von diesen Riesengeistern! Was man auf dem Gebiete der weltlichen Literatur gar nicht wagt, aus gerechter Furcht, unwiederbringlich der Lächerlichkeit zu verfallen, das wagt man auf dem Gebiete der biblischen Kritik ohne Scheu. Freilich in den Augen jedes denkenden Menschen setzen solche Kritiker sich auf das Tiefste herab.

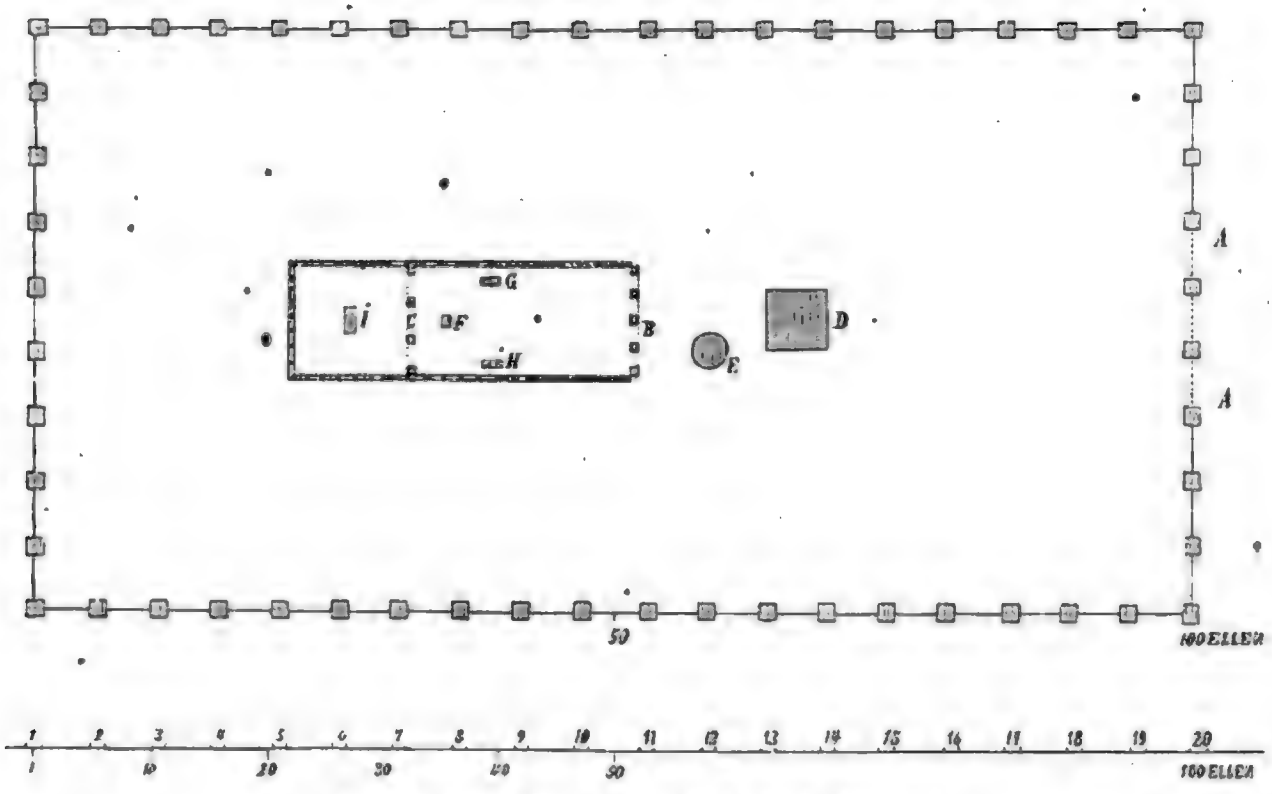
(Fortsetzung folgt.)

Der alttestamentliche Gottesdienst.

2. Der Name und der Grundriß des israelitischen Heiligthums.

Lies: 2. B. Mos. Cap. 26 und 27.

Als wir uns neulich das von Gott selbst geordnete Wüstenlager der Kinder Israel veranschaulichten, hörten wir, daß mitten in demselben, wie das Herz im Leibe, das Volksheiligthum, die Stiftshütte, aufgestellt worden sei. Auf sie lenken wir heute unsere Blicke und suchen uns nach der Schrift ein möglichst deutliches Bild von ihr zu machen. Das ist um so nöthiger, als namentlich in alten und neuen Bilderbibeln Darstellungen der Stiftshütte zu finden sind, die sich der Wirklichkeit kaum annähern, geschweige denn mit ihr übereinstimmen. Ein völlig deutliches Bild wird der Pilger hier freilich nicht geben können; dazu müßte er farbige Bilder vorführen; aber er hofft doch in Allem, was die Größenverhältnisse und die äußere und innere Anordnung der Stiftshütte betrifft,



Grundriß der Stiftshütte und ihres Vorhofs.

A.A. Eingang in den Vorhof.
B. Eingang in das Heilige der Stiftshütte } durch Vorhänge.
C. Eingang in das Allerheiligste.
D. Der Brandopferaltar.
E. Das Handfaß.
F. Der Räucheraltar.
G. Der Schaubrodtisch.
H. Der siebenarmige Leuchter.
I. Die Bundeslade.

seinen Lesern eine möglichst deutliche Vorstellung von dem in der Schrift Beschriebenen zu machen.

Heut giebt er zwar wiederum nur einen Plan, aus wenigen Linien bestehend, der recht mager aussehen mag; aber das Erste beim Bau eines Hauses ist ja der Grundriß. So müssen auch wir damit beginnen. Erst wenn wir uns in den gefunden haben, werden wir das nach ihm errichtete Gebäude verstehen. Und es soll auch, will's Gott, nachdem wir den Plan uns eingeprägt haben, an weiterer, reicherer Veranschaulichung nicht fehlen.

Zuvor aber noch das Nöthigste über die Namen des israelitischen Heiligthums; denn die Schrift bezeichnet dasselbe mit gar verschiedenen und zwar keineswegs bedeutungslosen Ausdrücken. Der erste und allgemeinste ist eben der Name „Heiligthum" selber, hebräisch Mikdasch. So heißt die Stiftshütte nicht blos deshalb, weil sie im Lager eine von den andern Stätten oder Zelten abgesonderte Stellung einnahm, sondern vor Allem, weil sie Gott selber, der „Heilige in Israel" zu Seiner Wohnung erwählet hatte und von da aus Seine Heiligkeit dem Volke bezeugen wollte. Sie heißt ferner **die** Wohnung, **das** Haus, **die** Hütte, weil sich ja in Israel keine anderen Wohnungen, Häuser oder Hütten fanden, die sich ihr hätten zur Seite stellen können, und weil das das Sonderliche an ihr war, daß der heilige Gott sich bleibend, bei Seinem Volke bleibend, also wohnend in ihr niederließ. Und was insbesondere den Namen Hütte oder Zelt betrifft, so wird sie dadurch als ein noch wanderndes Heiligthum bezeichnet, als eine Wohnung, die abgebrochen werden kann, um wie ein Zelt immer wieder aufgebaut zu werden, deren Bestimmung aber über die der andern Menschen-Zelte so hoch erhaben ist, daß sie eben kurzweg das Zelt genannt wird.

Am inhaltsvollsten endlich sind die beiden noch übrigen Namen der Stiftshütte, da sie Zelt der Zusammenkunft (óhel moéd) und Zelt des Zeugnisses (óhel edúth) genannt wird. Zelt oder Hütte der Zusammenkunft heißt sie nicht etwa deswegen, weil wie in unsern Kirchen das Volk in ihr zusammenkam, sondern weil sie die Stätte war, an welcher sich Gott selbst Seinem Volke nahete und mit diesem zusammenkam. Den andern Namen „Zelt des Zeugnisses" führt sie, weil von ihr aus der Heilige Gott sich dem Volke bezeugte, und weil in ihr das Gesetz, als das kurzgefaßte Zeugniß des göttlichen Willens, aufbewahrt ward.

Diese beiden letzten Namen nun hat unser Luther, wenn auch nicht wörtlich, doch ganz vortrefflich mit „Stiftshütte" übersetzt. Er hat es damit gemacht, wie er's so oft machen mußte, wenn er die biblischen

Dinge dem deutschen Volke seiner Tage verständlich machen wollte. Er hat angeknüpft an damals bestehende Verhältnisse. Stifte oder Stiftskirchen nannte man damals die bedeutenderen mit (vor Alters gestifteten) Klöstern in Verbindung stehenden Gotteshäuser. Das schwebte ihm vor, als er die hebräischen Worte mit „Stiftshütte" übersetzte, wie er denn hie und da die für Götzenheiligthümer gebrauchten Ausdrücke (Hesek. 6, 6 u. dgl.) auch mit „Stift" übersetzt hat. Er selbst sagt davon: „Das hebräische Wort haben wir nicht anders wissen noch wollen deutschen. Es soll aber soviel heißen, als ein gewisser Ort oder Stätte, wie eine Pfarrkirche oder Stift, dahin das Volk Israel kommen und Gottes Wort hören sollte, damit sie nicht ihrer eigenen Andacht nach hin und wieder liefen, auf Bergen, in Gründen und andern Orten Gott zu opfern." Er hat also damit zugleich das bezeichnen wollen, daß das Zelt der Zusammenkunft eine von Gott selbst festgeordnete Stätte des Gottesdienstes sein sollte, und wir werden hierbei auch daran gedenken können, daß das Volk Israel den Bau der Stiftshütte durch Opfer und Gaben zu Stande brachte, die gar wohl mit den Opfern verglichen werden können, denen die mittelalterlichen Stiftskirchen ihre Entstehung verdanken.

Denn von Beidem, vom göttlichen Bauplan, von göttlicher Stiftung, und von menschlicher Ausführung dieses Planes, von menschlichen Stiftungen berichtet uns die Schrift. Nicht nach Moses Gedanken ist das Heiligthum eingerichtet worden; sondern Gott selbst zeigte dem Moses auf dem Berge ein Vorbild oder Modell der Hütte und ihrer Geräthschaften, danach die Anfertigung des Einzelnen sich richten sollte. So war die Hütte bis in ihre Einzelheiten in der That eine göttliche Stiftung, eine rechte Stiftshütte. Und doch wollte Gott nicht allein ohne Menschenhände Seine Wohnung in wunderbarer Weise zurichten; sondern das Volk selbst sollte durch seine sonderlich begabten Meister Bezaleel und Ahaliab und durch sein freiwilliges Hebopfer (die 2. Mos. 25. beschriebene Sammlung des Baumaterials) an der Zurichtung theilnehmen; die Hütte sollte auch eine menschliche Stiftung sein.

Was man Alles zur Herstellung des heiligen Zeltes bedurfte, das werden wir bei den einzelnen Theilen desselben genauer kennen lernen. Jetzt wenden wir uns der Betrachtung des Grundrisses zu. Daß durch diesen Grundriß das mittelste Stückchen des neulich mitgetheilten Lagerplanes vergrößert dargestellt wird, bedarf wohl nur kurzer Erwähnung. Auf die sinnbildliche und vorbildliche Bedeutung, die die ganze Anordnung der Stiftshütte hat, nehmen wir heute noch keine Rücksicht. Darauf kommen wir später zu reden, wenn wir das Ganze werden kennen gelernt haben. Heute, wie gesagt, nur den nackten Grundriß.

Du siehst da zwei längliche Vierecke, deren eines das andere umgiebt. Das eine größere bezeichnet den Umfang des Vorhofs, eines unbedeckten, mäßig großen Raumes, der die in seiner westlichen Hälfte liegende Stiftshütte auf allen vier Seiten umgab. Der Vorhof (chazér) war 100 Ellen*) lang und 50 Ellen breit, macht 5000 □Ellen. Aus diesem geringen Maß siehet man recht deutlich, daß das ganze Heiligthum nicht wesentlich eine Stätte für gottesdienstliche Volksversammlungen war, wie unsere Kirchen. Denn von jenen 5000 □Ellen konnte nur die östliche Hälfte, die vor der Stiftshütte lag, zur Versammlung des Volks gebraucht werden, also nur etwa 2500 □Ellen. Wie hätte aber solch kleiner Raum zum Versammlungsplatz für ein Volk von drittehalber Million Seelen bestimmt werden können? Das wäre etwa geradeso, wie wenn man die Hälfte der Kirche zu Schneeberg (bekanntlich die größte evangelische in Sachsen) zum Versammlungsort der sämmtlichen Einwohner Sachsens bestimmen wollte. Denn diese Kirche hat einen nur um weniges größeren Quadratinhalt als der Vorhof des israelitischen Heiligthums; sie ist 105, nach Anderen 116 Ellen lang und 53 Ellen breit.

Die Umfassung des Vorhofs ward gebildet durch viereckige hölzerne Säulen, die auf unserem Plane durch die kleinen Vierecke angedeutet sind. Die Zahl der Säulen an den beiden Langseiten betrug, wenn man die Ecksäulen mitzählte, je 20; an den Breitseiten zählte man, gleichfalls mit Einschluß der Eckäulen, je 10. Ihre Höhe war nicht bedeutend; sie waren nur 5 Ellen hoch, also von mäßiger Stubenhöhe. Die Zwischenräume zwischen ihnen waren durch Umhänge (Teppiche) ausgefüllt, über deren Befestigung wir später noch hören werden. Auf der Ostseite (auf unserem Grundrisse rechts) zwischen den vier mittelsten Säulen, von A bis A, hing ein Vorhang, durch den man in das Innere des Vorhofs einging. Alle Vorhänge sind auf unserer Zeichnung durch punktirte Linien kenntlich gemacht.

Im westlichen Theile dieses Vorhofs nun — genau läßt sich die Stelle nicht bezeichnen — lag die eigentliche Stiftshütte. Wegen ihrer geringen Größe kann sie noch weniger als der Vorhof mit unseren Gotteshäusern verglichen werden. Denn sie ist nur 30 Ellen lang und 10 Ellen breit gewesen. Ihr Grundriß bildete also ein Rechteck. An Höhe aber überragte sie den Vorhof bedeutend; sie war noch einmal so hoch als dieser, 10 Ellen hoch. Ihre Wände wurden durch Breter oder Bohlen aus Akazienholz (Luther: Förenholz) gebildet, deren an den beiden Langseiten je 20, an der Abendseite 8 aufgerichtet waren. Oben war sie mit verschiedenen Decken

*) Ueber die Größe der hebräischen Elle sind die Gelehrten nicht ganz einig. Da sich's jedoch nur um einige Zolle des Unterschieds handelt, nehmen wir an, sie sei von gleicher Länge mit der unsern gewesen. Das Wahrscheinlichere ist übrigens, daß die Hebräer eine etwas kürzere Elle gehabt haben.

zugedeckt, so daß weder Regen noch Sonnenschein hineindringen konnte. Auch über ihre Aufrichtung und Bedeckung werden wir später Genaueres hören. An der Morgen- oder Eingangsseite standen 5 vergoldete hölzerne Säulen, die mit einem Vorhang verhängt waren (B). Durch sie trat man zuvörderst in das sogenannte Heilige (Kódesch) der Stiftshütte ein. Von dem ganzen 30 Ellen langen Raum waren nämlich die nach Westen zu gelegenen 10 Ellen durch vier mit kostbaren Vorhängen verhängte Säulen (C) abgeschnitten. Dieser abgetrennte Raum, 10 Ellen lang, breit und hoch, also in Würfelgestalt, war das Allerheiligste (wörtlich: das Heilige des Heiligen). Der vor ihm gelegene Raum der Stiftshütte hieß das Heilige.

Noch ist uns übrig, die auf unserm Plane bezeichneten heiligen Geräthschaften namhaft zu machen. Vorn zwischen dem Eingang in den Vorhof (A) und dem Eingang in das Heilige der Stiftshütte (B) stand der Brandopferaltar (D). Zwischen ihm und der Stiftshütte stand das sogenannte Handfaß (E), doch wohl mehr auf der Seite, damit der Einblick in das Heilige nicht gehindert ward. Trat man durch den Vorhang (B) in das Heilige ein, so hatte man gerade vor sich den Räucheraltar (F), zur Rechten aber, auf der Nordseite stand der Schaubrodtisch (G) und zur Linken der siebenarmige Leuchter (H). Wenn man endlich hinter dem Räucheraltar durch den Vorhang (C) in das Allerheiligste vordrang, so fand man dort die Bundeslade (I.) als den einzigen dort stehenden Gegenstand.

Von all diesen Gegenständen wird später noch ausführlicher geredet werden; heute kam es nur darauf an, ihnen ihre Stelle auf dem Grundrisse anzuweisen. Im nächsten Artikel werden wir zuvörderst von der Aufrichtung des zur Stiftshütte gehörigen Holzwerks zu reden haben.

Ein Brief von Missionar Krebs

über den jetzigen Stand der Indianer-Mission.

(Fortsetzung.)

Man darf überzeugt sein, daß sich die Indianer jedesmal falsche Vorstellungen von ihrer Civilisation machen, mögen die Anstalten dazu rechte, oder unrechte sein. Denn wer macht ihnen deutlich, was die Civilisation alles in sich schließt? Deshalb werden sie sich einst in ihren Erwartungen um so mehr getäuscht finden, je süßer man ihnen ihre Zukunft vormalt. Dann aber wird ihre Reise- und Jagdlust die leicht gezogenen Schranken bald durchbrechen, wieder freien Fuß fassen, das seßhafte Leben verlachen und sich freuen, daß sie ihr Dasein gerettet hat. Zwar wird es die Obrigkeit nicht ganz an Lehrern und Lehrerinnen fehlen lassen; sie wird Schulen errichten, damit den Indianern vornemlich die englische Sprache, sowie Lesen und Schreiben beigebracht werde. Aber Missionare, die den Indianern den Weg zur Seligkeit zeigen, wird sie nicht herbeischaffen und versorgen. Wie in den Freischulen Amerikas aller Religionsunterricht ausgeschlossen ist, so werden ganz gewiß auch die Indianer nicht damit belästigt werden. Einige Missionsfreunde hoffen aber, wenn den Indianern einmal die englische Sprache beigebracht sei, so könnten englische christliche Bücher missioniren und sie mit dem Christenthum bekannt machen. Dann würden sich nach und nach auch Gläubige unter ihnen finden lassen. Das ist aber auch die einzige Hoffnung, die man von dieser Anordnung haben kann. Männiglich sieht aber, daß damit das Christenthum auf die lange Bank geschoben ist und dem heilsbedürftigen Indianer unbekannt bleibt. Wenn er es später ja kennen lernen sollte, so hat er von dessen Nothwendigkeit zur Seligkeit im Leben nichts gehört. Es bleibt also unter allen Umständen einer kirchlichen Mission der Weg gewiesen. Es bleibt ihre Pflicht, ihr Werk unter den Indianern fernerhin zu treiben und ihnen den Weg zur Seligkeit fernerhin zu zeigen. Das ist es, was ich mit Gesagtem den Freunden an's Herz legen wollte.

Freilich kann das nicht geschehen, so lange der Krieg währt. Es ist dem Missionar unmöglich in ein Indianerlager zu kommen. Könnte er dennoch in ein friedliches gelangen, so würde dort sein Leben von ab- und zuziehenden Feinden der Weißen bald vernichtet sein. Die Bewohner der Prairien getrauen sich nicht mehr zu ihren weißen Nachbarn, selbst die Friedlichen nicht. Nur wenige, die sich stets bei Weißen aufgehalten haben, welche am Kriege nicht theilnehmen, obwohl sie ihn heimlich begünstigen, finden sich beim Fort. Aus diesem Grunde blieb während der Kriegszeit alle Verbindung zwischen uns und den Indianern abgeschnitten. Von unsrer Station wurden wir vertrieben; die feindlichen Sioux hatten gerade uns für den Tod auserlesen. Unser neuer Zufluchtsort, die leere Wohnung eines geflüchteten Händlers nahe bei der kleinen Militärstation am Platte, war uns nur zeitweilig überlassen. Die Feinde untersuchten wiederholt unsre verlassene Station, weshalb vorauszusehen war, daß diese so allein stehenden Häuser bis zum Frieden nicht mehr bewohnbar sein würden. Wir mußten uns nach anderer Wohnung umsehen; denn es war Herbst und die rauhe Winterzeit wollte eintreten. So groß Nebrasla ist, so viel verlassene und verwüstete Wohnungen sich da finden mochten, so viel gab's unsichere Plätze, wo wir wieder keinen Aufenthalt finden konnten. Denn indianische Krieger durchstreiften das Land. Es blieben noch die schadenfrohen Soldaten übrig, von welchen einige unser Unglück noch größer machten. Während wir bei ihnen Schutz suchten, gingen sie und zerstörten und stahlen unsere zurückgelassene Habe. In's Fort hatten sich mehrere freche Händler geflüchtet. Ein Plätzchen Erde für Zelt und Wagen hätten diese Leute uns aus Gnaden eingeräumt. Sollten aber 2 Familien, 4 ledige Leute und 3 Indianerknaben ein Jahr lang oder länger in engem Raume mit einander wohnen, schlafen, kochen, essen, so hätte unser äußeres Leben die widerliche Weise der Indianer annehmen müssen, gewiß zu unserem leiblichen und geistigen Nachtheil. In solchen Verhältnissen hätten unsere Indianerkinder des Unterrichts entbehren müssen, wären auch durch die unmittelbare Nähe einer verkommenen, niedrigen Menschenclasse des Militärs, der Händler und Halbindianer und unter deren verderblichem Einflusse nicht ohne beträchtlichen Seelenschaden geblieben, ja der christlichen Zucht am Ende abhold geworden. Auf diese Kinder mußten wir sehen. Sie sind junge Pflanzen der Kirche, sollen für's Reich Gottes erzogen werden und

heranwachsen. Es gab keine andern Zufluchtsorte als solche, die wir meiden mußten. Und hätten wir dort bleiben können, so wären wir dennoch bis zum Friedensschlusse von den Indianern abgeschnitten geblieben. Daher sahen wir uns genöthigt, einer zweimonatlichen, beschwerlichen und gefährlichen Reise durch's Land voll Krieg und Tumult uns zu unterziehen, welche wir, wenn auch nicht ohne Gefahr, so doch ohne Schaden, unter des HErrn gnädigem Schutze und Schirme zurücklegen konnten. Ihm sei Dank gesagt für seine treue Hilfe! Im civilisirten Lande nun, wo wir uns bis zum Frieden aufhalten werden, liegt die Missionsarbeit keineswegs ganz still. Dieselbe Arbeit, auf welche wir im Indianerlande gegenwärtig angewiesen wären, ist uns geblieben, nämlich Unterricht und Erziehung unsrer Indianerkinder. Sie folgten uns mit Freuden in's ferne, fremde Land, hielten sich zu uns als zu ihren Eltern und ertrugen willig mit uns alle Beschwerden und Gefahren, welche die Reise mit sich brachte. Mitten in dieser trüben Zeit hat uns der HErr an ihnen eine rechte Freude und fröhliche Hoffnung gelassen. Das ist der gegenwärtige Stand der Sache.

So finster und trübe es nun um unsere Indianermission aussehen mag, so schwer und schmerzlich das hereingebrochene Unglück ist, die Hoffnung und getroste Zuversicht, daß das Werk des HErrn trotz der schweren Niederlage zum fröhlichen Gedeihen gelangen werde, ist uns geblieben. Wir sehen erstlich den göttlichen Willen und die dringende Nothwendigkeit, daß den Indianern das Evangelium gebracht werde, wenn ihnen zeitlich und ewig geholfen werden soll. Niemand nimmt sich ihrer herzlich an. Gott der HErr selber muß sich ihrer annehmen und durch Sein Wort sie retten. Die menschliche Anordnung der Civilisation ist zwar nicht zu verwerfen, aber wahrhaft und dauernd kann sie nicht helfen. Sie ist zunächst nur darauf berechnet, daß die Indianer Frieden halten sollen. Man würde vielleicht gar nicht so um ihr leibliches Auskommen besorgt sein, wenn nicht ihre Empörung dazu zwänge. Sollte man auch in dieser Hinsicht es an nichts fehlen lassen, was man aber bezweifeln muß, so wird doch für ihr ewiges Heil nicht gesorgt. Hier haben wir Christenpflicht zu üben und müssen die Liebe des HErrn an diesen Verlassenen bethätigen. Sie warten darauf. Sie vertrauen auf uns und wissen bereits, daß wir ihr Bestes suchen. Sie haben von Weißen schon viele unchristliche Behandlung erfahren, sind mit noch wenig rechten Christen umgegangen. Sie kennen aber den Unterschied zwischen christlicher und unchristlicher Behandlung sehr wohl. Keiner war bisher mit uns ganz zufrieden, weil wir die bei ihnen beliebten Eßwaaren weder zum Geschenk noch zum Verkaufe für sie hatten. Solcherlei Sachen gewährt ihnen aber der Staat als Geschenke und Vergütung in den Friedensverträgen. Auch alle Händler boten ihnen solche zum Verkaufe und schmeichelten ihnen. Wir ließen es zwar ebenfalls nicht an Freundlichkeit fehlen, gebrauchten aber auch Ernst und Strenge gegen sie, so daß man sich wundern mußte, daß sie solches vertragen konnten. Dennoch vertrauen sie uns und lieben uns deutsche Missionare im Grunde genommen mehr als alle anderen Weißen, die heuchlerisch und schmeichlerisch mit ihnen verkehrten und ihnen das boten, was das Fleisch vergnügte. Sie sind in ihrem Gewissen überzeugt, daß wir andre Leute sind als die Wollüstigen und Bauchdiener, wissen, daß wir ihr Heil suchen, wenn sie auch noch nicht zu fassen vermögen, daß das Christenthum allein es ist, das den Menschen zeitlich und ewig selig macht. Und ist das nicht ebenfalls ein Zeichen ihres vollen Vertrauens gegen uns, daß sie uns bei hereinbrechendem Kriege ihr Liebstes, ihre Kinder, gelassen haben? Sie wußten, daß im Kriege alle Weißen ihre Feinde würden. Wer wird dem Feinde sein Kind zur Erziehung lassen? Was jetzt gekommen ist, das haben sie schon längst vorausgesehen. Schon seit 3 Jahren zeigten sie uns die Anschläge feindlicher Indianerstämme an; so oft sie davon redeten, riethen sie zur Flucht mit der Bestimmung, daß wir nach beendigtem Kriege wiederkommen und allein bei ihnen wohnen sollten. Als der Krieg ausbrach und sie wußten, daß er sich auch nach unserem Wohnplatze ziehen würde, flohen sie aus Furcht vor dem Militär, weil sie glaubten, dasselbe würde auch gegen Friedliche Feindschaft hegen. Allein die Kinder ließen sie uns doch, mahnten aber, daß wir mit ihnen entfliehen und zur Friedenszeit wieder zurückkehren möchten. Später, als die Feinde auf Deerdreek losmarschirten und in 2 Wochen 2 mal 40 und 70 Mann stark zu unsrer Station kamen, halfen sie uns das Leben retten durch rechtzeitige Anzeige der nahen Gefahr. Einige von uns hatten sich bereits geflüchtet und die Andern fanden noch Zeit, sich zu den Ersten zu sammeln. Das sind gewiß Beweise herzlicher Anhänglichkeit, welche von hohem Werthe sind. So würden sie nicht an uns gehandelt haben, wenn wir „Staatsleute gewesen wären, oder wenn sie uns unter ihre heimlichen oder offenbaren Verderber hätten zählen müssen. Sie würden uns auch nicht so beiständig gewesen sein, wenn sie nicht überzeugt wären, daß wir ihr Bestes suchen, und deshalb ein Zug der Liebe vorhanden wäre. Wenn sie manchmal äußerten, daß wir ihre besten Freunde seien und daß sie uns um deswillen liebten; so haben sie hier durch ihre Handlungsweise gezeigt, daß das nicht ein leeres Geschwätz und leere Bettelform gewesen ist.

(Schluß folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

(Leider verspätet.)

Apologetische Vorträge über die Grundwahrheiten des Christenthums, im Winter 1864 zu Leipzig gehalten von Chr. Ernst Luthardt, Dr. und Prof. der Theol. Lpzg. Dörfling u Franke. 1864. 262 S. 1 Thlr. 6 Gr.

Von der Abhaltung dieser Vorträge hat der Pilger bereits in der Chronik berichtet. Hier gilts nur noch, das Buch zu empfehlen in welchem sie weiteren Kreisen mitgetheilt worden sind. Daß ihre Mittheilung zeitgemäß ist, bedarf keines Beweises. Für den schlichten Mann, der mit der zerstörenden Philosophie oder Afterweisheit der Neuzeit wenig in Berührung gekommen, sind sie nicht genießbar. Sie setzen namentlich in ihrem ersten Theile zu viel Bekanntschaft mit dieser Philosophie voraus. Aber den gebildeteren Christen die eine Schutzwaffe suchen wider die Angriffe des modernen Unglaubens, oder wohl selbst an den Grundwahrheiten des Christenthums irre zu werden anfangen, sind sie auf's Dringendste zu empfehlen. Lichtvolle, bündige Sprache, da mit wenig Worten viel gesagt wird, wahrheitsgetreue, unverzerrte Darstellung der Zweifels-Abgründe, meisterhafte Würdigung des geschichtlichen Ganges, den es durch Gottes Gnade mit dem Christenthum genommen, ruhige Bekämpfung der widerchristlichen, besonders pantheistischen Irrthümer, die in unserer Zeit am tiefsten Wurzel geschlagen haben, umfassende Belesenheit, die den Verfasser in den Stand setzt, die Gegner oft mit Waffen aus ihrem eignen Zeughause zu schlagen, saubere Innehaltung der Grenzen, bis zu welchen der modernen Wissenschaft auf ihr Gebiet gefolgt werden kann, hier und da ein Humor, der nie zur Satire wird: das sind in Kürze die Vorzüge des Buchs, die es bereits vielen Lesern lieb gemacht haben und die auch weiter in den Herzen derer der christlichen Wahrheit Bahn brechen mögen, für die es bestimmt ist. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden. — Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 18. Dresden, den 30. April 1865.

Am Sonntage Misericordias Domini.

Joh. 21, 15.—17.

Wir begegnen in unserm Texte zweien Hirten, dem Oberhirten und einem Unterhirten. Der Oberhirte, unser hochgelobter Heiland, hat ein verloren Schäflein wiedergefunden und legt es eben auf Seine Achseln mit Freuden. Simon Petrus hatte seinen leidenden Meister dreimal arg verleugnet und das leibliche Leben lieber gehabt als das ewige. Er war aber hinausgegangen und hatte bitterlich geweint. Und als ihm nun am galiläischen Meere der HErr erschienen war, hatte er sich vor Ihm in's Meer geworfen. So brannte sein Herz nach Ihm. Der HErr aber erinnert ihn danach durch einen abermaligen wunderbaren Fischzug an den Tag, da Er zu ihm gesprochen: Von nun an wirst du Menschen fangen. Zu solchem Amte hatte sich Petrus durch die Verleugnung schlechterdings unwürdig gemacht. Darum braucht's jetzt, da er wiederkehrt, ein deutliches Zeugniß seiner Herzensänderung. Und das nimmt ihm der HErr in unserm Texte ab durch die dreimalige Frage nach seiner Liebe. Erst als diese Frage recht beantwortet ist, wird ihm das Hirtenamt wieder zugesprochen.

Auf den Sonntag nun, auf welchen dies Evangelium gepredigt wird, ist man gewöhnt, in unserer Kirche eine Predigt von christlicher Kinderzucht zu halten und zu hören. Und die will sich auch ganz wohl zu unserm Texte schicken; denn es wird ja da der heilige Apostel ausdrücklich zum Hirten auch der Lämmer bestellt, d. i. der schwachen Christen, zu denen vor Allen die Kinder gehören, und das Amt, das sich im Hause und in der Schule der Kleinen anzunehmen hat, ist ja nichts Anderes als ein Hirtenamt. Darum mögen wir wohl an der Wiederaufnahme Sct. Petri in das Hirtenamt einen Unterricht für die Kinderhirten entnehmen.

Was hat nun nach unserm Texte ein rechter Kinderhirte zu thun? Das ist eine Frage, wichtig für Eltern und Lehrer, für Lehrmeister und Taufpathen, nicht unwichtig sogar für Kinder selbst; denn die müssen doch auch wissen, wie schwer das Amt ihrer Hirten ist. — Der HErr giebt da dem Petrus einen sehr einfachen Auftrag: Weide meine Lämmer. Damit überweist Er ihm wahrlich nicht eine weltliche Macht, wie dergleichen die sogenannten Nachfolger Petri, die Päbste, betonen; sondern ein geistliches Amt, das ohne viel Aufwand von Majestät und Herrlichkeit geführt werden kann. Weiden soll er die Heerde. Zum Weiden aber gehört zweierlei: Nahrung verschaffen und Aufsicht führen. Darin soll nun auch die Thätigkeit der Kinderhirten bestehen. Nahrung sollen sie geben, und zwar nicht bloß dem Leibe, sondern dem inwendigen Menschen; gesunde Nahrung,

die nicht aufblähet, sondern Kraft giebt; und da giebt's keine bessere als das Brod und das Wasser des Lebens im Worte Gottes. Und zum andern sollen sie Aufsicht führen, daß der Wolf die Kinder nicht erhasche, daß sie nicht hängen bleiben an den Dornen dieser Welt, daß sie sich nicht verstreuen von der Mutterheerde. Die Aufsicht muß aber freilich nicht bloß nach Unten gehn, sondern auch nach Oben; die Hirten müssen dabei im Gebet auch auf den HErrn sehen. —

Wie viel dagegen gefehlt wird in unserm Zeitalter, mögt ihr selbst zusehen. Wie wird so häufig nur der Leib geweidet, wie werden die natürlichen Kräfte der Seele, die äußerlichen Fertigkeiten ausgebildet; aber der geistliche Mensch hungert dabei. Wie wird da oft Aufsicht geübt, gestrenge Aufsicht; aber nur nach Unten, nach den Kindern hin, nicht auch nach Oben, nach dem HErrn hin. Oder wie beachtet man nur das Eine, die Nahrung, und läßt die Aufsicht dahinten, und dann meint man wohl wieder einmal, es sei mit der bloßen Beaufsichtigung gethan ohne die rechte Nahrung, da doch beides zusammen sein muß, wenn es ein rechtes Weiden heißen soll. —

Und beiderlei Kinder sollen geweidet werden, Lämmer und Schafe, unerwachsene und erwachsene Kinder. Welcher Hirte würde denn nur für die Lämmer sorgen und die Schafe laufen lassen ohne Aufsicht und Nahrung? Heutzutage aber meint man, die Lämmer würden durch die Confirmation wie mit einem Zauberschlage zu Schafen gemacht, die der Aufsicht und Nahrung nicht mehr bedürften. Drum läßt man sie vieler Orten schon am Confirmationstage ohne Aufsicht herumlungern und in die Schenken laufen, und nachher denkt man nicht daran, sie zum Katechismusexamen und zum Gottesdienst überhaupt anzuhalten; man meint eben, sie hätten alle Speise, die ihnen für's Leben noth sei, schon in der Schule als Lämmer genossen. Da fehlt's denn nicht an geschändeten Töchtern, und an Vätern, die noch nicht militärpflichtig sind, und dann wundert man sich noch, daß der gottvergessenen Taugenichtse, männlichen und weiblichen Geschlechts, die bei Zeiten den Gemeinden zur Last fallen, immer mehr werden.

Mit dem rechten Weiden der Lämmer und Schafe ist's aber wahrlich ein ernstes Ding, denn der HErr spricht: „Meine Lämmer, meine Schafe. Sie sind Sein, sie sind Sein Eigenthum worden durch einen theuern Kauf; Er hat sie mit Seinem eigenen Blut erworben. Er hat sie für Sein Eigenthum erklärt in der heiligen Taufe. Dies Sein Eigenthum vertraut Er den Kinderhirten an. Sind sie nun gleich dein Fleisch und Blut, so sind sie doch weit mehr Sein; Er hat für sie ein Fleisch und Blut hergegeben, das wahrlich mehr werth ist als deines. Das bedenke nun auch zur Mahnung beim Weiden deiner Kinder. Sie sind nicht etwa zuerst für dich da, daß sie dir nur möglichst bald sollen Brod verdienen helfen; sondern erst sind sie des HErrn, dann dein. Bedenk's aber auch zum Trost, wenn du mit deinem Kinde, es sei nun Lamm oder Schaf, geistige oder leibliche Noth hast. Da kann dir's eine gar große Beruhigung sein, zu wissen, daß du nicht allein deine, sondern Seine Schafe und Lämmer weidest und Ihn für sie um Hilfe anrufen kannst.

Und endlich siehe doch all dein Wirken nicht als eine Last an, die dir aufgelegt ist, sondern vergiß nie, was das für große Gnade ist, daß der HErr deine Kinder in Seine Heerde nimmt und sie dann, obwohl sie Sein sind, doch in deine Hände giebt.

Darum ist's aber auch noth, daß du recht fleißig auf deine Hände siehst und dich fragst: Wann bin ich denn tüchtig, die Lämmer und Schafe Christi zu weiden?

Simon Johanna, redet der HErr den Petrus an; das heißt: Simon Jonas Sohn. Jonas aber heißt „eine Taube", so daß wir die Anrede etwa dollmetschen könnten: Du Taubenkind. Damit giebt Er ihm zu verstehen, daß er zu seinem Hirtenamte auch ein Taubenherz mitbringen müsse. Das gehört auch vor allem zum Amt der Kinderhirten, ein Herz ohne Falsch wie die Tauben. Welches Herz nur in Gegenwart der Kinder seine Pflicht thut und sich die Kinder bei Seite schafft, um nur von ihnen in Sünden nicht gestört zu werden, das taugt nimmer zum Kinderhirten.

Das Herz muß aber auch etwas Rechtes haben und lieb haben, wenn es zum Weiden der Kinder geschickt sein will. Leibliche Habe ist damit freilich nicht gemeint, denn sonst müßten die Kinder reicher Leute allemal auch die besten sein; aber die Habe darf nicht fehlen, von der es heißt: Wenn ich nur Dich habe. Darum fragt der auferstandene Sünderheiland den Petrus recht geflissentlich und nachdrücklich nach der Liebe zu Ihm: Hast du Mich lieb? Ihm und nicht den Lämmern und Schafen soll man die erste Liebe zuwenden; wenn die aber da ist, wird's gar nicht fehlen können, daß man um Seinetwillen auch die Seinen lieb hat. Es muß aber solche Liebe natürlich auch eine rechte Liebe sein, wie sie dem Heiland gebührt, eine Liebe nach dem ersten Gebot, da wir Ihn lieben über alle Dinge, nicht allein über die Unsern, sondern auch über das Unsere, ja über uns selbst; eine demüthige Liebe, da man sich nicht einbildet, den HErrn lieber zu haben als Andere; eine ehrliche Liebe, mit der man jederzeit freudig vor das Angesicht Dessen treten kann, der da „alle Dinge weiß."

Nun kann's wohl kommen, mein Lieber, daß du im Angesicht dieser Liebesforderung des HErrn bekennen mußt:

Das ist mein Schmerz, das kränket mich,
Daß ich nicht gnug kann lieben Dich,
Wie ich Dich lieben wollte.

Je mehr ich lieb, je mehr ich sind,
In Liebe gegen Dir entzündt,
Wie ich Dich lieben sollte.

Aber wenn du darüber traurig sein solltest, so laß dich das nicht abtreiben von deinem Kinderhirtenamt; sondern seufze in dem Bewußtsein: Mir fehlt's noch gar sehr an Liebe! im Glauben weiter mit den Worten des obigen Verses:

Von Dir laß mir
Deine Güte ins Gemüthe
Lieblich fließen:
So wird sich die Lieb' ergießen! —

auch die Liebe, die mich tüchtig macht, des HErrn Lämmer und Schafe zu weiden. Amen.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

(Fortsetzung.)

Ps. 33, 4.

Des Herrn Wort ist wahrhaftig, und was Er zusagt, das hält Er gewiß.

Darin liegt zweierlei, eine ernste Mahnung: Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten; aber auch: Verzweifelt nicht, Gott thut nicht weniger, als Er verheißen. So gewiß Er dich erfahren lässet, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß, wer auf das Fleisch säet, vom Fleische das Verderben erntet, so gewiß wirst du auch, wenn du Ihn bei Seiner Verheißung fassest, inne werden, daß Er des Sünders Verderben nicht will, sondern, daß er Buße thue und sich bekehre. Wer Seiner Drohung lacht, erfährt Seinen Ernst, wer Seiner Verheißung traut, Seine Liebe, und in beiden Seine Wahrhaftigkeit. Darum ist es gut, vor Seinem Dräuen sich fürchten; nur dann kannst du Seiner Verheißung dich trösten, wenn du Ihn in beiden Stücken den Wahrhaftigen sein lässest.

Ps. 34, 9.

Schmecket und sehet, wie freundlich der Herr ist; wohl dem, der auf Ihn trauet!

Was wir in den Worten: der Herr lasse leuchten Sein Angesicht über dir, und sei dir gnädig, als Segenswunsch aussprechen, das haben wir in diesem Verse als Verheißung. Der Herr will uns nicht immerdar nur auf Sein Wort verweisen, daß wir in Anfechtung uns daran halten, und damit begnügen, indem wir wider das Gefühl glauben, und wo alles wie Zorn und Trübsal aussiehet, dennoch die Gnadenhand zu erkennen und zu ergreifen vermögen; sondern Er will uns auch Zeiten geben, wo wir Seine Freundlichkeit schmecken und fühlen dürfen, wo das Empfinden dem Glauben entspricht, und der ganze Mensch in ein Bad der Erquickung getaucht wird. Solches Fühlen kann ein blos inwendiges sein, daß der Herr eine so wunderbare Freudigkeit giebt, daß wir mitten im Elend nichts vom Elend fühlen, sondern lauter Erquickung und Freude haben; oder es kann auch ein auswendiges sein, daß der Herr wirklich aus dem Jammer auch äußerlich zu Ehren und Freuden hilft und es auch denen, die um uns her sind, zu erkennen giebt, daß die Gnadensonne wieder über uns leuchtet. Auf beides gehet die Verheißung im Psalm. Herr gieb es auch uns zu schmecken und zu fühlen, wie freundlich Du bist, und hilf uns aus aller Noth! Amen!

Ps. 51, 19.

Die Opfer, die Gott gefallen, sind ein geängsteter Geist; ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst Du, Gott, nicht verachten.

Ein Opfer wird auf das Feuer gelegt und zu Gottes Ehre verbrannt, und steigt als angenehmer Geruch zu Ihm empor. Auf Erden aber ist es nicht mehr, es ist verzehrt und vernichtet, und mit ihm die Sünde, die ihm aufgeladen war. So lege du dein geängstetes und zerschlagenes Herz mit seiner schweren Sündenlast auf die feurigen Kohlen deines Gebets, und laß es dadurch verzehren, und als angenehmes Opfer zu Gott emporsteigen. Dann bist du es zu gleicher Zeit los, das heilige Feuer hat es verzehrt, und aus dem Mittel gethan.

Ps. 65, 6.

Erhöre uns nach der wunderbaren Gerechtigkeit, Gott, unser Heil.

Gerechtigkeit ist nicht so viel als: Güte oder Barmherzigkeit, sondern im eigentlichsten Sinne Gerechtigkeit. Um Seiner Gerechtigkeit willen soll und muß uns Gott erhören, wenn wir zu ihm schreien. Denn Er hat die Strafe der Sünder an Seinem geliebten Kinde eingetrieben, voll und ganz eingetrieben, ja Er hat durch Ihn eine überschwängliche Erlösung gestiftet, und Er hat verheißen, wer zu Ihm schreiet, dem will Er solches Verdienst des Sohnes zurechnen und die Sünde erlassen. Nachdem Er sich selbst in Gnaden durch Sein Wort gebunden, ist es nun Gerechtigkeit, daß Er uns, die wir auf Seine Verheißung hin kommen, erhört. Er kann uns nicht zurückstoßen, nachdem Er uns selbst gerufen, auch die Strafe nicht von dem eintreiben, für den sie bezahlt ist, und der sich auf diesen Bürgen beruft. Es ist Gnade, daß Gott uns dieses Recht verliehn, aber nun wir es haben, ist es Gerechtigkeit, daß Er es hält. Wer das recht weiß, der kann am stärksten beten, denn das Bewußtsein dieses Rechtes ist die Kraft des Gebetes. Ein solches Recht hilft dem cananäischen Weibe zum Siege; denn nachdem es der Herr mit dem Hündlein verglichen, muß Er ihr das Recht der Hündlein gewähren. Wohl ist es eine wunderbare Gerechtigkeit, die zugleich Gnade ist, und nur ein starker Glaube vermag es zu fassen und

zu benutzen, daß Gott sich selbst in Seinem Wort ergreifen und festhalten lassen will! Gott schenke uns diesen Glauben, er läßt nicht zu Schanden werden.

Ps. 130, 4.

Denn bei Dir ist die Vergebung, daß man Dich fürchte.

Man sollte eher erwarten, daß bei Gott Vergebung sei, daß man Ihm vertraue und Ihn liebe. Vergebung und Furcht scheinen sich nicht recht zu reimen. Und doch ist es so; bei Gott allein ist Vergebung zu finden und zu haben; wer nun weiß, daß er täglich und stündlich der Vergebung bedarf, der wird sich auch scheuen, das einzige Herz zu kränken und zu beleidigen, das sie gewähren kann. Wer den Schatz haben will, darf den nicht sich zum Feinde machen, der den Schlüssel dazu in Händen hat. Gott will nicht nur geliebt, Er will auch fort und fort neben der Liebe gefürchtet sein; die Liebe eines armen Sünderherzens darf nie so vertraulich sein, daß es vergäße, wie es dem Heiligen und Eifrigen gegenüber steht und wie es bei dem fröhlichsten Vertrauen auf die rettende Barmherzigkeit doch auch seine Seligkeit schaffen muß mit Furcht und Zittern. Darum, Herr Jesu, lehre mich bedenken, bei Dir sei Vergebung, daß man Dich fürchte, daß ich nie sicher werde und meine, ich habe das Ziel erreicht und könne mich der Sorglosigkeit hingeben. Die Liebe treibet die falsche, knechtische Furcht aus, aber die rechte kindliche Furcht würzet die Liebe und ist das Salz derselben, daß sie nicht schaal und träg wird und sich gehen lässet.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Denkstätten.

6. Der Dom zu Speier.

Die ehemalige freie Reichsstadt Speier ist vielleicht eine der reichsten Denkstätten, die Deutschland aufzuweisen hat. Schon vor Christi Geburt, zu der Zeit, da Julius Cäsar mit seinen Heeren in Deutschland stand, war sie die Hauptstadt der Nemeter, eines deutschen Volksstammes; ja sie wird von Einigen geradezu für die allerälteste Stadt Deutschlands gehalten.

Auch eine altchristliche Stadt war sie. Schon um's Jahr 340 nach Christi Geburt hat in ihr ein christlicher Bischof Jessius das Evangelium verkündigt. Ihre Glanzperiode aber fällt in die Zeit vom Anfang des elften bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Der deutsche König und römische Kaiser Conrad II., der Salier, der von 1024—1039 regierte, erhob sie nämlich zur kaiserlichen Residenzstadt und verlieh ihr dadurch besonderen Glanz, daß er in ihr ein mächtiges Gotteshaus gründete, das nach seiner Absicht ein sonderlich stattliches und zugleich die Begräbnißstätte der römischen Kaiser werden sollte. Und so haben denn er und seine meisten Nachfolger bis ins 13. Jahrhundert die Stadt Speier fleißig besucht und namentlich die Zeiten der hohen Feste wohl um des schönen Gotteshauses willen gern in ihr zugebracht. Auch zur Begräbnißstätte der Kaiser hat der Dom zu Speier wirklich einige Jahrhunderte lang gedient. Im Reformationszeitalter wurden hier wiederholt die deutschen Reichstage gehalten; hier war es ja auch, wo die Evangelischen auf dem Reichstage des Jahres 1529 gegen die Ausführung des Wormser Edicts und gegen die Geltung der Stimmenmehrheit in Glaubenssachen kräftig protestirten, davon sie bekanntlich den Namen Protestanten bekommen haben. Selbst die Zeit des Verfalls der alten deutschen Stadt ist ein Stück, wenn auch ein sehr betrübendes Stück Geschichte. Sie ist nicht wie manche andere Stadt durch eine Wendung des Handelsverkehrs oder durch das Eingehen eines Industriezweiges in's Abnehmen gekommen, sondern ihre Blüthe ist recht eigentlich gewaltsam geknickt worden. Als der nimmersatte König von Frankreich Ludwig XIV. auch auf die Rheinpfalz ungerechte Erbansprüche erhob und sein Begehren auf Hindernisse stieß, ward noch vor förmlicher Kriegserklärung die schöne Rheinpfalz von seinen Mörder- und Mordbrennerschaaren überfallen, und die haben denn, wie z. B. das Heidelberger Schloß noch heute ein Zeuge ihrer Zerstörungswuth ist, der Stadt Speier so arg mitgespielt, daß an ein Aufblühen zur vorigen Größe nicht mehr gedacht werden konnte. Und selbst der Wohlstand, zu dem sie im Laufe des nächsten Jahrhunderts wieder gelangte, ward im Jahre 1794, als im Revolutionskriege die Franzosen in's Land fielen, abermals vernichtet. Erst im Jahre 1814 ging sie aus französischen Händen wieder in deutsche über und die bayrischen Könige haben sich's angelegen sein lassen, sie zu heben. Aber auch wenn das je länger je mehr gelingen sollte, so ist doch das altehrwürdige Gepräge, das z. B. den Städten Nürnberg, Augsburg, Regensburg aufgedrückt ist, unwiederbringlich dahin. Wie im Kleinen durch die stattlichste Brandversicherung wohl neuer Hausrath statt des alten geschafft werden kann, aber nimmermehr die alten, den Bewohnern des Hauses lieb gewordenen alten Räumlichkeiten und Möbelstücke, so geht es hier im Großen. Die französischen Mordbrenner haben fast nur noch den Boden übrig gelassen, auf dem das und jene denkwürdige Ereigniß geschehen; die Gebäude selbst sind dahin. Die Stätte z. B., wo die Protestanten ihre Protestation abgegeben, ist nicht mehr so zu besuchen, wie etwa die Stätte, an der die Augsburgische Confession vorgelesen worden ist.

Nur ein Gebäude hat dem Greuel der Verwüstung standgehalten, wenn auch durch denselben furchtbare Wunden geschlagen worden sind. Das ist der gewaltige, die ganze Stadt überragende, weithin sichtbare Dom. Eine Geschichte von acht Jahrhunderten würden seine Steine erzählen, wenn sie zu reden vermöchten. Er ist wohl eine von denjenigen Kirchen Deutschlands, die um sich

Der Bau zu Kreta.

Sie geht an das Leid und Weh meiner Lieben. Mit unendlicher Zärtlichkeit hat man daraufgesehen, die zu pflegen, zu nen sie Kinder zu verpflegen, als sei sie ihnen selbst geboren. Und sie hat es gedankt mit Treue und Aufopferung, und wo Gefahr für sie drohte, gefragt, ob sie sich ihr Verderben in Freudigkeit stürzen würde. Und sie hat es getan, und sie hat es getan, und man wusste ihre Treue zu schätzen und zu lohnen.

Von diesen Knaben wählte man keine Edle zum Opfer, sondern nur solche, die aus dem Volke stammten. Minotaurus sollte sie verschlingen. Und wie man den Tribut, den man auf anderen Völker legte, nicht als Strafe, sondern als Ehre betrachtete, so sah man auch diese Opfer nicht als Strafe an, sondern als Ehre, als eine würdigere Gabe an Gott, und wenn man daran vor der Zeitbestimmten gelangt wurden, so waren sie es, denen man den ungeduldig gebrachten Tribut lobte, denn sie hatten ihre Pflicht getan, und sie hatten sich würdig gemacht, bei den Göttern einst gute Fürsprecher für ihre Eltern zu sein.

Aber der Tribut war Tribut geblieben, es war ein Zeichen der Knechtschaft, und es war ein Zeichen der Knechtschaft, daß Minotaurus der Knechtschaft Gottes, Minos, Herrn der Welt, war. Und Minos war ein Gewaltherrscher, ein Unterdrücker, und der Minotaurus sollte ihn rächen.

Die Lage der Gefangenen ist eine überaus traurige. Sie sind in einem Bau, der so verwirrend ist, daß sie sich nicht zurechtfinden können, daß sie nicht wissen, wie sie ihn durchwandern sollen, daß sie nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, um ihn zu verlassen. Und dieser Bau ist ihr Grab. Denn sie wissen, daß sie ihn nicht verlassen können, daß sie ihn nicht durchwandern können, daß sie ihn nicht durchwandern können, daß sie ihn nicht durchwandern

Wahl des neuen Königs zwischen zwei wackern Fürsten aus dem Frankenstamme, die beide Conrad hießen und von denen der jüngere Herzog, der ältere nur Graf war. Unter freiem Himmel waren die deutschen Stämme, vertreten von ihren Fürsten und Herren, auf einer Ebene zwischen Worms und Mainz zur Königswahl zusammen. Als die Wahl zwischen den beiden Conraden schwankte, trat der ältere zu dem jüngern und stellte ihm vor, wie es sich doch nicht zieme, wenn sie als Vettern um der Wahl willen in Zwietracht geriethen; „sollst du König werden", so schloß der Graf Conrad, „so bin ich der Erste, der dir huldigt; Lieber, gelobe mir ein Gleiches!" Und da nun der Herzog Conrad dem mit Freuden beigestimmt hatte, begann die Abstimmung. Zuerst stimmten die geistlichen Fürsten, sie entschieden sich für den älteren Vetter, den Grafen Conrad. Dann kam die Reihe an die weltlichen Fürsten. Unter ihnen erhob sich sofort der jüngere Conrad, Herzog der Franken, und rief es mit lauter Stimme aus, daß er seinen ältern Vetter, den Grafen Conrad, wähle. Die übrigen Fürsten entschieden in gleicher Weise und das versammelte Volk begrüßte mit lautem Beifallssturm diesen schönen Zug brüderlicher Eintracht. Der Graf Conrad ward als Conrad II. deutscher König. Sein Regiment war im Ganzen ein reich gesegnetes. Als er zur Krönung in den Dom zu Mainz einzog und die Bischöfe der Masse von Bittenden wehren wollten, die ihn um Gerechtigkeit ansprachen, sagte er: Gerechtigkeit üben ist die erste meiner Pflichten, mag mirs auch bequem sein oder nicht.

Von den einzelnen Thaten seiner Regierung können wir jetzt nicht erzählen. Wir wollen beim Speirer Dome bleiben, zu dem er im Jahre 1030 den Grundstein gelegt hat. Damit ging es so zu. Conrad hatte zu Limburg an der Haardt ein Schloß, auf dem er sich mit seiner Gemahlin Gisela und seinen beiden Kindern, Conrad und Heinrich, zu Zeiten aufhielt. Da geschah es, daß eines Tages der ältere der beiden jungen Herren vor dem Schlosse umherging und spielte. Dabei trat er auf einen losen Stein am Abhange, der Stein gab nach und das Kind stürzte in die Tiefe und fiel sich zu Tode zu großem Jammer und Herzeleid seiner Eltern. Kein Wunder, daß Limburg nun den Beiden keine freundliche Bleibestätte mehr war. Conrad beschloß aus dem Schlosse ein Kloster zu machen und dasselbe mit reichen Stiftungen zu begaben. Er wollte, daß die Stätte, da sein Kind gestorben, eine gottesdienstliche würde. Vorher schon hatte er den Plan zur Errichtung des prachtvollen Speirer Doms gefaßt, den Boden, auf den derselbe zu stehen kommen sollte, zubereiten und gewaltige Massen von Baumaterial herbeiführen lassen. Dazu wollte er in Speier noch eine zweite Kirche gründen. Und als nun Alles vorbereitet war, legte er den Grund zu den drei Gebäuden an einem Tage. Am frühen Morgen legte er mit seinen Großen in Limburg den Grundstein zum Kloster, dann ritt man nach Speier und dort wurden in feierlicher Weise die Grundsteine des Domes „zu unserer lieben Frauen" und zur Sct. Johanniskirche noch an demselben Vormittage gelegt.

Der Bau, den der Bischof zu Speier leitete, konnte natürlich nur langsam vorwärts schreiten, denn das Gebäude sollte ein überaus großes werden. Man begann im Osten mit dem Bau der unterirdischen Gruftkirche (Krypta), die Conrad zur Begräbnißstätte der deutschen Kaiser bestimmt hatte. Wie vorauszusehen war, erlebte Conrad die Vollendung des Baues nicht, doch ward sein Leichnam, wie auch der seiner Gemahlin Gisela, in dem sogenannten Königschor beigesetzt. Als er im Jahre 1039 zu Utrecht gestorben war, begleitete sein Sohn Heinrich III., der ihm auf dem Kaiserthrone folgte, mit vielen Fürsten und Herren den Leichnam nach Speier, und als man vor dem Dome angekommen war, half der Sohn selbst, die Leiche des Vaters vom Wagen abheben, und trug sie mit auf seinen Achseln bis zu dem im Chor für sie bestimmten Grabe.

Ehe ich aber weiter von diesem Heinrich erzähle, möchte ich noch ein altes Geschichtchen aus Conrads Leben mittheilen. Dasselbe stimmt zwar nicht ganz zu dem, was man sonst von Conrads Character weiß; doch glaube ich nicht, daß es ganz aus der Luft gegriffen ist.

Einst kehrte Conrad auf der Jagd in einem dicken Walde bei einem Köhler ein, da ihn die Nacht überraschte. Des Köhlers Weib aber war damals gerade eines Knäbleins genesen. Als nun der König des Nachts in der Hütte schlief, hörte er im Traume zu dreien Malen eine Stimme: Conrad, dieser soll dein Eidam werden. Der König erschrak über solch standeswidrige Verwandtschaft und befahl insgeheim zweien seiner vertrautesten Diener, sobald der Tag anbreche, das Kind zu nehmen und umzubringen, und zum Zeichen der vollbrachten That ihm des Kindes Herz zu zeigen. Die Diener aber hatten Mitleid mit dem zarten Kindlein, setzten es im Walde auf einen Baumstumpf, erlegten dafür einen Hasen und brachten dem Könige das Hasenherz. Der war damit beruhigt, denn er meinte, das sei das Herz seines zukünftigen Eidams.

Bald nachher jaget Einer von Adel in dem Walde, findet allda das Kindlein, nimmt es mit sich, läßt es taufen und erzieht es als sein eigen Kind. Das Kind, Heinrich hieß es, wächst groß und wird wegen seiner sonderlichen Gaben auch dem König Conrad bekannt. Er nimmt es an seinen Hof und erweist ihm viele Gunst. Das erregt den Neid der Andern. Man murmelt hin und her, bis es am Tage ist, daß der Jüngling nicht eines Edelmanns Kind ist, sondern ein Findling, draußen im Walde aufgelesen.

Da rechnet sich der König des Jünglings Alter nach,

und meint, das könne ja doch wohl noch der sein, der Köhlerbub, der sein Eidam werden sollte. Darum fertigt er alsbald den Jüngling mit einem Briefe nach Aachen ab, wo Conrads Gemahlin Gisela damals Hof hielt. In dem Briefe aber stand, sie solle bei Verlust seiner Gnade den Jüngling gleich nach Empfang des Briefes tödten lassen.

Der Jüngling ahnt nichts von dem gefährlichen Briefe, steckt ihn in's Wamms und setzt sich zu Roß. So kommt er auch nach Speier. Dort macht er Rast, geht in die Kirche und, weil er müde ist von der Reise, macht er sich sein Kleid etwas leicht und schläft ein in der Kirche. Indem er so schläft und ihm der Brief aus dem Wamms herausguckt, gehet der Dechant vorüber. Ei, denkt er, das ist doch wunderlich, das ist ja der Jüngling, von dem du vorige Nacht geträumt hast. Er nimmt den Brief, macht ihn fein säuberlich auf und liest darin des Königs Befehl, daß die Königin dem Jünglinge solle alsbald „den Tod geben." Ei, denkt er weiter, das läßt sich ja ändern, geht hin und macht in Eil aus den Worten: den Tod, die Worte: „dein Tochter," macht den Brief gar geschickt wieder zu und steckt ihn wieder in des Jünglings Wamms.

Der reitet danach weiter, kommt nach Aachen zur Kaiserin und übergiebt den Brief. Die liefet ihn und will ihr wunderlich dünken mit solcher Vermählung; aber es ist ja das Insiegel und die Handschrift ihres Herrn Gemahls, und dabei ist von Verlust seiner Gnade geredet — da muß ja wohl gehorcht werden. Ihre Tochter — sie hatte Kinder aus früherer Ehe — wird des trefflichen Jünglings Ehegemahl. Als aber der König dies erfuhr, wunderte er sich nicht wenig und sprach: Ich sehe nun, daß man der göttlichen Schickung nicht trotzen kann, sondern damit man sie zu hindern denkt, fördert man sie am meisten.

Das ist die Geschichte. Ob sie wahr ist, weiß ich nicht; aber wenn's auch eine alte Sage wäre, so ist doch das Schlußwort des Kaisers wahr und darum kann man sie sich wohl merken. Uebrigens erzählen Andere, daß das Büblein nicht das Kind der Köhlersleute, sondern wirklich eines Edelmannes Kind gewesen sei, der sich gerade dort im Versteck aufgehalten habe. Andere dagegen haben gar gesagt, der Thronfolger Conrads, Heinrich III., sei dieser Köhlerbub Heinrich gewesen und darum heiße in der Geschichte Heinrich III. auch Heinrich der Schwarze.

Was richtig ist, werden wir wohl nicht mehr ausmachen können, drum will ich euch lieber weiter von Heinrich III. erzählen, wie der den Dom zu Speier fortgesetzt hat. Für den Dombau war's ja gleichviel, ob er ein Köhlerbub war oder keiner.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief von Missionar Krebs

über den jetzigen Stand der Indianer-Mission.

(Schluß.)

Es ist beim Indianer trotz Lüge, und Heuchelei, welche Laster bei ihnen allenthalben gang und gäbe sind, doch auch noch Aufrichtigkeit und Treue zu finden, Sie üben diese Tugenden selten an Indianern anderer Stämme, noch seltener aber an Menschen anderer Racen, z. B. an den Weißen, es sei denn, daß es ihnen Nutzen brächte. So wenig sie die Wahrheit lieben und üben, so wenig sie deswegen auch Wahrheit unter andern Menschen zu finden meinen; so schenken sie nichtsdestoweniger Glauben und Vertrauen Jedem, von dessen Treue und Wahrheitsliebe sie überzeugt sind. Das ist gewiß für die Mission von hohem Werthe, weil der Missionar eben ein Mensch ist und seine Predigt anfangs als eine nur menschliche Sache und Meinung angesehen wird. Der heidnische Indianer weiß ja nicht, sondern muß es erst erfahren, daß die Predigt des Evangeliums Gottes Wille und ein Zeugniß des heiligen Geistes an ihn ist. Hat man sein Vertrauen nicht erst im Allgemeinen für sich, so gewiß auch nicht bei Verkündigung des Wortes Gottes und so umgekehrt. Ein Weiteres, was uns die Hoffnung auf Gedeihen der Mission unter diesem Volke stärkt, ist ihre Empfänglichkeit fürs Wort Gottes. Wir haben zwar von noch wenig Erfolg zu berichten, haben erst zwei Getaufte und der Dritte steht in der Vorbereitung zur heiligen Taufe. Doch dürfen wir uns dessen von Herzen freuen und rühmen, was der HErr an diesen Dreien bisher gewirkt hat, dürfen durch Gottes Gnade das Beste von ihnen hoffen. Bei vielen Andern haben wir freilich manche betrübende Erfahrungen machen müssen. Mancher entzog sich der Predigt, weil sie ihn strafte und beunruhigte. Andere wurden unfreundlich gegen uns, zeigten hartnäckigen Trotz. Sind das nicht Zeichen, daß Gottes Wort das rechte Fleckchen trifft, nemlich das gottfeindliche Herz? Wenn dagegen ein Anderer durch das, was er gehört hatte, angezogen wurde, weiteren Unterricht bei uns zu suchen, selber forschte und fragte, selber göttliche Gespräche begehrte, vom Morgen bis in die späte Nacht hinein nicht müde wurde im Fragen und Zuhören und mit den Worten sich verabschiedete: „Ich will alles Gehörte in mein Herz legen und es nimmer vergessen;" so sind das Zeichen, daß Gottes Wort unter diesem Volke etwas auszurichten vermag? Wird es diesem Worte unmöglich sein, auch Etliche zum Glauben zu bewegen? Andere bezeichnen Gottes Wort zwar noch als hart und schwer, das sie nicht zu ertragen vermöchten; aber es wird ihnen auch noch seine Seligkeit zu schmecken geben. „Dann wird es einem Sauerteige gleichen, der den ganzen Teig durchsäuert." Gewiß werden noch Solche offenbar werden, denen das gepredigte Wort ein Geruch des Lebens zum Leben wurde. Der HErr gebe uns Solcher recht viele. Darum dürfen wir unsere Hoffnung getrost auf den HErrn setzen und sagen: „Unsere Arbeit ist nicht vergeblich in dem HErrn." Das ist es, was ich den christlichen Mitpilgern der Heimath aufs Neue ans Herz legen möchte. Setzt Euer Vertrauen auf den HErrn! Helft getrosten Muthes arbeiten durch Beten und Geben: „Eure Arbeit ist nicht vergeblich in dem HErrn!"

An diese Bitte füge ich noch eine andere. Durch diesen Krieg und durch den Rückzug sämmtlicher Missionsarbeiter erleidet unsre Mission in ihrer Art und Weise große Veränderung. Die meisten der Brüder, welche der Mission bisher mit aller Treue dienten, sind in Verhältnissen, die

nicht gestatten, daß sie nach erfolgtem Frieden, der vielleicht in diesem Jahre geschlossen wird, sogleich wieder zu den Indianern gehen könnten. Sie sind deswegen schon an Gemeinden gewiesen und dienen dort dem Reiche Gottes. Dem Missionar Flachenecker und mir ist die weitere Missionsarbeit übertragen worden. So Gott Gnade giebt, werden wir mit unseren Indianerknaben nach erfolgtem Friedensschlusse die Reise zu den Indianern antreten und das Werk des HErrn dort fortsetzen. Wir bedürfen aber noch eines Mannes, der als Gehilfe uns zur Seite stehe. Einen solchen wünschten wir uns aus der Heimath. Die Kirche der Heimath ist unsere Versorgerin auch in diesem Stücke. An denjenigen, welchem der HErr Lust und Freudigkeit ins Herz giebt, um des HErrn Jesu und der Indianer willen sich selbst zum Opfer zu bringen, richte ich die Bitte, mit uns in den Dienst des HErrn zu treten. Folgende Bedingungen sind an ihn zu stellen: Er muß ein treuer Christ sein, im Christenthum erfahren, damit er verstehe in der Kreuzesschule des HErrn Jesu mit uns zu leiden und unter dem Kreuze für Ihn zu arbeiten. Er soll ferner ledigen Standes sein, nicht zu jung und so viel als möglich praktisch in Handarbeit. Denn bei der Mission kommen verschiedene Handarbeiten vor. Vielleicht hat sich der HErr bereits einen treuen Knecht ersehen. Vielleicht spricht der und jener Bruder in der Heimath mit freudigem Herzen Ja und Amen zu diesem Rufe und findet sich bereit, demselben alsbald zu folgen. Dem HErrn sei es befohlen. Ihm gehört die Arbeit. Er sucht sich Seine Arbeiter. Er allein walte es zur Förderung Seines Reiches.

Du aber, lieber Pilger, laß dichs nicht verdrießen, diese meine doppelte Bitte in die Wohnungen meiner lieben Landsleute zu tragen und sie recht Vielen zur Beherzigung vorzulegen.

Andrew, Jackson Co. Iowa,
den 17. Januar 1865.

Dein getreuer Landsmann
Karl Gottlieb Krebs,
ev.-luth. Missionar der Synode Iowa.

Was die letztere Bitte des lieben Bruders Krebs betrifft, möchte ich noch Folgendes beifügen, Erstlich: Er schreibt an mich in einem Privatbriefe außer Obigem noch: „Wollte der HErr uns einen tüchtigen und passenden Mann zuführen, der da versteht, was es heiße, sich der Mission zum Opfer zu bringen. Einen treuen Arbeiter möchten wir zur Seite haben, dem sein Beruf Lebensaufgabe wäre.“ Er kann neben Handarbeiten auch theilnehmen an Reisen, am Umgang mit Indianern, kann deren Sprache erlernen, kann sich nach und nach in die Arbeit an den Heiden einleben, kann dadurch practisch und erfahren darin werden, kann sich vielleicht auch andere nöthige Kenntnisse hier erwerben; kurz, er würde, während er uns zur Seite steht, mit uns leidet und arbeitet, zu einem tüchtigen Missionar sich heranzubilden im Stande sein. Gott gebe, daß wir einen treuen Gehilfen bekommen und daß er an uns eine treue Stütze finden möge!“ Zweitens: Wer nun dies lieset, der wolle bei sich vor dem HErrn erwägen, ob nicht der Ruf der einsamen Brüder an ihn ergehe und dabei nicht die möglichen Opfer und Gefahren, sondern die Kraft Leibes und der Seele ansehen, die ihm der HErr für den Dienst Seines Reiches geschenkt hat. Dann aber wolle er mit seiner etwaigen Anmeldung nicht säumen, da die Sache keinen Aufschub leidet. Drittens: Anmeldungen solcher Brüder, die sich zu dem bezeichneten Dienste stellen möchten, können an den Unterzeichneten gelangen, durch den sie zunächst den lieben Brüdern in Amerika mitgetheilt werden würde. Die sich Anmeldenden werden jedoch gebeten, sofern sie dem Unterzeichneten nicht persönlich bekannt sind, Zeugnisse ihrer Pastoren beizufügen. Der HErr aber wolle diesen Aufruf mit Seinem Segen begleiten. Der Herausgeber.

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

Im Zusammenhange mit der heutigen Textbetrachtung möchte der Pilger noch auf folgende zwei Schriftchen hinweisen:

Die Ursachen der so vielfach erfolglosen Bemühungen in der heutigen Kindererziehung, ein Vortrag von Dr. Wichern. Hamburg. Agent. des Rauhen Hauses. 1863. 51 S. 5 Gr.

* **Ueber vernünftige und christliche Erziehung der Kinder**, ein pastoraler Vortrag von Heinr. W. J. Thiersch. Basel, Schneider. 1864. 30 S. 3 Gr.

In dem ersten dieser Vorträge werden, wenn auch nur andeutungsweise, doch aus reicher Erfahrung heraus, die innerhalb und außerhalb des Kindes liegenden Ursachen aufgezeigt, aus denen die Erfolglosigkeit so vieler Erziehungsbemühungen zu erklären ist. Es ist in dem Schriftchen viel Weisheit enthalten. Namentlich gebildeten christlichen Eltern zu empfehlen, da der Vortrag auf die Eltern, die ihre Kinder verwahrlosen, nicht berechnet ist. Der andere Vortrag, dem Volke verständlicher, ist für alle Eltern lehrreich. Folgende Sätze werden darin auf Grund göttlichen Wortes ausgeführt: „Unsere Kindererziehung muß auf Wahrheit beruhen, und auf Einigkeit zwischen Vater und Mutter in dem HErrn; sie muß Anleitung zum Gehorsam sein, und diese Anleitung muß geschehen mit dem richtigen Gebrauche der Vernunft, wir müssen Sorge tragen für die Ernährung des geistlichen Lebens und für seine Bewahrung; unsere Erziehung muß verbunden sein mit Züchtigung, aber im Sinne Christi; sie muß endlich verbunden sein mit Einführung in die Hoffnung auf die Zukunft des HErrn.“

Zweierlei zur Kindererziehung.

(Aus der evang. Kirchenzeitung.)

Ein alter Bauer hatte einen Sohn, der die Wirthschaft führte und sich gegen den Vater zum Aergerniß der Gemeinde schlecht betrug. Der Landrath, der durch das Dorf fuhr, hielt vor dem Hause still, der Vater und Sohn wurden gerufen, und die Leute, die auf der Straße waren, standen still. Er redete den Sohn an mit den Worten: „Wie lautet das vierte Gebot?“ Mit dem Hut in der Hand sagte er es her, während der Landrath auch seine Hände gefaltet hatte, und sprach dann zu dem jungen Menschen: „Mein Sohn, es kann dir wahrhaftig nicht wohlgehen, wenn dich deines Vaters Seufzer bei Gott verklagen.“ Er ließ sich noch von ihm die Hand reichen und fuhr weiter; aber die Leute im Dorfe freuten sich, und der Vorfall ward dem Sohne und andern jungen Leuten zum Segen. — (Wir haben ein Sprichwort: Fremd' Brod heißen die Kinder Semmel; sollte das nicht auch eine Wahrheit haben, wenn geistliches Brod den Kindern von fremder Hand geboten wird?)

Ein frommes junges Kindermädchen, das den Drang der Liebe Christi in sich trug, wurde von ihren Eltern in das Haus eines reichen Gutspächters vermiethet. Es that in gewissenhafter Treue seine Pflicht, und die Mutter des Kindes, das ihr anvertraut war, hatte ihre Freude daran, gestattete auch, daß es dem Kinde kleine Gebete vorsagen durfte. Als aber das Kind in eine gefährliche Krankheit fiel und die Eltern in großer Sorge waren, da sahen sie, wie das Kindermädchen oft an der Wiege auf den Knieen lag, und wenn auch nicht mit Worten, so doch mit der That zum Gebete aufforderte. Als die Krankheit aber zunahm und der Arzt keine Hoffnung mehr gab, da kniete zuerst die Mutter und dann auch der Vater nieder, das Mädchen ward mit großer Freudigkeit erfüllt, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß das Kind nicht sterben werde, und es ward wieder gesund. Der Glaube aber an die Kraft des Gebets war in den Eltern lebendig geworden, sie wandten sich auch bald der Kirche zu und hörten gern Gottes Wort.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 19. Dresden, den 7. Mai 1865.

Am Sonntage Jubilate.

Luc. 24, 46—49.

Beides, Zurückschauen und Vorwärtsschauen, ist der Christenheit Aufgabe in den seligen vierzig Tagen, die sie alljährlich in der Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt durchlebt. Wo Beides fehlt, oder wo auch nur Eines von Beiden fehlt, wird sie keinen wirklichen Segen von dieser Zeit haben. Zu Beidem hat darum auch der Auferstandene in den vierzig Tagen, in denen Er noch auf Erden mit ihnen verkehrte, Seine Jünger angewiesen. Er thut's in unserm heutigen Texte.

Gelitten hatte Er; auferstanden war Er; auffahren in die Höhe wollte Er; der Tröster war bereits verheißen; aber für das Alles, Vergangenes und Zukünftiges, fehlte doch Seinen Jüngern noch das rechte Verständniß. In die vergangenen Thatsachen hatten sie sich nun wohl gefunden; aber was diese Thatsachen wollten und sollten, und warum gerade diese und keine andern Thatsachen, davon konnten sie sich, geschweige denn Anderen noch keine Rechenschaft geben. Eine Ahnung von den zukünftigen Thatsachen der Himmelfahrt und der Geistesausgießung mochten sie wohl je länger je mehr bekommen haben; aber in welchem Zusammenhange diese noch vor ihnen liegenden Thaten Gottes mit den vergangenen stehen sollten, das war ihnen verborgen — und zwar wahrlich nicht, weil sie sämmtlich Thoren und trägen Herzens gewesen wären, sondern weil sich's mit all diesen Dingen um Ausführung eines göttlichen Rathschlusses handelte, der ja nie in eines Menschen Sinn gekommen war.

Da läßt sie nun der liebe HErr nicht ohne Verständniß stehen, sondern Er rüstet sie gerade in jenen vierzig Tagen durch Sein Wort zu Zeugen der großen Thaten Gottes aus, damit sie nicht blos sagen könnten, daß diese Thaten geschehen, sondern auch zu welchem Ende sie geschehen seien.

An welchem Tage Er ihnen diesen Unterricht gegeben, ob noch am Abend des Ostersonntags im Anschluß an die Erzählung der Emmausjünger, oder später, wenige Tage vor Seiner Himmelfahrt, das war für Seinen Unterricht völlig gleichgültig, ist auch für uns nicht von Belang.

Weit wichtiger ist die Art und Weise Seines Unterrichts. Er giebt ihnen in demselben nicht eine in neue, noch nie gehörte Worte gefaßte Belehrung, sondern Er öffnet ihnen, wie Er bereits mit den Emmausjüngern begonnen hatte, die von Ihm redende, aber freilich auch vorlängst von Ihm geredete Schrift. Darinnen stand ja bereits klar und deutlich von dem Muß der göttlichen Erbarmung geschrieben, nach welchem der verheißene Messias (Christus) leiden und auferstehen sollte von den Todten. Als daher

der Messias wirklich kam und litt und auferstand und predigen ließ, hatte Er in der That nicht noth, von Seinem Kommen und Leiden und Auferstehen und Predigen-Lassen mit ausführlichen neuen Worten zu reden. Er brauchte nur zurückzugreifen und zurückzuweisen in die alten von Ihm geredeten Worte. Und es hat dies auch völlig genügt. Wie überaus gering ist doch in den vier Evangelien das eigne Reden des Leidenden und Auferstandenen Christus von Seinem Leiden und Auferstehen, und doch wie überaus reichlich wissen die heiligen Apostel in den Episteln diese Thatsachen als die Grundlage des Heils der armen Sünder zu betonen. Das machte, sie waren vom Auferstandenen selbst in die von Ihm handelnde Schrift eingeführt worden und hatten durch diese das erleuchtete Auge des Verständnisses für den Zusammenhang jener Thatsachen mit unserer Seligkeit bekommen.

Der Messias, den die Schrift verheißen hatte, war ja solch Einer, wie sie ihn in Jesu von Nazareth jetzt vor sich hatten: Ein Weibessaame, die Wurzel aus dürrem Erdreich, eine Person, die so verachtet war, daß man das Angesicht vor ihr verbarg, und an der sich Alles buchstäblich erfüllt, was Jesaias Cap. 53 und Psalm 22 von ihrem Leiden geschrieben stand. Das Bild des Messias, wie es die Schrift gemalt hatte, war jetzt kein bloßes Bild mehr, es war Wirklichkeit geworden. Es hatte nun der Gerechte wirklich, wie Gott der HErr dies Muß Seiner Erbarmung vorher hatte aufzeichnen lassen, für die Ungerechten leiden müssen. Wäre Er ein Gerechter gewesen, aber kein Leidender; oder ein Leidender, aber kein Gerechter, so hätte sich in Ihm nicht Das erfüllt, was nach göttlichem Muß vom Messias geredet war. Nun aber ist Er Beides; was will man sich denn noch ärgern an Seinem Leiden und meinen, Er könne das Reich Israel nicht aufrichten? Und auferstehen muß Er auch nach der Schrift. Was Gott weiß von Ewigkeit her, daß ein todter Heiland kein lebendigmachender Heiland sein kann, das hat Er auch geredet in der Zeit durch die Schrift, die von Ihm zeuget. Die Schrift verkündet nicht einen todt bleibenden, sondern einen Messias, dessen Lebenslänge Niemand ausreden kann. Der Heiland muß nach der Schrift als ein Gerechter leiden, aber auch als Sieger aus dem Tode hervorgehen. Und hinwiederum der Gerechte, der da leidet und als Sieger aus dem Tode hervorgeht, das muß auch der Heiland sein. — Und zum Dritten: ein Messias ohne Boten des Friedens, den Er erworben hat, das wäre nicht der Messias der Schrift. Der Messias der Schrift *muß* in Seinem Namen, d. i. auf Seinen Befehl und um Seines theuern Verdienstes willen predigen lassen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern. Er soll ja nach der Schrift große Menge zur Beute haben, Er soll durch Sein Erkenntniß Viele gerecht machen, es soll Seine Gerechtigkeit gepredigt werden dem Volk, das geboren wird, daß Er es thut. Sein sühnendes Leiden, Sein siegreiches Auferstehen soll gleichsam nicht nur eine Salbe sein, die fertig in der Apotheke stehe, sondern die nach dem göttlichen Liebes-Muß auch den armen Sündern gebracht wird durch das Amt, das die Versöhnung predigt.

Die erste Botschaft nun dieser mit solcher Liebesnothwendigkeit sich an einander reihenden Weissagung und Erfüllung sollte von den Aposteln „unter alle Völker" hinausgetragen werden. Sie sollten deß Alles Zeugen sein. Wahrlich eine köstliche, aber auch eine ungemein schwere Aufgabe. Denn wo sie mit dieser Zeugenbotschaft vom leidenden und auferstandenen Sünderheiland hinkamen und in Seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden predigten, da mußte sich ja der Widerspruch des alten Adam regen, dem der Gekreuzigte eine Thorheit oder ein Aergerniß ist. Und dazu mußten sie jetzt, wo Ihnen der HErr nur in großen Grundzügen die Aufgabe ihrer Predigt vorgelegt hatte, sich gar armselig vorkommen. Sie standen geistig da etwa wie der Jüngling David dagestanden haben mag, als er in Sauls Helm und Panzer einhergehen sollte.

Aber die Hilfe ist längst bereitet. Sie sollten Apostel sein, d. i. Sendboten; aber der HErr verheißt ja gleich weiter mit Seinem „Siehe!" daß Er ihnen noch einen Sendboten mitgeben wollte, sozusagen den Archi-Apostel, den lieben Heiligen Geist, die Verheißung Seines Vaters, von der gleichfalls die Schrift durch den Propheten Joel gezeugt hatte. Der sollte in ihnen als die Kraft aus der Höhe sich erweisen. Durch Ihn sollten sie stark werden, die Schwere ihrer Aufgabe zu ertragen, damit sie nicht unter derselben erlägen wie David in Sauls Harnisch. Und damit dieser Heilige Geist durch Sie gleich zu Anfang ein recht mächtiges Zeugniß Seiner Wirksamkeit geben könnte, sollten sie Seiner nirgends anders als in der Stadt Jerusalem warten. Dort war's ja, wo bald nachher auf die Predigt der mit Ihm angethanen Apostel bei dreitausend Seelen hinzugethan wurden.

Und Er ist noch heute die Stärke der Kirche unseres HErrn Jesu Christi; Er rüstet auch heute noch, wenn auch nicht mit solch besonderen Gaben wie am ersten Pfingstfeste, die Boten und Zeugen des HErrn Jesu aus; Er ist's, der durch das von ihnen verkündete Wort die Herzen beweget als der „starke Gottesfinger" und bringt sie zur Buße und zur Vergebung der Sünden. O daß die Glieder der Kirche nur auch besser aufschauten nach der Höhe, von dannen diese Kraft gekommen ist am ersten Pfingsten und von dannen sie fort und fort kommen will wie ein ununterbrochener, Alles befruchtender Strom. Denn eben dazu ist ja der Auferstandene *zur Höhe* aufgefahren und hat sich gesetzet zur Rechten der Majestät *in der Höhe*, daß Er den Seinen die Kraft *aus der* Höhe darreichte, als ein täglich neues, wunderbares Kleid,

mit dem man angethan wird, nicht nur daß es die Blöße decke, sondern daß es auch die Glieder dessen, der es trägt, beständiglich stärke. Helfe uns Gott Allen in diesen vierzig Tagen beim Vorwärtsschauen und Rückwärtsschauen auch zu solchem Aufwärtsschauen! Amen.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

(Fortsetzung.)

Sprüchw. 9, 8.

Strafe den Spötter nicht, er hasset dich; strafe den Weisen, der wird dich lieben.

Wir fragen oft, warum der Herr auch Seine Frommen und Weisen so oft züchtigt und härter hält, als die Thoren und Frevler. Da lieset du einen von den vielen Gründen: Er will für Seine väterliche Zucht nicht immer gehaßt sein, sondern auch einmal geliebt; da muß Er denn wohl auch Seine Weisen züchtigen, die sich auch gern züchtigen lassen; denn von den Spöttern erntet Er nur Undank und Haß. Mein lieber Christ, wenn Gott dich züchtigt, so danke du es Ihm, daß Er dich für einen Weisen hält, von dem Er Liebe für Seine Zucht erwartet. Du selbst wirst den Beweis liefern, ob du ein Weiser oder ein Thor bist, je nachdem du für die Zucht Gott hassest oder liebst. Hassest du Ihn aber und zeigst dich als Thoren, nun dann hast du ja auch deine Antwort: wenn du ein Thor bist, so geschieht dir nur dein Recht.

Sprüchw. 9, 10.

Der Weisheit Anfang ist des Herrn Furcht; und der Verstand lehret, was heilig ist.

Es wird Keiner weise, er fürchte sich denn zuvor vor etwas, was über ihm ist, vor dem er sich beugt. Wer mit allen Dingen umgeht, als wären sie seines Gleichen, ja als stände er als Richter und Forscher hoch über ihnen, der wird nimmer weise; das ist der Krebsschaden unserer neueren Wissenschaft: sie hat keine Beugung; der Mensch läßt sich in ihr als das Haupt der Natur zu seinen Untergebenen herab und beherrscht sie geistig. Daher ist auch in ihr keine Weisheit, weil keine Furcht des Herrn; sie ist auch kein Anfang zur Weisheit; nicht ein Weg zu ihr, sondern ein Abweg, der stracks zum Gegentheil führt. Keine wahre Weisheit ohne Selbstbeugung und Selbsterniedrigung.

Sprüchw. 23, 26.

Gieb mir, mein Sohn, dein Herz.

Es giebt besonders zwei Gründe, warum wir Gott über Alles und allein lieben müssen. Erstens ist unsere Liebe unseres Herzens edelste Gabe, und darum gebührt sie auch nur dem allerhöchsten Gute. Denn wer wollte seines Herzens Kleinod an niedere Creaturen verschwenden? Sodann ist es eine große Thorheit, wenn der Mensch seine Liebe an etwas verschwendet, das ihn nicht wieder lieben kann, wie an die Freuden und Güter dieser Erde. Die Welt benutzt uns, und so lange wir ihr dienen, ehrt sie uns, aber sie liebt uns nicht. Bedarf sie unser nicht mehr, so wirft sie uns weg und vergißt uns. Sie hat kein Herz einzusetzen als Gegengabe für unser Herz, so wir ihrs geben. Gott aber bedarf unser nicht, und hat uns doch von Ewigkeit geliebt, und liebt uns noch, und will uns lieben ohne Ende. Er ist es allein werth, daß wir Ihn lieben, denn Er hat allein eine würdige Gegenliebe. Gieb Ihm, mein Sohn, dein Herz, und du wirst es tausendfältig wiederfinden.

Jes. 37, 14.

Und da Hiskia den Brief von dem Boten empfangen und gelesen hatte, ging er hinauf in das Haus des Herrn, und breitete ihn aus vor dem Herrn.

Der Brief Sanheribs enthielt Alles, was sich von seiner Macht und Hiskias Schwäche sagen ließ, und sollte Hiskias in seinem Gottvertrauen erschüttern. Aber Hiskias breitet den Brief im Tempel vor Gott aus und betet. So läuft auch wider uns ein Brief, ein schwerer Schuldbrief, in welchen der Teufel Alles geschrieben hat, was von seinem Rechte an uns und seiner Macht über uns, und von unserer Ohnmacht und Verdammniß zu sagen ist. Es ist unser Sündenregister; das hält er uns von Zeit zu Zeit vor, um uns zur Verzweiflung zu treiben, und so unser Herr zu werden. Aber nimm nur getrost den Brief und breite ihn im Gebete vor Gott aus; lies Ihm dein ganzes Sündenregister vor; Er weiß, was im Briefe steht, aber Er hat es gern, daß du es Ihm bekennest, und Ihm deine große Seelennoth klagest. Und sei dessen gewiß, denn es ist derselbige Brief, von dem es heißet Col. 2, 14: Er hat ausgetilget die Handschrift, so wider uns war, und sie aus dem Mittel gethan und an das Kreuz geheftet. Breite sie getrost vor Gott aus und du wirst die selige Gewißheit empfangen: Mein Sohn, um diesen Brief ängstige dich nicht; den hat mein Blut bezahlt und ausgelöscht, der ist ohnmächtig dich zu schrecken und zu verdammen.

Jes. 62, 1. 3.

Um Zion willen, so will ich nicht schweigen, und um Jerusalem willen, so will ich nicht inne halten, bis daß ihre Gerechtigkeit aufgehe wie ein Glanz, und ihr Heil entbrenne wie eine Fackel. — Du wirst sein eine schöne Krone in der Hand des Herrn, und ein königlicher Hut in der Hand deines Gottes.

Um der Kirche willen darf ein rechtschaffner Prediger des Wortes nicht schweigen, und kann sich deß getrösten, daß, wenn auch die Menge sein Wort verachtet, dies doch die Verheißungen, welche die Kirche hat, nicht zu Schanden macht. Die Kirche in ihren wahrhaftigen Gliedern, die auf Erden meist unbekannt und unsichtbar ist, wird in

Gottes Hand eine schöne Krone werden, und wer dann daran mitgearbeitet, diese mit Perlen und Juwelen, mit gewonnenen Seelen zu schmücken, wird die Frucht seines Werks schauen dürfen, auch wenn sein Wort hier auf Erden verloren schien. Auf diese Zeit muß ein Prediger hoffen, und wissen, daß er auf sie hin arbeitet, und hier auf Erden den rechten Lohn gar nicht suchen und erwarten darf. Es ist genug, wenn seiner Mühe Frucht mit aller Herrlichkeit auf Erden eine verborgene bleibet, wenn sie nur am Tage der Entscheidung zu Tage tritt.

Jes. 66, 10—13.

Freuet euch mit Jerusalem, und seid fröhlich über sie, Alle, die ihr sie lieb habt. Freuet euch mit ihr, Alle, die ihr über sie traurig gewesen seid. Denn dafür sollt ihr saugen und satt werden von den Brüsten ihres Trostes; ihr sollt dafür saugen, und euch ergötzen von der Fülle ihrer Herrlichkeit. Denn also spricht der Herr: Siehe, ich breite aus den Frieden bei ihr, wie einen Strom, und die Herrlichkeit der Heiden, wie einen ergossenen Bach; da werdet ihr saugen. Ihr sollt auf der Seite getragen werden, und auf den Knieen wird man euch freundlich halten. Ich will euch trösten, wie Einen seine Mutter tröstet; ja ihr sollt an Jerusalem ergötzet werden.

Nur wer, wie ein Kind, auf den Knieen Jerusalems, der Kirche Gottes sitzt, und an ihren Brüsten, d. h. am Bekenntnisse des Worts und den Sacramenten saugt, kann des Trostes Gottes theilhaftig werden. Denn in diesen Mutterbrüsten hat Gott die Fülle Seines Trostes niedergelegt, da sollen wir Ihn suchen und finden, da will Er ihn reichlich strömen lassen. Wer hier mit Jerusalem geweint und über sie aus Liebe geklagt, wird aus dieser Trostesfülle satt, und einst, wenn der Tag ihrer Herrlichkeit anbricht, überschwänglich mit ihr erfreut und getröstet. Darum hat Gottes Trost etwas so Sanftes, Mütterliches, weil er durch die Kirche vermittelt ist und uns zu Theil wird, die uns aus dem Worte geboren hat und aus dem Wort und Sacrament tränkt. Das ist die rechte Maria, das ewig Weibliche, das wir brauchen, nicht jene falsche der römischen Kirche. (Fortsetzung folgt.)

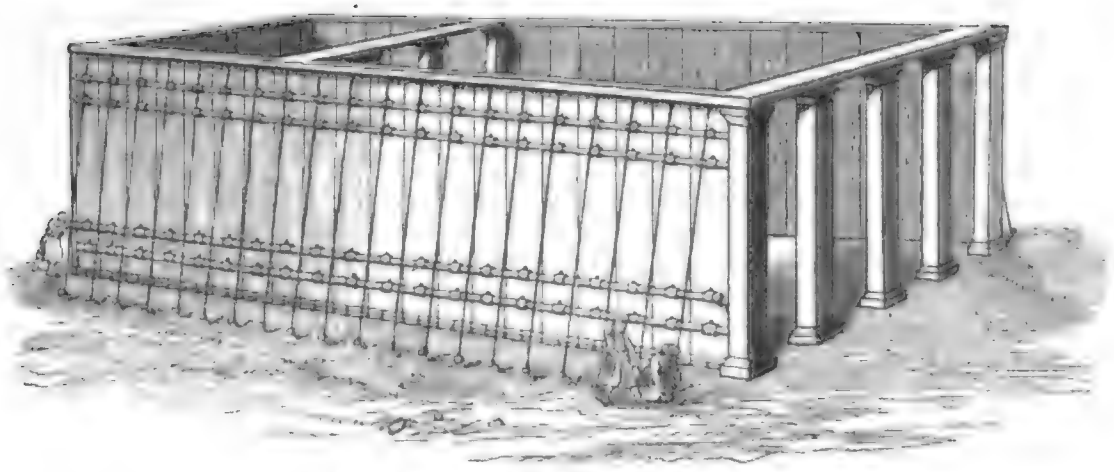
Taube und Rabe.

Als Noah merkte, daß die Fluth verrann,
Des Wassers ungeheurer Schwall begann
Langsam zu senken sich und zu versiegen,
Ließ aus der Arch' er eine Taube fliegen.
Sie flog, doch sah sie keine Ruhestätte,
Die ihrem Fuß sich dargeboten hätte;
Berghoch bedeckte noch die Fluth das Land,
Daß sich kein trockner Ort, kein Zweiglein fand.
Und scheußlich war, anekelnd, gräuelsam,
Was auf des Wassers Oberfläche schwamm,
Verfaulte Leichen viel von Mensch und Vieh;
Die fromme Taube, o wie bebte sie,
Ließ nirgendwo zu kurzer Rast sich nieder,
Sich schämend zu beflecken ihr Gefieder.
Und eh der Tag im fernen West verglommen,
War sie schon, Einlaß suchend, heimgekommen,
Bis Noah auf des Daches Laden stieß,
Und freundlich ein das fromme Täubchen ließ.

Nach sieben Tagen sandt' aus seinem Haus
Zum Zweiten Noah einen Raben aus;
Hei welche Lust, welch süße Schnabelweide
Nach langer Noth und bittern Hungers Leide!
Wohin er sah, schwamm, welch ein Hochgenuß!
Verwester Leiber Fleisch im Ueberfluß,
Da fault ein Arm, ein Bein, ein Schädel hohl.
Wie fand er sich so kannibalisch wohl,
Wie gierig auf dem ersten besten Aas
Zum lockern Mahl das Schmuzvieh niedersaß,
Sich voll und dick am faulen Fleische fraß,
Der Arche gar und seines Herrn vergaß.
Wovor die zarte Taube heimwärts floh,
Deß war die schmutzge Rabenseele froh!

Du hast in dieses wüste Erdenland
Voll Sündengräul aus deiner Vaterhand
Die Menschengeister, Gott, herabgesandt.
Ist wo ein Geist des Schmutzes Freund, ein Rabe,
Der findet hier willkommne Weid' und Labe.
Wo heimisch sich und wohl zufrieden fühlt,
Wer gern im Aas und mit Behagen wühlt.
Hier kann er satt an fauler Kost sich fressen,
Und seiner Heimath, seines Herrn vergessen;
Ihm sind, ist er von solcher Atzung satt,
Zum Himmelsflug die Schwingen träg und matt.
Doch wo ein Geist voll Hoffnung, Lieb und Glaube,
Ein solcher gleicht der zarten, frommen Taube,
Die sich der Reinheit des Gefieders freut,
Und vor dem Koth der Erdenlust sich scheut;
Der in der argen, sündentrunknen Welt
Zur Ruh und Rast kein Fleckchen wohlgefällt;
Die lieber heimathwärts zur Arche eilt,
Als, wo Befleckung sie bedrohet, weilt.

O Herr, mein Geist sehnt sich nach deinem Licht,
Hienieden fühlt er seine Heimath nicht;
Hier ist es ihm zu öd, zu wüst, zu kalt,
Ein trüber, unwillkommner Aufenthalt;
Die Welt mit ihrer Lust kann ihm nicht gnügen,
Zum Himmel zieht's ihn mit gewaltgen Zügen.
Drum, wenn er heimkehrt, streck die Hände aus
Und nimm ihn gnädig auf in's Vaterhaus!
Was er ersehnt, dort sei es ihm beschieden,
In sichrer Arche Heil und Ruh und Frieden.



Der Holzbau der Stiftshütte.

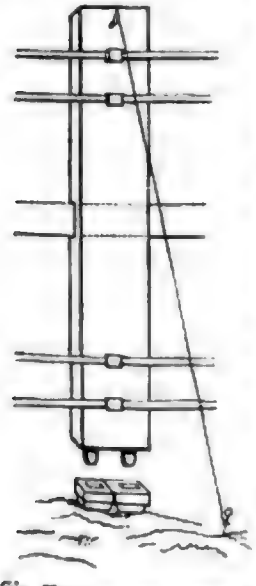
Der alttestamentliche Gottesdienst.

3. Der Holzbau der Stiftshütte.

Lies: 2. Mos. 26, 15—30. 32. 37.

Wir wenden uns heute der genaueren Beschreibung der eigentlichen Stiftshütte zu. An ihr haben wir zweierlei zu unterscheiden, den Holzbau, der an diesem großen Zelte die Stelle des bei kleinen Zelten üblichen Stangenwerks vertrat, und das Teppichwerk, das über das Holzgerüst gespannt wurde und dem Ganzen erst das Ansehen eines Zeltes gab.

Von dem Holzwerke, welches ja auch zuerst aufgerichtet werden mußte, reden wir zuerst. Unser heutiges Bild zeigt uns dasselbe ziemlich richtig, nur daß die vordere Seite etwas schmäler hätte ausfallen können.



Ein Bret zu den Seitenwänden der Stiftshütte, mit Fußgestell.

Die 3 Wände der Stiftshütte wurden von aufrechtstehenden Bretern oder Pfosten aus Akazienholz (Föhren-holz) gebildet, welche an beiden Seiten mit Gold überzogen waren. Sie waren je 10 Ellen lang und 1½ Elle breit. An der Nord- und Südwand zählte man je 20, an der westlichen Wand, die den hinteren Abschluß bildete, mit den Eckbretern, acht. Wie aber wurden diese Breter aufgerichtet und stehend erhalten? Zu dem Ende wurden für jedes Bret zwei silberne „Füße" oder Fußgestelle in Form von Keilen in die Erde geschlagen. Jeder der Füße hatte nach Oben ein Loch, und in diese Löcher paßten die Zapfen, in welche die Wandbreter der Stiftshütte an ihrem unteren Ende ausliefen. Unsere zweite heutige Zeichnung giebt dem Leser hiervon ein ausreichendes Bild.

Außen an den Bretern befanden sich außerdem je vier Ringen (festgemachte Ringe) von Gold, vermuthlich zwei oben und zwei unten. Durch diese Ringen wurden, wenn die Breter neben einander aufgerichtet waren, vier lange hölzerne Riegel gestoßen, die gleichfalls mit Gold überzogen waren. Sie dienten dazu, die Breter an einander zu halten. Ein fünfter Riegel ward vermuthlich durch eine in der Mitte der starken Pfosten befindliche Oeffnung geschoben, so daß er durch das Holzwerk selbst durchging und weder von außen noch von innen gesehen werden konnte. Diese 5 Riegel, die durch unsere beiden Abbildungen veranschaulicht werden, fanden sich an allen drei Seiten. Die Ecken, welche die Westseite mit der Nord- und Südseite bildete, wurden oben und unten durch „Klammern" zusammengehalten.

Endlich war noch am oberen Ende jedes Bretes, wie es gleichfalls unsere beiden Abbildungen zeigen, ein Strick angebracht; derselbe wurde angespannt und an den außen um die Wohnung herum in die Erde geschlagenen ehernen Zeltpflöcken befestigt. Diese Zeltpflöcke heißen 2. Mos. 38, 20: Nägel der Wohnung. Auf unserem Hauptbilde sehen wir noch eine Person mit dem Einstoßen des Riegels und zwei andere mit dem Anziehen des Zeltstrickes beschäftigt. Durch die Zeltstricke aber ward ein Zusammenfallen der Hüttenbreter nach innen unmöglich gemacht, und daß dieselben nach außen nicht umfielen, dafür sorgte das nicht ganz leichte Teppichwerk, mit dem das Ganze überdeckt ward.

In ähnlicher Weise wie die Breter der Stiftshütte mögen auch die Säulen des Vorhofs, die 5 Säulen am Eingang in das Heilige und die 4 am Eingang in das Allerheiligste befestigt gewesen sein. Die 5 vergoldeten Säulen am Haupteingang ruhten nach 2. Mos. 26, 37 auf 5 ehernen Füßen, die wohl eben deshalb von Erz waren, weil sie zu größerer Haltbarkeit tiefer in den Erdboden getrieben werden mußten. Die vier wiederum vergoldeten Säulen, durch die man in's Allerheiligste eintrat, ruheten auf silbernen Füßen. Die 60 Säulen des

Vorhofs dagegen ruhten in ehernen Füßen, und all diese Füße haben wir uns den obenbeschriebenen ähnlich zu denken. Die Vorhofsäulen selbst hatten silberne Knäufe und wurden mit je zwei Stricken, deren einer nach innen der andere nach außen gespannt war, an Zeltpflöcken befestigt. Von einem Knauf zum andern führten wohl silberne Stangen, durch welche die Säulen mit einander verbunden und an denen die Vorhangsteppiche befestigt wurden.

Und nun stellt euch einmal das bloße Holzgerüst vor, wie das im Sonnenglanze gestrahlt haben mag, so lange es noch im Aufbau begriffen war. Vergoldete Breter, vergoldete Säulen, vergoldete Rinken, vergoldete Riegel an der Stiftshütte selbst, und ringsumher der Vorhof mit seinen silbernen Säulenknäufen und Vorhangsstangen. Ein wanderndes Heiligthum und doch auch ein Heiligthum in großer Pracht, also daß die Stiftshütte den heidnischen Tempeln gegenüber keineswegs ärmlich ausgesehen haben mag.

Nächstens werden wir sie nun auch bedeckt schauen, wie sie nach vollendetem Aufbau zu erscheinen pflegte.

Allerlei Denkstätten.

6. Der Dom zu Speier.

(Fortsetzung.)

Kaiser Heinrich III. war schon 11 Jahre vor dem Tode seines Vaters Conrad zu dessen Nachfolger erwählt und gekrönt werden. Er wußte aber auch das Vertrauen, das die Fürsten in ihn gesetzt, zu rechtfertigen. Erst 22 Jahr alt ergriff er mit männlicher Festigkeit die Zügel des Reichs und er hat verstanden sie zu führen. Besonders nach zwei Seiten hin ist er mit Erfolg aufgetreten. Einmal gelang es ihm, seine kaiserliche Oberhoheit den vom Kaiser belehnten Fürsten gegenüber zu behaupten, die von jeher nach Selbstständigkeit getrachtet hatten, und zum andern griff er mit kräftiger Hand in Italien zu, als daselbst zu großem Verderben der Kirche drei Päpste auf einmal, einer immer schlechter als der andere, Anspruch auf den päpstlichen Stuhl machten; da setzte er alle drei ab und setzte dafür einen Bischof von Bamberg, einen Deutschen, auf den Stuhl Petri. Die leider nur wenigen Jahre seiner Regierung können als die Zeit bezeichnet werden, in welcher der deutsche Kaiserthron der Papstgewalt am erfolgreichsten und doch ohne bedeutende Opfer die Spitze geboten hat. Dabei war aber Heinrich nicht etwa ein kirchenfeindlicher Mann: nein, es war ihm recht sehr um das Gedeihen der Kirche zu thun, der er mit ganzem Herzen zugethan war. Auch war er eine aufrichtig fromme und demüthige Seele. Er konnte — war er doch auch in der Demuth ein Kind seiner Zeit — seinen entblößten Rücken dem Beichtvater zur Geißelung darbieten, und die Kaiserkrone pflegte er nie aufzusetzen, ohne zuvor gebeichtet zu haben. Wer weiß, was ihm der HErr noch hätte gelingen lassen, wenn ihm längeres Leben geschenkt worden wäre. Nur 17 Jahre hat er regiert. Er hinterließ ein nicht blos unmündiges, sondern noch unerzogenes Kind, das bereits vor der Taufe zum Thronfolger bestimmt worden war und nunmehr von fremden Händen so gründlich verzogen ward, daß es (als Kaiser Heinrich IV.) sich selbst und dem deutschen Reiche viel Herzeleid gemacht hat. Wer hätte denn nicht von dem unseligen Streite gehört, in den der unglückliche Heinrich IV. mit dem Papste Gregor VII., mit den Fürsten seines Reichs, ja mit seinem eignen Sohne verwickelt war? Von ihm ist wohl kaum noth zu erzählen. Jedes Kind hat sich diese traurige Berühmtheit gemerkt vom Schulunterricht her, wenn es auch unrecht ist, daß man gemeiniglich kein gutes Haar an dem armen Heinrich läßt.

Hören wir nur noch, was die beiden Heinriche, Vater und Sohn, mit dem Speier Dom zu thun gehabt haben. Kaiser Heinrich III. fuhr, wie er seinem Vater Conrad hatte versprechen müssen, rüstig fort, den langwierigen Bau zu betreiben. Er ließ sich sogar eine Zeitlang bleibend in Speier nieder, um mit eigenem Auge das Werk zu beaufsichtigen und durch seine persönliche Theilnahme den Eifer für die Vollendung zu beleben. Er machte auch dem noch nicht fertigen Dom ein kostbares Geschenk mit einem prachtvollen Kreuze von gediegenem Golde, das reich mit Perlen und Edelsteinen verziert war und in seinem Innern zwei angebliche Splitter vom Kreuze des des Herrn Jesu barg. Von seinem Zuge nach Italien brachte er der Kirche das Haupt des heilig gesprochenen Papstes Stephan I. († 257) mit, der seitdem als Schutzheiliger der Kirche verehrt ward. Aber wie all seiner Thätigkeit, so machte auch seiner Theilnahme für den Dombau der Tod ein frühes Ende. Doch waren wohl unter seiner Regierung die östlichen Partieen des Gebäudes mit zwei Thürmen und einer Kuppel vollendet worden. Die endliche Vollendung war seinem unglücklichen Sohne Heinrich IV. vorbehalten. Es ist fast rührend, daß dieser bei aller Unruhe seines Lebens doch immer noch Zeit für die Förderung und Beendigung der schönen Kathedrale behielt. Noch rührender ist's, daß er nach all der Opferfreudigkeit, mit der er den Dombau unterstützt hatte, für seinen Leichnam erst sehr spät die Ruhe in der Kaisergruft gewährt bekam, die sein Vater und Großvater darin gefunden.

In Augsburg war im Jahre 1064 der Körper der heiligen Afra gefunden worden, von der der Pilger früher bei der Stadt Augsburg erzählt hat. Eine Reliquie davon war auch nach Speier gekommen, und Heinrich IV. ließ sich's deshalb nach der Sitte der Zeit angelegen sein, für Verehrung dieser Reliquie, an die Nordseite des Doms eine kostbare Kapelle der heiligen Afra anzubauen.

Als nun Heinrich im Jahre 1106 starb, war diese Kapelle zwar fertig, aber noch nicht zu kirchlichem Gebrauche geweiht. Auf dem todten Kaiser lastete noch der Kirchenbann. So lange er nicht von demselben entbunden war, konnte er nicht in den geweihten Räumen der Kaisergruft beigesetzt werden. Und so blieb denn die Leiche gerade des Kaisers, der den Dom geschmückt, bereichert und vollendet hatte, fünf ganze Jahre lang unbegraben in der noch ungeweihten Afrakapelle stehen. Erst nach Ablauf dieser Zeit gelang es seinem Sohne Heinrich V. vom Papste das Begräbniß in der Kaisergruft zu erzwingen, und nun erst ward die Leiche Heinrichs IV. mit besonderem Aufwand von Pracht zu denen seiner Väter versammelt.

Auch Heinrichs V. Gebeine wurden in die Kaisergruft gelegt. Außerdem ruhen in derselben noch die Leichname der Kaiser Philipp von Schwaben († 1208), Rudolf von Habsburg († 1294), Albrecht von Oesterreich († 1308), Adolf von Nassau († 1298) und mehrerer Kaiserinnen, im Ganzen „acht Häupter, welche die erste Krone der Welt getragen haben, dazu drei Kaiserinnen und eine Königstochter."

Wir kehren zur Geschichte des Doms zurück. Schon im Anfang des 12. Jahrhunderts hatte derselbe den ersten Unfall zu bestehen. Im Jahre 1137 ward er zum ersten Male durch Brand beschädigt. Vielleicht war seine erste Decke noch eine flache hölzerne, die durch Brand eher zerstört werden konnte, als das jetzige steinerne Gewölbe. Doch war im Jahre 1146 Alles wieder im Stand.

In diesem Jahre ward der Speierer Dom der Schauplatz eines denkwürdigen Ereignisses. Wie am Schlusse des 11. Jahrhunderts Peter von Amiens durch seine Kreuzpredigt das Abendland zum ersten Kreuzzuge begeistert hatte, so ward im 12. Jahrhundert der berühmte Cisterzienser-Abt Bernhard von Clairvaux, gewöhnlich der heilige Bernhard genannt, der Kreuzprediger zum zweiten Kreuzzuge. Das war einer der bedeutendsten Kirchenlehrer jenes Jahrhunderts, ja wohl der bedeutendste. Durch seine ganze gottgeheiligte Persönlichkeit übte er auf Laien und Geistlichkeit, auf Fürsten und Päpste eine wahrhaft wunderbare Gewalt aus. Unser Luther hat später von ihm sehr hoch gehalten. Er sagt von ihm: Ist jemals ein wahrer, frommer und gottesfürchtiger Mönch gewesen, so war es St. Bernhard, den ich allein viel höher halte, denn alle Mönche und Pfaffen auf dem ganzen Erdboden, und zwar habe ich seines Gleichen niemals weder gelesen noch gehört." Der eine Mann war ein wahres Salz für alle Kreise seiner Zeit. Noch erinnert uns an ihn der Gesang: O Haupt voll Blut und Wunden; denn dies Lied Paul Gerhardts ist nur eine Umarbeitung einer seiner lateinischen Hymne, die mit den Worten anhebt: Salve caput cruentatum.

Nun regierte damals in Deutschland der Hohenstaufe Conrad III. Die Deutschen mit ihrem Kaiser an der Spitze hatten sich, wie sie denn ruhigern Blutes sind als die Franzosen, noch nicht recht für die Kreuzfahrten begeistern wollen, und gerade am Rhein hatte die Kreuzpredigt eine schiefe Richtung bekommen, indem es das Volk vorzog, gegen die armen Juden eine blutige Verfolgung zu beginnen, für die man freilich nicht erst einen weiten beschwerlichen Kreuzzug zu unternehmen brauchte. Da machte sich Bernhard, der durch seine Predigt schon in Frankreich die Herzen für die Kreuzfahrt gewonnen hatte, auch nach Deutschland auf. Das Volk, obwohl es von seiner in fremder Zunge gehaltenen Predigt nichts verstand, fiel ihm in Massen zu, ergriffen von der Macht seiner Persönlichkeit. Nur der nüchterne Kaiser machte noch nicht Miene, dem Volke mit seinem Beispiele voranzugehen. Er ließ den predigenden Abt durch die Pfalz nach der Schweiz ziehen, ohne für die alle Kreise bewegende Sache entflammt zu werden. Da kam das heilige Christfest des Jahres 1146 heran. Conrad hatte dem Andringen Bernhards nicht ganz widerstehen können. Er hatte aufs Fest einen Reichstag nach Speier berufen. Als Bernhard am Vorabende des Festes vor Speier landete, zog ihm die Geistlichkeit mit der Bürgerschaft feierlichst entgegen. Man führte ihn in den Dom, wo ihn der König Conrad mit den Reichsfürsten und den päpstlichen Legaten empfing. Als man bei seinem Einzuge in den Dom das Salve regina, einen Lobgesang auf die Jungfrau Maria angestimmt hatte; und die letzten Worte dieses Gesanges verklangen, erhob der verehrte Abt seine Stimme und sang hinzu die Worte: O clemens! o pia! o dulcis virgo Maria! d. i. o du freundliche, o du gottselige, o du süße Jungfrau Maria. Die Worte machten so gewaltigen Eindruck, daß sie bald ein allgemein üblicher Anhang am Salve regina wurden, und noch heute sind sie im Speierer Dom in gewaltigen Buchstaben zu lesen, zur Erinnerung an jenen Einzug Bernhards.

Weniger Eindruck scheint anfänglich die Kreuzpredigt gemacht zu haben, die Bernhard vor dem Kaiser und den versammelten geistlichen und weltlichen Herren hielt. Der Kaiser machte keine Anstalt, dem Kreuzzuge beizutreten. Erst am dritten Weihnachtstage siegte Bernhards Begeisterung über die kaiserliche Kälte. Da nämlich unterbrach Bernhard plötzlich die ihrem Schlusse sich nahende Feier der Messe und begann eine feurige Rede an das Volk. Als er aber merkte, wie seine Rede den Kaiser mehr als bisher bewegte, wandte er sich freimüthig an diesen selbst und stellte ihm mit gewaltiger Beredtsamkeit vor, wie er, wenn er vom Kreuzzuge fern bleibe, am jüngsten Tage als Einer dastehen werde, der seine Pflicht nicht gethan habe. Das brach das Eis. Der Kaiser sprang erschüttert auf. „Ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes; sie soll mich nicht undankbar finden! Ich bin bereit, Ihm zu dienen, weil Er mich selbst dazu ermahnt," rief er aus und empfing aus Bernhards Händen die Kreuzesfahne. Als

Bernhard aus dem Dom hinausging und das Volk, das ihn sehen wollte, ihn bald erdrückt hätte, hob ihn der Kaiser selbst auf die Arme und trug ihn aus dem Dom hinaus. Auch Bernhard ward später den Schutzpatronen des Gotteshauses beigezählt, obwohl der Kreuzzug, zu dem er in Speier aufgefordert hatte, kläglich verunglückte.

Von nun an haben wir weniger von dem zu erzählen, was **in** dem Dom, als von dem, was **an** ihm und **mit** ihm geschehen ist. Und er hat gar schwere Schicksale erfahren müssen.

Schon in den Jahren 1159 und 1289 war das Gotteshaus wiederum in einzelnen Theilen durch Brände zerstört worden; bei einem derselben war durch eine einstürzende Mauer auch eine große Anzahl Menschen verschüttet worden, aber das Haus war darnach bald wieder in vorigem Glanze hergestellt worden. Von einem schwereren Unglück jedoch ward es im Jahre 1450 betroffen. Da brach an der Orgel mitten in der Nacht ein Feuer aus. Die Flamme lief an den Glockenseilen empor, ergriff die Balken der westlichen Bedachung und drang immer weiter nach Osten vor, so daß bald die Bedachung des Hauptschiffes und der Seitenschiffe in hellem Brande auffloderte. An ein Löschen war bei der Höhe des Baues nicht zu denken. Die Thürme zersprangen, die Glocken zerschmolzen, das geschmolzene Blei des Kuppeldachs floß wie ein Bach davon. Zuletzt standen nur noch schwarze Mauern und schwer beschädigte Gewölbe, überragt von den beiden östlichen Thürmen, die dem Feuer Stand gehalten hatten. Aber mit Hilfe einer großen Collecte, die in allen deutschen Landen gesammelt ward, wurde der Bau in wenigen Jahren und zwar schöner noch hergestellt, als er zuvor gewesen. So prangte er etwas mehr als zwei Jahrhunderte lang. Da brach auf's Neue das Verderben über ihn herein.

Das Annectiren war damals ganz ebenso französische Mode wie heutzutage. Als der französische König Ludwig XIV. zur Befriedigung seiner mit den Haaren herbeigezogenen Erbansprüche auf die Pfalz im September des Jahres 1688 dem deutschen Reiche den Krieg erklärt hatte, begann für die arme, früher so blühende Pfalz eine schwere Zeit, wie sie in den Kriegsgeschichten gebildeter Völker wohl einzig dasteht. Denn kaum hatte Deutschland seinerseits den Fehdehandschuh aufgenommen, so ward auf Befehl des französischen Kriegsministers Louvois der schönste Theil der Pfalz auf beiden Rheinufern mit wahrer Planmäßigkeit verwüstet, damit von da aus der Angriff auf Frankreich unmöglich gemacht würde. Mordend, brennend, plündernd zogen die Soldaten umher, eine blühende Stadt nach der andern zerstörend, eine lachende Flur nach der andern verwüstend, daß nur ja nichts im Stande bliebe. Die Städte Speier und Worms hatten sich dem Feinde ergeben und mit schweren Opfern den Greuel der Verwüstung von sich abgewendet. Da kam im Mai des Jahres 1689 der Befehl, daß auch sie niedergebrannt werden sollten. An Speier ward das Werk am 31. Mai auf's gründlichste vollzogen. In 24 Stunden brannte die ganze Stadt, ein einziges Feuermeer. Noch stand, wie ein Fels in diesem Meere, der Dom unverletzt. Da setzten endlich auch ihn die durch die Luft getragenen Feuerbrände in die größte Gefahr. Mit der äußersten Anstrengung gelang es dreimal, einen bereits entstandenen Brand zu löschen. Aber endlich steckten die nobeln Mordbrenner auch ihn in Brand, und nun war er nicht mehr zu retten. Am 2. Juni war er eine großartige Ruine. In der Hoffnung, reiche Beute an Kostbarkeiten in ihm zu finden, drangen die Franzosen bis in die Kaisergruft vor, rissen selbst die Leichen der Kaiser aus den Särgen und standen von diesem Hyänenwerke erst dann ab, als sie sich überzeugt hatten, daß die ziemlich schwierige Aufwühlung der Kaisergräber nicht genugsam lohne. Nur die Thürme und der ausgebrannte Rumpf des Domes trotzten den zum Ueberfluß auch noch angewandten Brecheisen der französischen Barbaren.

Nachdem der Krieg in verschiedenen Gegenden ausgetobt hatte und der Ryswicker Frieden geschlossen war (1697), schien es Anfangs, als wollte Ludwig XIV. den durch ihn veranlaßten Schaden wieder gut machen und für Wiederherstellung des Doms eine gebührende Summe zahlen. Aber nicht mehr als lumpige 25,000 Livres (etwa 8 bis 9000 Thaler) waren von ihm zu erlangen. Eine Bitte, welche das Domcapitel an alle deutschen Fürsten richtete, hatte in der Zeit nach dem Kriege, da Alles noch daniederlag, wenig Erfolg. So konnte man nur die ärgsten Verwüstungen beseitigen und mußte zufrieden sein, als der Gottesdienst nothdürftig wiederhergestellt war. Wiederholt gaben sich die Speierer Bischöfe alle Mühe, das Haus wieder zum vorigen Glanze zu bringen, und etwa 100 Jahre nach jener Pfalzverwüstung schien man auch damit näher zum Ziele zu kommen, nachdem allein in 6 Jahren 200,000 Gulden aufgewendet worden waren; aber eben um diese Zeit brach über den Dom ein neues Wetter herein.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Nach den Zählungslisten vom 3. Dec. 1864 betrug die Bevölkerung des Königreichs Sachsen an jenem Tage 2,344,094 Seelen, 118,854 mehr als im Jahre 1861. Diese Seelenzahl vertheilt sich auf die Regierungsbezirke folgendermaßen: Zwickauer Kreisdirectionsbezirk 872,418 Einw.; Dresdner 615,269; Leipziger 532,689; Bautzner 316,886 Einwohner. —

Am ersten Osterfeiertage früh 7 Uhr verschied nach kurzem Krankenlager im Alter von 77 Jahren der k. sächs. Staatsminister a. D. v. Wietersheim, der vom Jahre 1840 bis zu seinem Rücktritt aus dem Staatsdienste (1848) das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts verwaltet hat. Seine Leiche ist zu Röbbenitz im Altenburgischen beigesetzt worden —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 20. Dresden, den 14. Mai 1865

Am Sonntage Cantate.

Joh. 16, 5—15.

In unserem Texte redet der HErr am letzten Abend vor Seinem Leiden mit Seinen Jüngern. Er beginnt damit, daß Er ihnen den Zustand ihrer Herzen schildert. Ihre Herzen waren voll Trauerns über das, was der HErr ihnen von Seinem Hingang gesagt hatte, so voll, daß sie nur fragten: Wo gehst Du **hin**? aber nicht: **Wo** gehst Du hin? Nur den Hingang, nicht aber das selige Ziel dieses Hingangs hatten sie im Auge. Da will der HErr als der rechte Freudenmeister ihre Traurigkeit zu Ende bringen und weist sie auf den Segen Seines Hingangs hin mit den Worten: Es ist euch gut, daß ich hingehe. Der Segen Seines Hingangs aber besteht wesentlich in der Sendung des Heiligen Geistes, dessen Amt Er in unserem Texte den Seinen eingehend beschreibt.

Den Tröster nennt Er Ihn zunächst, wenn Er spricht: So ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch. Erst nach Seiner Heimkehr zur Herrlichkeit des Vaters sollte und wollte Er ihnen diesen Tröster senden, weil erst nach völliger Beendigung des irdischen sichtbaren Wandels unseres HErrn JEsu der Heilige Geist in voller Ausdehnung dahin wirken konnte, daß sie glaubten an den Hingegangenen und doch noch unsichtbar bei ihnen Wandelnden. Einen Tröster aber nennt der HErr Jesus diesen Heiligen Geist, nicht einen Trost, oder eine Tröstung oder sonstwie, damit wir merken sollen, Derselbe sei nicht eine unselbständig wirkende Kraft, sondern eine selbständig wirkende Person; nicht ein Etwas, sondern ein Jemand. Demgemäß werden auch im ganzen Texte dem Heiligen Geiste Thätigkeiten zugeschrieben, die nur Personen zukommen. Er kommt, Er redet, Er verkündigt, Er straft, Er leitet. Es wird auch diese Person nicht genannt: **ein** Tröster, sondern **der** Tröster, d. i. ein Tröster über alle Tröster. Der Tröster aber über alle Tröster kann nur Gott selber sein, der ja auch in der Schrift ein Gott alles Trostes genannt wird.

Das griechische Wort für Tröster heißet nun eigentlich ein Sachwalter, ein Rechtsbeistand, ein Fürsprecher. Da könnten wir wohl fragen: Haben wir denn aber nicht schon einen Fürsprecher, Christum? Wozu denn zwei? Nun, denke dir doch einmal einen gerechten König, vor dessen Thron allerlei todeswürdige Verbrecher kommen und wollen um Gnade nachsuchen, haben aber nichts, womit sie des Königs Herz zur Gnade lenken könnten, ja wissen nicht einmal, wie sie in rechter Weise sich an den König wenden sollen. Solch ein König ist Gott, solche Verbrecher sind wir. Da ist nun der Sohn unser Fürsprecher bei dem Vater und vertritt uns mit Seinem Verdienst, daß wir Gnade erlangen können, und der

liebe Heilige Geist ist der Fürsprecher, den wir unsererseits mitbringen, der uns armen blöden Sündern den Glaubensmuth und das Glaubenswort leiht, daß wir auch in rechter Weise Gnade um Christi willen begehren können. Was hälfe uns doch der Fürsprecher bei dem Vater, wenn wir nicht auch den andern Fürsprecher bei uns hätten, der uns beisteht, daß wir im Glauben den Vater auf die Fürsprache Seines Sohnes verweisen. Und weil nun erst durch diesen zweiten Fürsprecher die Trostesherrlichkeit, die im Verdienste Christi liegt, unser wird, hat Luther das Wort Fürsprecher überaus köstlich mit dem Worte „Tröster" übersetzt.

Das ist aber nicht das einzige Stück vom Amt des Heiligen Geistes, das uns in unserem Texte gezeigt wird. Derselbige Tröster soll auch die Welt strafen um die Sünde und um die Gerechtigkeit und um das Gericht. Das kann nicht heißen: Er wird sie züchtigen wegen der Sünde, denn dann müßte es weiter heißen: und wird sie züchtigen wegen der Gerechtigkeit und wegen des Gerichts; und das wäre ein Unsinn. Sondern „strafen" hat hier die Bedeutung des Zurechtweisens, da man einen, wenn auch auf beschämende Weise, zur rechten Ueberzeugung bringt. So braucht man das Wort noch heute in der Redensart: Einen Lügen strafen. — Und wen straft nun auf solche Weise der Heilige Geist? Die Welt, d. i. die von Gott abgefallenen Menschen. Die muß Er alle strafen, und zwar nicht blos die einfältigen, sondern auch gelehrte Leute, die über mancherlei Anderes eine ganz richtige Ueberzeugung haben mögen. So hat Er auch vormals den Saulus gestraft und den Dr. Martin Luther, obwohl der ein gar gelehrtes Mönchlein war. —

Worüber bringt Er aber die Welt zur rechten Ueberzeugung? Zuerst über die Sünde. Von der hat die Welt ganz verkehrte Meinung. Mord und Todtschlag, Diebstahl und Ehebruch hält sie allenfalls noch für Sünde. Aber was die größte Sünde ist, nicht glauben an den Sünderheiland, das hält die Welt gar nicht für Sünde. Mit Christo könne es Jeder halten, wie er wolle, und komme nicht viel drauf an, was er von Ihm halte. Da betont man denn, daß man ja Keinem ein Härchen krümme; aber Christum todtzuschlagen, daraus macht man sich kein Gewissen. Man giebts zu: auch einen Pfennig zu stehlen, wäre eine Sünde; aber Christo Seine Ehre stehlen, das achtet man für keine Sünde. Die Ehe brechen, das meint man, sei abscheulich; aber Christo das in der Taufe gegebene Verlöbniß brechen und den Götzen der Welt nachbuhlen, das ist der Welt keine Sünde. Und doch ist gerade das die größte und schwerste. Denn wer in der Sünde des Unglaubens liegt, der hat für all seine Sünden keine Vergebung, dieweil Vergebung der Sünden nur der haben kann, der an die Erlösung glaubt, die in Christo Jesu geschehen ist. Er gleicht dem Selbstmörder, der sich erst selbst vergiftet und dann auch das Gegengift, das man ihm bietet, bei Seite stößt. — Das ist nun das Amt des Heiligen Geistes, daß Er die Welt straft um die Sünde und es ihr sagt, daß sie nicht glaubt an den Namen Jesu Christi und welch große Sünde das doch sei. —

Und weiter straft Er die Welt um die Gerechtigkeit. Auch davon hat die Welt falsche Begriffe. Sie meint, das sei Gerechtigkeit, wenn man ein halbwegs rechtschaffenes Leben führe, kein Kind betrübt habe, Niemand etwas zu Leide thun, noch nicht auf dem Zuchthause gesessen u. s. w., oder wenn man sich doch wenigstens Mühe gebe, nach Gottes Gesetzen zu leben. Das ist aber eitel unvollkommene Gerechtigkeit; die Schrift nennt's ein unfläthig Kleid. Fragst du dagegen die Welt nach der Gerechtigkeit aus dem Glauben, von der die Schrift weiß, so sieht sie dich groß an und versteht nicht, was das heißen solle. Darum straft der Heilige Geist die Welt um die Gerechtigkeit und weist sie dagegen auf den Hingang des HErrn Jesu („daß ich zum Vater gehe und ihr mich fort nicht sehet."). Da der HErr Jesus hinging in's Leiden und Sterben, da erwies Er sich als den gerechten Knecht Gottes, und da Er hinging zum Vater durch Auferstehn und Himmelfahrt, da erwies Ihn der Vater als den gerechten Knecht. In Ihm ist wirkliche, vollkommene und vollgültige Gerechtigkeit, eine Gerechtigkeit, die unser wird, sobald wir sie im Glauben als die unsere ergreifen.

Endlich zum Dritten straft der Heilige Geist die Welt auch um das Gericht. Auch darüber liegt die Welt gar im Dunkeln. Entweder läßt sie Gericht Gericht sein und kümmert sich nicht drum, lebt dahin, als ob es kein Gericht gäbe; oder sie müht sich ab, aus eigenen Kräften dem Gericht zu entrinnen. Da sagt aber der Heilige Geist — und was Er so sagt, das sagt Er durch das Wort der Schrift und befestigt dann das Gesagte durch Sein Wirken in uns —: Du arme Welt! Der Fürst dieser Welt ist ja gerichtet. Wenn du Welt bleibst, mußt du dich vor seinem Gerichte auch mit fürchten; denn was dem Fürsten widerfährt, das widerfährt auch seinen Unterthanen. Wenn du aber nicht Welt bleibst, sondern glaubst an den Namen des HErrn Jesu, daß Er auch für dich hingegangen ist zum Vater und daß der Fürst dieser Welt durch Ihn gerichtet ist, dann heißt's bei dir: Der Fürst dieser Welt, wie sauer er sich stellt, thut er uns doch nichts ꝛc.

Und in welch köstlicher Ordnung übt nun der Heilige Geist diese drei Stücke Seines Strafamts! Erst straft Er um die Sünde, daß die Sünder aus der Gleichgiltigkeit ihres Unglaubens herausgebracht werden, dann um die Gerechtigkeit, daß ihnen alle Verzagtheit vom Herzen genommen werde, und zum Dritten um das Ge-

richt, daß die Sünder nicht sicher werden und daß sie erkennen, in welch Gericht sie noch immer laufen können, wenn sie umkehren und wieder dem Fürsten der Welt dienen, der mitsammt seinen Unterthanen dem Gerichte verfallen ist.

An wem nun aber dies Strafamt des Heiligen Geistes nicht vergeblich gewesen, der gehört fortan nicht mehr der Welt an; sondern der HErr zählt ihn zu den Seinen. Damit hört jedoch die Arbeit des Heiligen Geistes nicht auf; Er beginnt aufs neue und — leitet die Gläubigen. Jetzt konnten die Jünger das Viele noch nicht tragen, was ihnen der Meister noch zu sagen hatte. Hernachmals sollte es anders werden, weil da der Heilige Geist sie in alle Wahrheit leiten würde. In alle Wahrheit, oder wörtlich: in die ganze Wahrheit sollten sie durch Ihn geleitet, ein Stück der Wahrheit zu ihrer Seelen Seligkeit nach dem andern sollte ihnen klar gemacht werden, gleichwie es geht, wenn Einer uns in einem Lustgarten umher- und immer tiefer hineinführt. Da gehn wir, durch ihn geführt, von einer Herrlichkeit zur andern. Mit jedem Schritte wächst unsere Freude, mit jedem Schritte wird's uns klarer, daß wir in einem Lustgarten sind, und je länger je mehr lernen wir uns zurechtfinden in den Herrlichkeiten des Lustgartens und gewinnen einen immer schöneren Eindruck vom Einzelnen wie vom Ganzen. — Und wie treibt der Heilige Geist solch Werk? Er macht's ganz wie der Gärtner, der uns den Lustgarten zeigt. Was der redet, das nimmt er nicht von dem Seinen, sondern von der Herrlichkeit des Gartens. Der Garten steht fertig da, und er braucht uns nur zu sagen: Siehe das, siehe Jenes! wie köstlich ist das, wie lieblich jenes anzuschauen! Darum steht geschrieben: „Er wird nicht von sich selbst reden, sondern was Er hören wird, das wird Er reden, und was zukünftig ist, wird Er euch verkündigen. Von dem Meinen wird Er es nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein, darum habe ich gesagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen."

Das haben wir recht festzuhalten. Die Leute meinen oft, der Heilige Geist werde unter dem neuen Bunde ähnlich wie im Alten Testamente mitgetheilt, wo einzelne Menschen zu sonderlichen Offenbarungen voll des Heiligen Geistes wurden; und darauf hin erwartet gar Mancher besondere Offenbarungen vom Heiligen Geiste, oder hält die Fündlein seines Menschengeistes für Geistesoffenbarungen. Mit solcher Meinung ist in der christlichen Kirche schon viel Unfug getrieben worden. Sie ist durchaus falsch. Der Heilige Geist nimmt von der durch Christum gegebenen und nunmehr vorhandenen Wahrheit, von dem „Seinen"; Wort und Sacrament nimmt Er; und davon redet Er, damit arbeitet Er an den Herzen, damit leitet Er sie in alle Wahrheit. Wo du daher von allerlei Mittheilungen und Offenbarungen des Heiligen Geistes hörst, die außer Zusammenhang mit Wort und Sacrament stehen, ja wohl gar Wort und Sacrament ergänzen möchten, das ist eitel Schwindel. Tritt Er dir aber entgegen mit Wort und Sacrament, da glaub's auch, daß Er es ist, der dich leiten möchte, und laß dich getrost leiten: Er leitet dich in alle Wahrheit.

Durch Sein „Leiten in alle Wahrheit" verklärt Er aber je mehr und mehr den HErrn Christum, d. h. Er macht Ihn uns herrlich. An sich selber ist freilich Christus herrlich. Da ist er bereits verklärt. Aber unsern Augen kommt der Mann der Schmerzen, ja selbst der erhöhte Christus, weil Er uns nicht greifbar und sichtbar nahe ist, noch oft recht armselig vor. Wenn aber der Heilige Geist von dem Seinen nimmt und uns in all die Wahrheit leitet, die Christus von sich selber geredet hat, da wird uns Christus der HErr alle Tage herrlicher, Seine Person, Sein Amt, Sein Wort, die Gnadengüter, die Er uns erworben — das Alles wird uns immer herrlicher. Und ist das nun etwa allein Christi Lust, wenn Er so verherrlicht wird? Wahrlich nein; das soll auch der Christen größte Lust sein, wenn ihnen Christus je länger je lieber, je größer, je herrlicher wird. Dann schmecken sie etwas von der Seligkeit, die Adam und Eva genossen, da sie neugeschaffen im Garten Eden wandelten und ein Wunder ihres Gottes nach dem andern entdeckten. Solche Lust und Seligkeit wolle auch uns der HErr schenken durch das Amt des lieben Heiligen Geistes! Amen.

Die Kirche, nach ihrem Ursprunge, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart.*)

So ist eine Sammlung von Vorträgen betitelt, die von den Professoren Luthardt, Kahnis und Brückner im Winter dieses Jahres gehalten und von einer überaus zahlreichen Zuhörerschaft gehört worden sind. Sie sind eine schöne Fortsetzung des Anfanges, der durch Dr. Luthardts apologetische Vorträge gemacht worden ist, obwohl sie es nicht mehr mit Vertheidigung des Christenthums, sondern mit Erweckung der rechten Freude an dem Lauf der christlichen Wahrheit durch die Welt zu thun haben. Auch das Zusammenwirken der verschiedenen Gaben, die den drei Gottesgelehrten gegeben sind, zur Belehrung der gebildeten Christenkreise ist eine liebliche Erscheinung. Dr. Luthardt stellt den Gang der Heilsoffenbarung bis

*) Leipzig, Hinrichs. 1865. 218 S. 27 Sgr.

zu ihrem Abschluß im Anfang der christlichen Kirche mit derselben Tiefe der Anschauung und Bündigkeit des Ausdrucks dar, die den apologetischen Vorträgen so viel Leser gewonnen hat. Dr. Kahnis führt die ganze Geschichte der christlichen Kirche in dem knappen Rahmen dreier Vorträge mit bewundernswerther Durchsichtigkeit und Einfachheit vor und lockt zu weiterer Einschau in den Gang des Ganzen, den er trefflich entwickelt. Dr. Brückner endlich lenkt die Blicke auf die Gegenwart der Kirche, auf ihre Lage, ihre Aufgaben, ihre Hoffnungen und hat damit, weil ja die Anschauung dieser Gegenwart am ehesten trügen kann, nicht eben die leichteste der drei Aufgaben übernommen. Werden sich auch zu einzelnen Stücken seiner Anschauung kirchlicher Verhältnisse Fragezeichen machen lassen, so spricht doch aus all seinen Worten eine warme Theilnahme für das Gedeihen und den endlichen Sieg der Kirche und ein freudiges Bekenntniß zu ihrem ewigen gottmenschlichen Haupte Christo. —

Der Pilger glaubt aber, nicht nur mit diesen wenigen Worten auf das angezeigte Buch hinweisen zu dürfen; er möchte es auch seinen Lesern einigermaßen bekannt machen, dadurch daß er aus den Vorträgen jedes der drei Theologen ein Stück zur Mittheilung auswählt. Sind auch die Vorträge nicht für den schlichten Mann berechnet, so hofft er doch, es werde das Nachfolgende allen Pilgerlesern verständlich und nutzbar sein.

1. Der Apostel Paulus.

(Aus dem dritten Vortrag von Dr. Luthardt: „Die Geschichte der apostolischen Kirche.")

Paulus war eine jener seltenen Naturen, wie sie unserem Geschlechte nur in Jahrhunderten geschenkt werden. In einem schwächlichen, kränklichen Körper lebte ein Feuergeist. Großen, überschauenden Blicks, sichern und energischen Wollens, raschen unermüdlichen Handelns, ein Mann des Gedankens und des Herrschens zugleich, stellte Paulus die ganze Kraft seines Geistes in den Dienst der Religion. Ein eifriger Pharisäer zuerst und ein heftiger Verfolger der christlichen Gemeinde, ist er durch das wunderbare Eingreifen Christi selbst zu dem eifrigsten Jünger Jesu und dem glühendsten Vertreter Seiner Sache umgewandelt worden. Was er vorher gegen Christus und Seine Gemeinde gesündigt, das wollte er nun durch verdoppelten Eifer gut machen: er hat mehr gearbeitet als die Andern alle. Wenn man lernen will was es heißt, eine Sache zur Aufgabe seines Lebens machen und in unbedingter Hingebung sich im Dienste derselben verzehren, so muß man es an dem Beispiel des Apostels Paulus

gesteinigt und für todt liegen gelassen, die heidnische Obrigkeit hat ihn in das Gefängniß geworfen, die heidnischen Philosophen haben ihn gehöhnt, er hat Gefahren zu Wasser und zu Lande, von den Menschen und den Elementen bestanden, er hat Schiffbruch erlitten und Tag und Nacht mit den stürmischen Wellen gekämpft; sein kränklicher Körper legte ihm die größten Schwierigkeiten in den Weg und bereitete ihm Anfechtungen, in denen er die Schläge Satans fühlte*) — durch das Alles hat er sich nicht müde machen lassen. Er ist wie ein Kriegsheld ausgezogen, um für seinen Herrn und König die Welt zu erobern. Von Land zu Land, von Stadt zu Stadt führte ihn sein Weg. In den großen Städten des römischen Reichs schlug er sein Hauptquartier auf. Von Syrien ging er nach Kleinasien und erfüllte dies Land mit der Botschaft von Jesu Christo, von Tarsus an im Südosten Kleinasiens bis nach Ephesus und Troas an der westlichen Küste. Von da ging er hinüber nach Europa und durchzog die griechischen Länder von Philippi und Thessalonich bis Athen und Korinth. Sein Sinn aber stand ihm schon lange nach den fernen Westen: bis nach Spanien wollte er vordringen mit seiner Predigt, und Rom, die Hauptstadt der römischen Welt, sollte die Burg des Christenthums im Abendlande werden. Und keine der vielen Gemeinden, die er gegründet, hat er vergessen und versäumt. Sie alle trug er stets auf seinem Herzen, täglich flehte er für sie im Gebet, alle ihre Anliegen waren seine persönlichen Anliegen; wie ein Vater für seine Kinder, so sorgte er stets für sie. Ihm lag das Wohl der Einzelnen so nahe als das Wohl des Ganzen; mit einem Jedem lebte er innerlich fort und verfolgte seinen Gang; seine Liebe umfaßte Alle und ging jedem Einzelnen unermüdlich nach; und in Alles, was er that, legte er seine ganze Seele hinein.

Die Wirksamkeit seines Worts unterstützte er durch Briefe. Von keinem Apostel haben wir so viel Schriften wie von ihm. In allen sehen wir denselben feurigen, mächtigen, reichen Geist, in allen denselben tiefen Ernst, denselben unerschütterlichen Glauben, dieselbe brennende Liebe. Es ist die eine selbe Wahrheit von Jesu Christo, die er überall verkündigt, aber immer von neuen Seiten. Es ist dieselbe Sprache des Herzens, die wir in allen vernehmen, aber in immer neuen Tönen. Bald führt er uns wie auf die Hochwart der Weltgeschichte und läßt uns die Wege Gottes und der Menschheit in großem Ueberblicke überschauen: wie mit großen Zügen entwirft er ein Bild der ganzen Entwicklung der Menschheit. Was wir die Philosophie der Geschichte nennen, diese königliche

Ancient Egyptian Architecture

Ancient Egyptian architecture is the architecture of ancient Egypt, which flourished from the 32nd century BC to the 1st century BC. Ancient Egyptian architecture is characterized by massive stone temples, pylons, obelisks, and tombs. The most famous examples are the pyramids of Giza, the Great Sphinx, and the temples of Karnak and Luxor. Egyptian architecture was closely tied to religion and the afterlife, with temples serving as houses for the gods and tombs designed to preserve the bodies of the dead for the journey to the afterlife.

The Great Pyramid of Giza, the only surviving ancient wonder, is a testament to the engineering skill of the ancient Egyptians.

Egyptian architecture developed over a period of more than three thousand years, during which it changed in response to new religious beliefs, foreign influences, and technological advances. The earliest Egyptian buildings were made of mud brick and reed, but by the Old Kingdom (2686–2181 BC) stone had become the preferred material for important buildings. The use of stone allowed builders to create structures that have survived for thousands of years.

The most distinctive feature of Egyptian temple architecture is the pylon, a massive gateway with two sloping towers flanking a central doorway. Pylons were often decorated with reliefs showing the pharaoh triumphing over his enemies. Inside the pylon, a series of courtyards, halls, and chambers led to the innermost sanctuary, where the statue of the god was housed. Only the pharaoh and the priests were allowed to enter the sanctuary.

Egyptian tombs were designed to protect the body and the grave goods that would be needed in the afterlife. The earliest tombs were simple pits in the sand, but by the Old Kingdom they had become elaborate structures. The pyramids of Giza are the most famous tombs, but many pharaohs were buried in rock-cut tombs in the Valley of the Kings. These tombs were decorated with paintings and reliefs depicting scenes from the deceased's life and from religious texts.

The Egyptians used a number of architectural elements that are still common today, including the column, the arch, and the vault. Columns in Egyptian architecture were often modeled on plants, such as papyrus and lotus. The arch and the vault were used in tombs and in some temples, but they were not as common as in later architecture.

Egyptian architecture had a profound influence on the architecture of other cultures, including Greece, Rome, and the Islamic world. The Greeks adopted the column and the pylon, and the Romans used the arch and the vault on a much larger scale. Egyptian motifs, such as the sphinx and the obelisk, have also been used in architecture around the world.

mächtigt und versuchten es, überall wo sie hinkamen sich als ein aller Religion und Cultur baares Volk zu beweisen. Als sie an dem obengenannten Tage in den Speierer Dom einbrachen, zerschlugen sie die Heiligenbilder, den marmornen Hochaltar und die Seitenaltäre, zerhieben die Chorstühle und Beichtstühle, brachen die Pfeifen aus der Orgel, und schonten selbst der Uhr und der Glocken nicht. Alles, was eben beweglich war, wurde zu schanden gemacht. Bald nachher kam man wieder, um noch einmal ohne sonderlichen Erfolg die Kaisergruft zu durchwühlen, bis man endlich nach neuntägiger Zerstörung eine Siegesfeier veranstaltete. Da ward vor dem Dome ein Freiheitsbaum errichtet, und nachdem man die Reste der Crucifixe und Bilder und Bücher und alles sonst Verbrennbare herausgeschafft und damit ein großes Feuer angezündet, tanzten die Helden unter wildem Gesange um dasselbe her.

Das gänzlich ausgeplünderte Gebäude diente fortan als Magazin, ja es beschlossen die wachthabenden Behörden sogar, es völlig zu demoliren. Das ganze prachtvolle Riesengebäude ward für den Abbruch zur öffentlichen Versteigerung ausgeboten, nachdem man es auf 8000 Francs, d. i. etwa 2200 Thlr. abgeschätzt hatte. An die Stelle des Doms sollte ein neuer Waffenplatz gelegt werden, und das Portal, das man allein stehen lassen wollte, sollte einen triumphbogenartigen Eingang zu demselben bilden. Die Heiligenbilder am Eingang sollten durch andere ersetzt werden; den heiligen Bernhard wollte man mit einer Minerva, der altrömischen Kriegsgöttin, den heiligen Stephan mit einer Göttin des Ueberflusses und die Jungfrau Maria mit einer Bildsäule Napoleons vertauschen, der damals die ersten Schritte auf seiner Ruhmesbahn gethan hatte. Weil aber vermuthlich das öffentliche Ausbieten des Gebäudes keinen Erfolg hatte, schlug man vor, es sollten im Umkreise von 7 Stunden alle Baumeister, Künstler und Gemeinden genöthigt sein, bis zum völligen Abbruch des Domes ihre Bausteine von dorther als aus einem allgemeinen Steinbruch zu holen. Und es war wirklich nahe daran, daß man mit dem Abbruch einen Anfang machte. Weder die Fürbitte des Mainzer Bischofs, der in Paris gewesen war, noch die Verwendung des Stadtraths bei der durch Speier reisenden Kaiserin Josephine schienen Erfolg zu haben. Das Ende des Domes schien unvermeidlich, nur daß man noch schwankte, ob man statt des früher beliebten Waffenplatzes nicht lieber einen Viehmarkt an die Stelle des Domes verlegen wollte.

Da kam endlich ein Decret vom Kaiser Napoleon, der unter'm 23. Sept. 1806 bewilligte, daß der Dom zu Speier dem katholischen Gottesdienst wieder zurückgegeben würde. So war wenigstens rechtlich das Fortbestehen des Gebäudes gesichert, wenn es sich auch mit seiner Herstellung trotz einer dazu bestimmten stattlichen Stiftung Zeit nahm. Erst als die Pfalz wieder an die Krone Bayern zurückfiel, ward die Sache ernstlicher in die Hand genommen. Der König Maximilian Joseph von Bayern, der 1816 die Pfalz besuchte, gab nicht blos den Befehl zur Wiederherstellung, sondern reichte auch größere Mittel dar, die im Vereine mit den Opfern, die die Stadt selbst brachte, und mit einer größeren Collecte den Beginn der Restauration ermöglichten. Nachdem das Innere des Gebäudes im Wesentlichen wieder hergestellt war, ward der Dom am 19. Mai 1822 dem Gottesdienst wieder übergeben. Fast ein Menschenalter hatte er unbenutzt gelegen oder weltlichen Zwecken gedient.

Ehe ich euch nun weiter erzähle, folgt mir zuvörderst in das Innere des Doms, das euch durch unser heutiges Bild vorgestellt wird, so gut sich's eben thun läßt. Da schauen wir in das Mittelschiff des gewaltigen Baues hinein. Die Seitenschiffe erheben sich nicht bis zu gleicher Höhe.

Schreiten wir im Mittelschiffe vorwärts. Der für die Gemeinde bestimmte Theil desselben ist verhältnißmäßig gering. Vom Osten her dringt der „hohe Chor" ziemlich weit ins Mittelschiff vor. Wir steigen da, wo die Kirchstühle aufhören, auf 10 Stufen empor und betreten zunächst das „Königschor". Das ist der Boden der Kirche, unter welchem die acht früher genannten Kaiser ihr Grab gefunden haben. Die letzte Untersuchung der hier befindlichen Gräber ist im Jahre 1739 in geschichtlichem Interesse unternommen worden. Man hat auf der einen Seite einen wohlbehaltenen Sarg ohne Inschrift, auf der andern eine durchwühlte Grabstätte, darin auch einen zerspaltenen Schädel, ohne Zweifel den Kaiser Albrechts I., der bekanntlich ermordet wurde, gefunden, dann aber die weitere Untersuchung aufgegeben. Jetzt stehen auf dem Platze zwei Denkmäler, links das des Kaisers Adolf von Nassau, 1824 gesetzt, und rechts das durch die Majestät der Kaisergestalt ungemein fesselnde Rudolfs von Habsburg, erst im Jahre 1843 aufgestellt. Nachdem wir zwischen ihnen hindurchgegangen, steigen wir abermals 9 Stufen empor und gelangen in's „Hauptchor". Da steht unter der Kuppel die sich über dem Kreuzpunkte (Vierung) des Haupt- und des Querschiffes erhebt, der Hochaltar unter einem massiven Baldachin, der von 4 marmornen Säulen getragen wird. Auf dem Gipfel des Baldachins steht die Statue des Auferstandenen mit der Siegesfahne, zu den Seiten die Apostel Petrus und Paulus. Zur Rechten und Linken des Hochaltars erstreckt sich das Querschiff, die Kreuzesarme bildend. An der vorderen Ecke des linken (nördlichen) Querschiffs steht ein stattlicher Bischofsstuhl. Wir schreiten um den Hochaltar herum und gelangen zuletzt in das „Stiftschor", den östlichsten Theil der Kirche. Da steht am äußersten Ende des Hauses noch ein einfacherer, um etliche Stufen erhöhter Bischofsstuhl, von dem aus man wenig mehr als das Stiftschor selbst übersehen kann; zur Rechten und Linken Chorstühle. Endlich machen wir noch der unterirdischen Gruftkirche (Krypta) einen Besuch. Wir steigen

in einem der Seitenschiffe die 19 Stufen wieder hinunter, die wir bis zur Höhe des Hauptchores hinaufgestiegen waren, und dann geht's noch andere 19 Stufen vom Seitenschiff aus hinunter in die Gruftkirche, die, in Kreuzform gebaut, sich unter dem Boden des Haupt- und des Stiftschors befindet. Starke Säulen tragen die lastende Decke, an der zahlreiche Lampen aufgehängt sind. Man glaubt in das erste Jahrhundert der christlichen Kirche versetzt zu sein, da die Christen ihre Gottesdienste noch in Höhlen halten mußten. Und doch auch hier nicht die Rohheit der Höhlen, sondern bei aller Schwere der Masse ein schönes Ebenmaß der Formen. In der Charwoche wird hier unten Gottesdienst gehalten, und auch sonst liest der Bischof bisweilen Messe in der Krypta. Auch ein sehr großer alter Taufstein ist darin aufgestellt. Wir steigen wieder in die Seitenschiffe empor, die vom Mittelschiff durch so starke und verhältnißmäßig eng gestellte Pfeiler getrennt sind, daß dem Blicke in's Mittelschiff nur wenig Raum verstattet ist und man sich in den Seitenschiffen wie in zwei gesonderten Kirchen zu befinden meint. An beide Seitenschiffe ist eine Capelle angebaut, im Norden die Afracapelle, in der Heinrich des IV. gebannter Leichnam stand, und im Süden eine Taufcapelle.

Damit haben wir aber nur ein wenig die Raumeintheilung des Baues beschrieben. Seinen höchsten Schmuck hat unser Holzschnitt nur andeuten können. Derselbe besteht in den prachtvollen Meisterwerken kirchlicher Malerei mit denen das Gebäude allenthalben geschmückt ist, von den geschmackvollen und sinnigen Zierrathen, von der reichen Vergoldung ꝛc. gar nicht zu reden.

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts nämlich faßte der kunstsinnige König Ludwig von Bayern den Plan, eines der großen Gotteshäuser Bayerns, die aus der ersten Hälfte des Mittelalters stammen, mit würdigen Gemälden ausschmücken zu lassen. Er entschied sich, nachdem er sich auch den Bamberger Dom darauf hin angesehen hatte, für die Ausschmückung des Speierer Doms. Am 13. Juni 1843 begab er sich, — er hatte alle andere Begleitung verbeten — nur von zwei namhaften Künstlern begleitet, in den Dom. Nur die beiden Künstler wußten, was der König mit seinem Besuche beabsichtigte. Während er im Innern des Doms nach allen Seiten hin prüfte, ob und wie ein Plan sich wohl ausführen lasse, harrete draußen in der Vorhalle der Bischof mit den Chorherren und den Spitzen der Behörde. Endlich trat der König mit seinen beiden Begleitern wieder heraus, wendete sich zum Bischof und sprach: „Ich habe mich entschlossen, den Dom malen zu lassen. Im Jahre 1845 wird angefangen." —

So groß auch die freudige Ueberraschung, die das königliche Wort anrichtete, damals war, so konnte doch erst später während und nach der Ausführung des Planes ermessen werden, von wie großer Wichtigkeit die Ausmalung des Domes für die ganze Stadt Speier werden sollte. Speier hat durch dieselbe, mehr vielleicht als durch andere Veranstaltungen, wieder größere Bedeutung bekommen; es ist zu einem Wallfahrtsort von Tausenden geworden, die sich an den Werken kirchlicher Malerei erfreuen wollen. Von dem großen Zufluß Fremder, die sich's nicht verdrießen lassen, die nicht an einer Hauptverkehrsstraße, sondern an einer Sack-Bahn gelegene Stadt nur um ihres Domes willen zu besuchen — denn außerdem hat man in Speier nicht viel zu sehen — habe ich mich selbst überzeugen können. An dem Nachmittage wenigstens, den ich auf die Besichtigung des Innern verwenden konnte, war die Zahl der Besucher eine sehr große, und die Besucher waren nicht nur reisende Engländer mit dem rothen Reisehandbuche in der Hand, sondern auch schlichte Leute, ja Bauersleute, die mit sichtbarer Ehrfurcht die weiten Hallen durchwandelten. Freilich mag Manchem das Ganze erscheinen wie eine große kirchliche Bildergallerie; aber das liegt wohl nur daran, daß man den Bilderschmuck nicht in seinem Zusammenhang auf sich wirken läßt, sondern ihn eben oft nur mit dem Auge ansieht, mit dem man weltliche Bildersammlungen anzusehen pflegt. Ueberdieß muß ich gestehen, daß mir im Dome die wie in eine Bildergalerie gekommenen, aber doch in aller Würde einherwandelnden Personen immer noch einen lieblicheren Eindruck machten, als jener katholische Geistliche, der sich an einem Marien-Altar zum Gebet auf die Kniee niederließ, dann seine Brille abwischte, sie wieder auf die Nase setzte und nun mit gefalteten Händen und fast verschlingendem Blicke das schöne Gemälde der Mutter Gottes ansah, die er anrief.

Die Ausführung des Königlichen Planes hat Jahre in Anspruch genommen. Ein Theil des Hauses nach dem andern wurde vorgenommen, so daß der Gottesdienst dadurch keine Unterbrechung litt. Nachdem man die ungeheuern Gerüste aufgerichtet und die Wände für die Malerei auf frischen Kalk (Freskogemälde) vorbereitet hatte, ward im Juni 1846 nach einem Gottesdienste, dem die betheiligten Künstler beiwohnten, das Werk der Ausmalung begonnen. Johann Schraudolph, ein geborener Allgäuer, war der Meister des ganzen Werkes; eine große Anzahl jüngerer Kräfte standen ihm zur Seite. Die meisten der Fresken sind nach seinem Entwurfe gearbeitet und die Schraudolphschen Fresken sind nun wohl das Schönste, was Deutschland an kirchlicher Malerei besitzt. Daß der HErr recht gnädig das ganze Werk mit seinem Schutze begleitete, war bald nach dem Beginne ersichtlich, da der Meister eines Tages bei einem Sturz vom hohen Gerüst wie von Engelhänden gehalten ward. Die Malerei der Zierrathen war einem andern Künstler vertraut. Während der Unruhejahre 1848 und 49, in denen namentlich auch in der Pfalz die Flammen des Aufruhrs loderten, nahm das Werk seinen ungestörten Fortgang,

so daß im Jahre 1850 die Ausmalung der Chöre vollendet war. Nun ging's ohne Verzug an die Beendigung des Langhauses, bis endlich am 10. Sept. 1853 der Meister mit einem Gemälde über der Thüre des Haupteingangs den Beschluß machte. Als die Gerüste gefallen waren, ward im November ein dreitägiges kirchliches Fest gefeiert, zu dem von weit her die Theilnehmer herbeiströmten.

Die Bilder selbst jetzt würdig zu besprechen, würde, so gründlich ich sie mir auch angesehen habe, zu weit führen. Ihre Zahl ist zu groß. Schon das bloße kahle Verzeichniß würde ein paar Spalten füllen. Das, was uns Evangelischen die meiste Freude macht, sind die Bilder des Langhauses, die auf der obern Wandfläche unter den Fenstern angebracht sind und auf unserem Bilde einigermaßen angedeutet werden konnten. Sie stellen — 24 an der Zahl — die Hauptthatsachen der ganzen Heilsgeschichte dar, freilich mit vorwiegender Beziehung auf die Jungfrau Maria, da die ganze Kirche eine Marienkirche (unserer lieben Frauen) ist. Da kann man die biblische Geschichte von dem ersten Evangelium (1. Mos. 3, 15.) und den sonstigen alttestamentlichen Verheißungen an bis zur Pfingstgeschichte verfolgen, und zwar in gewaltig großen, das Auge nicht anstrengenden und, was noch mehr ist, in erhabener Einfalt gemalten Bildern. Die auf die Schrift sich gründenden Darstellungen fesseln uns natürlich am meisten; aber auch die der Legende entnommenen Züge aus der Geschichte der Jungfrau Maria sind meisterhaft ausgeführt. Nächst dem Langhause hat die Malerei des Kuppelgewölbes für uns das meiste Interesse und das wenigst Anstößige. Oben im Schlußstein des Gewölbes gerade über dem Hochaltar stehet das Lamm mit der Siegesfahne, um dasselbe her auf Goldgrund die vier Vorbilder des neutestamentlichen Opfers: Abel's Opfer, Abraham's Opfer, Melchisedech, der dem Abraham Brod und Wein brachte, und das Manna in der Wüste. Darunter die vier großen Propheten auf blauem Grunde mit bezüglichen Worten aus ihren Weissagungen. Ueber den vier Hauptpfeilern, welche die Kuppel tragen, in großen Halbnischen die vier Evangelisten mit ihren bekannten Sinnbildern. Von unten gesehen, erscheinen die Bilder nicht übermäßig groß, doch ist in Wirklichkeit z. B. ein Evangelist (sitzend) 16 Fuß hoch.

Die Bilder in den beiden Armen des Querschiffes veranschaulichen den siegreichen Fortgang des Christenthums durch die Darstellung verschiedener Heiligen, unter denen namentlich die Geschichte des Erzmärtyrers Stephanus und die neulich mitgetheilte des heiligen Bernhard uns fesselt. Auch hier ist Alles bis in die Kuppel hinauf gemalt. Die Bilder des Stiftschors endlich stellen den Sieg der triumphirenden Kirche dar; sie haben aber zu sehr die Jungfrau Maria, die gen Himmel fahrende und von ihrem Sohne gekrönte, zum Mittelpunkte, als daß wir an ihnen mehr bewundern können, als die Kunst ihrer Ausführung. —

Nach Vollendung der Ausmalung des Doms stand sein Aeußeres in gar zu schlechten Verhältniß zur Pracht seines Innern. Es wurde darum bald nachher auch an die Herstellung des Aeußeren Hand angelegt. Das erforderte aber die Summe von 150,000 Fl. Durch die Freigebigkeit der Fürsten, an ihrer Spitze der Kaiser von Oestreich und die Könige von Bayern, und durch Sammlungen in ganz Deutschland ward die Summe beschafft. Dann wurde auch dies Werk ausgeführt, abermals nach Abhaltung eines bezüglichen Gottesdienstes (1854). Die beiden fehlenden Thürme der Westseite wurden wieder ersetzt, geschmacklose Zuthaten wurden abgethan und die ganze Vorderseite (Façade) in schönem Einklang mit dem Ganzen wiederhergestellt. Das Innere der Vorhalle wurde mit kostbaren Bildhauerarbeiten ausgeschmückt, darunter die in goldenen Nischen aufgestellten colossalen Standbilder der 8 Kaiser, die im Königschor begraben sind, an denen man gleich beim Eintritt den „Kaiserdom" erkennen kann.

Endlich ward nach Vollendung auch dieses Werks im October 1858 ein großes Fest gehalten, bei welchem, wie auch bei der später veranstalteten 800jährigen Jubelfeier des Doms, das Volk in großen Schaaren sich betheiligte. Das Gebäude selbst faßt etwa 12 bis 15000 Menschen, und es hat nicht etwa Emporkirchen, auf denen die Menschenschaaren übereinander sich versammeln könnten.

So steht nun noch heute der vielgeschändete Speierer Dom in zuvor nie gekannter Pracht, ein Denkmal der mittelalterlichen wie der modernen und doch nicht der neumodischen kirchlichen Kunst, ein Denkmal auch der Zähigkeit und des Fleißes, der dem deutschen Volke eigen ist, ein Denkmal fürstlichen Kunstsinnes, ein Denkmal endlich der göttlichen Treue und Langmuth, die, wenn sie auch an der Anrufung heiliger Menschen kein Wohlgefallen haben kann, doch solch kostbar hergerichtete Stätte der Anbetung für die alleinige Anbetung Gottes zu erhalten trachtet. —

Nachricht.

Am 2. April dieses Jahres starb zu Frankfurt a. M. der (Basler) Missionar Georg Wilhelm Hoch, der in den letzten Jahren von Frankfurt aus für äußere und innere Mission namentlich durch Missionspredigten thätig gewesen und dadurch in weiteren Kreisen, auch im Norden Deutschlands bekannt geworden ist. Er war im Jahre 1821 zu Basel geboren, empfing seine Bildung in der Brüdergemeinde Königsfeld auf dem Schwarzwald, zu Beuggen und in Basel, und wurde nach vierjähriger Vorbereitung im Basler Missionshause 1846 nach Ostindien ausgesandt. Dort war er in Mangalore für das gesammte Unterrichtswesen unter Gottes Segen thätig. Aus seiner englischen Schule sind die jetzigen eingeborenen Regierungsbeamten hervorgegangen. Im Jahre 1860 mußte er, weil seine Körperkräfte erschöpft waren, mit seiner Frau heimkehren. In der Heimath haben seine Vorträge vielfältig das Interesse für die Mission geweckt. Obwohl schwächlicher Constitution, starb er doch ganz unerwart an Lungenentzündung. Sein Ende war ein seliges.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Beilage: Anzeigeblatt.)

Der Thurm am Fischerz

Erscheint wöchentlich.

Preis pro Quartal 1 Mk. 50 Pf.

Abonnements nehmen alle Postanstalten entgegen.

Nr. 1.

was sonst ganz schön und nützlich sein mag, sondern nur um das, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehört, um das Unerläßlichste und Einfachste. Da muß erst Christus in dir Gestalt gewonnen haben, welcher nicht hatte da Er Sein Haupt hinlegte, und dessen Speise die war, daß Er den Willen that Seines Vaters im Himmel. Unser Brod. Also solches, welches wir uns wohl verdient haben mit saurem Fleiß von unserer Hände Arbeit. Da muß wieder der Sinn Christi uns regieren, der gesagt hat: „Sind nicht des Tages zwölf Stunden? Wirket so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann", und von dem es selber heißt: Seine Seele hat gearbeitet, und Er hat uns erworben und gewonnen. Gieb es uns. Wir wollen es uns nicht nehmen, wir wollen keinen Menschen bestehlen und betrügen, wir wollen aber auch Gott und unsere Seele nicht bestehlen und betrügen um den Feiertag, um die Ruhe in Gott, um den Genuß des Wortes, das durch den Mund Gottes gebet. Da gehört abermals Christus dazu, welcher gesagt hat: Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon, und: Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist? Unser tägliches Brod gieb uns heute. Nur auf heute denken wir, nicht auf morgen. Für morgen sorgen wir ganz und gar nicht. Wie schwer wird das uns geborenen Sorgenkindern! Was gehört dazu für ein Gottvertrauen, für eine Glaubenszuversicht, wie sie nur Christus geben kann, der gesagt hat: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches Alles zufallen. Gieb es uns. Nicht bloß mir, auch allen Menschen, auch denen, die mir fremd und gleichgültig sind, ja auch denen, die schnurstracks meine Feinde und Widersacher sind. Das kann nun vollends nur Einer, der von Christo bereits das Schwerste gelernt hat im Christenthum, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, ja auch seine Feinde zu lieben, zu segnen die ihm fluchen, wohlzuthun denen, die ihn hassen, zu bitten für die, so ihn beleidigen und verfolgen. — Und das ist nur erst eine Bitte von sieben, und die nächste und leichteste, und doch so schwer im Namen Jesu zu beten!

Dazu nimm, was Jesus sagt. Er selbst, der Vater, hat euch lieb, darum daß ihr mich liebet, und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin. Nur wer das thut, wer so liebet und glaubet, der betet wie's dem Vater angenehm und erhöret ist, nur der betet also auch im Namen Jesu. Wer liebt nun Jesum? Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote, sagt Er. Wer hält Seine Gebote? Wer hat seine Lust daran, wen dringet und treibt es Seine Gebote zu halten, also daß er es nicht lassen kann? Wer ist unglücklich, weinet und klaget, wenn er sie nicht hält? Wer versuchet es nur einmal ordentlich, wer macht in seinem Leben einen neuen Anfangspunkt, von wo er sich ernstlich vornimmt, nun will er sie halten? Wer sucht sie sich nur einmal rechtschaffen auf und liest sie treulich nach in der Bibel? — „Und glaubet, daß ich von Gott ausgegangen bin." Wir lassen es dahin gestellt sein, ob Jesus von Gott ausgegangen ist, wir bekümmern uns nicht drum, wir sagen nicht Ja dazu, wir schwören nicht drauf, wir lassen unsern Kopf nicht darum, wir bleiben nicht darauf, obgleich Himmel und Erde vor unsern Augen untergingen, wir mögen nicht darum zu Narren werden vor den klugen Zweiflern der Welt. Ist das Glaube? Und wenn wir wirklich also Jesum lieben und an Ihn glauben wollten, können wir's nur aus eigner Vernunft und Kraft? — Da stehen wir, ihr und ich. Können nicht beten wie's recht ist, können nur übel beten, und haben und kriegen darum von Gott unserm Vater nichts, sondern sind in unserm Leben und Wesen, in unsrer Freude und Traurigkeit, eben nicht besser dran wie die andern Menschenkinder auch.

Aber wir können es lernen. Es giebt einen Lehrmeister, der es versteht, und der sehr gütig und geduldig zugleich ist. Wer macht das, daß wir an Jesum Christum unsern HErrn glauben oder zu Ihm kommen können? Wer beruft, sammelt, erleuchtet, erhält uns bei Jesu Christo im rechten einigen Glauben? Wer gießet die Liebe Christi aus durch unsere Herzen? Durch wen verkündiget uns Jesus frei heraus von Seinem Vater, und redet nicht mehr durch Sprüchwort, durch Bilder und Gleichniß, zu uns, also daß wir Ihn selbst nichts mehr zu fragen brauchen? Und welches ist der Tag, da solches zum ersten Mal geschehen, und da die Jünger zum ersten Mal gebetet haben in Seinem Namen, und ihre Freude vollkommen geworden ist? — Es ist der Tag der Pfingsten. Es ist der heilige Geist. Wer den hat, der kann ganz leicht beten; denn Er betet selbst in uns, und vertritt uns mit unaussprechlichem Seufzen. Darum betet zu allererst um den heiligen Geist, daß ihr den bekommt. Es sitzen viele hier, die daran in ihrem ganzen Leben noch nicht ein Mal gedacht haben; und wir alle sind äußerst saumselig gerade in diesem Stück. Möge es von heute besser werden; möge die Zeit bis Pfingsten uns eifrig finden in dieser Sache. Die Ehre ist Gottes, der Segen ist unser. Amen.

Der Kinder Gebet.

Die Fluth ging hoch, die Kriegsgefahr
Kam nah und näher stets mit dräu'nden Wogen,
Der jungen Kirche Himmel war
Mit dunkeln Wolken überzogen.
In Torgau saßen ernst die Theologen,
Berathend, wie den Spaltungen zu steuern,

Der Lehre Reinheit zu erhalten sei;
Denn auch im Inneren wühlte Schwärmerei
Mit tollem, ungestümen Neuern.
Ernst war und trüb die kleine Zeugenschaar,
Gar unerquicklich klangen die Berichte,
Ein tiefer Schmerz ob der Gefahr
Lag selbst auf Luthers Angesichte,
Das sonst so frei und todesmuthig war.
Im Innersten erschüttert und bewegt
Ging, still zu flehn, Melanchthon aus dem Zimmer:
Ach, seufzt er, Herr, nur einen Hoffnungsschimmer,
Daß uns das Unglück nicht zu Boden schlägt!
Und siehe, als er trat in's Vorgemach,
Da sich die Frauen pflegten zu versammeln;
Ein frommes Weiblein zu den Kindern sprach,
Und lehrte sie das Vaterunser stammeln
Und leise beteten sie's nach.
Da schlug Philippus dankend seinen Blick
Zum Himmel auf: Ob das Geschick,
Ein tobend Meer, uns an die Seele schwölle,
Das ist ein trefflich Waffenstück,
Vor dem weicht Teufel, Tod und Hölle.
Und fröhlich kehrt' er in den Saal zurück.
Ei, frug ihn Luther, bist du nicht
Betrübt und zag soeben weggegangen?
Und jetzo strahlt dein Angesicht
So hell und klar von Hoffnungslicht,
Als hätt'st du einen Himmelstrost empfangen?
Ja, sprach Melanchthon, was ich jetzt gesehn,
Das könnte selbst den Blödsten fröhlich machen!
Wie sollt ich nicht der Aengste lachen?
Da draußen sah ich unsre Hüter stehn,
Die vor dem Grimm des alten Drachen
Die Kirche Gottes und sein Volk bewachen.
Wenn unsre Kindlein beten, sollten wir
Verzagen, daß es Gott zum Besten leitet?
Aus Säuglingsmunde hast Du Dir,
Jehova, eine Macht bereitet.

Zwei Fürbitten für Kranke.

I.

Den Du lieb hast, lieber HErr,
Der liegt krank und leidet sehr;
Darum flehet Herz und Mund:
Sprich Ein Wort, er wird gesund.

Schenk' ihn, HErr, das bitten wir,
Nicht nur uns, vor Allem Dir,
Daß er hier mit Seel und Leib,
Oder dort Dein eigen bleib'.

Nun, HErr, es geschehʼ Dein Will'!
Ihm und uns hilf halten still:
Und was Deine Hand dann thut,
Ist und bleibet ewig gut. Amen.

II.

Gebet der Kinder für ihre kranke Mutter.

Lieber Heiland, Jesu Christ,
Aller Kranken Arzt Du bist;
Darum bitten wir jetzund:
Unsre Mutter mach' gesund!

Deine Kraft ist riesengroß,
Deine Weisheit grenzenlos,
Deine Hand greift blitzschnell ein,
Wenn uns soll geholfen sein.

Lieber HErr, das glauben wir;
Darum sagen wir's nur Dir
Und erwarten dann ganz still,
Was Dein Rath beschließen will.

Aber, was Dein Will' auch sei,
Eines glauben wir dabei,
Daß Du uns, HErr Jesu Christ,
Vater, Mutter — Alles bist. Amen.

(Beide Gebetlein können auch gesungen werden nach der Melodie: Nun komm, der Heiden Heiland ꝛc.)

Am Himmelfahrtstage.

Marc. 16, 14—20.

Es ist eine lange Geschichte, die uns das Evangelium am Himmelfahrtstage erzählt. Sie besteht freilich nur aus sieben Versen, aber sie umfaßt doch eine lange Zeit. Sie ist eine kurzgefaßte Geschichte der vierzig Tage, in denen der Auferstandene den Seinen auf Erden erschien. Ja noch mehr, unser Text führt uns weiter. Er ist (V. 20.) auch eine kurzgefaßte Apostelgeschichte, eine Geschichte der jungen Kirche und Dessen, der zur Rechten Gottes sitzend sie regierte.

Den größten Theil unseres Textes nehmen die Reden ein, die unser HErr Christus vor Seiner Auffahrt gehalten hat. Sct. Marcus giebt uns da einen kurzen Auszug all der inhaltsreichen Predigten, die der HErr in den 40 Tagen gehalten hatte. Und damit mußte er ja wohl etwas ausführlicher sein. Denn Reden sind nicht so schnell und kurz berichtet als sich Thaten erzählen lassen.

Was nun der HErr da redet, das ist zuerst eine Strafpredigt. Er schalt ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, daß sie nicht geglaubt hatten denen, die Ihn gesehen hatten auferstanden. Zwei Dinge hat Er ihnen da in beschämender Weise vorgehalten, die zusammengehören wie Baum und Wurzel. Zuerst ihren Unglauben, der sich noch zuletzt erwiesen hatte bei den Nachrichten von der Auferstehung. Das war der Baum, der faule Baum, der faule Früchte trägt. Danach des Herzens Härtigkeit, die böse Wurzel, die in jedem Adamskinde steckt und die, wo sie nicht durch das Wort des HErrn ausgerottet wird, allemal den faulen Baum mit den faulen Früchten hervortreibt. Durch solch Schelten will Er sich zuvörderst die zurechtmachen, die Er hernach-

mals als Seine Reichsboten gebrauchen wollte. Und es ist Ihm gelungen mit solchem Schelten. Das siehet man am deutlichsten an der seligen Betzeit, die von den Jüngern zwischen Himmelfahrt und Pfingsten gehalten ward, und an der festen Freudigkeit, mit der sie fernerhin als Säulen der Kirche dagestanden haben. O, daß doch noch heute Sein Schelten die gleiche Frucht trüge! Zu schelten hat Er da noch immer genug: den Unglauben, der Alles wegwirft, oder dem doch etliche Stücke christlicher Wahrheit nicht behagen wollen, und die Herzenshärtigkeit, in der dieser Unglaube wurzelt. Und Er schilt wirklich durch das Wort, das Er Seinen Dienern vertrauet. Aber wie blutwenig fruchtet das bisweilen! Man schilt die Diener wieder und meint, sie wollten den Glauben beherrschen. Man denkt nicht an die eigne Herzenshärtigkeit, sondern meint, das müßten harte Herzen sein, die immer und immer wieder den Glauben an die geoffenbarte Heilswahrheit zur Bedingung der Seligkeit machen. Drum hat auch oftmals das Gottesreich eine so klägliche Gestalt. Es wollen sich die Leute nicht gern zu Unterthanen dieses Reichs zubereiten lassen. —

Das zweite Stück der Reden des HErrn bestehet in einem Auftrage. Er sprach zu ihnen: Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Nachdem Er ihnen mit spitzer Nadel den Staar des Unglaubens gestochen, sendet Er sie aus mit einem „Gehet hin!" nicht als wollte Er sie von sich wegschicken, sondern damit sie Ihn, den sie im Glauben ergriffen hatten, hinaustragen sollten in alle Welt und zu aller Creatur. Aller Welt, d. h. der ganzen von Gott in Sünden abgefallenen Menschheit sollte das Evangelium gepredigt werden, ausgerufen sollte es werden, wie eine Botschaft vom Herold ausgerufen wird: Christus ist um unserer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Und nicht allein aller Welt, sondern aller Creatur zum Nutzen sollte das gepredigt werden. Denn auch die unvernünftige Creatur, obwohl sie nicht das Evangelium zu hören vermag, harret ängstiglich auf die Offenbarung der Kinder Gottes, damit sie frei werde vom Dienst des vergänglichen Wesens zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. — Und wie nun die Strafpredigt, so gilt auch dieser Auftrag der Gesammtheit der Jünger des HErrn, sofern sie sich nur vom Unglauben zum Glauben gewendet haben. Nicht ein Brüten über dem eignen Schatze, sondern ein rastloses Hingehn mit diesem Schatze ist ihr Werk, nicht ein Habenwollen für die eigne kleine Welt, sondern ein Mittheilenwollen an alle Welt, nicht ein Besitzen für die eigne Creatur, sondern ein Predigen für alle Creatur.

Und das hat Verheißung, die Verheißung, die den dritten Theil der Reden des HErrn ausmacht: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden. Damit zeigt ihnen der HErr zweierlei: einmal, was sie hätten, wenn sie den gescholtenen Unglauben ließen, nicht allein Freiheit von der Verdammniß, sondern die Seligkeit; und zum andern, was sie der Welt bringen könnten wenn sie das Evangelium brächten, nämlich die Seligkeit, und woran sie schuldig würden, wenn sie das Evangelium nicht brächten, nämlich an der Welt Verdammniß. Damit sie aber nimmermehr meinen könnten, sie wären es mit ihrem Hingehn und mit ihrem Predigen, die die Leute selig machten, heißt es nicht: Zu wem ihr hingeht, oder: Wem gepredigt wird, sondern: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Und auch die Zeichen, die ihrer gläubigen Predigt mitfolgen würden, sollten den Glauben nicht begründen, sondern nur das von ihnen geredete Wort des HErrn bekräftigen. In Seinem Namen, d. i. in Seiner Kraft und Gemeinschaft sollten sie solche Zeichen thun, also daß das mitfolgende Zeichen recht eigentlich ein Zeichen war Seiner mitfolgenden Gnade. — Und wie es nun noch heute der Kirche höchster Auftrag ist, hinzugehen und das Evangelium zu predigen aller Creatur, so ist es auch noch heute ihre höchste Freude, daß durch ihren Dienst die selig werden, die da glauben und getauft sind, und daß ihr Werk von der beständig mitfolgenden Gnade des HErrn begleitet wird.

Behalten wir nun den Inhalt dieser Reden des HErrn im Gedächtniß, so wird es uns nicht verborgen bleiben, warum gerade sie der Auffahrt des HErrn vorangingen, von der unser Text in seinem Mittelpunkte mit einfachen Worten berichtet: Und der HErr, nachdem Er mit ihnen geredet hatte, ward Er aufgehoben gen Himmel und sitzet zur Rechten Hand Gottes. Nicht ohne besonderen Nachdruck wird Er hier gerade „der HErr" genannt. Denn nunmehr erst, da Seine Füße von der Erde sich heben, da Er zwischen Himmel und Erde schwebt, wird es in vollstem Sinne des Worts anschaulich gemacht, daß Er der HErr ist Himmels und der Erden. Aufgehoben wird Er. Die Creatur muß Ihm zu Diensten sein. Eine Wolke nimmt Ihn auf vor ihren Augen weg. Er ist der, der da fähret auf Wolken wie auf einem Wagen und gehet auf den Fittigen des Windes. Gen Himmel wird Er aufgehoben. Das ist nicht der Ort, da Gott Seine ausschließliche Wohnstatt hat, aber doch der Ort in der Höhe, da die Herrlichkeit und Majestät Gottes gipfelt und die Engel und Auserwählten ihr Heilig, Heilig, Heilig singen. Und nun sitzet Er bleibend (denn wer sitzet, der bleibet) zur Rechten Gottes, als Gottes Mitregent, dem Vater gleich an Macht und Ehren und erfüllet Alles in Allem. Nach Seiner Gottheit war das freilich nichts Neues; aber nach Seiner Menschheit ist's ein Neues. Unser Bruder, unser Fleisch und Blut sitzet seitdem im vollen Gebrauch der göttlichen Herrlichkeit zur Rechten Gottes. Das ist das Ergebniß des Himmelfahrtswunders.

Und das stehet in gar innigem Zusammenhang mit Seinem vorherigen Reden. Jetzt erst, nachdem der wahrhaftige Gottmensch erhöhet war, war Er ihnen unzweifelhaft gemacht zu einem Gegenstand des Glaubens. Jetzt erst konnten sie völlig erkennen, warum Er zuvor ihres Herzens Härtigkeit gescholten hatte. Jetzt erst offenbart er in völlig unzweifelhafter Weise, daß Er als der HErr aller Welt und Creatur, ein Recht habe zu dem Auftrage: Gehet hin ꝛc. Jetzt, da Er selber aufgehoben wird an den Ort der Seligen, können sie Seiner Zusage mit vollem Rechte vertrauen: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden. Jetzt erst, da an Ihm das größte Zeichen geschieht, daß ein Mensch aufgehoben wird gen Himmel, begreifen sie es völlig, daß dieser Mensch sagen kann: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben ꝛc. Und nun, als so durch die That das Siegel auf Sein Reden gedrückt war, nun gehen sie hin und predigen an allen Orten, nachdem ihnen noch aus der Höhe, dahin der HErr aufgefahren war, die „Kraft aus der Höhe" zu treuem Zeugniß verliehen worden war.

Denn der Aufgefahrene will sich zur Rechten Gottes nicht als an ein Ruheplätzchen gesetzt haben, da Er sich als müßiger Zuschauer nur an der Thätigkeit der Seinen labte; sondern Er will fort und fort mit ihnen wirken und das ihnen aufgegebene Wort bekräftigen durch mitfolgende Zeichen. Wie die Adlermutter die Jungen auf die Flügel nimmt, so macht Er's. Wo sie das Wort predigten, war Er durch des Geistes Gabe des Wortes Kraft. Wo sie es auslegten, war Er durch den Heiligen Geist der Ausleger. Wo sie um des Worts willen litten, war Er ihr Kreuzträger. Und damit das Wort noch stärker im Laufe ginge, bekräftigte Er's durch mitfolgende Zeichen. Dies Wort läuft noch und wirket. Und wo es läuft und wirkt, da ist und wirkt der HErr mit, und auch die mitfolgenden Zeichen stehen noch in Seiner Macht. Hat es Seiner Weisheit gefallen, die leiblichen Zeichen, die den Lauf des Wortes förderten, einzustellen, als etwas, das für die ersten Schritte Seiner Kirche sonderlich noth war, so folgen doch immer noch geistliche Zeichen und Wunder genug der Predigt Seines Wortes, und wo es noth wäre, würde es auch heute noch an leiblichen Zeichen zur Bekräftigung Seines Wortes nicht gebrechen. Für das Ende aber haben wir die gewisse Verheißung eines letzten großen leiblichen Zeichens, dadurch das Wort von Ihm bekräftigt werden wird; denn wenn die Predigt am mächtigsten erschallen wird: Der HErr ist nahe, der HErr kommt; da wird man zur Bestätigung solcher Predigt wahrhaftig sehen das „Zeichen des Menschensohnes in den Wolken des Himmels," und dann wird Er kommen von der Rechten Gottes, dahin Er sich gesetzet hat, mit großer Kraft und HErrlichkeit, zu richten die Lebendigen und die Todten. Amen.

Der Oelberg.

Am Fuße des Oelbergs haben wir bereits geweilt, als wir uns neulich in der heiligen Passionszeit (Sonntag Reminiscere) nach Gethsemane versetzten. Heut, in der Himmelfahrtsnummer, sehen wir uns den Berg selber genauer an.

Oestlich von Jerusalem, durch den Bach Kidron von der Stadt getrennt, erhebt sich der Oelberg. Er bildet die eine Thalwand des Thales Josaphat, während die andere Thalwand von den Höhen gebildet wird, auf denen die Stadt selbst liegt. Die Entfernung von der Stadt bis zum Oelberg ist nicht bedeutend. Sct. Lucas in der Apostelgeschichte (1, 12) berechnet sie auf einen Sabbatherweg, d. h. einen Weg, wie ihn die Juden nach den spätern Satzungen am Sabbath zurücklegen durften, ohne das dritte Gebot zu übertreten, etwa 2000 Schritt.

Der Berg selbst ist eigentlich mehr ein Höhenzug, der sich an der ganzen Ostseite der Stadt von Nord nach Süd hinzieht. Doch lassen sich an ihm drei Hauptgipfel unterscheiden. Der mittelste dieser Gipfel wird von den meisten Reisenden als der höchste bezeichnet. Er soll etwa 2550′ über dem Wasserspiegel des mittelländischen Meeres liegen*) und sich etwa 500 Fuß über dem Kidronthale erheben. Wenn man auf ihm steht, befindet man sich etwa 300 Fuß über dem gerade gegenüber an der Südostecke Jerusalems gelegenen Tempelplatze. Und selbst die höchsten Punkte Jerusalems werden von diesem Gipfel noch um ungefähr 100 Fuß überragt.

Von ihm aus genießt man eine prachtvolle weitreichende Aussicht. Nach Abend zu, drüben über dem Kidron liegt terrassenförmig aufgebaut die heilige Stadt. Ueber sie hinaus schaut man bis in die Gegend des mittelländischen Meeres. Zur Rechten nach Norden zu liegt das Gebirge Ephraim. Da ragen Ebal und Garizim neben einander. Im Rücken nach Osten hat man die Ebene von Jericho, man sieht das todte Meer liegen, und kann den Lauf des Jordans, der sich in dies Meer ergießt, nach dem reichlichen Baumwuchs, der seine Ufer umgiebt, weithin verfolgen. Dahinter die Gebirge Moabs mit dem Berge Nebo, von welchem aus Mose das gelobte Land schauen durfte. Endlich nach Süden das Gebirge Juda mit der Umgebung von Bethlehem. An diesem Gipfel vorbei, der bisweilen auch allein der Oelberg genannt wird, führte der Weg nach dem am östlichen Abhange des Höhenzugs gelegenen Flecken Bethanien und von da weiter nach Jericho. Im Norden dieses Gipfels liegt der zweite, der sich ziemlich zu gleicher Höhe erhebt, und im Süden schließt sich der bedeutend niedrigere

*) Also bedeutend höher als der große Winterberg in der sächsischen Schweiz (1711′ hoch), als die Lausche bei Zittau (2433′) als der Kuhberg im Voigtlande (2441′) und nur wenig niedriger, als z. B. der Pöhlberg bei Annaberg (2567′).

Mount Vernon, from the Potomac River.

Mount Vernon, from the Potomac River.

Mount Vernon, from the Potomac River.

Abteilungsleiter Max Kraft und sein Stellvertreter Hans Bauer. Sie sind für die Ausbildung der Lehrlinge verantwortlich. Sie sorgen dafür, daß jeder Lehrling seine Arbeiten gründlich und sauber ausführt. Sie kontrollieren, ob die Lehrlinge ihre Arbeitszeit richtig einhalten. Sie achten darauf, daß die Lehrlinge ihre Werkzeuge und Maschinen pfleglich behandeln.

1 Werkmeister Kraft

Werkmeister Kraft ist ein alter Fachmann. Er hat schon viele Lehrlinge ausgebildet. Er weiß, daß Lehrlinge oft Fragen haben. Er ist immer bereit, sie zu beantworten. Er weiß, daß Lehrlinge oft Fehler machen. Er ist immer bereit, sie zu verbessern. Er weiß, daß Lehrlinge oft Angst haben. Er ist immer bereit, sie zu beruhigen.

Werkmeister Kraft ist ein guter Lehrer. Er erklärt den Lehrlingen, wie sie ihre Arbeiten ausführen müssen. Er zeigt den Lehrlingen, wie sie ihre Werkzeuge und Maschinen richtig bedienen. Er lobt die Lehrlinge, wenn sie ihre Arbeiten gut ausführen. Er tadelt die Lehrlinge, wenn sie ihre Arbeiten schlecht ausführen.

Werkmeister Kraft ist ein strenger Lehrer. Er verlangt von den Lehrlingen, daß sie ihre Arbeitszeit einhalten. Er verlangt von den Lehrlingen, daß sie ihre Arbeiten sauber ausführen. Er verlangt von den Lehrlingen, daß sie ihre Werkzeuge und Maschinen pfleglich behandeln. Er verlangt von den Lehrlingen, daß sie ihre Arbeitskleidung sauber halten.

Werkmeister Kraft ist ein gerechter Lehrer. Er behandelt alle Lehrlinge gleich. Er bevorzugt keinen Lehrling. Er benachteiligt keinen Lehrling. Er hilft jedem Lehrling, der Hilfe braucht. Er tadelt jeden Lehrling, der Fehler macht.

Werkmeister Kraft ist ein beliebter Lehrer. Die Lehrlinge respektieren ihn. Die Lehrlinge vertrauen ihm. Die Lehrlinge mögen ihn. Die Lehrlinge kommen gern zu ihm.

Werkmeister Kraft ist ein wichtiger Mann für die Lehrlinge. Er ist ihr Vorgesetzter. Er ist ihr Lehrer. Er ist ihr Freund. Er ist ihr Helfer.

rothen (rosinfarbnen) Fäden durchwirktes Tuch. Ueber die immer wiederkehrende Zusammenstellung dieser Farben, der wir hier das erste Mal begegnen, werden wir später hören. Zu besserer Veranschaulichung ist dieser Vorhang auf unserm Bilde aufgestützt dargestellt, obwohl wir nicht behaupten wollen, daß er gerade so aufgehoben worden sei.

Wir wenden uns weiter zum Teppichwerk der Stiftshütte und denken uns da zunächst noch einmal das kahle Holzgerüst, das wir neulich gesehen haben. Wenn dieses überdeckt werden sollte, so mußte natürlich der schönste der Zeltteppiche zu unterst kommen, damit derselbe im Innern der Stiftshütte als Decke sichtbar wurde. Dieser kostbarste Teppich bestand aus 10 großen Tüchern, gewebt aus demselben Stoffe und mit denselben Farben durchwirkt, wie der Vorhang des Vorhofs, nur daß die Gestalten der Cherubim, von denen wir später hören werden, kunstvoll hineingewebt waren. Jedes dieser 10 Stücke war 28 Ellen lang und 4 Ellen breit. Sollten sie nun über die Hütte gedeckt werden, so wurden je 5 dieser Stücke zu einem Ganzen zusammengeheftet und zwar durch goldene Häkchen, welche in blauseidene Schleifchen eingehakt wurden, die an jedem Teppich angebracht waren. Daraus entstanden nun 2 große Stücke von 28 Ellen Länge und 20 Ellen Breite. Das erste dieser Stücke legte man hinten über das Allerheiligste, dessen Oeffnung nach oben 10 Ellen im Geviert betrug. So fielen also nach hinten die überflüssigen 10 Ellen der Breite und an den Seiten die überflüssigen 18 Ellen der Länge über die Zeltstricke herunter. Daran befestigte man dann das zweite Stück, dessen Breite gerade die Länge des Heiligen (20 Ellen) deckte, dessen 18 überflüssige Längenellen aber gleichfalls über die Zeltstricke herunterfielen. Möglich, daß dieser kostbarste Teppich nicht außen über die Zeltstricke herabgefallen, sondern innen tapetenartig die Wände bekleidet hat; aber es steht davon nichts geschrieben, ist auch bei der Vergoldung der Wände nicht eben wahrscheinlich.

Darauf ward dann eine zweite Decke gedeckt, die vorzugsweise Teppich genannt wird, weil sie am meisten zu der gewöhnlichen Zeltbedeckung verwandt war. Sie bestand aus elf Ziegenhaarteppichen, von je 30 Ellen Länge und 4 Ellen Breite, so daß das Ganze um 2 Ellen länger und um 4 Ellen breiter war. Auch diese 11 Decken wurden mit Schleifchen und ehernen Häkchen zu 2 Hauptteppichen (von 6 und 5 Stücken) und mit diesen dann zusammengefügt das Allerheiligste und Heilige so bedeckt, daß sie die erste Decke völlig verhüllten und noch ein Stück über dieselbe hinweggingen. Wahrscheinlich ist's auch, daß die größere Länge dieses Teppichs da, wo das Allerheiligste und Heilige an einander grenzen, zu einer zeltdachartigen Erhebung gebraucht worden ist. Denn wir haben uns wohl kaum die Stiftshütte in Form eines großen Kastens, sondern wirklich in Zeltform zu denken, und zudem mußte auch das Regenwasser ablaufen können.

Ueber diese zweite Decke kam eine dritte von röthlichen Widderfellen, d. i. rothgefärbten Schafhäuten und endlich eine vierte von „Dachsfellen", wie es Luther mehr praktisch als richtig übersetzt hat. Unter dem Felle des „Tachasch", wie das Thier im Hebräischen heißt, ist vermuthlich die Haut des Delphin's oder der Seekuh zu verstehen, welche an den Küsten des rothen Meeres leicht zu erlangen war und den besten Schutz gegen das Eindringen des Regenwassers gewährte. Wie groß diese beiden Decken gewesen, ist nicht angegeben, doch wäre es unzweckmäßig gewesen, sie kleiner zu machen, als die beiden unteren.

Endlich gedenken wir noch der Vorhänge vor dem Heiligen und dem Allerheiligsten. Der Vorhang vor dem Eingang in das Heilige, der auf unserm Bilde wiederum zur Veranschaulichung aufgestützt dargestellt ist, war an den fünf Säulen dieses Eingangs befestigt. Darüber, ob er vor oder hinter den Säulen gehangen, ist nichts geschrieben; doch stimmt es mehr mit der sonstigen Einrichtung der Zelte überein, wenn wir ihn uns vor den Säulen angebracht denken. Auch dieser Vorhang war wie der des Vorhofs aus gezwirnter weißer Seide, Himmelblau, Scharlach und Purpurroth, doch vermuthlich noch kostbarer, da er 2. Mos. 37, 37 als ein gestickter bezeichnet wird.

Noch kostbarer aber war der Vorhang, der das Allerheiligste von dem Heiligen schied und der an den vier dort stehenden vergoldeten Säulen befestigt war. Er hing, seinem Zwecke entsprechender, wahrscheinlich hinter diesen Säulen und bestand zwar aus dem Stoffe der andern Vorhänge, war aber, wie die unterste Zeltdecke, mit künstlich eingewebten Cherubsbildern verziert. Sein hebräischer Name Paroketh heißt auf deutsch: Abhaltung oder Trennung. —

Nachricht.

Am zweiten Osterfeiertag, den 17. April, starb in seiner Vaterstadt Quedlinburg der Missionsinspector Wallmann nach längerem Leiden, 53 Jahre alt. Nachdem er zu Quedlinburg im geistlichen Amte gestanden, hat er 17 Jahre lang mit seinen Gaben der Mission gedient, zuerst von 1818 an als Inspector der rheinischen Mission in Barmen, und dann vom Jahre 1857 an als Leiter der Berliner Mission. Sein Ende war sanft und selig. Beim Leichenbegängniß ward die Gedächtnißpredigt über Sprüch. 4, 18 gehalten: „Der Gerechten Pfad glänzt wie ein Licht, das da fortgeht und leuchtet bis auf den vollen Tag." Das Gedächtniß dieses Gerechten aber wird in Segen bleiben. —

Missionsfest in Seifersbach.

Am Himmelfahrtsfeste, als den 25. Mai, soll, will's Gott, Nachmittags 2½ Uhr in Seifersbach eine **Missionsfeier** stattfinden, bei welcher Herr Pfarrer Florey aus Auerswalde die Predigt und Herr Missionsdirector Hardeland aus Leipzig den Bericht übernommen haben und wird dazu hierdurch freundlichst eingeladen.

Unter herzlichem Gruß Dr. Fernbacher, Pf.

Seifersbach, am 9. Mai 1865.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von C. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 22. Dresden, den 28. Mai 1865.

Am Sonntage Exaudi.

Joh. 15, 26—16, 4.

Unser Text handelt von dreierlei Personen: vom Heiligen Geiste, von den Jüngern und von der ganzen Menge von Personen, die wir nach der Schrift „Welt" nennen. Die höchste dieser Personen ist der Heilige Geist. Die Jünger aber sind die Personen, die in den Vordergrund treten. Ueber sie sollte der Heilige Geist kommen, aber auch die Welt: der Heilige Geist, damit sie von Christo zeugten, die Welt mit ihrem Spotte, weil sie von Christo zeugten. So ist ihr Zeugniß von Christo der Mittelpunkt unseres Textes, den wir zu betrachten haben, ohne daß wir das Andere vergessen.

Ihr werdet auch zeugen, steht geschrieben. Daraus klinget vor Allem das Wort „Zeugen" uns entgegen. Der HErr braucht hier nicht das Wort Reden oder Predigen, sondern Zeugen. Zeugen ist mehr als Reden, es ist ein Reden, um einem Andern eine Sache glaubwürdig zu machen. Durch Reden überredet man, durch Zeugen überzeugt man. Und wem wird nun zunächst der Auftrag zu Theil: Ihr werdet zeugen? Arme ungelehrte, unberedte Fischer und Zöllner sind's. Sie sollten zeugen von Ihm, von dem größten, unausdenklichsten und unermeßlichsten Gegenstande des Zeugnisses. Da mußten sie im Angesicht solches Auftrages und im Bewußtsein ihrer Ohnmacht wohl fragen: Woher nehmen wir Kraft zu solchem Zeugniß? — Jenes „Ihr" ist aber wahrlich nicht bloß an die Apostel gerichtet. Es gilt der Kirche aller Jahrhunderte, auch uns. Und wenn wir nun bedenken, daß es mit dem Reden von Christo nicht abgethan ist, sondern daß wir auch zeugen müssen mit der redlichen Absicht zu überzeugen; wenn wir bedenken, was für geringe, dürftige Leute wir sind und wie wir eigentlich beschämt dastehn müssen, wenn der HErr spricht: Ihr werdet auch zeugen, so müssen wir auch wie die Jünger fragen: Woher die Kraft zu solchem Zeugniß? Gott Lob! daß da von uns, wie von den Jüngern das Wort gilt: Ihr werdet auch zeugen; d. h. ihr werdet nicht allein zeugen, sondern es wird Einer vor und mit euch zeugen. Und das ist kein Anderer als der, von dem der HErr Christus vorher gesagt hatte: Der wird zeugen von mir. Nicht nach einer weltlichen, menschlichen, irdischen, nicht nach der eignen Kraft haben wir uns umzusehen, sondern nach der persönlichen Kraft aus der Höhe, nach dem Heiligen Geist. Und von dem steht geschrieben: Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir. Sein Zeugniß ist ein wahrhaftiges, ein tröstliches, ein seligmachendes, ein über alle Maßen herrliches göttl-

liches Zeugniß. Er zeugt zuerst vor uns. Ehe wir zeugen können, giebt Er uns Zeugniß von Christo inwendig. Danach aber zeugt Er auch mit uns; nachdem Er uns überzeugt hat, können auch wir kräftiglich zeugen mit dem Worte, das Er uns vertrauet hat. In demselbigen wirket Er selber überzeugend.

Merken wir nun aber auch genauer auf den Gegenstand solches Zeugnisses. Der wird zeugen von mir, so spricht der HErr im Texte. Die ganze Schrift, die geredet ist durch den Heiligen Geist, ist ein Zeugniß von Ihm; und wenn der Heilige Geist uns die Schrift ans Herz legt und uns inwendig von Ihm zeugt, dann bezeugt Er uns immer Seine Person, die gottmenschliche, Sein Amt, das prophetische, hohenpriesterliche und königliche, Sein Werk, das der Erlösung, der Versöhnung, des Seligmachens, die großen Thaten Gottes, durch die dies Werk ausgeführt worden, von Christi Empfängniß an bis zu Seiner Himmelfahrt. Das ist ein überaus köstlicher Gegenstand des Zeugnisses. Und ihr werdet nun auch davon zu zeugen haben, werdet's den Leuten sagen dürfen: was Er ist, was Er gethan, was Er thut ꝛc. Wie es aber die Jünger gethan, daß sie ein Jeglicher besonders das bezeugten, was sie besonders erfahren hatten, der Eine vornehmlich dies, der Andere jenes; so haben auch wir ein Jeder von dem zu zeugen, was ihm durch des Geistes Gnade zu sonderlich fester Ueberzeugung gebracht worden ist, auf daß das Zeugniß des Einen das Zeugniß des Andern ergänze. Und ob auch dies Zeugniß gemeiniglich in Worten geschehen wird, so ist es doch keineswegs an Worte gebunden, es ist eben kein bloßes Reden. Stephanus und alle Märtyrer nach ihm haben auch da gezeugt, wo sie nicht mehr reden konnten.

Nachdem wir aber wissen, welchen Schatz wir zu bringen haben durch unser Zeugniß, müssen wir auch wissen, wohin er zu tragen ist. Der HErr redet von Solchen, die weder Ihn noch Seinen Vater kennen. Denen ist vor Allen das Zeugniß von Christo zu bringen. So haben's die Apostel alsbald am Pfingstfeste, so hat's Stephanus, so hat's Sanct Paulus gehalten. Halten wir's ebenso! Es ist wahr: ein Reicher ladet am liebsten reiche Leute zu Tische, und ein Lehrer unterweist am liebsten die Schüler, die einen offenen Kopf haben und Vieles auch ohne ihn lernen könnten; und so bringt man auch das Zeugniß von Christo zumeist zu denen, die schon von Christo wissen. Wo man aber hier über dem Thun des Einen das Andere läßt, ist's wahrlich ein verkehrt Ding. Das Speisen der Armen, die Unterweisung der schwachen Schüler, das Zeugniß vor Denen, die der Erkenntniß mangeln, gehet vor. So sei es auch unser vornehmstes Trachten! Schauen wir uns doch immer besser und treuer nach solchen Seelen um, die auf unser Zeugniß den nächsten Anspruch haben. Es ist ja auch des Heiligen Geistes Art gewesen, daß Er sich nach uns, den Unwissenden, umgesehen hat.

Ist das aber nicht ein sehr verdrießliches Ding? Was sollen doch nach dem Wort des HErrn die Jünger bei solchem Zeugniß ernten? „Sie werden euch in den Bann thun. Es kommt aber die Zeit, daß wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran." Und solches werden sie euch darum thun, daß sie weder meinen Vater noch mich erkennen." Dies Wort ist bei Zeiten buchstäblich erfüllt worden. Bereits während des Erdenlebens unsers HErrn hatten sich die Juden vereinigt: so Jemand ihn für Christum bekennete, daß Derselbige in den Bann gethan würde. Und wie es weiter gegangen ist in der apostolischen Zeit und in der Geschichte der ganzen christlichen Kirche, das wisset ihr. Sind wir nun Erben des Auftrages, des Zeugnisses selbst, ei, so darf es uns auch nicht befremden, daß wir auch Erben des wunderlichen Lohnes sind, der daran haftet. Es ist noch heute eine wunderliche Sache: die öffentlichen und unbußfertigen Sünder sollten in den Bann gethan werden; statt dessen thut man in den Bann, wenn auch nicht gerade in einen kirchlichen, die bußfertigen Sünder, die von ihrem Seligmacher reden, die da bezeugen, daß sie erlöst seien von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Man redet nicht von ihnen, man rückt von ihnen weg, man grüßt sie nicht, man übt gegen sie die sonst so viel gepriesene Toleranz (Duldsamkeit) keinen Finger breit; und das thun nicht allein die offenbar Gottlosen, sondern Leute, die das Ansehen haben, als wären sie gute Christen, als eiferten sie für die Ehre Gottes. Man gebraucht allerhand Deckmäntel des Hasses gegen die Zeugen Christi: Reinigkeit der Religion, die Ordnung der Staats, die Ruhe der Gemeinden, die Gewissensfreiheit und was deß mehr ist — lauter an sich gute und wichtige Dinge werden die vielgebrauchten Feigenblätter für die Nacktheit der Christusfeindschaft.

Das ist das gemeine Loos der Zeugen Christi. Und wie die Wächter, die sich am meisten auf der Mauer sehen lassen, am meisten beschossen werden, so auch die Zeugen am meisten, die am lautesten zeugen und am öffentlichsten. Daran kann sich nun gar leicht Jemand ärgern. Schon während des irdischen Wandels unsers HErrn glaubten viele Oberste an Ihn; aber um der Pharisäer willen bekannten sie nicht, daß sie nicht in den Bann gethan würden. So konnten auch leicht die Jünger Anstoß nehmen. Sie waren von ihrem Meister auserwählt worden, der Sache Seines Reiches zu dienen. Und in diesem Amte sollten sie getödtet werden. Auch wir könnten Anstoß dran nehmen. Giebts da keinen Trost? Gott Lob! es giebt einen.

Was sollte doch der Jünger Trost sein bei solchem Zeugniß? Solches habe ich zu euch geredet, daß ihr euch

nicht ärgert. Er hatte ihnen den wunderlichen Lohn ihres Zeugnisses wörtlich vorausverkündigt. In der Bergpredigt hatte Er damit angefangen, fortgesetzt hat Er's auch in unserm Texte. Er *hat's* ihnen gesagt. Deß ist kein Zweifel. Ist das aber ein Trost? Ei ja wohl. Wenn mir von einem Steine gesagt worden ist, der mich auf einem nächtlichen Wege hindern werde, und ich komme nun wirklich auf meinem Wege an den vorherverkündigten Stein, so wird mir der Stein kein Aergerniß mehr sein. Ja wenn ich's nicht wüßte und fiele unvermuthet über den Stein, das wäre zum Aergern. So weiß es jeder Zeuge heute noch voraus, daß ihm ein Stein im Wege liegt, und kann sich sagen: Das ist kein Christ, den es verdrießt, für Ihn was auszustehen und in den Tod zu gehen. — Und weiter spricht der HErr: Solches werden sie euch thun, darum daß sie weder meinen Vater noch mich erkennen. Wie man sich nicht ärgert, wenn ein kleines unwissendes Kindlein einen Unfug anrichtet, so hilft Einem auch der Gedanke „Sie wissen nicht, was sie thun", über den Aerger an dem Hasse der Welt hinweg. — Weil der aber doch oft noch sehr wehe thut, so hatte der HErr gleich im Anfang unseres Textes ein Drittes vorausgeschickt, damit sie sich nicht ärgerten: „Ich will euch den Tröster senden, den Geist der Wahrheit, der wird zeugen von mir." Das ist das Kräftigste. Denn was ist doch ein köstlicherer Trost, als daß Einem der Heilige Geist bei allem Trotz der Welt bezeugt: Du bist und bleibest dennoch in Christo ein Kind Gottes und die Urkunde deiner Annahme an Kindes Statt, die geschrieben ist mit Christi Blut, kann keine Macht der Welt und der Hölle zerreißen. Da jubilirt man dann: Sind wir ein Bann und Fluch der Welt, ein Scheusal böser Leute; wenn uns nur Gott für Kinder hält und für Gebenedeite. Gilt doch auch der Haß der Welt nicht eigentlich *unserm* Zeugen, sondern dem Zeugen des Heiligen Geistes, der mit uns zeuget. Da muß alle Furcht und alles Aergern weichen. Das mache, meine Lieben, uns nun fröhlich immerdar, das mache unsere ganze Kirche fröhlich, daß sie und immer mehr werde eine Kirche von lauter freudigen Zeugen Christi. Amen.

Und nun laßt uns zum Schlusse singen: Wach auf, Du Geist der ersten Zeugen ꝛc. Liedersegen Nr. 249, oder Liederlust der Zionspilger Nr. 218.

Allerlei Denkstätten.

7. Worms.

Von der ehemaligen freien Reichsstadt Worms am Rhein, dessen alten Dom euch der Pilger heute im Bilde zeigt, will ich nicht wie von Speier die Geschichte erzählen, nur einiges Geschichtliche.

Die Stadt ist wie Speier eine der ältesten Deutschlands. Schon die alten Römer hatten dort eine Niederlassung. Später war sie die Haupt- und Residenzstadt der burgundischen Könige. In dem herrlichen deutschen Heldengedicht, das Nibelungenlied, das unserem Volke leider so wenig bekannt ist, spielt die Stadt eine wichtige Rolle. Sie ist da die Stätte, an der, oder doch in deren Nähe die Geschichte Siegfrieds und Kriemhilds und der grausamen Brunhild ihren Ausgang nimmt. Am Eingange des Münsters zu Worms entbrennt der unselige Streit der beiden Königinnen Kriemhild und Brunhild, den dies Lied besingt. Im Rhein bei Worms liegt der Nibelungen großer Goldschatz vergraben „bis zum jüngsten Tage" u. s. w. In Worms hielt der Kaiser Karl der Große oftmals Hof. In der Nähe der Stadt wurden viele der Volksversammlungen (Maifelder) der alten Franken gehalten.

Auch ein alter Bischofssitz war die Stadt Worms, aber nicht einer der reichsten. Der Volkswitz hat frühzeitig die alten am Rhein hinunter gelegenen Bisthümer mit Beinamen versehen. Da heißt Chur in der Schweiz das oberste, Constanz das größte, Basel das lustigste, Straßburg das edelste, Speier das eifrigste oder andächtigste Mainz das würdigste, Trier (a. d. Mosel) das älteste, Cöln das reichste und (zwischen Speier und Mainz) Worms — das ärmste. Das mag wohl in mancherlei schweren Kriegsunfällen seinen Grund gehabt haben; denn die Stadt ward in der Zeit der Völkerwanderung und später bis in's 10. Jahrhundert von feindlichen, zum Theil auch heidnischen Völkern wiederholt hart heimgesucht. Dennoch zeugt noch heute der Dom davon, daß die Wormser Bischöfe nicht immer so erschrecklich leere Geldbeutel gehabt haben. Denn der Wormser Dom, so kläglich und verfallen er sich jetzt bei näherem Beschauen zeigt, hat doch seiner Zeit dem Speierer und Mainzer nichts nachgegeben. Er ist vermuthlich das erste größere deutsche Kirchenbauwerk, das nicht mit flacher Holzdecke, sondern mit massivem Steingewölbe bedeckt war. Wann er gegründet ist, kann man nicht mehr genau angeben; doch ist er, nachdem der Bischof Burchard I. die von den Ungarn zerstörte Stadt wieder aus tiefem Verfalle zum Emporblühen gebracht hatte, im Anfang des 11ten Jahrhunderts unter der Regierung Kaiser Heinrichs II. geweiht worden.

Eine weitere Bedeutung erhielt Worms durch die in seinen Mauern gehaltenen Reichstage, unter denen ja uns lutherischen Christen der vom Jahre 1521 als Kindern schon bekannt worden ist, auf dem unser Luther so freudig die Sache Seines HErrn vertreten hat. Der Ziegel auf den Dächern (ihr kennt ja wohl seine Rede: Wenn so viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf

Der Dom zu Worms.

den Dächern, dennoch wollt' ich hinein) mag damals wohl eine hübsche Summe gewesen sein; denn die blühende Stadt zählte eine große Einwohnerschaft. Jetzt hat Worms etwa 10,000 Einwohner, damals aber hatte sie die vier oder fünffache Zahl.

An dem Verfall der Stadt ist wie bei Speier die Roheit der Franzosen schuld, die bei der Pfalzverwüstung unter Ludwig XIV. (1689) keinen Stein auf dem andern zu lassen trachteten. Seitdem hat sich die Stadt nicht wieder erholt zur vorigen Blüthe und noch im Jahre 1760 lag ein Theil in Trümmern. Daher kommt's auch, daß fast Alles, was an alte Größe und an geschichtliche Ereignisse erinnern könnte, verschwunden ist. Die alten Befestigungswerke sind dahin, an ihrer Stelle sind recht liebliche Parkanlagen entstanden. Von den alten Bürger- und Herrenhäusern mit den Thürmchen, Erkern und Giebeln ist nichts mehr zu sehen. Die Stätte, an der das Haus stand, in welchem Luther vor Kaiser und Reich sich auf's Evangelium berufen, liegt wüste. Nur einige alte Gotteshäuser zeugen noch von geschwundener Herrlichkeit. Darunter erstlich die Liebfrauenkirche, ein interessantes gothisches Bauwerk, jetzt draußen vor der Stadt mitten in einem Weingarten gelegen, in welchem der berühmte Wein wächst, der nach der Kirche den Namen Liebfrauenmilch führt; und zum andern der Dom. Er ist es, der der sonst nicht eben einladenden Stadt durch seine ähnlich wie beim Speierer Dome gruppirten Thürme und Kuppeln ein einigermaßen stattliches Ansehn giebt.

Bei ihm weilen wir noch einige Augenblicke und schauen in die Geschichte seiner Zerstörung; denn der Dom ist jetzt bei aller Schönheit des Gesammteindrucks in einzelnen seiner Theile traurig verfallen und geht, wenn nicht mit ungeheuren Summen sein Dasein gerettet wird, dem Verfall entgegen. Für die Sammlungen des Dombauvereins aber, der an das Rettungswerk Hand angelegt hat, scheinen die anderweitigen Sammlungen für das Rietschel'sche Lutherdenkmal, das in Worms unweit des Domes aufgestellt werden soll, nicht sehr günstig zu sein.

Bei der Pfalzverwüstung im Jahre 1689 kam, wie gesagt, auch Worms an die Reihe. Wie der Speierer Dom sollte auch der Dom dieser Stadt der Erde gleich gemacht werden. Zuerst steckte man das Dachwerk in Brand, die Kanzel, Altäre, Bilder und Crucifixe wurden von den Soldaten des „allerchristlichsten" Königs in Stücke geschlagen. Die Leichname wurden aus den Grüften gerissen und beraubt, das Herz eines Bischofs, dessen Grab man in Hoffnung auf Beute durchwühlt hatte, ward mit Füßen getreten, weil man die gehofften Schätze nicht gefunden. Aber damit war man nicht zufrieden. Der Dom sollte mit Pulver zersprengt werden. Unter dem westlichen Chor des Domes wurde eine Pulvermine angelegt, und dann immer mehr; aber nichts wollte fruchten. Das Pulver zerriß nur einzelne Theile und konnte die Masse des Mauerwerks nicht insoweit erschüttern, daß die Barbaren den Dom mit ihren Augen hätten einfallen sehen. Doch haben die dem Gebäude zugefügten Beschädigungen die traurige Folge gehabt, daß der Grund des Baues, namentlich an der Westseite sich gesenkt hat und infolge dessen der westliche Chor einen Riß von oben an bis unten aus bekommen hat, anderer Verletzungen zu geschweigen.

Bei jener Verwüstung vom Jahre 1689 aber war ein besonders prächtiger Kreuzgang stehen geblieben. Der ward bei einer späteren Gelegenheit in schaudererregender Weise zerstört. Als im Jahre 1813 nach der Leipziger Schlacht ein Theil der geschlagenen Franzosen seinen Rückzug nach Frankreich über Worms nahm und unter den Truppen Seuchen ausbrachen, ward der Kreuzgang in ein Lazareth verwandelt. Das war ganz unanstößig. Hat man's doch auch mit Kirchen nicht selten thun müssen. Tausende von Soldaten waren schon dem Typhus erlegen und auch in der Stadt hatte sich die Seuche verbreitet. Da soll der Marschall Marmont, um der weiteren Ansteckung Einhalt zu thun, den entsetzlichen Befehl gegeben haben, den Kreuzgang in Brand zu stecken. Das ist wenigstens gewiß, daß man als der Kreuzgang bei nächtlicher Weile in Brand gerathen war, keine Anstalt machte, die armen Kranken aus dem Lazareth zu retten; ja, denen, die ihre letzte Kraft zusammenrafften, um sich selbst aus der Gluth zu retten, schnitt man die Rettung dadurch ab, daß man sie in's Feuer zurückstieß. —

Wenden wir uns aber lieber zu etwas Lieblicherem. Noch von einigen Einzelheiten, die ich mir beim Beschauen des Domes aufgezeichnet, laßt euch berichten. Der Dom ist mit mancherlei Bildhauerarbeit geschmückt und wohl noch mehr geschmückt gewesen. Namentlich ist die Süd-

seite des im Uebrigen romanisch gebauten Domes mit einem großen Hauptportale im gothischen Stil aus dem Jahre 1488 geschmückt. An demselben hat der Meister in höchst sinnreicher Weise und auf verhältnißmäßig kleinem Raume die alt- und neutestamentliche Heilsgeschichte zusammengestellt, ich möchte sagen, wie in ein steinernes ABC-Buch, das freilich dem Volke jener Tage leserlicher war, als unserm viel zu wenig in der Schrift lebenden Volke. Die Seitenwände des Portals schließen sich, nachdem sie erst senkrecht aufgestiegen sind, oben in zwei Spitzbogen zusammen, von denen der weitere den engeren überragt. In diesen beiden Bogen ist nun eine Reihe biblischer Darstellungen, aus Stein ausgehauen, angebracht, und zwar so, daß der untere Bogen die vorbildliche Geschichte des alten Bundes, der obere die Geschichte des neuen Bundes darstellt. Dabei ist es besonders schön, daß die unten befindlichen alttestamentlichen Bilder sich auf die obenstehenden neutestamentlichen möglichst beziehen. Weil die Zusammenstellung lehrreich ist, will ich sie hier kurz verzeichnen. Ueber den Zusammenhang des Zusammengestellten mögen die lieben Leser selbst nachdenken. Zu unterst stehen links die 4 Evangelisten, rechts dagegen die 4 großen Propheten. Nun folgen die biblischen Darstellungen.

Unten: Die Weltschöpfung (Gott mit der Weltkugel); oben: die Verkündigung Mariä (Empfängniß Christi).

Unten: Die Erschaffung des Weibes; oben: die Geburt Christi (des Weibessamens; geboren von einem Weibe).

Unten: Die Vertreibung aus dem Paradiese; oben: die Beschneidung des Christuskindes (Er wird ein Fluch für die Verfluchten).

Unten: Abels Ermordung; oben: die Flucht nach Egypten (vor dem Mörder Herodes).

Unten: Die Sündfluth (Noah, die Taube aussendend); oben: die Taufe des HErrn durch Johannes.

Unten: Isaaks Opferung; oben: die Geißelung Christi.

Unten: die Erhöhung der Schlange in der Wüste; oben: die Kreuzigung.

Unten: Jonas, vom Walfisch ausgespieen; oben: die Auferstehung.

Unten: Eliä Himmelfahrt; oben: Christi Himmelfahrt. —

Sehen wir uns weiter eine andere schöne Zusammenstellung an, aber nicht von steinernen Bildern, sondern in Stein gehauenen Bibelworten. In einer alten Taufkapelle wird eine Sammlung von kirchlichen Alterthümern aufbewahrt, die meist hohen Werth haben und zum Theil aus dem abgebrannten Kreuzgang gerettet sind. Darunter befindet sich auch ein alterthümlicher großer Taufstein, der früher in einer andern Wormser Kirche gestanden. Dessen 8 Seitenflächen (er ist wie die sämmtlichen alten Taufsteine sehr umfangreich) sind von dürrem Astwerk, aus Stein gebildet, umrankt und mit Bildern der Propheten geschmückt; dazwischen aber sind die wichtigsten auf die heilige Taufe bezüglichen Worte des alten Testamentes geschrieben. Da stehet nun Folgendes in lateinischer Sprache: Die lebendige Quelle (Ps. 36, 10.) — Wasser aus dem Heilsbrunnen (Jes. 12, 3.) — Siehe, es kommen Wasser herauf (Jer. 47, 2.) — Ich badete Dich mit Wasser (Ez. 16, 9.) — Eine Quelle vom Hause des HErrn (Joel 3, 23.) — Wasser der Weisheit (Sir. 15, 3.). —

Endlich bleiben wir noch einmal an dem obenbeschriebenen südlichen Portal stehen und achten da noch auf 4 sinnreiche Steinbilder zur Rechten des Eingangs. Da stehet zuerst eine schöne liebliche Gestalt, die Salbbüchse in der Hand, zu ihren Füßen zwei Knieende — das ist der christliche Glaube. Eine zweite Figur trägt ein zerbrochenes Scepter — das ist das Judenthum. Die dritte mit verhülltem Gesicht und vom Haupte fallender Krone, in der Hand ein Böcklein und ein Messer, wie zum Opferschlachten — das ist das Heidenthum. Und die vierte, was wird das sein? Ihr Fußgestell stellt einen Bock dar, der an Weinreben die Trauben abfrißt. Und auf diesem Fußgestell stehet eine Gestalt, im Rücken den Leib bereits von Schlangen und Gewürm zerfressen, im Gesicht aber noch immer etwas Verlockendes. Was ist das? Das ist — der Unglaube. Und kann man den nun wohl sinnreicher in Stein abbilden? —

Siehe, lieber Leser, dergleichen nachdenkliche Dinge stehen in den steinernen ABC-Büchern unserer christlichen Väter an den Kirchenportalen. Es ist wohl nicht ganz ungereimt, wenn dergleichen unserer heutigen Christenheit mit einem vernehmlichen „Nimm und lies" vorgestellt wird.

Evangelisch-lutherische Mission
unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's.

Mittheilungen von P. Brunn in Steeden.

Während ich diesmal wenig Nachrichten aus Amerika meinen lieben Lesern mitzutheilen habe, so habe ich um so mehr aus der Heimath zu berichten. Vor Allem wird es Zeit, den lieben Freunden nah und fern, die an unsrer Nord-Amerikanischen Missionsarbeit theilnehmen, mitzutheilen, daß es mit Gottes Hülfe auch in diesem Jahr wieder eine Schaar von Zöglingen nach Amerika wird zu senden geben. Unsere lieben Brüder in St. Louis haben ja dringend gebeten, die älteren Zöglinge nur ein Jahr in unsrer Anstalt in Steeden zu behalten und sie dann sofort hinüberzuschicken, um neue hierhin aufzunehmen. So wollen wir uns denn auch in diesem Jahre wieder an die nun schon gewohnte jährliche Ordnung halten und, so der HErr will, schaffen, daß wieder ein kleines Heer von künftigen Arbeitern und Streitern Christi den 1. Juli von Bremen aus unter Segel geht, Gott gebe, daß sie nur Alle einmal rechte Streiter Christi werden mögen. —

Aus meinem Hause sollen in das Predigerseminar nach St. Louis abgehen:

1. M. Michael aus Sachsen, 2. C. F. Schulze aus Sachsen, 3. G. Müller aus Altenburg, 4. L. Hannawald aus Böhmen, 5. P. Karrer aus Bayern, 6. Oscar Katthain aus Bayern, 7. A. Henkel aus Preußen, 8. H. Maak aus Hannover.

Diesen meinen bisherigen Schülern will sich noch anschließen:

9. H. Täger aus Dresden.

Dann wollen wir auch in diesem Jahre die so wichtige Sorge für das Schullehrerseminar nicht vergessen und wenn auch leider nicht so viele als im vorigen Jahre, aber doch wenigstens einige Schüler für dasselbe mitsenden, nämlich aus meinem Hause:

1. Christian Strobel aus Sachsen und 2. H. E. Brüchner, ebenfalls aus Sachsen.

Noch haben sich freilich eine ganze Reihe Anderer gemeldet, die wir mitschicken könnten, darunter namentlich einige schon Aeltere, in christlicher Erkenntniß und Glauben gereiftere. Ich hoffe, daß es mit Gottes Hülfe auch jedenfalls mit Einigen geschehen wird, doch muß ich mir vorbehalten, erst später den lieben Lesern Bericht darüber zu erstatten, bis ich in Betreff der Einzelnen ganz Bestimmtes mittheilen kann. Bei Manchen schwankt es noch, ob sie überhaupt gehen werden, bei Andern, ob sie gleich direct gehen sollen, um ihres vorgerückten Alters willen, oder erst in unsre hiesige Anstalt eine Zeitlang eintreten. Nun, der HErr wird es lenken.

Was soll ich nun aber den lieben Freunden von meinen Schülern sagen, die ich in diesem Jahre wieder nach Amerika schicken will und die sie mir helfen sollen, dorthin zu schicken? Ich habe da eine schlimme Wahl; viel loben darf ich nicht, denn meine Schüler werden ja selbst Alles lesen, was ich schreibe, und zudem möchte man mir solches Loben für Selbstruhm auslegen; viel tadeln und schelten aber wäre auch nicht am Ort, wiewohl Niemand in der Welt so vollkommen ist, am wenigsten ein Prediger oder Einer, der ein Prediger werden will, an dem nicht viel zu tadeln und zu schelten wäre. Darum will ich nur soviel sagen, daß ich Gott Lob auch in diesem Jahre eine recht herzliche und mit kaum nennenswerthen Ausnahmsfällen völlig ungetrübte Freude an meinen Schülern gehabt habe und noch habe. Der HErr hat unser Haus vor falschen und auch vor stolzen Geistern gnädiglich bewahrt; darum ist unser häuslicher Friede, trotz der vielen Personen in den engen Räumen, auch nicht ein einziges Mal getrübt oder gar gestört worden; still und fleißig hat ein Jeder seine Pflicht gethan und wie unser ganzes Zusammenwohnen lieblich und gesegnet gewesen ist, so ist uns dadurch auch unser ganzes großes Hauswesen mit all seiner Last und Arbeit doch so erleichtert gewesen, daß es uns in der That nicht ein einziges Mal lästig oder beschwerlich geworden ist. Möge denn der HErr meine geliebten Schüler auch in Seiner heiligen Kirche künftighin zum Segen und zur Freude für Viele gesetzt sein lassen.

Aus allen Kräften wird nun auch an der Vergrößerung unsrer hiesigen Anstalt durch den projectirten Neubau gearbeitet. Bis die Leser diese Zeilen in die Hände bekommen, wird das ganze stattliche Gebäude schon fast vollendet dastehen, drei Stockwerk hoch und so viel Raum enthaltend, daß wir 24—30 Schüler nebst einem Hilfslehrer werden unterbringen können.

Dabei müssen nun freilich die lieben Leser denken, daß unser Steeden ein ganz kleines Dörfchen ist und wenn wir geringen armen Dorfleute von stattlichen Gebäuden sprechen, dann meinen wir damit keine Missionshäuser, wie das Leipziger, sondern den rechten Begriff von dem, was wir in Steeden stattlich heißen, müssen sich die lieben Freunde davon entnehmen, daß unser ganzes dreistöckiges Gebäude auf 800 Thaler veranschlagt ist. Damit die Leser jedoch von unserm neuen Bau nicht gar zu gering denken, muß ich ihnen immerhin ein wenig das Räthsel lösen, wie man in Steeden für acht bis neunhundert Thaler etwas Stattliches baut. Dabei ist nämlich das Alles nicht mit gerechnet, was wir umsonst haben. D. i. erstlich der Baumeister, denn der bin ich selbst, und zweitens alle Beifuhren, die thun meine lieben Gemeindeglieder aus herzlichem Eifer für unsre Missionssache umsonst, und endlich drittens die Handlangerdienste thun unsre Zöglinge und wiewohl sich schon Mancher blutige Hände und Füße dabei geholt hat, so habe ich doch Gottlob noch keine verdrossene Miene darüber gesehen. Und endlich viertens ist noch Eins, was in Steeden wie in der ganzen Welt völlig umsonst zu haben ist, das ist der Segen Gottes, der unaussprechlich groß und reich ist über Alle, die im rechten Glauben darum bitten.

Was nun die drei Stockwerke unseres neuen Gebäudes anlangt, so ist in dem untersten auf der Vorderseite zuerst eine Waschküche, deren Mangel bisher eine Hauptlücke in unsrer häuslichen Einrichtung war, und daneben noch ein Schlafzimmer für Zöglinge, das 5—6 Betten fassen kann. Auf der Hinterseite ist zuerst ein kleines Stübchen, das als Kleiderkammer für die Zöglinge dienen soll, und der übrige Raum soll für jetzt noch zu Stallungen angewendet werden. Im zweiten Stockwerk ist das große Schulzimmer, welches 20 Fuß lang und ebenso breit ist und dahinter noch zwei Nebenzimmer, die gleichfalls noch zu Lern- und Wohnzimmern für die Zöglinge bestimmt sind. Der dritte Stock enthält 5 kleinere Schlafzimmer, in deren jedes nöthigenfalls 3 Betten gestellt werden könnten und außerdem noch ein kleines Vorrathsstübchen. Wenn man dazu nun die 5 Dachstuben rechnet, die bisher von meinen Zöglingen bewohnt wurden und die nun alle zu Schlafstätten verwendet werden können, und ferner, wenn wir uns den Neubau mit unsrer Kirche und Pfarrwohnung, an die er im rechten Winkel angebaut ist, zu einem schönen Ganzen vereinigt und aufs Bequemste durch Gänge und Thüren verbunden denken, so werden mir die lieben Leser nicht Unrecht geben, wenn ich von einem stattlichen und geräumigen schönen Baue geredet habe. In einem so großen Gebäude wollen freilich nicht blos leere Wände sein, sondern auch Tische und Stühle und vor allem die kostspieligen Betten. Dies Alles*) war denn bei der obengemachten Baurechnung noch nicht mit eingeschlossen. Doch der HErr wird uns nicht zu Schanden werden lassen, wenn wir nur durch unsern Unglauben und unsre Lässigkeit Sein Thun nicht hindern und aufhalten.

---

*) Daß „solches Alles" der lieben Steedener Anstalt zufalle, dazu würden wohl auch die Pilgerleser mit Freuden helfen wollen. D. H.

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Begebnisse in Deutschland.

Es ist ein schönes Land, unser liebes Deutschland, und Jeder hat es gewiß von Herzen lieb, und freut sich ein Deutscher zu sein; es ist aber für einen Deutschen nichts Leichtes und Erquickliches, deutsche Geschichte zu schreiben. Denn es ist ein Jammer zu sehen, wie sich ein Volk durch Spaltungen und Uneinigkeit um seine geschichtliche Stellung bringt, und wie es, tausendmal durch trübe Erfahrung gewarnt, doch immer wieder in seinen leidigen Erbfehler verfällt. Hie Welf, hie Waiblinger! Das ist der alte Schlachtruf des sich selbst zerfleischenden Volkes, der unter verschiedenen Namen zu allen Zeiten wiederkehrt. Schon zur alten Kaiserzeit, Jahrhunderte vor der Reformation, gab es immer eine Opposition unter den deutschen Fürsten, die auch die Hülfe des Auslandes nicht verschmähte, und zum Verräther an der Macht und Herrlichkeit des eigenen Volkes wurde. Nach der Reformation bildete sich eine eingefleischte Kriegspartei gegen das kaiserliche Haus Habsburg, die kleineren calvinisirenden Fürsten, an ihrer Spitze der Churfürst von der Pfalz, mit deren Hülfe Gustav Adolf in Deutschland landete, und durch deren Schuld dieses seine schönsten Grenzländer einbüßte. Die beiden lutherischen Hauptstaaten, Sachsen und Brandenburg, wußten ihre Bekenntnißtreue mit Treue gegen den Kaiser zu vereinigen. So lange Sachsen an der Spitze der Protestanten blieb, blieb auch der innere Reichsfriede ungestört. Allein Habsburg ließ sich unter jesuitischer Leitung zu einer Politik herbei, die den Aufschwung des Landes im Innern hinderte, und die Kraft nach außen lähmte. Eine Reihe schwacher Monarchen, die weder den selbst hervorgerufenen inneren Unruhen noch den äußeren Verwickelungen gewachsen waren, brachten den Kaiserstaat um alles Leben und alle Bedeutung. Auch Sachsen verstand es nicht, seine Stellung als protestantische Hauptmacht zu behaupten, und wurde unter schwachen Regenten, im Innern durch Verschwendung ausgesogen, nach außen bedeutungslos. Beide Umstände wußte Friedrich der Große von Preußen trefflich zu benutzen. Er bemächtigte sich der Stellung der protestantischen Hauptmacht, und nahm damit zugleich die alten Pläne der calvinistischen Pfalz wieder auf, das Haus Habsburg zu demüthigen. Beides gelang ihm im siebenjährigen Kriege und seitdem ist diese Politik die des Hauses Brandenburg geblieben; es hat sich stets als Vormacht des Protestantismus betrachtet, und zu bequemerer und einheitlicher Leitung desselben die Union geschaffen. Die Geschichte des deutschen Bundes ist eine ununterbrochene Reihe von diplomatischen Häkeleien zwischen den beiden Großmächten Oesterreich und Preußen geworden, die oft bis zu gegenseitigen Rüstungen, aber doch, Gott sei Dank! noch nicht zu einem Kriege geführt haben. Beide Staaten treiben Großmachtspolitik auf eigene Faust und Bundespolitik mit den übrigen deutschen Staaten, je nachdem es vortheilhafter erscheint, das eine oder das andere Panier aufzustecken. Als Gott im Himmel die deutschen Völker durch seinen Hammer Napoleon I. blutig zusammengeschweißt hatte, indem er sie die bittere Erfahrung hatte machen lassen, daß sie einzeln und getrennt die Beute jeder Macht würden, die Muth und Geist genug hat, ihre Uneinigkeit zu benutzen, hofften die wackersten deutschen Herzen, die Diplomaten würden nun gelernt haben, daß nur in der Einigkeit Heil sei, und würden auch darnach handeln; aber es ist eine alte Erfahrung, daß die Geschichte zwar eine gute Lehrerin ist, die Menschen aber (nicht die Diplomaten allein, aber doch diese in besonders beklagenswerther Weise) schlechte Schüler sind. Kaum war Napoleon gestürzt, und die lange, trübe Zeit der Schmach durch Ströme von Blut getilgt, so brach die alte Uneinigkeit zwischen Preußen und Oesterreich wieder aus, und der Bundestag wurde unter den bundesbrüderlichsten Formen der Schauplatz ihrer Häkeleien und Nebenbuhlereien, indem beide darnach strebten, den entscheidenden Einfluß in Deutschland an sich zu reißen. Die kleineren deutschen Staaten hatten ihrerseits nicht Lust, sich von den Großmächten ins Schlepptau nehmen zu lassen, und waren eifersüchtig bemüht, ihre Freiheit und Selbständigkeit zu wahren. Allein das einzige Mittel, ein entscheidendes Wort in den deutschen Angelegenheiten mitzureden und eine achtungswerthe Macht zu gründen, wäre ein recht einmüthiges Handeln aller betheiligten Länder; so oft aber auch schon Versuche gemacht worden sind, eine solche Einigkeit auch nur unter den Hauptländern herzustellen, traten bei den Berathungen alsbald so viel kleinliche Sonderinteressen hervor, daß alle diese Bestrebungen, als dritte deutsche Hauptmacht eine Rolle zu spielen, bisher zu keinem Ziele geführt haben. Und es ist auch kaum zu hoffen, daß dieses Verhältniß sich ändert; es ist zu tief in Fleisch und Blut der deutschen Stämme eingedrungen; daher wir auch darauf verzichten müssen, je eine heilsame Veränderung der Bundesverfassung zu erleben. Preußen und Oesterreich werden sich nie einer gegen ihre Ansichten stimmenden Bundesmajorität fügen, und der Bund nie im Stande sein, einen gefaßten Entschluß gegen den Widerstand eines der beiden Staaten durchzusetzen. Weder die Theilung der Gewalt zwischen die beiden Großstaaten, etwa mit abwechselndem Vorsitz, noch zwischen diese beiden und die Gesammtheit der übrigen Staaten (die sogenannte Triasidee) hat irgend welche Aussicht, sich in irgend welcher befriedigenden Weise zu verwirklichen. Die bestehende Verfassung, so wenig sie den Ansprüchen der Zeit genügt, scheint uns die einzig mögliche zu sein. Wir werden die Verhältnisse, wie sie sind, wohl behalten, und den Schutz und die Sicherstellung unserer Interessen schwerlich je unserer eigenen Volkskraft, sondern nur der Gunst der Zeitverhältnisse verdanken.

Oesterreich ist ein auf ruhigem, geschichtlichen Wege entstandener, aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzter Staat. Es ist in der neueren Zeit nie erobernd aufgetreten, sondern hat fast fortwährend verloren, die Lausitzen an Sachsen, Schlesien an Preußen, die Niederlande haben sich selbstständig gemacht, in Italien ist die Lombardei verloren gegangen; dagegen kommen die unbedeutenden Erwerbungen an der polnischen Grenze nicht in Betracht, und selbst diese sind Oesterreich aufgenöthigt worden. Oesterreich ist überhaupt kein eroberungslustiger Staat; es hat Umfang genug, und im Innern so viel zu thun, daß es sich nur ungern zu einer Kriegsthat nach Außen hinreißen läßt. Es ist auf friedlichem Wege entstanden, seine meisten Erwerbungen hat es durch Anheirathen erlangt, daher es schon bei einer solchen Gelegenheit mit Recht von einem Dichter des vorigen Jahrhunderts angesungen worden ist: Bella gerant alii, tu, felix Austria, nubo, d. h. das Kriegführen überlaß anderen, du glückliches Oesterreich, verheirathe deine Erzherzoginnen! Wenn es Krieg geführt hat, so ist der Grund nur gewesen, einen Grenzangriff abzuwehren, oder eine Losreißung der so gewonnenen Provinzen durch Revolution zu verhindern. Die Verbindung der

einzelnen österreichischen Länder ist eine mehr oder minder lose und lediglich durch das Kaiserhaus vermittelte. Es giebt noch keinen recht ausgebildeten österreichischen Gesammtpatriotismus, die verschiedenen Provinzen haben jede für sich ihr Nationalitätsgefühl. Ganz anders ist es um Preußen bestellt. Es ist ein erobernder Staat, und lebt seit längerer Zeit vom Annectiren. Pommern, Schlesien, Ostpreußen, Westpreußen, Posen, die Rheinlande, Sachsen sind mit Gewalt annectirte Provinzen, die es durch ein trefflich geschultes Heer und Beamtenthum mehr und mehr verpreußischt hat, so daß sie sich in den Gesammtstaat mehr oder minder eingefügt haben; es giebt einen preußischen Gesammtpatriotismus; er ist künstlich erzeugt, aber er ist da und hat schon mehr als eine Probe bestanden. Die Eroberungspolitik liegt seit Friedrich dem Großen, und seit noch früherer Zeit dem preußischen Staate in den Gliedern; wenn man der preußischen Presse aller Farben glaubt, hat Preußen die Aufgabe, alle Völker durch seine Alleinherrschaft zu beglücken und ein goldenes Zeitalter herbeizuführen, und wer sich nicht beglücken lassen will, den pflegt ein ächter Preuße, gerade wie sonst ein alter Römer, als eine Art Rebellen und Hochverräther anzusehen, der mit Blut und Eisen zur Vernunft zu bringen sei. Es hat sich in den preußischen Köpfen der Gedanke bereits fest eingebürgert, daß Deutschland nicht glücklich sein könne, wenn es sich nicht in Preußen einverleiben lasse. Mit einem bloßen Schaaren um Preußen als Führer, wozu gar Viele in Deutschland sehr geneigt sein würden, wollen sich solche Preußen nicht begnügen. Aber gerade das hat Preußen in den deutschen Mittelländern geschadet, daß die nicht unbegründete Furcht vorhanden ist, es handle sich doch im letzten Grunde um ein Einverleiben, und die Vorortsstellung sei nur die Vorbereitung dazu. Seit dieses Annexionsbestreben Preußens immer unverhohlener in der Presse und in diplomatischen Noten (in diesen letztern freilich etwas glimpflicher und verschleierter) zu Tage tritt und namentlich in neuester Zeit, da der Siegesrausch die Köpfe warm und die Zungen redseliger machte, haben die Sympathien für Preußen eher ab- als zugenommen, und doch wäre letzteres die natürliche und schöne Folge des Sieges der preußischen Waffen gewesen, wenn der deutsche Charakter der Handlung mehr in den Vordergrund getreten wäre. Man gewöhnt sich allmählich, und selbst gute Patrioten zu ihrem großen Leidwesen an den Gedanken, daß die Befreiung Schleswig-Holsteins, die man als eine deutsche That mit Jubel begrüßt hatte, doch am Ende als ein gewöhnlicher Eroberungskrieg erscheinen und schließlich Preußens Sonderinteressen dienstbar werde gemacht werden: die alte Erfahrung, daß die Diplomatie verdirbt, was das ehrliche Schwert gut gemacht.

Die eben geschilderte Eigenthümlichkeit beider Länder bedingt auch ihre besonderen Gefahren und Untugenden. Oesterreich ist bis dato zu erstarrt und träge gewesen, seine Interessen in Deutschland zu verfolgen; und man sieht wie tief diese im deutschen Herzen gewurzelt sein müssen, daß sie trotz der starren und leblosen Politik der österreichischen Staatsmänner doch noch nicht mehr Grund und Boden verloren haben. In seiner inneren Entwicklung ist das Land durch die lange Zeit der Jesuitenherrschaft zurückgeblieben; die blutigen Protestantenverfolgungen, die die Blätter seiner Geschichte schänden, haben dem geistigen wie gewerblichen Aufschwunge seiner Bevölkerung ein bedeutendes Hinderniß in den Weg geschoben, und dem ganzen Reiche ein tödtliche Wunde geschlagen. Sie sind auch ein Hauptgrund gewesen, der seine Politik nach außen lahm gelegt und seine Finanzen zerrüttet hat; wie denn solche Frevel in der Geschichte sich selbst zu rächen pflegen. Aber die Gewißheit, daß die Unabhängigkeit der schwächeren Staaten unter österreichischer Oberhoheit allezeit respectirt und sicher gewesen und noch ist, wird dem alten Kaiserreiche immer ein gutes Theil deutscher Sympathie zuwenden. Preußen ist in Gefahr, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen; geht Oesterreich zu langsam und bedächtig, und läßt es die Sachen lieber sich nach Belieben entwickeln, als daß es einen kräftigen Anstoß giebt, so will Preußen zu viel machen, und zwar machen im eigentlichen Sinne des Wortes. Es kommt in die preußischen Entwicklungszustände der inneren und äußeren Politik leicht etwas Künstliches und Geschraubtes; wie denn ein hochgestellter preußischer Staatsmann in Gegenwart des Verfassers einmal sehr richtig äußerte: Wenn Preußen darauf geht, so stirbt es am Experimentiren. Rührig ist es, aber in der Geschichte kommt beim Hetzen ebensowenig heraus, als beim Faullenzen; der Faullenzer kommt oft mit dem lieben Leben davon, während der Hetzer sich den Kopf einrennt. Man könnte vergleichsweise etwa sagen: Oesterreich ist ein altes, solides Handelshaus, das im Vertrauen auf seine wohlbekannte und geschätzte Firma das Geschäft im alten Style fortsetzt, und dabei den Zeitverhältnissen nicht gehörig Rechnung trägt. Preußen ist eine junge Firma, die Modeartikel führt, und weiß, daß man dabei nicht bestehen kann, wenn man nicht immer das Neueste bringt, und womöglich selbst Neues erfindet, um die Concurrenz auszustechen.

Jedenfalls ist es einem kleineren Staate nicht zu verdenken, wenn er Bedenken trägt, sich von einem experimentirenden und eroberungslustigen Staate ohne Weiteres in's Schlepptau nehmen zu lassen.

Unter seinem jugendlich aufstrebenden, thatenlustigen Kaiser machte vor einigen Jahren Oesterreich den Versuch, die Mittelstaaten zu einer kräftigen Handlung zu vereinigen, dadurch seinen Einfluß im alten Kaiserreiche wieder geltend zu machen, und Preußen durch ein kräftiges Vorgehen zu vermögen, zur Herstellung einer beweglicheren und zeitgemäßeren Bundesverfassung die Hand zu bieten. Wir haben schon früher gezeigt, warum der Frankfurter Fürstentag seines Zweckes verfehlte; daß die deutschen Mittelstaaten nicht dazu angethan sind, selbst unter kräftiger Führung etwas Ersprießliches zu Stande zu bringen, zeigt sich da wieder recht handgreiflich. Das erkannte auch Oesterreich bald und ließ die Sache wieder fallen, ohne den geringsten Erfolg erzielt zu haben. Wollte es auf sicherem Grunde in die Geschichte eingreifen, so lagen nur zwei Wege vor, entweder der, sich durch auswärtige Bündnisse zu stärken, also mit den Westmächten oder Rußland sich zu verbinden, oder mit Preußen ein engeres Bündniß einzugehen. Es wählte, und das macht ihm Ehre, das Letztere, den deutschen Interessen Zuträglichere, und die gute Frucht davon war die Befreiung Schleswig-Holsteins. Wie stark die beiden deutschen Hauptstaaten in enger Verbindung sind, zeigte sich da recht klar; obwohl alle Großmächte den Dänen geneigt waren hat doch keine gewagt, ihretwegen mit dem einigen Deutschland anzubinden. Vereinigt beherrschen die deutschen Staaten durch ihre Mittelpunktsstellung in Europa und ihre Macht die Geschichte. Was uns diese Freude getrübt hat, haben wir bereits erwähnt, die Reibereien mit den Mittelstaaten und die erneuerten Häkeleien zwischen den beiden Großstaaten selbst, die bald nach der gemeinsamen Action wieder ausgebrochen sind, und eher zuzunehmen als sich zu vermindern scheinen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Intelligenzblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 23. Dresden, den 4. Juni 1865.

Am Pfingstsonntage.

Apostelgesch. 2, 1—13.

An der heiligen Pfingstgeschichte giebt's viel zu betrachten. Da kann man entweder die einzelnen Stücke der Geschichte in ihrer Reihenfolge anschauen und sich dadurch zum Preis Dessen erwecken lassen, der die herrliche Pfingstthat gethan hat. Man kann auf die Person besonders achten, die sich den Jüngern mittheilt und durch die äußerlichen Zeichen sich abbildet. Man kann ein ander Mal den eigentlichen Kern der Festgeschichte vornehmlich in's Auge fassen: Sie wurden Alle voll des Heiligen Geistes. Heut wollen wir einmal insbesondere auf die Gefäße achten, in die der Heilige Geist am Pfingstfeste ausgegossen wird.

Menschenherzen, Jüngerherzen sinds, also keine todten Gefäße. Laßt uns zuerst zusehen, wie sie der Ausgießung des Heiligen Geistes entgegenharren. Wenn ihnen der HErr die einzelnen Umstände der neutestamentlichen Pfingsten auch nicht vorausgesagt hatte, so hatte Er ihnen doch aufs bestimmteste und wiederholt die Sendung des Trösters als des Geistes der Wahrheit verheißen und hatte ihnen noch kurz vor der Himmelfahrt verkündigt, daß sie nicht lange nach diesen Tagen mit dem Heiligen Geiste getauft werden sollten. Dieweil nun das Alles, was der HErr von Seinem Leiden, Sterben, Auferstehen und Auffahren geweissagt hatte, Punkt für Punkt eingetroffen war, so wäre es wahrlich ein Wunder gewesen, wenn sie nicht mit voller Zuversicht auf die Erfüllung dieser letzten Verheißung gehofft und gewartet hätten. Und wie warten sie? Zehn Tage sind bereits dahin seit der Himmelfahrt. Damals nach der Kreuzigung warfen die Emmausjünger schon nach dreien Tagen die Hoffnung weg; jetzt verstehen die Jünger das Warten besser; denn sie kennen ja Den, der sie warten läßt, nunmehr als einen Auferstandenen und Aufgefahrenen. Und in solchem Warten finden wir sie alle beieinander. Mindestens 120 haben wir uns versammelt zu denken, ohne die Weiber. Sie sind nicht auseinander gegangen, ein Jeglicher an seine Berufsarbeit. Sie haben das richtige Gefühl, was ihnen zusammen verheißen worden sei, das müßten sie auch zusammen empfangen, und wenn ihr Herz sich völlig freuen solle über die Gabe des Heiligen Geistes, so müsse es sich mit andern Herzen freuen können. — Wo sie gewartet haben, ist nicht ausgemacht. Vermuthlich ist's ein Nebengebäude des Tempels gewesen; denn es steht geschrieben, daß sie seit der Himmelfahrt allewege im Tempel gewesen seien, und ein Privathaus in der Stadt hätte schwerlich die Fluth von Menschen fassen können, die auf das Pfingstwunder, nachher herbeiströmte. An solchem heiligen Orte wird nun auch das Beten nicht

gefehlt haben, das Beten um die Kraft aus der Höhe, mit der sie angethan werden sollten. Und in solchem betenden Warten und wartenden Beten waren sie einmüthig. Es hat nicht der Eine gewartet und gebetet und der Andere gezweifelt, ob auch die Geistestaufe wirklich noch erfolgen werde; es ist auch nicht ein Einziger unter ihnen unruhig geworden, wie's beim Warten leicht geschehen kann, sonderlich wenn's zehn Tage dauert. Sie haben still gesessen im Hause wie Leute, die ihrer Sache ganz gewiß sind. Sie wußten ja nicht bloß: Er kann kommen, sondern Er muß kommen; denn der Auferstandene hatte es ja verheißen. — So sind sie rechte Gefäße gewesen für die Gnadenausgießung des heiligen Geistes, Gefäße, nach denen auch wir uns zu bilden haben. Denn ob uns wohl die erste Geistesmittheilung in der Taufe zugekommen ist ohne unser Warten, so will doch der einmal ausgegossene Heilige Geist ein Strom sein, der sich fort und fort in uns ergießt durch's Wort und Sacrament. Und diesem Ergießen des Heiligen Geistes hat man immer auf's neue entgegenzuharren, wie dort die Jünger, und kaum daß man die eine Segnung des Heiligen Geistes erfahren hat, so soll man auch schon wieder ausschaun auf Seinen weiteren Segen, der uns ebenso gewiß verheißen ist wie dort den Jüngern die Taufe mit dem Heiligen Geiste. Da gilt's recht zu warten mit Geduld, — wenn man nicht alsbald das Wehen des Heiligen Geistes spürt; denn Er kennt ja selbst die Stunden am besten, in denen Er bei uns Einlaß findet; mit aller Zuversicht, und das kann man, denn der HErr Christus hat die Gnadengabe des Heiligen Geistes allem Fleische nicht bloß nicht bloß verheißen, sondern erkauft; in Einmüthigkeit mit Andern, so daß Einer dem Andern warten hilft; mit Beten, denn Gott will gebeten sein, wenn Er was soll geben, auch um die Gabe des Heiligen Geistes, wenn Er sie geben soll.

Wie werden nun aber die Gefäße dort am Pfingstfeste erfüllt mit dem Heiligen Geiste? Es geschahe schnell ein Brausen vom Himmel als eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Nicht ohne äußerliche bedeutsame Zeichen will der Heilige Geist die Gefäße erfüllen. Ringsumher ist's stille. Da bricht's los über dem Hause, darin das kleine Häuflein versammelt war. Es braust aus dem Himmel selbst heraus, und kommt immer näher und näher, und bläset hinein in das eine Haus, und ist nicht wie die verderbliche Windsbraut auf dem galiläischen Meere, sondern von Oben her kommt's, — von allen guten und vollkommenen Gaben die beste. Erst ein kurzer Schrecken, dann aber eine Freude, an die, mein' ich, die Jünger in Ewigkeit denken werden. Halleluja! jetzt kommt ja die Kraft aus der Höhe! So wird's in ihren Herzen geklungen haben. Aber wie sie sich ansehen mit freudestrahlenden Blicken, daß nun aus dem Hoffen das Haben werden soll, siehe, da züngelt's empor über eines Jeden Haupte, ein wunderbar Feuerflämmlein, und lodert gen Himmel. Und Einer siehet's am Andern und rings im Kreis leuchten die Flammen Was bedürfen sie mehr Zeugniß dafür, daß sich die Kraft aus der Höhe nicht nur als eine bewegende, sondern als eine leuchtende, wärmende, läuternde Kraft auf jeden Einzelnen unter ihnen niederlassen will? — Aber noch fehlt das eigentliche innerliche Pfingstwunder. Das folgt auf dem Fuße nach. Sie wurden Alle voll des Heiligen Geistes. Und hat das Erste, das Auswendige, sie gewaltig bewegt, wie werden sie nunmehr erst bewegt worden sein, als sie plötzlich spürten, daß sie Den im Herzen hatten, der in ihnen hell machen konnte, was noch finster, warm, was noch kalt, und lauter, was noch voller Schlacken war! Und dieweil Der, der ihre Herzen erfüllt, der wahrhaftige Gott selber ist von Ewigkeit zu Ewigkeit, ist nie in aller Welt ein größerer Inhalt in ein geringer Gefäß gefüllt worden als dort am Pfingstfeste. — Müssen wir's nun freilich, meine Lieben, mit allem Nachdruck betonen, daß es sich an jenem Pfingstfeste auch um Mittheilung ganz besonderer Gaben des Geistes handelte, dergleichen nach Gottes Rath für die erste Verkündigung des Evangelii in Wort und Schrift noth war, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, daß der ausgegossene Heilige Geist seitdem für die Kirche ein unversiegbarer Strom der Gnaden geblieben ist und daß die Erfüllung unserer Herzen mit dem Heiligen Geiste noch immer derjenigen ähnlich ist, die dort in außerordentlicher Weise erfolgte. Noch heute beweget der Heilige Geist, wenn Er im Worte kommt, auf wunderbare Weise wie ein gewaltiger Wind von Oben das Herz und erreget darinnen eine heilsame Wandlung. Noch heute wirkt Er dann am Herzen weiter als das göttliche Feuer, das die Finsterniß bannt, das die Kälte vertreibt und das Unlautere ausscheidet. Noch heute will Er, nachdem Er von außen durch's Wort sich uns gebracht hat, Einwohnung im Herzen halten, eine Schuppe nach der andern von den Augen des Geistes heben, eine Eiskruste nach der andern hinwegschmelzen, einen Unflath nach dem andern abscheiden. Darum mag auch, wenn Er im Worte an uns Seine täglichen Pfingstwunder thut, uns noch immer täglich zu Muthe werden, wie dort den Jüngern am Pfingstfeste beim Kommen des Windes, beim Erscheinen der Flämmlein und beim Vollwerden ihrer Herzen. —

Aber beim bloßen „Zu Muthe sein" laßt uns nicht stehen bleiben. Den Jüngern ist nicht nur zu Muthe gewesen; sie haben auch gethan, nach dem ihnen zu Muthe war. Als sie erfüllt waren, sind die Gefäße auch übergeflossen. Wie folgen doch in unserm Texte sofort die Worte: Und fingen an zu predigen. Das besondere Maß klarer Heilserkenntniß, das ihnen geschenkt ist, behalten sie nicht für sich. Sie werden dem Bächlein gleich, das über die Ufer tritt und rings die Wiesen wässert. Daraus

AUS DER REIHE DER GRAPHIK: WILLI BAUMEISTER

Die Graphik Willi Baumeisters ist eine Graphik der Malerei. Sie ist nicht Vorbereitung, sondern Ausdruck. Sie ist nicht Skizze, sondern Gestaltung. Sie ist nicht Studie, sondern Vollendung. Sie ist nicht Entwurf, sondern Schöpfung. Sie ist nicht Vorstufe, sondern Endstufe. Sie ist nicht Weg, sondern Ziel.

Willi Baumeister: Mit Schwert und Bogen, 1946. Lithographie

Willi Baumeister hat sich von Anfang an mit der Graphik beschäftigt. Seine Arbeiten in diesem Medium sind nicht zahlreich, aber sie sind von Bedeutung. Sie sind Ausdruck einer Haltung, die sich in der Graphik ebenso wie in der Malerei manifestiert. Sie sind Ausdruck einer Haltung, die sich in der Graphik ebenso wie in der Malerei manifestiert. Sie sind Ausdruck einer Haltung, die sich in der Graphik ebenso wie in der Malerei manifestiert.

Am Pfingstmontage.

Apostelgeschichte 2, 14—18.

Neben das Pfingstwunder hat sich der Pfingstspott gestellt: „Sie sind voll süßen Weines." Das war ganz erklärlich. Hatte man das Jammerbild des gekreuzigten Heilandes, das doch wenigstens Mitleiden erregen mußte, verspottet, so konnte auch der göttliche Dollmetscher dieses Heilandes nicht ohne Spott bleiben. Hatte man den HErrn verlästert, der den Heiligen Geist senden wollte, so konnte man auch das Werk dieses Heiligen Geistes, die Kirche mit ihrem jungen Leben, nicht ungescholten lassen. Kein Wunder auch, daß es nicht bei diesem ersten Spott geblieben; denn der natürliche Mensch vernimmt zu allen Zeiten nichts vom Geiste Gottes. Darum ist es auch durch das ganze Leben der Kirche hindurch bis in unsere Tage hinein bei dem Worte Sct. Petri geblieben: Bei ihnen ist Er verlästert, bei euch aber ist Er gepriesen (1. Petr. 4, 14). Was die Einen als ein neues Wehen des Heiligen Geistes priesen und begrüßten, der die Kirche neu beleben wollte, das galt den Andern als „frommer Schwindel." Wenn die Einen sich freuten, daß ein frisches, fröhliches Gebetsleben angefacht ward, da spotteten die Andern von Betbrüdern und vom Knierutschen. Wenn die Einen frohlockten, daß die alte lautere apostolische Lehre wieder verkündigt ward, da klagten die Andern über Verdummung des Volks durch solch Modechristenthum. Kein Wunder endlich, wenn solchen Gegensatz von Freude und Spott auch der einzelne Christ, in dem der Heilige Geist Sein Werk hat, erfahren muß. Es muß also gehen: Bei ihnen ist Er mit Seinem Wirken verlästert, bei euch ist Er gepriesen.

Nun liegt heute die Pfingstpredigt Sct. Petri vor uns; nicht aber die ganze Predigt, sondern nur der Anfang derselben, darinnen der heilige Apostel das eben geschehene Werk des Heiligen Geistes gegen die spottende Beschuldigung verantwortet: Sie sind voll süßen Weines. Daraus mögen wir lernen, wie der Christ die Werke des Heiligen Geistes wider den Spott der Welt zu verantworten habe. Und wo wir dabei nur recht genau auf Sct. Petri That und Wort merken, so werden wir wenig anwendende Bemerkungen nöthig haben. Die Anwendung wird sich von selbst ergeben.

„Da trat Petrus auf mit den Elfen." Wann trat er denn auf? Sofort, nachdem der Spott laut geworden war. Der heilige Apostel säumet nicht, den Spott unschädlich zu machen. Denn es ist eine alte Erfahrung: der Spott wider das Heilige findet viel leichter Anklang bei den Leuten und macht ihnen das Heilige viel leichter verdächtig, als ein offner ehrlicher Angriff. Wer die Leute zum Lachen bringen kann, der hat gemeiniglich gewonnen. Daher man auch, wenn man das Werk des Heiligen Geistes verdächtigen will, gewöhnlich die Seiten herausgreift, die am leichtesten lächerlich gemacht werden können. Da gilt's denn nicht zu säumen, daß der Spott nicht Wurzel fasse. — „Er trat aber auf." Er hat nicht blos da, wo er eben saß, zur Rechten und zur Linken gemurmelt über die abscheulichen Spötter; sondern weil sich der Heilige Geist nicht geschämt hatte, in sein armes Petrusherz einzukehren, mit dem er doch seinen Meister verläugnet hatte, schämt er sich auch jetzt des Heiligen Geistes und Seines Wirkens nicht, sondern tritt auf und zeigt sich den Leuten frei öffentlich. Er weiß: Wer nur ein wenig aus dem Versteck heraus wider den Spott der Welt murmelt, der macht sich der Welt gleich, und es geht ihm von vornherein wie Einem, der seiner Sache nicht recht gewiß ist. — Es traten aber mit Petro auf die Elfe. Sie lassen ihn nicht allein stehen, sondern haben denselbigen fröhlichen Muth wie er. Sie stehen Alle für Einen und Einer für Alle. Sie können ja auch Alle in Kraft des Heiligen Geistes den gleichen Muth haben. — Und Petrus hob seine Stimme auf, hat nicht gezittert und gebebt und vor Angst leise geredet, obgleich er jetzt wohl seine allererste Rede gehalten hat vor solch großer und so gemischter Versammlung. Und wenn dann weiter geschrieben steht: Und er redete zu ihnen, so heißt das wörtlich: Er sprach sich aus gegen sie. Er hat nichts auf dem Herzen behalten, sondern Alles gesagt, was er auf dem Herzen hatte. — Und solch muthiges Auftreten war nöthig, wenn die Feinde nicht denken sollten: „Pfui über euch Feiglinge und Zitterer! Das sieht doch nicht aus wie Geistesausgießung." Es war aber auch möglich; denn eben der Heilige Geist, den sie vor'm Spott der Welt vertheidigten, war ja in ihnen und machte sie muthig.

Doch mit dem fröhlichen Muthe allein ist's wahrlich nicht gethan. Die Donnerskinder, die da wollten Feuer vom Himmel herabfallen lassen, haben auch Muth gehabt. Wie freundlich redet doch auch Sct. Petrus! Der Spott, den die gottlosen Leute ausgesprochen hatten, war einer der ärgsten. Griffen sie doch damit nicht blos die Jünger an, sondern Den in der Höhe, Der sich Seine Ehre nicht will rauben lassen, und wurden doch die Jünger durch diesen Spott mit einem Male aus der seligsten Bewegung ihrer Herzen herausgerissen und als Trunkenbolde an den Pranger gestellt. Wär's da zu verwundern gewesen, wenn Petro die Zornader geschwollen wäre und es wäre ihm ein zornmüthiges Wort herausgefahren? Nichts von dem; vielmehr die größte, liebreichste Freundlichkeit: Ihr Juden, lieben Männer, und ihr Alle, die ihr zu Jerusalem wohnet. Von der Sünde ihres Spottes muß er ja reden; aber er sagt nicht: Diese sind nicht trunken, wie ihr gespottet habt, sondern: wie ihr wähnet. Er nimmt zu ihren Ehren an, daß ihr Spott nur aus einer thörichten Meinung geflossen sei. Es war ja Der in ihn eingezogen, der ein Geist der

Liebe und Sanftmuth ist. Dem hätte Petrus wahrlich nicht viel Ehre gemacht, wenn er jetzt anders als mit herzgewinnender Freundlichkeit aufgetreten wäre. Und es lag gerade in dieser Freundlichkeit eine überwindende Kraft, die durch viel tausend zornige Worte nicht hätte ersetzt werden können. War sie doch auch eine gar besonnene Freundlichkeit; denn er wendet sich ja an sie als Juden, die da hätten bedenken sollen, was den Juden verheißen war; er redet sie an als Männer, die sich hätten hüten sollen vor kindisch voreiligem Urtheilen; er redet Alle an, die zu Jerusalem wohnten: denn die hatten ja oft die Jünger aus- und eingehen sehen und hatten sie doch wahrlich nicht als Trunkenbolde kennen gelernt; er fordert sie auf, seine Worte zu ihren Ohren eingehen zu lassen und giebt ihnen so zu verstehen, daß sie bisher nur mit halben Ohren gehört hatten.

Bloße Freundlichkeit aber, die dem Spötter, um ihm nur ja nicht zu widersprechen, die Wahrheit verschweigt, ist keine wahre Freundlichkeit; das ist die gefährlichste Feindschaft wider die Seele des Irrenden. Darum macht sich auch der heilige Apostel daran, den Wahn der Leute zu widerlegen. Bei oberflächlicher Betrachtung hatte es ja allerdings scheinen können, als wären die mit andern Zungen redenden Jünger in trunkenem Zustande. Hatte doch auch der alte Priester Eli, der wahrlich kein Spötter war, gemeint, die betende Hanna wäre trunken, weil sie beim Gebet nur die Lippen bewegte. Da war's ja ganz in der Ordnung, dem entstandenen Wahne zu widersprechen. Wäre dieser Schein nicht vorhanden gewesen, so hätte Petrus ihn sicherlich völlig unbeachtet gelassen. Ein ganz haltloser Spott richtet sich gemeiniglich von selbst. Wenn's aber noth ist, dem Spotte zu widersprechen, dann wird der bloße Widerspruch wenig Frucht tragen, wo er nicht begleitet ist von Widerlegung. Darum sagt Sct. Petrus nicht bloß: Diese sind nicht trunken, wie ihr wähnet, sondern er fährt auch fort mit einem „Sintemal." Was will er aber widerlegen? Nicht den Vorwurf, daß er selber trunken sei; den widerlegt er am besten durch die That seiner ganzen nüchternen Rede. Er widerlegt den andern Vorwurf, daß „diese", d. i. die Andern trunken seien und daß die ganze Pfingstbegeisterung eine Frucht des süßen Weines sei. Er nimmt weniger seine Person, als die Sache des Heiligen Geistes in Schutz. Und wie thut er das? „Sintemal es ist die dritte Stunde am Tage." Das ist freilich eine Widerlegung, die heutzutage nicht allenthalben gelten würde; denn was damals ganz unerhört war, daß Einer schon früh um 9 Uhr betrunken war, das ist in unsern Tagen nicht so ganz unerhört. Genug aber! damals war's unerhört, und dazu kam noch, daß die Juden an den hohen Festen bis zur dritten Stunde des Tages nichts zu genießen pflegten, daß also am Pfingsttage eine Betrunkenheit von 120 Leuten auf einmal etwas noch viel weniger Erhörtes war. Schlagender konnte wahrlich kaum die Widerlegung geführt werden, aber auch schlichter und einfältiger nicht, und es ist in der That kein geringes Zeichen der Demuth des heiligen Apostels, daß er jetzt, wo sein ganzes Herz von viel, viel größeren Dingen voll war, so tief heruntergreift und gerade diesen schlichten Beweis zur Hand nimmt, um mit den großen erwachsenen Leuten ohne Spöttelei wie mit Kindern zu reden.

Sollte nun aber voller Segen erreicht werden, so mußte zur Widerlegung noch Eins hinzukommen. Und Petrus thut es hinzu. Er möchte doch gern die spottenden Leute zu sich herüberlocken, daß auch sie seiner Freude theilhaftig würden. Darum führt er sie zum Schluß in die Schrift. „Sondern", fährt er fort, und setzt nun nicht etwa hinzu: Sie sind erfüllt vom Heiligen Geiste; nein, er spricht: Das ist's, das durch den Propheten Joel zuvor gesagt ist; und was der Prophet gesagt habe, das bezeichnet er ausdrücklich mit den Worten: „spricht Gott" als Gottes, nicht als Menschenwort. Und nun führt er die Weissagung aus dem Propheten Joel an, die durch die Pfingstgeschichte ihre erste Erfüllung gefunden hat und noch fort und fort erfüllt wird bis an's Ende. Jetzt waren ja die letzten Tage angebrochen, d. h. die Tage, auf die keine anderen, Neues bringenden Tage mehr folgen sollten, die Tage des Neuen Testaments. Da hatte nun Gott ausgegossen von Seinem Geist und hatte sichtlich keinen Unterschied gemacht zwischen dem mancherlei Fleisch, weder nach Alter, noch nach Stand, noch nach Geschlecht. Und das war in der That nicht nur ein Träufeln, sondern eine Ausgießung des Heiligen Geistes gewesen. Denn wie im Alten Testamente die Propheten durch sonderliche Gnadenerweise des Heiligen Geistes, als durch Offenbarungen, Gesichte und Träume zu höherer Erkenntniß gebracht worden waren, so waren nunmehr sie Alle zu einer früher unmöglichen Erkenntniß gelangt. Darauf achtet, ihr lieben Männer, meint Sct. Petrus, und wenn ihr darauf achtet, wird nicht blos euer Wahn verschwinden, sondern ihr werdet selber verlangen nach dem Segen, der über alles, auch über euer Fleisch kommen kann. — Und was war die Folge? Ihr wißt, es wurden des Tages hinzugethan bei dreitausend Seelen, gewiß auch Mancher, der zuvor gewähnt und gespottet hatte: Sie sind voll süßen Weines. Und woher solcher Sieg? Nicht weil Petrus geredet hatte, sondern weil der Heilige Geist durch Petrum geredet hatte und weil Petrus den Heiligen Geist selber hatte reden lassen durch das Wort, das die Verheißung hat: Es soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern thun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ich es sende. Amen.

Eine Pfingstkarte.

Die Völkertafel des Neuen Testamentes.

Im zehnten Capitel des 1. B. Mosis theilt uns das Wort Gottes eine sogenannte Völkertafel mit, durch welche gezeigt wird, wie von den Nachkommen Sems, Hams und Japhets die durch die Sündfluth entvölkerte Erde wieder bevölkert worden sei. Aber kaum ist uns dort von dieser Völkertafel berichtet, so wird uns im nächstfolgenden Capitel vom Thurmbau zu Babel und von der Sprachverwirrung erzählt, infolge deren die Nachkommen Noahs in alle Länder zerstreut wurden. Man hat diese Zerstreuung der Völker oftmals durch Karten anschaulich gemacht.

Es giebt aber auch, so zu sagen, eine Völkertafel Neuen Testaments. Sie stehet geschrieben Apostelgeschichte 2, 9—11; nur daß es dort nicht drauf ankommt, den Stammbaum der Völker mitzutheilen, sondern die Theilnahme der Volksstämme aller Himmelsgegenden an dem kirchegründenden Pfingstwunder recht deutlich zu zeigen. Im Alten Testamente war die Völkertafel wichtig im Zusammenhang mit der Sprachverwirrung, hier im Neuen Testament dient sie, die wunderbare Sprachvereinigung in's Licht zu setzen, die durch die Gnade des heiligen Geistes am Pfingstfeste in's Werk gesetzt ward und die eine Vorbedeutung sein sollte für die Verkündigung des Evangelii in allen Zungen, ja für die endliche Sprachvereinigung im himmlischen Jerusalem.

Nicht in strenger, aber doch auch nicht in zufälliger Ordnung führt uns St. Lucas die Pfingstvölker vor. Verfolgen wir ihre Ordnung nach den Worten des Pfingsttextes und schauen wir dabei von Zeit zu Zeit auf unser heutiges Pfingstkärtchen. Da liegt an der Ostküste des mittelländischen Meeres das Land Palästina. Wie winzig nimmt sich auf unserm Kärtchen der Jordan mit dem todten Meere aus. Das Pünktlein, das westlich davon die Stadt Jerusalem bezeichnet, ist viel zu groß gemacht für die kleine Karte. Das thut aber heute nichts. Von dem kleinen Punkte strahlte am Pfingsttage ein Licht aus weit hinaus in die Lande und machte den kleinen Fleck Erde in der That zu einem großen. Bei Aufzählung der Völker aber, die von diesem Lichte bestrahlt wurden, beginnt Sct. Lucas im fernen Osten und schreitet von da nach Westen vor, erst nach Norden und dann nach Süden blickend.

Die Parther werden zuerst genannt. Die waren am östlichsten gelegen; südöstlich vom caspischen Meere streckte sich ihr nicht in feste Grenzen gefaßtes Gebiet aus. Sie waren ein naturwüchsiges, wildes und tapferes, namentlich gut berittenes Bergvolk, dessen Bezwingung den weltbeherrschenden Römern schon Jahrhunderte lang viele Noth gemacht hatte. Auch dies Musterbild eines unbändigen Volkes ist da vertreten, wo die Predigt von den großen Thaten Gottes geistliche Eroberung macht.

Südlich und westlich von ihnen wohnten die Meder, ein Volk, das vordem große Macht besessen, nun aber kein selbständiges Reich mehr bildete. Das medische Reich war von dem persischen unter Cyrus verschlungen worden. Die Hauptstadt Ecbatana blühete längst nicht mehr; die Stadt „Rages in Meden", wohin der junge Tobias gezogen war, hatte ihre Bedeutung verloren; aber das Volk hatte noch immer Werth für den HErrn.

Im Süden, nach dem persischen Meerbusen hin, grenzten an die Meder die Elamiter, deren Landschaft auch Elymais genannt ward. Dort lag die Hauptstadt Susa. „Zu Schloß Susan" sahe Daniel (Cap. 8) sein Gesicht vom macedonischen Weltreich. Jetzt war auch dies Reich dahin. Es war verschlungen nicht allein vom Römerreich, sondern von dem Reich, das nicht von dieser Welt ist. Die Weissagung Jer. 49, 39 ward glänzend erfüllt.

Weiter werden wir nach Mesopotamien geführt. Da betreten wir den Boden der heiligen Geschichte. Mesopotamien, das „Land zwischen den Strömen" Euphrat und Tigris, ist ja das Land, dahin der Vater des heiligen

Volkes, Abraham, aus Ur in Chaldäa einwanderte, das Land, wo Jacob dem Laban um seine Rahel diente. Dort seufzte zuletzt in dem näher am Zusammenflusse der beiden Ströme gelegenen Landestheile (Babylonien) das Volk Gottes in der Verbannung, dort saß Hesekiel mit seiner Judencolonie in der Gefangenschaft; dort hingen sie ihre Harfen an die Weiden und weinten, wenn sie an Zion gedachten. Vormals sollten sie des HErrn Lied singen im fremden Lande (Ps. 137); jetzt kehrt sich's um: Die Leute aus Mesopotamien lernen im fremden Lande des HErrn Lied singen.

Endlich werden wir weiter im Westen nach Judäa selbst geführt, darin Jerusalem lag. Judäa wird besonders genannt, weil man dort eine andere Mundart redete als in Galiläa, von wo doch die predigenden Apostel gekommen waren. Auch dem Unterschied der Mundarten trägt der liebe Heilige Geist in Seinem Pfingstwunder Rechnung.

Nunmehr aber wendet der heilige Evangelist die Blicke nach Norden. Die nächstgenannten fünf Ländergebiete haben wir in dem jetzigen Kleinasien zu suchen. Cappadocien liegt am östlichsten Ende Kleinasiens in der Mitte. Nicht umsonst haben die von dort gekommenen Leute die Pfingstpredigt in ihrer Zunge gehört. Als derselbe Petrus, der hier am Pfingstfeste predigte, seine erste Epistel schrieb „an die erwählten Fremdlinge hin und her", konnte er sie auch an die in Cappadocien adressiren (1. Petr. 1, 1). Und die in Pontus werden in jenem Briefe auch mit genannt. Das war die nordöstlichste Landschaft Kleinasiens, an der Küste des schwarzen Meeres gelegen. Und von dorther hat sich der HErr den frommen Teppichweber Aquilas geholt (Apostelg. 18, 2), bei dem Sct. Paulus in Corinth zur Herberge war. Kann das nicht auch mit der Pfingstthat zusammenhängen?

Mit der Bezeichnung „Asien" schreitet der Evangelist weiter nach Westen vor. Denn unter Asien ist da nicht etwa der ganze Welttheil Asien, auch nicht das ganze Kleinasien gemeint, sondern der Theil von Kleinasien, der den Europäern der nächste war und eben darum von ihnen vorzugsweise Asien genannt ward. Auch an die dortigen Christen schreibt Sct. Petrus seine erste Epistel und überdies haben wir dort die Christengemeinden Ephesus, Smyrna, Pergamum, Thyatira, Sardes und Laodicea zu suchen, an die Sct. Johannes im Namen des HErrn die sieben Sendschreiben zu richten hatte (Offenb. 1, 11).

Die vierte Landschaft Kleinasiens, die uns Lucas nennt, ist Phrygien. Sie liegt zwischen „Asien" und Cappadocien mitten inne. Durch diese Landschaft ist Paulus auf seiner zweiten und dritten Missionsreise gekommen. Dort hat er die Christengemeinde in der Hauptstadt Colossä gegründet, an die er später von Rom aus seinen Brief geschrieben. Ob ihm nicht das, was die Leute aus Phrygien am Pfingstfeste gehört hatten, die Bahn gebrochen? Endlich die letzte kleinasiatische Landschaft, die genannt wird, südlich von Phrygien, das Küstenland Pamphylien, an dessen Ostgrenze das Land Cilicien anstieß, aus welchem Sct. Paulus stammte. Dies Land besuchte der heilige Apostel gleich auf seiner ersten Missionsreise. Auf der Hin- und Rückreise hat er die Küstenstadt Pergä besucht und dort gepredigt. In Pergä war es, wo Johannes Marcus sich von Barnabas und Paulus trennte, um wieder gen Jerusalem zu gehen.

Bis hierher hat uns Sct. Lucas nach Norden geführt; jetzt führt er uns auf die gegenüberliegende südliche Seite des mittelländischen Meeres. Da nennt er Zweierlei. Zuerst das jedem Kinde aus der Geschichte des alten Testaments bekannte Egypten, wo das Volk, aus dem das Heil kommen sollte, seine harte Jugendzeit verlebte, wo später die judengriechische Gelehrsamkeit zu so hoher Blüthe kam, und wo noch später der Bischofssitz und die Theologenschule zu Alexandrien ihre geistige Macht entfalteten. Daneben Libyen, das sich im Westen Egyptens nach Süden bis an die große afrikanische Wüste erstreckte und im Norden vom mittelländischen Meere bespült ward, mit der Hauptstadt Cyrene, von wo jener Simon stammte, der dem Heiland das Kreuz nachtrug. In Cyrene hatte das Judenthum so festen Fuß gefaßt, daß es sich dort zu einer eigenthümlichen Schulrichtung ausgestaltete (Schule der Cyrener, Apostelg. 6, 9). Aber es währte nicht lange so ging über dort die Bahn des Evangeliums weiter nach Westen zu; der Norden Afrika's ward christlich. Wer kennt nicht die afrikanischen Bischöfe Cyprianus und Augustinus.

Endlich sammelt der heilige Evangelist die noch übrigen Völker unter vier Ausdrücke. „Ausländer von Rom", so nennt er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur die gerade aus der Stadt Rom gebürtigen Leute, sondern die Leute, die von dorther als von dem Mittelpunkte des großen damaligen Nationenverkehrs nach Jerusalem gekommen waren. Die römischen Soldaten und Beamten, die in Jerusalem weilten, waren nicht eben Römer von Geburt, sondern vielleicht Gallier (aus Frankreich), Spanier, Griechen, auch vielleicht Germanen (aus Deutschland); aber Ausländer von Rom konnten sie Alle genannt werden, weil sie von dorther in's Land gekommen waren. An das, was sie vom Pfingstfeste mitgenommen, konnte später Sct. Paulus bei seiner römischen Wirksamkeit anknüpfen.

Der Unterschied „Juden und Judengenossen" ist kein Völker-, sondern ein Religionsunterschied. Es waren Leute auf dem Pfingstfeste, die von jüdischen Eltern herstammten und im Judenthum auferzogen waren; aber auch andere, die vom Heidenthum sich dem Judenthum mehr oder weniger zugewendet hatten. Von beiderlei Leuten gab's damals genug in allen Ländern. — Zuletzt Creter und Araber. Die Creter sind die lebenslustigen Bewohner der großen üppigen Kreide-Insel Creta, jetzt Candia genannt, die südlich von Griechenland gelegen ist. An der Insel Creta trieb sich das Schiff eine Zeit lang herum, auf dem Sct. Paulus nach Rom transportirt ward. Vermuthlich hat der Apostel von Rom aus noch eine spätere Reise nach Creta gemacht, auf welcher er den Titus zur Befestigung der neubegründeten Gemeinde dort zurückließ (Tit. 1, 5). Die Nennung Creta's erinnert uns an die alten Weissagungen von der Bekehrung der „Inseln": Jesaias 51, 5; Zeph. 2, 11 u. s. w. Die eine Insel wird gewissermaßen als Vertreterin der ganzen Inselmenge genannt.

Mit der Nennung Arabiens aber, des südöstlich von Palästina gelegenen weiten Landstrichs, wird neben das „Meer" auch noch „das Trockene" gestellt. Denn Beides, das Meer und das Trockene, wollte der HErr bewegen, wenn kommen würde aller Heiden Trost (Hagg. 2, 7). Arabien sandte seine Königin zu Salomo's Schätzen; Arabien siehet hier am Pfingstfeste durch die Wunderthat des Heiligen Geistes die Gnadenschätze des himmlischen Salomo.

Das ist die Völkertafel des Neuen Testamentes, die uns unser heutiges Pfingstkärtchen veranschaulicht. Wir haben von der Zusammenstellung der Völker nur Andeutungen machen können; aber vielleicht haben doch auch diese bloßen Andeutungen dazu gedient, uns auf die große Weisheit der Wege Gottes aufmerksam zu machen. Ich kann aber nicht schließen, ohne mit kurzem Fingerzeig auf den jetzigen, ach so sehr traurigen Zustand der sämmtlichen Pfingstvölker hinzuweisen. Die Ausländer von Rom sind dermalen die einzigen, bei denen das Evangelium eine Macht ist. Und was werden die nun für eine Pflicht haben? —

Die Kirche, nach ihrem Ursprunge, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart.

2. Dr. Martin Luther, 1517—1521.

(Aus dem dritten Vortrage von Dr. Kahnis: „Die neuere Kirche.")

Nicht gegen den Ablaß an sich, sondern nur gegen den Mißbrauch desselben trat Luther in den 95 Streitsätzen auf, die er am 31. October 1517 an die Schloßkirche von Wittenberg schlug. Daß die Sätze einer Disputation solche ungeheure Wirkung thaten, kann man nicht ihnen selbst zuschreiben, sondern nur dem Geiste Gottes, der ihnen höhere Kraft verlieh, und dem feuerhaltigen Boden, der eines zündenden Wortes harrte. Die Gegner, welche diese Sätze fanden, konnten der Sache Luthers nur Vorschub leisten. Der Papst, durch die Dominikaner unterrichtet, glaubte den deutschen Professor durch einen Cardinal, der in der Scholastik ganz besonders fest war, Cajetan, zurechtweisen zu müssen. Aber dieser schwerfällige Mann, in der Scholastik fest aber auch festgefahren, von dem Luther sagte, er passe zum Disputiren wie der Esel zur Harfe, bekannte bald: Ich mag nicht länger mit dieser Bestie disputiren, denn sie hat tiefe Augen und wunderliche Gedanken in ihrem Kopfe. Glücklicher war der Kammerherr des Papstes, Miltitz, ein sächsischer Edelmann, welcher Luthern das Versprechen abnahm, den Handel verbluten zu lassen. So schien die Sache beigelegt. Aber Eck setzte sie von Neuem in Flammen.

Eck war einer von den Theologen, die, in der hergebrachten Lehre fleischlich sicher, kein anderes Interesse haben, als durch formale Künste sich in das Licht von Vertheidigern der Kirche zu setzen. Er war ein theologischer Gladiator, (Fechter) der von Universität zu Universität gezogen war, um sich mit den Spolien (Siegesbeute) derer, die er besiegt hatte, zu bedecken. Dieser hatte zunächst Karlstadt herausgefordert, wollte aber im Grunde an die Wittenberger überhaupt, namentlich an Luther. Auf Rollwägen zogen die Wittenberger Theologen ein, begleitet von 200 Studenten, die mit Hellebarden und Schwertern bewaffnet waren. Disputirt ward in der Pleißenburg. Der Cantor von St. Thomas begann mit einer geistlichen Musik. Leipziger Bürger hatten die Ehrenwache. Zwei Katheder standen einander gegenüber. Zuerst disputirte Eck mit Karlstadt. Eck war offenbar überlegen. Eine vierschrötige Figur mit einer Stentorstimme, nie in Verlegenheit, aller Fechterkünste Meister, machte er einen ganz andern Eindruck als der kleine, spärliche, sonnenbraune Karlstadt, der viel in seinen Papieren blätterte, sich lange besann und dann doch von dem Gegner zu anstößigen Sätzen sich hintreiben ließ. Die Leipziger Gelehrten langweilten sich so dabei, daß sie gewöhnlich einschliefen und am Ende von jenen Leipziger Bürgern geweckt und an die Mahlzeit erinnert werden mußten.

Anders aber ging es, als Luther und Eck sich gegenüber standen. In einem von innern Kämpfen fast aufgezehrten Körper arbeitete ein Geist, dessen ganzes Wesen, wie es Ranke schön ausdrückt, Zukunft athmete. Sie stritten über den römischen Primat (Papstgewalt), ob er von Gott oder von Menschen sei. Luther behauptete, daß weder die Schrift, noch die alte Kirche von einem Nachfolger Petri wisse. Eck's Taktik (Kriegskunst) aber ging dahin, Luther zu Huß hinzudrängen, dessen Namen in Leipzig, welche Universität in Folge der deutschen Opposition gegen die böhmische Partei und ihren Führer Huß gegründet war, einen besonders bösen Klang hatte. Luther nahm sich Huß's an. Aber, wandte Eck ein, die allgemeine Kirchenversammlung von Kostnitz hat ihn ja verdammt. Auch eine allgemeine Kirchenversammlung kann irren, sagte Luther. Das war nun freilich ein Wort von unerhörter Kühnheit in jener Zeit. Herzog Georg sagte sein Fluchwort: Das walt die Sucht! Eck aber antwortete: Ehrwürdiger Vater, wenn du sagst, daß ein allgemeines Concil irren kann, bist du mir ein Zöllner und Heide. — Das war die Spitze der Disputation. Luther war auf den Punkt gekommen, keine andere Auctoriät mehr anzuerkennen, als die Schrift. Nachdem er diese Spitze erreicht hatte, führte er in Schriften von einer Kraft und Beredtsamkeit, wie sie in Deutschland noch nicht erhört worden war, namentlich in der Schrift „An den Adel deutscher Nation" mit gewaltiger Faust vernichtende Schläge auf den ganzen Bau der mittelalterlichen Kirche. Eck kam triumphirend über die Alpen mit einer Bulle, die Luther in den Bann that. Aber selbst in Leipzig, wo die Universität in Massen nicht für die Reformation war, war er kaum seines Lebens sicher. Luther aber verbrannte die päpstliche Bulle öffentlich und feierlich vor dem Elsterthore in Wittenberg.

Die Sache Luthers war so mächtig geworden, daß der neuerwählte Kaiser, Karl V., sie auf dem nach Worms ausgeschriebenen Reichstage nicht umgehen konnte. Er entbot Luther unter Zusicherung freien Geleites dahin. Trotz aller Warnungen seiner Freunde, die ihm Huß's Schicksal weissagten, erschien Luther und antwortete auf die Anfrage, ob er widerrufen wolle: Wenn Eure Majestät und Herrschaften eine kurze Antwort wollen, so will ich eine geben ohne Hörner und Zähne wie folgt: Wenn ich nicht aus Zeugnissen der Schrift oder klarer Vernunft überführt werde — denn den Päpsten und Concilen allein glaub ich nicht, weil es gewiß ist, daß sie sich oft geirrt und widersprochen haben — ist mein Gewissen gebunden, daß ich weder widerrufen kann noch will. Hie steh ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen. Zum Bann des Papstes fügte der Wormser Reichstag die Reichsacht. Luther aber ward nach der Wartburg entführt. Das war für ihn, der von ungestümem Thatendrange glühte; das war für die Sache, die durch diesen zerstörenden Gang sich selbst zerstört haben würde, eine Gnadenführung Gottes. Bis jetzt ruhte die Sache der deutschen Reformation wesentlich auf seiner Person. Von nun an aber fängt sie an, sich von dieser Person abzulösen und zu einer Richtung zu werden, die ihren Weg durch die Welt macht.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 24. Dresden, den 11. Juni 1865.

Am Trinitatisfeste.

Joh. 3, 1—15.

Die vielen Leute, die in der Schrift zum HErrn Jesu kommen, sind an sich ein wichtiger Gegenstand der Betrachtung; wenn wir aber bedenken, daß das natürliche Herz des Menschen sich seit jenen Tagen keineswegs geändert hat und daß die einzelnen Menschenherzen, die in der Schrift zum HErrn nahen, nur Beispiele sind der Menschenherzen aller Zeiten, so werden wir mit besonderem Fleiße auf sie zu merken haben. „Es war ein Mensch" — dieser Anfang des heutigen Evangeliums lädt darum alle „Menschen" recht dringlich zur Betrachtung des Nicodemus und zur Erwägung dessen ein, wodurch der Herr ihm zurecht half.

Der Mensch Nicodemus war unter den Pharisäern. Nicht jeder Pharisäer war ein Heuchler, nicht jeder ein Otterngezücht, nicht jeder so wie der, der im Gleichniß mit dem Zöllner im Tempel stand. Aber in Einem Stücke waren sie alle gleich, auch die besten. Sie meinten, man könne die Seligkeit durch eignes Thun erwerben. Was muß ich thun, daß ich selig werde, so betonten sie die allgemeine Menschenfrage nach der Seligkeit. Mit der ganz richtigen Antwort darauf: Halte die Gebote Gottes, nahmen sie's nicht eben sehr genau. Ein äußerliches Halten der Gebote, ein Unterlassenhaben der gröbsten Sünden wider Gottes Gebot genügte ihnen, sich die Seligkeit zuzusprechen. Und damit Jedermann und am Ende auch der liebe Gott im Himmel meinen sollte, sie wären längst mit den zehn Geboten fertig, machten sie sich noch neben dem göttlichen Gebot mit allerlei kleinlichen und peinlichen Satzungen zu schaffen, die sie selbst erfunden hatten. Gehört aber dies zu einem rechten Pharisäer, so ist unser aller Herz von Haus aus auch „unter den Pharisäern," und wenn es zu JEsu kommt, so kommt ein Pharisäer zu Ihm. —

Nicodemus war aber auch ein Oberster unter den Juden, ein geschenter Mann, der in gutem Rufe stand, und dem man deshalb das Amt eines Rathsherrn anvertraut hatte. Was will er, könnte man denken, da noch bei Christo? Aus seinem Kommen magst du erkennen, daß bei der äußerlichen Rechtschaffenheit, bei der Achtung vor der Welt das Herz doch keine wahre Ruhe finden kann. Es findet erst Ruhe, wenn es zu JEsu kommt. Er kommt aber bei der Nacht. Warum wohl? Das wird uns klar aus dem Schlusse des Gesprächs, das der Herr mit ihm führt: „Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden." Er hatte gemeint, mit seinem Kommen

zu Jesu thäte er etwas Arges, das von den Juden gestraft werden könnte. Solche Furchtsamkeit ist der Grundzug aller natürlichen Herzen. Wir getrauen uns nicht an Jesum heran und denken, das sei etwas Arges, und fürchten, daß uns die Welt darum strafen möchte.

Was will Nicodemus? Horch, er redet: „Meister wir wissen ꝛc. — Gott mit ihm. Das ist eine scheinbar gute Rede, und doch ist sie nicht ganz richtig bestellt. Richtig wär's gewesen, wenn er gesagt hätte: HErr ich bin ein armer Sünder, der selig werden will, und doch nicht durch sich selbst selig werden kann; wie kann ich selig werden? Statt dessen sagt er: Meister! — wie man damals zu jedem Rabbi oder Schriftgelehrten sagte; — wir wissen: — er schließt sich mit Andern zusammen, obgleich er wohl schwerlich im Auftrage Anderer kam, sondern nur weil ihm sein Herz Unruhe machte. — Wir wissen: — seine Erkenntniß von JEsu stellt er voran, als wenn er dadurch erst des HErrn Wohlwollen sich erwerben müßte; er redet nicht wie Petrus: Du weißt, daß ich Dich lieb habe. Und was weiß er denn? „Daß Du bist ein Lehrer" — kein Seligmacher, — sondern nur ein Wegweiser zur Seligkeit. Und woraus nimmt er diese Gewißheit? Aus den leiblichen Zeichen, die der HErr gethan hatte, nicht etwa daraus, daß das Wort dieses Lehrers eine seligmachende Kraft hatte.

Siehe da das Bild des armen, pharisäischen, natürlichen Herzens. Das tritt vor den HErrn hin, mit seinem „Wir", mit seinem Wissen, das erwartet nur einen Lehrer in Christo, weil es ja die seligmachende That selbst vollbringen zu können meint, das beruft sich höchstens auf die äußerlichen Zeichen und Wunder, aber nicht auf die innerlichen Wunder, die der HErr am Herzen thut. Es leugnet ja die Nothwendigkeit solcher innerlichen Wunder. Wie ganz anders klingt's doch, wenn Hiob spricht: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, oder wenn St. Paulus bekennt: Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes, und: Ich weiß, an welchen ich glaube!

Dennoch stößt der HErr den Nicodemus mit seiner mangelhaften Erkenntniß nicht von sich. Er ist ja doch zu Ihm gekommen, und wer zu Ihm kommt, den will Er nicht hinausstoßen. Der HErr redet mit ihm und wahrlich nicht ohne Erfolg. Erst geht's in Rede und Gegenrede; dann redet der HErr allein. Erst regt sich im Nicodemus noch ein leiser Spott: Kann er auch wieder in seiner Mutter Leib gehn ꝛc. spricht er; dann geht's bei ihm auf die Stufe des verwundernden Kopfschüttelns: Laß Dich's nicht wundern ꝛc. spricht der HErr; dann bleibt nur noch das Verlangen übrig, Alles zu ergründen: Wie mag das zugehen? fragt der „Meister in Israel"; endlich aber wird er stille und schweigt bis zum Ende, und daß Christi Wort nicht auf den Fels gefallen, zeigt des Nicodemus Verhalten beim Begräbniß des Heilandes.

Was handelt nun aber der HErr mit ihm? Nicodemus hatte wohl seine Anrede noch nicht ausgeredet. Es schwebte vermuthlich auch ihm die Frage auf den Lippen: Was muß ich thun, daß ich selig werde? Er thut die Frage nicht. Der HErr giebt ihm die rechte Antwort darauf, ehe er noch fragt. Wahrlich, wahrlich — kann er das Reich Gottes nicht sehen. Nicht von Seligkeit redet Er da, sondern noch bestimmter vom Sehen des Reiches Gottes und vom Kommen in dies Reich. Du aber, das giebt Er ihm zu verstehen, kannst dabei nichts thun. Es geht dabei, wie wenn ein Kindlein geboren wird; da thut das Kindlein auch nichts. Durch die Geburt kommt aber ein ganz Neues zum Vorschein; sie bestehet nicht nur im Abthun einiger alten Schäden. Ihr müsset, oder es sei denn, daß Jemand ꝛc.: das geht also Alle an, wenn sie anders in's Reich Gottes und zur Seligkeit kommen wollen. Es ist damit ein Muß; einen anderen Weg giebt's nicht. So redet Er ihm also zunächst von der allgemeinen Nothwendigkeit einer Wiedergeburt.

Er beschreibt ihm aber auch die Art dieser Wiedergeburt. Sie geschieht aus Wasser und Geist. Beides, Wasser und Geist, muß mit einander sein, wo diese Wiedergeburt vollbracht werden soll. Es ist aber beides mit einander im Bade der heiligen Taufe. Das hat Nicodemus hernachmals ebenso im Glauben erkennen können, wie wir's jetzt erkennen. Die Geburt nun, die aus Wasser und Geist vollzogen wird, ist nicht eine abermalige fleischliche, sondern eine geistliche, dadurch für den inwendigen Menschen der Anfang zu einem neuen Leben gemacht wird. Denn was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch, und was vom Geist geboren wird, das ist Geist.

Hiernach mag aber Nicodemus noch immer mit Kopfschütteln dagesessen haben. Darum spricht der HErr zu ihm: Laß Dich's nicht wunden ꝛc. und beschreibt ihm weiter den Urheber der Wiedergeburt unter dem Gleichnisse des Windes: Der Wind bläst ꝛc. — also ist ein Jeglicher, der aus dem Geist geboren wird, d. i. also gehet's mit einem Jeglichen, der da wiedergeboren wird. Der heilige Geist (und im Hebräischen ist Wind und Geist ein Wort) ist wie ein Wind. Unsichtbar wehet er, aber mit durchdringender, reinigender Kraft. Wie man den Wind nicht siehet, wohl aber die bewegten Blätter, und daraus schließt, daß es Wind ist; also siehet man auch den wiedergebärenden Heiligen Geist nicht; aber man spürt doch die Bewegung, die Er im Herzen anrichtet. O daß du sie spüren möchtest, Nicodemus!

Aber Nicodemus hatte mit seinem „Wir wissen" angefangen. Da will ihm das eben Gesagte nicht zu Sinn. Das geht ja über menschliche Wissenschaft hinaus. Wie mag das zugehen? fragt er. Darum versiegelt ihm der HErr die Gewißheit der Wiedergeburt. Er weist den „Meister in Israel" in die Schrift und fährt fort:

Wir reden ꝛc. — nehmt unser Zeugniß nicht an. Wir reden, d. h. der Heilige Geist und ich; Er im Schriftwort und Ich hier. Den Heiligen Geist kennst du aus der Schrift alten Testamentes; da bezeugt Er dir auch (Ps. 51, 12; Ez. 26, 27), was für eine Umwandlung durch Ihn mit euren Herzen geschehen müsse; und mich hast du doch wenigstens für einen Lehrer, von Gott gesandt, erkannt. Ich bezeuge euch dasselbige. Und wenn nun unser Beider Zeugniß übereinstimmt, ist das nicht zum Glauben genug? Denn um's Glauben handelt sich's bei Gottes Thaten, nicht um Erörterung der Frage: Wie mag das zugehen?

Damit wär's nun nach unsrer Meinung wohl genug gewesen. Aber der HErr läßt den Nicodemus nicht mit einem halben Unterricht von dannen gehen; sondern Er will ihm auch noch zeigen, in welchem Stücke es nach der Wiedergeburt anders mit ihm werden müsse, nämlich im Stück des Glaubens und des daraus quellenden Wandels. Er redet von der Frucht der Wiedergeburt. Jetzt glaubt ihr nicht, wenn ich Euch von irdischen Dingen sage; wie würdet ihr glauben, wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde? Hernach aber wird's anders. Wenn ich euch da von himmlischen Dingen rede, werdet ihr's glauben. Wenn ich euch sage: Niemand fährt gen Himmel ꝛc. — vom Himmel gekommen ist, werdet ihr's glauben. Jetzt aber, wo ihr noch nicht wiedergeboren seid, könnt ihr's nicht glauben. Wenn ich euch jetzt sage: Wie Moses ꝛc. — erhöhet werden, glaubt ihr's nicht; hernach aber als die Wiedergebornen werdet ihr's glauben. Und was wird das Ende von dem Allen, was wird das Ziel der Wiedergeburt sein? Daß Alle, die an mich glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben, kurz daß sie selig werden. Und danach verlangst du doch wohl, Nicodemus? —

Wozu uns das nun heute am Trinitatisfeste, meine Lieben? Vom Wesen der heiligen Dreieinigkeit, davon sonst wohl an diesem Feste gepredigt wird, handelt der Text nicht. Auch in das Werk des dreieinigen Gottes läßt er uns nur einzelne Blicke thun. Wohl aber beschreibt er uns den von Gott selbst erfundenen und geordneten Weg, auf dem man zur seligen Gemeinschaft des dreieinigen Gottes kommen kann: den Weg durch die Wiedergeburt aus Wasser und Geist, den wir geführt worden sind im Bade unserer Taufe. Amen.

Der alttestamentliche Gottesdienst.

5. Der Brandopferaltar.

Lies: 2. Mos. 27, 1—8; vergleiche 2. Mos. 38, 1—7.

Wir kommen heute zu den verschiedenen gottesdienstlichen Geräthschaften, die in der Stiftshütte und ihrem Vorhofe aufgestellt waren. Treten wir durch den Vorhang auf der Morgenseite in den Vorhof ein, so stehet vor uns auf dem Wege, der nach dem Eingang der eigentlichen Stiftshütte führt, zunächst der Brandopferaltar, unter Allem, was wir mit dem Namen Geräth bezeichnen können, bei weitem das wichtigste. Ja, er verdient fast nicht bloß den Namen Geräth, wir möchten ihn zugleich eine Stätte nennen. Das sieht man recht deutlich an der Art und Weise, wie man beim Aufbruch mit ihm verfuhr. Da ward (vgl. 4. Mos. 4.) zuerst der Vorhang des Allerheiligsten abgenommen und die Bundeslade darein gewickelt und mit ihren Decken bedeckt. Dann verhüllte man den Schaubrodtisch und sein Brod und Geräth, danach den siebenarmigen Leuchter mit seinem Zubehör, weiter den Räucheraltar und sein Geräth; ganz zuletzt aber, als sollte diese Stätte die bleibendste sein, ward auch die Asche vom Brandopferaltar abgefegt und der Altar selbst, mit einem scharlachrothen Tuche verhüllt, aufgehoben. (Die andern Gegenstände waren mit Blau überdeckt; die Stätte des Sühnopfers aber mit der Farbe des Blutes.) Und wenn dann wieder Halt gemacht wurde, so war die Aufstellung und Herstellung dieses Altars das Erste.

Das Genauere über Zweck und Bedeutung des Brandopfers wollen wir noch aufsparen. Jetzt nur das Nöthigste über die Gestalt des für das Brandopfer bestimmten Altars. Die eigentliche Opferstätte war nicht das, was man auf unserm heutigen Bilde sieht. Das ist vielmehr nur die Altarbekleidung. Den Altar bildete die Erde selbst. Einen erhabenen Ort zum Altar zu erwählen, das war von jeher Sitte der opfernden Völker gewesen. Schon die hebräischen und griechischen Namen für „Altar" deuten zum Theil darauf hin. Das Wort Altar selbst kommt vom lateinischen Worte altus, d. h. hoch.*) Demgemäß ordnete der HErr auch zum Brandopferaltar eine Erderhöhung an, die man wohl bei Errichtung des Brandopferaltars aufschüttete, wenn man sie nicht vorfand. In dem Innern des auf unserm Bilde dargestellten Altars haben wir uns also die schlichte Erde zu denken.

Ueber diese Erhöhung von Erde wird nun die durch unser Bild veranschaulichte Altarbekleidung gestellt, die gemeiniglich, eben weil sie der tragbare Theil der Opferstätte war, der Altar genannt wurde. Diese Bekleidung bestand zunächst aus einem Gestell von vier Wänden aus Förenholz, die mit Kupferblech überzogen waren, ohne Zweifel auswendig und inwendig. Jede Wand war drei Ellen hoch und fünf Ellen lang. Dadurch entstand also ein etwa mannshoher, inwendig mit Erde ausgefüllter, an allen Seiten fünf Ellen langer Kasten ohne Boden.

*) Der besondere Name für den Brandopferaltar lautet misbeach, d. i. Schlachtstätte.

Die Neuvermählten.

Es war der Tag, welcher Adelaide wieder, wie auf ihrer Verwandtenreise, vor der Zeiger vor Abend vereinigte. 1. 1. Adelaide, die sich nun recht wirklich in ihr Schicksal gefunden hatte, war heute ganz besonders heiter. Sie hatte sich vor einer alten Magd die ungeheuren Kraft, daß sie Neuvermählten, und sie hatte hätten in Gesellschaften Gesellschaft, und

mitzutheilen. Von „Löhnig und Genossen in Leipzig" war eine Petition eingegangen, daß doch das seit 1851 bestehende „unduldsame" Verbot des Uhlich'schen (freigemeindlichen) Sonntagsblattes aufgehoben werden möchte; ja man hatte sogar um ein Gesetz für die Dissidenten (so bezeichnet man beschönigend die Gemeinden der freireligiösen Richtung) gebeten, durch welches den Reformatoren des 19. Jahrhunderts das ungebinderte Auftreten in Wort und Schrift gesichert werde. Die Deputation der 2. Kammer erklärte nach ihrer Vorberathung über diese Gesuche das zweite derselben für unzulässig, glaubte aber das erste der Regierung zur Erwägung empfehlen zu müssen. Bei der Verhandlung in der Kammer selbst erklärte die Regierung, sie halte noch heute das Verbot vom Jahre 1851 für gerechtfertigt, werde aber, wenn es die Kammer nach Kenntnißnahme vom Inhalte des Blattes wünsche, eine Zurückziehung des Verbots in Erwägung ziehen. Der Abgeordnete Heyner, der natürlich in solcher Angelegenheit nicht schweigen konnte, glaubte in Uhlich's Blatte, das vom Geist der Liebe und des Lichtes durchweht sei, einen biedern, toleranten und frommen Sinn zu finden, und die Gegner Uhlich's in der „schwarzen Brigade der Starrgläubigkeit" suchen zu müssen. Schließlich nahm man mit 33 gegen 31 Stimmen den Antrag des Abgeordneten Mammen an, die Petition um Aufhebung des Verbots der Staatsregierung zur Berücksichtigung zu übergeben. Die erste Kammer ist aber diesem Beschlusse nicht beigetreten. Es wäre auch in der That ein arger Widerspruch, wenn man einer Regierung, welche die freigemeindliche Predigt nicht dulden kann, die Zulassung eines Blattes empfehlen wollte, das die freireligiösen Grundsätze auf dem Wege der Presse in's Volk zu bringen versucht. —

In Bezug auf eine Abänderung des auf die Sonntagsfeier bezüglichen Generale's vom Jahre 1811 waren bekanntlich die Beschlüsse der beiden Kammern auseinandergegangen. Im Einigungsverfahren einigte sich die erste Kammer mit der zweiten zu folgender Fassung der bei der Regierung beantragten Aenderung: „Daß alle Erntearbeiten nach beendigtem Vormittagsgottesdienste, das Einholen des Grünfutters aber auch vor dem Vormittagsgottesdienste freigegeben werde, vor und während des Gottesdienstes dagegen alle Erntearbeiten auf Nothfälle beschränkt bleiben möchten." — Die Regierung hat sorgfältige Erwägung zugesagt. —

Der von der 2. Kammer angenommene Gesetzentwurf über Emeritirung der Geistlichen ist auch von der 1. Kammer angenommen worden. Daß darin von Leistungen der Gemeinden zur Pensionirung der an ihnen thätig gewesenen Geistlichen keine Rede ist, versteht sich in unserer Zeit von selbst. —

Die Predigt am Schlusse des Landtags hielt Hofpr. Dr. Käuffer über Eph. 6, 7. 8. —

Ein Brennpunkt kirchlicher Bewegung war im verflossenen Zeitabschnitte die gute Stadt Leipzig. Dort hat es erstlich mancherlei Erregung in Bezug auf die Besetzung vacanter geistlicher Stellen gegeben, die eigentlich dem Stadtrathe zusteht, in die sich aber auch die Stadtverordneten einmischten. Die letzteren beantragten nämlich, daß die erledigten Stellen ausgeschrieben würden, damit sich auch auswärtige Bewerber melden könnten. Es lag ihnen, wie es ihr Vorredner Dr. Heyner offen aussprach, sehr daran, daß eine andere Richtung emporkomme, die nicht der „schwarzen Reaction und der Nacht der Hyperorthodoxie" angehöre. Der Rath ist auf den Antrag eingegangen und hat die Stellen ausgeschrieben. An die Stelle des Oberkatecheten Naumann hat er bereits unter Zustimmung der Stadtverordneten den Professor Fricke aus Kiel gewählt, der die Stelle angenommen hat und auch an der Universität thätig zu sein gedenkt. —

Um das einmal warme Eisen weiter zu schmieden und das Volk für die Sache zu gewinnen, berief ein Comité (Heyner an der Spitze) auf den 27. März eine Bürgerversammlung in's Schützenhaus. Da hielt Heyner vor etwa 800 Personen (nicht der hundertste Theil der Leipziger Einwohnerschaft) die Eröffnungsrede, gespickt mit seinen zum Ueberfluß bekannten Redensarten und Stichwörtern. Daran knüpfte sich eine Debatte über die Berufung von Geistlichen freierer Richtung an die Leipziger Kirchen. Solche Berufung sei eine Forderung der Gerechtigkeit, der Humanität, der Ehre Leipzigs und der Zeit überhaupt. Am Schlusse wählte man ein bleibendes Comité, das die Sache weiter im Auge behalten solle, Heyner, Prof. Biedermann u. s. w. —

Eine andere Erregung knüpfte sich an das von nichts weniger als von „schwarzer Reaction" geleitete Pestalozzistift an. Aus dieser Anstalt, einem Rettungshause für verwahrloste Knaben und Mädchen, hatte sich im Nov. vor. Jahres ein zum Vagabundiren überaus geneigtes Mädchen entfernt und war nach 11 Nächten und 10 Tagen mit schrecklich erfrorenen Füßen von der Polizei gefunden worden. Die Füße hatten ihm abgenommen werden müssen und bald nachher war es gestorben. Darüber schlug nicht nur die Presse einen ungemessenen Lärm, man schob alle Schuld auf den Hausvater, Herrn Reidholdt, u. s. w., sondern auch die Stadtverordneten hielten es alsbald (noch ehe irgend eine maßgebende Entscheidung in der Sache erfolgt war) für angemessen, jeden weiteren Beitrag für die Anstalt aus städtischen Kassen zu verweigern. (Die verwahrlosten Kinder der Stadt wurden bisher für ein Kostgeld von jährlich 50 Thalern der Anstalt übergeben, und ihren Grund und Boden hatte die Anstalt von der Stadt in Pacht.) Von dem Geschrei über die Sache, von dem Spott, mit dem man sofort das ganze Werk der innern Mission begeiferte, auch von den ehrenden Zeugnissen vieler aus der Anstalt entlassener Zöglinge und von den Klagen und Beschwerden der angegriffenen Personen will ich schweigen und nur erwähnen, daß die sorgfältigste Erörterung der Sache zwar mancherlei Uebelstände aufgefunden hat, wie dergleichen namentlich bei dem so schweren Werke sittlicher Rettung leicht möglich sind, daß sie aber doch auch die Anstalt gegen grobe absichtliche Uebertreibungen und Entstellungen der Wahrheit hat rechtfertigen können. Die „freiere Richtung" war eben froh gewesen, eine halbwegs brauchbare Gelegenheit zu finden, um der mißliebigen inneren Mission an den Leib zu gehen. In dem mit der Anstalt beschäftigten Personal sind mehrfache Aenderungen eingetreten; namenthat der Hausvater Reidholdt, dem man, wenn er auch sein Amt nicht ohne alle Mängel geführt, vielfältig Unrecht gethan, im April Leipzig verlassen. —

Eine dritte Erregung endlich hatte es mit dem Auftreten des Pastors zu St. Nicolai Dr. Ahlfeld zu thun. Derselbe hatte im Januar eines seiner Beichtkinder zu beerdigen. Der Bruder des Verstorbenen Meubleur

Dietze, seit einiger Zeit Glied der deutsch-katholischen Gemeinde, sprach erst auf der Fahrt nach dem Gottesacker die Absicht aus, am Grabe ein Lied („eins von unsern Liedern") singen zu lassen. Da eine vorgängige Durchsicht des beabsichtigten Liedes nicht mehr möglich war, wehrte Dr. Ahlfeld dem bei seinem Entschlusse verharrenden Manne auf das Bestimmteste und zuletzt auch mit dem Hinweis auf das Einschreiten des Todtengräbers. Das Lied unterblieb, aber die Tagespresse brachte spitzige Anfragen und Angriffe gegen den intoleranten lutherischen Pastor, in Folge deren Stadtverordnete und Stadtrath sich für berufen hielten, Erkundigungen über die Sache einzuziehen. Gleichzeitig erörterte auch die Kircheninspection und erstattete Bericht an die Kreisdirection. Die letztere untersagte zuvörderst dem Stadtverordneten-Collegium alle Discussion und Beschlußfassung über die Sache und entschied die Angelegenheit zuletzt zu Gunsten des angegriffenen Pastors, der übrigens auch die sonstigen Anverwandten des Verstorbenen auf seiner Seite hatte. Der betreffende Bescheid der königlichen Behörde ist, was mit großem Danke anzuerkennen ist, in ganzer Ausdehnung veröffentlicht worden. Es wird in demselben der eigenthümlichen Lage, in der sich Pastor Ahlfeld damals befand, gebührend Rechnung getragen, das Gewebe von Unwahrheiten, mit dem man die Sache zu seinen Ungunsten zu leiten gesucht hatte, trefflich entwirrt, und auch das unzeitige Einschreiten des Stadtraths und der Stadtverordneten deutlich gemißbilligt. —

Es hat aber auch in Leipzig nicht an erfreulicher Thätigkeit auf kirchlicher Seite gefehlt. Vom 13. Januar bis 10. März jeden Freitag, Abends von 7—8 Uhr, haben die Professoren Luthardt, Kahnis und Brückner die im Pilger bereits erwähnten Vorträge gehalten, die unter dem Titel „die Kirche nach ihrem Ursprung, ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart" im Druck erschienen sind. Der Besuch war ein sehr zahlreicher, mit jedem Vortrage wachsender, so daß man zuletzt aus dem Saale der Buchhändlerbörse in den großen Concertsaal des Gewandhauses auswandern mußte. Die höchsten, höhern und mittleren Stände waren vertreten. Am letzten Abend war der Saal bis in seine entferntesten Winkel gefüllt. Mit Einschluß der Sperrsitze wurden 1050 Eintrittskarten à 20 Groschen (für alle 9 Vorträge) verkauft. Die Gesammteinnahme betrug 974 Thaler. Der Reinertrag ist von den drei Professoren zu wohlthätigen Zwecken bestimmt worden, darunter 150 Thaler für die Kirche der Thonbergstraßenhäuser. Ein getreuer Bericht im Leipziger Tageblatte trug dazu bei, das Gehörte in den Hörern zu befestigen und es auch in weitere Kreise zu tragen.

Als Gegengewicht gegen diese kirchliche Arbeit, „um die Unbefangenheit des Urtheils aufrecht zu erhalten", wurden im Februar „Vorträge Leipziger Schriftsteller" veranstaltet und mit einem Vortrag von Prof. Wuttke über „ein Capitel aus der Geschichte der Kirche" eröffnet. Es genügt vollständig zur Charakteristik dieser Vorträge, wenn wir aus ihrem Inhalte den einen Satz herausheben: „Jeder Unbefangene wird zugeben, daß Christenthum und Kirche viel Segen, aber auch viel Unheil in die Welt gebracht haben." —

Bald nachher am 16. März ward eine Reihe von Vorträgen über innere Mission begonnen, zu denen sich Oberconsistorialrath Dr. Wichern, und die Prediger Hesekiel und Oldenberg aus Berlin vereinigt hatten. Schon vorher bei der Jahresfeier der Gesellschaft der Armenfreunde, die diesmal aus dem Saal der 1. Bürgerschule in die Buchhändlerbörse verlegt worden war, hatte Dr. Wichern einen auf innere Mission bezüglichen Vortrag vor einer großen Zuhörerschaft gehalten. —

Hieran knüpfen wir die nöthigsten Berichte über christliche Vereine und Anstalten. Die sächsische Hauptbibelgesellschaft feierte am 9. August vor. J. zugleich mit ihrem Jahresfeste ihr 50jähriges Bestehen. Der dabei vorgetragene durch seine geschichtlichen Mittheilungen über Entstehung und Wachsthum der Gesellschaft besonders interessante Bericht ist wie gewöhnlich im Jahresbericht der Gesellschaft abgedruckt. Dieselbe hat im letzten Jahre 16,468 heilige Schriften (5647 N. Testamente und 10,557 vollständige Bibeln) verbreitet. Sie zählt 53 Zweiggesellschaften. Ihre Einnahme betrug 11,351 Thlr., die Kirchencollecte am Osterfeste 1864: 1532 Thlr. Am Tage vor dem Feste wurden durch Past. Blüher in Zschirla von einem Hausbesitzer und Handelsmann vier Eisenbahnactien (über 1000 Thlr.) mit der Bestimmung übergeben, von den Zinsen Bibeln unentgeldlich an Arme zu vertheilen. — Bei dem hierauf folgenden Jahresfeste des sächs. Missionsvereins ward in der Abendversammlung eine Collecte für das Steedener Seminar, für den Kirchenbau in Oberwiesenthal und für das Siechenhaus der Dresdner Diaconissenanstalt im Betrag von 63 Thlr. gesammelt. — Den Hauptgegenstand der mit den beiden Festen seit Jahren verbundenen Pastoralconferenz bildete ein Vortrag von Prof. Dr. Luthardt über die modernen Darstellungen des Lebens Jesu. —

Der Verein zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften im Königreich Sachsen hat nach seinem 5. Jahresbericht recht erfreuliche Fortschritte gemacht. Seine Einnahme und damit die Zahl der von ihm verbreiteten kleineren christlichen Volksschriften (über die ein Katalog ausgegeben ist) hat sich vermehrt. Er beschäftigt gegenwärtig schon zwei Colporteure. Auch der Versuch, christliche Schriften und Bilder auf Jahrmärkten zu verkaufen, ist nicht ohne allen Erfolg gemacht worden. Wer im Stande wäre, dem Vereine mit schriftstellerischer Thätigkeit, z. B. mit Abfassung eines Confirmandenbüchleins beizustehen, würde die gute Sache sehr fördern. — Anfragen, Bestellungen und Gelder sind an den Geschäftsführer Kirchner Prätorius in Ernstthal zu richten. —

Weniger Theilnahme hat leider bisher der Verein zur Unterstützung armer Seminaristen gefunden. Doch ist es bereits möglich geworden, an drei Seminaristen Unterstützungen zu gewähren. Wäre es nicht schön, wenn der Pilger in seinem Gabenverzeichnisse jedes Mal auch Gaben für die Seminaristensache aufzeichnen könnte? Es bedarf ja hier nicht so bedeutende Summen wie für Mission und Bibelsache, und es kann mit dem, was aus zusammenfließenden Tröpflein zusammen kommt, um so mehr eine bleibende Hilfe ermöglicht werden, als die unterstützten Seminaristen die Gelder nur darlehnsweise empfangen. —

Der evang. Jünglingsverein zu Dresden berichtet in seinem sechsten Jahresberichte unter anderen erfreulichen Dingen auch von Errichtung einer christlichen

Herberge für wandernde Handwerker. Dieselbe war mit Einführung der neuen Gewerbeordnung möglich geworden, hergestellt aber ward sie dadurch, daß dem Vereine zu den ihm bereits unentgeltlich dargebotenen Räumen noch ein weiterer Raum zur Aufstellung von vier Betten überlassen ward. An Benutzung der Herberge hat's nicht gefehlt; es ist vielmehr zu wünschen, daß der Verein durch Unterstützung seiner „Herbergskasse" in den Stand gesetzt werde, auf diesem Anfang fortzubauen. —

Mit dem Dresdner Diaconissenhause ist nun auch ein Magdalenenstift verbunden worden. Eine Dame hat neben dem in der Niederlößnitz gelegenen Siechenhause „Bethesda" Land angekauft, ein kleines Gebäude darauf errichten lassen und das Ganze zum Zweck einer Rettungsanstalt für gefallene Frauenspersonen der Diaconissenanstalt geschenkt. Die Anstalt hat die Schenkung und die damit verbundene neue Aufgabe natürlich nicht von der Hand gewiesen und das Haus für den genannten Zweck eröffnet. Eine Diaconissin soll die Anstalt leiten. Ein- und Austritt der Zuflucht suchenden Personen sind freigestellt. Die Eintretenden zahlen beim Eintritt 5 Thlr. und dann jährlich 40 Thlr. Pensionsgeld. Die namentlich an die Seelsorger gerichtete Bitte um Zuweisung Gefallener, und die andere Bitte an Alle, zur inneren Einrichtung des neuen Hauses durch Gaben mit zu helfen, trägt der Pilger hierdurch mit Freuden weiter. —

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Begebnisse in Deutschland.

Die ganze Jämmerlichkeit der deutschen Zustände hat sich nach dem schleswig-holsteinischen Kriege und schon während desselben wieder einmal gezeigt in den Verhandlungen über Erneuerung des Zollvereines und Anschluß Oesterreichs an denselben. Der deutsche Zollverein ist eine der heilsamsten Früchte des preußischen Strebens, sich an die Spitze der deutschen Entwicklung zu setzen, und ein Beweis, daß die deutschen Mittelstaaten einer Hegemonie (Führung) Preußens durchaus nicht abgeneigt sind, sobald wirkliche Vortheile daraus entspringen, ihre Selbständigkeit geschont wird und eine Unterjochung von Seiten Preußens nicht zu fürchten ist. Auf diesem Gebiete war die Einigung durchaus unbedenklich und vortheilhaft, und Preußen betrug sich bei Gründung des Vereins so rücksichtsvoll gegen seine Verbündeten, daß es allen ihren Interessen gerecht wurde; so kam der Zollverein auf eine Reihe Jahre zu Stande, die mit 1864 ablief, und es hat sich in dieser Zeit als ein wirkliches Bedürfniß und ein Fortschritt für alle Theile herausgestellt, daß innerhalb der deutschen Grenzen alle Zollschranken fielen. Auch Oesterreich erkannte es als ein erstrebungswürdiges Ziel, in diesen Verband einzutreten und seiner Isolirung (Alleinstehn) ein Ende zu machen. Es hat seit 1853 verschiedentlich Schritte gethan und Unterhandlungen angeknüpft, fand aber mit seinen Anerbietungen kein rechtes Gehör, und man muß sagen, daß ein Anschluß an Oesterreich erst dann zu Stande kommen kann, wenn dieses in seinem Handels- und Finanzwesen in einigen wichtigen Punkten durchgreifende Reformen eingeführt hat. Dies ist das Urtheil vieler sachverständiger Männer, die keineswegs für Preußen schwärmen, und einer Einigung mit Oesterreich sehr geneigt sind. Ehe noch mit diesem Staate ein Einverständniß erzielt war, schloß 1862 Preußen einen Handelsvertrag mit Frankreich und machte die 1864 nothwendig werdende Erneuerung des Zollvereins davon abhängig, daß die übrigen Staaten diesen Handelsvertrag auch für sich annähmen. Diese Forderung Preußens machte böses Blut, namentlich im südlichen Deutschland; für's Erste das rücksichtslose Vorgehen Preußens, das den Vertrag ohne seine Mitverbündeten für sich abschloß und dann von diesen die Annahme verlangte*); für's Zweite aber auch besonders deßhalb, weil ein Paragraph dieses Vertrags Oesterreich geradezu von dem deutschen Zollvereine ausschloß. Oesterreich schürte daher den Widerstand, namentlich um für sich die Möglichkeit des Eintritts frei zu halten, und trat selbst mit recht annehmbar klingenden Vorschlägen und Anerbietungen hervor. Im Anfang war auch die Stimmung in den deutschen Mittelstaaten entschieden vorwiegend gegen den französischen Handelsvertrag; in München kam im October 1863 eine große Anzahl dem Vertrag abgeneigter Gewerbtreibender zusammen und einigte sich zu sehr bestimmten Forderungen hinsichtlich der Aenderung des Tarifs**), der in vielen Punkten Deutschlands Handel und Industrie beeinträchtige und der Aufhebung des Paragraphen, der Oesterreich ausschloß; nur unter diesen Bedingungen könne man auf den Handelsvertrag mit Frankreich und auf Erneuerung des Zollvereins eingehen. Im November trat darauf ein Zollcongreß in Berlin zusammen, auf welchem die Münchener Vorschläge und Forderungen geltend gemacht wurden. Aber Preußen ließ sich nur auf Unterhandlungen hinsichtlich des Tarifs ein, und da die übrigen Staaten darauf hin noch Bedenken trugen, kündigte es nun dem Zollvereine kurz auf. Es sah in der That eine Zeit lang aus, als sollte dieses einzige haltbare Stück deutscher Einheit fallen, aber es kam anders; Preußen hatte mit Recht darauf gerechnet, daß der Zollverein eine Nothwendigkeit sei, und daß außer ihm nichts zu Stande kommen werde. Zwar wurde in Prag zwischen Oesterreich und Preußen hinsichtlich einer Handelsverbindung unterhandelt, da aber von beiden Seiten nichts nachgegeben ward, ging die Conferenz Anfangs 1864 erfolglos auseinander. Am 2. Mai wurde in Berlin eine neue Zollconferenz mit den Mittelstaaten eröffnet, aber von Bayern, Hannover, Hessen und Württemberg gar nicht beschickt. Sie verlangten, ehe man mit Frankreich sich verbünde, müsse erst mit Oesterreich eine Einigung erzielt werden. Dagegen zeigte sich der Norden, in welchem von Anfang herein mehr Neigung zum französischen Zollvereine war, willfähriger; noch im Mai kam eine Separateinigung (besondere Einigung) mit Sachsen zu Stande, und Unterhandlungen mit Baden, Thüringen, Oldenburg und selbst Hanover waren im Gange. Dagegen machte Bayern einen Versuch, mit den übrigen süddeutschen Staaten einen süddeutschen Zollverein im Anschluß an Oesterreich zu Stande zu bringen. Es sandte im Mai Bevollmächtigte zum Unterhandeln nach Wien. Man einigte sich dahin, feste Bedingungen zu stellen, unter welchen man in den alten Zoll-

*) Etwas gewaltsam und rücksichtslos war Preußens Vorgehen jedenfalls, aber es entsprang wohl zum Theil auch aus der gerechten Befürchtung, daß durch Verhandlungen mit den übrigen Staaten die Sache auf eine sehr lange Bank werde geschoben werden, und da ihm an dem Vertrage viel lag, so setzte es etwas an dessen Zustandekommen. Die folgenden Verhandlungen und Verwicklungen haben vollkommen dargethan, daß es ein langwieriges und wahrscheinlich erfolgloses Hin- und Herziehen würde gegeben haben.

**) Der Tarif ist das Verzeichniß der verschiedenen Handelsgüter mit Angabe der auf dieselben zu entrichtenden Zölle.

verein eintreten wolle, und im Falle dieses mißlinge, einen eignen Zollverein zu bilden, und zu diesem Zwecke eine Conferenz nach München auszuschreiben. Im Juni traten Preußen, Sachsen, Baden, Kurhessen, Thüringen, Braunschweig und Frankfurt definitiv zum neuen Zollverein zusammen; im Juli folgten Hannover und Oldenburg. Die Münchener Conferenz kam über Schwierigkeiten und Einzelheiten nicht hinweg und ging gänzlich erfolglos nach etwa 4wöchentlichen Discussionen den 12. Juli auseinander. Oesterreich begnügte sich, auf die Vereinbarung von 1853 zurückzugehen, und für die Zukunft die Hoffnung näherer Einigung auszusprechen. Preußen stellte den übrigen Regierungen den 1. Oct. als letzten Termin des Beitritts. Nach dem Mißlingen der Münchener Conferenz, wo sich eine Zolleinigung mit Oesterreich vor der Hand als unthunlich herausgestellt hatte, wurden nun auch in Süddeutschland die bisher zurückgedrängten Sympathieen für den französischen Handelsvertrag und die Zolleinigung mit Preußen laut. Darauf hin traten im September zuerst Württemberg, darauf Hessen-Darmstadt und Nassau, zuletzt auch Bayern bei. Oesterreich bleibt vor der Hand 12 Jahre lang mit dem neuconstituirten Zollverein im alten Verhältniß, und Preußen erklärt sich nicht abgeneigt, später eine größere Einigung eintreten zu lassen, wenn die übrigen Mitglieder es zufrieden seien und Oesterreich seine Handels- und Finanzverhältnisse auf einen geeigneteren Standpunkt werde erhoben haben. Es unterhandelte zu diesem Zwecke auch mit Frankreich; allein dieses lehnte ab, mit Oesterreich in dieser Beziehung in Verkehr zu treten. So sind wir nach vielem Reden und Rathen, und nach großen Heldenthaten der Zeitungen im Schimpfen und Verdächtigen von beiden Seiten, am Ende wieder da angekommen, wo wir's gleich hätten lassen können; nur daß der Ausfall der Streitigkeiten ein Sieg Preußens war, der ihm aber keine großen Sympathien bei den Bundesgenossen verschafft hat. Ein wenig weniger Rücksichtslosigkeit hätte nicht schaden können, wie von der anderen Seite ein wenig weniger Empfindlichkeit.

Die inneren Verhältnisse der einzelnen deutschen Länder haben im verflossenen Jahre keine großen Veränderungen erlitten. Oesterreich hat fort und fort Mühe seine schwere Aufgabe zu erfüllen, gegen 20 verschiedene Völkerstämme unter dem einen constitutionellen Hut zusammenzuhalten. Unter dem früheren patriarchalischen Regimente vertrugen sie sich leidlich; ihre einheitliche Spitze war die gemeinsame Person des Regenten, sonst ging Jeder seinen Weg für sich. Nun aber sollen sie mit einer gemeinsamen, constitutionellen Spitze nach französischem Muster, dem sogenannten Reichsrathe, beglückt werden, vor der sie allen Respect haben, besonders die Ungarn, Siebenbürger, Kroaten und Serben, die nicht ohne Grund fürchten, von den Deutschen und Slaven durch deren Stimmenmehrheit beherrscht zu werden. Auch die Slaven haben keine rechte Lust dazu, weil sie das Uebergewicht der Deutschen fürchten. Nun wäre es zwar diesen Völkern im Ganzen und Einzelnen sehr heilsam, wenn die deutsche Intelligenz in ihren Angelegenheiten ein Wort mit zu sprechen hätte; aber bekanntlich soll zu einer Wohlthat Niemand gezwungen, werden und dann ist es doch auch richtig, daß der deutsche Einfluß manche ihrer nationalen Interessen beeinträchtigen würde und ihrem Nationalitätsgefühl überhaupt zuwider ist. Man hat nun beiden, sowohl den Nationalitäten- als dem Gesammtstaatsinteresse, durch eine Verfassung gerecht zu werden versucht, vom October 1860. Da diese aber noch zu sehr centralisirend war, d. h. den Schwerpunkt zu sehr in den deutschen Mittelpunkt legt, so hat man sie im Februar 1861 bereits etwas umgeändert; aber für die Wünsche der Nichtdeutschen noch lange nicht genug.

Ihre Durchführung mit Hülfe einer fast in allen Ländern zerstreuten, deutsch-gesammtstaatlichen, leider der Demokratie ziemlich stark huldigenden, daher sehr rücksichtslosen und für bestehende Sitten und Zustände wenig empfänglichen Partei hat sich der Minister von Schmerling zur Aufgabe seines Lebens gemacht, aber den Widerstand der conservativeren nationalen Opposition noch nicht zu brechen vermocht. Der Sinn der neuen Verfassung ist nach den neuesten Concessionen (Zugeständnissen) ungefähr der, daß jedes Kronland seinen eignen nationalen Landtag hat, der Abgeordnete in den Reichsrath schickt; der Reichsrath hat die Beschlüsse der Landtage zu prüfen und zu bestätigen, was früher Sache des Kaisers war. Aber in dem Reichsrathe herrscht eben trotz einer starken opponirenden Minorität, (Minderzahl der Stimmen) die unter sich uneinig ist, die Schmerlingsche Partei; daher sträuben sich die übrigen Kronländer gegen dessen Entscheidung und verlangen wieder die alte Unabhängigkeit mit kaiserlicher Bestätigung. Besonders widerspenstig ist Ungarn, wo das Gelüste spukt, ein eignes magyarisches Königreich oder noch lieber eine Republik zu gründen; in diesem Staat will aber die kleine (etwa 4 Millionen starke) Magyarenpartei die übrigen Nationalitäten, Deutsche, Slaven, Kroaten ꝛc., die etwa 7 Millionen Köpfe betragen, beherrschen und magyarisiren, und verfährt dabei ziemlich roh und gewaltsam. Dieses Mißvergnügen in Ungarn und dem benachbarten Galizien wurde von Italien aus und von den ungarischen Ausgewanderten unter Kossuth immer geschürt; eine revolutionäre Propaganda (Ausbreitung revolutionärer Grundsätze) war besonders in Galizien thätig und es kommen häufig politische Meuchelmorde vor. Im Februar mußte daher in Galizien der Belagerungszustand verkündigt werden und in Ungarn wurden im März zahlreiche Verhaftungen vorgenommen. Es wird auch mit der Centralisation seine großen Schwierigkeiten haben, obgleich man auf bestem Wege mit allerhand Concessionen fortfährt.

In Preußen ist außer der Entlassung des Landtags in Folge der Weigerung, die Kriegskosten für Schleswig-Holstein zu verwilligen, am 25. Januar mit nicht sehr glimpflicher Schlußrede vollzogen, nichts Bemerkenswerthes geschehen. Das Bismarcksche Regiment hat offenbar an Festigkeit und Sicherheit gewonnen und hofft nach der glücklichen Beendigung des Krieges auch des „innern Düppels", des rebellischen Landtags, d. h. der zweiten oder Abgeordneten-Kammer Herr zu werden.

In Bayern ist am 10. März König Max II. gestorben; sein Nachfolger ist sein Sohn Ludwig der II.; die Leitung der Politik ist in die Hände des Ministers von der Pfordten übergegangen, d. h. die Grundsätze sind wesentlich dieselben geblieben wie bisher.

In Württemberg starb am 23. Juni König Wilhelm, 83 Jahr alt, der älteste der deutschen Fürsten; sein Nachfolger ist sein Sohn Karl I.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 25. Dresden, den 18. Juni 1865.

Am ersten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 16, 19—31.

*) Die Herrlichkeit, welche der pharisäische, heuchlerische Sinn des fleischlichen Menschen sich lobt, stellt uns der HErr hier im Bilde des reichen Mannes vor, und wie derselbe das ewige Heil verscherzt.

Den Pharisäern hatte es übel gefallen, daß weltlustiger Lebensgenuß vor Gott verdamme, und daß man unter Uebung der Nächstenliebe sich auf's himmlische Reich bereiten müsse. Darüber hatten sie ihren Spott; denn nach ihrer Meinung mußte der Messias ganz anders klingende, kriegerische und rittermäßige Reden hören lassen. Sollte sich Gottes Reich denn bloß so kümmerlich schauen lassen? Worin besteht es denn und wer hat es? Da erzählt ihnen nun der HErr das Gleichniß vom reichen Manne und lehrt uns dadurch, wie tief verderblich in Ewigkeit der süße Sinnengenuß sei. Der macht's gerade, daß man das Reich Gottes verkennen muß und seiner in Ewigkeit nicht genießen kann. Ein Lazarus ist dagegen glücklich zu preisen, welcher hier nichts Anderes als bitteres Leid erfuhr.

V. 19—21. Zuerst sehen wir den Reichen in dieser Welt, wie er auf's nobelste, lustigste und gemüthlichste lebt, ein rechter „Ehrenmann" nach dem Geschmack dieser Welt. Besondere Laster, was die Menschen so nennen, werden von ihm nicht gesagt; seine Freunde werden gewiß jede Tugend an ihm gesehen haben. Er genoß aber, was sich mit Weltehren genießen ließ. Daneben liegt Lazarus voll Aussatzes in großer Armuth — er begehrt nur der Brosamen von des Reichen Tische, doch findet er keine anderen Freunde als die Hunde, welche seine Schwären leckten. Jener hatte es so gut, wie sich's alle Welt ersehnt, und dieser dagegen so schlecht, wie man's seinem ärgsten Feinde nimmer wünschen wird.

V. 22. Da kommt der Tod und nun wird plötzlich Alles anders. Jesus ist aber ein Messias, nicht für diese Welt bloß, sondern auch für den Tod und darüber hinaus. Den Tod muß man bei allen Dingen mit in Anschlag bringen. Der Arme starb und ward von den Engeln in Abrahams Schooß getragen: nun ist er mit Einem Male als ein liebes Kind Abrahams anerkannt, ja von Engeln geliebt und bedient: sie bringen ewig zusammen, was im Geiste zusammengehört. Der Reiche starb auch (ja Kaiser und Könige sterben auch), wie schwer muß ihn das ankommen! — und ward begraben — mit allem Gepränge; aber wehe, wenn Einer keine andere Ehre mehr hat, als ein prunkendes Begräbniß!

*) Aus: Das Evangelium St. Lucä, ausgelegt und kurz angewandt von J. Diedrich, ev. luth. Pastor; Neu-Ruppin, Oehmigke. 1862. s. Pilger, Jahrg. 1864. Nr. 28. S. 224.

V. 23. Der Reiche ist nun aller Lust ledig und hat lauter Darben in sich. Im Todtenreiche hat er nur Qual — und von ferne sieht er Abraham und den sonst so unglücklichen Lazarus in seinem Schooße.

V. 24. Der Reiche kann nichts mehr, keinen Augenblick seinen Durst lindern; Lazarum sieht er aber in aller Fülle. Darum bittet er den Abraham, ihm den Lazarus mit einem Tröpflein Wassers zu senden; denn ihm muß die Ewigkeit nur Flammenpein sein, der alle Lust in der Zeitlichkeit suchte: darum sucht er einen Ausweg zur Linderung.

V. 25. Abraham aber antwortet ihm: Dein Gutes, was du so nennst, ist Alles in jener Welt des Fleisches, das hast du ausgenossen; Lazarus dagegen hat sein Gutes dort nicht zu finden vermocht, ihm bot das Leben lauter Schmerzen. Das ist ihm nun sehr gut — wohl dem, der sich zu Schmerzen dort willig opfert, das Fleisch in den Tod begiebt und für den Leib mit Brosamen zufrieden ist. Die ihren Adel in's Genießen setzen, sind Gott ein Greuel und nimmer Seine Kinder. Hat Er sie auch zu Kindern gemacht, davon Jener in der Hölle noch „Sohn" titulirt wird, so ist das desto schlimmer für sie, weil sie abgefallen sind. Alle Gaben Gottes werden uns zum Fluche, wenn wir dem Fleische dienen.

V. 26. Es ist aber auch eine unvernünftige Bitte des Reichen, daß Lazarus ihn mit einem Tropfen erquicken solle: denn eine große Kluft trennt die Seligen ewig von den Unseligen — die allergrößte Kluft, nämlich die des Geistes, welche in dieser Welt noch zu überschreiten war durch den Glauben, dort aber ewig fest steht. Obwohl sie nun drüben mit einander reden, so sind sie doch auf's Fernste und Tiefste geschieden, denn die Armen sind im glanzvollen Leben und die Anderen im schaurigen Tode.

V. 27. Da sucht des Reichen Seele nach einem Schein von Trost. Er meint, die armen Verdammten sind so elend geworden, weil ihnen Gottes Wort nicht ausdrücklich genug gepredigt sei. Daran, daß er das Reich Gottes auf Erden nicht gefunden, soll Gott gar schuld sein. Er bittet, daß Lazarus zu seinen fünf Brüdern gesandt werde, ihnen die jenseitige Welt zu bezeugen und wie schrecklich es sei, nur dem Fleische gelebt zu haben. Der Reiche erfährt diese Wahrheit nicht durch Erkenntniß der Herrlichkeit des Geistes; sondern umgekehrt nur aus dem Gefühle von der Nichtigkeit des Fleisches.

V. 28. Darum will er auch nur, daß seine Brüder nur nicht in solche Qual kommen möchten. Die Liebe, welche die Welt so nennt, daß man nur aller Unannehmlichkeit und Pein möglichst überhoben sein und Andere überhoben sehen möchte, ganz abgesehen von der Wahrheit, finden wir also in der Hölle wieder, und sie ist deshalb gewiß nicht zu preisen, sondern vielmehr zu verachten. Jener hätte lieber Lust, und geht das nicht, so doch wenigstens noch das Bewußtsein, ich konnte es nicht vorher wissen. Aber den Fleischlingen kann kein Trost bleiben, weil sie keinen in der Wahrheit haben, es ist kein Trost außer Gott, der allein Weg, Wahrheit und Leben ist.

V. 29. Abraham sprach zu ihm: Sie haben Mosen und die Propheten, laß sie dieselben hören! Gott hat in Seinem Gnadenreiche genügend für die ganze Menschheit gesorgt, und der Menschheit ist schon alles Heil und alle Weisheit gegeben durch den heiligen Geist. Hat Gott nicht genugsam geredet durch Seine Knechte? Und ist nicht Gottes Wort Fleisch geworden? kam Er nicht in Sein Eigenthum? scheint das Licht nicht in die Finsterniß? Ist nicht allezeit die wahre Kirche geblieben? und zeugt sie nicht immerfort, was die Propheten und Apostel gezeugt haben? Aber Moses, die Propheten, Christus, die Apostel und die wahre Kirche gleichen immerdar noch Lazari Gestalt und nicht dem reichen Manne; darum werden sie auch von denen, die irgendwie reich sind oder auch nur reich sein wollen, nicht beliebt, sondern nur von den geistlich Armen; dennoch helfen sie allein von der Qual.

V. 30. Das will aber der Reiche durchaus nicht Er bleibt ein Widersprecher noch in der Hölle, und will, da er so vollständig auf ewig mit seinem ganzen Leben bankerott geworden ist, doch beharren und Gott Selbst belehren, wie die Menschen selig gemacht werden müssen. Einer von den Todten müßte es den Leuten sagen, das würde Ansehen haben und zur Buße bewegen, meint Jener; aber alle solcherlei Spukgeschichten sind bloß zu Unehren des Wortes Gottes, und der Teufel treibt wahrhaftig sein Spiel darin, wenn die Gespenster noch so fromm reden und noch so behülflich rathen. Abraham sagt: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, in denen Gott ihnen am faßlichsten entgegengetreten ist, verachten sie Gottes Reich auf Erden in Gestalt Seines lautern Wortes, wie es Seine Hirten verkündigen, so werden sie auch nicht im Glauben gehorchen, wenn auch Jemand von den Todten auferstünde. Jener redete jetzt von Buße, deren er im Leben wohl schwerlich gedacht hatte, Buße sollen sie thun; aber was nützt Buße ohne Glauben? sie ist nichts für sich, und vom Glauben weiß er nichts. Gottes Wort ist das einzige Mittel den Glauben in uns zu wirken, und der Glaube hat schon die beständige Buße in sich. Das macht's denn, daß man im Glauben alles Kreuz gern trägt; man weiß, daß man ganz anderes Leiden wohl verdient hätte und hat seine verborgene Erquickung in dem, woran sein Glaube hängt.

Ein solcher Messias also ist Christus, der für die Ewigkeit uns zurechtbringt durch Sein Wort, welches Eins ist mit dem Gesetz und den Propheten und diese Beide auf's herrlichste vereinigt. Gnade gilt und nicht unser Werk. Warum der Reiche verloren ging, ist deutlich: er

hatte seine Lust am Fleische, für Jesum den Gekreuzigten war bei ihm kein Verständniß möglich, -- von Lazarus werden aber keine Tugenden gerühmt: er war nur ganz arm und begehrte sich keine irdische Herrlichkeit, deshalb aber war er leer vom Eigenen und Christus hatte bei ihm Raum: er hat recht auf Mosen und die Propheten gehört, damit hat er schon Christum empfangen. In diesem unscheinbaren Worte ist das Geheimniß des Reiches Gottes und es lebt in der Liebe.

Hilf uns, o HErr JEsu Christ, durch Deinen Geist, Deine Gnade in Deinem lebendigen Worte also zu gebrauchen, daß wir vom Fleischesdienste loskommen und unter allem Kreuze, des Sieges in Dir gewiß, Deiner Engel und der Ewigkeit geduldig warten als Deine Diener. Amen.

Der alttestamentliche Gottesdienst.

6. Das „Handfaß" oder das Wasserbecken.

Lies 2. Mos. 30, 18—21. 28. 29.

Sehen wir uns heute weiter im Vorhofe der Stiftshütte um! Da finden wir das zweite Geräth des Vorhofs, dessen hebräische Bezeichnung Luther durch das Wort „Handfaß" wiedergegeben hat. Dieser Name ist nicht ganz bezeichnend, wenigstens muß dabei ausdrücklich bemerkt werden, daß das Handfaß weder ein mit der Hand tragbares Gefäß, noch zum bloßen Waschen der Hände bestimmtes Gefäß gewesen sei. Wir haben uns darunter vielmehr ein Wasserbecken zu denken.

Es war dies „Handfaß" zwischen dem Brandopferaltar und dem Eingang der Stiftshütte aufgestellt, und zwar nach der jüdischen Ueberlieferung wohl so, daß es nicht in gerader Linie vom Altar zum Eingang der Stiftshütte stand, sondern etwas auf der Seite, wie es denn auch unter den anderen Geräthschaften mehr die Stelle eines Nebengeräths eingenommen hat.

Es war von Erz (Kupfer) und bestand aus zwei Theilen, dem eigentlichen Becken, einem runden, kesselartigen, oben offenen Behältniß und dem „Fuß", d. h der ganzen gleichfalls ehernen Grundlage, auf welcher dies Becken ruhte. Das in dem Becken befindliche Wasser ward wohl nicht aus demselben herausgeschöpft, wie ja auch nichts von Schöpfgefäßen in der Schrift zu lesen ist, sondern es ward durch Hähne abgelassen, von denen auch die jüdische Ueberlieferung zu berichten weiß. Vermittelst der Hähne floß das Wasser in den unten befindlichen „Fuß". Derselbe war nicht etwa nur der Schaft, der das Becken trug, sondern ein ganzes Fußgestell, oder Basis, oder wie wir's nennen wollen. Er bildete das Untertheil des ganzen Handfasses und fing das oben abgelassene Wasser zum Gebrauche auf. So wusch man sich nicht **in** dem Becken, sondern nur **aus** dem Becken. Das gebrauchte Wasser floß dann wohl durch eine Röhre in die Erde ab.

So genaue Vorstellung wie von dem Bisherigen werden wir uns aber vom Handfaß nicht machen können. Es ist nur wenig über dasselbe mitgetheilt und namentlich über Form, Umfang und Höhe gar nichts gesagt, so daß wir auch auf unserm heutigen Bilde die Höhe des Ganzen nicht durch Beigabe einer menschlichen Figur veranschaulichen konnten. Es wird aber wohl kaum höher und umfänglicher gewesen sein als der Brandopferaltar. Auch über die Art und Weise, in der dies Geräth fortgeschafft werden sollte, ist nichts berichtet. Vermuthlich wurde es, ähnlich wie der siebenarmige Leuchter, auf einer Tragbahre transportirt.

Nur der Zweck des Handfasses ist uns mit voller Deutlichkeit angegeben. Mit dem darin aufbewahrten Wasser sollten die Priester vor dem Dienst im Heiligthum ihre Hände und Füße waschen, die Hände, weil sie mit diesen die Opfer brachten und die heiligen Geräthe anrührten, die Füße, weil sie mit diesen — die Priester thaten ihren Dienst barfuß — die heilige Stätte betraten. Dies äußerliche Waschen aber sollte ohne Zweifel ein Sinnbild der innerlichen Herzensreinigung sein, ohne die sie zum Gottesdienst nicht geschickt waren. Darum hält auch der HErr mit besonderem Nachdruck auf dies Waschen, wenn er sagt: Sie sollen sich waschen, „auf daß sie nicht sterben."

Eine scheinbare Kleinigkeit darf ich aber schließlich beim Handfaß nicht unerwähnt lassen. Im 38. Capitel des 2. B. Mos., wo von der Ausführung der einzelnen gottesdienstlichen Anordnungen erzählt ist, wird dieses Gefäß noch einmal erwähnt. Dort heißt es in Luthers Uebersetzung wörtlich: „Und (Bezaleel, der Meister der Stiftshütte) machte das Handfaß von Erz und seinen Fuß auch von Erz; gegen die Weiber, die vor der Thür der Hütte des Stifts dienten." Das hat unser lieber Luther bei den geringen sprachlichen Mitteln, die ihm für seine Uebersetzung zu Gebote standen, nur mangelhaft und ziemlich unklar gedollmetscht. Die Worte heißen richtiger etwa also: Und er machte das Becken von Erz und seinen Fuß von Erz in den Spiegeln der zum Dienst versammelten Weiber, welche zum Dienst sich versammelten am Eingang der Stiftshütte. Das ist nun freilich immer noch auf den ersten Blick nicht ganz klar, aber man hat doch durch Vergleichung anderer hierher gehöriger Schriftstellen mit ziemlicher Gewißheit Folgendes daraus erkannt. An Weiber, die nach heidnischer Sitte einen Tempeldienst in der Weise der Leviten bei der Stiftshütte gethan hätten, haben wir hier wohl schwerlich zu denken. Davon würde gewiß Genaueres in der Schrift gesagt sein. Wohl aber sind beim Bau der Stiftshütte, als Alles seine Steuer (Hebopfer) herbeibrachte, auch die Weiber herzugekommen (2. Mos. 35). Die brachten denn, wie sie dem Aaron schon ihr goldenes

Fig. 1. Kreiselpumpe.

Kreiselpumpe (Zentrifugalpumpe, Schleuderpumpe), eine Pumpe, bei der das Wasser durch die Fliehkraft eines rasch umlaufenden Flügelrades gehoben wird. Fig. 1 zeigt eine K. mit einem Flügelrad, das in einem Gehäuse *a* rotiert. Das Wasser tritt durch das Saugrohr *b* in das Flügelrad und wird durch die Schaufeln *c* nach außen geschleudert, wobei es in dem Gehäuse *a* eine Druckhöhe erzeugt, die das Wasser durch das Druckrohr *d* in die Höhe treibt. Die Schaufeln können gerade oder gekrümmt sein, und zwar ist letzteres vorteilhafter, weil dann der Übergang des Wassers aus dem Flügelrad in das Gehäuse stoßfreier erfolgt. Die Wirkung der K. ist um so größer, je größer die Umfangsgeschwindigkeit des Flügelrades ist, und je größer der Durchmesser des Flügelrades ist. Die K. ist daher für große Förderhöhen nicht geeignet, weil dann die Umfangsgeschwindigkeit zu groß werden müßte. Sie ist aber für große Wassermengen und kleine Förderhöhen sehr geeignet, weil sie dann mit geringer Umfangsgeschwindigkeit arbeitet und daher ruhig und stoßfrei läuft. Sie ist ferner sehr geeignet für Wasser, das Sand oder Schlamm enthält, weil sie keine Ventile hat, die durch Sand oder Schlamm leicht undicht werden. Sie ist ferner sehr geeignet für Wasser, das Sand oder Schlamm enthält, weil sie keine Ventile hat, die durch Sand oder Schlamm leicht undicht werden. Sie ist ferner sehr geeignet für Wasser, das Sand oder Schlamm enthält, weil sie keine Ventile hat, die durch Sand oder Schlamm leicht undicht werden.

Kreiselpumpe (Zentrifugalpumpe, Schleuderpumpe), eine Pumpe, bei der das Wasser durch die Fliehkraft eines rasch umlaufenden Flügelrades gehoben wird. Fig. 1 zeigt eine K. mit einem Flügelrad, das in einem Gehäuse *a* rotiert. Das Wasser tritt durch das Saugrohr *b* in das Flügelrad und wird durch die Schaufeln *c* nach außen geschleudert, wobei es in dem Gehäuse *a* eine Druckhöhe erzeugt, die das Wasser durch das Druckrohr *d* in die Höhe treibt. Die Schaufeln können gerade oder gekrümmt sein, und zwar ist letzteres vorteilhafter, weil dann der Übergang des Wassers aus dem Flügelrad in das Gehäuse stoßfreier erfolgt. Die Wirkung der K. ist um so größer, je größer die Umfangsgeschwindigkeit des Flügelrades ist, und je größer der Durchmesser des Flügelrades ist. Die K. ist daher für große Förderhöhen nicht geeignet, weil dann die Umfangsgeschwindigkeit zu groß werden müßte. Sie ist aber für große Wassermengen und kleine Förderhöhen sehr geeignet, weil sie dann mit geringer Umfangsgeschwindigkeit arbeitet und daher ruhig und stoßfrei läuft. Sie ist ferner sehr geeignet für Wasser, das Sand oder Schlamm enthält, weil sie keine Ventile hat, die durch Sand oder Schlamm leicht undicht werden. Sie ist ferner sehr geeignet für Wasser, das Sand oder Schlamm enthält, weil sie keine Ventile hat, die durch Sand oder Schlamm leicht undicht werden. Sie ist ferner sehr geeignet für Wasser, das Sand oder Schlamm enthält, weil sie keine Ventile hat, die durch Sand oder Schlamm leicht undicht werden.

vor. Ich sage nicht, daß sie kommen muß; aber das sage ich, daß sie leicht kommen kann. Die beliebte Neutralität (Unentschiedenheit) zwischen Christenthum und Antichristenthum, das gleichgültige Gehenlassen, das Sich-nichtentscheiden zwischen den beiden Weltanschauungen, die im Kampfe liegen, wird am Wenigsten bestehen können. Es wird Jeder genöthigt werden, zu zeigen, was er bekennt, wozu er sich hält. Das Wort Christi (Matth. 10, 34): Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert, wird sich, wenn je, so in der nächsten Zeit bewahrheiten. Es scheint wieder dahin kommen zu wollen, wohin es damals kam, als das Christenthum seinen Kampf mit den heidnischen Weltmächten aufnahm. Die trennenden religiösen Ueberzeugungen, eben weil sie den ganzen Menschen ergreifen, pflegen ihre trennende Gewalt meist in allen Lebenskreisen zu zeigen. Und man wird aufhören Friede, Friede zu rufen, wo kein Friede ist. Jeder einzelne Christ wird müssen ein Charakter sein, und als solcher sich bethätigen. Beginnt wirklich, wie man gesagt hat, das johanneische Zeitalter der Kirche, so wird es nicht blos, wie man meint, ein Zeitalter der Liebe sein; sondern es ist einer der wesentlichsten Grundzüge des Johannes, daß er zwischen Gott und Welt, zwischen Glauben und Unglauben auf's Schärfste scheidet; und auch diese Scheidung wird sich dann offenbaren. Tritt sie ein, so geht darum die Kirche noch nicht unter. Aber der Riß, der durch ihre Glieder ginge, wäre doch ein schneidendes Weh', das sie selber erführe! —

Das Dritte, was unsere Kirche bedroht, ist eine Leidensgestalt für sie selbst. Unsere Kirche lenkt trotz aller Unterschiede, die da bleiben, in vielen Beziehungen zur vorconstantinischen*) Zeit zurück. Wieder sind die wahrhaft Gläubigen ein kleines Häuflein gegenüber der widerchristlichen Welt, wie es damals war; wieder hat das Christenthum die öffentliche Meinung im Großen und Ganzen nicht für sich, sondern wider sich, wie es damals war; wieder wird die Kirche auf ihre eigensten Kräfte angewiesen, wie sie es damals war; wieder hat sie den Beruf, ihre Lehre sicher zu stellen gegenüber den Differenzen (Verschiedenheiten) in ihrem eigenen Schooß, wie es damals war; wieder gewinnt die Apologetik, die Vertheidigung christlichen Glaubens und Lebens wider die Bestreitung, die diese finden, eine Bedeutung, wie sie dieselbe damals hatte; wieder scheint die Arbeit der Ausbreitung der Kirche eine so mächtig wirksame werden zu wollen, wie sie es damals war; ja selbst das Ringen um die Verfassung der Kirche ist eine so drängende Aufgabe geworden, wie sie es damals war. Ebenso aber, und das ist das Entscheidende, geht es nicht einer äußeren Herrlichkeitsgestalt der Kirche zu, sondern die Niedrigkeit der Magd des Herrn ist's, was sie erwartet. Sie wird nicht die bevorzugte, sondern, äußerlich angesehen, die gedrückte, die leidende sein.

Aber eben deshalb hat sie auch kein größeres Vorbild als jene Zeit. Duldend hat die alte Kirche überwunden, leidend hat sie ihre größten Siege gefeiert. Es wird in Zukunft nicht anders sein. Napoleon I. soll gesagt haben: „Ein Souverain (Machthaber) kann wohl Furcht hegen, aber er darf es niemals sagen." Wäre das, so wäre die Kirche besser daran. Sie braucht auch keine Furcht zu hegen. Sie behält zuletzt doch den Sieg. Man sieht das schon jetzt.

In allen den Verneinungen und Verirrungen unserer Zeit ist doch keine Lebenskraft. Jeder Irrthum ist nur so weit kräftig als er ein Körnlein von Wahrheit in sich hat. Was aber an den gegnerischen Aufstellungen unserer Zeit etwa Wahrheit ist, das bietet das Christenthum längst in ungleich reicherer und herrlicherer Weise. Man kann sagen: Das Wahre an ihnen ist nicht neu und das Neue daran ist nicht wahr. Man hat Christum nicht zum ersten Mal stoßen wollen von dem Stuhl Seiner Herrschaft, aber Er hat alle Mal Seine Feinde gelegt zum Schemel Seiner Füße. Er zwingt eben auch das Ihm Widerstrebende zuletzt Seinen Zwecken zu dienen. Der Gegensatz gegen die Wahrheit hat auch seinen Beruf, wenn auch wider Willen. Er muß zur Anreizung dienen, die Wahrheit selbst immer tiefer zu erfassen, immer allseitiger auszuwirken. Hat er diese seine Aufgabe erfüllt, so sinkt er in sein Nichts zurück und fällt als überwunden der Geschichte anheim. Man kann sich wohl im Gegensatz verhärten, aber man kann nicht vom Gegensatz leben. Die tiefsten Bedürfnisse der Menschenseele wollen erfüllt sein. Es kann ein ganzes Volk, auch unser Volk, eine Zeit lang die Befriedigung dieser Bedürfnisse auf falschen Wegen suchen; aber es kommt endlich doch die Zeit, wo der Taumel der Ernüchterung weicht. Das, was im Leben erquicken, im Leid trösten, im Tod beruhigen und schon im Diesseits ein ewiges Leben gewährleisten kann, behält zuletzt doch den Sieg. Und es wird sich bald zeigen, daß doch nur das Christenthum, ich meine das im Worte Gottes befaßte Christenthum, es ist, was dem innersten Verlangen der Menschenseelen nach Ewigem und Bleibendem volle Befriedigung gewähren kann. Die Zukunftsbilder, die man sich bildet, gleichen alle der Fata Morgana (Luftspiegelung), welche dem Wanderer in der Wüste lachende Triften, grünende Oasen, volkreiche Städte, frische Quellen in erreichbarer Ferne zeigt, und wenn er sie erreicht zu haben glaubt, stellt sich das Alles dar als das, was es ist, als ein trügerisches Bild. Trügerische Quellen reichen dem Dürstenden keinen Labetrunk; Phantasiebrode machen nicht satt. Das wahrhaft Sättigende für die Welt des Geistes ist nur das, was aus dem Geist geboren ist. Nur was wahr ist, das währt. Es wird auch im jetzigen Zeitpunkt der Menschheits-Entwickelung nicht anders sein.

*) Kaiser Constantin der Große regierte vom Jahre 306—337.

Chronik.

(Schluß.)

Sachsen. Eine in Leipzig wohnende ungenannte Wittwe hat der Stadt Leipzig ein Grundstück (Haus und Garten) geschenkt, um armen Wittwen städtischer Schullehrer Wohnungen gegen billigen Miethzins zu gewähren. Das Haus enthält 8 Wohnungen. Der Miethzins soll zur Erweiterung der Stiftung verwendet werden. —

Nach dem Testamente des vor etwa 10 Jahren gestorbenen Kammerraths Frege, der zu diesem Zwecke ein Capital bestimmte, soll in der Nähe von Leipzig eine Besserungsanstalt nach dem Muster des Rauhen Hauses bei Hamburg gegründet werden. —

Die Thätigkeit des Vereins für kirchliche Kunst ist in erfreulichem Wachsthum begriffen. Sie hat sich im vorigen Jahre ausschließlich auf dem Gebiete der Kirchenbaukunst entfaltet. Für den bereits begonnenen Neubau der Kirchen zu Eibenstock und Voigtsdorf (Ephorie Frauenstein), sowie für die Kirchen zu Falkenstein i. V. und Neuhausen bei Sayda hat der Verein die Entwürfe geliefert. Auch wo sich's um Restauration von Kirchen handelte, hat man sich vielfältig an den Verein gewandt. Auf die Gefahr hin, daß es Jemand lächerlich fände, will der Pilger auf einen Wunsch aufmerksam machen, den der Verein in seinem Jahresbericht ausspricht, auf den Wunsch nämlich, daß es doch gelingen möchte, auf die Erzielung dauerhafterer Mauerziegel hinzuwirken, da die schlechte Beschaffenheit derselben einer der vornehmsten Gründe ist, daß sie nicht bei Kirchenbauten häufiger und in ausgedehnterer Weise verwendet werden können. Da der Pilger wohl eher noch in die Hände derer kommt, die mit Herstellung von Mauerziegeln zu thun haben als der Jahresbericht des Kunstvereins, und da doch solche Wünsche bekannt werden müssen, wenn's besser werden soll, steht der Wunsch auch hier, trotz dem, der darüber lacht. —

Von allerlei Kirchenbauten ꝛc. sei in Kürze Folgendes als das Wichtigste verzeichnet. Die neue Kirche zu Oberwiesenthal, für welche durch die Landeskirchencollecte 3841 Thaler eingegangen waren, ist am 25. Juli vorigen Jahres gerichtet und dabei die Festrede über 1. Mos. 28, 10 gehalten worden. Ein ungenannter Bürger hat zu Anschaffung eines gemalten Fensters 270 Thaler geschenkt. Gleich darauf hat eine arme Gorlnäherin 1 Thlr. und eine unbemittelte Bürgersfrau, deren Kind auf wunderbare Weise vor drohender Gefahr behütet worden war, gleichfalls 1 Thlr. gebracht. — Die mit einem Kostenaufwand von 70,000 Thlr. neuerbaute Kirche zu Lengenfeld i. V. (durch Brand zerstört) ist am 4. Sept. vor. Jahres eingeweiht worden. — In der Frauenkirche zu Dresden hat man einen gründlichen Reparaturbau vorgenommen, während an der evangelischen Hofkirche zu Dresden eine neue Giebelseite mit zwei Thürmen und Portal (234 Fuß hoch) im gothischen Styl gebaut wird. — In Zittau beabsichtigt man eine katholische Kirche zu erbauen. Grund und Boden dazu sind bereits erworben. — Am 12. Oktober vor. J. ist in Dresden eine neuerbaute russische Kapelle eingeweiht worden. — Am 1. Mai d. J. hat die jüdische Gemeinde in Dresden das 25jährige Bestehen ihrer Synagoge durch einen Gottesdienst gefeiert, bei welchem über Jes. 9, 1. 2. gepredigt ward. Außer dem Herrn Minister des Cultus und mehreren anderen Gliedern des Cultusministeriums haben sich auch der evangelische Hofprediger Käuffer und Superintendent Steinert bei der gottesdienstlichen Feier betheiligt. —

Schule. Am 3. Oct. vor. J. ist zu Chemnitz die von mehr als anderthalbtausend Theilnehmern besuchte zwölfte sächsische Lehrerversammlung unter dem Vorsitz des Schuldirectors Caspari (in Chemnitz) gehalten worden. Auch etwa 20 Geistliche, 30—40 ausländische Lehrer und 2 sächsische Lehrerinnen nahmen an der Versammlung Theil. Die Gastlichkeit, mit der man die Lehrer aufnahm, ist allgemein gerühmt worden; sogar eine Verloosung von allerlei zum Theil recht werthvollen Gegenständen (Physharmonika, Schreibtisch u. dergl.) ward von einigen Lehrerfreunden veranstaltet, damit die Lehrer auch ein Andenken an Chemnitz mit hinwegnehmen möchten. In der Versammlung selbst sprach Subrector Dr. Dittes aus Chemnitz über den Unterricht in der deutschen Sprache und Literatur an unsern Seminarien, und Seminardirector Dr. Schütze aus Waldenburg über die katechetische Form nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrer Bedeutung in der Gegenwart. Der zweite dieser Vorträge hat allgemeine Anerkennung gefunden. Der erste aber, aus Anlaß dessen, wie es scheint, bald nachher eine Visitation unserer Schullehrerseminarien vorgenommen ward, hat, da er mehrfach verletzende und nicht ausreichend gerechtfertigte Urtheile über den Stand unserer Seminarien enthalten hatte, Rede und Gegenrede in den Schulzeitungen hervorgerufen. Dr. Dittes ist als Schulrath nach Gotha berufen worden. —

Persönliches. Am 2. Nov. vor. J. starb in Leipzig Dr. Friedrich Wilhelm Lindner, emeritirter Professor der Pädagogik und Katechetik, ein Mann, aus dessen reicher Erfahrung viele der jetzt im Amte stehenden sächsischen Geistlichen für ihre Arbeit an der Jugend geschöpft haben. — Am 31. Jan. d. J. starb in Leipzig Dr. Wilhelm Kritz, Pastor an der dasigen Johanniskirche, im Alter von 72 Jahren, nachdem er noch kurz vorher gepredigt und Confirmandenunterricht ertheilt hatte. Past. Kritz war einer von den älteren Seelsorgern, die in Zeiten, wo Gottes Wort theuer im Lande war, treu zur Fahne des Evangelii gestanden haben. — Professor Dr. Tischendorf in Leipzig, der Entdecker der auch im Pilger öfters schon erwähnten sinaitischen Bibelhandschrift, ist von den Universitäten Cambridge und Oxford in England Ehren halber zum Doctor der Rechte ernannt worden. — Dr. jur. Feller ist zum Geh. Kirchenrath im Ministerium des Cultus ernannt, den Herren Consistorialrath Dr. Käuffer und Kirchenrath Dr. Langbein das Prädicat eines Geh. Kirchenraths und dem Prof. Dr. Luthard in Leipzig das eines Consistorialraths verliehen worden. —

Zur Volkssitte ꝛc. Vergangenen Herbst ist wieder eine große Zigeunerbande, aus 40 bis 50 Köpfen bestehend, von Preußen aus über die sächsische Grenze gekommen, hat in der Gegend von Großwiederitzsch bei Leipzig ihr Lager aufgeschlagen und um Gestattung des Aufenthalts gebeten. Nach den bestehenden Gesetzen aber konnte ihr der Aufenthalt nicht gewährt werden, obwohl sie mit richtigen Pässen und mit Unterhalt versehen waren. Von Leipzig aus hat man sie besucht; aber davon ist nichts laut geworden, daß man diesen Heiden zu Liebe — denn das sind sie in der That, wenn auch nicht dem Namen nach — auf ein Gesetz hinwirken möchte, das ihnen wenigstens bedingungsweise den Aufenthalt ge-

stattet. Wer zwingt sie denn eigentlich zum Vagabondiren, sie allein, oder auch die Christengesetze, die ihnen den Aufenthalt verweigern? —

Im Anschluß an das früher über die Dienstmanns-Institute Gesagte sei mitgetheilt, daß die Dresdner Polizei-Direction das Zusammenstehen von mehr als vier Dienstmännern und das Belagern der Trottoirs und der Straßenecken durch dieselben hat verbieten müssen. Es scheint also die Masse der unbeschäftigten Dienstmänner in Dresden so angewachsen zu sein, daß sie den beschäftigten Leuten wirklich im Wege stehen. —

Vorigen Winter ist in Dresden ein Kindertheater errichtet worden. Obwohl dasselbe öffentlich belobt wurde, gab der „pädagogische Verein" eine sehr dankenswerthe mißbilligende Erklärung dagegen ab. Im Anschluß an dieselbe hat das Stadtverordneten-Collegium beschlossen, eine Petition deshalb unmittelbar an das Cultusministerium zu richten, die unter Ausdruck des Bedauerns über die dem Kindertheater ertheilte Concession darum ersuchen wird, daß die thätige Mitwirkung schulpflichtiger Kinder bei diesem Theater verhindert werde. Das ist brav.

Davon, daß der bekannte Theaterdichter Gutzkow den Versuch gemacht hat, sich selber zu entleiben, würde der Pilger gern geschwiegen haben. In solchem Falle gilt es zuzudecken und zu bemitleiden. Es hat aber dieser Selbstmordsversuch Gelegenheit gegeben, dem Volke so sittengefährliche Grundsätze vorzureden, daß ein christliches Volksblatt nicht schweigen darf. Ein bekannter Witzling, E. M. Oettinger in Dresden, hat sich aus Anlaß jenes Versuchs vor seinem Publikum, das ja immerhin zum guten Theile unserer Kirche angehören mag, folgendermaßen ausgesprochen: „Ihr wißt, daß für jeden Mann von Geist und Ehre gewisse Lebensphasen denkbar sind, in welchen das eiserne Gesetz moralischer Nothwendigkeit, die Pflicht der Ehre es gebietet, seinem Leben freiwillig eine Grenze zu ziehen und dem unbarmherzigen Verhängnisse die Worte zuzudonnern: „Bis hierher und nicht weiter!"" — Nun Gott Lob! die sächsische Christenheit ist doch noch nicht so dumm, daß sie zu jenem „Ihr wißt" des Herrn Oettinger Ja, ja! sagte. Und wer etwa das bedauerliche Wissen des Herrn Oettinger theilen sollte, dem mögen hier die Worte vorgeführt werden: Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott, und seid nicht euer selbst? Denn ihr seid theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe und in eurem Geiste, welche sind Gottes. — Obwohl übrigens in jenen Worten Oettingers der geschehene Selbstmordsversuch nicht nur entschuldigend dargestellt, sondern auch der Selbstmord, eine Uebertretung des göttlichen Gebotes, überhaupt als etwas bezeichnet wird, was unter Umständen Pflicht sei, hat der Pilger doch nichts von einem Einschreiten der Behörden gegen diese Aeußerung gehört. —

Statistisches. Nach der „Zeitschrift des statistischen Büreaus" sind in den Jahren 1860—63 bei den sächsischen Bezirksgerichten zur Anzeige gekommen:

	1860	1861	1862	1863
Meineide	210	252	251	288
Schmähungen in Bezug auf Religion und Cultus .	21	19	20	31
Störungen gottesdienstlicher Handlungen	18	10	13	18

Durch das Königliche Hauptzeitungsbureau in Leipzig und die Postanstalten des königlich sächsischen Postbezirks werden jetzt 2660 Zeitschriften in deutscher und 979 in fremden Sprachen bezogen. —

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Die drei Großmächte Frankreich, England und Rußland.

Frankreich. Das neue Jahr brachte für den Kaiser Napoleon einiges nicht sehr Erquickliche. Der Haß der sich von ihm getäuscht meinenden italienischen Revolutionäre brach in ein gemeines Complott gegen sein Leben aus, das aber mißglückte. Vier Verschwörer, darunter drei Italiener, besonders ein gewisser Greco, wurden von der wachsamen Polizei in Paris kurz vor der zur Ermordung des Kaisers festgesetzten Zeit arretirt. Sie gehörten zu den Mazzinisten und es wies sich im Verfolg des Processes aus, daß Mazzini bei der Sache betheiligt war. Die Meuchelmörder wurden zur Deportation (Abführung nach einer Verbrecher-Colonie) oder lebenslänglicher Gefangenschaft, und auch Mazzini, trotz seines Ableugnens, dennoch wohl auf klare Beweise hin in contumaciam (d. h. in persönlicher Abwesenheit) ebenfalls zur Deportation verurtheilt; so daß er es wohl gerathen finden wird, in nächster Zeit Frankreich mit seiner Gegenwart nicht zu behelligen; denn die französische Polizei hat treffliche Augen, und der Kaiser, der ihm längst nicht sehr grün ist, dürfte bei einem solchen Wagstücke keinen Spaß verstehen. — Auch das Erstarken der Opposition im gesetzgebenden Körper (corps législatif), der obersten französischen Staatsbehörde, die von 5 Stimmen bereits trotz der angestrengtesten Gegenmaßregeln auf 36 gewachsen ist, mag dem Kaiser ein Pfahl im Fleische sein. Zwar ist die kaiserliche Majorität noch eine ungeheure und auf lange Zeit hin ihr die Herrschaft gesichert, auch hat die Opposition weder etwas durchzusetzen noch zu verhindern vermocht, aber der bekannte liberale Staatskünstler Thiers ist hineingewählt worden, und hat mit der ihm eigenen Beredtsamkeit das kaiserliche Regiment und die Zustände des unter seine starke Hand gebeugten Volkes, sowie die traurigen Finanzverhältnisse einer scharfen und einschneidenden Kritik unterworfen. Der Mann kennt seine Pariser, und wenn er auch an Geist dem Herrscher nicht gewachsen ist und mit seiner schulmäßigen Staatskunst schon mehr als einmal schmählich Bankerott gemacht hat, so ist er immerhin ein bedenklicher Gegner, der das Wort in der Gewalt hat, für welches das leichtfertige Volk am empfänglichsten ist. Daher hat auch Napoleon die ganze Macht seiner Presse gegen ihn losgelassen, um ihn moralisch zu vernichten. Recht muß man dem Kaiser geben, der auf Veranlassung der aufregenden Reden Thiers' hin zu seinen Vertrauten sagte: Er wundere sich nur über die unverbesserliche Dummheit dieser Leute; kaum seien sie mit Noth und Mühe einem Schiffbruch entgangen, so suchten sie einen neuen Sturm heraufzubeschwören. Diese Dummheit ist freilich eine jetzt allgemein verbreitete und darum sehr zeitgemäße. Unsere sogenannten Liberalen fangen an zu schreien und zu jammern, wenn die Radicalen mit Hülfe der Massen an's Ruder gekommen sind und nach Herzenslust wühlen und ruiniren können, und freuen sich, wenn eine starke Faust wieder Ordnung schafft. Kaum aber sind sie wieder ein wenig zu Athem gekommen, so helfen sie durch ihre Halbheit und Volksgunsthascherei wieder dazu,

daß die Zügel lockerer werden und ein neuer Umsturz herbeikommt. — Eine unbequeme Sache war auch der Aufstand in Algerien, der unter den einheimischen unterjochten Beduinenstämmen im April ausbrach und ziemlich bedenkliche Ausdehnung gewann. Zur unrechten Zeit starb auch im Mai der Gouverneur, der tapfere General Pelissier. Allein der Kaiser sandte ihm den tüchtigen Marschall Mac-Mahon, den Sieger von Solferino, zum Nachfolger, der bis zum Juni die Gefahr beseitigte.

Für diese trüben Erfahrungen entschädigten den Kaiser einige glänzende Erfolge in seiner auswärtigen Politik. In Cochinchina hat er die eroberten Provinzen für 10 Millionen Francs wieder an den Kaiser des Landes abgetreten, der aber nach wie vor sein Vasall geblieben ist; so daß die Rückgabe nicht viel bedeutet und er überdem das schöne Stück Geld in die Hand bekommen hat. — Auch in Mexico hat der Kaiser seine Pläne glücklich durchgesetzt; fast das ganze Land ist von den französischen Truppen besetzt, und die rechtmäßige Regierung des Landes, der Präsident Juarez, hat sich mit seinen Anhängern in eine kleine Provinzialstadt flüchten müssen, während die mexicanischen Truppen, in kleine Banden (Guerillas) aufgelöst, das ganze Land unsicher machen, so daß in Wirklichkeit das französische Regiment nur so weit besteht, als ihre Waffen von den besetzten Hauptstädten aus reichen. Erzherzog Max von Oesterreich hat sich wirklich bereden lassen, aus der Hand Napoleons die mexicanische Krone anzunehmen, die ihm eine mexicanische Deputation am 10. April auf seinem Schlosse Miramar bei Triest antrug; wobei er sich natürlich mannigfachen Demüthigungen aussetzen und auf seine Thronfolgerechte in Oesterreich verzichten mußte. Unter französischer Militärbegleitung landete er Ende Mai in Veracruz und zog mit großem Pomp den 12. Juni in seine neue Hauptstadt ein. Daß er ein französischer Vasall ist, beurkundete er, der habsburgische Prinz, gleich dadurch, daß er das Königreich Italien anerkannte und mit Victor Emanuel in Bündniß trat. Die Schwierigkeiten seiner Stellung beruhen hauptsächlich darin, daß das Land selbst nicht im Stande ist, den Thron aufrecht zu erhalten, der, wenn die französischen Truppen abziehen sollten, augenblicklich verloren wäre. Eine Armee aus österreichischen Truppen und Offizieren ist eben erst in der Bildung begriffen. Die Priesterpartei, welcher er seine Erhebung verdankt, tritt nun mit der Forderung hervor, daß die vom Staate eingezogenen und verkauften geistlichen Güter der Kirche wieder zurückgegeben werden. Es liegt auf der Hand, daß der Kaiser diese Forderung bewilligen weder will noch kann: nicht will, denn ein Bundesgenosse Louis Napoleons und Victor Emanuels darf das nicht wollen; nicht kann, denn er hat weder die Macht, sie zurückzufordern, noch Geld, sie zurückzukaufen; und wenn er Geld hätte, müßte er zunächst die französische Kriegsentschädigung auszahlen. Es steht also zu befürchten, daß seine bisherigen Freunde bald seine Feinde sein werden. Und sie werden bald Unterstützung gegen ihn finden, denn die nordamerikanische Union hat bereits die bestimmte Erklärung abgegeben, daß das neue Kaiserreich, als der Monroedoctrin*) entgegenlaufend, nicht geduldet werden könne. Sicher ist also diese Eroberung noch nicht, aber vor der Hand im Besitz Frankreichs, das auch schon einige Millionen Entschädigung gezogen hat. Diese, sowie die Zahlungen von Cochinchina haben es dem Kaiser möglich gemacht, einen Steuererlaß in Frankreich selbst eintreten zu lassen. Der neue Kaiser von Mexico aber hat seine Regierung natürlich gleich mit einer tüchtigen Anleiheschuld antreten müssen, und trotz dieser einen leeren Schatz.

Die französische Finanzwirthschaft selbst ist aber nichts weniger als glänzend; um die ungeheure Schuld nur in etwas zu mindern, hat der Minister Fould, ein Jude, darauf angetragen, die herrlichen französischen Staatswaldungen zum großen Theile zu verkaufen. Bekanntermaßen trägt die sinnlose Entholzung des Landes dazu bei, dasselbe unfruchtbar zu machen, die Trockenheit auf der einen Seite und die Ueberschwemmungen auf der andern zu mehren. Denn die Wälder sind die natürlichen Wasserauffammler und -Bewahrer, die eine gesunde Vertheilung der befruchtenden Feuchtigkeit vermitteln; werden sie weggeschlagen, so treten nothwendiger Weise die Extreme ein, bald verdurstet das Land, bald ersäuft es. Frankreich wird es dieser saubern Wirthschaft zu verdanken haben, daß es in ackerbaulicher Beziehung bald noch gründlicher ruinirt sein wird als es schon ist. Dabei herrscht trotz aller Geldklemme die wahnsinnigste Verschwendung, und namentlich Paris wird mit einem Kostenaufwande verschönert, der außer der Verschönerung auch namentlich zum Zwecke hat, es gänzlich in die Gewalt einer Armee zu bringen und Straßenaufläufe künftig unmöglich zu machen. Es ist bereits dahin gediehen, wo das alte Rom kurz vor seinem Untergange war, daß nämlich sein zuchtloser Pöbel durch die Fäuste und Kanonen der Leibgarde in Zaum gehalten werden muß. Im December des Jahres verlor der Kaiser seinen geheimen Rathspräsidenten Mocquard, der seine rechte Hand in der Politik gewesen sein soll und den er mit großem Pomp auf seine Kosten beerdigen ließ. Das ist überhaupt ein schöner Zug an ihm, daß er seine Getreuen ehrt und dies ihnen bei jeder Gelegenheit glänzend zeigt. Es ist kein leichtes Amt, ihm zu dienen, denn er hält seine Werkzeuge in Athem, aber er ist dafür wenigstens dankbar.

*) D. i. dem nach seinem Urheber so genannten Grundsatz, daß kein europäischer Staat sich in Amerika thätlich einmischen und Eroberungen machen dürfe.

Zahlenverhältniß der Religionen auf Erden.

In christlichen Katechismen und sonstigen Religionsbüchern findet man häufig Angaben über die Zahl der Menschen und der einzelnen Religionsbekenner auf Erden, die nach den vor Jahren gemachten Zählungen oder auch nur ungefähren Schätzungen gemacht sind, und fort und fort in neuen Auflagen wieder abgedruckt werden, ohne die inzwischen gemachten Zählungen und sonstigen einschlägigen Erfahrungen zu berücksichtigen. Demnach thut denn wohl eine zeitweilige Berichtigung Noth. Nach neuesten Schätzungen giebt es (nicht, wie früher angenommen 1000), sondern 1200 Millionen Menschen auf Erden. Von diesen sind nicht, wie es sonst hieß, 200, sondern 305 Millionen Christen. Unter diesen 170 Millionen Katholiken, 89 Millionen Protestanten und 76 Millionen Griechen. Unter den Heiden stehen die Buddhisten mit 340 Millionen obenan. Die übrigen fallen, außer etwa 10 Millionen Juden, den sonstigen heidnischen Religionen und den Muhamedanern zu. Da ist allerdings noch viel Arbeit für die Mission, nachdem die vergangenen 18 Jahrhunderte nicht viel mehr als ein Viertel dem Christenthum zugeführt haben. (Hessisches Kirchenblatt.)

Dr. Kahnis, in einem vorigen Winter zu Leipzig gehaltenen Vortrage, nimmt an, daß die Erde gegen 1300 Millionen Bewohner hat. Von denselben gehört etwa der 4. Theil, 335 Millionen, der christlichen Kirche an, während über 800 Millionen Heiden, die Uebrigen theils Juden, nämlich 5 bis 6 Millionen, theils Muhamedaner sind, nämlich 160 Millionen. —

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten. Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 26. Dresden, den 25. Juni 1865.

Am zweiten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 14, 16—24.

Unser heutiges Gleichniß ist genommen aus einer Tischrede des HErrn Jesu. Unser lieber Heiland redet ja bei Tische wichtigere Sachen, als wir zu reden gewöhnt sind. Und doch bricht Er Seine Reden nicht vom Zaune. Ein Pharisäer, der mit zu Tische saß, hatte gesagt: Selig ist, der das Brod isset im Reiche Gottes! Das hatte ganz schön geklungen, war aber doch nur das Strohfeuer einer augenblicklichen Schwärmerei gewesen. Denn wenn der HErr ihn aufgefordert hätte: Nun da komm doch und iß dies Brod, so würde er sich wohl mit mancherlei Dingen entschuldigt und die voreilig gerühmte Seligkeit bei Seite gelassen haben. Nun legt ihm zwar der HErr diese Aufforderung nicht wirklich vor; aber Er legt sie hinein in das Gleichniß, mit dem Er antwortet. Darin stellet Er vor, wie wenig doch die Leute ernstlich geneigt seien, das Brod im Reiche Gottes zu essen. Er erzählt das Gleichniß vom großen Abendmahl, ein Gleichniß, das nicht nur eine einmalige geschichtliche Erfüllung gefunden, sondern noch immer erfüllt wird, weil der Sinn, der das Mahl Christi preist, aber es nicht genießen will, sich durch alle Zeitalter der Kirche hindurchzieht.

Zwei Haupttheile hat das Gleichniß. Erst wird uns gezeigt, wie das Mahl bereit ist, und sodann, wie die Gäste nicht bereit sind.

Ein Mensch ist es, der das Mahl im Gleichniß bereitet. Das ist zu deuten auf Gott den Sohn, durch dessen Menschwerdung die Bereitung dessen möglich geworden ist, was in unserm Texte mit einem Mahl verglichen wird. Er ist die persönliche, göttliche, menschgewordene Weisheit, deren „freundliche Einladung" uns der König Salomo (Sprüchw. 9, 1—5) ausführlicher beschrieben hat. Was aber der Gottmensch bereitet, das kann nur etwas Gutes sein, mag es immerhin Etlichen, die einen verdorbenen Magen haben, unverdaulich erscheinen. Was der Gottmensch bereitet, dem kann nur eine gute Absicht zu Grunde liegen. Er will in Wahrheit nur, daß Sein Haus — die Kirche hier und dort — voll werde.

Und das, was Er bereitet hat, wird ein Mahl genannt. Ein Mahl ist nichts Beschwerliches oder Verdrießliches; es ist wahrlich keine harte Aufgabe, sich hinsetzen und essen zu dürfen; es ist auch nichts Ueberflüssiges, sondern etwas Nothwendiges, das zur Sättigung und Stärkung dienet, ja etwas Liebliches, Köstliches, dabei man Labsal und Erquickung empfängt. Und endlich ist das Mahl, von dem der HErr hier redet, auch ein gemeinschaftliches, da man mit Andern den gleichen Genuß haben kann. Damit deutet Er natürlich hin auf ein

geistliches Mahl, bei welchem die Gerichte heißen: geistlicher Segen in himmlischen Gütern, Gnade Jesu Christi, Liebe Gottes, Gemeinschaft des Heiligen Geistes, Gerechtigkeit, Friede und Freude im Heiligen Geiste, kurz: der ganze Segen der durch Christum geschehenen Erlösung von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels. Das soll man genießen, soll es sich zu eigen machen. Wie die leibliche Speise unser leiblich Wesen durchdringt, so soll diese Speise unser inneres Wesen durchdringen. Daran ißt man sich Leben und volle Genüge.

Kein Wunder, daß wegen dieser großen Kost das Mahl ein groß Abendmahl genannt wird. Es ist aber auch darum groß, weil es für Viele zugleich bereitet ist, weil sie Alle dabei reichliche Sättigung finden, weil da Jeder vollauf empfängt, weil da Keiner dem Andern etwas wegisset, weil dabei die Freude und der Genuß um so größer ist, je mehr daran theilnehmen.

Und dies große Mahl ist wirklich bereit. Es fehlt an keinem Stücke. Der geistliche Segen ist erkauft, die Gnade ist erschienen, die Liebe Gottes ist geoffenbart, die Gemeinschaft des heiligen Geistes ist gestiftet; die Gerechtigkeit ist erworben, der Friede errungen, die Freude an's Licht gebracht, kurz: die Erlösung ist geschehen und es wird uns solche Speise entgegengebracht im Wort und Sacrament.

Sollen sich aber zur bereiteten Speise auch die genießenden Seelen einfinden, so muß es auch bekannt gemacht werden, daß die Speise bereitet sei. Der Mensch lud nicht nur im Allgemeinen Viele dazu, sondern er sandte auch seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahls, zu sagen den Geladenen: Kommt, denn es ist Alles bereit. — Das hat zunächst seine geschichtliche Deutung. Durch das alttestamentliche Schriftwort war die Einladung zum Abendmahl des HErrn an die Vielen im jüdischen Volke ergangen, die mit Gottes Wort umgingen, ja von Amtswegen damit umzugehen hatten. Als nun aber die Stunde des Abendmahls kam, d. i. die Zeit des erschienenen Christus, die lange Stunde bis zu Seiner Wiederkunft, da sandte Er Seinen Knecht aus, das heilige Predigtamt, dessen erste Träger die heiligen Apostel waren. Er sandte sie zu den vielen Geladenen im jüdischen Volke und, als diese nicht kamen, zu den geistigen Krüppeln, den Zöllnern und Sündern, und danach zu denen an den Zäunen und Landstraßen, zu den armen Heiden. — Es hat aber dies Wort des HErrn seine Deutung auch noch heute. Denn die Stunde, von der Sct. Johannes sagt: „Kindlein, es ist die letzte Stunde," währt noch heute. Es ist eine lange Stunde, und doch für jeden Einzelnen eine gar kurze Stunde, dieweil Keiner weiß, wie lange er in dieser Zeit lebt. In dieser Stunde ergeht nun noch heute durch das heilige Predigtamt der Ruf: „Kommt, denn es ist Alles bereit. Obwohl wir bereits eingeladen sind durch die Taufe und da auch unser Kommen zugesagt haben, werden wir doch noch immer gemahnt: „Kommt, kommt!" Damit wird nichts Schweres von uns verlangt; nur Kommen, nur ein Weggehen und ein Hingehen; daher auch das Predigtamt unter beständigem Hinweis auf die Bereitschaft des Mahles immer von Zweierlei zu reden hat: von dem, was man verlassen, und von dem, zu welchem man hingehen solle. Und dies Reden wird es, wo es noth thut, zu begleiten haben, auch mit einem geistlichen Hereinführen, da es die geistlich Gebrechlichen gleichsam bei der Hand nimmt, ja mit einem, wenn auch nicht zwangsmäßigen, aber doch mit brünstigem Liebesdrängen geübten Nöthigen. Und ob dabei auch einmal ein Krüppel mit der Krücke nach dem Knechte schlüge, es wird darin nicht müde werden dürfen.

Denn das ist ja leider wahr: das Mahl ist bereitet, Alles, Alles ist bereit; aber die Gäste sind nicht immer bereit. Nicht alle einzelnen Gründe der Unbereitschaft führt uns der HErr in unserm Gleichniß vor; aber Er stellet uns doch mit den drei Leuten, die sich da entschuldigen, drei Classen auf, in die wir uns, wenn wir uns getroffen fühlen, einzuordnen haben. Der mit dem Acker entschuldigt sich mit seiner Arbeitsstätte, der mit dem Ochsen schiebt sein irdisch Besitzthum vor, der mit dem Weibe braucht sein Familienleben zum Vorwand des Nicht-Kommens. So wird noch heute dem Einen die Vielgeschäftigkeit im irdischen Berufe, dem Andern die Lust am irdischen Schatze, dem Dritten die Befriedigung am Hausstande der Riegel, der ihn gegen das längst bereitete Mahl absperrt. Da siehet man denn das große Mahl für ein kleines an, achtet die Fleischtöpfe Egyptens höher als das himmlische Manna, hält sich lieber an die Trebern als an das Mahl im väterlichen Hause.

Die Art und Weise der Entschuldigungen, mit denen sich die Unbereitschaft zudeckt, ist dann auch verschieden. Der Erste kommt mit seinem „Muß", aber mit seinem Muß; er fragt im Leichtsinn nichts darnach, ob es wirklich ein so sehr zwingendes Muß sei, das ihn abhält. Der Andere kümmert sich wenig um den Willen des Einladenden. **Ich** gehe jetzt hin, so antwortet die selbstsüchtige Seele, wenn Gott sich ihr anbeut: **Ich** komme jetzt her. Der Dritte meint gar, er sei ganz in seinem Rechte. Er hält nicht einmal eine Entschuldigung für nöthig. Er hätte ja fragen können, ob er nicht sein Weib mitbringen dürfe zu dem Mahle, das doch ein großes war; statt dessen belügt er sich schnell fertig mit seinem: Ich kann nicht, während er ehrlicher hätte sagen müssen: Ich will nicht. Damit ist uns das Wachsthum der Verhärtung gegen Gottes Einladung gar schön vorgezeichnet. Erst steckt man sich hinter die vermeintliche Nothwendigkeit, die man zum Scheine wohl gar selbst bedauert; dann geht's weiter in leichtfertige Nichtachtung des göttlichen Willens hinein, und endlich meint man, es

sei ganz in der Ordnung, daß Gott der HErr mit Seinem Mahle den Kürzern ziehe.

Was thut nun der HErr solchen Entschuldigungen gegenüber? Er spricht freilich nicht: Wenn ihr nicht wollt, so müßt ihr; denn Sein großes Abendmahl soll keine Zwangsanstalt sein; aber Er läßt doch auch die Entschuldigungen nicht gelten. Er spricht nicht: Nun, so mögt ihr später kommen; sondern — Er zürnt, und Seinen Zornespfeilen kann kein Entschuldigungsschild trotzen. Darum verfährt Er auch mit ihnen nach Seinem Zorn. Gehe aus bald, spricht Er zu Seinem Knechte; denn Er säumt nicht, Er läßt nicht mit sich spielen. Er sendet zu den Krüppeln und zu den Leuten an der Landstraße und schließt die Geladenen, die sich ihrerseits bereits durch die Entschuldigungen ausgeschlossen haben, nun auch Seinerseits vom Abendmahle aus. Das scheint dir vielleicht eine geringe Züchtigung zu sein; aber sie kann uns nur jetzt gering erscheinen, wo uns bisweilen die Herrlichkeit des großen Abendmahls vor dem verschwindet, was uns die Welt auftischt; wenn aber die Ewigkeit anheben wird, in der der reiche Mann nach einem Tropfen Wassers vom armen Lazarus lechzete, da werden die Ferngebliebenen mit ewigem Darben für ihr leichtfertiges Entschuldigen büßen und mit ewig unbefriedigtem Neide nach der Stelle an Gottes Tafel schauen, die sie einnehmen könnten, wenn sie gewollt hätten. Ja auch schon hier ist es ein schrecklich Ding, wenn Gott von den Eingeladenen sich abwendet und aufhört, durch Seine Knechte zu rufen, dieweil Er denken muß: Die kommen doch nimmermehr. Daß Er's wahr macht, davon ist Israel ein tägliches lebendiges Zeugniß. Behüte Gott in Gnaden, daß Er's auch an mir und dir wahr machen müsse! Amen.

Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen.

Der Pilger ist gewöhnt, mit seinen lieben Lesern alljährlich den Tag zu feiern, an welchem im Jahre 1530 die Uebergabe der Augsburgischen Confession stattgefunden hat. Er will dies auch diese Woche thun, und zwar mit einem Blick auf das Leben des Mannes, der das Zustandekommen des Augsburgischen Bekenntnisses sonderlich betrieben und dessen Name als der erste unter das genannte Bekenntniß geschrieben worden ist.

Am 5. Mai 1525 segnete Kurfürst Friedrich der Weise das Zeitliche. Ihm folgte in der Kurwürde sein jüngerer Bruder Johann*), der bisher in lieblicher Eintracht sein Mitregent gewesen war. Hatte Friedrich den Gang des Reformationswerkes nur mit Theilnahme und Aufmerksamkeit verfolgt und die Evangelischen geduldet, ohne sich entschieden auf ihre Seite zu stellen, so war Johann der erste sächsische Fürst, der sich mit aller Bestimmtheit zum lautern Evangelio bekannte und den Lauf derselben mit allem Eifer beförderte. Nicht zwar rasches, durchgreifendes Handeln war seine Sache, wohl aber ein unerschütterliches Beharren und Feststehen auf der einmal erkannten Wahrheit, daher man ihm auch in der Geschichte — und seine Geschichte hat nicht blos für Sachsen Bedeutung — den Beinamen Constans, d. i. der Beständige oder Standhafte gegeben hat.

Von seinem Leben beschränken wir uns heute vornehmlich auf das, was mit der Augsburgischen Confession zusammenhängt, und erwähnen das Uebrige nur in aller Kürze. Johann war geboren zu Meißen am 30. Juni 1467. Seine Jugendzeit hatte er am Hofe des ihm verwandten Kaisers Friedrich des III. verlebt und dann nicht ohne Bezeugung ritterlicher Tapferkeit unter Kaiser Maximilian I. Feldzüge in Ungarn und Italien mitgemacht. Im Jahre 1499 verheirathete er sich mit Prinzessin Sophie von Mecklenburg, die ihm im Jahre 1503 den Kurprinzen Johann Friedrich (als Kurfürst der Großmüthige genannt) gebar. Sophie starb bald nach der Geburt im Wochenbett, und nun lebte Johann in zehnjährigem Wittwenstand, bis er mit der anhaltischen Prinzessin Margarethe eine zweite Ehe einging, die auch nur von kurzer Dauer war.

Vor dem Beginn des Reformationswerkes war Johann natürlich noch in allen Irrthümern der katholischen Kirche befangen. So verfaßte er z. B. im Jahre 1516 zu Weimar sein Testament nicht nur im Namen der heiligen Dreieinigkeit, sondern zugleich im Namen von 41, sage: einundvierzig Heiligen. Aber je mehr die reformatorische Bewegung um sich griff, je mehr sein Bruder Friedrich, mit dem er ja in täglichem Umgang stand, von derselben berührt ward, desto mehr neigte er sich dieser Bewegung zu. Er forschte selbst fleißig in der Schrift, ob sich's also hielte und schenkte den theologischen Schriften der Reformatoren seine volle Aufmerksamkeit. Doch finden wir ihn auf dem Reichstage zu Worms (1521), den er auch mit besuchte, noch in abwartender Stellung.

Eben brachte er mit dem Landgrafen Philipp von Hessen und den Herzögen Georg (d. Bärtigen) und Heinrich (d. Frommen) von Sachsen den unseligen Bauernkrieg zu Ende, da starb sein Bruder Friedrich auf dem Schlosse Lochau. Johann trat mit der Thatkraft des reiferen Mannesalters (er war bereits 58 Jahre alt) in seine Stelle ein. Bekenntniß des Evangelii in That und Wort ist von nun an der goldene Faden, der sich durch sein Regieren zieht. Abschaffung der römischen und

*) Beide waren Söhne des Kurfürsten Ernst, der mit seinem jüngeren Bruder durch Kunz von Kauffungen vom Altenburger Schlosse geraubt worden (Prinzenraub, 1455).

Johann der Beständige.
Psalm 119, 46.

Einführung der „deutschen Messe", die Kirchenvisitation in den kursächsischen Landen, die Aufstellung einer lutherischen Kirchenordnung folgen Schritt für Schritt auf einander. Im Jahre 1529 stand Johann unter den Vordersten, die gegen den verderblichen Reichstagsabschied von Speier protestirten und appellirten (Protestanten). Da kam das Jahr des Augsburger Reichstags (1530).

Kaiser Karl V. hatte soeben durch einen glänzenden Sieg über Franz I. von Frankreich freie Hand bekommen, so daß er eher hoffen durfte, mit den Evangelischen fertig zu werden. In solcher Lage hatte es für ihn weniger Bedenken, den Reichstag auszuschreiben, auf welchem die Sache der Evangelischen zur Entscheidung kommen sollte. Mit dem Papste und mit seinem Bruder Ferdinand hatte er verabredet, das mit Gewalt durchzusetzen, was mit Güte nicht zu erreichen wäre. Beide Theile sollten lateinische und deutsche Schriftstücke über ihre Lehren mit nach Augsburg bringen, wohin der Reichstag auf den 8. April beschieden war.

Johann erkannte mit klarem Blicke die Stellung, die ihm in dem ganzen Handel zukam. Es war keine Zeit zu verlieren. Sofort nach Eingang des kaiserlichen Ausschreibens forderte er seine Theologen auf, die unterscheidenden Artikel klar und deutlich zusammenzufassen, zu ihm nach Torgau zu kommen und sich nöthigenfalls zur Reise nach Augsburg bereit zu halten. Auch die Theologen säumten nicht; sie hatten früher schon die 17 Schwabacher Artikel zusammengestellt, und legten dieselben (nunmehr Torgauer Artikel genannt) ohne wesentliche Veränderung vor, weil ja das liebe Evangelium zu Schwabach nicht anders reden konnte als zu Torgau. Als sie vor den Kurfürsten kamen, stellte ihnen derselbe vor, zu bedenken, ob sie alle Punkte kecklich verantworten könnten; wo nicht, so sollten sie doch ja dem Lande keine Gefahr zuziehen. Aber die Theologen antworteten, sie wollten Se. kurfürstliche Gnaden in keinem Wege in Gefahr bringen, wenn sie nur selber auf dem Reichstage vor der Kaiserlichen Majestät ihre Rechenschaft ablegen könnten. Da erwiederte der wackere Kurfürst: „Das wolle Gott nicht, daß ich aus eurem Mittel ausgeschlossen sein sollte; ich will mit euch meinen HErrn Christum bekennen."

Vor der Abreise ward noch über Matth. 10, 32 (Wer mich bekennet vor den Menschen ꝛc.) gepredigt und die Gemeinden vermahnt, für einen gesegneten Erfolg des Reichstags fleißig zu beten, dann ging's am 3. April von dannen. Der Kurfürst nahm außer dem Kurprinzen Johann Friedrich, sieben Rittern und siebzig Adeligen (mit ihrem Gefolge 160 Mann) die Theologen Luther, Melanchthon, Jonas und Spalatin mit. Der gleichfalls mitziehende Graf Albrecht von Mansfeld hatte den M. Eisleben (Agricola) zur Seite. Die Dienerschaft des Kurfürsten trug auf den Aermeln ihrer Kleider nach damaliger Sitte den Wahlspruch ihres Herrn: V. D. M. I. Ae. d. i. verbum domini manet in aeternum, des HErrn Wort währt in Ewigkeit.

Die Reise fiel in die Char- und Osterwoche. Doch vergaß man dabei der großen Thaten Gottes nicht. Am Palmsonntag nahm der Kurfürst zu Weimar das heilige Abendmahl, und die Theologen, namentlich Luther, mußten unterwegs an verschiedenen Orten predigen. Luther blieb, weil er noch in der Reichsacht war und man für sein Leben hätte befürchten müssen, auf der Feste Coburg zurück. Der Kurfürst mit den Andern zog am 2. Mai, Montag nach Misericordias Domini in Augsburg ein. Während die Gegner gemeint hatten, er werde aus Furcht daheim bleiben, war er der Erste auf dem Plane, so daß die Feinde anfangs gar argwöhnten, er sei gekommen, um den Kaiser mit den Waffen in der Hand abzuwarten.

Kaum waren die Evangelischen in Augsburg, so machte sich Melanchthon auf Befehl des Kurfürsten an die Ausarbeitung der Augsburgischen Confession und die andern Theologen predigten um die Wette in verschiedenen Kirchen Augsburgs. Das machte nicht geringes Aufsehen. Man machte sich auf den Fall gefaßt, daß der Kaiser die evangelische Predigt während des Reichstags verbieten würde. Und wirklich war dem von Italien her kommenden Kaiser, den etliche katholische Fürsten eingeholt hatten, die Sache so hinterbracht, daß er's für gerathen hielt, mit dem Kurfürsten Johann deshalb insgeheim verhandeln zu lassen. Vorerst antwortete dieser noch, daß er unmöglich für seine eigne Seele die Speise

der evangelischen Predigt entbehren könne und daß die selbe auch in Wahrheit so wenig befürchten lasse, daß vielmehr durch dieselbe gefährliche Irrthümer zerstreut, und dabei auch für Kaiserliche Majestät und alle Obrigkeit eifrigst gebetet würde. Später aber, als der Kaiser eingetroffen war, gab Johann im Einverständniß mit dem besonnenen Gutachten seiner Theologen unter der Bedingung nach, daß auch die römische Partei auf die Dauer des Reichstags das Predigen lassen wolle und der Kaiser allein die Prediger bestimme, da Kaiserliche Majestät in Augsburg ebensogut allein zu gebieten habe, wie er in Torgau.

Doch ließ des Kaisers Ankunft noch eine gute Weile auf sich warten, obwohl Melanchthon die Bekenntnißschrift längst beendet und Luther sie von Coburg aus gebilligt hatte. Es schien, als wollte der Kaiser durch sein langes Ausbleiben die evangelischen Fürsten zum Voraus müde und verdrießlich machen. Kostete doch auch der monatlange Aufenthalt in Augsburg nicht wenig Geld. Endlich, nachdem Luther die Ermüdenden schon mehrfach zu trösten gehabt hatte, kam der Kaiser herangezogen. Er kam gerades Weges von Bologna, wo er von dem Papste tüchtig in die Schule genommen worden war. Er brachte zum Beistand den päpstlichen Gesandten Campegius mit sich. Aufgehalten durch die Volksbegrüßungen, die dem fast 10 Jahre nicht nach Deutschland gekommenen Reichsoberhaupte gespendet wurden, zog er erst am 15. Juni, am Mittwoch nach Trinitatis, dem Tage vor dem Frohnleichnamsfeste, in Augsburg ein. Beim Empfang waren die Fürsten von den Pferden gestiegen, aber der päpstliche Legat Campegius blieb auf seinem Maulesel sitzen und ertheilte den päpstlichen Segen. Der Kaiser und die katholischen Fürsten knieten nieder, aber die Evangelischen blieben wacker stehen. Der Einzug selbst ward mit noch nie gesehenem Glanze ausgeführt. Die Feierlichkeit währte bis zum späten Abend.

Schon an diesem Abend kam es zu einem erfreulichen Zeugniß der evangelischen Fürsten. Noch kurz vor Schlafengehen wurden sie in's kaiserliche Quartier entboten und aufgefordert, daß sie sich morgen an der öffentlichen Frohnleichnamsprocession betheiligen möchten. Man hoffte ohne Zweifel, sie mit diesem Ansinnen zu überrumpeln; aber sie weigerten sich auf's einmüthigste, durch ihre Theilnahme an der Procession der römischen Irrlehre von der Brodverwandlung beizutreten. Der alte Kurfürst Johann, der von den Festlichkeiten des Tages tüchtig müde sein mochte, schickte die vom Kaiser abgesandten Räthe, die ihn noch Nachts um 11 Uhr für die Procession gewinnen wollten, unverrichteter Sache wieder heim. Und als der Umzug am andern Tage gehalten ward, betheiligte sich nicht nur keiner der evangelischen Fürsten, sondern auch kaum hundert Augsburgische Bürger. — Von der weiteren Auseinandersetzung über das Predigen während der Dauer des Reichstags ist bereits erzählt. Der Kurfürst schrieb darüber an Luther: „So muß denn unser HErr Gott auf diesem Reichstag stille schweigen;" denn der Kaiser Carl wählte natürlich nur papistisch gesinnte Prediger, die alles Andere, nur nicht Gottes Wort predigten.

Am Morgen des 20. Juni (Montag) ward der Reichstag durch eine feierliche Messe eröffnet. Die evangelischen Fürsten gaben hiebei wohl dem Kaiser das übliche Geleit, und der Kurfürst Johann trug das Reichsschwert voran, aber an den mancherlei Meßgebräuchen nahmen sie in keiner Weise Antheil. Während der Messe selbst legte der Kurfürst das Reichsschwert in die Hand eines katholischen Fürsten. Dafür mußten sie sich's gefallen lassen, daß ein päpstlicher Redner noch in der Kirche eine stichelnde Rede gegen sie losließ, in der er sie geradezu mit den Türken verglich. Gleich nach dem Gottesdienst ward auf dem Rathhause die erste einleitende Sitzung gehalten.

Noch am selben Tage versammelte der Kurfürst von Sachsen die Seinen und ermahnte sie zur Standhaftigkeit in den Anfechtungen, auf die man nach den bisher gefallenen Reden mit Sicherheit schließen konnte. Dann zog er sich in sein Gemach zurück, um mit Betrachtung des göttlichen Wortes und mit Gebet sich auf das Kommende zu rüsten. So, nicht einmal von seiner Dienerschaft gestört, verbrachte er den Dienstag Vormittag. Am Nachmittag berieth er sich mit seinem Sohne, dem Kurprinzen und dem Kanzler Brück, von dem der Pilger im vorigen Jahre (Nr. 25) erzählt hat, über Glaubenssachen. Man kam überein, darauf anzutragen, daß die Religionssache zuerst zur Sprache gebracht würde. Und es wurde das auch erreicht, weil den katholischen Fürsten gleichfalls daran gelegen war.

Nachdem die Päpstler die Aufstellung eines Bekenntnisses ihrerseits, wie es doch der Kaiser gewünscht hatte, abgelehnt hatten, weil sie ja bei der „alten Lehre" geblieben seien, wurden die Evangelischen zu schleuniger Beendigung ihrer Bekenntnißschrift gedrängt. Bis Donnerstag, den 23. Juni, waren die Abschriften fertig. Beim Kurfürsten Johann kam man zusammen, um das Bekenntniß vorzulesen, zu unterzeichnen und zu untersiegeln. Der Kursachse unterzeichnete zuerst. Als der Markgraf Wolfgang von Anhalt die Feder ergriff, sagte er: „Ich habe manchen schönen Ritt andern zu Gefallen gethan; warum sollte ich denn nicht, wenn es von nöthen wäre, meinem HErrn und Erlöser, JEsu Christo, zu Ehre und Gehorsam mein Pferd satteln und mit Dransetzung meines Leibes und Lebens zu dem ewigen Ehrenkränzlein in's himmlische Leben eilen?"

(Schluß folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Zur allgemeinen Statistik. Nach einer Berechnung der Missionare giebt es in der Welt jetzt ungefähr 7 Millionen Juden, die Hälfte davon in Europa, in Rußland allein 1,220,000. In Oesterreich zählt man 853,300, in Preußen 284,500, im übrigen Deutschland 192,000. In Frankfurt a. M. kommt auf 16 Christen 1 Jude. Frankreich zählt 80,000, Großbritannien 42,000, die Schweiz 3200. — Seit Anfang dieses Jahrhunderts sind durch den Dienst der Judenmissionsgesellschaften (an Zahl 33, mit etwa 200 Missionaren) gegen 20,000 Juden bekehrt worden. —

Allgemeines aus Deutschland. Vom 13. bis 16. September vorigen Jahres ward zu Altenburg der 13. deutsche Kirchentag gehalten. Der Besucher waren 900—1000. Etwa die Hälfte davon mochten der näheren Nähe angehören. Den Vorsitz führte Generalsuperintendent Dr. Hoffmann aus Berlin. Die Versammlungen wurden in einer kleineren Kirche Altenburgs gehalten; doch wollte die Form der Debatte (hie und da ein Lachen, ein lautes Rufen u. dergl.) nicht recht zur Würde des Gotteshauses passen. Die Gegenstände der Verhandlungen waren zeitgemäß gewählt, aber sie wurden nicht durchweg in befriedigender Weise besprochen. Das gilt namentlich von dem Thema der beiden ersten Tage: Welchen Gewinn hat die Kirche aus den neuesten Veranstaltungen des Lebens Jesu zu ziehen? Am ersten Tage hatte Prof. Beyschlag aus Halle und am zweiten Prof. Köstlin aus Breslau die Verhandlungen hierüber durch einen Vortrag einzuleiten. Der erstere ließ nicht nur das „Charakterbild Jesu" von Schenkel, das recht eigentlich in dem Vordergrund der Besprechung hätte stehen sollen, links liegen, sondern er legte auch vom Standpunkte einer vermittelnden Theologie aus ein höchst unsicheres, dem kirchlichen nicht gleichkommendes Bekenntniß von der Person Christi ab, oder gab vielmehr über dieselbe seine neue Beyschlag'sche Lehre zum Besten. Seine Posaune gab nicht nur keinen hellen und lauten, sondern auch keinen reinen Ton. Er meinte, die Kirche habe bisher noch gar nicht die rechte Lehre von der Person Christi gehabt, sie sei seit der Kirchenversammlung von Chalcedon (im Jahre 451) der wahren Menschheit Christi nicht gerecht geworden und habe Christum mehr als einen Gott betrachtet, der incognito auf Erden lebe. So sei denn nun die Kirche selbst an dem Unheil, das die Schriften von Strauß und Renan angerichtet, nicht ganz unschuldig. Aber freilich war hierauf die Lehre Beyschlags, so fesselnd und interessant auch sein Vortrag war, nicht im Stande, die Schuld der Kirche wieder gut zu machen. Er lehrte, Christi göttliche Natur sei nicht von Ewigkeit her persönlich gewesen, sondern sie sei erst durch die Menschwerdung Christi zur Person geworden. Vorher sei sie als eine Idee oder Kraft in Gott gewesen. Das konnte ja wohl die Versammelten nicht befriedigen, die in ihrem größten Theile erschienen sein mochten, um ein einmüthiges Bekenntniß zur Kirchenlehre gegenüber den neuesten Angriffen auf dieselbe abzulegen. Es kostete Mühe, das Hindrängen auf solch ein Bekenntniß zu hemmen und den Eindruck, den Beyschlags Vortrag gemacht hatte, durch die Erklärung zu mildern, es sei derselbe eben nur ein Versuch gewesen, das schwere Räthsel der Lehre von der Person Christi zu lösen. Auch am zweiten Tage kam es nach einem ausgedehnten Vortrage von Prof. Köstlin aus Breslau, der zwar nüchterner und vorsichtiger, aber doch nicht ohne bedenkliche Zugeständnisse über denselben Gegenstand redete, zur Aufstellung von sieben zahmen, fast könnte man sagen: matten, vermittelnden Sätzen, die in ihrer Schwerfälligkeit nicht im Stande waren, die Stelle eines runden, klaren Bekenntnisses zur Kirchenlehre und eines Protestes gegen die neuesten Angriffe auf dieselbe zu ersetzen. Man merkte es den Sätzen nur zu deutlich ab, wie man nach Ausdrücken gesucht hatte, um die neue Beyschlag'sche Lehre möglichst mit der alten Kirchenlehre zu vereinbaren. — Am dritten und vierten Tage kam der Centralausschuß des Kirchentages für innere Mission zum Worte. Dr. Wichern berichtete über die gesegnete Thätigkeit dieses Ausschusses. P. Köllner aus Elberfeld hielt mit deutscher Gründlichkeit einen längeren Vortrag über „Christenthum und Volksthum", an den sich manch beherzigenswerthes Wort anknüpfte. Der Protest gegen Duldung der Hazardspiele ward wie früher erneuert. Minister von Bethmann-Hollweg, der mit der Uebernahme des preußischen Cultusministeriums den Vorsitz des Centralausschusses abgegeben hatte, ward, da er ja jetzt schon längere Zeit nicht mehr activer Minister ist, wieder mit der Leitung des Ausschusses betraut. Die Anstellung eines dritten Reisepredigers im Dienste des Ausschusses ward beschlossen. (Es ist infolge dessen den Reisepredigern Hesekiel und Meyeringh der Prediger Oldenberg aus Berlin beigegeben worden, der zugleich dem Ausschuß als geschäftsführender Secretair dienen wird.) — Außer den Hauptversammlungen wurden auch zahlreiche Spezialconferenzen gehalten, die sich zum großen Theil mit besonderen Zweigen der inneren Mission beschäftigten. Bei den Abendgottesdiensten in der Hauptkirche predigten Prof. Brückner aus Leipzig, P. prim. Rüling aus Bautzen und Pfarrer Blumhard aus Bad Boll bei Göppingen. — Zum Versammlungsort des nächsten Kirchentages ward vorläufig Stuttgart bestimmt; doch ist Stuttgart seitdem zu Gunsten der Stadt Kiel zurückgetreten, die eine Einladung an den Kirchentag hat ergehen lassen. —

[Das auf dem Kirchentag zu Altenburg vielfach besprochene und empfohlene Unterhaltungsblatt „Daheim", ein illustrirtes Blatt in Form der bekannten Gartenlaube, aber auf christlicher Grundlage, herausgegeben von Dr. König in Leipzig, ist mit dem 1. October vor. Jahres in's Leben getreten, hat sich tüchtiger Mitarbeiter, sowie einer großen Leserzahl (33,000) zu erfreuen gehabt und im Ganzen den guten Erwartungen entsprochen, die man von ihm hegte. —

Mit Nächstem (wohl vom 1. Juli an) wird in Gütersloh eine andere neue Zeitschrift erscheinen, die den Titel führen soll: „Der Beweis des Glaubens", Monatsschrift zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete, mit dem Motto 1. Petr. 3, 15, 16. Was sie will, ist aus ihrem Titel und ihrem Motto klar, und daß sie gerade jetzt entsteht, ist sehr erfreulich. Man hat auch für sie tüchtige Kräfte gewonnen. Der HErr führe ihr auch viele Leser zu und zwar die Leser, für die sie berechnet ist. —]

Von zwei anderen größeren Versammlungen, der am 7. und 8. Juni in Eisenach abgehaltenen Versammlung des Protestantenvereins (badischen Ursprungs) und der gleichfalls in der Pfingstwoche zusammengetretenen

allgemeinen deutschen Lehrerversammlung wird erst die nächste Umschau berichten.

Fast gleichzeitig mit dem evangelischen Kirchentage, vom 16. Sept. an, war auch der „katholische Kirchentag", die 16. Generalversammlung der katholischen Vereine in Würzburg zusammen. Den Vorsitz führte Hofrath Baron Moy aus Innsbruck. Die Versammlung war zwar zahlreich besucht (gegen 1000 Personen), doch hatte sie nicht die Bedeutung wie manche ihrer Vorgängerinnen. Das Hauptergebniß waren fünf Erklärungen, die badischen Zustände, Schleswig-Holstein, die päpstliche Anleihe, die Duellgeschichte der preußischen Grafen von Schmising ꝛc. betreffend. Am 2. Tage stellte Stadtpfarrer Thissen aus Frankfurt a. M. einen Antrag auf Gründung eines Vereins zu „Wiedervereinigung der getrennten Christen." Auch diesmal ward von Gründung einer „freien" katholischen Universität geredet. Ueber die badische Schulfrage hatte sich der Rechtsanwalt Brummel so scharfe Ausdrücke erlaubt, daß er bei seiner Heimkehr verhaftet und in Criminaluntersuchung wegen Majestätsbeleidigung gezogen wurde.

Eine katholische Gelehrtenversammlung wie früher ist nicht wieder zu Stande gekommen. Der Papst hatte für derartige Zusammenkünfte eine Reihe fesselnder Bedingungen aufgestellt. Die Bischöfe sollten die Oberaufsicht über dieselben haben, die einzelnen Theilnehmer sollten zuvor angezeigt, die Protokolle erst nach bischöflicher Prüfung veröffentlicht und die Versammlungen selbst erst nach jedesmal eingeholter päpstlicher Genehmigung abgehalten werden. Da war denn doch eine freie Bewegung der Vertreter katholischer Wissenschaft ziemlich unmöglich gemacht. Gleichwohl ward bei Gelegenheit der Generalversammlung der Vereine eine Adresse an den Papst ausgefertigt, in der man ihm für die Fürsorge, die er den Gelehrtenversammlungen geschenkt, Dank sagte und sich seinen Entscheidungen in Betreff der ganzen Angelegenheit unterwerfen zu wollen erklärte. Die Adresse fand 63 Unterschriften. —

Auf der mehrgenannten Versammlung der kath. Vereine ward auch ein katholischer Broschürenverein gegründet, an dessen Spitze der Stadtpf. Thissen in Frankfurt a. M. steht. Der Verein gedenkt jährlich 10 zeitgemäße kleine Broschüren abfassen zu lassen und zu verbreiten, die, wie es scheint, auch gegen die evangelische Kirche Front machen sollen. Johann Huß, und „Was wollte Gustav Adolf in Deutschland?" und dergl. sind bereits zur Behandlung gekommen. Wer jährlich 10 Gr. zahlt, ist Mitglied des Vereins und erhält die ausgegebenen Broschüren. —

Zu schnellerem Ausbau des Kölner Doms, besonders seiner Thürme, ist eine großartige Dombaulotterie von vielen hunderttausend Loosen veranstaltet worden. —

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Die drei Großmächte Frankreich, England und Rußland.

(Schluß.)

Ueber England ist im verflossenen Jahre nicht eben viel, am allerwenigsten etwas Erquickliches zu sagen, man müßte denn dahin rechnen, daß am 8. Januar die vielgefeierte dänische Kronprinzessin einen Thronerben geboren hat. In der Politik hat es sich, wie bisher, gewaltthätig gegen Schwächere, feig gegen Mächtige benommen, eine ächte Krämerpolitik, die ein großes Maul und wenig Hirn hat, wie weiland der Riese Goliath. In Amerika hat es nichts für die vergewaltigten Südstaaten gethan, obwohl dies eine gesunde englische Politik um jeden Preis hätte thun müssen. Was Frankreich und England in Amerika unbegreiflicher Weise versäumt, die Schwächung der stolzen Union, das werden sie später in Mexico und Canada zu büßen haben. Im dänisch-deutschen Kriege lehnte das Parlament nach dem Vorschlage der Minister jede bewaffnete Intervention (Einmischung) ab, nicht etwa aus Gerechtigkeitsgefühl, sondern aus Feigheit und Furcht. Ihrer Wuth gegen Deutschland machten sie nach Herzenslust durch Schimpfen in der Presse Luft, und durch eine klägliche Parteinahme im Prozesse gegen einen deutschen Schneidergesellen Müller, der einen alten reichen Engländer ermordet haben sollte, dessen Verurtheilung aber auf eine Art geschah, von der sich jeder ehrliche, gewissenhafte Mensch mit Abscheu abwendet. Unserer Ueberzeugung nach ist Müller wirklich der Mörder gewesen; aber diese Ueberzeugung ist blos eine moralische, der juristische Beweis war mehr als mangelhaft; und gewiß ist es nicht, daß die Verurtheilung eine rechtmäßige war. Pöbelgeschrei auf der Gasse und in der Presse hat den Ausschlag gegeben, ein trefflicher Zustand der Justiz bei einem Volke, das sich gerade auf seine Rechtszustände etwas einbildet!

Eben so lärmend und demonstrirend benahmen sie sich gegen Frankreich, und eben so erbärmlich krochen sie zum Kreuze, als sie Ernst sahen. Angeblich stehen sie mit Frankreich im herzlichsten Einverständnisse, seitdem im Krimkriege das große westmächtliche Bündniß geschlossen ward. Aber trotz dieses brüderlichen Verhältnisses versäumen sie keine Gelegenheit, ihren guten Freund zu kränken und ihm hinterrücks eins zu versetzen. Sie spüren wohl, daß ihr Alliirter die erste Rolle spielt, sie dagegen sich mit der zweiten begnügen müssen, und können sich die Genugthuung nicht versagen, ihrem Unmuth darüber zuweilen, meist, um nicht mehr zu sagen, in knabenhafter Weise Luft zu machen. In dem Complotte gegen das Leben des Kaisers Napoleon hatte es sich bei der Untersuchung herausgestellt, daß die Umsturzpartei in Italien unter Mazzini und Garibaldi dabei betheiligt war. Mazzini ist die ränkeschmiedende Seele dieser Partei; wo es aber gilt, einen Lärm zu machen, da wird Garibaldi, der Haudegen vorgeschoben, der zu Ränken zu ehrlich, aber zu Spektakelstücken trefflich zu brauchen ist. Mazzini war, wie bereits erwähnt, von den französischen Gerichten als Theilnehmer am Complott in contumaciam zur Deportation verurtheilt worden; d. h. wenn wir ihn kriegen, schaffen wir ihn nach Cayenne.*) Trotzdem verkehrte ein hoher Beamter des Ministeriums, Lord Stansfield, mit dem überwiesenen Meuchelmörder in freundschaftlichster Weise und stand mit ihm in Briefwechsel. Schon darüber mußte der Kaiser ungehalten sein, aber geradezu ein Schlag mit der Faust ins Angesicht war es, daß die Herren Engländer sich des Kaisers persönlichen Feind, Garibaldi, nach England bestellten und mit ihm eine wahre Komödie aufführten. Er wohnte bei einem der vornehmsten Herren, dem Herzog von Sutherland,

*) Cayenne ist die Hauptstadt des französischen Theils von Guyana (Südamerika, nördlich von Brasilien). In dies heiße, dicht am Aequator gelegene Land sendet Frankreich jetzt die Verbrecher, die früher zur Galeerenstrafe verurtheilt wurden, ähnlich wie Rußland die seinen in das kalte Sibirien schickt.

und wurde von allen Seiten auf kindische Weise beräuchert und angebetet. Dieser Spektakel, hinter dem der englische Premierminister Palmerston selbst steckte, hatte zugleich den Zweck, Oesterreich zu schrecken und in Bezug auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit geschmeidiger zu machen. Diese letzte Absicht verfehlte die Komödie gänzlich, in Oesterreich kümmerte man sich nicht darum und lachte verdientermaßen. Allein der Kaiser von Frankreich ließ es nicht so hingehen; er versah seinen Gesandten in England mit der Weisung, ein ernstes Wörtchen gegen die Herren Stansfield und Garibaldi zu sprechen. Und kaum war es gesprochen, so kroch der großmäulige John Bull*) zum Kreuze. Stansfield zog das Ministerium dadurch aus der Verlegenheit, dem Kaiser Napoleon zu Gefallen gegen ihn einschreiten zu müssen, daß er freiwillig seine Entlassung eingab. Den Helden Garibaldi aber spielte der edle Palmerston auf eine feine Weise aus dem Lande, nachdem er ihn auf eine grobe hatte kommen lassen. Er ließ ihn bedeuten, der englischen Regierung sei die Gesundheit des italienischen Helden sehr theuer, und es liege ihr schwer auf dem Herzen, daß dieselbe unter den gehäuften Ehrenbezeugungen leiden dürfte; sie ersuche ihn daher, gefälligst wieder nach seiner Insel Caprera zurückzukehren. Garibaldi beeilte sich, dieser freundlichen Mahnung zu folgen, und so endigte der Spektakel damit, daß sich das große englische Volk gründlich lächerlich gemacht hatte. Aber es ist nicht nur zu beklagen, daß der mächtigste protestantische Staat in der Politik eine so jämmerliche Rolle spielt; viel mehr noch, daß unter einem solchen Ministerium, auf dessen Fahne nicht das Recht und der Edelmuth, sondern eine krämerhafte Ausbeutung der Umstände ohne alle Beachtung des Rechts und des Anstandes geschrieben steht, auch die innerliche Sittlichkeit des Volkes Schaden leidet. Es kann uns keineswegs gleichgültig sein, daß ein Land, von dem aus für das Reich Gottes so viel und so Großes geschieht, immer tiefer in die Fäulniß politischer Ehrlosigkeit versinkt. Das sei Gott geklagt und zur Besserung befohlen! Zu großer Freude gereicht es uns daher, berichten zu können, daß sich im Volke selbst der bessere Geist wider solche Wirthschaft regt. Im Oberhause brachte Lord Malmesbury ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium ein, und erhielt dafür auch eine Majorität von 9 Stimmen; wäre die Sache ähnlich im Unterhause (der zweiten Kammer) gegangen, so war das Ministerium gestürzt, und es wäre die conservative oder Tory-Partei ans Ruder gekommen, die zwar auch neuerdings von ihrer alten Kraft und Ehrenhaftigkeit viel verloren hat, aber doch in dieser Beziehung noch immer vortheilhaft gegen die bestehende Regierung abstechen würde. Aber im Unterhause blieb der Antrag mit 18 Stimmen in der Minderzahl und hatte somit keine Gültigkeit noch Folgen.

In ihren überseeischen Colonien haben die Engländer mancherlei Kämpfe zu bestehen gehabt. Der Krieg mit den Maoris, den Eingebornen Neuseelands, ist auch im Jahre 1864 mit viel Härte und Blutvergießen fortgeführt worden. Die Maoris haben in den einzelnen Treffen den Kürzern gezogen, aber sich noch nicht unterworfen. Es wird ihnen wohl gehen, wie so vielen Völkerschaften, zu denen die europäische Cultur gedrungen ist, sie werden allmählich von der Erde verschwinden. — In Indien ist am 12. Januar der neue Vicekönig, Sir Lawrence, angetreten, und hat einige kleinere Kämpfe mit einzelnen wilden Völkerschaften am Fuße des Himalayagebirges, besonders in Bhutan, zu bestehen gehabt, die zum Vortheil der Engländer ausgeschlagen zu sein scheinen. Doch dürfte noch einige Zeit vergehen, ehe das ganze große Land zum Frieden und zur Ruhe gelangen wird.

Rußland hat nach Außen hin wenig gethan, es mußte seine ganze Kraft auf Beilegung der polnischen Revolutionswirren und auf Regelung seiner bäuerlichen Verhältnisse verwenden, und hat hier tüchtig aufgeräumt. In Polen war eine der durchgreifendsten Maßregeln die Aufhebung der römisch-katholischen Klöster, die sich fast sämmtlich beim Aufstande betheiligt hatten und Hauptheerde desselben gewesen waren. Von beinahe 200 Mönchs- und Nonnenklöstern dürfen nur 34 fortbestehen und sind unter scharfe Aufsicht der Bischöfe gestellt. Noch wichtiger verspricht eine andere Maßregel zu werden, die auf Kosten des revolutionirenden Adels einen freien Bauernstand durch Verleihung festen, unabhängigen Besitzes geschaffen hat. Dadurch entsteht ein Mittelstand, der schon um seines Besitzes willen an das Fortbestehen der russischen Herrschaft geknüpft ist und eine Stütze derselben zu werden verspricht, wie denn der von Rußland gut behandelte Bauernstand schon dieses Mal sich nicht zur Revolution in Masse hat fortreißen lassen, sondern mit den russischen Behörden und Truppen gemeinschaftliche Sache gegen die Aufständischen gemacht hat. Vor der Hand ist dadurch der Aufstand völlig niedergearbeitet; nur einzelne Raub- und Mordbanden durchziehen noch das Land oder vielmehr die großen Wälder und werden wie wilde Thiere von den russischen Truppen mit Hülfe der Bauern nach und nach umzingelt und niedergeschossen. Ob damit das Land auf die Dauer beruhigt oder auch nur lahm gelegt ist, muß die Zeit lehren. Polen ist schon mehr als einmal todt gesagt worden und immer wieder aufs neue lebendig geworden. Das aber muß man sagen, daß die getroffenen Maßregeln practisch sind und sich bewähren können, namentlich, wenn durch das neue Unterrichtsgesetz nach und nach auch ein intelligenterer Bauernstand geschaffen werden sollte. Für ganz recht halten wir es auch, daß der Kaiser davon abgegangen ist, Polen zu russificiren (in Sprache und Sitte russisch zu machen) und ihm seine eigne Sprache und Verfassung gewährleistet hat. Auch die Befreiung der russischen Bauern von der Leibeigenschaft und selbst Hörigkeit hat einen guten und ruhigen Fortgang gehabt. Das beste Zeichen des Gedeihens ist es, daß der russische Credit sich sehr gehoben hat und der bisherigen Geldverlegenheit so ziemlich ein Ende gemacht ist.

*) Wie man die Deutschen, wenn man von ihren Absonderlichkeiten reden will, scherzweise den „deutschen Michel" nennt, so ist für die Engländer zu gleichem Zwecke der Name „John Bull" gebräuchlich, d. i. etwa: Hans Ochs, eine Benennung, die übrigens von einem berühmten englischen Schriftsteller (Swift) herrühren soll.

Nachricht.

Am 2. Juni starb zu Erlangen der Professor Carl von Raumer, geb. 1783. Ueber ein halbes Jahrhundert währte seine Lehrthätigkeit an den Universitäten Breslau, Halle und Erlangen, indem er gleich segensreich durch seine naturwissenschaftlichen, geographischen und pädagogischen Vorlesungen, wie durch den persönlichen Verkehr mit der akademischen Jugend wirkte. — (Dr. Journ.)

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten. Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein [illegible])

Der Pilger aus Sachsen.

№ 27. Dresden, den 2. Juli 1865.

Am dritten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 15, 1—10.

*) Obwohl Jesus eben vorher die schwersten Forderungen an die Seinen gestellt, daß sie ihr Kreuz auf sich nehmen, und Allem absagen sollen, das sie haben, so folgte ihm doch eine große Menge Volks nach, namentlich Zöllner und Sünder. Zu wem anders sollten sie gehen? Die Pharisäer schlossen sie ja als ganz unwürdig von ihrer Gemeinschaft aus, und dann konnte ihre Lehre ihnen auch nicht von ihren Sünden helfen, da sie ja nur Aeußerliches vorschrieben, wie Waschung der Hände und Aehnliches. Sie kommen also im Gefühl ihrer Sünden zu Christus, als dem Arzt. Als dieser sie freundlich aufnahm, murrten die Pharisäer: Dieser nimmt die Sünder an. Gleich und gleich gesellt sich gern! Er könne also nicht der Prophet sein, für den Er sich ausgebe, ja nicht einmal ein rechtschaffener Mann überhaupt. Allerdings darf man in der Regel einen Menschen nach seinem Umgang beurtheilen. Willst du Charakter und Gemüthsart eines Unbekannten kennen lernen, so hast du nicht nöthig, mit ihm selbst dich einzulassen; frage nur, wer die seien, mit denen er umgehet, und du weißt, wie er ist. Aber es kann diese Regel auch aufs Schändlichste gemißbraucht werden. Ist der Arzt deswegen krank, weil er mit Kranken umgeht? Sind die Gelehrten unwissend, weil sie Unwissende unterrichten? So verkehrte Christus mit den Sündern, um sie von ihren Sünden gleichfalls an der Hand zur Gerechtigkeit zu führen. Nur die Pharisäer mißdeuteten es aus Neid, mit wahrhaft satanischer Bosheit, denn der Teufel ist seinem Grundwesen nach ein Verleumder. Von dieser Verläumdung nimmt Jesus Anlaß, die süßeste, erfreulichste Wahrheit zu lehren, die von der Liebe Gottes gegen Sünder, welche Buße thun. Er thut dies in drei Gleichnissen, deren erstes von der Sorge und Bekümmerniß Gottes um die Sünder und ihre Bekehrung handelt, während das zweite zugleich zeigt, wie kein Sünder, er sei auch noch so tief gefallen, verachtet oder geringgeschätzt werden dürfe. Er eröffnet uns die tiefsten Einblicke in Gottes Gedanken und Rathschlüsse. Aehnliche Beispiele, wie das des Menschen, der dem einen verlorenen Schaf nachgeht, während er die neunundneunzig läßt, die er in Sicherheit weiß, wie das der Hausmutter, die mit größerer Sorgfalt den verlorenen Groschen sucht, als sie die andern aufbewahrt, finden sich in der heiligen

*) Obige Textbetrachtung ist von Johannes Brenz, dem bekannten württembergischen Reformator († 1569; siehe auch Pilger 1864, No. 50, S. 396 f.), und zwar aus seinen „Homilien über das Evangelium Lucä." Da diese ursprünglich lateinisch geschrieben sind, entnehmen wir die Uebersetzung aus der mehrfach im Pilger angezeigten „evang. Volksbibliothek" von Dr. Klaiber.

Schrift. Jacob trauerte mehr um den einen verlorenen Sohn Joseph, als er sich durch den Besitz der anderen Söhne tröstete. David trauerte stärker über den einen Absalom, als er sich seiner noch übrigen Söhne freute. So ist Gott um die verlornen Menschenkinder aufs zärtlichste besorgt. Verlorene Schafe sind wir, wie schon Jesaias sagt: Wir gingen in der Irre, wie Schafe. Das Schaf ist so dumm, daß es, wenn es sich vom Stall weg verirrt hat, eher durch Kälte umkommt, als in den Stall zurückkehrt, selbst wenn der Hirte es gefunden, ihm nicht folgt, sondern getrieben, geführt, von ihm getragen werden muß. So der Sünder, der sich von der Weide des Himmelreichs hinweg verirrt hat und lieber in der Wüste dieser Welt verkommt, als zu seinem Gott zurückkehrt. Aber Gott jammert seiner noch mehr, als je einen Menschen das, das er verloren; nachdem Er schon den Samen Abrahams verheißen, daß in Ihm alle Völker gesegnet sein sollen, nachdem Er durch das Gesetz Erkenntniß der Sünden und durch die Propheten Sehnsucht nach dem Heil erweckt, sandte Er seinen eingebornen Sohn und verschonte Ihn selbst nicht mit dem Kreuzestode, um das verlorene Schaf zu retten, und schickte nach Seiner Erhöhung die Apostel über die ganze Erde, den Menschen zu bezeugen, daß Er ihrer noch mehr achte, als selbst der ganzen Engelwelt. Und welche Freude, wenn der Sünder sich bekehrt! Gott thut ihm wohl auf mannigfache Weise, schützt ihn im Unglück, trägt ihn gleichfalls auf den Schultern, läßt die Engel im Himmel sich darüber freuen und ihn unter ihren Schutz nehmen, der mächtiger ist, als der aller Könige der Erde. Wer kann solche Gnade Gottes, solches Glück des Sünders, der Buße thut, mit Worten schildern, ja auch nur begreifen? Wer aber auch die Unseligkeit derer ermessen, die durch Unbußfertigkeit solch Heil verscherzen? Giebt uns also dies Gleichniß die unbegrenzte Gnade Gottes gegen den Sünder und die Pflicht des Sünders, Buße zu thun, zu erkennen, so straft der Herr in demselben auch den Stolz der Pharisäer und Schriftgelehrten, mit welchem sie die Sünder verachten. Kein Mensch, und ist er noch so ehrbar, reich, gelehrt, darf den andern, ob er unwürdig, arm, unwissend, unredlich ist, gering schätzen. Oder willst du besser sein, als Gott? Der Herr sucht den Sünder auf, und du verschmähst ihn? Der eingeborne Sohn Gottes geht in den Tod für ihn, und du wendest dich mit Ekel von ihm ab? Die Engel freuen sich über den Sünder, der Buße thut, und du fährst fort, auch nachdem er sich gebessert, ihn öffentlich und geheim zu schmähen? Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn.

Auch im Gleichniß vom verlornen Groschen wird uns die Sorge Gottes für den Sünder abgebildet und die Pflicht eingeschärft, Keinen zu verachten. Auf die Münze pflegt der Fürst sein Bild zu prägen. So trugen wir vom Anfang das Bild Gottes, das wir großentheils durch die Sünde verloren. Aber so groß ist die göttliche Gnade, daß Er, wie das Weib den verlornen Groschen, uns sucht, indem Er Sein Licht anzündet, das Wort Gottes, das Evangelium von Christo zumal, das die wunderbare Eigenschaft besitzt, die, die nicht sehen, sehend, und die sehen, blind zu machen. Die Pharisäer waren nach ihrer Meinung die am hellsten Sehenden, die Zöllner und Sünder ganz blind. Jene aber wurden vom Licht geblendet, verfinstert, diese erhellt. So die Juden, und im Gegensatz gegen sie die Heiden. Auch jetzt noch zündet der Herr Sein Licht an, läßt Sein Evangelium uns verkündigen; wohl dem, der sich finden läßt, dem Evangelium folgt, Buße thut; die Engel freuen sich sein und er wird ewig selig! Amen.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

(Fortsetzung.)

Jer. 17, 9.

Es ist das Herz ein trotzig und verzagt Ding; wer kann es ergründen?

Und zwar gerade da trotzig, wo es verzagt, und da verzagt, wo es trotzig sein sollte. Es sollte trotzen auf Gottes Gnade und sich auf seinen Heiland allein verlassen, da ist es verzagt; und es sollte verzagen an sich und der Welt, da ist es trotzig. Nichts bezeugt wohl die gänzliche Verkehrtheit unseres natürlichen Herzens mehr, als daß wir nicht im Stande sind, sei es aus Trotz oder aus Verzagtheit, Den über Alles zu lieben, Ihm so zu vertrauen und anzuhangen, wie Er es verdient, der Alles für uns gethan und Sein eignes Leben für uns gelassen; und nicht im Stande die Sünde so ernst und gründlich zu hassen, wie sie es verdient, selbst wenn wir erkannt, daß sie der Leute Verderben ist und uns ins Elend gebracht. Ich elender Mensch, wer erlöset mich aus diesem Leibe des Todes?

Klagel. 1, 12.

Schauet doch und sehet, ob irgend ein Schmerz sei, wie mein Schmerz, der mich getroffen hat.

Und wer noch so viel Schmerz selbst erfahren hat, von des Heilands Schmerzen kann er sich doch keine rechte Vorstellung machen. Denn wie jedes Menschen Schmerz in dem der Menschheit verschwindet, wie ein Tropfen im Meere, so verschwindet er auch gegen des Heilands Schmerz, der alle Krankheit der ganzen Menschheit getragen. Darum hat Er aber auch mehr, als irgend ein Mensch, an dem, das Er litte, Gehorsam gelernt (Hebr. 5, 8.), und kann von sich sagen, was in dem Maße Ihm Keiner nachsagen kann: Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Das Leiden lehrt Gehorsam, Sanftmuth und Demuth, aber

weil unser Leiden nur zeitlich und leicht ist, lernen wir in Seiner Schule auch nicht vollkommen aus, und werden nicht Meister. Einer nur ist Meister, der auch vollkommen gelitten hat.

Matth. 10, 9. 10.

Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keine Schuhe, auch keinen Stecken. Denn ein Arbeiter ist seiner Speise werth.

Wo Gott uns recht sicher und freudig machen will, da heißt Er uns nicht auf Seine Gnade allein, sondern auch auf Seine Gerechtigkeit bauen. So spricht Er hier: Verlaßt euch nur auf mich; denn ihr seid meine berufenen Diener, und weil ich euch berufen habe, bin ich euch auch schuldig, euch zu ernähren; ihr seid es werth, ihr könnt es als ein Recht ansprechen. Daß ich euch berufen habe, ist meine Gnade; aber daß ihr berufen seid, das ist nun euer Recht, das ihr gegen mich geltend machen dürft; ich kann und darf euch nicht darben lassen. Aus demselben Grunde haben wir auch ein Recht, daß wir hoffen und erwarten, Er werde unser Wort und unsere Arbeit segnen, dieweil Er uns selbst dazu berufen und gesendet; Sein Wort darf nicht leer zurückkommen; nützt es nicht der Seele, der es gepredigt wird, so doch gewiß der, die es predigt.

Matth. 20, 1 ff.

Man hat Recht, dieses Gleichniß auf die freie Gnade des HErrn zu beziehen, der mit dem Seinen thut und thun kann, was Er will. Aber Gottes freie Gnade ist nicht Willkür. Wer lange im Weinberge des HErrn gearbeitet hat, fällt leicht in die Versuchung, sich ein Recht gegenüber dem HErrn anzumaßen und seine Arbeit Ihm vorzurücken, wie die erstberufenen Arbeiter. Dieses Gefühl der Selbstgerechtigkeit, dem die treuesten und gesegnetsten Arbeiter leicht ausgesetzt sind, nimmt auch langer Arbeit ihren Werth. Unsere Arbeit taugt nur etwas, wenn sie in tiefster Demuth und mit großer Freudigkeit, uns für empfangene Gnade dankbar zu bezeugen, gethan wird. Dies geschieht aber am allermeisten in der Zeit der ersten Liebe, da wir noch nicht in ein christliches Gewohnheitstreiben hineingerathen sind (Offenb. 2, 4.) Die am spätesten Berufenen, die lange wartend gestanden, haben gewiß mit dankbarer Freudigkeit, ohne ihrer Arbeit sich zu rühmen, geschafft; je später die Stunde der Berufung ist, um so frischer und unabgemühter ist der rechte Liebeseifer, der dem Werke vor Gott allein Werth giebt. Wohl dem, der in der ersten Liebe steht, wenn er vom Felde seiner Thätigkeit abgerufen wird, sein Werk trägt den rechten Stempel christlicher Liebesthat; er weiß und fühlt es, daß er ein unnützer Knecht ist, er ist dankbar, daß er noch in der elften Stunde berufen ward, und das macht seine Dienste vor Gott angenehmer, als lange Dienste, die eine Erschlaffung des Eifers und ein Einschlafen im Gewohnheitstreiben auch bei den geförderten Christen häufig mit sich bringen. Je frischer und unmittelbarer aus dankbarer Liebe geboren das Werk, desto gnädiger sieht es der HErr an.

Matth. 26, 39.

Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir.

Das ist überaus tröstlich und gnadenreich, daß der Heiland selbst als ein armes Menschenkind um Abwendung seines Leids gebeten hat. Es ist ja richtig und gewiß, das Leiden schaffet eine ewige, unvergängliche Herrlichkeit, und bereitet uns vor auf das, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret, und was in keines Menschen Herz gekommen ist. Aber eben so gewiß ist es, daß alle diese erhebenden Gedanken den gegenwärtigen Druck des Leidens nicht mindern, und daß es dem Menschen gestattet ist um Erleichterung und Nachlaß zu flehen, ohne daß er seiner himmlischen Bestimmung zu nahe tritt. Der Herr kannte sehr wohl den unendlichen Werth Seines Leidens; Er wußte, was damit für die Menschheit gewonnen wurde; Er wußte, daß es Ihm selbst eine überschwängliche Herrlichkeit, den Namen über alle Namen als eines Herrn und Hauptes der erlösten Gemeine, wirke und zuwege bringe. Das alles wußte Er recht wohl, und flieht dennoch, weil Er wahrhaftig ein Mensch geworden ist, aus der Angst Seiner Menschennatur heraus, daß der Kelch vorübergehe, ohne Sünde, ohne Seiner Erlöserwürde zu nahe zu treten. Im Gegentheil, dadurch wird Sein Sieg erst recht groß, daß Er das natürlich-menschliche Widerstreben auf Seinen Opferaltar mit legte, und sich selbst überwand. So bitte du getrost, Gott wolle dich aus dem Elend reißen, dein Heiland hat dein Gebet geheiligt und angenehm gemacht.

Kurfürst Johann der Beständige von Sachsen.

(Schluß.)

Freitag den 24. (Johannistag) hoffte man die Urkunde auf dem Rathhause vorlesen und überreichen zu können. Aber der Kaiser hörte erst eine lange, pomphafte Rede des päpstlichen Legaten und wollte dann weiter die österreichischen Abgeordneten anhören, die über die kriegerischen Einfälle der Türken zu klagen hatten, so daß er erklärte, es sei für heute zu spät, man solle ihm nur die Sache schriftlich einhändigen. Aber den evangelischen Fürsten kam es eben darauf an, durch ein öffentlich hörbares Bekenntniß die mancherlei Entstellungen der evangelischen Lehre abzulehnen, die im Schwange gingen. Darum ließ der Kurfürst in aller Bescheidenheit, aber doch mit unerschütterlicher Beharrlichkeit durch seinen Kanzler Brück wiederholt den Kaiser um ein gnädiges Gehör bitten, und endlich willigte der Kaiser ein, die Confession des folgenden Tages in seiner kaiserlichen Kapellstube anhören zu wollen.

Als es nun des andern Tages zur Vorlesung des Bekenntnisses in die mit gutem Vorbedacht gewählte

kleine Kapellstube ging, wurde der Kurfürst wohl daran erinnert, daß es heute um seine Kurwürde geschehen sein könne; aber er antwortete: Sein Kurhut hätte für ihn den Werth nicht, welchen das Kreuz Christi habe; denn jener bleibe in der Welt, dieses aber begleite ihn zu den Sternen. Er war es, der in der Versammlung darum anhielt, daß das deutsche Exemplar des Bekenntnisses vorgelesen wurde, denn, sagte er, wir sind hier Deutsche auf deutschem Grund und Boden, und also wird kaiserliche Majestät auch die deutsche Sprache uns erlauben. Und daß überhaupt er durch seine Räthe sich an die Spitze der bekennenden Partei stellte, war von ungemeinem Werthe, weil ohnedas die Sache leicht als eine pure Angelegenheit der Theologen hätte erscheinen können. Unser Luther nennt es eine „feine Klugheit und großen Witz, daß (nicht die Theologen, sondern) der Kurfürst von Sachsen auftritt sammt anderen Fürsten und Herren und predigen frei vor kaiserlicher Majestät und dem ganzen Reich, daß sie es hören müssen und nicht dawider reden können; damit sei das Verbot zu predigen wohl gerochen worden."

Die weiteren Verhandlungen des Reichstags können wir heut nicht in's Einzelne verfolgen. Es kommt uns darauf an, den Kurfürsten Johann als den Beständigen zu zeigen. Nichts vermochte ihn von dem einmal ausgesprochenen Bekenntnisse abzubringen. Die Vorstellung, daß ihm der Kaiser, falls er weiter zu den Evangelischen halte, die noch nicht erfolgte förmliche Belehnung mit der Kurwürde versagen würde, machte keinen Eindruck auf ihn. Er ist in der That unbelehnt geblieben bis an seinen Tod, heißt aber noch heute Kurfürst Johann der Beständige. Als ihm ein ander Mal ein mit dem Kaiser vertrauter Fürst sagte, der Kaiser werde ihn noch mit gewaffneter Hand von Land und Leuten versagen müssen, antwortete er: „Entweder Gott verleugnen, oder die Welt. Wer kann zweifeln, was das Beste sei? Gott hat mich zu einem Kurfürsten des Reichs gemacht, was ich niemals werth geworden bin; Er mache ferner aus mir, was Ihm gefällt!" Auch als der unruhigere Landgraf Philipp von Hessen den Reichstag vorzeitig verlassen hatte, stand Johann, obwohl eines Kampfgenossen beraubt, dennoch fest. Und als endlich der traurige Reichstagsabschied zu Stande gekommen war, in welchem man die Lehre der Protestanten als gründlich widerlegt bezeichnete und ihnen nur eine Gnadenfrist zur Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche verstattete, da erhob sich nicht nur der treffliche Kanzler Brück gegen die sogenannte gründliche Widerlegung, sondern auch der Kurfürst erklärte es mit fröhlichem Freimuth dem Kaiser in's Angesicht, „er wisse auf's allergewisseste, daß seine Confession und die darin enthaltene Lehre so fest und unbeweglich in der Schrift gegründet sei, daß auch der Höllen Pforten sie nicht überwältigen könnten."

Noch vor Beendigung des Reichstages zog der Kurfürst aus Augsburg fort. Hatte doch Luther lange schon geschrieben: „Schneidet die Sache nur ab! Hört auf, weiter mit ihnen zu handeln und kommt wieder heim! Sie haben nun unser Bekenntniß, sie haben das Evangelium; wollen sie es zulassen, so ist es gut; wollen sie es nicht, so mögen sie hinfahren!" Am 23. Sept. brach Johann von Augsburg auf. Das bedenkliche Ergebniß des Reichstags nöthigte hierauf den sonst durchaus friedsamen Kurfürsten zu einem Vertheidigungsbündniß mit andern Fürsten und Städten, aus dem sich später der schmalkaldische Bund gestaltete. Mannhaft protestirte er auch gegen die Erwählung des erzkatholischen Königs Ferdinand zum römischen Kaiser, die hinter seinem Rücken zu Stande gebracht worden war.

Das ganze Auftreten Kursachsens, im Verein mit neuer Türkennoth, die dem Reiche drohte, nöthigte endlich den Kaiser Karl zum Eingehen des Nürnberger (ersten) Religionsfriedens, in welchem Duldung der Evangelischen bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung zugesagt ward. Johann hatte die Freude, den Abschluß dieses Friedens noch zu erleben. Bald nachher ward er heimgerufen. Als er in der Nähe von Wittenberg jagte, traf ihn ein Schlagfluß. Nach kurzem Krankenlager verschied er zu Schweinitz bei Wittenberg am 16. Aug. 1532. „Mein Gott, hilf!" waren die letzten Worte, die man von ihm hörte. Luther und Melanchthon eilten auf die Nachricht von seinem Erkranken mit dem Arzte herbei. Sie fanden ihn sprachlos. Nur einmal hob er noch betend die Hände empor. Am Sonntag nach seinem Tode ward er in der Schloßkirche zu Wittenberg begraben. Dort ruht sein Leib neben dem seines Bruders Friedrich des Weisen. Melanchthon hielt an dem Grabe eine lateinische Rede, Luther zwei Leichenpredigten, „dabei er sehr viel und bitterlich geweinet." In der einen sagt er von ihm: „Ich will ihn nicht loben seiner hohen Tugend halben, sondern ihn auch lassen einen Sünder bleiben wie uns Alle — — — darum will ich unsern lieben Landesherrn nicht so gar rein machen, wiewohl er ein sehr frommer, freundlicher Mann gewesen ohne allen Falsch, in dem ich noch nie mein Lebtage einigen Zorn, Stolz noch Neid gespürt, der Alles leichtlich vertragen und vergessen konnte und mehr denn zuviel milde gewesen ist. Aber diese Tugenden laß ich jetzt fallen. Ob er zuweilen daneben im Regiment gefehlet hat, wie soll man ihm thun? Ein Fürst ist auch ein Mensch und hat allewege zehn Teufel um sich her, wo sonst ein Mensch nur einen hat, daß ihn Gott sonderlich muß führen und Seine Engel zu ihm setzen. Wenn wir denn sehen, daß sie zu Zeiten straucheln, sind wir bald da und meinen: Ei, so und so wollte ich's machen, und sollten wohl den Karren recht in Koth hineinführen oder gar über und über werfen, wenn wir regieren sollten. Dieses Alles lassen wir jetzt fahren und wollen nur dabei bleiben,

daß wir ihn loben, wie Sct. Paulus seine Christen lobt, (der Text ist 1. Thess. 4, 13—18.) daß ihn Gott mit Christo führen wird, und wollen ihn nicht ansehen nach seinem zeitlichen, sondern nach Christi Sterben, mit welchem er auch gestorben ist, ehe er noch leiblich starb. Denn ihr wisset Alle, wie er Christo nach vor zwei Jahren in Augsburg gestorben und den rechten Tod gelitten hat, nicht für sich allein, sondern für uns Alle, da er alle böse Suppen und Gift hat müssen ausessen, die ihm der Teufel daselbst eingeschenket hat. Dasselbe ist der rechte gräuliche Tod, da Einem der Teufel mit aufreibet. Da hat unser lieber Kurfürst Christi Tod und Auferstehung vor der ganzen Welt öffentlich bekennet und ist darauf blieben, hat Land und Leute, ja sein eigen Leib und Leben daran gesetzt." —

Warum der Pilger unter sein Bild Ps. 119, 46 gesetzt: Ich rede von deinen Zeugnissen und schäme mich nicht, bedarf keiner Begründung. Kurfürst Johann hat dies Wort reichlich wahr gemacht, und daß er's wahr machte auf dem Augsburger Reichstage, das hat ihm vornehmlich den Beinamen des „Beständigen" eingetragen

Die Abessinier und ihr König.

Im Anfange dieses Jahres (Nr. 2 in der „Chronik") berichtete der Pilger von dem grausamen Auftreten des christlichen Königs von Abessinien, Theodoros, gegen die zu den Falascha's ausgegangenen Judenmissionare, namentlich wie er den einen Missionar habe auspeitschen, den andern gefangen setzen lassen. Man hoffte damals, durch die Verwendung der englischen Regierung werde der Sinn des Königs sich ändern, und auch die Lage der Missionare werde eine andere werden. Diese Hoffnung ist aber bis jetzt vereitelt worden. Der gefangene Missionar Stern, ein geborener Kurhesse, hat am 17. Jan. dieses Jahres aus einer Bergfestung in Abessinien einen Brief an seine in London weilende Frau geschrieben, aus welchem man sieht, daß seine bereits sechzehnmonatliche Gefangenschaft damals noch kein Ende hatte. Am 19. August vorigen Jahres war zwar ein Brief von der englischen Regierung an den König Theodoros gekommen, aber er hatte nur den Erfolg, daß auch der britische Consul mit seiner Dienerschaft in Ketten nach der Bergfestung transportirt wurde. Auch Missionar Rosenthal und seine Frau mußten mit. Jeder der männlichen Gefangenen trägt ein Kettengewicht von 15 bis 20 Pfund an den Beinen. Und auf Erlösung war wenigstens damals noch keine Aussicht. Die englische Regierung muß dem erzürnten Könige gegenüber so vorsichtig gehen, daß sie von den Schritten, die sie in der Sache gethan hat, auch im Parlament auf theilnehmende Anfragen lieber keine Antwort giebt.

So scheint es, als wollten die schönen Erwartungen, die man unter den evangelischen Christen vor etwa zehn Jahren nach den ersten Regierungsthaten des Königs Theodoros hegte, sich nicht erfüllen. Wir werden ohne Zweifel noch mehr von dort zu hören bekommen. Vielleicht ist es daher den Lesern nicht unlieb, von dem bei aller Verkommenheit doch sehr interessanten Volke und ihrem Könige Theodoros etwas Genaueres zu hören.

Den Fluß Nil in Egypten kennt ihr Alle. Wenn man den Strom aufwärts nach Süden zu verfolgt, kommt man erstlich, wenn man aus Egypten hinaus ist, nach Nubien und dann in das südöstlich davon gelegene Land Habesch oder Abessinien. Es wird im Osten von dem Südende des rothen Meeres bespült, durch dessen nördliches Ende die Kinder Israel wunderbar hindurchgeführt wurden. Ihr dürft euch darunter aber kein kleines Land denken, wenn es auch auf der Karte des großen Afrika nicht viel Platz einnimmt. Sein Flächeninhalt beträgt etwa soviel, wie der von Frankreich, England, Schottland und Irland zusammen. Doch ist die Einwohnerzahl weit geringer, sie beläuft sich etwa nur auf das Dreifache der Einwohnerzahl Sachsens, nämlich auf 6 Millionen.

Das Land ist durch seine natürlichen Umgebungen sehr unzugänglich gemacht, denn fast von allen Seiten wird es durch heiße Sandwüsten oder ungesunde Sumpfgegenden eingeschlossen. Innerhalb dieser natürlichen Grenzen aber befindet sich ein überaus schönes und fruchtbares Berg-, ja man kann wohl sagen: Alpenland mit üppigen Hochebenen und lachenden Thälern.

Von uns werden die Einwohner meist mit dem gemeinsamen Namen „Abessinier" bezeichnet; aber eigentlich bestehen sie aus mehreren verschiedenen Stämmen, von denen nur die Abessinier der bedeutendste sind. Sie sind ein schöner, kräftig gebauter Menschenschlag, meist von brauner, oft auch schwarzbrauner Hautfarbe. Ihre ganze Körper- und Gesichtsbildung ist der Art, daß man nicht recht weiß, ob man sie zu den Nachkommen Sem's, Ham's oder Japhet's rechnen soll; denn sie haben von allen Dreien einzelne Eigenthümlichkeiten. Ihre Sprache aber gehört zum Sprachstamme Sem's, ist also dem Hebräischen, Chaldäischen und Arabischen einigermaßen verwandt. Drei Mundarten sind die vorherrschenden: Aethiopisch, Amharisch und Tigrisch. Das Aethiopische (Geez genannt) ist eine todte, dem Volke seit mindestens 400 Jahren nicht mehr verständliche Sprache; es wird aber von den Priestern beim Gottesdienste gebraucht, ähnlich wie das Lateinisch in der römisch-katholischen Kirche. Das Amharische dagegen ist diejenige Sprache, die in allen Theilen des Landes vom Volke verstanden wird, etwa wie man das Hochdeutsche auch unter den Plattdeutschen und in der Schweiz versteht. Das Tigrische hat weniger Bedeutung.

Abessinische Häuptlinge.

Durch das ganze Land zerstreut, aber in abgesonderten Gemeinden wohnen die Falascha's. Das sind versprengte Juden, die wohl nach der Zerstörung Jerusalems hieher gewandert sind und bis heute ein, wenn auch vielfach getrübtes, doch immer noch deutlich erkennbares Judenthum bewahrt haben. Im Süden ist das abessinische Volk vielfältig mit den Galla's, die euch aus der Geschichte der Hermannsburger Mission bekannt sein werden, in Berührung gekommen, besonders auch in feindliche Berührung.

Die Lebensweise der Abessinier ist höchst einfach. Ihre Wohnungen sind niedrige, runde Häuser, aus Rohr und Lehm gebaut; ihre Nahrung besteht aus den Früchten des Feldes, die sie zu Kuchen verbacken, und aus Fleisch, am liebsten aus rohem. Die Kleidung ist je nach dem sehr verschiedenen Klima der einzelnen Landestheile leichter oder vollständiger. Wo sie am vollständigsten ist, besteht sie bei Männern und Weibern aus einem baumwollenen Untergewand und aus einem großen Ueberwurf von demselben Stoffe oder von Fellen. Die Häuptlinge haben solchen Ueberwurf oft mit einem breiten Streifen von bunter Seide durchwirkt, bedecken auch damit zum Unterschiede von den Geringeren beide Schultern. Die Männer führen fast beständig Waffen bei sich. (Siehe die heutige Abbildung.) Um den Hals tragen viele Leute noch eine Schnur von Seide oder Baumwolle, die eine besondere Bedeutung hat. Wer nämlich solche Schnur trägt, ist ein Christ; denn die Schnur wird den Täuflingen bei der Taufe unter besonderen Gebräuchen angelegt. Aber leider beschränkt sich auch bei Tausenden das ganze Christenthum auf diese Schnur. Sie leben im Uebrigen ganz ebenso wie die Muhamedaner und Heiden, die auch mit im Lande wohnen.

Die christliche Kirche Abessiniens ist eine sehr alte. Möglich, daß der Kämmerer der Königin Candace im Mohrenlande, welchem Philippus die Schrift auslegte, die erste Kunde vom Evangelium dorthin gebracht hat. Genauer erzählen uns alte Kirchengeschichtsschreiber von der Einführung des Christenthums im 4. Jahrhundert nach Chr. Folgendes. Um die Zeit des Kaisers Constantin, da das Evangelium überallhin freien Lauf bekam, machte sich ein Mann aus Tyrus mit seinen zwei jungen Neffen auf die Reise, um ferne Länder kennen zu lernen. Er drang bis Indien vor. Und als er von dannen wieder heimwärts fuhr, legten sie, um Wasser einzunehmen, mit dem Schiffe bei einem Hafen an. Das war an der Küste von Aethiopien oder Abessinien. Die Einwohner des Landes aber waren noch Wilde, sie fielen über die Ankömmlinge her, warfen einige in's Meer, führten andere in die Sclaverei und brachten den Mann aus Tyrus um. Seine beiden jungen Neffen aber, Aedesius und Frumentius, führte man zum Könige. Der behielt sie, und weil er merkte, daß sie verständige Leute waren, gewann er sie lieb und setzte sie über sein Haus, wie es weiland dem Joseph und Daniel auch gegangen war. Ja, sie wurden zuletzt gar Statthalter. Und als der König starb, blieben sie auch bei dessen Sohne in hohen Ehren. Weil sie aber beim wahren Gottesdienst auferzogen waren, hielten sie, so gut sie konnten, mit den etwa dorthin kommenden christlichen Handelsleuten christliche Gottesdienste. Nach Verlauf einer langen Zeit kamen sie zum Könige und erbaten sich zum Lohn für ihre bisherige Treue die Erlaubniß heimkehren zu dürfen. Es ward ihnen gewährt. Aedesius reiste stracks nach Tyrus, um vielleicht noch seine Eltern wiederzusehen. Frumentius aber hatte ein heiligeres Anliegen. Er reiste nach Alexandrien, der Hauptstadt Egyptens, in welcher damals der fromme Bischof Athanasius lehrte, nach dem das Athanasische Glaubensbekenntniß benannt ist. Diesem Bischof erzählte er, wie er wohl glaube, daß die Aethiopier für das Licht des Evangelii empfänglich seien, und Athanasius ordnete ihn zum Boten Christi in jene Gegenden ab. Frumentius hat seine Heimath nicht wieder gesehen. Er predigte unter dem Gnadenbeistand des HErrn, und der HErr bekräftigte auch sein Wort durch mitfolgende Zeichen, also daß Ihm der opferfreudige Sendbote tagtäglich viele Seelen gewinnen konnte. — So die alte Kirchengeschichte, die gewiß nicht ganz aus der Luft gegriffen ist, wenn sie auch mit Sagenhaftem vermengt sein mag.

Die junge Kirche scheint rasch emporgeblüht zu sein. Um's Jahr 525 kam ein griechischer Kaufmann Kosmas dorthin; der beschreibt das Land als ein ganz christliches, das mit Kirchen und Geistlichen wohl versehen sei. Von

da an aber bis in's 15. Jahrhundert, wo die entdeckungslustigen Portugiesen auch dort landeten, schweigt Alles über die dortige Kirche. Die Portugiesen fanden Christen, eine Bibelübersetzung in der Geez-Sprache, bischöfliche Kirchenverfassung und dergleichen, glaubten aber die aethiopische Kirche, die inzwischen sehr in die Wüste gewachsen war, mit den Lehrsündlein des katholischen Abendlandes beglücken zu müssen. Seit jener Zeit ist mit der dortigen Kirche keine wesentliche Veränderung vor sich gegangen; nur je nachdem das Abendland oder das umgebende Heidenthum zeitweilig auf sie einwirkte, hat sie bisweilen eine andere Färbung bekommen. Von ihrem dermaligen Zustande das nächste Mal.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Preußen. So unerquicklich auch den lieben Lesern die Berichte über die unter unsern lutherischen Brüdern in Preußen ausgebrochenen Lehrstreitigkeiten sein mögen, so ist es doch Pflicht, ihren weitern geschichtlichen Gang in Kürze zu verfolgen, um so mehr, als dieselben in den letzten Zeiten immer betrübendere Erfolge gehabt haben. — Schon vor der für den Herbst vorigen Jahres in Aussicht stehenden Generalsynode hatte sich die Zahl der vom Breslauer Oberkirchencollegium abgetretenen Pastoren und Gemeinden gemehrt. Die Pastoren Frohwein, v. Kienbusch und Semm hatten sich von Breslau losgesagt und ihre Gemeinden zum Theil nach sich gezogen. Die sieben bereits ausgeschiedenen Pastoren Diedrich, Ehlers, Zöller ꝛc. hatten ihren Gemeinden eine ganz kurze Kirchenordnung in sechs Sätzen gegeben, Ehlers und Diedrich hatten sich zu einem Synodalvorstand constituirt, der Synoden berufen, Kirchenvisitationen halten ꝛc. sollte, und vom 19.—21. Juli war unter dem Vorsitz Diedrichs eine auch von 20—30 Gemeindegliedern besuchte Synode der abgetretenen Gemeinden (Immanuelsynode) gehalten worden. Mit großer Opferfreudigkeit hatten einzelne Gemeinden begonnen, die in den Händen der Breslauer gebliebenen Kirchen durch Neubauten zu ersetzen. Da sollte das Ergebniß der viel besprochenen, halb befürchteten, halb gehofften Generalsynode selbst zu noch tieferem Risse führen. Es ward diese Synode vom 29. Sept. bis zum 15. October in Breslau gehalten. In der Ankündigung hatte das Oberkirchencollegium die Hoffnung ausgesprochen, daß die Synode in Bezug auf die bisherigen Lehrspaltungen von entscheidender Bedeutung für die nächste Zukunft sein werde, und die Gemeinden zu anhaltender brünstiger Fürbitte aufgefordert. Die Versammlung war zahlreicher als je (gegen 50 Pastoren und gegen 40 Abgeordnete aus den Gemeinden) besucht. Auch Consistorialrath Münchmeyer aus Hannover war zur Berathung eingeladen worden, und man gab ihm aus Dankbarkeit für sein Kommen Sitz und Stimme auf der Synode. Der Vorsitz, der bisher von Huschke geführt worden war, ward von diesem abgelehnt und dem Sup. Feldner aus Elberfeld übergeben. — Der längst ausgesprochene Vorwurf, daß das Oberkirchencollegium (Huschke an der Spitze) falsche Lehre über Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnung führe, war natürlich von den Gegnern der Breslauer mitgebracht worden; er gestaltete sich aber diesmal zu einer förmlichen Anklage, erhoben von den Pastoren Lohmann, Frischmuth, Ebert, Brunn, Hein und Frommel, die dem Oberkirchencollegio, speciell dem Vorsitzenden desselben, Huschke, schuldgaben, daß man durch Lehren und Behauptungen, die dem kirchlichen Bekenntniß widersprächen, öffentliches Aergerniß gegeben habe. — Die ganze Lehrfrage, über welche hier füglich keine Entscheidung gegeben werden kann, wurde erst vor Beginn der Synode von einer vorbereitenden Commission, dann in freien Abendzusammenkünften, und endlich vom 10.—12. October von der Generalsynode selbst besprochen. Besonders wichtig war der 11. October. An demselben saß die Synode wohl den ganzen Tag mit wenig Unterbrechungen bis zum späten Abend beisammen, um die Frage zum Abschluß zu bringen, ob das Oberkirchencollegium wegen eines durch falsche Lehre gegebenen Aergernisses in Anklagestand zu versetzen sei oder nicht. Huschke hielt drei Vertheidigungsreden, um nachzuweisen, daß die Gegner ihn mißverstanden oder seine Lehre unrichtig dargestellt hätten. Bei der Entscheidung ergab sich's, daß 68 Stimmen auf Seiten des Oberkirchencollegii standen, während 19, nicht eben durch viel bedeutende rednerische Kräfte vertreten, die „Opposition" bildeten. Die Anklage wurde abgewiesen, schon deshalb, weil die letzte Generalsynode vom Jahre 1860 beschlossen habe, die streitige Lehrfrage bis zur nächsten Synode als eine offene zu betrachten. Den Vorwurf der Irrlehre selbst hoffte man durch Aufstellung einer Reihe von Lehrsätzen abzulehnen, in welchen zwar das Kirchenregiment hinsichtlich seiner besondern Gestaltung (seines Namens, seiner Zusammensetzung u. s. w.) nicht als unmittelbar von Gott gestiftet, sondern als eine aus menschlichem Rechte von der Kirche getroffene Einrichtung bezeichnet ward, dagegen die amtlichen Befugnisse und Geschäfte, mit welchen dies Kirchenregiment nach menschlichem Rechte betraut sei, ihrem Wesen nach als ein Theil der von Gott der Kirche gegebenen und ursprünglich im Apostelamte zusammengefaßten geistlichen Gewalt dargestellt wurden. — Leider wurden diese mit Stimmenmehrheit angenommenen Sätze, denen doch fast ein Viertel der Synode nicht beigestimmt hatte, später in einer „öffentlichen Erklärung" als Synodalausschreiben den Gemeinden gedruckt mitgetheilt. Es sollte diese Erklärung zwar keine neue Bekenntnißschrift sein, konnte aber doch kaum anders gefaßt werden, nachdem man gesagt hatte, es sei in ihr die bekenntnißgemäße Lehre von Kirche, Kirchenregiment und Kirchenordnung wiederholt und nach Nothdurft erläutert worden, und es sei nun darüber zu wachen, daß diese Lehre in keiner Weise verketzert oder die Gemeinde durch gegentheilige Lehre geärgert und der Kirche entfremdet werde. — Es ist die Veröffentlichung dieser Erklärung von den verschiedensten Seiten gemißbilligt und beklagt worden. An sie knüpfen die weiteren Zerwürfnisse an. — Ehe wir davon weiter berichten, sei noch erwähnt, daß die Generalsynode durch Stimmenmehrheit die gegen die Abgetretenen vorgenommenen Disciplinarmaßregeln gut hieß, daß man übereinkam, die Gemeinden zur Gründung eines Fonds für Anstellung eines Professors der Theologie zu veranlassen, dessen besonderer Leitung die Theologie-Studirenden aus den preußischen Lutheranern unterstellt werden könnten, und daß man beschloß, die Abgetretenen nur dann zum heiligen Abendmahl wieder zuzulassen, wenn sie ihre Bußfertigkeit bezeugt und um

Wiederaufnahme gebeten hätten. — Die Verhandlungen waren zwar nicht ganz ohne Erregtheit, aber doch in würdiger Weise geführt worden, so daß Einzelne beim Auseinandergehn hofften, es werde sich nun nach langem Streite die luth. Kirche in Preußen, Baden und Nassau in Frieden bauen können. — Aber jene öffentliche Erklärung, zum Theil auch der zuletzt genannte Beschluß der Synode in Betreff der Abendmahlsgemeinschaft ward Anlaß zu zahlreichen neuen Austritten. Wir wollen dieselben nur kurz verzeichnen, weil wir es nicht wagen dürfen, die Leser durch jedesmalige Mittheilung der Gründe und der Form des Austritts zu ermüden. Die Nassauischen Pastoren Brunn und Hein waren, wenn sie einen früher an die Synode gestellten, aufs bestimmteste gefaßten Antrag nicht fallen lassen wollten, zum Austritt genöthigt. Sie sind ausgetreten mit dem größten Theil ihrer Gemeinden, ohne sich der oben genannten Immanuelsynode der Diedrichianer anzuschließen. P. Meeske in Luzine bei Juliusburg ist wegen Separatismus und Verachtung der kirchlichen Gerichtsbarkeit vom Oberkirchencollegium entsetzt worden. Ein großer Theil der Gemeinde ist ihm gefolgt. Er giebt jetzt ein neues Blatt unter dem Titel „Zeugniß und Zeichen" heraus. P. Lohmann in Fürstenwalde hatte gegen die „öffentliche Erklärung" protestirt; nachdem die Suspension über ihn ausgesprochen, hat er sein Amt niedergelegt und sich, ohne den Versuch eine neue Gemeinde zu gründen, in seine Heimath Hannover zurückgezogen. P. Frischmuth in Saarbrück hat sich dem Lohmann'schen Protest angeschlossen. P. Ebert in Döbrik bei Cottbus (aus Sachsen) hat seine Entlassung freiwillig eingegeben und ist nach Sachsen zurückgekehrt. P. Frommel endlich in Ispringen (Baden) hat sich mit seiner ganzen Gemeinde von Breslau losgesagt und will sich zu P. Eichhorn und seinen Gemeinden friedlich stellen, so lange diese nicht nach dem letztgenannten Beschlusse der Synode sich gegen ihn abschließen. — Was die beim Oberkirchencollegio Gebliebenen betrifft, so sei schließlich noch erwähnt, daß der seit 1859 von Sup. Feldner in Elberfeld herausgegebene „Kirchenbote aus den Rheinlanden" mit dem Jahre 1864 aufgehört und daß Sup. Feldner eine neue Vierteljahrsschrift unter dem Titel: „Apologetische Blätter aus der luth. Kirche" begonnen hat. —

Was die Lutheraner in der unirten Landeskirche betrifft, so haben auf deren Gebiet voriges Jahr die kirchlichen Ereignisse in dem pommerschen Städtchen Bahn viel von sich reden gemacht. Da in der dortigen Gemeinde das lutherische Bekenntniß zu Recht besteht, hatte der seit 1851 dort stehende Sup. Petrich den üblich gewordenen unirten Gebrauch des Brodbrechens und die unirte Spendeformel beim Abendmahl nicht mehr angewendet. Der kirchenfeindliche Theil der Gemeinde, gestärkt durch einen jungen Diaconus und einen unkirchlichen Bürgermeister, wollte sich das nicht gefallen lassen. Man wollte für die von Haus aus durchaus lutherische Gemeinde, die unirten Gebräuche, damit sich der Unglaube beim Empfang des Sacraments denken könnte, was er wollte. Da nun Sup. Petrich dem Verschwinden des lutherischen Bewußtseins in der Gemeinde nicht Vorschub leisten konnte, blieb er bei der alten lutherischen Weise der Ausspendung, verstand sich jedoch nach mancherlei Verhandlungen mit den Behörden dazu, nur bei jährlich 4 Communionen die lutherische, und sonst die Spendeformel der unirten preußischen Agende anzuwenden. So hoffte er das lutherische Bekenntniß genugsam gewahrt zu haben. Aber die Gegner wollten überhaupt nichts von dem lutherischen Superintendenten wissen und gründeten einen auf alle Weise gegen ihn wühlenden „Friedensverein", dem sich sogar ein Frauen- und Jungfrauenverein anschloß. Sie verstanden es, die Gemüther zu tyranniſiren und manche schüchterne Seele dem Superintendenten zu entfremden. Das Abscheulichste unternahmen sie aber am Gründonnerstage des vorigen Jahres. Da sollte der Superintendent nach längerer Pause zum ersten Male wieder mit dem Diaconus das Abendmahl ausspenden und zwar mit der unirten Spendeformel. Etwa vierthalbhundert Personen gingen beim Diaconus zur Beichte und empfingen die Absolution, immer dabei den Plan zur nachfolgenden Demonstration im Herzen habend, dabei Leute, die man Jahre lang nicht an Gottes Tisch gesehen. Als aber Abendmahl gehalten werden sollte und der Superintendent auch an den Altar trat, um mit auszuspenden, trat Niemand herzu, um das Sacrament zu empfangen. Die Sache war so gut einstudirt, daß die Aufforderungen des Diaconus (der übrigens den Scandal vorher gewußt haben soll) zum Herantreten erfolglos blieben und der Gottesdienst mit Vater Unser und Segen geschlossen werden mußte. Erst nach dem Schlusse speiste Sup. Petrich etwa 18 Communicanten, denen es wirklich um den Empfang des Sacraments, nicht um Demonstration zu thun gewesen. Später hat Generalsup. Jaspis in Stettin der Rotte, die schon auf eine neue Demonstration sann, das Abendmahl gereicht, aber auch den Bekenntnißstand der luth. Gemeinde zu wahren gesucht. Jetzt scheint es, als seien in Folge eines letzten festeren und tadelnden Auftretens der Kirchenbehörden die Gegner erlahmt und müde geworden. —

Nachrichten.

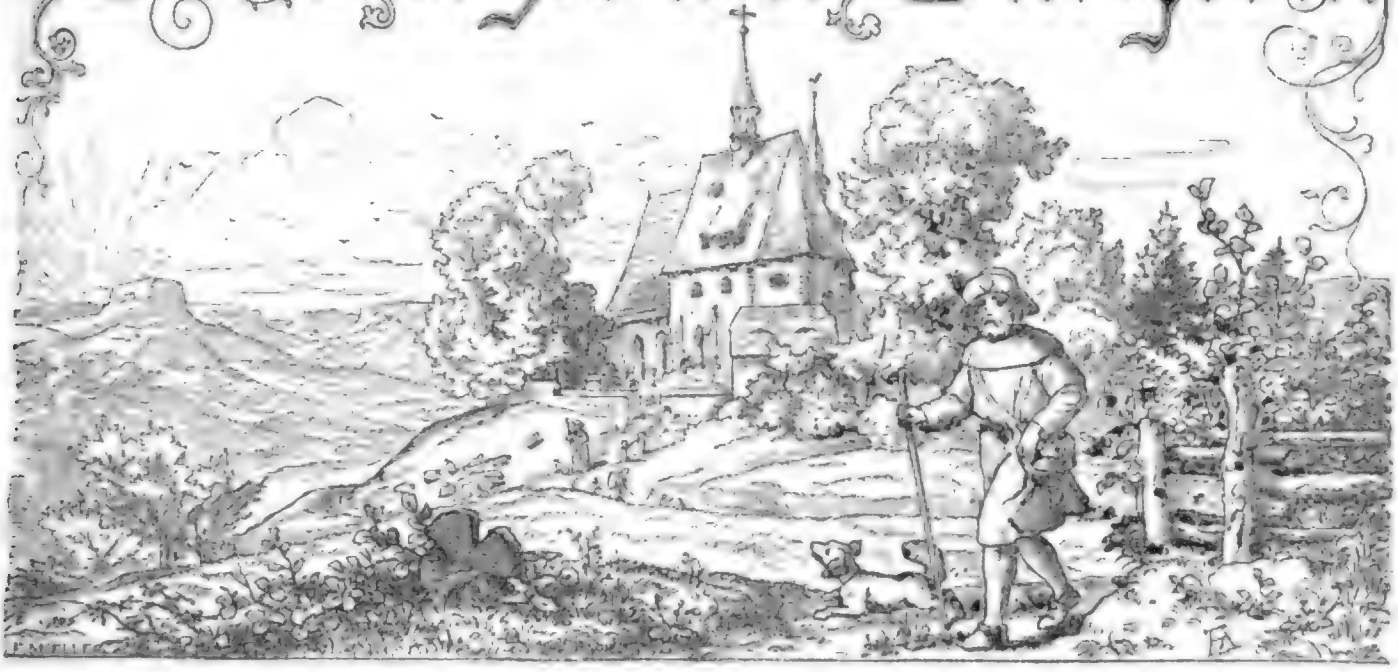
Am 6. Mai, Abends 11 Uhr, ist ein hochbegnadigter Knecht Gottes, der Hauptpastor an der Stephanikirche zu Bremen, Friedrich Ludwig Mallet, zu seines HErrn Freude nach längerem Leiden eingegangen. Der Entschlafene, durch hohe Liebe zu seinem Heilande, durch sprühendes Feuer der Rede, durch herzgewinnende Freundlichkeit und lebensfrischen, thatkräftigen Eifer ausgezeichnet vor Vielen, hat, obwohl der reformirten Kirche mit entschiedenem Bewußtsein angehörend, dennoch an dem Erwachen des Glaubenslebens in jener Gegend Norddeutschlands seiner Zeit großen Antheil gehabt. Er ist am 4. Aug. 1792 zu Braunfels geboren, hat als Nassauischer Freiwilliger von 1813—1815 mit gegen die Franzosen gekämpft, ist 1817 zum Prediger an der Michaeliskirche in Bremen, und bald darauf an der Stephanikirche erwählt worden. Letztere Stelle hat er bis zu seinem Tode bekleidet. (Stader Sonntagsbl.)

Nach einem Berichte des Dresdner Journals betrug die Zahl der am 1. Pfingsttage dieses Jahres in Dresden auf der Eisenbahn oder mit Dampfschiff angekommenen Reisenden ungefähr 22,350. Noch größer war die Zahl der von Dresden Abreisenden. Sie belief sich auf etwa 27,150. Auch am zweiten und dritten Feiertage setzte sich das Hin- und Herfluthen fort. Welch ungeheure Menschenzahl mag da wohl im ganzen Lande durch die Gunst der Verkehrserleichterungen vom Pfingstgottesdienste fern gehalten worden sein! Und da sind die Tausende noch nicht gezählt, die weder Dampfwagen noch Dampfschiff benutzt haben. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von C. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.



№ 28. Dresden, den 9. Juli 1865.

Am vierten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 6, 36 – 42.

An der Spitze unseres Textes steht das Wort: Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Den Inhalt dieses Wortes erläutert der HErr im Nachfolgenden. Er sagt uns da aber von der christlichen Barmherzigkeit dreierlei: Was sie thut, was sie erntet, und wie man sie lernt.

Die Frage, was die christliche Barmherzigkeit zu thun habe, ist keineswegs eine überflüssige Frage. Denn gemeiniglich hat man von dem, was Barmherzigkeit ist, eine sehr unvollkommene Vorstellung. Für das Hauptwerk oder gar für das alleinige Werk eines Barmherzigen siehet man zumeist das Geben an. Man brauche nur in die Tasche zu greifen, nur keine allgemeine Collecte unbeachtet zu lassen, nur keinen Bettler leer hinwegzuschicken, so sei man barmherzig, meint man. Und für eine ganz sonderliche Barmherzigkeit hält man's, wenn man die Armuth und das Elend aufsucht, um ihm dann mit Gaben zu helfen. Ja, man wünscht sich wohl zu Zeiten: Ei, wenn ich doch reich wäre, wie wollte ich da Barmherzigkeit üben, d. h. geben. Es wäre aber wahrlich ein schlimmes Ding, wenn die Barmherzigkeit nur im Geben bestünde. Dann wäre sie, die doch eine rechte Christenpflicht sein soll, ein Privilegium fast nur der reichen Leute. Nein, der HErr hat andere Meinung. Gleichwie Seine Barmherzigkeit, nach deren Vorbilde wir die unsere zu bilden haben, nicht allein im Geben besteht, ja nicht einmal zuerst im Geben, sondern darin, daß Er uns zuerst nicht richtet und verdammt, sondern vergiebt und dann auch giebt, so führt Er uns im Texte vier Werke der Barmherzigkeit vor, unter denen das Geben den Schluß bildet. Er gehet da vom Herzen zum Worte, vom Worte zur That.

Das Erste, was die Barmherzigkeit thut, ist, daß sie nicht richtet und nicht verdammet, daß sie nicht unbefugterweise über des Bruders sittliches Gebrechen entscheidet und ihn nicht für Einen ansieht, der von Gott verworfen sei. Die Prüfung der Geister, zu der Paulus seine Corinther auffordert: Richtet ihr selbst, was ich euch sage (vergl. auch Apostelgesch. 4, 19) ist damit nicht verworfen. Das Amt richterlichen Entscheidens und Verwerfens in Kirche, Staat und Haus ist damit nicht aufgehoben. Aber es giebt ein anderes Richten und Verdammen; das wird alles Ernstes verworfen. Das ist das Richten über Personen, an denen uns von Gott das Richteramt nicht befohlen hat. Da heißt's: Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Die Rache ist Mein, Ich will vergelten; spricht der HErr. Es ist das Richten über Gedanken des Herzens, die wir nicht beurtheilen können, weil wir nicht Herzenskündiger sind; es ist das Richten über

Dinge, die wir nicht gründlich wissen und verstehen, über Worte, die wir nicht gehört, über Thaten, die wir nicht gesehen, denn damit greifen wir dem HErrn in's Werk, vor dessen Richterstuhl einmal Alles offenbar werden soll; es ist das Richten aus einem Herzen, das nicht für Gottes Ehre eifert, sondern für den eignen Willen, der Niemand neben sich leiden will; aus einem Herzen, das nicht mit sanftmüthigem Geiste zurechthelfen, sondern wehe thun will; aus einem Herzen, das sich nicht dem Gerichteten gleich stellen mag, sondern sich weit, weit über ihn stellt, während doch geschrieben steht: Hier ist nicht, der gerecht sei, auch nicht Einer. Solch Richten — und das Verdammen folgt dann gemeiniglich nach, wie die Hinrichtung auf das Stabbrechen — kann vor dem HErrn nicht bestehen. Denn da ist ja nichts von gottähnlicher Barmherzigkeit zu spüren. Fährt denn etwa Gott alsbald zu mit Seinem Gerichte? und kann wohl Einer sagen, Gottes Wort klinge so, als wenn es Ihm eine Herzenslust wäre, die sündigen Seelen zu verdammen? Und doch, wie hat gerade dies Richten und Verdammen unsern Verkehr mit Menschen so tief durchdrungen, daß es oft der Hauptinhalt unserer Gespräche ist, und daß wir's gar nicht merken, wenn wir, um nur den Faden unserer Unterhaltung nicht fallen zu lassen, von einer Unbarmherzigkeit in die andere gerathen.

Von dem Nicht-Richten und Nicht-Verdammen ist das zweite Stück der Barmherzigkeit, das *Vergeben*, wohl zu unterscheiden. Bei jenem unbefugten Richten und Verdammen handelt es sich nicht zunächst darum, wie der, den wir richten und verdammen, zu *uns* steht, sondern wie er zum HErrn steht. Nun leuchtet es wohl allenfalls den Leuten ein, daß sie dahinein eigentlich nichts zu reden haben und daß es thöricht ist sich zu Gottes Sachwalter machen zu wollen. Aber wenn sie selbst dabei in Frage kommen, wenn ihre Person von einem Andern beleidigt worden ist, dann meinen sie, sie müßten's den Andern entgelten lassen. Da gilt's dann, das andere Stück der Barmherzigkeit, das Vergeben der persönlichen Beleidigung zu üben. Und das ist keine kleine Pflicht, eben darum, weil der HErr so kurz redet: Vergebet. Da sagt Er nicht, *was* wir vergeben sollen, weil Er *Alles* meint, was uns wehe gethan hat; da sagt Er nicht, *wem* wir vergeben sollen, weil Er auch den ärgsten Feind mit eingerechnet haben will. Er sagt nicht, wie oft, weil die Vergebung immer auf's neue zu gewähren ist; Er sagt nicht unter welcher Bedingung, etwa unter der, daß wir erst um Verzeihung gebeten werden müßten. Er sagt einfach: Vergebet, d. h. Laßt los! laßt den Beleidiger los mit euren Werken, Worten und Gedanken. Statt dessen sagt die Welt: Wie du mir, so ich dir; wie mich Einer grüßt, so dank ich ihm. Und wenn's auch bei einem Christen am Vergeben in Worten nicht fehlt, das Loslassen in Gedanken fehlt gar oft. Nachträglichkeit giebt's genug, wo Verträglichkeit am Platze wäre.

Das Dritte endlich, was die Barmherzigkeit thut, ist das Geben. Sie giebt nicht nur Etwas von sich, sondern am liebsten nach Gottes Vorbild sich selbst mit Allem, was sie ist und hat. Sie giebt dem Freunde wie dem Feinde; sie giebt, nicht um wieder zu nehmen, sondern weil ihr gegeben worden ist; sie giebt das Nöthigste zuerst, das Geistliche vor dem Leiblichen. Lots Gastfreundschaft war Barmherzigkeit; aber Abrahams Fürbitte auch. Daß David den Mephiboseth speiste, war Barmherzigkeit; aber die Bußpredigt, die Nathan dem David hielt, war auch eine Barmherzigkeit. Daß Hiob die Wittwen und Waisen versorgte, und daß ihn seine Freunde in der Asche besuchten; daß Cornelius Almosen gab, und daß Sct. Petrus eifrig war ihm das Evangelium zu predigen: das Alles war Barmherzigkeit. — Hat nun die deine das Alles gethan? Wenn du dir aber darauf ernstlich geantwortet, dann kommt die zweite Frage:

Was erntet nun die Barmherzigkeit? Die Frage ist nicht so überflüssig, wie sie vielleicht scheint. Denn ihre Beantwortung soll zwar nicht zur Befriedigung sündlicher Lohnsucht dienen, aber doch zur Bestärkung im Werke der Barmherzigkeit, weil die Barmherzigkeit *scheinbar* gar oft eine *schlechte* Ernte hält. Für ihr Geben erntet sie Undank. Das Brod, das sie spendet, geistliches wie leibliches, wird ihr draußen vor der Thürschwelle von rohen Händen zerkrümelt. Für ihr Vergeben muß sie sich sagen lassen: Pfui, wie unmännlich, Alles auf sich sitzen zu lassen; es geschieht dir ganz recht, wenn's nun die Feinde immer ärger machen. Für ihr Nicht-Richten und Nicht-Verdammen muß sie sich Mangel an Menschenkenntniß, Urtheilslosigkeit, ja Feigheit verwerfen lassen, die nicht Partei nehmen wolle. Da sagt nun der HErr zur Warnung vor Unbarmherzigkeit und zur Stärkung der Barmherzigkeit: *Mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen.* Ein Herz voll menschlichen Zorns erntet ein Herz voll göttlichen Zorns; ein Herz voll menschlicher Barmherzigkeit erntet ein Herz voll göttlicher Barmherzigkeit. Das Letztere ist zwar nicht also zu verstehen, als wenn wir uns mit menschlicher Barmherzigkeit die göttliche Barmherzigkeit verdienten; denn diese hat sich uns ja zugewendet, da wir noch unbarmherzig waren; aber wir werden Gottes Erbarmen erst dann in seiner Fülle genießen dürfen, wenn wir selbst dargethan haben, daß wir Ihm das Erbarmen abgelernt haben. Wie beschreibt aber der HErr den Erntesegen? Wir werden nicht gerichtet und verdammt; hier und dort können wir Sct. Paulo nachsprechen, was er C. 8, 32. 33 an seine Römer schreibt. Vergeben wird uns werden; hier wird's heißen: Gehe hin, mein Sohn, dort wird's heißen: Komm her, mein Sohn — deine Sünden sind dir vergeben. Und gegeben wird uns werden, hier wie der Wittwe zu Zarpath (1. Kön. 17) für ein kleines Gebackenes unerschöpfliche Mehlkästen und

Oelkrüge, und wenn das nicht, so doch hier und dort für alle leibliche Gabe das Theilhaben am Schatz über alle Schätze und für alle geistliche Gabe das selige Hören und Genießen des ewigen Wortes Gottes. So wird's wahr: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Wer aber unbarmherzig ist, dem wird all das versagt werden; es wird ein unbarmherziges Gericht ergehen über den, der nicht Barmherzigkeit gethan hat.

Ist es aber mit der Barmherzigkeit und mit der Unbarmherzigkeit ein so folgenschweres Ding, so fragt man billig, wie man sie lerne. Der HErr läßt's neben Seiner Forderung auch am Unterrichte nicht fehlen. Er giebt uns drei Gleichnisse. In dem einen vom blinden Wegweiser stellt Er uns die Gefahr vor, die dabei ist, wenn wir uns zum Meister Anderer machen. In dem andern vom Balken und Splitter zeigt Er uns die Thorheit des Richtens und Verdammens. Im dritten vom Meister und den Jüngern malt er uns den Hochmuth Dessen ab, der nicht vergeben, noch geben will. Hat der Meister vergeben, bist du etwa größer, daß du nicht vergeben müßtest? hat Er gegeben ohne Absicht des Nehmens, bist du etwa besser, daß du auf's Nehmen warten müßtest? Ach, wenn du nur würdest wie dein Meister, dann wärst du vollkommen.

Daneben stellet aber der HErr noch ein anderes Gleichniß: Wie auch euer Vater barmherzig ist. Gottes väterliche Barmherzigkeit erweist sich ja in ganz denselben Stücken, in welchen unsere Barmherzigkeit bestehen soll. Nicht-Richten, Nicht-Verdammen', Vergeben und Geben: Nicht blos weil Er's will, sondern weil er's nach Seinem ganzen Wesen nicht anders kann, ist Er barmherzig. Und diese Barmherzigkeit haben wir allzumal erfahren nach den drei Artikeln unseres Glaubens. Damit tragen wir das lehrreiche Vorbild für unsere Barmherzigkeit beständig mit uns herum. Im Anschauen und im Genusse der göttlichen Barmherzigkeit wird's auch mit uns dahin kommen, daß wir nicht nur barmherzig sein wollen, sondern gar nicht anders können als barmherzig sein. In recht reicher, bewußter Erfahrung der göttlichen Barmherzigkeit („mir ist Barmherzigkeit widerfahren") lernt man christliche Barmherzigkeit, und wenn Einer unbarmherzig ist, so liegt's gewiß allemal daran, daß er der ihm widerfahrenen Barmherzigkeit Gottes nicht gedacht hat.

Wenn aber der HErr da in unserm Texte wörtlich sagt (nicht: seid barmherzig, sondern): Werdet barmherzig; so wollen wir daraus erkennen: Ach, wir sind's ja noch nicht so, wie Er es haben will, und selbst wenn wir etlichermaßen Barmherzigkeit geübt hätten, soll doch bei uns sich ein täglich neues Barmherzig-Werden finden. Dazu helf' uns unser barmherziger Vater durch täglich neue Erfahrung Seiner Barmherzigkeit! Amen.

Die Abessinier und ihr König.

(Schluß.)

Abessinien war ursprünglich ein einziges großes Reich, beherrscht von einem einzigen Reichsoberhaupte, dem wir etwa den Titel König oder Kaiser geben würden. Es bestand aber aus einer Anzahl von Provinzen, mit denen einzelne Fürsten belehnt wurden, ähnlich wie die deutschen Fürsten ihre Fürstenthümer vom Kaiser zu Lehen trugen. So blieb es bis zum 16. Jahrhunderte. Da aber fielen von Süden her die wilden Horden der Galla's in's Land. Der Kaiser (auf abessinisch heißt sein Titel: Negus) hatte mit ihnen zu viel zu thun, als daß er den Reichsfürsten hätte die Spitze bieten können, die nach Selbstständigkeit trachteten. So zerfiel das Reich in acht selbständige Staaten. Jeder hatte einen Häuptling an der Spitze, der die Thronfolge für seine Leibeserben beanspruchte. Der bedeutendste dieser Staaten ist Ambara, nach welchem die Amharische Sprache benannt ist. Außerdem will ich nur noch die Provinz Kaffa nennen, in welcher der Kaffeebaum in großer Menge wild wächst und von der wohl auch der Kaffee seinen Namen bekommen hat. (Da haben wir ja eine tägliche Erinnerung an Abessinien.)

Seit der Zertheilung des Reichs in einzelne Staaten ist in Abessinien fast nie Ruhe geworden. Bald haben die einzelnen Fürsten einander befehdet, bald haben sie gemeinsame Sache machen müssen gegen Einfälle der Nachbarn, immer aber hat's viel Spannung unter ihnen gegeben. Die kleineren wurden zuletzt vom größeren verschlungen, so daß es schließlich nur drei Häuptlinge waren, die sich befehdeten, die der Staaten Tigre, Amhara (mit der Hauptstadt Gondar) und Schoa. In den Vierziger und den ersten Funfziger Jahren dieses Jahrhunderts spielte Ubie, der Häuptling von Tigre, die Hauptrolle. Vor etwa 10 Jahren aber ward es anders, und zwar durch den jetzigen König Theodoros. Der ist, so sehr er auch nachträglich sein Geschlecht vom König David herzuleiten suchte, der Sohn eines armen, aber schönen Gemüsemädchens und eines hohen abessinischen Regierungsbeamten. Er hieß ursprünglich Casaï und ward zum Krieger ausgebildet. Als solcher zeichnete er sich im Heere des Herrschers von Amhara so sehr aus, daß dieser ihm seine Tochter zum Weibe gab. Es dauerte aber nicht lange, so gestaltete sich die vorige Freundschaft des Häuptlings zu einem Familienzwist, zu offener Fehde und endlich zu einem Kriege, in welchem der Häuptling trotz der Hülfe des mächtigen Herrschers Ubie von Tigre den Kürzeren zog. Bald hatte sich Casaï den ganzen mittleren Theil von Abessinien unterworfen, aber er nannte sich nun nicht mehr Casaï, sondern Theodoros (d. h. Gottes Gabe), weil im Volke die Sage ging, daß einmal ein Herrscher

König Theodorus von Abeſſinien.

dieſes Namens aufſtehen werde, der das große aethiopiſche Reich wieder aufrichten werde. Mit großer Klugheit wußte Theodoros auch die religiöſen Intereſſen des Volkes für ſich zu benutzen. Der mächtige Häuptling Ubie hatte im Gegenſatz zu den von England geſandten proteſtantiſchen Miſſionaren die Beſtrebungen der von Frankreich unterſtützten katholiſchen Miſſion gefördert, er hatte die Proteſtanten verjagt und den ihnen freundlich geſinnten Patriarchen der abeſſiniſchen Kirche ſchnöde behandelt. Da ſtellte ſich nun der Patriarch auf Seite des Theodoros, das Volk aber fiel beiden zu, und um die Macht Ubie's und den Einfluß der Franzoſen war es geſchehen. Im Jahre 1855 ward Ubie in einer entſcheidenden Schlacht von Theodorus gefangen genommen, und im folgenden Jahre auch der Staat Schoa unterworfen. Eine der erſten Regierungshandlungen des neuen Herrſchers war ein Verbot des Sclavenhandels, der bisher in entſetzlicher Weiſe getrieben worden war. Er zog Handwerker in's Land und ſtellte ſich im Ganzen freundlich gegen die Beſtrebungen der evangeliſchen Miſſion und Bibelverbreitung, machte ſtatt der unverſtändlichen Gees-Sprache das Amhariſche zur Kirchenſprache, wollte aber doch von ernſtlicher Einführung neuer Lehre nichts wiſſen.

Frankreich, das in dortigen Gegenden ſeinen Handel zu ſichern bemüht war, ſah dem nicht ruhig zu. Es verſuchte wieder einen Herrſcher von Tigre emporzubringen, aber Theodoros beſiegte auch den. Seitdem hat er lange Zeit von dem katholiſchen Einfluß der Franzoſen nichts wiſſen wollen. In neueſter Zeit aber ſcheint ihm doch die Machtſtellung, die Frankreich jetzt in Europa einnimmt, in die Augen geſtochen zu haben. Er ſagt ſich vielleicht, daß er unter dem Schutze der Franzoſen beſſer fährt, als unter dem der Engländer; denn ein berechnender Kopf iſt er, und ſo mögen wohl die Maßregeln gegen die von England gekommenen Miſſionare und den Conſul nichts anders bezwecken, als das mächtige Frankreich wieder zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Denn ob er ſchon zur chriſtlichen Kirche ſich zählt, iſt er doch nichts weniger als ein rechter Chriſt, ſondern ein Herrſcher mit aller Selbſtſucht, Eigenwilligkeit, Launenhaftigkeit und Grauſamkeit der morgenländiſchen Despoten, obwohl nicht ganz ohne edlere Charakterzüge. Seine äußere Geſtalt zeigt euch unſer heutiges Bild. — Soviel von der politiſchen Geſchichte Abeſſiniens.

Nun noch Einiges von den kirchlichen Zuſtänden des Landes. Wir haben ſchon oben von einem Patriarchen gehört, der mit Theodoros gegen den Beherrſcher von Tigre gemeine Sache gemacht habe. Das iſt das kirchliche Oberhaupt des ganzen Landes. Der jedesmalige Patriarch, der vom Patriarchen zu Cairo eingeſetzt wird, führt den Titel Abuna, d. i. unſer Vater, und hat meiſt

seinen Sitz in Gondar, der Hauptstadt des Staates Amhara. Er ist die oberste Spitze der abessinischen Hierarchie und steht als eine selbständige geistliche Macht, auf die das Volk sehr viel hält, neben dem Herrscher. Auch in den Zeiten, wo mehrere Fürsten um den Rang stritten, hatte das Volk doch immer nur einen Abuna. Ueber die zahllosen Mönche der abessinischen Kirche ist ein anderes Oberhaupt gesetzt, der „Etschege" genannt, das gleichfalls großes Ansehen genießt. — Was die kirchliche Lehre der Abessinier betrifft, so haben wir einen Unterschied zu machen zwischen dem Volke und der Geistlichkeit. Das Volk weiß nichts von Lehre der Kirche. Ihm genügt die Schnur am Halse und das Küssen der Kirchensteine. Wer ein besonders frommer Christ ist, den nennt man einen „Kirchenküsser." Unter den Geistlichen aber, soweit dieselben nicht auch in der crassesten Dummheit stecken — viele können eben nur lesen — brennen seit Jahrhunderten erbitterte Lehrstreitigkeiten, die sich aber ausschließlich auf ein Gebiet geworfen haben. Im 5. Jahrhundert, da sich die alte Kirche über die Lehre von der Person, Christi klar werden mußte, entschied sich nämlich die abessinische Kirche für die ketzerische Lehre der Monophysiten, d. h. derer, die dem HErrn Christus nur eine, die göttliche Natur zuschreiben. Dabei ist man auch geblieben und hat sich darüber in Abessinien nicht gestritten; aber über die damit zusammenhängende Lehre von der Geburt Christi — Einige nehmen an, daß der HErr in dreifacher Weise geboren worden sei —, hat man sich, ohne je zu einer Einigung zu kommen, so grimmig gestritten, daß man darüber alle andere evangelische Wahrheit vergaß. So sind der außer allem Zusammenhang mit dem Abendland gebliebenen abessinischen Kirche viele christliche Glaubens- und Lebensschätze verloren gegangen oder doch, ohne daß man's merkte und hinderte, greulich verunstaltet worden. So hatte man zwar die heilige Schrift, aber man hatte sie bis in die neueren Zeiten nur in der kaum noch den Priestern verständlichen Kirchensprache, und daneben hat man eine der heiligen Schrift gleichgehaltene Tradition (Ueberlieferung) von Sprüchen der Väter und Beschlüssen der Kirchenversammlungen. Man zählt zwar nur 2 Sacramente, das heilige Abendmahl wird insofern unter beiden Gestalten ausgespendet, als man Brod und Wein in einem Löffel vermengt darreicht; aber beide Sacramente sind durch unbiblische Zuthaten entstellt und in den Augen des Volks zu einer Art von kirchlichen Zaubermittelchen herabgewürdigt. Die strenge Kirchenzucht der alten Kirche ist in ein äußerliches Abbüßen von Kirchenstrafen verkehrt worden, die Einer für den Andern übernehmen kann. Predigt und Gemeindegesang im Gottesdienst ist nicht zu hören. Die Liturgie wird in der unverständlichen Kirchensprache gehalten. Maria und die Heiligen werden wie in der römischen Kirche angerufen. Der Gebrauch des Fastens ist bis zu einer unglaublichen Ausdehnung angewachsen. Die Fasttage machen etwa zusammen drei Viertel des ganzen Jahres aus. Kein Wunder, wenn man im übrigen Theile des Jahres der Lust den Zügel schießen läßt. Die zahllosen Mönche sind Ausbunde von Dummheit und Unkeuschheit.

Merkt man an manchen dieser Erscheinungen, die nicht alle in der Sitte der alten Kirche wurzeln können, deutlich den Einfluß der seit dem 15. Jahrhundert in's Land gekommenen Katholiken, so kann man auf der andern Seite auch reichliche Spuren des Judenthums wahrnehmen, das eine Zeitlang in Abessinien zur Herrschaft kam. Denn die Falascha's, die jetzt zerstreut wohnen, sind nicht immer so unterdrückt gewesen, wie jetzt, sondern einmal so mächtig gewesen, daß sie gar das Scepter führten. Fast jede abessinische Kirche giebt davon noch Zeugniß; denn alle Gotteshäuser sind wie der jüdische Tempel in Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes abgetheilt, und im Allerheiligsten steht allemal ein Nachbild der Bundeslade, deren Original man in der Kirche zu Axum aufzubewahren meint. Es sei, sagt man, aus dem jüdischen Tempel entwendet und dorthin gebracht worden. Neben dem Sonntag wird auch der Sabbath gefeiert und neben der Taufe ist auch die Beschneidung im Brauch. Das sittliche Leben des Volks aber ist fast durchweg ein heidnisches. Der Sclavenhandel blühte bis zu Theodoros Regierung. Einen christlichen Ehestand giebts nicht. Die Lustseuche ist in erschreckender Weise verbreitet. Trägheit auf der einen und Streit- und Raubsucht auf der andern Seite sind Hauptzüge der Volkscharakters.

Nur mühsam und spärlich hat die abendländische Christenheit mit dieser verkommenen Kirche wieder anknüpfen können. Seit dem 16. Jahrhunderte versuchten die Jesuiten dort vorzudringen. Im Anfang des 17. Jahrhunderts schienen sie auch einmal die Oberhand zu gewinnen; aber das Volk wollte von ihnen nichts wissen. Es hielt, trotz aller Neigung seiner weltlichen Herrscher zum katholischen Glauben, fest an seinem kirchlichen Oberhaupte, dem Abuna, und hat das Mißtrauen gegen den Katholicismus seitdem nicht verloren. Der Papst und ein Abuna wollen sich auch nicht gut mit einander vertragen, und Theodoros dürfte sich sehr täuschen, wenn er statt mit dem Abuna zu gehn, sich dem Papste in die Arme würfe. Die ersten evangelischen Versuche in Abessinien wurden von Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen-Gotha und später von der Brüdergemeinde gemacht; aber sie mißlangen. Im Anfang dieses Jahrhunderts brachte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft durch eine besonders gnädige Führung eine amharische Bibelübersetzung zu Stande, die dann weiter von Baseler Missionaren in's Land gebracht wurde und jetzt die alte unverständliche immer mehr verdrängt. Die ersten Missionare, Samuel Gobat (der nachmalige Bischof von Jerusalem), Kugler, Isenberg und Krapff haben namentlich durch die

Gegenwirkungen der katholischen Missionare, die früher in der Gunst der Herrscher standen, schweres Arbeiten gehabt. Doch hat sich insbesondere Gobat die Liebe der Abessinier in hohem Grade erworben. Er ist noch von Jerusalem aus von Einfluß auf die dortige Kirche gewesen. Insbesondere hat er, als mit Theodoros eine Wendung der Dinge eintrat, den von Basel kommenden Chrischona-Brüdern, durch seine Empfehlung den Weg in's Land gebahnt. Diese letzteren sollen nicht durch Predigen, sondern durch christlichen Wandel — sie sind Handwerker und werden von Theodoros gern gesehen — auf das Volk wirken. Die gefangen gehaltenen Missionare aber sind Judenmissionare; sie haben den ersten Versuch bei den jüdischen Falascha's machen wollen und sind nun in ihrem Werke so zeitig gehemmt worden. — Der HErr wolle das Herz des launischen Königs wenden und dann fest machen, daß es an Seinem Evangelio bleibe, damit es an dem für die Bekehrung Afrika's so ungemein wichtigen Volke wahr werde, was, jetzt noch unverstanden, auf dem abessinischen Reichsbanner geschrieben steht: Es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda. —

Chronik.

(Fortsetzung.)

Preußen. In der Sitzung der preußischen Abgeordneten vom 13. März gab der jetzige Cultusminister von Mühler bei Gelegenheit freigemeindlicher Petitionen folgende Erklärung, die gegen das, was sein Vorgänger, Herr von Bethmann-Hollweg, über die „harmlosen" freien Gemeinden seiner Zeit gesagt hat, wohlthuend absticht. Er sagte: Die Staatsregierung kann es nicht als ihren Beruf ansehen, ein von den Grundlagen göttlicher Offenbarung losgelöstes Dissidententhum zu pflegen und zu befestigen. Allein in dem Glauben an den lebendigen, persönlichen Gott, wie Er in der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments geoffenbart ist, und in dem Gehorsam gegen Seine Gebote erkennt sie die sichere Bürgschaft auch für die zeitliche Wohlfahrt der Nation. Indem sie sich zu diesem Glauben bekennt, wird sie in ihm Maß und Richtschnur auch für die ihr jetzt angesonnene gesetzgebende Thätigkeit finden. —

Vom Gebiet der innern Mission und der christlichen Vereine ist aus Preußen Folgendes zu berichten. Die Bauten des evangelischen Johannisstiftes bei Berlin (eine Anstalt nach dem Muster des Rauhen Hauses, s. Pilger 1864, Nr. 38, S. 303) haben den besten Fortgang. Bereits ist eine ziemliche Anzahl von Kinder- und Brüderhäusern fertig und bezogen. Auch das Hauptgebäude ist vollendet. Die meist im Schweizerstyle erbauten Häuser führen Namen wie „Düppelschanze, Tabeahaus, Johannishülfe, Bethel" ꝛc. —

Die lutherischen Vereine in Preußen haben einen ev.-luth. Gotteskasten zur Unterstützung bedrängter Lutheraner gegründet, der sich in Zweigvereinen durch's ganze Königreich erstrecken soll. —

Am 31. Oct. vor. Jahres feierte die preußische Hauptbibelgesellschaft, gegründet am 2. Aug. 1814 besonders unter Mitwirkung des bekannten Predigers Joh. Jänicke, das Fest ihres 50jährigen Bestehens. Am Tage danach hat der am 3. Aug. 1814 gegründete preußische Hauptverein für christliche Erbauungsschriften das gleiche Fest gefeiert. Es hat dieser letztere Verein in den vergangenen 50 Jahren 252 verschiedene Schriften und Bücher (einige in sehr zahlreichen Auflagen) in 6¼ Million Exemplaren herausgegeben und verbreitet. Seine Gründung erfolgte auf Anregen des bekannten Agenten der brit. Bibelgesellschaft Dr. Pinkerton durch Männer wie P. Jänicke, Hofpred. Theremin, Kaufm. Samuel Elsner. Beim Feste ward die Jubelpredigt über Röm. 15, 15 gehalten. —

Der Verein zur Erbauung neuer Kirchen in Berlin hat bisher sehr erfreuliche Unterstützung gefunden. In den Passionswochen sind zur Förderung seiner Zwecke 8 apologetische Vorträge von verschiedenen Professoren und Predigern gehalten worden, die außer der geistlichen Frucht, die sie schafften, auch eine ansehnliche Geldsumme einbrachten. Ein Verkauf von Gegenständen, die als Liebesgaben geschenkt worden waren, brachte in wenig Tagen über 4000 Thlr. ein ꝛc., so daß der Verein bei seinem ersten Jahresfeste am 20. April d. J. schon für eine Einnahme von 17,000 Thlrn. danken konnte. Der Besitzer einer Cementfabrik in Stettin hat dem Verein das Anerbieten gemacht, zu jedem in den nächsten 5 Jahren ausgeführten Bau einer neuen Kirche in Berlin 50 Tonnen Portland-Cement zu schenken und franco bis zur Baustelle zu liefern. Zwei andere Fabrikanten haben jeder in den nächsten 10 Jahren erbauten Berliner Kirche einen Taufstein von gebranntem Thon oder 50 Thlr. baar versprochen. Im Laufe des Juni ist bereits eine durch Hülfe des Kirchbauvereins erbaute Kirche eingeweiht und zu einer Kapelle der Grundstein gelegt worden. Für eine dritte Kirche, deren Bauplatz bereits erworben ist, wird der Verein gleichfalls die Kosten übernehmen. Das Alles sind doch sehr erfreuliche Zeichen der wachsenden Theilnahme auch für das nicht aus todten Steinen gebaute Haus Gottes, wie man sie vor mehreren Jahrzehnten wohl vergeblich gesucht hätte.

Der evangelische Verein in Berlin hat an die Stelle des namentlich unsern Jünglingsvereinen durch den „Bundesboten" wohlbekannten Vereins-Predigers Zahn, der nach Cöslin berufen worden, den P. Quandt aus Collin in Pommern berufen. —

Die Schreiberhauer Rettungsanstalt, zu deren Wiederaufbau nach dem Brande auch der Pilger gesammelt hat, theilte im Februar d. J. mit, daß das eine größte Haus, die Mädchenanstalt, nun soweit wieder fertig sei, daß bereits Weihnacht drin gefeiert werden konnte. Das andere Haus, worin das Feuer aufgegangen, stand damals noch als Brandruine da, doch war das Material bereits angeschafft. Es soll, um auch für die Pflege blödsinniger Kinder Raum zu bieten, um ein Stockwerk erhöht werden. Die bisherigen Nachrichten über die Anstalt erscheinen in Zukunft zehnmahl des Jahres in Form eines Blattes, „Für die lieben Kinder" betitelt, das für 2½ Gr. durch die Post bezogen werden kann. —

Todesfälle. Am 15. Aug. vor. J. starb zu Berlin der bekannte pädagogische Schriftsteller Dr. Harnisch, ein treuer Zeuge des HErrn und hochverdient um das evangelische Schulwesen. In den Jahren 1822—42 war er Director des mit Taubstummenanstalt verbundenen

Weißenfelser Schullehrerseminars, zuletzt Pf. und Superintendent in Elbei, aber seit mehrern Jahren in wohlverdienten Ruhestand versetzt. Man hat in dankbarem Andenken an den trefflichen Schulmann die Sammlung einer „Harnischstiftung" veranstaltet, aus welcher bedürftige Lehrersöhne unterstützt werden sollen, die das Weißenfelser Seminar besuchen. —

Am 8. Sept. starb der hochbegabte, auch in evangelischen Kreisen hochgeachtete Cardinal-Erzbischof Johannes von Geissel in Köln, 69 Jahr alt. Das Erzbisthum Köln hatte er 23 Jahre lang verwaltet. —

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Was sonst in der weiten Welt außer Amerika geschehen ist.

Die fünf Großmächte haben wir nun in der Entwickelung ihrer Geschichte im Jahre 1864 verfolgt und gesagt, was in unserem engeren Vaterlande Deutschland uns der Erwähnung würdig schien. Bei dieser Gelegenheit ist auch schon so Manches mit abgehandelt worden, wobei die Großmächte eine thätige Rolle gespielt haben. Aber es bleiben noch die kleinern Staaten übrig, wo manches Erwähnenswerthe geschehen, wenn es auch nicht auffallend in die Weltgeschichte eingreift. Wir wollen den noch vorhandenen Stoff uns so vertheilen, daß wir zunächst erzählen, was in Europa außer dem schon Gesagten sich ereignet, dann was außerhalb Europas uns interessiren kann, und endlich für den Krieg in Nordamerika, wenn es nöthig ist, uns eine eigene Abhandlung vorbehalten.

In Europa hat nun einmal wieder das neue Königreich Italien viel von sich reden gemacht, nicht etwa weil es eine große oder kühne That vollbracht, als vielmehr, weil ihm etwas aufgedrungen worden ist, woraus die Welt nicht recht klug wird. Es stehet dort, wie wir es schon im vorigen Berichte beschrieben, überall trostlos, kein Geld im Säckel und kein Rath im Kopfe; aber trotzdem das große Wort im Maule. Der Süden ist durch den Brigantaggio, d. h. den Bandenkrieg der Bourbonisten, noch immer arg verwüstet, und der König muß dort ein Heer von 60—80,000 Mann immer auf den Beinen haben, um nur die allernothwendigste und nothdürftigste Ordnung aufrecht zu erhalten. Trotzdem drängt die sogenannte „Partei der That" (Actionspartei) unter Garibaldi fortwährend zum Kriege gegen Oesterreich, und hat, wie wir wissen, auch wirklich im October einen kleinen Putsch in Venetien zu Stande gebracht, der aber bald zu Paaren getrieben wurde. Daneben betreibt sie in Ungarn und den Donaufürstenthümern die Aufreizung gegen Oesterreich systematisch durch ein Heer besoldeter Revolutionsagenten. Die Regierung thut, als ob sie diesem Treiben entgegentrete, weist auch wohl ihre Präfecten zu strenger Ueberwachung der Putschsüchtigen an, es ist aber eitel Schein und Lüge, im Geheimen läßt sie die Garibaldisten gewähren und unterstützt sie sogar; offenbar darf sie's nicht thun, weil Italien ein französischer Vasallenstaat ist, und Louis Napoleon den Garibaldi nicht leiden kann. Daß der Staatsbankerott vor der Thür ist, glauben wohl alle urtheilsfähigen Männer in Europa. Mit dem Kirchengut ist man nun bald fertig; wo noch etwas zu holen ist, wird nach Herzenslust eingezogen und verthan; aber es langt nicht. Da hat man denn beschlossen, die Staatsgüter oder Domainen auch zu verwirthschaften, und einer Gesellschaft von Capitalisten die Sache in die Hände gegeben, das beste Mittel, sie möglichst wenig einträglich für die Staatscasse zu machen; denn je mehr Unterhändler und Zwischenmäkler, desto mehr Geld bleibt an den Händen kleben. Helfen kann auch das nicht, denn das Loch im Staatssäckel ist bereits zu groß, als daß solche Flickschneidereien es stopfen könnten. Hat man doch, um einigermaaßen forwirthschaften zu können, den größten Theil der Grundsteuer für 1865 schon im Voraus erhoben und verthan. An die Möglichkeit einer solchen Wendung der Dinge hatte man sich schon gewöhnt, und es war von den italienischen Deficits und Anleihen wenig mehr die Rede. Da auf einmal erscholl eine ganz überraschende Kunde von einer Convention (Uebereinkunft) zwischen Frankreich und Italien, die lange im Geheimen vorbereitet, am 15. Sept. wie ein Blitz aus heiterm Himmel in die Oeffentlichkeit trat. Die Hauptsachen waren folgende: Italien verpflichtet sich, seine Eroberungspläne auf Rom nicht nur aufzugeben, sondern auch Jedem, der es von außen her angreifen wird, mit den Waffen in der Hand entgegen zu treten, und dem Papste sein bisheriges Gebiet zu garantiren. Dafür wird seine Annectirung der dem Papste schon entrissenen Landestheile anerkannt, und es übernimmt den auf diese fallenden Theil der päpstlichen Landesschuld. Die Hauptstadt Italiens wird aus Turin in eine andere Stadt verlegt. Der Papst organisirt zur Vertheidigung seines Gebietes, das ihm verbleibt, eine Armee; bis dies geschehen, bleibt die französische Besatzung zum Schutz in Rom, dann, spätestens binnen zwei Jahren, zieht sie ab.

Wie eine Bombe fiel diese Neuigkeit in die politische Welt; anfangs allgemeines Erstaunen, weil kein Mensch wußte, was er daraus machen sollte, dann eine Fluth von ungereimtem Geschwätz in Zeitungen aller Farben. Je weniger man die Sache verstand, desto mehr wurde ins Blaue gerathen und desto mehr suchte man dahinter, nur darüber war man einverstanden, daß der Kaiser von Frankreich die Convention dictirt hatte. Ist es die Eigenthümlichkeit dieses Mannes, mitunter durch etwas recht Unverständliches die Köpfe zu verwirren und die Welt in Alarm zu setzen, so konnte er sich zu seinem Erfolge Glück wünschen. In Italien nahm man die Sache sehr verschieden auf; die Garibaldianer fluchten und wetterten: das sei ein Verrath an Italien; ein Königreich Italien ohne Rom als Hauptstadt sei gar nicht denkbar; alle bisherige Mühe sei verloren, und die Einheit des Reichs auf's schnödeste preisgegeben. Dagegen hatte auch die Regierung eine starke Partei für sich, die da meinte, wenn nur einmal die Franzosen aus Rom weg seien, so werde dieses von selbst eine Beute des neuen Königreichs werden. Das Spaßhafteste war, daß die beiden Contrahenten selbst die Convention in gerade entgegengesetzter Weise auslegten. Frankreichs Minister erklärte, es sei die Absicht des Kaisers, die italienischen Wirren auf eine Art zu beseitigen, daß sowohl den Interessen der katholischen Welt genug geschehe und Roms Unabhängigkeit ohne fremde Hülfe sicher gestellt werde, als auch dem Königreich Italien die nöthige Ruhe zu innerer Entwickelung zu Theil werde. Die italienischen Minister erklärten, sie seien keineswegs gesonnen, auf eine Annexion Roms zu verzichten; im Gegentheil die Convention führe direct dazu hin, nur dürfe dieselbe nicht auf gewaltsame Weise, sondern auf dem moralisch-civilisatorischen Wege müsse sie geschehen. Dieses herrliche Wort, das sich, nach Göthe's bekanntem Ausspruche, zu rechter Zeit da einstellte, wo Gedanken fehlten, hatte denn

auch den erwünschten Erfolg, daß die italienischen Kammern im November die Convention annahmen und bestätigten. Die Einwohner Turins wollten es sich zwar nicht gefallen lassen, daß ihre Stadt aus der Haupt- und Residenzstadt zu einer Provinzialstadt herabsinken sollte, und machten wiederholte Straßenaufläufe, in denen dem Könige und den Ministern nicht eben die feinsten Schmeicheleien gesagt wurden; aber der König ernannte den tapfern Haudegen, General Lamarmora, zum Minister, und dieser schuf mit seinen Bajonetten bald Ordnung; ein Beweis, daß in diesem gesegneten Lande der Freiheit das Volk ganz ebenso tractirt wird, wenn es seinen Wünschen und Anschauungen einen tumultuarischen Ausdruck giebt, wie in der absolutesten Monarchie, und daß man auf die Stimme dieses lieben Volkes nur dann zu hören pflegt, wenn dieselbe mit den eignen Plänen übereinstimmt. Kurz, die Turiner wurden zur Ruhe gebracht, und die Verlegung der Residenz nach Florenz glücklich durchgesetzt.

Unsere Leser werden nun wohl von uns erwarten, daß wir ihnen einige Fingerzeige an die Hand geben, nach denen sie sich die Convention deuten können. Es ist schon viel darüber hin und hergerathen und gefaalbadert worden, und wir vermehren ungern die Zahl derer, die vergeblich ihren Scharfsinn daran verschwenden. Aber wir sind es doch unsern Lesern schuldig, ihnen ein Urtheil darüber abzugeben, und wenn wir uns darüber täuschen sollten, werden sie uns um so weniger zürnen, je schwerer es ist, etwas Bestimmtes und Zutreffendes über eine Sache zu sagen, in deren Auffassung die contrahirenden Mächte selber schnurstracks auseinander gehen. Zuvörderst dürfen wir wohl annehmen, daß eine von Frankreich dictirte Convention, aller schönen Redensarten ungeachtet, Frankreichs Vortheil zunächst im Auge haben wird. Nun liegt es aber Frankreich gar sehr daran, daß das von ihm geschaffene Königreich Italien nicht zu mächtig und selbständig werde, sondern es soll ein unterthäniger und auf Frankreichs Hülfe und Commando angewiesener Vasallenstaat bleiben. Daher läßt Frankreich seinen Schützling nie zu voller Kraft und Einheit gelangen und schützt den Kirchenstaat, der als ein sehr bequemer Riegel zwischen Nord- und Süditalien zwischeneingeschoben ist. Anstatt eines mächtigen Landes, das wohl einmal im Stande wäre, sich von seinem Beschützer unabhängig zu stellen und eine eigne Politik haben zu wollen, erhält es zwei ohnmächtige, ihm ohne Rückhalt preisgegebene Vasallenstaaten, den Kirchenstaat, und das in zwei Hälften zerschnittene Königreich Italien, das nicht recht zu Athem kommen kann. Von einem solchen sind dann auch bei günstiger Gelegenheit Abtretungen zu erhalten; Nizza und Savoien hat Frankreich sich schon annectirt, zunächst liegt ihm nun das schöne Piemont. Es würde aber doch nicht wohl gehen, ein Stück Landes von Italien loszureißen, in welchem die Hauptstadt liegt, das wäre ein bisher unerhörter Gewaltstreich. Darum muß Victor Emanuel seine Hauptstadt verlegen; so ist Piemont eher annexionsfähig. Vielleicht tauscht man einmal, und überläßt ihm gegen Piemont Rom; denn die Convention verpflichtet zwar den König, keinen Angriff von außen auf den Kirchenstaat zu dulden; wie aber, wenn es gelänge, wie weiland in Neapel, in Rom eine Revolution zu Stande zu bringen? Davon steht in der Convention nichts, und das ist ja eine bequeme Hinterthür, den vorbehaltenen, etwas langweiligen und beschwerlichen Weg der moralisch-civilisatorischen Annexion beliebig abzukürzen. Victor Emanuel hat Frankreichs Hülfe theuer bezahlt; zwei seiner schönsten Provinzen, darunter sein herrliches, treues Stammland Savoien, hat er schon hergeben müssen; die Savoiarden waren seine besten und brauchbarsten Soldaten; verliert er noch Piemont, so ist seine Armee geradezu ruinirt; denn weiter hinab taugt der Italiener nicht zum Soldaten. Jetzt muß er noch seine Hauptstadt preisgeben, und schwebt nun in der Luft, denn aller geschichtliche Grund und Boden, in dem sein altes Geschlecht fest gewurzelt war, ist ihm von seinem für sein Wohl so besorgten Alliirten, oder vielmehr Lehnsherrn unter den Füßen weggezogen. Weiter hat diese Convention offenbar die Absicht, Oesterreich einen Fußtritt zu geben. Im Frieden von Villafranca hatte Louis Napoleon versprochen, Toscana und Modena ihrem rechtmäßigen Fürsten wieder einzuräumen; er hält seine Versprechen so gut, daß er seinen Vasallen in der Hauptstadt Toscanas seine neue Residenz aufschlagen läßt. So ist durch diese Convention sicherlich das erreicht, daß eine Menge Collisionen sich daraus entwickeln können, die das politische Wasser trüben und dem gewandten Staatsmann das Fischen erleichtern werden. Diese Convention hat man auch dem Papste als eine sehr vortheilhafte einreden wollen, damit er seine Zustimmung gebe. Allein anfangs war er selbst davon ganz überrascht und behielt sich sein Urtheil vor; und später hat er ablehnend geantwortet, wie er denn nicht wohl anders konnte; denn wenn er die Convention anerkännte, würde er ja den Raub des ihm entrissenen Gebietes gutheißen und diplomatisch sanktioniren. Eine schärfere Antwort des Papstes erfolgte später in einer sogenannten Encyclica, d. h. in einem amtlichen Rundschreiben an sämmtliche Bischöfe, die viel Lärm in der Welt gemacht hat. In dieser wurden in 80 Sätzen allerlei Lehren und Grundsätze verdammt, darunter mit Recht Alles, was der moderne Materialismus und Radicalismus über Gott und Welt, Kirche und Staat gefaselt hat, namentlich auch die Grundsätze der Staatskunst, die Louis Napoleon geltend macht und auf denen das neue Königreich Italien ruht. Daneben hat er aber auch durch Verdammung der evangelischen Wahrheiten, die wider Rom und Rom zuwider sind, der alten Erbsünde der römischen Kirche den gewohnten Zoll entrichtet, so daß man mit Vielem übereinstimmen, ebensoviel aber auch für Lüge erklären muß, wie das meist in den römischen Bullen geschieht: Christus wird mit Belial vermischt, d. h. verdammt. Die römisch-katholischen Staaten, namentlich Frankreich, haben zum Theil die öffentliche Bekanntmachung dieser Bulle verboten; es hat ihnen aber nichts geholfen, die Bischöfe haben sich an das Verbot nicht gekehrt. In protestantischen Ländern ist lächerlicher Weise davon auch viel Geschrei gemacht worden, und die liberalen und radicalen Blätter und Schreier aller Farben und Schattirungen haben die Gelegenheit benutzt, ein gut Geschäft zu machen, und ihre Ladenhüter, d. h. ihre abgedroschenen schönen und nützlichen Redensarten von Licht, Finsterniß, Aufklärung, Verdummung, Pfaffenwirthschaft ꝛc. wieder an den Mann gebracht. Lächerlicher Weise, sagen wir, denn dergleichen Bullen existiren schon scheckweise und haben die Wahrheit nicht vernichten können, und so wird auch diese Wasserblase, wie Luther es nannte, soweit sie eben Wasserblase, d. h. Lüge ist, zerplatzen, ohne daß sich die Herren große Mühe mit Blasen und Stürmen zu geben brauchen. Wo sie aber auf dem Grunde des göttlichen Worts wirkliche Irrthümer verdammt, da werden alle Maulhelden des modernen Unglaubens sie nicht umwerfen.

(Schluß folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 29. Dresden, den 16. Juli 1865.

Am fünften Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 5, 1—11.

Mit dem, was der HErr in der Geschichte unsers heutigen Textes thut, hat Er's zunächst auf Sct. Petrum abgesehen. Der soll Menschenfischer werden und soll zur Menschenfischerei ein recht bereitetes Herz mitbringen. Da nimmt ihn der HErr in die Schule. Was aber Petrus da lernt und das Herz, das er schließlich davon mit hinwegnimmt, ist bedeutsam für die ganze Kirche. Die treibt ja auf Geheiß ihres HErrn das Menschenfischen fort und fort bis an's Ende der Tage, und da muß es ihr von großer Wichtigkeit sein, zu wissen, was für ein Herz dazu gehöre, dem HErrn Menschen zu fangen. Das lernt sie aber am einfältigsten an Sct. Petro, den der HErr zum Menschenfischer angenommen.

Zwei Schifflein stehen am Ufer des See's Genezareth. Die Fischer sind ausgetreten und waschen ihre Netze. Nun können sie ja wohl ausruhn von der Arbeit der ganzen Nacht. Mit nichten. Der HErr Jesus kommt und tritt in Simons Schifflein und bittet, ein wenig vom Lande hinwegzufahren. Und Simon thut's und führt ihn im Schifflein vom Lande weg. Das ist freilich eine einfache Geschichte; aber sie hat im Zusammenhange mit dem Nachfolgenden ihre köstliche Bedeutung. Der HErr will uns damit zeigen, daß Er zu Keinem sprechen könne: Von nun an wirst du Menschen fangen, in dessen Lebensschifflein nicht Er selber erst getreten mit der Bitte: Führe es ein wenig weg von den Ufern dieser Welt, und der nicht dieser Bitte des HErrn Gehör gegeben hat.

Was meinst du aber? ob sich wohl Petrus, da er den Herrn bei sich im Schiffe hatte, umgeschaut haben mag nach den lachenden Ufern des See's oder nach den Leuten, die am Ufer standen? oder ob er mit zerstreutem Sinn auf das Plätschern der Wellen gehört haben mag? Gewiß nicht. „Großer Prophete, mein Herze begehret, von Dir inwendig gelehret zu sein," so mag's in seinem Herzen geklungen haben. So gilt's allezeit dem in's Schifflein hereingenommenen HErrn treulich zuzuhören, und sich nicht mit dem Blick auf irdische Dinge zu zerstreuen, wenn Er redet.

Und das gehört zum Menschenfischen. Denn wer da Menschen fangen will, der soll ja Christum geben. Und wer Ihn geben will, der muß Ihn haben. Wer von Ihm reden will, der muß erst von Ihm hören. Wer sich des Evangeliums nicht schämen soll, der muß erst an sich selbst spüren, daß es eine Kraft Gottes ist. Bei wem der HErr Christus kaum erst mit einem Fuße im Schifflein steht, der taugt nicht zum Menschenfischer.

Am Vormittage predigte der HErr aus dem Schiffe. Als es aber gegen den Mittag kam, heißt Er den Petrus

auf die Höhe des See's fahren und da das Netz auswerfen, daß er einen Zug thue. Um die Mittagsstunde Fische fangen, das ist wider alles Fischerhandwerk. Und auf die Höhe fahren, da doch das Meer tiefer ist und die Fische alle unter dem Netze weggehen können, das ist auch wider alles Fischerhandwerk. Aber Petrus gehorcht, befragt sich nicht lange mit Fleisch und Blut, lässet sein ganzes Fischerhandwerk dahinten, hat kein Lächeln, kein Besserwissenwollen, kein bedauerlich Achselzucken dabei. Damit zeigt er auf's klarste, daß er gar trefflich tauge zum Menschenfischer. Denn beim geistlichen Fischfang klingt das „Fahre auf die Höhe!" des HErrn auch oft gar wunderlich und läuft wider alles menschliche Treiben. Da liegt Einer krank. Wir pflegen ihn vielleicht leiblich recht gut. Wohlan, fahret auf die Höhe, ruft der HErr, daß ihr die Seele fahet für mein Himmelreich. Ei, sprechen da die überklugen Fischer, wenn ich das Netz auswerfe, muß ich anfangen von Sünde zu reden, und einem Kranken könnte das sehr schaden. Und ist er dann auf dem Wege der Besserung, da heißts: Die fortschreitende Besserung darf man doch nicht stören. Und ist er genesen zum vorigen Wohlsein, da heißts: Ach, warum ihm doch die ersten Freudentage mit Bußpredigt verbittern? Und so bleibt manche Seele ungefangen, die doch gefangen werden könnte, wenn Petri gehorsames Herz bei den Menschenfischern zu finden wäre.

Aber Petri Herz ist auch ein Herz, das in kindlichem Vertrauen spricht: Herr, auf Dein Wort. Wenn Petrus etwa gedacht hätte: „Ich will nur dem wunderlichen HErrn Seinen wunderlichen Willen thun und will auf die Höhe fahren und mein Netz auswerfen; aber das weiß ich gewiß, daß wir keinen Zug thun werden" — so wäre das wohl Gehorsam gewesen, aber nicht der Gehorsam, der zum Menschenfischen tüchtig macht. So hätte Petrus wohl nicht ein einziges kleines Fischlein gefangen. Aber er weiß, daß Derselbige, der geboten hat: Fahre auf die Höhe! auch verheißen hat: daß ihr einen Zug thut. Im Vertrauen auf diese Verheißung (HErr, auf Dein Wort!) gehorcht er. Und er vertraut, obwohl er die lange vergebliche Nachtarbeit hinter sich hatte, und es heute, vollends am Tage und auf der Höhe, nicht gerade aussah, wie viel Fische fangen. — Woran mag's denn nun wohl liegen, wenn die Kirche zu Zeiten trotz allem Auswerfen ihres Netzes doch nichts fängt? Woran liegt's, daß aus mancher kirchlichen Thätigkeit doch nichts Rechtes werden will? Das Netz wird wohl

ausgeworfen; aber oft wird dabei von vornherein von manchem recht lieben und gehorsamen Gliede der Kirche das Vertrauen weggeworfen, das doch eine große Belohnung hat. Das heißt dann auch nichts anders als: „Ich will nur dem wunderlichen HErrn Seinen wunderlichen Willen thun; aber ich weiß zum Voraus, es kommt nichts dabei heraus.“ Und doch hat die Kirche, wie sie den klaren Missionsbefehl zum Netzauswerfen hat, so auch die reichliche Verheißung, daß sie einen Zug thun wird. Denn es soll ja das Wort, das aus des HErrn Munde gehet, nicht wieder leer zu Ihm kommen und soll ihm gelingen, dazu Er es sendet; es soll lebendig und kräftig sein und schärfer denn kein zweischneidig Schwert u. s. w. — Da sie das thaten, d. h. da sie auf Sein Wort das Netz auswarfen, beschlossen sie eine Menge Fische. Das heißt für die Kirche: Thue was Er dich heißt in festem Vertrauen auf Sein verheißendes Wort, so wird auch dein Netz voll werden und wirst viele Seelen beschließen.

Aber noch sagt der HErr dem lieben Petrus nicht jenes „von nun an wirst du Menschen fangen.“ Erst muß sich das Herz des Jüngers in Demuth vor dem HErrn beugen: HErr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch. Bei wenig Werken der Christenheit ist die Gefahr, in Hochmuth zu gerathen, so groß, als gerade beim Menschenfangen. Denn wenn Seelen in's Netz des Evangeliums gegangen sind auf unser Netzauswerfen, liegt der Gedanke sehr nahe: Wir, wir haben's gethan. Es dünken sich dann auch gar leicht die, denen ein Zug gelungen, etwas Besseres zu sein als die Andern, die noch die Netze waschen. Damit aber solchem Hochmuth gewehrt werde, läßt uns der HErr die Geschichte vom Fischzuge Petri erzählen. In der Geschichte liegt's doch klar am Tage, daß zwar nichts gefangen worden wäre ohne Netzauswerfen, daß aber auch alles Netzauswerfen umsonst gewesen wäre, wenn nicht der HErr in Seiner wunderbaren Kraft die große Menge der Fische aus der Tiefe des Meeres emporgelockt und getrieben hätte. Und so kann denn Beides neben einander stehen bleiben: Sie, die Jünger haben den Zug gethan, aber Er, der HErr Himmels und der Erde hat den Zug gegeben. Das Zweite aber muß allen Ruhm des Ersten gründlich zu Schanden machen. So gehet es auch beim geistlichen Fischfang. Nicht unsre Aufnahme des HErrn in's Schifflein, nicht unser gehorsames Fahren auf die Höhe, nicht unser Netzauswerfen auf Sein Wort bringt den Zug zu Stande, den wir thun, sondern der HErr im Schifflein selber, der auch HErr ist in dem Meere, darin das Netz ausgeworfen wird, der HErr, vor dessen majestätischem Walten wir uns in unserer ganzen Armensünder-Ohnmacht erscheinen müssen wie Petrus. Ehe Petrus am leiblichen Fischfang bei aller Herrlichkeit seines Gehorsams und seines Vertrauens nicht auch das demüthige Herz bewiesen hat, das sich vor dem HErrn nur kennt als einen sündigen Menschen und das sich der Nähe des HErrn schlechterdings unwerth fühlt, ehe war er nicht fertig, daß der HErr zu ihm sprechen konnte: Von nun an wirst du Menschen fangen. Und ehe wir's ihm nicht von Herzen nachsprechen können, ehe wir's nicht verstehen, was Luther in so frommer Einfalt betete: Ach hilf, lieber Gott, daß wir fromme Sünder bleiben und nicht gottlose Heilige werden! ehe wir nicht einsehen, daß wir immer kleiner werden müssen, je mehr sich uns der HErr in Seiner Größe zeigt: ehe können wir auch keine Menschen fangen, und wo wir sie ja fangen sollten, so fangen wir sie uns und nicht dem HErrn. Denn auch hier gilt das Wort: Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt Er Gnade. Ja selbst das wird ein demüthiges Herz vermeiden, von dem gelungenen Zuge viel hinauszuposaunen in die Welt. Es wird wohl mit dem HErrn reden, und nachdem der Zug geborgen ist, sich mit den Gesellen hinsetzen und die wunderbare Gnade des HErrn preisen, der den Fischzug gegeben. Aber es wird nicht so zu sagen laut über's Wasser hinweg ein Freudengeschrei erheben, sondern es wird nur den Gesellen ganz stille winken, daß sie kommen und den schweren Zug heben und bergen helfen. — Nun, lieber HErr, den köstlichen Fischersinn, den Sct. Petrus bewiesen, den hast Du ihm ja doch auch erst anerzogen. Er hat ihn nicht von sich selber gehabt. Und so bitten wir Dich, Du wollest fortfahren, Deine Kirche in all ihren Gliedern zu erziehen, zu erziehen auch durch die Geschichte von Petri Fischzug, auf daß ihr immermehr Petri Fischersinn zu eigen werde und sie reichlich Menschen fange Dir zum Preise! Amen.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

(Fortsetzung.)

Luc. 4, 23.

Arzt, hilf dir selber.

So thöricht es war, daß die Juden dies unserem Heilande zuriefen, an dem nichts war, was der Heilung bedurfte, so sehr besteht es zu Rechte einem irdischen Helfer und Arzt in geistlichen Dingen gegenüber. Jede Gemeinde ruft ihrem Geistlichen, jedes Beichtkind seinem Beichtvater, jedes Kind den mahnenden Eltern, jeder Schüler dem Lehrer zu: Arzt, hilf dir selber; so recht es ist, daß du mir helfen willst, so vergiß vor allen Dingen dich nicht; hilf dir selber, d. h. laß dir selber helfen. Und wenn unsre Arbeit an Andern vergebens ist, so ist doch das unser Trost: An uns selber können wir zu aller Zeit mit Erfolg beginnen, wenn es uns anders Ernst ist. So leben wir in keinem Falle umsonst, und wenn du nach außen hin

keine oder wenig Furcht spürst, laß es dir eine Mahnung sein, zu fragen, ob du an dir selbst schon mit rechtem Eifer gearbeitet, und nicht vielleicht helfen willst, ehe du dir hast helfen lassen. So kann auch solche schwere Erfahrung heilsam und förderlich für dich werden. Alle wahrhaftige Reformation hebt am Reformator selbst an.

Luc. 23, 40 ff.

Man sollte doch nicht das Beispiel des Schächers zu einem Beweise mißbrauchen, daß ein Mensch ohne Werke selig werde. Der Satz ist ja so klar und gewiß, als die Sonne; aber der Schächer beweist dafür nicht mehr, als irgend ein anderer Mensch. Er hat in der kurzen Zeit, die ihm zur Buße und zum Glauben blieb, gute Werke genug gethan, und zwar sehr bedeutende; er hat ohne Rückhalt seine Sünde und seinen Glauben an Christus bekannt, er hat seinen Gefährten um seines Unglaubens willen gestraft, er hat um Vergebung gebeten und seine verdiente Strafe demüthig und getrost erlitten. Das sind eine ganze Reihe guter Werke, durch die er aber allerdings nicht selig geworden ist, sondern, wie Jeder, der selig wird, durch seinen Glauben.

Joh. 1, 29.

Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt.

Gott sei Dank, daß unser Dränger und Treiber, das Gesetz, uns unserer Sünde halber nicht verklagen und ängstigen darf, ohne daß es, wie sein Vertreter Johannes, zugleich den Finger aufhebt und spricht: Siehe das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Es ist nicht mehr ein Wegweiser und Zuchtmeister auf Einen, der da kommen soll; sondern Der ist da, auf den es hinweisen, zu dem es hintreiben muß; Er steht schon im heiligen Schmucke Seines Erlösungsblutes als unser geschlachtetes Opferlamm bereit, Alle, die das Gesetz Ihm zu Füßen und in die Arme treibt, aufzunehmen und zu trösten: Ich habe deine Krankheit getragen und deine Sünde gebüßt, fortan habt ihr Frieden in mir. Gott sei Dank für Seine Gnade! Amen!

Aus einer Leichenrede.

Am 19. April wurden die irdischen Ueberreste des sächsischen Staatsminister a. D. v. Wietersheim in dem Erbbegräbniß seines Landsitzes zu Nöbdenitz im Altenburgischen beigesetzt. Da hat der Ortspfarrer Nürnberger in dem Hausflur der herrschaftlichen Wohnung am offnen Sarge eine Leichenrede gehalten, aus welcher der Pilger nachfolgenden Abschnitt mittheilen möchte.

„„Wenn Du mich demüthigest, so machst Du mich groß.“ Diese Worte gelten von dem Entschlafenen in einem besondern, im schönsten Sinne. Durch Gottes Gnade war er auch groß vor Gott. Andächtige Versammlung, es ist dem, der jetzt zu euch redet, zu wiederholten Malen vergönnt gewesen, in das innere, vor der Welt verborgene Leben, wie es der Selige in der stillen Gemeinschaft mit Gott führte, einige Blicke thun zu dürfen. Jetzt an seinem Sarge darf und will ich sagen, was ich weiß, zu einem Zeugniß dafür, daß er, der vor der Welt groß war durch Gaben, Verdienste und Würden, auch groß war vor Gott durch die Demuth. Im Jahre 1860 erzählte er mir in einer Unterredung: er habe sich jetzt ein Büchlein gekauft, worin die alten Lieder unserer Kirche unverfälscht enthalten seien; er habe deren 20 zu seiner Erbauung auswendig gelernt; vor allen aber erquicke ihn immer am meisten das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.“ Damals schon kam mir der Gedanke bei: das soll sein Sterbelied werden, darum haben wir es soeben gesungen. Andächtige Versammlung, ein Greis von mehr als 70 Jahren, ein Mann von großem Namen vor der Welt, von hohen Geistesgaben, von vielseitigen Verdiensten, solch ein Mann wird in der Stille des Herzens klein wie ein Kind, lernt wie ein Kind zu seiner Erbauung Kirchenlieder auswendig! Fürwahr, er wußte, was der Herr, unser Heiland Jesus Christus, meint, wenn er spricht: „Werdet ihr nicht wie die Kinder, so könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ Beten von Herzensgrund: „Vor Dir gilt nichts als Gnad und Gunst, die Sünde zu vergeben, — darum auf Gott will hoffen ich, auf mein Verdienst nicht bauen“, so beten bei großen Verdiensten und hohen Ehren: das ist Demuth — und das heißt groß sein vor Gott. Dazu noch Eines. Am 11. Sonntage nach Trinitatis vorigen Jahres wohnte der selig Entschlafene zum letzten Male dem Gottesdienst in unserm Dorfkirchlein bei, wie er regelmäßig zu thun pflegte, so oft er unter uns verweilte. Die Predigt suchte an jenem Sonntage nach dem Evangelium der Gemeinde die zwei Lebensbilder des Pharisäers und Zöllners zu zeigen. Nach dem Gottesdienste nahm der selig Vollendete Gelegenheit, mit mir weiter über den Inhalt dieser Predigt zu sprechen. Dabei wurde mir von Neuem klar: daß dieser Herr sich aufrichtig auf die Seite des armen Zöllners stellte. Lieben Christen, das ist Demuth, und das heißt groß sein vor Gott. — Und in dieser demüthigen Herzensstellung zu seinem Gott und Herrn ist er geblieben bis an sein Ende. Am 16. März überfiel ihn die Krankheit, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Es war in der heiligen Passionszeit; die Charwoche nahte heran; seine Leiden nahmen zu; der Arzt erklärte, es gehe wohl zum Sterben. Am Gründonnerstag oder Charfreitag hatte er regelmäßig den Leib und das Blut Christi im heiligen Abendmahle genossen. Wegen der befürchteten Nähe des Todes fragte man ihn am Palmsonntage: ob er nicht heute schon das heilige Abendmahl empfangen wollte. Da antwortete er: „Ich bin noch nicht vorbereitet, morgen.“ Und so empfing er es am Montage. Er konnte in den letzten Tagen nicht mehr sprechen; laut betete für ihn

und mit ihm seine fromme Schwester. Sein Geist schien noch klar, obwohl ihm die Stimme versagte; er gab mit den Händen das Zeichen seiner Zustimmung zum Gebet. —

Am Auferstehungsmorgen früh in der achten Stunde kam sein Heiland zu ihm und sprach: Friede sei mit dir. Er schlummerte sanft unter dem Gebete der Seinigen ein! —

Die Bibel für die Blinden.

Die „Bibelblätter" der Basler Bibelgesellschaft, nebenbei gesagt ein Blatt, das bei sehr niedrigem Preise (jährl. etwa 7½ Ngr.) den gediegensten christlichen Inhalt bietet, enthalten in Nr. 1 dieses Jahres einen Aufsatz mit der obenstehenden Ueberschrift, in welchem uns erzählt wird, wie, nachdem vor etwa 25 Jahren von dem Secretär der Stuttgarter Bibelgesellschaft Gundert, die ersten schwachen Anfänge gemacht worden waren, die Bibel in erhabener Schrift für die Blinden zu drucken, es durch Gottes gnadenreiche Durchhülfe dahin gekommen ist, daß nunmehr die ganze Bibel alten und neuen Testamentes für die Blinden fertig zu haben ist. Das ist freilich nicht ein bequemes Büchlein in Taschenformat, sondern es umfaßt das ganze Werk nicht weniger als dreiundsechzig Quartbände. Ueber dem Werke ist viel gebetet worden, ehe es bis zu dieser Vollendung gekommen ist, und manche schöne Liebesgabe ist dafür geopfert worden, da es ja wohl von selbst einleuchtet, daß ein solches Werk nicht ohne die bedeutendsten Kosten hat hergestellt werden können, — ein einziges Exemplar der vollständigen Blindenbibel kostet der Stuttgarter Bibelgesellschaft 88 fl. 40 Kr. (etwa 50 Thaler) — und nun ist das herrliche Werk durch Gottes große Güte vollendet und damit den vielen armen Blinden ein Schatz in die Hand gegeben, wie er einstmals unserm ganzen deutschen Volke durch die Bibelübersetzung Luthers in die Hand gegeben wurde. Aber nun gilt es auch, den Blinden die Bibel wirklich in die Hand zu geben.

Die Stuttgarter Bibelgesellschaft hat selbst schon die Hand dazu geboten. In der fröhlichen Gewißheit, daß der HErr, der da reich ist über Alle, die ihn anrufen, ein etwaiges Deficit schon decken werde, hat sie sich erboten, ihre Blindenbücher (sie hat nämlich außer der Bibel auch noch biblische Geschichten und eine Fibel für die Blinden drucken lassen) zu zwei Drittel des Kostenpreises abzulassen, so daß sie die ganze Bibel, die ihr selbst 88 fl. 40 Kr. kostet, für 59 fl. 9 Kr. oder 34 Thlr. 4 Gr. verkauft. Das ist freilich immer noch ein sehr hoher Preis, den wohl die allerwenigsten Blinden erschwingen können. Aber auch diese Schwierigkeit ist von der genannten Gesellschaft in's Auge gefaßt worden, und deshalb hat sie die Einrichtung getroffen, daß jedes Buch der heiligen Schrift einzeln zu haben ist, wodurch es natürlich möglich wird, daß die Blinden oder deren Freunde wenigstens ein Stück der heil. Schrift nach dem andern anschaffen können. Da es zuviel Raum einnehmen würde, wenn die Preise aller einzelnen Bücher der heil. Schrift angegeben werden sollten, so mögen beispielsweise nur die Preise der vier Evangelien angegeben werden. Ev. St. Matthäi kostet 1 Thlr.; St. Marci 21 Gr.; St. Lucä 1 Thlr. 1 Gr.; St. Johannis 28 Gr.

Was ist nun zu thun? Mein Rath wäre der. Weiß Jemand einen Blinden und dränget ihn die Liebe Christi, sich seiner anzunehmen, so kaufe er ihm zuvörderst nicht die Blindenbibel, sondern die Blindenfibel (kostet 31 Gr.) und setze sich am Sonntag Nachmittag oder wenn es sich sonst machen will, dem armen Blinden zur Seite und lehre ihn in der Fibel die Blindenschrift lesen, und wenn er das gelernt hat, was sicherlich mit Gottes Hilfe sehr bald der Fall sein wird, dann kaufe er, wie es das Alter des Blinden mit sich bringt, entweder die biblischen Geschichten des A. und N. Testaments, oder gleich ein Buch der heil. Schrift, etwa ein Evangelium zu den oben angegebenen Preisen. Die sämmtlichen Blindenschriften sind entweder direkt von dem Secretär der Stuttgarter Bibelgesellschaft (mittelst Postvorschuß) oder wohl auch durch Vermittelung einer Buchhandlung zu beziehen. Und nun noch Eins. Die Stuttgarter Bibelgesellschaft läßt bei jedem Theil der heil. Schrift ein Drittel des Kostenpreises nach. Dies Drittel opfert sie eigentlich blos den armen Blinden, welche sich dies oder jenes Stück der heil. Schrift selbst kaufen wollen und nicht viel Geld daran zu wenden haben. Wenn aber Einer mit seinem Vermögen so gestellt ist, daß er mit seiner Zahlung für den Blinden eintreten kann, so soll er sich das Drittel des Kostenpreises, das eigentlich für den Blinden bestimmt ist, nicht schenken lassen, sondern es den lieben Freunden in Stuttgart bereitwillig zurückerstatten. Nicht wahr, das ist Deine Meinung auch? Und nun, ihr lieben Freunde und Freundinnen, denen Gott das Licht des Leibes und das Licht des Lebens so gnädiglich geschenket und bisher bewahret hat, hebet Eure Augen auf und sehet, wo Ihr einen Blinden findet, den Ihr durch die Blindenbibel auf den Weg des Lebens führen könnet, und leget dann rasch Hand ans Werk in Jesu Namen. Amen.

R. A.

Chronik.

(Fortsetzung.)

Preußen. Todesfälle: Am 4. October, Mittags 2 Uhr, starb nach einer längeren leidensvollen Zeit der Dr. theol. Theodor Fliedner, der bekannte Gründer und Vorsteher des Diaconissenhauses zu Kaiserswerth. Nicht lange vor seinem Tode hatte er noch bei der Jahresfestfeier der Anstalt neunzehn Diaconissen einsegnen können. Von seinen letzten Tagen erzählt ein in Kaiserswerth erschienenes Schriftchen viel Erbauliches. Wir können es uns nicht versagen, wenigstens Eins daraus mitzutheilen. Als er am Tage

vor seinem Tode von den Seinen Abschied nahm, sagte er unter Anderem: „Es wird wohl das letzte Mal sein, daß ich euch so um mich sehe, da ich ja täglich schwächer und matter werde. Wir wollen es uns nicht verhehlen, daß in Kurzem ich in die selige Ewigkeit eingehe. Ein ernster, wichtiger Schritt! Wenn ich auf mein Leben zurücksehe, wie viel Ursache zum Lob und Dank! da ist auch mein Gefühl: O wäre jeder Puls ein Dank, und jeder Odem ein Gesang. Wie kann ich ihn würdig genug erheben! Wie selig, solchem Herrn zu dienen, der die Sünden vergiebt; der mir auch meine vielen vergeben will. Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht ja rein von aller Sünde, daran halte ich mich: hier kommt ein armer Sünder her, der gern um's Lösgeld selig wär .... „Eins ist noth, daß ihr selig werdet, daß ihr darnach ringet einzugehen durch die enge Pforte. Dann treffen wir uns dort oben wieder; da ist dann ein ewiges Jubiliren und Loben und Danken. Betet auch für mich, der ich ja so viele Sünden habe, daß mir Gott gnädig und barmherzig sei, und mir ein seliges Heimfahren verleihe, daß ich mein altes Haupt niederlege in den Staub im festen Vertrauen auf den, der die Barmherzigkeit ist."

Nachdem er sich nun an seine Gattin, an die einzelnen Kinder gewandt, diese und seine Enkel gesegnet hatte, fuhr er fort:

„Allen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen meinen Gruß des Friedens von dem Herrn Zebaoth, groß von Rath, mächtig von That .....

Meinen Dank allen Freunden des Werkes, allen Wohlthätern, bis zu den kleinsten Kindern herab, die für uns sammeln. Der Herr wird's lohnen! Besonders aber meinen Dank und Segensgruß allen meinen geistlichen Töchtern für ihre Liebe, für ihren Gehorsam, für ihr Vertrauen gegen mich, wie ich es nicht verdiene. Er segne sie und ihre Arbeit in der Nähe und in der Ferne, sei ihr bester Freund und ihr Mitstreiter im Werke ....

Gott segne unser theures Königshaus, den König insonderheit, und fülle ihn mit seinem Geiste. Amen.

Aber besonders sei noch unsere Kirche dem Herrn befohlen.

O achtet es für ein besonderes Vorrecht, in ihr dem Herrn zu dienen. Wer sie gering achten kann, der ist nicht dankbar genug gegen Gott und die Segnungen, die Er von Kindesbeinen an uns durch sie erwiesen hat. Wie eine Mutter mit Schmerz und mit viel Arbeit auferzieht, so hat sie uns unter die Flügel genommen. Vergeßt nicht diese Wohlthaten. Gott segne und fördere Sein Reich und steure den Bollwerken des Satans und reiße sie nieder. Der große Jehovah ist mit uns. O wie süß ist es, dem Herrn dienen, der unser Sündentilger ist. Was wären wir ohne ihn? .....

Er ließ seine Gattin das „Unser Vater" beten, dann segnete er stehend die drei vor ihm knieenden Söhne, wiederholte zuletzt über jedem Haupte: „Friede!" und sank todesmatt in den Sessel zurück. — Sein Ende war ein überaus sanftes. — Fliedner hat 27 Jahre die Stadtgemeinde zu Kaiserswerth und 15 Jahre die Anstaltsgemeinde geweidet. 29 Mutterhäuser verdanken seiner Mitwirkung ihr Entstehen. — Beim Begräbniß sprach sein Schwiegersohn P. Disselhoff über 1. Cor. 15, 10 und P. Natorp aus Düsseldorf über Matth. 25, 34. Nach dem Begräbniß hielt P. Schulz aus Mühlheim a. d. Ruhr, der mit dem Entschlafenen vor Jahren eine Reise nach Palästina gemacht hat, eine Leichenpredigt über Joh. 11, 11. — Die fernere Leitung der Anstalt ist der Frau Dr. Fliedner (geb. Bertheau aus Hamburg) übergeben worden. Ihr Schwiegersohn P. Disselhoff und ihr Sohn Georg Fliedner, cand. th., stehen der erfahrenen Frau zur Seite. —

Am 5. Januar dieses Jahres ist zu Peterswaldau bei Reichenbach in Schles. nach längerem schweren Leiden zur ewigen Herrlichkeit eingegangen Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode, Majoratsherr auf Peterswaldau, hervorragendes Mitglied des Johanniterordens. Geboren den 17. Januar 1804 zu Wernigerode, lebte er bis zum Tode seines Vaters, des unvergeßlichen Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode, theils zu Ludwigswunsch bei Pleß (in Schles.), einer Besitzung seiner Gemahlin, wo er sich in der Gründung und Förderung des Waisenhauses zu Altdorf ein unvergängliches Denkmal aufgerichtet hat, theils in Peterswaldau. Seit länger als 10 Jahren in Peterswaldau wohnend, war er auch hier bedacht, mit den zeitlichen Gütern, welche Gott ihm gegeben, nach vielen Seiten hin reichen Segen zu stiften, und namentlich der dortigen Weberbevölkerung in vielfacher Weise ein Helfer zu werden. Jedem christlichen Unternehmen von Herzen Freund, war er ein thätiges Mitglied der Reichenbacher Conferenz für innere Mission, als welches er auch dem Vorstande des Rettungshauses zu Steinkunzendorf präsidirte, welches, seit 1852 bestehend, dem edeln Grafen einen bedeutenden Theil seines Grundeigenthums verdankt. — (Hess. Kirchenbl.)

Aus der katholischen Kirche in Preußen ist diesmal etwas gar Wunderliches zu berichten. Ohne besondern Anlaß dazu zu haben, hatte der Bischof von Paderborn Dr. Martin ein Druckschriftchen ausgehen lassen, betitelt: „Ein bischöfliches Wort an die Protestanten Deutschlands." Ein katholischer Bischof hat den Protestanten ein bischöfliches Wort zu sagen? Ist das möglich? Ja, denn der Bischof von Paderborn meint, er sei von Gottes und Rechts wegen der rechtmäßige Bischof auch über die Protestanten seines Sprengels. Und danach redet er denn auch in seinem Schriftchen. Er redet aber auf der andern Seite auch wieder nicht sehr bischöflich, denn er erlaubt sich große Verdrehungen der protestantischen Lehre, weiß den Katholicismus mit besonders schönen Farben zu malen, ja er verschmäht es nicht zur Unterstützung seiner Sache faustdicke Lügen aufzutischen, z. B. daß es evangelische Ortschaften von 18,000 Seelen mit nur 32 bis 34 Kirchen- und Abendmahlsgängern gebe, oder andere, wo die Taufen durchgehends von der Obrigkeit erzwungen würden 2c. So wunderlich nun auch dieses Vorgehen des Paderborner Bischofs war und so sehr es sich eigentlich selbst richtete, so hielten es doch die Evangelischen jener Gegenden für zweckmäßig, auf Synoden und Pastoralconferenzen dagegen zu protestiren. Auch das preußische Cultusministerium erklärte in einem Erlaß an die Consistorien, daß die evang. Unterthanen Preußens auf den Schutz der Regierung rechnen könnten, wenn es jemals ein römischer Bischof mit der That beweisen sollte, daß er auch der Bischof der Protestanten seines Sprengels sei. Der Bischof hat sich auf die Proteste sehr lahm und nichtssagend verantwortet: er sei nicht verpflichtet, die Orte zu nennen, die er im Sinne gehabt u. s. w., hat aber auch seine Bischofsgewalt über die Protestanten nicht fahren lassen. —

In Eisleben, der alten Lutherstadt, die seit 300

Jahren keinen katholischen Gottesdienst gesehen hatte, ist, nachdem bereits im Jahre 1858 der erste katholische Gottesdienst dort gehalten worden, am 12. Juli vor. J. der Grundstein zu einer katholischen Kirche gelegt worden. Der Bischof zu Paderborn und der Bonifaciusverein haben das besonders betrieben. —

In der deutsch-katholischen Gemeinde zu Breslau, die etwa 1000 Mitglieder zählt, ist Spaltung ausgebrochen. Der bisherige Sprecher Th. Hoferichter hielt nur Vorträge über Weltgeschichte, Geometrie und dergl.; die Hälfte der Gemeinde begehrte aber doch etwas mehr, nämlich religiös-sittliche Vorträge. Da hat sich nun diese Hälfte den bekannten Gründer der Breslauer Gemeinde, Johannes Ronge, zu ihrem Sprecher gewählt. —

In Berlin hat ein Dr. Ed. Löwenthal in einem Rundschreiben zum Beitritt zu einer neuen Religionssecte eingeladen, die den Namen der Cogitanten (d. i. Denker) führen soll. Dazu sollen beitreten Alle, welche keinem der bestehenden Glaubensbekenntnisse mit Bestimmtheit (?) angehören. Diese Gemeinschaft soll eigene Gottesdienste, Kirchen und Friedhöfe haben und zur Belehrung der Jugend, wie der Erwachsenen seien Cult-Magister anzustellen. Im Uebrigen ist Civilehe und Civilbegräbniß (?). Alle Interessenten sollten zu einer Gründungsversammlung nach Weimar im Mai d. J. berufen werden. — (Ev. K. u. Schulbl. für Schles. 2c.) Weiß nicht, ob etwas draus geworden. —

Die Juden schwimmen in Preußen sehr obenauf. In Breslau ist es vorgekommen, daß evangelische Geistliche Rescripte in kirchlichen Angelegenheiten erhielten, die von Juden unterzeichnet waren. — In Rosenberg in Oberschlesien war ein Jude in die Schuldeputation gewählt worden. Die Regierung wies die Wahl zurück. Da wurde von mehreren angesehenen Bewohnern des Orts, darunter auch der evangelische Geistliche, eine Petition um den Juden eingereicht, infolge deren die Regierung die Wahl bestätigte. — Besser ging's vor einiger Zeit in Berlin, wo ein Jude bei der Wahl eines evangelischen Predigers mitgestimmt hatte. Es ward eben deshalb gegen das Ergebniß der Wahl protestirt und das Consistorium versagte der Wahl die Bestätigung. Das Rathscollegium ließ sich das nicht gefallen und beschwerte sich bei der Regierung. Diese aber stimmte dem Consistorium bei und ordnete eine Neuwahl an. Und siehe, bei der Neuwahl, die ohne den Juden vollzogen ward, bekam ein anderer Bewerber das Amt, zum deutlichen Zeichen, daß bei der ersten Wahl die Stimme des Juden den Ausschlag gegeben. —

Die Duellfrage ist durch die Angelegenheit der Grafen Schmising, die wegen Ablehnung des Duells aus dem preußischen Heere verabschiedet worden waren, in Preußen neuerdings vielfach besprochen werden. In Sachen der genannten Grafen hatte vorigen Herbst ein großer Theil des rheinisch-westphälischen Adels eine Adresse an den König beschlossen. Der König hat sie aber nicht angenommen, sondern die Unterzeichner durch den Kriegsminister ziemlich streng abweisen lassen. „Sie hätten nicht nach den Gründen zu fragen, nach welchen der König seine Offiziere entlasse und anstelle, und es könnten auf kathol. Offiziere keine andern Grundsätze angewendet werden, als auf evangelische." (Wie aber, wenn auch einmal evangel. Offiziere gegendas Duell sich aussprächen und auch evangelischerseits eine derartige Adresse gebracht würde?) Auf die Sache selbst ist der Kriegsminister nicht eingegangen. Dann hätte er auch sicher die Waffen strecken müssen. Auch die preußischen Bischöfe haben eine Adresse an den König eingereicht, in welcher sie von „peinlicher Verlegenheit" reden, in die sie durch das Vorkommniß gesetzt seien, und um einen beruhigenden Bescheid bitten.

Endlich noch zweierlei aus der Sittengeschichte Preußens. In Breslau, so erzählt das evangelische Kirchen- und Schulblatt für Schlesien, mußte kürzlich die Trauung einer Bürgerstochter um ein Paar Stunden aufgeschoben werden wegen — Trunkenheit der Braut.

Ein Schuhmachermeister in Berlin hat zur Taufe seiner am 14. Jan. gebornen Tochter das ganze nun wieder einmal aufgelöste Abgeordnetenhaus zum 12. (wie spät!) März Vormittags 11 Uhr in die St. Petri-Kirche zu Pathen geladen. Das „Hohe Haus" belohnte dieses unwürdige Verfahren mit „großer Heiterkeit". (Ev. K. u. Schulbl. für Schles. 2c.)

(Fortsetzung folgt.)

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Was sonst in der weiten Welt außer Amerika geschehen ist.

(Schluß.)

Spanien hat in diesem Jahre nicht viel von sich reden gemacht. Die Eroberung von Domingo, die schon beinahe geglückt war, hat es freiwillig wieder aufgegeben, weil sie zu schwer zu behaupten war. Um das ministerielle Ruder streiten sich 3 Hauptparteien, an deren Spitze die Generale Narvaez, O'Donnell und Prim stehen. Narvaez hat dasselbe gegenwärtig in den Händen. Der Unterschied zwischen den drei Parteien liegt nur darin, daß eine immer radicaler als die andere ist. Am weitesten geht O'Donnell, der gern den spanischen Cavour spielte und Portugal annextiren möchte, daher betrieb er aufs Eifrigste die Anerkennung des Königreichs Italien und huldigt der napoleonischen Politik. In einen Streit gerieth Spanien mit der südamerikanischen Republik Peru über Geldangelegenheiten, und in Folge dessen besetzte eine spanische Flotte die Chinchainseln, woher die großen Massen Guano kommen und die jährlich Millionen eintragen.

In Belgien streiten sich die liberale und kirchliche Partei um das Regiment. In den Kammern sind sie so gleichmäßig vertreten, daß die Liberalen nur eine Stimme Uebergewicht haben. Da die Conservativ-Kirchlichen so immer mit einer Stimme unterlagen, blieben sie endlich ganz weg und die Kammern wurden dadurch beschlußunfähig und mußten aufgelöst werden. Das Ministerium ist liberal, aber hängt an einem Faden, denn ein paar Krankheitsfälle können seine Majorität in den Kammern vernichten. Die Neuwahl im August für die aufgelöste Kammer hat indessen, wie es scheint, die liberale Majorität etwas verstärkt.

In Griechenland hat die Nationalversammlung im November glücklich eine neue Verfassung nach der beliebten französischen Schablone zu Wege gebracht; im December hat der junge König sie beschworen und darauf die Nationalversammlung aufgelöst. Man hofft nun, daß er selbst mit seinen Rathgebern regieren und das Land zur Ruhe kommen werde. Aber gegen seine Rathgeber, namentlich den dänischen Grafen Sponneck, herrscht schon große Mißstimmung; auch die Jonier sind schon damit unzufrieden, daß England sie

dem Königreiche Griechenland abgetreten hat, und vermissen schmerzlich die reichen englischen Lords und die englischen Flotten, die viel Geld im Lande zu verzehren pflegten.

In den Donaufürstenthümern, der Moldau, Walachei und Serbien ist in der Person des Fürsten Cusa ebenfalls ein Napoleon im Kleinen thätig; sein Streben geht dahin, den alten mächtigen Adel, die Bojaren, die bis dahin seine Willkür beschränkten, ihres Einflusses zu berauben, den sie durch das verfassungsmäßige Parlament, die Skuptschina, ausübten. Dies ist ihm durch Einführung einer neuen Constitution und Wahlordnung im Mai gelungen. Als sie dieselbe nicht annahmen, wurden sie durch Waffengewalt auseinandergetrieben und dem Volke eine Reihe der radicalsten Einrichtungen, z. B. Wahlen auf der breitesten demokratischen Grundlage, Civilehe und dergl. aufgenöthigt. Allein die Türkei ist vor der Hand noch dem Namen nach Oberherrin in diesen Ländern und hat diese Neuerungen nicht ohne einige Einschränkungen gut geheißen; die Aenderungen wollen aber nicht viel besagen, die radicale Wirthschaft ist im besten Zuge und hat mit Aufhebung der Klöster und Einziehung der geistlichen Güter begonnen. Cusa verfolgt in diesen Gegenden denselben Plan mit denselben Mitteln, den Victor Emanuel in Italien durchgeführt, ebenfalls mit moralischer Unterstützung Napoleons. Er will durch Demokratisirung des Volkes ein unabhängiges Königreich Rumänien herstellen und sich von der Türkei frei machen. Rußland, Oesterreich und England legen ihm dabei noch allerhand Hindernisse in den Weg und er rächt sich an ihnen dadurch, daß er alle Revolutionspläne gegen Rußland und Oesterreich bereitwilligst hegt und pflegt und sein Land zur Waffenniederlage und zum Sammelplatz der Garibaldianer hergegeben hat.

In der Schweiz hat der Canton Genf einen kleinen Revolutionsspectakel aufgeführt. Der begabte, aber ränkesüchtige, in seinen Mitteln nichts weniger als wählerische und sittlich anrüchige (er errichtete unter Anderem in seinem eigenen Hause eine verrufene Spielhölle) radicale James Fazy hatte mit Hülfe der Radicalen und Katholiken des Cantons die kleine Republik lange als unbeschränkter Tyrann regiert und seine Stellung in schamlosester Weise ausgebeutet. Der Wirthschaft endlich müde, ermannten sich die Conservativen Genfs, Independenten genannt, und brachten es durch energische Theilnahme an den Wahlen dahin, daß einige tüchtige Leute ihrer Farbe in den Staatsrath kamen. Unter diesen ein gewisser Chenevière, der gegen Fazy selbst aufgestellt war und diesen verdrängte. Diese Wahl, obwohl sie völlig gesetzmäßig war, wurde von den radicalen Behörden, die aus lauter Creaturen Fazys zusammengesetzt waren, in schamlosester Willkür für ungültig erklärt und eine nochmalige Prüfung angeordnet, welche indeß die Gültigkeit unwiderleglich herausstellte. Die Independenten forderten nun mit Recht Anerkennung derselben, und zwar mit solchem Ungestüm, daß es dabei zu Volksaufläufen kam. Die überstimmten Radicalen griffen zu den Waffen, wurden aber überwältigt und Fazy mußte sich nach Frankreich zu seinem Protector Napoleon flüchten. Unglücklicherweise mischten sich die übrigen Eidgenossen ein und stellten zwar durch militärische Besetzung die Ruhe her, ließen sich aber durch die trotzige Haltung der Radicalen, denen sie von vorn herein geneigt waren, einschüchtern, die Unruhestifter sämmtlich frei zu sprechen, worauf denn die alte Unordnung wieder im besten Gange ist. Von dieser Bevormundung der radicalen Oberbehörden haben überhaupt die conservativen Cantone immer zu leiden; so hatten einige klugerweise beschlossen, die Juden nicht zu emancipiren und ihrer freien Niederlassung Schranken zu setzen, um ihre Unterthanen nicht aussaugen zu lassen. Aber die oberste Landesbehörde schloß einen Handelsvertrag mit Frankreich, nach welchem den beiderseitigen Unterthanen ungehindertes Niederlassungsrecht zukommt, und die betreffenden Cantons müssen nun auch die Juden frei einlassen, obgleich nach der Verfassung jeder Canton das Recht hat, seine inneren Angelegenheiten selbständig zu berathen und festzusetzen.

Wir schließen hieran sogleich das Wenige, was von außereuropäischen Ereignissen zu melden ist, mit Ausnahme von Amerika, für welches wir uns ein eigenes Capitel vorbehalten. Da ist denn zunächst in Japan die Sache nun dahin gediehen, daß dieses alte Reich sich nicht dem Handel mit der alten Welt verschließen darf, sondern gezwungen wird, seine Häfen für alle Nationen zu öffnen. Der energischste Vertreter des Abschließungssystems ist der Fürst Nogato, dessen Staaten um die Meerenge von Simonoseki herumliegen. Diese hatte er stark befestigt, allein eine vereinigte Flotte der Engländer, Franzosen, Niederländer und Nordamerikaner hat seine Befestigungen in Grund und Boden geschossen und ihn gezwungen, sich den Segnungen des civilisatorischen Handels nicht länger zu entziehen. Dieselbe Flotte bedrohte dann die Hauptstadt des Reiches, Jeddo, und erzwang vor der Hand die Freigebung des Seidenhandels.

In China sind die Rebellen, die Taipings, durch europäische Hülfe von der kaiserlichen Armee bedeutend zurückgedrängt und die Hauptstadt Nanking ihnen wieder entrissen worden. Ihr Kaiser Tien-wang hat sich selbst entleibt; die Rebellion ist zwar noch nicht völlig unterdrückt, aber im Verschwinden; die Folge dieser Siege wird es sein, daß auch dieses ungeheuere Reich dem europäischen Einfluß und Handel künftig geöffnet sein wird.

In Afrika hat der Bey von Tunis mit einer bedeutenden Rebellion der eingebornen Stämme gegen seine Minister zu kämpfen gehabt, welche einige unliebsame Neuerungen eingeführt hatten. Eine türkische Flotte (der Sultan ist dem Namen nach noch Lehnsherr von Tunis) erschien zu seiner Hülfe; aber die europäischen Mächte England, Frankreich, Italien haben schon eine bedeutende Flotte abgesandt, angeblich um die dort wohnenden Europäer zu beschützen. Die türkische Flotte mußte wieder umkehren und die Europäer nahmen die Sache in die Hand und es scheint ihnen gelungen, dieselbe beizulegen. Wenigstens dürfte der Aufstand nicht mehr gefährlich sein, wenn er auch noch fortdauert. Tunis wird wohl über lang oder kurz eine europäische Colonie werden, wie es Algier schon ist; vielleicht ein Zuwachs für das neue Königreich Italien, das dort eine Probe seiner moralisch-civilisatorischen Begabung ablegen kann. In den Zeitungen wurde schon gemunkelt, Kaiser Napoleon habe seinem Schützlinge Victor Emanuel diese Eroberung zugedacht.

Ein Wunsch für einen Geistlichen.

Ein Geistlicher betrachtete einen armen Mann auf der Landstraße, welcher Steine klopfte und sich dabei auf die Kniee setzte um besser treffen zu können. „Ach, Johann", sagte nach einer Weile der Pfarrer, „ich wollte, ich könnte die steinernen Herzen meiner Zuhörer ebenso leicht zerschlagen, als du die Steine!" Der arme Mann erwiderte: „Vielleicht, Herr, thun Sie Ihre Arbeit nicht auf Ihren Knieen." — (Hess. Kirchenblatt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen

№ 30. Dresden, den 23. Juli 1865.

Am sechsten Sonntag nach Trinitatis.

Matth. 5, 1—12.

Ich bin nicht gekommen, daß Ich die Welt richte, spricht der Herr, sondern daß Ich die Welt selig mache. Gleich das erste amtlich gesprochene Wort Christi ist darum bedeutungsvoll, das Wort: Selig! Selig sind, die da geistlich arm sind — heißt es gleich am Anfang unsers Textes, d. i. der längern, unter dem Namen „Bergpredigt" bekannten Rede. — So lasset uns denn mit Andacht auf die Fingerzeige achten, welche uns Christus in Betreff unserer Seligkeit giebt, eingedenk jenes Wortes aus dem Hebräerbrief: Wie wollen wir entfliehen, so wir eine solche Seligkeit nicht achten!?

Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Der HErr führt uns vor die Pforte des Himmelreichs. Wer kann eintreten? Gewiß nicht die, welche sagen: Ich bin reich und habe gar satt und darf nichts. Für Solche ist die Pforte zu eng. Wohl aber die, welche bekennen: Ich bin elend und jämmerlich, arm, blind und bloß. Die geistlich Armen sind die Demüthigen, die von dem Gefühl ihrer Niedrigkeit vor Gott Erfüllten. Luther sagt einmal: „Gottes Natur ist, daß Er aus Nichts Etwas macht: darum wer noch etwas ist, aus dem kann Gott auch nichts machen. Er erbarmet sich nicht, denn derer Elenden, und giebt nicht Gnade, denn denen die in Unnade sind. Derohalben kann kein hoffärtiger Heiliger, Weiser oder Gerechter Gottes Materie werden, und Gottes Werk in ihm erlangen, sondern er bleibt in seinem eignen Werke, und macht einen erdichteten Heiligen aus ihm selber, das ist ein Heuchler." — Freilich muß zu dem Bewußtsein unserer Niedrigkeit und Unwürdigkeit vor Gott noch etwas hinzukommen. Darum fährt der HErr fort:

Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden. Zu der Erkenntniß unserer Armuth und Niedrigkeit vor Gott muß der Schmerz, die Trauer hierüber kommen. Als der verlorene Sohn im Gleichniß sah, daß er nichts hatte als Träbern und nichts war denn ein Hüter der Säue, da schlug er in sich, fing an Leid zu tragen über seinen Zustand. Er erkannte mit Schmerzen, was er sein sollte und sein könnte, wenn er ein treuer Haushalter über die reichen Gaben seines Vaters gewesen wäre. Und siehe, es öffnen sich die Arme des Vaters, um den verlornen Sohn zu empfangen und ihm Trost zuzusprechen. O, wie Viele giebt es, die erkennen wohl, daß wir allzumal Sünder sind, aber sie tragen kein Leid darüber. Sie erwägen nicht den Kummer, welchen es unserm Vater im Himmel macht, so wir sündigen; sie denken nicht an den Eifer,

der in Ihm bei jeder Uebertretung eines Seiner Gebote entbrennt; sie denken auch nicht an die Pein, die ihrer wartet, sintemal Gottes Zorn geoffenbaret wird über alles gottlose Wesen. Lasset uns Leid tragen über unsre Sünde, mit Schmerzen erkennen, wovon wir gefallen sind! Je mehr wir aber erkennen, was uns fehlt und wie viel wir vor Gott gefehlt haben, desto liebreicher und sanftmüthiger werden wir gegen unsere Nächsten werden. Ein durch das Bewußtsein seiner Sünde vor Gott gedemüthigtes Herz ist auch demüthig und sanftmüthig gegen den Nächsten. So ist es zu erklären, wenn der HErr fortfährt:

Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Sanftmüthig in hervorragendem Sinne war Christus, unser Herr; schon die alte Weissagung sagt von Ihm: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig. Den Höhepunkt erreichte Seine Sanftmuth am Kreuz; geduldig wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt wird, ging Er dorthin und duldete, was wir dulden sollten. Durch diese Sanftmuth will Er das Erdreich besitzen und wird Er es in Besitz nehmen. Was aber vom Haupte im Großen gilt, das gilt vom Gliede im Kleinen. Ein sanftmüthiges, von der Liebe Christi gefangenes Herz herrscht über die Leute. Man beugt sich bewußt oder unbewußt vor einem durch das Leid über seine Sünde gedemüthigten und durch die Erfahrung der Gnade getrösteten Menschen; er braucht nicht zu besitzen im gewöhnlichen Sinne; er herrscht auch nicht mit irdischen Mitteln; er beabsichtigt nicht einmal zu gebieten; aber wohin seine Wirksamkeit reicht, da fühlt man's allmählich, daß ein rechter Knecht des sanftmüthigen Königs in wunderbar herzgewinnender Weise herrscht über die Anderen durch Den, der ihn mächtig macht. — Aber wehe dem, der sich an solcher Herrschaft weidet; der da sich freut, daß ihm die Geister unterthänig sind; der nach Unterthanen hungert und sich selig preist, wenn Tausende seinen Namen nennen! Ein andrer Hunger ziemt dem, welcher Christi ist, ein Hunger, dem Sättigung verheißen ist, während jener Hunger nach Macht und Besitz nimmer satt wird.

Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Der HErr sagt nach der Gerechtigkeit. Es ist diejenige gemeint, welche uns wirklich recht vor Gott macht, also daß Er Wohlgefallen an uns hat; nicht eine Gerechtigkeit, in der wir uns für recht halten, sondern da Gott uns dafür gelten läßt. Solche vor Gott geltende Gerechtigkeit aber kommt uns aus dem Glauben an Christum, den für uns Gekreuzigten und Auferstandenen; dieser ist unsre Gerechtigkeit; was Er gethan und was wir im Glauben uns zu eigen gemacht haben, macht uns recht vor Gott, füllt unser Sehnen nach Gott und nach Gemeinschaft mit Ihm, macht uns wirklich satt. Denn jede Gerechtigkeit, die wir auf uns, auf unser Thun und Dünken gründen, ist ein Rohr, das zerbricht, wenn wir uns darauf stützen wollen, oder wie ein Schaugericht, das nicht satt macht, wenn wir rechten Hunger haben. Haben wir aber die Gerechtigkeit, welche vor Gott gilt, ist uns um Christi willen Barmherzigkeit wiederfahren, so sollen und können auch wir wieder barmherzig sein. Darum heißt es weiter:

Selig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Wie können wir die Barmherzigkeit, welche uns in der aus freier Gnade geschenkten Gerechtigkeit wiederfährt, vergelten? Dadurch, daß wir barmherzig gegen den Nächsten sind. Mit der Liebe gegen die Brüder beantworte ich die Liebe, die Gott zu mir gehabt. Sind mir zehntausend Pfund geschenkt, so kann ich wohl meinem Schuldner hundert Groschen erlassen. Hat mich der barmherzige Samariter Christus gepflegt, so kann ich nicht kaltblütig an dem Nächsten vorübergehen, der in seinem Blut an der Straße liegt. — Haben wir so an dem Leben Christi Theil und offenbaren auch dieses Leben, dann stehen wir auch unter der folgenden Seligpreisung.

Selig sind, die reines Herzen sind; denn sie werden Gott schauen. Beachten wir wohl: ein reines Herz haben wir nicht. Niemand hat es von Natur. Eines Jeden Herz sucht das Seine, nicht was Gottes und des Nächsten ist. Erst wenn es durch die Demuth und durch das Leid über seine Sünde hindurchgegangen und aus der Liebe Christi zu einem gerechten und barmherzigen wiedergeboren ist — dann erst ist es rein und darf auf die Erfüllung der Verheißung hoffen, welche hier gegeben ist. Für die gegenwärtige Ordnung der Dinge wird „Gott schauen", das Wachsen in der Erkenntniß Gottes und Dessen, den Er gesandt hat, bedeuten. Ist aber dieses Stückwerk vorüber und das Zukünftige erschienen, dann wird ein reines oder gereinigtes Herz wirklich Gott schauen von Angesicht zu Angesicht.

Hier nun finden die Seligpreisungen einen gewissen Abschluß. In den folgenden dreien hat der Herr lediglich die Stellung des christlichen Herzens zu der feindlich gesinnten Welt im Auge.

Selig sind die Friedfertigen; denn sie werden Gottes Kinder heißen. Als Christen haben wir Frieden mit Gott durch Christum und wissen, daß Friede auf Erden, auf der ganzen Erde und zwar durch uns werden soll. Darum wird ein Christ Friedensbote genannt. Aber weil der Friede Christi erst einziehen kann, wenn im Innern des Menschen eine gewaltige Revolution vorausgegangen ist, so ist es das Loos der Friedensboten, von der Welt mit Haß und Widerwillen aufgenommen zu werden. Da gilt es nun, sich dadurch nicht erbittern zu lassen, sondern friedfertig, friedesuchend zu bleiben. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder

heißen. — Bei dem bloßen Widerwillen gegen die Friedensboten Christo bleibt es aber bekanntlich oft nicht, darum fährt der HErr fort:

Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr. Darum nämlich tritt offne oder verstärkte Verfolgung ein, weil die Friedensboten eine Gerechtigkeit predigen, die der Mensch nicht aus eigner Vernunft und Kraft erhält, sondern als ein Gnadengeschenk aus der Hand Gottes in Christo. Alles läßt sich die Welt gefallen, nur nicht das Zerreißen ihres doch so gleißnerischen Rockes der Gerechtigkeit, womit sie ihren inwendigen Tod und ihre Leere zudeckt. Wer dennoch der Welt ihr häßliches Bild vorhält und — die Schöne Christi, und trotz aller Verfolgung dabei bleibt, den preist der HErr selig.

Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um Meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Uebles wider euch, so sie daran lügen. Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Nicht jeden Verfolgten preist der HErr selig, aber den, der um Christi willen leiden der für Christi Bekenntniß mit Wort und That Verfolgung eintauscht. Und ebenso preist Er nicht jeden Geschmähten selig, sondern den, dem man Dinge anlügt, die er weder gesagt noch gethan hat. Solchen gilt die Verheißung: Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden. Einen Lohn zwar haben wir schon hienieden: das frohe Bewußtsein, um Christi willen zu leiden und den Lügen der Welt gegenüber gerechtfertigt vor Gott dazustehen. Allein noch einen ausdrücklichen Lohn verheißt der HErr den um Seinetwillen Verfolgten und wider die Wahrheit Geschmähten. Welcher Art dieser Lohn sein werde, wissen wir nicht. Aber das wissen wir: der HErr ist getreu, Er kann nicht lügen. — So lasset uns auf Sein Wort bauen und nicht zurückschrecken, wenn hienieden Christsein und Kreuztragen sich zusammenfinden.

Der HErr mache an uns Allen Seine Seligpreisungen wahr! Amen.

L. B.

Der alttestamentliche Gottesdienst.

7. Der Räucheraltar.

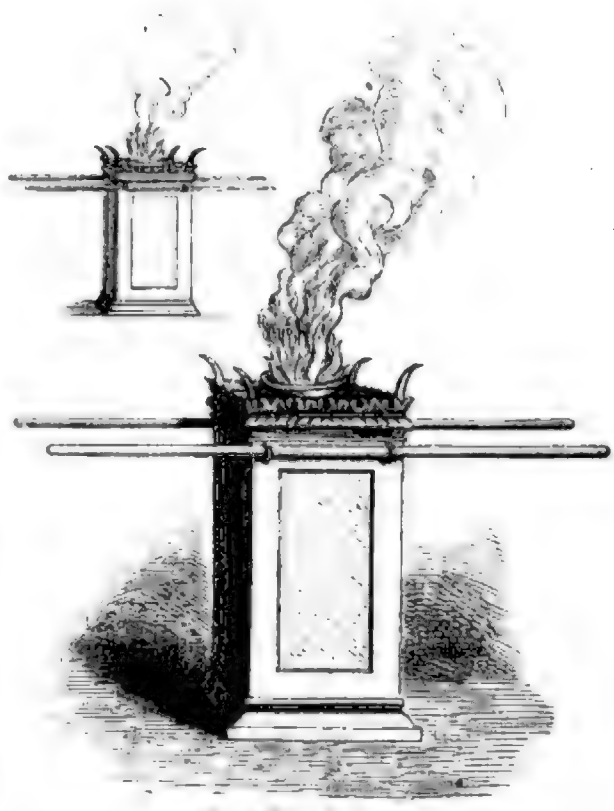
Lies: 2. Mos. 30, 1—6; 37, 25—28.

Mit dem heutigen Artikel betreten wir das Heilige der Stiftshütte. Da steht in der Mitte vor uns, ziemlich nahe an dem Vorhang, durch den man in's Allerheiligste einging, der Räucheraltar. Von seiner Bedeutung werden wir erst später reden können, wenn wir bei Betrachtung der einzelnen gottesdienstlichen Handlungen auf's Räuchern zu sprechen kommen.

Schon seine Stellung kennzeichnet dies Geräth als dasjenige, welches nächst der im Allerheiligsten stehenden Bundeslade das wichtigste im ganzen Heiligthume war.

Zu seiner Beschreibung werden wir wenig zu sagen brauchen. Sein Körper war ein ohne Zweifel inwendig hohler, viereckiger Kasten von Fören- (d. i. Akazien-) Holz. Die vier Wände und die eigentliche Altarplatte waren mit Gold überzogen. Die letztere wird, weil sie den flachen Dächern der Morgenländer zu vergleichen war, das Dach genannt. Wegen des Goldüberzugs nannte man den Altar, zum Unterschiede von dem (ehernen) Brandopferaltar im Vorhofe, auch den goldenen Altar. (z. B. 2. Mos. 40, 26. 27.)

Seine Größe*) war nicht bedeutend, denn sie brauchte nicht bedeutend zu sein, da zum Räuchern ein kleiner Raum hinreichte. Die Höhe betrug 2 Ellen (etwa die



Der Räucheraltar.

Höhe unserer Thürschlösser), also gerade bequem um darauf zu handtieren. Jede der Seiten war eine Elle breit, es umfaßte also die obere Platte eine Quadratelle. Diese Platte war außen umgeben mit einem goldenen Kranze von Verzierungen, ähnlich wie auch die platten Dächer der Morgenländer mit einer Brustwehr umgeben

*) Die kleinere Zeichnung neben unserm Hauptbilde soll die Größe veranschaulichen, die der Räucheraltar hat, wenn man sich ihn neben den neulich (Nr. 24) abgebildeten Brandopferaltar gestellt denkt.

waren. Hatte dieser Kranz außer dem Zweck der Zierde auch den praktischen Zweck, die herabfallenden Kohlen aufzuhalten, so hatten die vier aus den Ecken gleichsam herauswachsenden Altarhörner dieselbe Bedeutung wie die beim Brandopferaltar erwähnten. Die Anwendung der Hörner auch beim Räucheraltar zeigt am deutlichsten, daß die Hörner des Brandopferaltars keineswegs zum Anbinden der Opferthiere dienten.

Unter dem Kranze waren an 2 Seiten je 2 goldene Ringen angebracht, durch welche die gleichfalls mit Gold überzogenen Tragstangen von Akazienholz gestoßen wurden, wenn der Altar fortgetragen werden sollte. So lange der Altar stand, waren diese Tragstangen abgenommen.

Ueber die Verrichtung des Räucherns selbst sei vorläufig, weil dies den Altar angeht, nur Eins erwähnt. Es wurden dabei nicht etwa die Kohlen zum Räuchern unmittelbar auf die Altarplatte geschüttet, die dadurch bald beschädigt worden wäre, sondern man holte in einer Schale die Holzkohlen vom Brandopferaltar und stellte dann die Schale mit den Kohlen auf den Altar, um darauf das Räuchwerk zu streuen. So wird 3. Mos. 16, 12, 13 die Verrichtung beschrieben. Die lieben Leser werden sich daher den Brand auf dem Räucheraltar nicht ganz so lodernd zu denken haben, wie er auf unserm Bilde dargestellt ist. —

„Wann wurden unsere Evangelien verfaßt."

Unter diesem Titel ist kürzlich ein Schriftchen in der Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig erschienen, geschrieben von Professor Constantin Tischendorf, dem bekannten Entdecker der sinaitischen Bibelhandschrift. In diesem Schriftchen hat der Verfasser die Ergebnisse seiner gründlichen Forschungen, auch die seiner neuesten Entdeckung dazu verwerthet, in den Streit um das Leben Jesu, der jetzt so mächtig entbrannt ist, sieghaft einzugreifen.

Der Pilger glaubt den gelehrteren Lesekreis, für den die Schrift wohl zunächst bestimmt ist und dem sie in ihrem ganzen Umfange empfohlen sein möge, nicht zu berauben, wenn er den Inhalt des Schriftchens, der den ungelehrten Pilgerlesern verständlich und wissenswerth ist, hier kurz zusammenstellt. Die lieben Leser bekommen dadurch eine in unsern Tagen wahrlich recht brauchbare Waffe gegen die Angriffe auf die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte in die Hand.

Wir nehmen unsere Kenntniß von dem jetzt soviel angefochtenen Leben Jesu fast ausschließlich aus den vier Evangelien. Daher ist es sehr wichtig, nach der Zeit zu fragen, in welcher diese Bücher entstanden sind. Damit wird zugleich die Antwort auf die andere Frage gegeben, ob dieselben glaubwürdig sind oder nicht. Und auf diese Antwort kommt besonders viel an. Denn man hat gesagt, es lasse sich nicht beweisen, daß unsere Evangelien so frühzeitig vorhanden gewesen seien, als man gemeiniglich annimmt, und da sei es denn auch mit den evangelischen Darstellungen des Lebens Jesu ein unzuverlässiges Ding.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es, daß in den letzten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts (180—200) unsere vier Evangelien in allen Theilen der christlichen Kirche nicht blos bekannt, sondern auch anerkannt waren. Dafür legen verschiedene Stellen aus den Schriften der Kirchenväter jener Zeit deutliches Zeugniß ab (Irenäus, Tertullianus, Clemens von Alexandrien). Der Kirchenvater Irenäus († um 202), der in seinen jüngern Jahren noch zu den Füßen des Johannesschülers Polycarp von Smyrna gesessen hatte, berichtet z. B. ausdrücklich, wie die Erzählungen, die Polycarp aus dem Munde Johannis gehört, alle mit „der Schrift" übereingestimmt hätten.

Schon ums Jahr 170 ward von zwei Männern (Theophilus und Tatian) eine Evangelienharmonie, d. i. eine Zusammenfügung der vier Evangelien zu einem Ganzen, ausgearbeitet. Da müssen also schon zu jener Zeit die vier Evangelien abgeschlossen vorgelegen haben. Schon Justinus der Märtyrer, der im Jahre 138 eine Apologie (Vertheidigungsschrift) des Christenthums und ein „Zwiegespräch mit Tryphon", einem Juden, schrieb, benutzt nicht nur die drei ersten Evangelien, sondern auch das nach Aller Annahme am spätesten geschriebene Evangelium St. Johannis auf solche Weise, daß man schließen muß, er sei mit allen vier Evangelien bekannt gewesen. Und aus der zusammenfassenden Bezeichnung „Evangelium", die er den „Denkwürdigkeiten der Apostel, Evangelien genannt", beilegt, erhellt deutlich, daß zu seiner Zeit die Zusammenstellung der vier Evangelien, wie wir sie jetzt im Canon des Neuen Testaments haben, schon erfolgt war.

Die genannten Männer waren Kirchenlehrer. Aber auch die Zeugnisse der Irrlehrer bestätigen das frühzeitige Vorhandensein unserer Evangelien. „So fest", schreibt von ihnen der obengenannte Kirchenlehrer Irenäus, „sind unsere Evangelien begründet, daß auch die Häretiker (Ketzer, Irrlehrer) Zeugniß für dieselben ablegen, und daß jeder derselben von ihnen ausgeht, um seine eigne Lehre zu begründen." Und so wars in der That. Der eine Irrlehrer entlehnte seine Ausdrucksweise sichtlich aus dem Evangelio St. Johannis, verrieth aber auch deutlich Bekanntschaft mit den drei übrigen Evangelien. Ein anderer Irrlehrer versuchte es schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts (um 150), seine Irrlehre durch eine eigenthümliche Auslegung des Johannesevangeliums zu erhärten, das eben deshalb ohne Zweifel schon kirchlich anerkannt und gebraucht sein mußte. Wieder ein

anderer schrieb in derselben Absicht ganze 24 Bücher Auslegung „zum Evangelium", die wohl nichts Anderem gegolten haben können als unseren jetzigen Evangelien. Ja sogar der gelehrte Celsus, ein entschiedener Gegner des Christenthums, schmiedete schon um 150 n. Chr. aus den scheinbaren Widersprüchen der vier Evangelien, wie es ja im 19. Jahrhundert auch noch geschieht, Pfeile gegen die Wahrheiten des Christenthums. Er bezeugt damit das Vorhandensein und die Geltung der vier Evangelien zu seiner Zeit. Und dieser selbe Celsus weiß schon recht gut, das, was die Jünger Jesu geschrieben, von dem zu unterscheiden, was sonst über Jesus geschrieben worden.

Aus all diesen Zeugnissen ergiebt sich, daß wir nicht erst in der 2. Hälfte des zweiten Jahrhunderts, sondern etwa schon um das Jahr 125 Bekanntschaft mit den vier canonischen Evangelien vorauszusetzen haben. Aber noch weiter lassen sich die Zeugnisse vervollständigen durch den Hinweis auf die bekanntlich in großer Anzahl vorhandenen,*) aber unserem Neuen Testamente nicht beigefügten Apokryphen des Neuen Testaments.

Zu diesen Apokryphen gehören unter anderen die „Acten des Pilatus", deren der Pilger neulich beim Leben des Pilatus gedachte (S. 117) und des Protevangelium (Jesu Kindheitsgeschichte) von Jacobus. Nach Professor Tischendorfs sorgfältiger Prüfung sind diese beiden apokryphischen Schriften in den ersten Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts (110—140) verfaßt. Nun knüpft aber das Protevangelium des Jacobus so deutlich an das an, was Matthäus und Lucas bereits von der Mutter des Herrn berichtet hatten, und die „Acten des Pilatus" beziehen sich so unverkennbar auf den Bericht des Johannesevangeliums zurück, daß das Vorhandensein der erstgenannten Evangelien mindestens in die letzten Jahrzehnte des 1. Jahrhunderts (80—100) und das des Johannesevangeliums gleichfalls in das 1. Jahrhundert hinaufreichen muß. Denn ehe man sich, wie es bereits um 140 geschehen ist, auf diese apokryphischen Evangelien berufen konnte, mußten dieselben doch schon eine Zeit lang vorhanden gewesen und in Gebrauch gekommen sein. Und ehe man diese apokryphischen Evangelien im Anschluß an die canonischen Evangelien und zu angeblicher Ergänzung derselben verfassen konnte, mußten doch die canonischen Evangelien selbst erst eine längere Zeit im Gebrauch gewesen sein. (Schon die bloße Verbreitung der Bücher erforderte damals, weil ja nur Abschriften verbreitet werden konnten, bedeutend mehr Zeit als jetzt. Was heute möglich ist, daß Renans Leben Jesu in einem und demselben Jahre erscheint, in Tausenden von Exemplaren nach allen Weltgegenden verbreitet, und gelesen, und auch noch widerlegt wird, das war damals unerhört. Den Maßstab unserer Bücherverbreitung dürfen wir nicht an jene Zeiten anlegen, am allerwenigsten darnach rechnen wollen.) Ein anderes apokryphisches Evangelium, das Evangelium des Thomas, das vornehmlich von der Kindheit Jesu erzählt, ist etwa um 150 abgefaßt. Es versucht, die scheinbare Lücke auszufüllen, die in Betreff der Kindheitsgeschichte Jesu in den vier Evangelien gelassen wird. Man hat also damals schon diese „Lücke" gefühlt, und man konnte sie doch nur dann fühlen, wenn die vier Evangelien, in denen manche Leute noch heute diese „Lücke" beklagen, bekannt und verbreitet waren. — Und wer nun vollends nach Form und Inhalt diese apokryphischen Evangelien mit den canonischen zu vergleichen versteht, der wird aus ihrem großen Abstand mit Prof. Tischendorf schließen müssen, daß die apokryphischen Evangelien nicht etwa den canonischen auf dem Fuße gefolgt, sondern deren „letzte nachhinkende Ausläufer" gewesen sind.

Endlich hat auch die Entdeckung der sinaitischen Bibelhandschrift ein weiteres Zeugniß für das hohe Alter unserer Evangelien ans Licht gebracht. Diese Handschrift stammt nach Prof. Tischendorfs sachkundigem Urtheil aus der Mitte des vierten Jahrhunderts (um 350). Nun ist derselben auch ein anderes interessantes Schriftstück beigefügt, nämlich der ganze griechische Text des Barnabasbriefes, von dessen 5 ersten Kapiteln bisher nur eine lateinische Uebersetzung bekannt war. In dieser lateinischen Uebersetzung standen unter Anderm auch die Worte: „Hüten wir uns also, daß wir nicht, wie geschrieben steht, als „viel Berufene, aber wenig Auserwählte" erfunden werden. Die Worte: „wie geschrieben steht", die offenbar eine Beziehung auf das Matthäusevangelium enthalten, waren den Leuten befremdlich. Man konnte sich nicht denken, daß der alte „apostolische Vater" Barnabas bereits Bezug auf das Evangelium St. Matthäi habe nehmen können, und war daher der Meinung, es müßten diese Worte von einem späteren Uebersetzer herrühren. Da findet nun Professor Tischendorf in dem Sinaikloster die uralte Bibelhandschrift und bei derselben auch den ganzen griechischen Urtext des Barnabasbriefes, und in demselben auch schon die Worte: „Wie geschrieben steht", so daß also kein Zweifel mehr ist, schon Barnabas, nicht erst sein Uebersetzer, habe sich auf das fertige Matthäusevangelium bezogen. Denn die Worte: „Wie geschrieben steht" können sich nicht wohl auf eine andere schriftliche Quelle beziehen, weil sie damals, wie im Munde der Evangelisten und des HErrn selbst, die feststehende Formel waren, durch welche man canonische Schriftworte von allen anderen unterschied. Es wird vielmehr durch diesen Ausdruck die schriftliche Quelle, die Barnabas gebrauchte, zum Bestandtheile eines

*) Es giebt 7 noch heute vorhandene apokryphische Evangelien; außerdem weiß man aber von etwa 30 andern, die entweder bruchstückweise vorhanden sind, oder nur in den Schriften der Kirchenlehrer und Irrlehrer Erwähnung gefunden haben.

bereits gültigen Canons erhoben. Und diese Quelle war keine andere als das Evangelium St. Matthäi, das Barnabas auch sonst in seinem Briefe berücksichtigt hat. Denn die Stelle von den „Berufenen und Auserwählten" findet sich eben nur im Evangelium St. Matthäi, und zwar sogar zweimal: 20, 16 und 22, 14. (Die unsinnige Annahme, daß Barnabas mit seinem „Wie geschrieben steht" sich auf eine halbwegs ähnlich lautende, aber doch für seinen Zweck gar nicht brauchbare Stelle des alttestamentlich-apokryphischen 4. Buchs Esra bezogen habe, mit der man sich hat helfen wollen, richtet sich selbst.)

Gleichwohl giebt uns die Formel „Wie geschrieben steht" ein Recht anzunehmen, daß Barnabas nicht bloß an ein canonisches Matthäusevangelium denkt, sondern daß ihm die canonische Zusammenstellung aller vier Evangelien bereits bekannt war. Denn nach Allem, was man über die Geschichte des neutestamentlichen Canons weiß, ist keine der neutestamentlichen Schriften vereinzelt und für sich allein zu kanonischem Ansehen gelangt. Man denke z. B. nur noch einmal an die vorhin erwähnten Versuche einer Evangelienharmonie, die schon ums Jahr 170 gemacht wurden. Hat doch auch die Kirche im Laufe des 2. Jahrhunderts, obwohl sie mit andern Streitfragen damals schon zu thun hatte, nicht nöthig gehabt, über den Canon der Evangelien zu verhandeln und sich mit etwaigen Gegnern auseinanderzusetzen, was ohne Zweifel hätte geschehen müssen, wenn sich solche Gegner gefunden hätten. Vielmehr tritt uns gegen Ende des 2. Jahrhunderts der ganze Canon des Neuen Testaments als längst abgeschlossen allerwärts entgegen.

Wenn nun die Abfassung des Barnabasbriefes, mindestens in den Anfang des 2. Jahrhunderts fällt, wie dies nachgewiesen werden kann, so muß der Evangeliencanon, auf den Barnabas sich bezieht, schon gegen Ende des 1. Jahrhunderts festgestellt und anerkannt gewesen sein. Förmlicher Sitzungen und Beschlüsse brauchte es freilich damals zu solcher Feststellung nicht, da weder ein Zweifel an der Echtheit der apostolischen Schriften, noch die Annahme einer nicht apostolischen Schrift bei jenen apostolischen Gemeinden denkbar war. (Hat man, um etwas Aehnliches auf dem Gebiete der weltlichen Literatur zu erwähnen, wohl jemals darüber Sitzungen gehalten und Beschlüsse gefaßt, welche Schriftsteller zu den deutschen Classikern gehören? Und doch ist die Zahl der deutschen Classiker eine ziemlich scharf abgegrenzte, obwohl sich hier bei Weitem nicht die scharfe Grenzlinie ziehen läßt wie zwischen apostolischen und nichtapostolischen Schriften, weil sich's hier um Form und Inhalt und nicht, wie beim Bibelcanon, um den geschichtlichen Ursprung der Schriften handelt.)

Auf das Gebiet der Textgeschichte, das Professor Tischendorf nun weiter betritt, werden ihm die Ungelehrten unter den Pilgerlesern nicht folgen können. Es erhellt aber auch aus dem, was er hierüber sagt, daß der Anfang des evangelischen Canons an das Ende des ersten Jahrhunderts (90—100) zu setzen ist.

Das ist nun eine ganze Reihe von Beweisen für das bezeichnete hohe Alter der evangelischen Darstellungen vom Leben Jesu. Schon die einzelnen Beweise würden kräftig genug sein, in ihrer Gesammtheit sind sie's noch viel mehr. Und das ist für uns von hohem Werthe. Denn ist es durch obige Beweise festgestellt, daß der neutestamentliche Canon bereits am Ende des ersten Jahrhunderts anerkannt war, so schwindet der Zweifel an der Echtheit und Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Schriften, den man seit längerer Zeit dadurch genährt hat, daß man auf scheinbar wissenschaftlichem Wege eine zum Theil sehr späte Abfassung jener Schriften zu beweisen suchte. Und aus der Echtheit und Glaubwürdigkeit der vier Evangelien wiederum erwächst für uns die Nothwendigkeit, diese Evangelien als die einzigen Quellen anzusehen, aus welchen eine richtige Darstellung des Lebens Jesu geschöpft werden kann. Wären unsere Evangelien, wie sie es nachgewiesenermaßen nicht sind, wirklich später entstandene Schriftstücke, so hätte man ein Recht, ihrer Darstellung des Lebens Jesu zu mißtrauen, und Strauß, Renan und Schenkel möchten immerhin daran herumprobiren, diese Erfindungen späterer Tage auf ihre ursprüngliche Wahrheit zurückzuführen. Nun sie aber so alt sind, werden sie Recht behalten trotz Strauß, Renan und Schenkel und allen überklugen Leuten, die etwa noch auftauchen möchten.

Ein sterbender Oberhofprediger und ein sächsischer Kurprinz.

Schon im vorigen Jahre wollte der Pilger seinen lieben Lesern das Nachfolgende erzählen, weil es damals gerade 200 Jahre her war, daß der sterbende Oberhofprediger, der in der Ueberschrift gemeint ist, seine Augen im Tode geschlossen hatte. Aber vor allerlei andern Dingen ist's nicht dazu gekommen. Und das war im Ganzen nicht so übel; denn in diesem Jahre werden die Leser das, was von dem jungen sächsischen Kurprinzen erzählt wird, doch mit andern Augen ansehen, als wenn's damals erzählt worden wäre, wo sich's nur um die Todesfeier eines alten sächsischen Oberhofpredigers handelte. Denn es ist ja inzwischen aus Gottes großer Gnade unserm theuern Königshause, ja dem ganzen Sachsenvolke ein königlicher Prinz geschenkt worden, auf den unsrer Aller Augen mit Freuden schauen und für dessen Gedeihen an Leib und Seele, Gott gebe es, auch recht viele fromme Sachsenherzen beten. Da ist es gar wichtig, zur Erweckung und Erhaltung und Stärkung der Fürbitte zurückzuschauen auf die Treue der alten Tage, sowohl auf die unermüdete

Seelsorge des alten Oberhofpredigers als auf die liebliche Demuth des jungen sächsischen Kurprinzen, dessen Thron ja auch einmal, wenn Gott weiter Gnade giebt, unser lieber Prinz Friedrich August besteigen wird.

Der sächsische Oberhofprediger, den ich meine, war der fromme Dr. Jacob Weller und der Kurprinz war der nachherige Kurfürst von Sachsen Johann Georg III., damals noch nicht ganz 17 Jahr alt. Obwohl die lieben Leser gewiß schon manches Einzelne vom frommen Weller gehört haben, will ich doch vorerst Einiges von ihm erzählen.

Jacob Weller war ein geborner Voigtländer. Er stammte aus der kursächsischen Stadt Markneukirchen, woselbst sein Vater Georg ein Weißbäcker war. Die Mutter war die Tochter eines Bergpredigers zu Marienberg. Wer den Bäckermeister Georg Weller bei seinem Backtroge sah, der meinte wohl, er stamme aus schlichtem bürgerlichem Geschlechte. Er stammte aber aus einer adeligen Familie, die sich mit vollständigem Namen Weller von Molßdorf schrieb. Sein Vater war nämlich frühzeitig gestorben, und da kein Vermögen da gewesen war, hatte der Knabe ein Handwerk lernen müssen. Und als er nun desselbigen Handwerks Meister geworden war, würde es sich wunderlich ausgenommen haben, wenn er sich den Herrn Bäckermeister Weller von Molßdorf genannt hätte; drum nannte er sich schlechtweg Weller.

Ganz aber war dem Georg Weller die ritterliche Passion seiner Vorfahren doch nicht über dem Semmelkneten verloren gegangen. Denn zweimal in seinem Leben machte er sich, das eine Mal mit fünf, das andere Mal mit vier Pferden in den Krieg gegen die Türken nach Ungarn auf, brachte auch als Zeichen seiner Tapferkeit verschiedene Wunden und eine gelähmte rechte Hand mit nach Hause. Das war der Vater unseres Jacob Weller. Gewiß eine wunderliche Erscheinung; ein Markneukirchner Bäcker von Adel, der mit 5 Pferden in den Türkenkrieg zieht. Er war aber auch ein frommer Mann, der für die Erziehung seiner Kinder und auch des am 7. Dezember 1602 geborenen und Tags darauf getauften Jacob nach Kräften sorgte.

Der kleine Jacob war ein fähiger Kopf. Der Herr hatte ihn mit schönen Gaben ausgerüstet. Wäre das nicht gewesen, so wäre wohl kaum etwas Mittelmäßiges aus ihm geworden. Denn in den unruhigen Jahren, in welche die Zeit seiner Ausbildung fiel, ward er von einer Schule in die andere geworfen. Und wenn da nicht Einer von Haus aus begabt ist, wird nichts Rechtes aus ihm. Viel Köche verderben auch hier leicht den Brei. Erst besuchte Jacob die Stadtschule zu Markneukirchen, dann schon im elften Jahre ward er nach Schlackenwalde in Böhmen geschickt, wo damals eine gute evangelische Schule war. Später aber rückte der kaiserliche General Tilly in Böhmen ein, und da war's gerathener, wenn sich die Evangelischen zurückzogen. Jacob ging wieder nach Sachsen, suchte dort vergeblich eine Bleibestätte, und wanderte endlich nach Nürnberg auf's Gymnasium zu St. Egidien. Von dort empfahl den jungen Menschen, weil er sich auszeichnete, ein adeliger Herr nach Schleusingen auf das blühende Gymnasium der Grafschaft Henneberg. Aber weil das gerade in die traurige Zeit der Kipper und Wipper fiel, die das gute Geld einschmolzen und mit werthlosem ersetzten, konnte er kaum ein Jahr da bleiben. Ganz allein machte er sich auf den Weg wieder nach Nürnberg, und wenn ihn Gott nicht in Seinen treuen Schutz genommen, hätte er auf dieser Reise leicht von plündernden Soldaten, die die Gegend erfüllten, erschlagen werden können. Endlich war er soweit, daß er nach Wittenberg auf die Universität ziehen konnte. Als er aber bis Torgau gekommen, war seine Baarschaft zu Ende. Da faßte er sich ein Herz und ging zum dortigen Superintendenten Dr. Wilhelm Lyser, erzählte dem sein Vorhaben und klagte seine Armuth. Der Superintendent fühlte ihm auf die Zähne, und da er ihn in den Wissenschaften wohl beschlagen fand, ermahnte er ihn zu fernerem Fleiß und gab ihm einen Ortsthaler (7½ Gr.) mit auf den Weg. Damit setzte sich unser Jacob auf ein Elbschiff und fuhr von Torgau vollends bis Wittenberg. Als er dort einzog, brachte er als Rest von dem Geschenk des Superintendenten gerade einen Groschen mit. „Wo nun da," schreibt er später hierüber, „mein Magister- und Licentiaten- und Doctor-Titel gesteckt und soviel schöne Bücher, die mir Gott beschert, weiß ich nicht; Gott hat es gethan, dessen sich arme Gesellen, die Gott vertrauen, wohl getrösten können." —

Anfangs half er sich kümmerlich mit „Famuliren," d. h. mit allerlei geringerer gelehrter Handlangerarbeit, die aber oft auch mit leiblichen Dienstleistungen verbunden war, und wofür er einen kleinen Geldlohn empfing. Solch ein damaliger Famulus war in den Häusern der Gelehrten so ziemlich das, was in andern Häusern ein Bedienter war, nur daß er Zeit behielt, dabei zu studiren, wenn er Lust dazu hatte. In dieser Stellung mag es dem armen Jacob zu Zeiten recht traurig gegangen sein. So kamen einmal die Weihnachtsfeiertage. Da machte sich der arme Mensch, weil ihn gar sehr hungerte und er doch auch eine Weihnachtsfreude haben wollte, ein kleines Backwerk von Mehl zurecht und legte es zum Backen auf den Ofen. Als es aber fertig ist, kommt der Hund seines Herrn und schnappt danach, und der arme Famulus muß ihm nachsehn und am ersten Weihnachtsfeiertage hungrig zu Bette gehen.

Endlich aber bescherte ihm der Herr freundlichere Tage. Ein vornehmer Herr nahm ihn in sein Haus, daß er, wie wir's jetzt nennen würden, eine Sammelschule darin halten möchte. Unter den Kindern, die er zu unterweisen hatte, waren auch die des frommen Professors

Balthasar Meißner, der den strebsamen jungen Mann liebgewann und ihm auch später förderlich ward. Außerdem unterrichtete er auch minder begabte Studenten und legte sich dadurch ein Stück Geld zurück. Bei all dem studirte er aber auch fleißig selbst und brachte es namentlich in der Kenntniß der morgenländischen Sprachen ziemlich weit.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Bayern. In München will die protestantische Gemeinde (14,000 Seelen) eine zweite Kirche bauen. Der König hat dazu eine Sammlung freiwilliger Beiträge im ganzen Lande bewilligt. —

Das Diaconissenhaus zu Neuendettelsau hat am 10. und 11. Aug. vor. J. sein zehnjähriges Bestehen gefeiert. —

Am 10. November Nachm. gegen 2 Uhr starb zu Erlangen selig im HErrn Dr. th. Carl Graul, der bekannte Leiter der luth. Missionsanstalt zu Dresden und später zu Leipzig. In Bezug auf ihn darf der Pilger wohl auf die im Leipziger Missionsblatt gedruckten Worte hinweisen, die Prof. Dr. Luthardt in einer am 1. Adv. gehaltenen Missionsstunde zu Grauls Andenken gesprochen. Für die, denen dies Blatt nicht zugänglich ist, theilen wir in Kürze Folgendes über den Entschlafenen mit. Er war geboren am 6. Februar 1814 zu Wörlitz im Dessauischen. Sein Vater war ein Weber. Er besuchte die Anstalten zu Dessau und Zerbst und studirte dann in Leipzig, wo besonders der selige Wolf, der so Manchen zur Gerechtigkeit gewiesen hat, segensreich auf ihn einwirkte. Nach der Universitätszeit weilte er längere Zeit als Hauslehrer in Italien. Im Jahre 1844 ward er zur Leitung der luth. Missionsanstalt, die später nach Leipzig verlegt ward, nach Dresden berufen. Im Interesse der Missionsgesellschaft machte er in den Jahren 1849—53 eine Reise nach Ostindien und besuchte auf dieser, bekanntlich von ihm ausführlich beschriebenen Reise auch Egypten, die Sinaihalbinsel und Palästina. Im Jahre 1860 legte er sein Amt nieder, begab sich nach Erlangen und war dort unausgesetzt mit wissenschaftlichen, aber zumeist mit dem Missionswerke zusammenhängenden Arbeiten beschäftigt. Nach längerer Leidensprüfung (er war schon im Jahre 1862 von schwerer Krankheit heimgesucht worden) ward er im vorigen Jahre am Geburtstage Luthers heimgerufen. Bei der Beerdigung hielt Prof. Dr. Thomasius die Leichenrede und Prof. Luthardt sprach als Vertreter des Missionscollegii. Seinen reichen literarischen Nachlaß hat Dr. Graul der Erlanger Universitätsbibliothek, ein Legat von 1000 Thalern der Missionsgesellschaft und seine ansehnliche Privatbibliothek der Missionsbibliothek in Trankebar vermacht. — Mit ihm ist unserm luth. Missionswerke im Tamulenlande eine schwer zu ersetzende Kraft verloren gegangen. Mit Hülfe der ihm sonderlich eigenen Sprachengabe war er nicht nur der neueren europäischen Sprachen mächtig geworden, sondern hatte sich auch in Sprache und Volksthum der Tamulen wahrhaft eingelebt. Seine letzten Arbeiten waren noch die Unterweisung des am letzten Pfingstfest in Leipzig abgeordneten Missionars Wilh. Germann aus Stralsund und die Vorbereitung der Herausgabe eines bedeutenden tamulischen Dichterwerks. Unserer Missionsgesellschaft hat er insonderheit durch Anregung größerer Theilnahme, durch practischen Sinn, durch Nüchternheit seiner Grundsätze und durch die Einfalt und Wahrheit seiner Missionsberichte gedient. Von dem, was er aus seinem Schatze der heimischen Kirche geboten, erwähnen wir nur seine in wohl 6 Auflagen verbreiteten „Unterscheidungslehren", die der Pilger Jedem empfehlen möchte, der über die Confessionsunterschiede im Unklaren ist. Von seiner Sterbebereitung aber geben am besten die nachfolgenden Verse Zeugniß, die man in seinem Nachlaß gefunden.

Mein Heiland, ich bin müde,
Bring Du Dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ich's so gerne hätt'!

Ich hab' in meinem Leben
Manch sauren Schritt gethan,
Mein Pfad war selten eben
Und oft ganz ohne Bahn.

Mein Heiland, ich bin müde,
Bring Du Dein Kind zu Bett,
Und laß mich ruhn in Friede,
Wie ich's so gerne hätt!

Den Leib in stillster Kammer,
Die Seel' in treustem Schooß,
Von allem Erdenjammer
Und Menschenthorheit los! —

Wolle es der HErr unsere Kirche bei ihrem Missionswerke nie vergessen lassen, wie viel sie Ihm für dies Sein Rüstzeug zu danken hat! —

Des Pilgers Bücherbericht.

Das schöne Relief von Jerusalem und der Umgegend aus der geograph.-artistischen Anstalt der Herren E. Schotte & Comp. in Berlin, (Potsdamer Str. 34) ist ohne Zweifel nicht nur eins der passendsten Geschenke für junge Christen z. B. zu Weihnachten, sondern auch eine nachhaltig wahrhaft erfreuliche, belehrende und erbauliche Erwerbung für jedes Haus, wo überhaupt nur Sinn für die einzig hohe und heilige Bedeutung jenes Punktes der Erde vorhanden. Das Relief giebt in genauer Nachbildung (12 Zoll breit und 14 Zoll hoch) eine deutlichere und anschaulichere Uebersicht von Jerusalem und der Umgebung, als es durch große und kostbare Bilderwerke geschehen kann. Die große Treue und Sorgfalt der Arbeit ist von den sachkundigsten Beurtheilern überall öffentlich gerühmt worden. — Das Kreuz Christi auf Golgatha, die heiligen Gräber, die Himmelfahrts-Kapelle, die Gräber Davids, Jacobs, der Propheten ꝛc., Gethsemane, der Oelberg, mit einem Worte, ein jeder Punkt der heiligen Geschichte, ja selbst der Legende ist in saubersten Ausführung und möglichst historischer Treue dargestellt. —

Das kleine Kunstwerk liegt in einem saubern, polirten Kasten mit Glasdeckel und kostet 4 Thlr. 15 Ngr., ein Preis, der nach Verhältniß der schönen und correcten Arbeit wirklich billig zu nennen ist.

In gleicher Weise verdient auch die schöne Relief-Karte von „Palästina" (22 Zoll hoch und 17 Zoll breit, Preis 6 Thlr.) die allgemeinste Empfehlung. Grade bei dem Lesen des alten Testamentes ist eine solche Relief-Karte überaus dienlich denn durch eine plastische Anschauung des heiligen Landes bekommt man einen richtigen Ueberblick der heiligen Orte und der Wohnorte der einzelnen Stämme des Volks Israel.

A. S.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Eifer aus Sachsen.

№ 31. Dresden, den 30. Juli 1865.

Am siebenten Sonntag nach Trinitatis.

Marc. 8, 1—9.

Eine große Menge hungernden Volkes, bei vier Tausend Menschen, zeigt uns unser Text. Sie haben nichts gegessen und sind in der öden Wüste dem Verschmachten nahe.

Ein solcher Anblick ist Manchem unter uns nicht neu. In großen Städten und in fabrikreichen Gegenden drängt sich das arme, hungrige Volk oft schaarenweise zusammen; es giebt ganze Arbeiterviertel, die insbesondere bei großen Handelskrisen, wie jüngst bei der durch den amerikanischen Krieg hervorgerufenen, hungern müssen oder doch auf sehr schmale Kost gesetzt sind. Da tauchen plötzlich in solchen Gegenden Männer auf, die sich mit Eifer nach dem Zustand der Dinge erkundigen, in kleinen oder größeren Versammlungen zu den Leutlein reden und ihnen theilnehmend den Weg weisen, auf welchem sie aus ihrer bedrängten Lage herauskommen könnten. Wir können Niemandem in's Herz sehen, aber Thatsache ist es, daß sich oft hinter jenen theilnehmenden Worten ein ganz selbstsüchtiger Sinn verbirgt, welcher die Personen und Zustände nur zu seinen Zwecken ausbeuten will, etwa um das Volk bei eintretenden politischen Bewegungen benutzen zu können oder wohl gar hierfür vorzubereiten und geneigt zu machen.

Für die hungernde Menge in der Wüste, wovon uns der Text erzählt, wie für die nothleidenden Arbeiter und Armen unsrer Städte und Fabrikgegenden schlägt ganz gewiß theilnehmend und mitleidend Ein Herz, das Herz Jesu, und insbesondere neuerdings, das Herz Seiner Kirche. In der immer mächtiger werdenden „innern Mission" merken wir diesen Herzschlag. — An den in Noth und Drangsal Befindlichen sieht der Herr Sein Bild. Sie sind Glieder Eines Leibes, dessen Haupt Er ist. Das Das Leiden der Glieder, wenn auch der kleinsten und unehrlichsten (1. Cor. 12, 23) empfinden Haupt und Herz mit. Mich jammert des Volkes — spricht der HErr.

Jene vorerwähnten Volksmänner, denn so nennen sie sich ja gewöhnlich, wollen der Noth abhelfen, aber auf welche Weise? Auf rein äußerliche und durch äußerliche Mittel. Billigeres Brod, mehr Verdienst, leichter Credit für den kleinen Handwerker, daneben auch höhere Bildung, d. h. im Sinne Jener Aneignung dessen, was der Mensch in dieser sichtbaren Welt gebrauchen und zu Geld verwerthen kann. Jesus, der wahre Volksmann und Volksfreund, und Ihm nach Seine Kirche, fassen die Sache anders an. Wohl wollen auch sie nicht dem hungernden Volk Stein statt Brod geben; aber ehe der HErr die Hungernden speiste, hatte Er ihnen in der Predigt das Brod des Lebens gereicht. Christo und Seiner

Kirche sind Noth, Drangsal, Jammer, alles leibliche, äußerliche Elend, Symptome oder Zeichen einer innern Krankheit, der Sünde, ohne daß damit in jedem einzelnen Nothfall ein unmittelbarer Zusammenhang mit der Sünde behauptet würde. Daher wendet sich das Thun Christi zuerst und vornehmlich an den inwendigen Menschen und führt diesem, je mit Beziehung auf den bestimmten Fall, die drei Hauptsätze zu Gemüth: Die Sünde ist der Leute Verderben, sodann: Thut Buße und endlich: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.

Die falschen Volksfreunde pflegen goldene Berge in Aussicht zu stellen, mit ihren Worten so recht aus dem Vollen zu wirthschaften; man sollte manchmal meinen, sie könnten den Himmel auf die Erde verpflanzen, wie denn auch manche dies geradezu als ihr Ziel hinstellen. In Wirklichkeit rücken aber die goldenen Berge in immer weitere Ferne, werden die versprochenen Brode zu Steinen und verflüchtigt sich ihr sogenannter Himmel zu Wolken. Jesus fängt, wenn Er den innerlichen Hunger geweckt und gesättigt hat, äußerlich meist klein an zu segnen und verheißt auch im günstigsten Fall hier, in diesem Jammerthal, nur ein „getröstet Elend". Er hat in der Wüste keine Tafel aufgeschlagen, an welcher es jenem reichen Manne im Gleichniß geschmeckt haben würde. Er giebt den Hungernden Brod und Fisch, soviel als sie eben brauchten, um satt zu werden, das Wenige, das sich vorfand, auf wunderbare Weise für die ungeheure Menge vervielfältigend. — Dem Armen, der vorher nicht genug zu leben hatte, schenkt Er Nahrung und Kleidung, soviel als ihm genug ist, dem Leidenden nur kurze Zeit Freisein von Schmerzen oder ein um wenig leichteres Kreuz Manchmal nur thut Er auch im Irdischen Seine Fülle in wunderbarer Weise auf. Denn das Wort stehet auch heute noch in Kraft: Habe Ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen? Aber für den Christen kommen einst die goldnen Berge, sein wartet das himmlische Jerusalem mit den goldnen Gassen, sein wartet das Holz des Lebens mit zwölferlei Früchten, sein wartet im neuen Himmel und auf der neuen Erde ein Freisein von allem Leid und Geschrei, Erlösung von allem Uebel.

Wenn sich auch manchmal — wie sich nicht leugnen läßt — die rein äußerlichen Versprechungen der sogenannten Volksmänner in etwas erfüllen, gereichts den Empfängern wirklich zum Segen? Es ist eine Thatsache, daß da, wo man nur Aeußerliches, Vergängliches zu bieten hat, die Unzufriedenheit, die peinliche Unersättlichkeit bleibt, auch wenn Einem etwas oder gar mancherlei in den Schooß fällt. Blos mit höherem Lohn wird die jetzige Arbeiterbewegung nicht zum Stillstand kommen, sondern die Forderungen werden dadurch immer höher hinaufgeschraubt. Von den Gesättigten unsers Textes heißt es: und hoben die übrigen Brocken auf, sieben Körbe. Wer von Christo innerlich gespeist und äußerlich gesegnet wird, der nimmt allemal noch einen übrigen, besonderen Segen mit davon hinweg, sei es, daß er durch den empfangenen Segen in seiner Heiligungsarbeit gefördert, in der Liebe zum Nächsten belebt, in seinen Hoffnungen auf die zukünftigen Güter gestärkt wird. Und welch ein besonderer Segen ist es allemal, recht aus Herzensgrund danken zu dürfen! Ja, von Christi Fülle läßt sich nehmen Gnade um Gnade!

Der HErr schenke uns Allen solch' selige Erfahrung! Amen!

B. L.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

(Fortsetzung.)

Joh. 14, 13.

Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich thun.

Der Name, in dem wir bitten sollen, heißt Jesus Christus, und umfaßt und zeiget an Alles, was Er für uns ist und thut. Denn Jesus heißt Er, dieweil Er Mensch geworden, um unsertwillen gelitten und gestorben, und auferstanden, und sich zum Himmel aufgehoben und sitzet zur Rechten Gottes als der verklärte Menschensohn; Christus aber heißt Er, dieweil Er solches Alles gethan als der wahrhaftige Gottessohn von Ewigkeit, gesalbet mit dem Geist der Gnaden, verheißen zur Rettung der Welt. Und in diesem Seinem Namen erhört Er alles Gebet, weil Er Sein Werk nicht selbst unfruchtbar und nutzlos machen will und kann. Denn gelitten hat Er, damit Er unsre Sünde wegnähme, und uns reinigte und angenehm machte, weil Er uns als ungereinigten Sündern Sein Ohr verschließen müßte, und auferstanden ist Er und sitzet zur Rechten des Vaters, damit Er allgegenwärtig Alles erfülle und uns nahe sei, und Macht habe zu thun, was wir bitten. Der Hohepriester hat uns bereitet zu angenehmen Gefäßen Seiner Gnade; der König hat sich bereitet zu einem allmächtigen Spender der Gnade; darum sagt nun der Prophet: Was ihr bitten werdet in meinem Namen, d. h. von mir als Hohenpriester und König, das will ich thun. Erhört Er unser Gebet nicht, so macht Er Seine eigne Arbeit zu Schanden; darum ist solches Schreien der Erhörung sicher und gewiß. Für solchen unaussprechlichen Trost habe Dank, mein Herr und Heiland; dein eigner Name ist eine starke Kette, damit Du Dich selbst mir zu Gute zum Wohlthun und Erbarmen gebunden hast.

Ev. Sanct Johannis.

Es ist gewiß grundverkehrt, wenn man dem Apostel Johannes sein Evangelium abspricht, weil die Sprache

der Offenbarung davon sehr verschieden ist, oder umgekehrt. Einem halbwegs wissenschaftlich Gebildeten wird die Verkehrtheit solcher Annahme leicht einleuchten. Ein Student z. B. müßte ein geborner Dummkopf sein, wenn er in den 3 Jahren seines Studiums nicht besser und anders schreiben lernte, als er's früher gekonnt, und ein Apostel soll in 20 Jahren nichts lernen! Es wäre ein unwiderleglicher Beweis, daß die beiden durch einen solchen Zeitraum getrennten Schriften nicht von einem Manne herrühren könnten, wenn ihr Styl derselbe wäre; denn es ist rein undenkbar, daß ein Mann wie Johannes in 20 Jahren auf demselben Standpunkte im Ausdrucke sollte geblieben sein. Er muß weiter gekommen sein. Dasselbe gilt vom zweiten Theile des Jesaias und den Hirtenbriefen Sct. Pauli. Wer diesem Beweis für die Unechtheit des Johannes-Evangeliums oder der Offenbarung irgend einen Werth beilegt, stellt sich ein glänzendes Armuthszeugniß aus. Man denke an Luther! Ja, man muß sagen, daß solche gewaltige Geister, die so wachsen, in 10—20 Jahren ganz andere sein müssen, und mit dem Manne wird sich ja wohl auch der Styl ändern, wenn es wahr ist, daß der Styl der Mann ist!

Apostelgesch. 17, 31.

Darum, daß Er einen Tag gesetzt hat, auf welchen Er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit, durch einen Mann, in welchem Er's beschlossen hat.

Es ist ein großer Trost und eine große Gnade für uns arme Sünder, daß Gott nicht selbst richten will, sondern hat das Gericht dem Sohne übergeben. Denn der ist ein Hoherpriester, der selbst unsere Krankheit getragen hat, und, weil Er mich und dich vertreten, weiß, wie es einem armen Sünder zu Muthe ist. Aber es wird auch ein schweres Herzeleid und ein großer Jammer für die Unbußfertigen sein, wenn sie den Richter sehen und erkennen in Ihm denselbigen Mann, durch welchen sie hätten gerettet werden können, wenn sie zu rechter Zeit sich zu Ihm hätten bekehren lassen. Daß der verschmähte Heiland ihr Richter ist, und sie im Augenblicke des Gerichts noch daran erinnert werden, was sie von sich gestoßen, schärft die Bitterkeit desselben für die Gerichteten.

Röm. 7, 20.

So ich aber thue, das ich nicht will, so thue ich dasselbige nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt.

Wenn der Leib von einer Krankheit genest, kann man meist deutlich den Augenblick spüren, in welchem Leib und Krankheit sich scheiden, und fortan ihre eigenen Wege gehn, die Krankheit, um abzuziehen, der Leib dem Leben und der Gesundheit entgegen. Von diesem Augenblicke an kann zwar die Krankheit noch manchen Schmerz und Schaden bereiten, aber man hat doch das freudige Bewußtsein: trotz dem allen geht es fröhlich vorwärts; der Leib verfolgt den eingeschlagenen Pfad der Genesung, er ist an dem Uebel nicht mehr in dem Maße betheiligt, als da es abwärts ging; es sind Lösungs- und Erlösungsschmerzen. So ist es auch in der geistlichen Genesung; es tritt ein Augenblick ein, daß die Sünde und der Wille sich scheiden, und der letztere dem Ewigen zugewendet ist. Die Sünde mag dann noch manchen Fall und manches Elend herbeiführen, aber doch geht es im Ganzen vorwärts nach oben; der Wille thut solche Uebertretungen nicht mehr gern und freiwillig, wie früher, sondern er wird nur zu Zeiten in seinem eigensten Wesen überwältigt. Die Sünde hat noch Macht, aber nicht mehr die Uebermacht, und schüttelt, wie ein böser, ausfahrender Geist, im Ausfahren selbst noch den, den sie beherrscht und besessen, und nun freigeben muß.

1 Cor. 2, 9.

Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben.

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt: Wie soll es nur möglich sein, eine ganze Ewigkeit in Freud' und Wonne zu verleben? Was ist herrlich und erhaben genug, daß ein Menschenherz sein nicht satt werden sollte. Dieser Vers ist die Antwort darauf. Die Herrlichkeit, die unser wartet, können wir uns gar nicht denken, uns auch kein Bild und Gleichniß davon machen; es ist etwas ganz Neues, Unbegreifliches. Und es wird in alle Ewigkeit neu und unergründlich bleiben, und darum kann es für eine Ewigkeit des Menschen Herz nähren, ohne es satt zu machen und fesseln, ohne daß es sein überdrüssig würde. Es ist ein wahres Wort, das wirklich Große und Schöne gefällt beim zweiten Mal sehen besser, als beim ersten Mal, und jedes folgende Mal entdecken wir neue Reize. So wird es mit dem, was Gott denen, die Ihn lieben, bereitet hat, in alle Ewigkeit gehen. Eine Ahnung davon giebt uns das Wort Gottes; wir lesen und betrachten es täglich, ohne seiner satt zu werden, und ohne je auf den Grund seiner Tiefe zu gelangen und die Fülle seiner Weisheit und Herrlichkeit zu erschöpfen. Was Gott für gut befunden, von dem, was Er bereitet, uns wissen zu lassen, das ist niedergelegt im Wort; ist nun dieser offenbarende Abglanz so reich und herrlich, was dürfen wir von dem unsichtbaren Urbilde selbst erwarten! Ist jenes unerschöpflich, wie viel mehr dieses!

1. Cor. 2, 9. f.

Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben. Uns aber hat es Gott geoffenbaret durch Seinen Geist. Denn der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

Dies muß das Princip jeder christlichen Dogmatik (Glaubenslehre) sein; an dem, was der Geist geoffenbaret hat, an der Schrift darf sie nicht rütteln, von ihr als dem unantastbaren Grund muß sie ausgehen und dem Geoffenbarten nachdenken. Gott hat Seiner Kirche auch

an geistigen Schätzen unendlich mehr geschenkt, als sich wissenschaftlich verarbeiten läßt; unser Sehen, Hören und Denken wird Seinen Thaten und Gaben stets in weiter Ferne nachhinken. Ein wissenschaftlicher Beweis *gegen* eine Thatsache der Offenbarung mag noch so fein ausgedacht sein, er hat doch keine Beweiskraft, weil Gott denen, die Ihn lieben, *mehr* bereitet hat, als in das Herz geht. Wer Ihn aber liebt, hat für das, was die angebliche Wissenschaft bestreitet, viel klarere Gewißheit, als die Wissenschaft ihm geben könnte, wenn sie dafür wäre.

2. Cor. 5, 5—7.

Der uns aber zu demselbigen bereitet, das ist Gott, der uns das Pfand, den Geist, gegeben hat. Wir sind aber getrost allezeit, und wissen, daß, dieweil wir im Leibe wohnen, so wallen wir dem Herrn. Denn wir wandeln im Glauben, und nicht im Schauen.

Im Urtext lautet der sechste Vers: Dieweil wir im Leibe wohnen, wallen wir in der Fremde fern vom Herrn. Der Geist ist uns gegeben als das Unterpfand der einstigen Verklärung; denn Er ist selbst ein Stück der Herrlichkeit, Er trägt in sich selbst die Kraft und den Trieb, nach oben hin zu wachsen und sich zu vollenden. Er ist ein edles Samenkorn, das keimen und Frucht bringen muß. Hier auf Erden erscheint dieser Geist als Geist des Glaubens, und wie herrlich ist Er schon in dieser Gestalt; wie nahe tritt uns Gott schon im Glauben, wie fest und sicher haben und besitzen wir Ihn schon! Und doch ist der Glaube noch ein Fernesein von Gott, ein Wallen in der Fremde, eine Verbannung in diesem Leibe. Wie wird es erst sein, wenn es aus der Verbannung in die Heimath geht, wenn aus dem Fernesein ein Nahesein wird, wenn der Glaube sich in das Schauen vollendet! Nur wer die Seligkeit des Glaubens auf Erden schon geschmeckt hat, kann eine schwache Ahnung der Wonnen des Schauens haben. Aber eben dadurch ist der Geist ein Unterpfand, weil Er uns im Glauben die Seligkeit kosten läßt; denn wer diese Himmelsspeise gekostet, wird nicht satt davon, hungert und dürstet nach der Vollendung, aus dem Vorschmack nach dem Vollschmack. Das ist der unwiderstehliche Trieb des Geistes nach oben, daß wer durch Ihn des Glaubens Süßigkeit geschmeckt, keine Lust mehr hat zu den Träbern dieser Erde, und nur in der Seligkeit des Schauens Genüge und Stillung seines Hungers und Durstes nach der Herrlichkeit findet. Wer die Herrlichkeit gekostet, der hat nicht eher Ruhe, als bis er sie ganz genießt; er kann sich mit einem Anfang und Stück derselben nicht begnügen. Wir glauben hier und schauen dort uns nicht satt.

Eph. 5, 13.

Das alles wird offenbar, wenn es vom Licht gestraft wird. Denn Alles, was offenbar wird, das ist Licht.

Ein Christ, der im Lichte wandelt, hat das Recht und die Pflicht, alles ans Licht zu ziehn; das ist die einzige Berührung, in welcher er mit der Finsterniß treten darf, daß er sie strafend ans Licht zieht. Darin hat er ein Mittel, selbst die Finsterniß zu Licht zu machen. Denn was ans Licht gezogen wird, das wird selbst Licht, weil es Eigenthümlichkeit der Finsterniß ist, daß sie dem Lichte nicht widerstehen kann. Sie kann sich nur halten, wenn sie das Licht flieht und von sich abwehrt; so bald sie von ihm getroffen wird, muß sie ihm weichen. Ans Licht gezogene Finsterniß ist überwundene Finsterniß, d. h. Licht. Man kann den Fürsten der Finsterniß nicht sicherer vernichten, als wenn man ihn und seine Werke ans Licht zieht. Das Licht aber scheinet im Worte Gottes. Dahin ziehe alle Werke der Finsterniß, die um dich her geschehen, so wirst du sie strafend vernichten, und wirst an dem Wuthgeschrei der Kinder der Finsterniß merken, wie du sie ins Herz und Leben getroffen, indem du sie ans Licht gezogen. Dahin ziehe aber ganz besonders Alles, was in dir selbst noch finster ist, und um sich zu erhalten, sich vor dem Lichte scheut und wider das Licht sträubt, deine Lieblingssünden. Je mehr es sich sträubt, um so schärfer ziehe es hervor, daß es im Lichte gestraft und vernichtet, und selbst Licht, und du so nach und nach ganz und vollkommen Licht werdest.

(Schluß folgt.)

Ein sterbender Oberhofprediger und ein sächsischer Kurprinz.

(Fortsetzung.)

Nachdem Jacob Weller Magister geworden war, betrat er die academische Laufbahn, d. h. er fing an Vorlesungen an der Universität zu halten und zwar mit überraschendem Erfolg. Dritthalbhundert Studenten besuchten seine Vorträge und weil schließlich in keinem Hörsaal Raum genug war für die vielen Zuhörer, räumte ihm der Rath zu Wittenberg die Klosterkirche für seine Vorlesungen ein. Anfangs beschäftigten sich dieselben mehr mit philosophischen und sprachlichen Gegenständen; nachdem er aber noch eine Weile zu den Füßen der theologischen Professoren Wittenbergs gesessen, begann er auch theologische Vorlesungen mit großem Erfolg zu halten, so daß man ihm bald eine außerordentliche theologische Professur an der Universität Wittenberg antrug. Im Jahre 1635 ward er Doctor der Theologie und im selben Jahre noch ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen. Nach reichgesegneter Wirksamkeit in Wittenberg ward er 1640 Superintendent in Braunschweig. Von den zahlreichen Berufungen anderswohin, die er sämmtlich abgelehnt, will ich der Kürze wegen schweigen, so sehr man auch daraus erkennen mag, was für eine tüchtige Kraft Jacob Weller war. Als aber der kurfürstlich-sächsische Hofprediger Dr. Mathias Hoe von Hoenegg im März 1645 gestorben war, ward Weller an dessen Stelle

nach Sachsen zurückverlangt. Und weil er zu seinem Studium viel sächsische Wohlthaten genossen, glaubte er diesen Ruf nicht ablehnen zu dürfen. Gegen Anfang des Jahres 1646 hielt er seinen Umzug nach Dresden, geleitet von überaus herzlicher Liebe der Braunschweiger. Nach seiner Abreise ward in Braunschweig verordnet, ein Gebet für ihn um eine glückliche Reise auf allen Kanzeln abzulesen und damit fortzufahren, bis die Fuhrleute von Sachsen wieder zurück wären. Und als sie zurück waren ward für seine glückliche Ankunft in Sachsen gleichfalls öffentlich in der Kirche dem Herrn gedankt. Nicht wahr, liebe Leser, das ist doch ein schöneres Liebeszeichen als die in unsern Tagen Sitte gewordenen Nachrufe in öffentlichen Blättern?

Der Kurfürst, der Wellern nach Dresden berief, war Johann Georg I., derselbe, dessen Standbild jetzt in der nach ihm benannten Stadt Johann-Georgenstadt steht. Mit ihm und seinem Hohen Hause trat Weller von nun an in die innigste Beziehung. Auf allen Wegen, die Gott der Herr mit der Hohen Familie ging, begleitete der Oberhofprediger und Beichtvater sie mit dem Worte Gottes. Es gab allezeit ein liebliches mündliches Verkehren zwischen dem fürstlichen Seelsorger und der Regentenfamilie, wie es bereits früher bestand und auch noch eine Weile fortbestanden hat, bis später der zum mündlichen Verkehr weniger begabte Spener zum ersten Male den Weg der viel mißlicheren schriftlichen Seelsorge einschlug.

Eines der ersten freudigen Ereignisse, das Weller mit der kurfürstlichen Familie und dem ganzen Lande feiern durfte, war die Geburt des Prinzen, von dem wir später hören werden. Am 22. Juli 1647 ward dem Kurprinzen Johann Georg (II.), dem Sohne des regierenden Kurfürsten Johann Georg I., ein Prinz geboren, der in der Taufe gleichfalls Johann Georg (III.) genannt ward. Da hielt Weller den „Taufsermon" über Gal. 3, 26. 27: Ihr seid alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu, denn wie Viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen. Der vielen andern Fälle, in denen er dem kurfürstlichen Hause aus mitleidendem oder mit fröhlichem Herzen mit Gottes Wort zur Seite gestanden, will ich jetzt geschweigen. Eins aber will ich nicht unerwähnt lassen, weil das unsern Prinzen Johann Georg (III.) betrifft. Derselbe war 7 Jahre alt geworden, da hatte Weller eines Tages den Generalsuperintendenten Abraham Calovius in sein Amt einzuführen. Er hatte das in einer Rede über Hesek. 3, 17—19 gethan, in der er des heiligen Predigtamtes hohe Ehre, schwere Last und heilsamen Nutzen vorstellte. Nach der kirchlichen Feier speisten die geistlichen Herren mit an der fürstlichen Tafel. Da wandte sich über der Tafel vor den Ohren aller Anwesenden der Vater unseres Prinzen (Johann Georg II., der damals noch Kurprinz war) an den Oberhofprediger mit den Worten: Herr Doctor Weller, Ihr habt heute auf des Herrn Superintendenten Seele die Seelen der Zuhörer gebunden. Höret nun: Ich binde Euch die Seele meines jungen Prinzen (Joh. Georg des III.) auf Eure Seele, daß, weil der Herr Vater (Joh. Georg I.) nunmehro ein hohes Alter durch göttliche Gnade erlebet, und ich auch nicht wissen kann, wenn mich Gott abfordern wird, daß Ihr nach meinem Tode den jungen Herrn in keiner andern Lehre wollt erziehen lassen, als darinnen ich bin geboren, jetzto lebe, und durch göttlichen Beistand und Hülfe bis an mein seliges Ende beständig verharren und darauf leben und sterben will, nämlich in der wahren lutherischen Religion der ungeänderten Augsburgischen Confession.

Am 8. October 1656 starb der alte Kurfürst Joh. Georg I. Es folgte ihm sein Sohn Joh. Georg II. Den letzteren begleitete Weller unter Anderem im Jahre 1658 zur Wahl und Krönung Kaiser Leopolds nach Frankfurt am Main. Wichtiger jedoch war die gemeinsame Arbeit Beider an einer großen Bibelausgabe, die der Kurfürst nicht nur auf seine Kosten zu Lüneburg drucken und mit Kupfern zieren ließ, sondern auch eigenhändig corrigirte und zu der Weller, nachdem er die leitende Aufsicht über das ganze Werk gehabt, eine schöne Vorrede „von der Herrlichkeit und Lobe göttlichen Wortes" schrieb. Die Mühe, die Weller damit gehabt, belohnte der Kurfürst mit einem sehr ansehnlichen Geschenk, das er seinem eigenhändigen Neujahrsglückwunsch (1662) beifügte. Der kurze Brief, den er dabei geschrieben, mag hier stehen. „Hochwürdigster Herr! Mit Wünschung von dem allerhöchsten Gott ein glückseliges fried- und freudenreiches neues Jahr und alles Dasjenige, was Ew. Hochwürden an Seel und Leib nützlich ist, nebst langem Leben und beständiger Gesundheit! Gott wolle Ihn nicht allein dieses, sondern noch viel viel und lange Jahre Seiner christlichen Kirche zum Besten erhalten und Ihm geben, was sein Herz wünschen thut, so ich Ihm von Grund des Herzens und Seelen wünschen thue zum lieben neuen Jahre. Hiernebst will ich auch Euer Hochwürden als meinen lieben Beichtvater mit einem kleinen neuen Jahr verehret haben, von eintausend Thalern meines Schlages, welches er wolle zu diesem Male vorlieb nehmen, und verbleibe bis in den Tod Sein und der Seinigen allezeit treuer und wohlaffectionirter Herr Johann George, Kurfürst."

Im Jahre darauf mußte Weller mit der Durchlauchtigsten Kurfürstin und dem jungen Kurprinzen, der damals eben erst 16 Jahre alt geworden war, nach Kopenhagen in Dänemark reisen. Auf dieser Reise durfte er nicht fehlen. Denn es galt — freilich etwas zeitig nach unseren Begriffen — der feierlichen Verlobung des Kurprinzen mit der dänischen Prinzessin Anna beizuwohnen. (Die Hochzeit ward drei Jahre später, nach Wellers Tode gehalten.)

Endlich begleitete er noch um die Fastenzeit des Jahres 1664 seinen kurfürstlichen Herrn nach Regensburg auf den Reichstag; denn die Regenten jener Tage waren gewöhnt, auf all dergleichen Reisen nicht nur die Leibärzte, sondern auch die Seelenärzte mitzunehmen und sich von ihnen unterwegs predigen zu lassen. (Hatte doch Johann Georg I. Wellern mitgenommen, wenn er einmal auf eine große Hirschjagd ging, und Weller hatte dann wacker von Seelenjagd u. dergl. gepredigt.) Die Reise nach Regensburg aber bekam unserm Oberhofprediger gar übel. Er war schon beim Einzug in Regensburg von Fieberschauern überfallen worden. Der Kurfürst hatte ihm seinen Leibarzt geschickt und es war auch einigermaßen besser mit ihm worden. Als er aber nach zwei Monaten nach Dresden heimgekehrt war, brach eine heftige Krankheit aus, die nicht mehr weichen wollte, bis er ihr endlich am 6. Juli im Alter von 61 Jahren 7 Monaten erlag.

Bei allen schweren Leiden, die die Krankheit mit sich brachte, stärkte Gott ihn reichlich durch die Kraft Seines Heiligen Geistes, daß er in gläubiger Geduld Alles willig und gern aus der Hand Gottes annahm und sich Seinem Willen freudig übergab.

Zu ganz besonderem Troste gereichte es ihm, daß ihn sein lieber durchlauchtigster Herr, der Kurfürst selbst, auf seinem Krankenlager zweimal besuchte. Besonders lieblich war es auch, daß am 27. Mai, dem heiligen Abend vor Pfingsten der Kurfürst mit seiner Gemahlin, dem Kurprinzen und einer damals gerade bei Hofe anwesenden Lauenburgischen Prinzessin sich in's Haus zu ihrem dem Tode entgegengehenden Seelsorger begaben, um sich von ihm vor dem Abendmahlsgenusse, den sie des andern Tages beabsichtigten, zu guter Letzt noch einmal absolviren und einsegnen zu lassen. Danach haben auch alle vier fürstliche Personen am Pfingstsonntage in der Schloßkirche öffentlich communicirt.

Als man aber bald nachher dem Kurfürsten meldete, daß es mit dem Dr. Weller immer mehr zum Ende gehe, ist er nicht nur noch einmal zu ihm gegangen, um seinen priesterlichen Segen zu empfangen, sondern er sandte auch seinen einzigen Sohn den Kurprinzen Johann Georg zu ihm, daß sie von einander Abschied nehmen möchten. Bei dieser Gelegenheit hat der fromme Weller dem Kurprinzen außer seinem Segen auch noch viel herzliche beichtväterliche Vermahnungen mitgegeben. Die Worte aber, die er ihm damals gesagt, und überhaupt wie Alles dabei zugegangen, wissen wir noch heute; denn der damalige Informator des Prinzen, Lic. theol. Hofmann, der später Superintendent in Torgau ward und als Senior zu Thorn in Preußen starb, hat ohne daß es Weller merkte, hinter einem Schirm, der im Zimmer stand, die nur mit Mühe und langsam gesprochenen Worte des treuen Beichtvaters nothdürftig aufgezeichnet und dann aus treuem Gedächtniß vollständiger aufgeschrieben.

Sie sind's vornehmlich, die ich den lieben Lesern mittheilen wollte. Nur bitte ich, daß man sich nicht an dem schwerfälligen und förmlichen Styl der alten Zeit stoße, sondern ihren köstlichen Inhalt im Auge behalte. Ich will das ganze Schriftstück in nächster Nummer so mittheilen, wie ich's in einem alten Buche vorgefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Bayern. Auf die schweren Gewitter, die am letzten Epiphanientage durch verschiedene Theile Deutschlands und auch durch Sachsen zogen, besinnen sich die Leser wohl noch. Es haben diese Wetter vielfältigen Schaden angerichtet, einen der beklagenswerthesten aber in Nürnberg. Dort steht die schöne, vielbesuchte Kirche zu Sanct Lorenzen Sie birgt im Innern einen reichen Schatz alter kirchlicher Kunstwerke, wie sie denn selbst ein rechtes Kunstwerk ist, und ist auswendig geziert durch zwei neben dem Hauptportal an der Westseite sich erhebende Thürme. Erbaut ward sie wohl schon im 13. Jahrhundert, aber erweitert und vervollständigt bis in's 15. Jahrhundert hinein. Ein besonderes Meisterwerk war der nördlich gelegene Thurm, den ein Graf Adolf von Nassau im Jahre 1283 oder gar schon 1140 hatte erbauen lassen. Er war später, nicht lange vor der Reformation, mit vergoldeten Kupferblechen belegt worden. Der andere ist später erbaut und nur mit Zinn gedeckt. Mehr als manche andere scheinen diese beiden Thürme von Wetterschlägen heimgesucht worden zu sein, besonders der schönere nördliche. Wohl sechs oder acht, nach Andern vierzehn Mal hat im Laufe der Jahrhunderte der Blitz in sie eingeschlagen, doch immer sind sie in der Hauptsache unversehrt geblieben. Da zog das Wetter des 6. Januars am Mittag auch über Nürnberg. Es war kein anhaltendes Blitzen und Donnern. Nur ein einziger Strahl fuhr hernieder, gefolgt von einem gewaltigen Donnerschlag. Und dieser eine Blitz hatte in die Spitze des nördlichen Thurmes eingeschlagen und einen Balken unter dem Kupferdach gezündet. Anfangs bemerkte man den Brand nicht; aber nach einer halben Stunde brach die helle Flamme aus der Thurmspitze hervor. Vom Winde genährt, verbreitete sich das Feuer rasch über das uralte Balkenwerk von Eichenholz. Die Höhe des Thurms (264 Fuß) spottete aller Thätigkeit der Löschmannschaften, man mußte dem grausigen Schauspiel fast unthätig zuschauen. Selbst von der halben Höhe des Thurms, wohin man sich wagte, war der Brand für den Wasserstrahl unerreichbar und vom andern Thurme aus machte der heftige Wind das Löschen unmöglich. Mit furchtbarem Krachen stürzte der 80 Pfund schwere und 4 Fuß dicke Thurmknopf auf das Kirchdach nieder, durchschlug dieses, that aber dem Kirchengewölbe keinen Schaden. Die Kupferplatten des Daches fielen oder schmolzen, der Flamme eine eigenthümliche Färbung gebend, gleichfalls hernieder. Nachdem das obere Balkenwerk verzehrt war, fraß der Brand weiter nach unten, der oberste Glockenstuhl brannte an und die glühende Glocke stürzte auf den Dielenboden des Thurmes herab. Da hielt der Brand inne. Man meinte, er sei zu

Die Marienkirche in Lübeck (Nach einer Photographie von Hermann Wagner in Lübeck)

Mit dem Jahre 1170 beginnt die Geschichte der Stadt Lübeck. Graf Adolf II. von Holstein hatte sie gegründet, um den Handel, der sich bisher in dem nahen Alt-Lübeck abgespielt hatte, an einen günstigeren Ort zu verlegen. Er wählte dazu eine Halbinsel, die von der Trave und der Wakenitz gebildet wird. Hier ließ er eine Burg errichten und siedelte Kaufleute aus Westfalen und Friesland an. Diese bauten sich Häuser und Kirchen und trieben Handel. Bald wurde Lübeck eine reiche Stadt. Sie hatte ihre eigene Verfassung und ihre eigene Gerichtsbarkeit. Ihre Bürger waren stolz auf ihre Freiheit und ihren Reichtum. Sie bauten große Kirchen und Rathäuser und schmückten sie mit Kunstwerken. Die Marienkirche ist eine der schönsten Kirchen Deutschlands. Sie wurde in den Jahren 1277 bis 1351 erbaut. Ihre Türme sind 125 Meter hoch. Sie sind weithin sichtbar und dienen den Seefahrern als Wahrzeichen. Im Innern der Kirche befinden sich viele Kunstwerke. Besonders berühmt ist der Astronomische Kalender, der im Jahre 1405 angefertigt wurde. Er zeigt die Bewegungen der Sonne, des Mondes und der Planeten. Auch die Orgel ist berühmt. Sie hat 4000 Pfeifen und 60 Register. Viele Musiker kommen nach Lübeck, um sie zu hören. Lübeck ist heute eine Hafenstadt und Industriestadt. Es hat etwa 230 000 Einwohner. Es ist die Heimat vieler Schriftsteller und Künstler. Thomas Mann, der berühmte Dichter, ist in Lübeck geboren. Er hat in seinen Romanen oft von seiner Vaterstadt erzählt. Auch andere Dichter haben Lübeck besungen. Es ist eine Stadt mit einer großen Vergangenheit und einer lebendigen Gegenwart.

hafter Vertheidigung des kirchlichen Rechtes und machte auch seinerseits Vorstellungen. Kurz, Häkeleien hin und her — und zwar im eigenen katholischen Lager. Die Sache wird wohl damit enden, daß beide Theile von ihren Forderungen etwas nachlassen und die Regierung sich an der bischöflichen Anstalt die Beaufsichtigung und die Genehmigung bei Ernennung der Lehrer vorbehält. —

In Landshut ist ein Literat, der bei einer Schwurgerichtsverhandlung öffentlich erklärte, er sei weder Katholik noch Protestant, sondern geradeweg Christ, vom Bischof zu München-Freising excommunicirt (aus der kathol. Kirche ausgeschlossen) worden. —

Hannover. Am 9. Oct. vor. J. hat der König die neue Kirchenvorstands- und Synodalordnung sanctionirt. Da nun zunächst zur Wahl der Kirchenvorstände und dadurch zur Herstellung von Bezirkssynoden zu schreiten war, suchte alsbald die kirchendemokratische Partei, die man nach ihrem Versammlungsorte Celle „die Celler Partei" nennt, sich der Wahlen zu bemächtigen. Sie berief eine Versammlung nach Hannover, verwandelte aber dieselbe, da ihr die Anwesenheit eines Polizeicommissars unbequem war, in eine vertrauliche Besprechung. Das Ergebniß dieser Besprechung war, trotzdem daß die Regierung vor Fortsetzung der Umtriebe gewarnt und mit Aufschub der Bezirkssynoden gedroht hatte, eine in der Weihnachtszeit den Gemeinden zugefertigte Ansprache, in welcher diese ermahnt wurden, die neue Ordnung recht zu benutzen, im Sinne der Celler Partei „wahrhaft religiöse Männer" zu wählen u. s. w. Die Betheiligung der Gemeinden an den Wahlen war im Allgemeinen eine äußerst schwache, ein deutliches Zeichen für ihre mangelnde Reife. Das Wahlergebniß fiel im Ganzen zu Gunsten der kirchlich Freisinnigen aus, wenigstens da, wo die Landgemeinden nicht betheiligt waren. Auch Weigerungen der Gewählten gegen die Uebernahme des Kirchenvorsteheramtes sind vorgekommen. An einem Orte sollen so ziemlich Alle entschlossen gewesen sein, die Wahl abzulehnen, so daß also gar kein Kirchenvorstand bestellt werden konnte. —

Das neue Taufformular ohne die Entsagungsfrage hat bei einzelnen Geistlichen Widerspruch gefunden. Das Cultusministerium schont aber in solchen Fällen die Gewissensbedenken der Geistlichen, die beim alten Formular bleiben zu müssen meinen, und weist, wenn die Taufe nach dem alten Formular von Eltern oder Taufpathen abgelehnt wird, einen benachbarten Geistlichen zur Taufe an. —

Am 21. Dec. vor. J. starb der durch seine Thätigkeit im Hannoverschen Katechismusstreit bekannt gewordene Archidiaconus Baurschmidt in Lüchow. Nicht lange vor seinem Tode war er noch damit beschäftigt die Gemeinden für Synodalwahlen im Sinne der Celler Partei zu gewinnen.

In der Stadt Hannover ist am 21. Sept. vor. J., als dem Geburtstage des Kronprinzen, die Christuskirche, ein Prachtwerk gothischer Baukunst, feierlich eingeweiht worden. Vor 5 Jahren an demselben Geburtstage hatte der König den Entschluß ausgesprochen, dem HErrn ein Haus zu bauen. „Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit," war der Text der Weiherede. Bei der ersten Taufe in dem neuen Gotteshause (das Kind des Bauaufsehers ward getauft) hob die Königin selbst das Kind aus der Taufe. —

Der Bau einer zweiten katholischen Kirche in Hannover ist im Werke. —

Im Jahre 1863 ist im Königreich Hannover ein Tractatverein gegründet worden, der über das Jahr 1864 seinen ersten, sehr erfreulichen Jahresbericht ausgegeben hat. Es hat der Verein nicht nur Unterstützung von Seiten der Londoner Tractatgesellschaft und der niedersächsischen Gesellschaft in Hamburg, sondern auch im Volke viel Theilnahme gefunden, so daß mehrere der von ihm bisher herausgegebenen Schriften (bisjetzt sind 38 erschienen) schon die 2. Auflage erlebt haben oder fast vergriffen sind. Die Schriften sind fern von gefühliger Ueberschwänglichkeit und zeichnen sich aus durch Lauterkeit der Lehre, Einfalt der Sprache und Nüchternheit der Erzählung. Ein großer Theil ist auch biographischen Inhalts. Der Preis der Schriftchen ist je nach dem Umfang 1½ bis 12 Pf. Auch andere Schriften, z. B. Arnds wahres Christenthum, die trefflichen Katechismus- und andere Arbeiten von Bodemann*), Hofackers Predigten, Habermanns, Schmolcks, Starks, Tietzens Gebetbücher, Müllers Erquickstunden u. s. w. können billig durch den Verein bezogen werden. Sechs Haupt- und an 30 Zweig-Niederlagen vertreiben die Schriften. P. Bodemann, der zum Comité gehört, schreibt nun an den Pilger: Es würde uns zur besondern Freude gereichen, wenn es uns gelänge, im lieben Sachsen einen christlichen Bruder zu gewinnen, der unser Unternehmen dadurch förderte, daß er eine Niederlage unserer Schriften commissionsweise übernähme. Wer dazu bereit ist — es könnten auch Mehrere sein — wolle sich beim Pilgerschreiber melden.

Braunschweig. Die Abgeordnetenkammer hat voriges Jahr einen Antrag auf Herstellung einer Synodalverfassung gestellt. Die Hälfte der Geistlichen des Landes aber haben ein Gesuch an das Consistorium zu Wolfenbüttel gerichtet, daß man die Landeskirche mit den widerkirchlichen modernen synodalen Einrichtungen verschonen möchte. —

Württemberg. Die württembergische Justizgesetzgebungscommission hatte mit allen gegen eine Stimme bei der Ständekammer beantragt, daß die Abschaffung der Todesstrafe der königlichen Regierung vorgeschlagen werden solle. Infolge dessen hat die Abgeordnetenkammer in ihrer Sitzung vom 14. Febr. mit 56 gegen 27 Stimmen den Antrag angenommen, die Regierung um ein Gesetz zur Abschaffung der Todesstrafe zu bitten. Die binnen vierzehn Tagen aus mehr als 200 Ortschaften eingegangenen Petitionen um Beibehaltung der Todesstrafe wurden dabei fast mit Hohn behandelt. Die treffliche Rede des Abgeordneten Dr. Oskar Wächter blieb ohne Erfolg, obwohl derselbe nachwies, wie die Todesstrafe in den freisinnigsten Ländern, ja gerade in den Republiken nicht abgeschafft worden sei. —

*) Auserlesene biblische Geschichten (3 Gr.), Sammlung geistlicher Lieder (1 Gr.), Unterscheidungslehren (2½ Gr.), Kinderlehrbüchlein für den ersten Katechismusunterricht (3 Gr.), Hülfsbüchl. zu Luth. kl. Kat. (6 Pf.), Katechet. Denkmale der luth. Kirche (15 Gr.), 100 Gedenktafeln zur Schulentlassung und Confirmation (1 Thlr.) — sämmtlich sehr empfehlenswerth und fast alle im Pilger bereits empfohlen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 32. Dresden, den 6. August 1865.

Am achten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 7, 15—23.

Unser Text enthält die Warnung des HErrn vor den falschen Propheten. Kurz vorher hatte der HErr von der engen Pforte und dem schmalen Wege geredet und dabei gesagt, daß es Wenige seien, die ihn finden. Woran liegt es nun, daß derer, die den schmalen Weg finden, so wenige sind? Das kommt, zum mindesten an einem Theile, von den vielen falschen Propheten her, vor denen sich die Leute nicht genugsam hüten. Es ist daher nicht unwichtig, daß der HErr zunächst die falschen Propheten beschreibt. Denn, soll man sich vor ihnen vorsehen, so muß man doch zu allererst wissen, wer sie sind.

Ein Prophet ist nicht blos ein Vorhersager der Zukunft oder ein Wahrsager oder Weissager; sondern die heilige Schrift verstehet darunter Alle, welche die göttliche Wahrheit kundthun, oder doch vorgeben, daß sie solche Wahrheit kundthun. Das Wort „Prophet" heißt eigentlich nichts Anderes als ein „Aussager". Gleichwie nun der HErr Christus ein Prophet war, mächtig von Thaten und Worten, so kann auch von den menschlichen Propheten die göttliche Wahrheit kundgethan werden in Worten und Werken, durch Lehre und Leben. Mit Lehre und Leben sollen wir verkündigen die Tugenden deß, der uns berufen hat von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Lichte, sollen das kundthun, was uns der HErr selber geoffenbaret hat in Lehren, Leben, Leiden und Sterben. Und wer das nicht thut, entweder mit der Lehre nicht, oder mit dem Leben nicht, der ist kein rechter, sondern ein falscher Prophet, gleichwie der kein rechter, sondern ein falscher Bote ist, der das nicht ausrichtet, was ihm aufgetragen worden. Danach unterscheidet der HErr zweierlei falsche Propheten im Texte. Er redet zunächst von denen, die falsch predigen mit der Lehre. Das sind die, von denen Jeremias sagt: Sie predigen ihres Herzens Gesicht und nicht aus des HErrn Munde; die, welche Sct. Paulus dem Timotheus deutlicher abmalt mit den Worten: So Jemand anders lehret und bleibt nicht bei den heilsamen Worten unseres HErrn JEsu Christi und bei der Lehre von der Gottseligkeit, der ist verdüstert und weiß nichts, sondern ist seuchtig in Fragen und Wortkriegen, aus welchen entspringt Neid, Hader, Lästerung, böser Argwohn, Schulgezänke solcher Menschen, die zerrüttete Sinne haben und der Wahrheit beraubt sind, die da meinen, Gottseligkeit sei ein Gewerbe. Weil aber die Lehre des HErrn einen doppelten Gegenstand hat, weil sie eine Lehre von der Sünde und von der Gnade ist, so bestehet das falsche Lehren in einem falschen Reden von der Sünde, da man von der Sünde anders urtheilt, als der HErr geurtheilt hat, da man nicht Sünde heißt,

was Sünde ist, da man zärtliche Namen für grobe Laster erfindet, da man die Strafe der Sünde nicht in ihrer ganzen Furchtbarkeit zeigt, da man den Leuten die Hölle höchstens lau, aber nimmermehr heiß macht; oder aber darin, daß man falsch predigt von dem Wesen des Dreieinigen Gottes, Vater, Sohn und Heiliger Geist, und von dem, was Er gethan in Seinem dreieinigen Werke, und von dem, was Er giebt aus Seinem dreieinigen Herzen: Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. — Aber noch genauer beschreibt der HErr die falschen Propheten, wenn Er spricht: Die in Schafskleidern zu euch kommen. Sie kommen selber, sie werden nicht gesandt, sie kommen unberufen, sie suchen sich ihre Leute heraus und reden einem Jeden, nach dem ihm die Ohren jücken. Und dazu kommen sie in Schafskleidern. Sie sind nicht wirkliche Schafe des HErrn Christus, sondern haben sich nur so angethan. Wer aber die Augen nicht ordentlich aufthut, der hält sie wirklich für Schafe Seiner Weide. Und in Schafskleidern kommen sie, d. h. gar sänftiglich, geben vor, daß sie's mit den Leuten so gut meinen wie kein Anderer, sie thun Niemand wehe, brüderliches Strafen gilt ihnen für Hartherzigkeit und wenn sie ja strafen, so geht's über die Köpfe hinweg, aber nicht an die Herzen der Einzelnen, damit nur ja keine Seele im Schlafe gestört werde. Aber bei alledem sind sie reißende Wölfe, die der Heerde nicht verschonen, ebenso heißhungrig und grimmig und zahlreich. Nicht um die ewige Rettung, sondern um das gute Fleisch ihrer Heerde ist's ihnen zu thun; nicht ihre verirrten Schafe, sondern „ihr Schäfchen" wollen sie in's Trockene bringen; nicht den verlorenen Groschen suchen sie, sondern die Groschen für ihre Beutel und Kasten, und darüber gehn die ihnen zugewiesenen Seelen verloren, ja, durch die falsche Lehre, nach welcher die Sünde Schwachheit, Mangel 2c. ist und die Gnade zu verdienen ist, würgen sie die Seelen ab, daß ihrer keine selig werden kann! — Das ist die eine Art von falschen Propheten, welche die Wahrheit Gottes falsch verkündigen durch falsche Lehre.

Die andere zeichnet der HErr gegen den Schluß unseres Textes mit den Worten: Es werden nicht Alle, die zu Mir sagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen. Bei ihnen ist ein offenes Bekenntniß zum HErrn Jesu da; sie nennen Jesum Christum einen HErrn, vielleicht gar ihren HErrn; aber sie sagen nur: HErr, HErr! und behandeln den HErrn nicht zugleich als ihren HErrn, der ihnen etwas zu sagen habe. Sie thun nicht den Willen Seines Vaters im Himmel; sie thun den Willen nicht, nach welchem Gott will, daß allen Menschen geholfen werde Sie wollen sich selber nicht helfen lassen von ihren Sünden. Sie thun auch den Willen nicht, der ausgesprochen ist in Gottes heiligen zehn Geboten und von dem es heißt: Das ist der Wille Gottes: eure Heiligung; sondern bei allem Reden vom HErrn buhlen sie mit der Welt, hätscheln das eigene Fleisch und werfen sich Tag für Tag dem Satan in die Arme. Das sind die andern falschen Propheten, und derer sind viele; denn der HErr spricht nicht blos das eine Mal: Es werden nicht Alle, sondern Er sagt zum andern Male: Es werden Viele 2c. — Darüber nun, welche falsche Propheten die verwerflicheren oder gefährlicheren seien, steht uns das Urtheil nicht zu. Genug, der HErr will keine falschen Propheten, sie mögen nun falsch sein in der Lehre oder im Leben, und sagt uns dabei, daß wir uns überhaupt vor falschen Propheten vorsehen sollen, und wie nöthig das ist, werden wir begreifen, wenn wir an das Wort von den reißenden Wölfen denken.

Sollen wir uns aber vorsehen — in einem Stücke, wo doch eine Täuschung so leicht möglich ist — so fragt sich's weiter, woran man doch die falschen Propheten erkenne. Darauf giebt der HErr eine runde, einfache Antwort: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Also nicht an ihrer Gelehrsamkeit, nicht an ihrer Beredtsamkeit, nicht an ihrem anständigen Leben; das sind keine Früchte, sondern nur Blätter, die auswendig an ihnen hängen, die gar schön und lieblich sind, aber doch nicht inwendig zum rechten Propheten gehören. Die Früchte, die der HErr meint, sind auch nicht allerhand einzelne löbliche Werke. Dergleichen Einzelnes, was vor Menschen löblich ist, findet sich auch an den greulichsten Irrlehrern. Er meint auch nicht, daß wir die rechten Propheten an einem vollkommen sündlosen Leben erkennen sollen. Denn da gäb's in aller Welt keinen rechten Propheten. Es ist ein gar großer Irrthum, wenn man meint, wer Gottes Wahrheit verkündigen wolle, müsse ein sündloser Mensch sein. Es ist wahr: Auf dem gereinigten Christenkleide sieht man jeden Flecken, und kein Mensch darf sagen, daß der geringste Flecken auf solchem Christenkleide schön aussehe oder auch nur zu rechtfertigen sei; aber dieweil der Christenmensch bis an's Ende Adams Fleisch und Blut trägt, wird es zu dieser Vollkommenheit hienieden auf Erden nimmermehr kommen. Die Früchte, von denen der HErr redet, sind vielmehr das, was durch die göttliche Wahrheit an den Seelen gewirkt wird, und zwar zuerst an der eignen, dann auch an der fremden Seele. Die eigne Seele dessen, der die Wahrheit verkündigt, muß zu allererst die Wirkung der göttlichen Wahrheit offenbaren; denn der Balken kommt vor dem Splitter. Die Liebe Gottes in Christo muß erst am eignen Herzen dessen gewirkt haben, der von ihr redet; sie muß es sein, die ihn zum Reden dringet. Die Doppelwahrheit von der verdammenden Sünde und der rechtfertigenden Gnade muß ihm selbst erst das Herz umgestaltet und für den HErrn gewonnen haben. Er muß selber erst ein Mensch Gottes geworden sein, dem man's allenthalben anspürt, wem er lebt. Das ist die erste Frucht, daran man den rechten Propheten erkennt. Wo sie fehlt, schaue man nur genau

nach, ob nicht unter dem Schafskleide die Wolfszähne lauern. Daneben aber wird man den rechten Propheten auch an den Früchten erkennen, die er an fremden Seelen gewirkt hat. Da gilt's zu fragen: Kommen denn die Leute aus ihrem Sündenschlafe heraus durch seinen Dienst? werden sie getröstet in ihrer Sündenangst? kommen sie zum Frieden und kann man von ihnen sagen, daß sie jetzt fröhlicher seien denn zuvor? sagen sie der Welt je mehr und mehr ab? halten sie sich immer treuer zu Gottes Wort und Sacrament? wird es mit der Kinderzucht, mit dem häuslichen Frieden besser? spürt man's an ihnen, daß sie etwas von der Kraft empfangen haben, die da selig macht Alle, die daran glauben? und wenn das Alles noch nicht gewirkt wäre, macht denn wenigstens die verkündete Wahrheit Rumor in den Herzen, also daß man anfängt von Gott und göttlichen Dingen zu reden, oder schlafen die Leute fort, wie sie zuvor geschlafen haben? — Auf all solch Fragen nach den Früchten giebt's zweierlei Antwort; entweder, wie der Prophet sagt: Ihre Trauben sind Galle, sie haben bittere Beeren — dann kann man getrost auf einen faulen Baum, auf einen falschen Propheten schließen; denn ein fauler Baum bringt arge Früchte und ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen. Oder: es sind gute Trauben und Feigen; dann ist der Verkündiger der göttlichen Wahrheit keine Distel oder Dornstrauch, denn: kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln? Dann ist er ein guter Baum; denn: ein guter Baum bringt gute Früchte und ein fauler Baum kann gar nicht gute Früchte bringen.

Das scheint nun freilich ganz einfach; aber doch gehören zum Unterscheiden dieser Früchte bekehrte Augen. Unbekehrte Leute haben kein Urtheil darüber, was gute und was arge Früchte seien. Sie halten darum auch gemeiniglich die treuesten Verkündiger der Wahrheit für die ärgsten Verführer. Das wollen wir ja recht betonen. Denn es liegt gerade darin eine unerhörte Frechheit der heutigen Welt, daß sich oft Leute über die Diener Gottes zu Gericht setzen, die völlig unbekehrte Christen sind, die von Gottes Wort nichts wissen und die kläglich verstummen würden, wenn man ihnen nur den einfachen Kinderkatechismus abfragen wollte. Ist dagegen Einer ein bekehrter Christ, dann ist ihm nicht nur gesagt: An ihren Früchten könnt, sondern: sollt ihr sie erkennen, wie auch St. Johannes schreibt: Prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viel falsche Propheten ausgegangen in die Welt. Es darf nun und nimmermehr einem rechten Christen gleichgiltig sein, von wem die Seelen geweidet und gespeist werden; aber wer das ABC des Christenthums noch nicht einmal kann, der lasse doch das Urtheilen hierüber bleiben.

Bei alledem jedoch wird selbst der beste Christ nicht Alles erkennen und darum auch nicht entscheidend urtheilen können. Man merke daher mit rechtem Fleiß auf die letzte Frucht, die man an den Propheten wahrnehmen kann: auf ihr Ende. Was wird das Ende der falschen Propheten sein? Im 73. Psalm heißt es: Es war mir zu schwer, bis daß ich ging in das Heiligthum und merkte auf ihr Ende, und wiederum heißt es im Briefe an die Ebräer: Welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Dies Anschaun macht uns der HErr leicht; denn Er beschreibt uns das Ende der falschen Propheten mit den Worten: Welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in's Feuer geworfen. Beides, das Abhauen und das Werfen in's Feuer, stehet nur Gott zu. Aber ein Vorspiel des Abhauens ist's hienieden auf Erden schon, wenn die kirchliche Obrigkeit, als Gottes Stellvertreterin, den falschen Propheten seines Amtes entsetzt, damit er die Seelen nicht fürder dem Teufel in's Garn führe. Der HErr wolle alle Kirchenregimente zu ungescheutem Abthun aller falschen Propheten mächtig stärken. Dieweil aber manch falscher Prophet dem irdischen Regimente entgeht — die Schafshaut wird oft gar zu trefflich übergezogen — so ist vom HErrn geweissagt, daß am letzten Ende das himmlische Kirchenregiment Sein Amt üben und nicht bloß abhauen, sondern auch alles Abgehauene in's Feuer werfen werde. Da wird der HErr zu den falschen Propheten sprechen: Ich habe euch noch nie erkannt; weichet alle von Mir, ihr Uebelthäter. Und ob sie sich brüsten werden mit den Werken, die sie in Seinem Namen gethan zu haben vorgeben, Er wird sie doch „Uebelthäter" nennen und sie von sich weichen lassen auf ewig.

Wo nun ein Baum gefällt wird, da zieht er mit seiner Wucht oft die andern darnieder, die sich in ihn verzweigt haben. Gleicherweise sind durch das Gericht über den falschen Propheten Alle mit gefährdet, die sich an ihn gehalten haben. Darum gilt es, sich vorzusehen. Auch heute noch; denn der HErr spricht gewiß nicht ohne Absicht: Sie kommen in Schafskleidern zu euch, dieweil ihr Kommen nicht nur an jene Zeiten gebunden war. Sie kommen in der That noch heute, auf Kanzeln und Schulkathedern, auf der Post in den Zeitungen, auf dem Wege des Buchhandels, im Gewand oft unserer liebsten Freunde und Freundinnen. Weil sie aber heute noch kommen, darum hilf uns, HErr, daß wir uns beständig vor ihnen vorsehen, und mache Du selber allezeit unsere Augen wacker! Amen.

Ein sterbender Oberhofprediger und ein sächsischer Kurprinz.

(Fortsetzung.)

Des kurfürstl. sächs. hochbestallt gewesenen Oberhofpredigers und Beichtvaters Herrn D. Jacob Wellers sel., von Sr. kurprinzlichen Durchl. Herrn Johann George dem Dritten, Herzogen zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, genommener letzter Abschied und ertheilter Segen.

Auf- und angemerket und aus dem Munde des theuern Mannes alsobald in die Feder gebracht und aufgezeichnet von Hochgedachter Sr. kurprinzlichen Durchl. Informator, Paul Hoffmann, Theol. Licent.

Durchl. Kurprinz,
Gnädiger Herr!

Weil der fromme Gott nach Seinem väterlichen Willen mit so großer und langwieriger Schwachheit bishero mich angegriffen, daß ich nun verspüre, daß Gott einen Wechsel mit mir treffen und mich durch einen seligen Tod aus dieser Welt in das ewige Leben versetzen wolle, auch gestern und heute zur Nacht die Krankheit mir so harte zugesetzet, daß die Herrn Medici (Aerzte) nicht vermeinet, daß ich selbe überleben würde, und ich dahero wohl sehe, mein barmherziger Gott eile mit mir von dannen, so habe ich nicht allein heute, von Ihrer beiderseits kurfürstl. Durchl. als Herrn Vater und Frau Mutter Abschied genommen und Sie in die Hände meines frommen Gottes treulich befohlen, sondern habe mich auch insonderheit nach Ew. kurprinzl. Durchl. herzlich gesehnet, und Dieselbe jetzo zu mir kommen lassen, mich ebenmäßig mit ihr zu letzen und Abschied zu nehmen. Und muß ich erstlich Ew. Durchl. erinnern, daß, wie Sie allhier auf dem kurfürstlichen Schlosse fröhlich und gesund an diese Welt geboren worden, ich mit dem ganzen kurfürstlichen Hofe mich von Herzen darüber erfreuet und meinem Gott mit Thränen gedanket, auch von Stunde an durch herzlich Gebet und andächtigen Wunsch Ihren theuren fürstlichen Leib und Seele eingehüllet in die bluttriefenden Wunden meines Erlösers Jesu Christi. Eurer kurprinzl. Durchl. Seele habe ich mich hernach von Ihrer Kindheit an jederzeit treulich angenommen. Ich habe Sie getauft, ich habe Sie das erste Vaterunser gelehret ꝛc., Sie mit Gottes reinem und unverfälschtem Worte geweidet, und für Ihre fürstliche Seele, die mir so theuer anbefohlen, allezeit bis hieher treulich gesorget. Nun denn mein Ende vor der Thüre ist, und allem Ansehen nach ich bald diese Welt gesegnen werde, so ermahne ich Ew. Durchl. allhier vor Gottes Angesicht noch zu guter Letzt, als Ihr erster Seelsorger und Beichtvater, Sie wollen vor allen Dingen bei der einigen himmlischen Wahrheit des Wortes Gottes, die ich Sie gelehret, und bei der einmal erkannten seligmachenden Lehre des heiligen Evangelii beständig verharren, wozu Dero Herrn Vaters und Frau Mutter Gnaden ich auch unterthänigst ermahnet, und davon nimmermehr absetzen, allen Ketzereien und Neuerungen in der Religion, und was sonsten Gottes Worte zuwiderläuft, von Herzen feind sein, und bei dieser Lehre, die ich bishero öffentlich geprediget und in Schriften getrieben, nicht allein für Sich bis an Ihr, Gott gebe es! seliges Ende unausgesetzlich verbleiben, auch allen Fleiß ankehren, daß dieselbe, gleichwie bei der Regierung Ihres höchstseligen Herrn Großvaters Gnaden, also auch dermaleins unter Ihrem Regimente, Schutz und Schirm in allen Kirchen, Universitäten und in Schulen dieser Lande ungehindert möge getrieben, fortgepflanzt und ausgebreitet werden. Gleichwie nun Ew. Durchl. mit dieser himmlischen Lehre, damit Ihre Seele geweidet ist, dermaleins an jenem großen Tage vor Gottes Richterstuhle wohl bestehen werden, also will ich mit Freuden deswegen vor Gottes Angesichte erscheinen, und dermaleins unerschrocken Rede und Antwort davon geben. Nächst diesem ermahne ich Ew. Durchl. freundlich, einen christlichen und löblichen Wandel zu führen. Sie wollen ja Gottes Wort und dessen Diener vor allen Dingen lieb und werth halten, der Kirchen und Schulen sich treulich annehmen, Gottes Ehre dermaleins in Ihren Landen befördern, vor Fluchen und Mißbrauchen des theuren Namens Gottes und der hochwürdigen Sakramente sich hüten, gerne und mit Andacht beten, daß Ihnen Gott Seine heiligen Engel zuordne, damit Sie ja nicht durch gefährliches Reiten Schaden nehmen, sondern unter dem Schutz der Hochgelobten Dreifaltigkeit vor allem Unglück, Elend und Gefahr behütet werden.

Sie wollen Ihre kurfürstlichen Eltern, und die Ihnen an derselben Statt sein vorgesetzt, ja respectiren, und Sie nicht betrüben, sich eines nüchternen und mäßigen Lebens befleißigen, vor unordentlichem Zorn sich hüten und also leben, daß Sie ja Gott nicht erzürnen. Ach mein Prinz! es sind böse Zeiten vor der Thür, und ich weiß nicht, was Gott über uns beschlossen hat. Mit mir hat es nun keine Noth; Gott eilet, wie ich hoffe, mit mir von hinnen, daß ich nicht sehen soll den Jammer und das Elend, welches allhier einbrechen dürfte. Wollen Sie nun, daß es soll wohl stehen, und aller Ruin und Gefahr von dem Lande abgewendet werden, und auch einmal nach des Herrn Vaters Tode (welchen Gott noch viele Jahre aus Gnaden verhüten wolle!) Ihr Regiment soll glücklich, friedlich und gesegnet sein: ach, so müssen Sie ja zusehen, daß Sie einen gnädigen Gott behalten, Sie müssen sich vor vorsätzlichen Sünden hüten, Ihre Unterthanen lieben, und gedenken, daß nicht das Land um des Fürsten willen, sondern der Fürst um des Landes willen geschaffen und geordnet sei. Nun, ich hoffe, Ew. kurprinzl. Durchl. werden diese treue Ermahnung,

so ich anjetzo auf meinem Siechbette und zu guter Letzt an Sie gethan, wohl und gnädig von mir als Ihrem Beichtvater und ersten Seelsorger auf- und angenommen haben, sondern auch derselben folgen und Ihr Leben darnach anstellen. Und nunmehr eile ich zu dem Zweck, und weil es allem Ansehen nach in dieser Welt soll geschieden sein, so nehme ich Eurer kurprinzl. Durchl. fürstlichen Leib und Seele, die ich bishero mit Gottes Wort geweidet, und mit Christi Jesu Leib und Blut im heil. Hochwürdigen Abendmahl gespeiset und getränket, die mir so theuer anbefohlen gewesen, und lege sie in die Arme der hochgebenedeiten Dreifaltigkeit, und in die theuren Wunden Ihres Erlösers und Heilandes Jesu Christi. Gott lasse Ihren Leib und Seele eingebunden sein in das Bündlein der Lebendigen. Er segne alle Ihre Tritte und Schritte, Er bewahre Ihren theuren fürstlichen Leib vor Krankheit und andern Zufällen vor Unreinigkeit und Befleckung, und erhalte ihn bei guter, beständiger Gesundheit und langem Leben; Er bewahre Ihre theure fürstliche Seele vor Begehung muthwilliger Sünden und lasse Sie je mehr und mehr an Erkenntniß Gottes und allen fürstlichen Tugenden wachsen und zunehmen; Er bewahre Ihren fürstlichen Namen vor bösem Nachklang und Verachtung. Ach, die Welt ist schlüpfrig, und redet von großen Fürsten und Herren mehr Böses als Gutes, darum sehe der Prinz wohl zu, daß Er ihr nicht mehr Anlaß gebe, Böses zu reden. Gott behüte Sie vor Verachtung, die Er sonst auf Fürsten, wann sie Ihn nicht fürchten, zu schütten pfleget, und bewahre Sie als einen Siegelring; Gott mache Sie groß, vertheidige Sie wider alle Feinde; Er bringe Sie zu Ehren und setze Sie und Ihre kurfürstlichen Eltern zusammt dem ganzen kurfürstlichen Hause zum Segen ewiglich! Er segne auch die königliche Prinzessin und das Werk in Dänemark und lasse es zu rechter Zeit mit Gesundheit, Freude und Ehren Ihrer höchstgeehrten Eltern und des ganzen Landes glücklich vollführen. Er lasse Sie lange Zeit in Friede beisammen wohnen! Gott beschütze, Gott erhalte, Gott segne Sie beiderseits zeitlich und ewiglich!

Nun, mein lieber Prinz, wollen Sie, daß der fromme Gott Ja und Amen dazu sprechen, und Sie die Kraft dieses Segens im Leben und dermaleins auch im Tode soll empfinden lassen, ach, so fürchten Sie ja Gott und lieben sein Wort! Sie ehren und sehen auf Ihre kurfürstlichen Eltern, und wer mehr unter das vierte Gebot gehöret, davon ich Ihnen oft gesagt, und betrüben und erzürnen Sie ja nicht! denn, werden Sie Ihre Eltern ehren und denen, so Ihnen Gutes rathen von Gottes wegen, folgen, so wird Sie gewißlich auch der Segen treffen, den Gott sonderlich an dies Gebot geheftet, nämlich: Es wird Ihnen wohlgehen, und Sie werden lange leben auf Erden, und das Glück Jerusalems sehen ewiglich.

(Bis hieher hatten Se. kurprinzl. Durchl. mit großer Attention (Aufmerksamkeit) und sitzend zugehöret, nun aber stunden Sie auf und neigten sich ehrerbietig und freiwillig mit Dero fürstlichem Haupte auf das Bett und empfingen nochmals mit aufgelegter Hand und Vergießung vieler Thränen den Segen mit folgenden Worten:)

Ich befehle Ew. Durchl. zu guter Letzt nochmals in die Hände der hochgebenedeiten Dreifaltigkeit, Gottes des himmlischen Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des Heiligen Geistes. Er segne Sie an Leib und Seele, an Gut und Ehren, er lasse Sie wachsen und zunehmen in der Gottesfurcht und Erkenntniß Ihres Heilandes Jesu Christi. Er bewahre Ihren Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit, und erhalte Sie zu dem ewigen Leben! Amen.

(Schluß folgt.)

Allerlei Denkstätten.

8. Erinnerungen an die heilige Elisabeth.

Im Kurfürstenthum Hessen liegt die schöne Stadt Marburg. Da ragt auf hohem Berge ein altes stattliches Schloß, ringsumher an der Bergeslehne bis in's Thal hinab streckt sich die Stadt mit zum Theil alterthümlichen Gebäuden. Sie umgiebt den Berg dergestalt, daß man kaum einen Punkt finden dürfte, von wo aus man sie ganz überschauen kann. Unten im Thale, am Fuße des Berges, ragt eine altersgraue Kirche, in den noch einfacheren, aber desto edleren Formen des frühesten gothischen Baustyls erbaut. Es ist die in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtete Elisabethenkirche, so benannt, weil sie die Grabstätte der heiligen Elisabeth geworden ist.

Es war am Spätnachmittag eines schönen Sommertages, als ich in Marburg ankam. Im Gasthofe nahe bei der alten Kirche kehrte ich ein. Da hatte ich das ehrwürdige Bauwerk beständig vor den Augen und in der Nähe. Mein erster Gang galt der schönen Kirche. Ihr Aeußeres fesselte zunächst meine Blicke. Wie ich aber so stehe, gewahre ich, daß nach der einen Seite der Kirche hin eine große Anzahl von Menschen strömt. An einem Ende der Kirche häufen sie sich zu einem dichten Knäuel. Was giebt's dort? frage ich. Ach, es ist ein Unglück geschehen. Und es war ein Unglück geschehen. Am östlichen Ende der Kirche war man eben mit dem Ausbessern eines kleineren Thurmes, der auf dem Kirchendache aufsitzt, fertig geworden und hatte der Kürze wegen das Rüstholz, das beim Bauen verwendet worden war, von oben herunterzuwerfen angefangen. Ein untenstehender Mann war beschäftigt gewesen, die herabfallenden schweren Holzstücke hinwegzuschaffen. Er konnte das ohne Gefahr thun, wenn er auf die Rufe der Obenstehenden achtete, die das herabkommende Holz anmeldeten. Aber das eine

Mal versieht er's und tritt zu weit vor, als die von oben bereits gerufen haben. Und da stürzt ihm eine starke Bohle gerade auf den Kopf, daß er augenblicklich todt ist. Das Volk drängt sich bald um den Leichnam, Aerzte und Gerichtspersonen werden herbeigerufen, die Leiche wird entfernt. Mir aber, das könnt ihr wohl denken, war für diesen Abend die Freude an der schönen Kirche nicht wenig verdorben. Erst am andern Morgen nahm ich ihr Inneres in Augenschein. Ehe ich aber von dem Denkwürdigsten, was sie birgt, rede, vom Grabmal der heiligen Elisabeth, laßt mich ein wenig erzählen von der frommen Frau selber, deren Namen die Kirche trägt. Sie ist, obschon sie auch in den Irrthum ihrer Zeit getaucht ist, eine der lieblichsten Erscheinungen des Mittelalters, eine deutsche Erscheinung, wie etwa der bekannte Franciscus von Assisi eine italienische war. —

Unser lieber Paul Gerhardt singt in seinem schönen Ehestandsliede (Voller Wunder, voller Kunst ꝛc.):

Dieser Vater zeucht sein Kind,
Jener seins dagegen auf,
Beide treibt ihr sondrer Wind,
Ihre sondre Bahn und Lauf;
Aber wenn die Zeit nun dar,
Wird's ein wohlgerathnes Paar.

So geht's gewöhnlich. Aber bei dem Ehepaar, von dem ich euch erzählen will — denn die heilige Elisabeth war eine gute Ehefrau, nicht eine schwärmerische Jungfrau mit selbsterwählter „ewiger Keuschheit" — ging's anders. Da wurden Braut und Bräutigam mit einander groß gezogen und zwar nicht ehe, sondern nachdem sie bereits Brautleute waren. Wie ging das zu?

Auf der Wartburg in Thüringen, die ja jedem deutsch-evangelischen Christen durch die Bibelübersetzung Luthers im Gedächtniß erhalten wird und von deren mittelalterlicher Gestalt*) wir heute ein Bildchen mittheilen, hielt am Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts der kunstsinnige und ritterliche Landgraf von Thüringen und Hessen Hermann I. seinen Hof. Ihm und seiner Gemahlin Sophie war unter andern Kindern auch ein Sohn geschenkt worden, der in der Taufe den Namen Ludwig erhielt. Zu Preßburg aber draußen in Ungarn residirte damals der König Andreas II. mit seiner Gemahlin Gertrudis, der Tochter eines Herzogs von Meran. Den beiden hatte Gott sieben Jahre später (Ludwig war gerade im Jahre 1200 geboren) ein Töchterlein beschert, das sie Elisabeth hießen.

*) Jetzt ist sie bedeutend verändert und verschönert.

Die Wartburg im Mittelalter.

Nun versammelte der Landgraf Hermann I. auf seiner Wartburg besonders gern berühmte deutsche Sänger zu einer Art von Kunstkriegen und Wettstreiten. Dadurch aber, daß er zu solchem Sängerkampfe auch einmal einen der berühmtesten Meister aus Ungarn holte, ward er mit dem König Andreas von Ungarn bekannt und hörte auch von seinem vierjährigen Töchterlein, das ein gar holdseliges frommes Kind sein sollte. Nach Andern brachten Pilger, die durch Ungarn gezogen waren, die Kunde von dem lieben frommen Kinde in's Thüringerland. Da meinte Hermann nun, das Mägdlein könne einmal ein rechtes Eheweib für seinen Ludwig werden, der freilich damals erst elf Jahre alt war. Darum warb er für seinen Sohn um sie, bekam die Zusage und schickte (im Jahre 1211) eine stattliche Gesandtschaft von Herren und Frauen, darunter auch der wackere Mundschenk Walther von Varila, mit einem großen Gefolge, nach Ungarn, um das vierjährige Bräutchen abzuholen. Die Eltern ließen sie ziehen wie Bethuel und sein Weib die Rebecca ziehen ließen. Ob Elisabeth wie die erwachsene Rebecca ihre treue Amme mitbekommen hat, weiß ich nicht; aber eine Wiege mußte der kleinen Braut noch mitgegeben werden, aber freilich eine silberne. Die Aussteuer war eine reiche, 1000 Mark Silber und noch viel andere Kleinodien.

Glücklich kam die Gesandtschaft mit der Prinzessin wieder auf der Wartburg an. Elisabeth ward dem jungen Prinzen feierlich verlobt und sie galten von da an

als Brautleute. In täglichem Umgange wuchsen und blühten die fürstlichen Kinder auf. Elisabeth bekam eine treffliche Erzieherin und fromme Gespielinnen, Jutta (Judith) und Eisentraut, die ihr bis an's Ende treu blieben. Frühe entfaltete sich das reiche innere Leben des Kindes. Für weltliche Lustbarkeit hatte sie keinen Sinn. Ihr Heiland war ihr Alles und sie diente ihm in aller Demuth. Wenn sie mit der Landgräfin Sophie und ihrer zukünftigen Schwägerin Agnes zur Kirche ging, so legte sie die kleine Krone ab, die sie gewöhnlich, wie die beiden andern, nach damaliger Sitte trug, denn, sagte sie, sie möchte da keine Krone tragen, wo sie vor ihrem dorngekrönten Heiland erscheine. Oft entfernte sie sich vom Spiel, und wenn man sie suchte, so fand man sie betend in der Hauskapelle. Die himmlische Richtung ihrer Seele mag besonders durch den frühen Tod ihrer frommen Mutter gestärkt worden sein, die, während der Vater mit einem Kreuzzuge nach Jerusalem gezogen war, von einem ungarischen Großen ermordet worden war. An ihrer Schwiegermutter, der Landgräfin Sophie hatte das damals erst sechsjährige Kind keinen Halt. Dieselbe war eine weltlustige Dame, die sich in ein wahrhaft gottseliges Herz nicht finden konnte. Und als die Hofleute merkten, daß die Landgräfin selbst mitsammt ihrem eignen Töchterlein der kleinen Frommen nicht sehr gewogen war, erlaubten auch sie sich immermehr, die Nase zu rümpfen und Gedanken laut werden zu lassen, wie: Elisabeth passe besser in ein Kloster, als auf einen Fürstenthron. Das ward namentlich schlimm, als im Jahre 1215 der Landgraf Hermann eines plötzlichen Todes gestorben war. Stille trug Elisabeth allen Unglimpf. Ihre Hauptfreude war jetzt schon, wohlzuthun und mitzutheilen, wo sie nur konnte. Aber auch die unverbrüchliche Treue ihres Ludwig, der zu seiner Ausbildung vielfach vom Hause abwesend war, diente ihr zu großer Erquickung. So sehr ihm auch die Hofleute zuredeten, er solle das heilige Prinzeßchen wieder nach Ungarn schicken und eine andere Wahl treffen, ließ er sich doch nicht irre machen. Auch hatte sie zwei trostreiche Beistände zur Seite. Der eine war ihr Beichtvater, der Dominicanermönch Conrad, der als Conrad von Marburg in der Geschichte der deutschen Ketzergerichte freilich sehr übel angeschrieben ist, und der andere der treue Walther von Varila, der sie aus Ungarn abgeholt hatte. Der Letztere reiste sogar zuletzt noch dem eben zum Regierungsantritt heimkehrenden Ludwig entgegen, um vor der Heimkehr zu erforschen, wie sein Herz zu Elisabeth stünde. Ludwig war ihr treu geblieben und beweinte herzlich den Kummer seiner Braut, sandte ihr auch zum Liebeszeichen einen elfenbeinernen Taschenspiegel, auf dessen einer Seite das Bild des gekreuzigten Heilandes angebracht war. Bald nach seiner Rückkehr (im Jahre 1221, da Ludwig im 22. und Elisabeth im 14. Jahre stand) wurden beide zur Ehe eingesegnet.

Die lieben Leser haben vielleicht von vornherein, als sie von dem kindlichen Brautpaar lasen, gedacht: Das wird eine wunderliche Ehe werden; aber es ward eine überaus gottselige Ehe. Wie sie in ihrem Brautstande als Geschwister mit einander gelebt hatten, so nannten sie sich auch jetzt noch Bruder und Schwester. Sie waren's auch, denn sie waren beide rechte Gotteskinder. Ludwig duldete nicht nur den frommen Sinn und die Andachtsübungen seiner Gattin, zu denen sie sich auch des Nachts wecken ließ, sondern er wußte sie eben deshalb zu schätzen und trat den Hofleuten, die ihm sein Weib verdächtigen wollten, mit Entschiedenheit entgegen. Elisabeth dagegen wußte durch das still wirkende Vorbild christlicher Frauensitte den Thatendrang des ritterlichen Ludwig zu zähmen, und wo er sich nicht wohl zähmen ließ, begleitete sie ihn mit ihrem Gebete. In der Einfachheit des Hausstandes, in prunkloser Kleidung, in Schlichtheit der Speise ging sie als eine rechte Landesfürstin ihren weiblichen Unterthanen voran, vor Allem aber in der Theilnahme am Gottesdienste, dem sie stets mit sonderlicher Andacht beiwohnte. Es ging ein Segen von ihr aus auf all ihre Umgebung; ohne daß sie's beabsichtigte, lockte sie mit ihrem Wesen zur Nachahmung, und wenn auch nicht alle Hofleute sich in den Sinn der jungen Landgräfin fanden, so leuchtete doch bald die ganze Hofhaltung auf der Wartburg als ein schönes christliches Muster für alle Hofhaltungen weit hinaus in die Lande.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Württemberg. (Fortsetzung.) Die bekannten Werner'schen Anstalten, die zur Zeit 1131 Personen Pflege und Versorgung gewähren, sind einer gerichtlichen Vermögensfeststellung unterworfen worden, wonach sich ein Activvermögen von 1,430,000 fl. und eine Passivmasse von 1,310,000 fl., also ein Ueberschuß von 120,000 fl. ergeben hat. Gleichwohl ist Wernern die Vermögensverwaltung abgenommen und ein Verwaltungsrath eingesetzt, der die Finanzlage günstiger gestalten soll. (K. u. Schulblatt für Schles., im Februar.) — Stuttg. d. 10. Juni. Der König hat in Gemeinschaft mit der Königin der Actiengesellschaft für Uebernahme der von Gustav Werner in Reutlingen gegründeten Fabriken und Rettungshäuser die Summe von 5000 fl. aus Privatmitteln bewilligt, um das Interesse zu bethätigen, welches sie für dieses Unternehmen hegen, und in der Hoffnung, dadurch zur Erhaltung jener wohlthätigen Anstalten beizutragen. Auch in der Kammer der Abgeordneten wird voraussichtlich ein Antrag zur Betheiligung mit 50,000 fl. bei dem Actienunternehmen zur Fortführung der Werner'schen Anstalten eingebracht werden. (Dresdn. Journ.)

Die württembergische Bibelanstalt hat durch einen ihrer Colporteure im Jahre 1863 bis 1864 in einem katholischen Dorfe des Bezirks Rottenburg allein 41 Bibeln verbreitet, ein Beweis wie unter dem kath. Volke großes Verlangen nach Bibeln vorhanden ist. Die katholische Kirche wird durch diese und ähnliche Erfahrungen aufmerksam auf ihre bisherige Versäumniß. —

Baden, das neulich Jemand ganz bezeichnend den Experimentirwinkel Deutschlands genannt hat, ist in letzter Zeit durch zwei Angelegenheiten bewegt worden. Die eine hat die evangelische, die andere die katholische Kirche des Landes nahe berührt. Auf evangelischem Gebiete ist der Protest der 119 Geistlichen gegen den Prof. Schenkel in Heidelberg wegen seines „Charakterbildes Jesu" aufrecht erhalten worden. Die 119 haben sich durch den Erlaß des Oberkirchenraths, der ihren Protest unstatthaft gefunden hatte, nicht sofort abweisen lassen, sondern in ausführlicher Weise mit großer Besonnenheit und Klarheit und mit schlagenden Gegengründen geantwortet, unter Anderm der Kirchenbehörde sehr triftig nachgewiesen, daß sie schon durch ihre Amtsinstruction verpflichtet sei, den Professor Schenkel wegen seines Buches vom Amte eines Directors des Predigerseminars zu entfernen. Aber obwohl in der ganzen Sache eigentlich gar kein Zweifel sein konnte, was die Pflicht des Kirchenregiments sein müsse, da ja Schenkels Abfall von der Schriftwahrheit ein offenkundiger ist und ein Irrlehrer doch nicht Lehrer Derjenigen sein kann, die einmal recht lehren sollen, hatte doch der Oberkirchenrath — wir wollen ihn möglichst gelind beurtheilen — nicht den Muth, Schenkeln zu entfernen, sondern wie ihm die Angelegenheit von der großherzoglichen Staatsregierung, die ihre Hände in Unschuld waschen möchte, zugeschoben worden ist, so ist er hinwiederum bemüht, die letzte Entscheidung der Sache der im Jahre 1866 bevorstehenden Generalsynode zuzuschieben, von der man voraussehen kann, daß sie zu Gunsten Schenkels entscheiden wird. Es haben daher jetzt schon, am 2. und 3. Mai, die Protestirenden sich in Durlach versammelt und zum Schutze christlichen Bekenntnisses einen „evangelischen Verein" begründet, der durch Wort und Schrift für die gute Sache des Evangelii wirken soll. Von den 119 Protestgeistlichen haben 95 an dieser Versammlung theilgenommen. — Von auswärts sind die Protestirenden in reichem Maße gestärkt worden. Aus Bayern, Württemberg, den Hessenländern, Thüringen, Oldenburg, den beiden Mecklenburg, Hannover, von den lutherischen Geistlichen Böhmens, und namentlich aus Preußen sind ihnen Zustimmungsadressen, mit zahlreichen Unterschriften bedeckt, zugegangen. In Preußen übersteigt die Zahl der zustimmenden Geistlichen schon das zweite Tausend. (In der Provinz Posen sind von 643 Geistlichen nur 78 der Zustimmungsadresse nicht beigetreten.) Auch im Königreich Sachsen werden jetzt endlich auf Anregen des Oberhofpredigers Dr. Liebner gleiche Erklärungen vorbereitet. Die badischen Gemeinden haben aber nicht nur das Ausland reden lassen, sie haben sich auch selbst gerührt und ihre Geistlichen nicht im Stiche gelassen. Bis Ende Januar hatten sich bereits 84 Gemeinden auf Seite der protestirenden Geistlichen gestellt, darunter sogar solche Gemeinden, die einen Lichtfreund zum Pastor haben. Der Seidenfabrikant Metz in Freiburg hat allein eine Petition mit 8800 Unterschriften zu Stande gebracht. Wie die auswärtigen Erklärungen meist in Zeitschriften (Ev. Kirchenzeitung, Kreuzzeitung, Christenbote u. s. w.) veröffentlicht wurden, so bot den badischen Gemeinden das evangelische Kirchen- und Volksblatt Badens Raum für ihre Kundgebungen gegen Schenkel, wo sie sich nicht lieber an die Kirchenbehörde selbst wendeten. Das aber, was an die Behörde gelangt ist — und schließlich hat ja dieselbe auch das sonst Gedruckte gelesen — sind zum Theil so wahre, zutreffende Worte, daß man ganz irre werden möchte an dem Gewissen Derer, die es gelesen haben und doch nicht anderen Sinnes worden sind. Und da haben Leute geredet, vom schlichten Bürgersmann an bis zum Geheimrath von Wöllwarth, der selbst einmal Director des Oberkirchenraths gewesen ist, und der sich jetzt gegen Schenkel erklärt, obwohl er den Mann seiner Zeit selber nach Heidelberg berufen hat; das hilft aber Alles nichts. Das Urtheil von Leuten, die bei Gottes Wort groß gewachsen sind oder doch Gottes Wort lieb haben und die Kraft der Schriftwahrheit aus der Erfahrung des eigenen Herzens kennen, gilt ja heutzutage fast überall weniger als das Geschrei der Massen. Nur freilich das sollte man nicht denken, daß es auch bei einem evangelischen Kirchenrath weniger gälte. Bis jetzt hat sich die badische Kirchenbehörde nur der Zustimmung der Umsturzpartei zu erfreuen gehabt, wenn anders ihr das wirklich eine behagliche Freude gewesen ist. Die Diöcesansynode zu Lörrach z. B. beschloß, dem Oberkirchenrath ihren Dank für sein Verfahren auszudrücken; aber es war auch eine Synode, auf der von dem Lörracher Stadtpfarrer behauptet werden konnte: Er und seine Partei erkännten Christum nicht als Gott, sondern nur als Menschen an. Denn im Neuen Testamente stehe nirgends geschrieben, daß Er Gott sei. Johannes Ronge, der bekannte Vorkämpfer des Deutschkatholicismus, hat die Erlasse des Oberkirchenrathes gleichfalls freudig begrüßt. Ebenso hat der Pfälzische Protestantenverein dem Oberkirchenrath seine volle Befriedigung ausgesprochen. Oder noch eins. In Mannheim hat sich die deutschkatholische Gemeinde gespaltet. Der eine Theil hat fast gar nichts Christliches mehr beibehalten; höchstens das, daß er in seinem Versammlungslocal neben den Büsten von Socrates und Schiller die des Herrn Christus aufstellt. Der andere Theil, einige 30 Gemeindeglieder, sind Ende vorigen Jahres zur evangelischen Kirche übergetreten und haben in einem bezüglichen Schreiben erklärt, daß ihnen dieser Schritt möglich gemacht worden sei durch die jetzige Stellung der badischen Landeskirche, da man ja jetzt in derselben seine religiösen Bedürfnisse befriedigen könne, ohne in seiner besonderen Glaubensanschauung beeinträchtigt zu werden. Der Art sind die Anerkennungen, die der duldsame „evangelische Oberkirchenrath" findet. Mögen sie ihm ebenso wie die Zeugnisse der Schriftgläubigen zur Oeffnung seiner Augen dienen! Wie weit man übrigens in Baden den Begriff der Lehrfreiheit faßt, mag daraus erhellen, daß man z. B. drei Heidelberger Flugblätter, die ausdrücklich darauf ausgehn, den Glauben an die Bibel zu untergraben oder lächerlich zu machen, ungehindert dem Pforzheimer Beobachter als Beilage hat zugeben können, einem Amtsblatte, das alle Gemeinden halten müssen. —

Möchtest du nun wohl nach solch Allem, daß die übrigen deutschen Landeskirchen, wie's neulich Einer auf dem preußischen Landtag genannt hat, „mit Baden gleichschenklig gemacht" würden? — Schenkel selbst hat neuerdings eine Schutzschrift abgefaßt, betitelt: Die protestantische Freiheit in ihrem gegenwärtigen Kampfe mit der Reaction. Darin hält er allen Protestationen gegenüber an seinen Irrthümern aufs entschiedenste fest. Der Herzog Ernst von Coburg-Gotha, welchem Schenkel diese Schrift übersandt hatte, hat ihn dafür mit dem Ritterkreuz des ernestinischen Hausordens belohnt. —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 33. Dresden, den 13. August 1865.

Am neunten Sonntag nach Trinitatis.

Luc. 16, 1—9.

Läßt Gott uns jetzt in der Ernte wieder reichlich genug sammeln, wie lassen wir Ihn denn sammeln? Wir nehmen von Ihm die Frucht und sollten selber keine Frucht bringen? Er vertraut uns so viel Gutes, wie gehn wir denn als Seine Haushalter mit Seinen Gütern um? Der Erdboden, von dem wir das Brod zum Leben ernten, ist nur Erde und Sand, doch prangt er mit vollen Aehren und allerlei Kräutern; vor wenig Monden gesät, ist Alles zu reifer Frucht gediehen; soll denn unser Herzensboden härter und unnützer sein, daß nur Unkraut für diese Welt drauf wächst und kein Ertrag für das ewige Leben? O Christ, siehe jetzt in der Erntezeit an, was du für Frucht trägst. Auch über dich wird einst die Sense fahren, und du wirst vor das Gericht Gottes zur Rechenschaft gestellt, was du von der hier empfangenen Gabe und von dem Samen seines heiligen Wortes als Ertrag deines Lebens mitbringst. Denn auf die Ewigkeit gehen und wachsen wir zu. Das sind die guten, ernsten Gedanken, in die uns unser Evangelium einführt, indem es uns zu der Klugheit aufmuntert: zeitig und mit dem Zeitlichen zu sorgen für das, was ewig bleibt. — Es ist ein Spruch aus der Erfahrung, daß kein Mensch so böse und gottlos sein kann, doch kann man noch etwas Gutes von ihm lernen, wär's auch nur, daß man von seinen Sünden recht kräftig abgeschreckt würde. So sagt man auch von den Bienen, daß sie sich ohne Schaden auf die giftigsten Blumen setzen und daraus noch ein wenig guten Honig ziehen. Gleich also hat unser Herr, der himmlische Meister und Lehrer, in diesem Gleichniß gethan. Denn der Haushalter, von dem er redet, ist ohne Zweifel durch und durch ein nichtswürdiger Mensch, durchtrieben mit allerlei Tücke und Betrügerei; und deshalb hat man es oft nicht verstanden, warum ein Solcher uns zum Vorbild gestellt wird. Aber der Herr will gerade an diesem Kinde der Welt ein Stück zeigen, das die Kinder des Lichts von ihm lernen sollen; nämlich, sein Herr lobte ihn darum, daß er klüglich gehandelt hätte. Vor seiner ganzen Ungerechtigkeit sollen Kinder des Lichts zurückschrecken und sich hüten; aber seine Klugheit, die er auf das Böse brauchte, sollen sie auf's Gute wenden. — Darum giebt uns der Herr zwei Regeln: 1. Die Ungerechtigkeit dieses Haushalters sei uns zur Warnung! „Es war ein reicher Mann, der hatte einen Haushalter." Dem hatte er mit großem Vertrauen das Seinige, Haus und Gut, übergeben, es an seiner Statt und nach seinem Willen und Nutzen zu verwalten. Und weil es ein reicher Herr war, so hätte auch der Haus-

halter gewiß reichlichen Lohn, Genuß und Ehre dafür erhalten, wenn er mit aller Treue gedient hätte; Noth hat ihn nicht dazu getrieben, daß er sich am Eigenthum seines Herrn vergriff. Aber als er einmal im Amt war und Alles unter seinen Händen hatte, fing er an sich zu geberden, als wäre er sein eigner freier Herr, dachte nicht mehr daran, von wem und wozu ihm Alles anvertraut war, dachte auch nicht an die kommende Rechenschaft, sondern lebte, wie es ihm gefiel, in den Tag hinein, verbrauchte für sich, so viel er nur wollte, und sorgte nur, wie er sein Fleisch pflegen und sich gütlich thun könnte hinter dem Rücken und zum Schaden seines Herrn. Bis plötzlich Alles an den Tag kam: „er ward vor seinem Herrn berüchtigt, als hätte er ihm seine Güter umgebracht." Lange genug war ihm seine böse Untreue für voll hinausgegangen, und das hatte ihn immer sicherer gemacht; aber nun brach es mit Schrecken über ihm zusammen, da half kein Zudecken und Ausreden mehr. „Und sein Herr forderte ihn und sprach zu ihm: Wie höre ich das von dir? Thue Rechnung von deinem Haushalten; denn du kannst hinfort nicht mehr Haushalter sein." Da fiel wie ein Blitz der schwere Richterspruch auf ihn; aus dem Ehrenamte soll er fort mit Schimpf und Schande, aus dem sichern, weichen Leben hinaus in bittres Elend und Darben, so daß er als ein Verstoßener draußen stand mit der verzweifelten Frage: „Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir; graben vermag ich nicht," dazu waren ihm Leib und Hände zu weichlich und kraftlos geworden im üppigen Leben, „so schäme ich mich zu betteln." Hat er bisher die Bettler etwa von seiner Thüre unbarmherzig weggetrieben, weil er nur für sich leben wollte, wie sollte er nun mit Spott und Schande vor den Thüren ansprechen, er wäre vor Scham in den Boden versunken. — Geliebte, wen meint denn der Herr mit dem Allen? Das Bild ist treffend genau aus dem Leben gemalt. O Herr, gieb helle Augen, daß wir uns selber zur Beschämung und Warnung darin wiederfinden! Der reiche Mann ist der allmächtige Gott, dem Himmel, Erde und Alles, was darinnen ist, gehört. Der Himmel ist die heilige Burg Seiner Wohnung, aber die Erde hat Er uns Menschenkindern gegeben. Wir sind eingesetzt zu Haushaltern Gottes über Seine mancherlei Gnade. Er hat uns Alles, was wir sind und haben, aus freier Güte übergeben, daß wir es nach Seinem heiligen Willen und als Sein Eigenthum verwalten sollen. Nackend sind wir in diese Welt gekommen, nackend werden wir auch wieder hinziehn. Nichts kommt von uns, nichts geht mit uns; darum ist Alles, was wir haben, so lange wir hier sind, nichts andres als anvertraute Pfunde, mit denen wir zu wuchern haben; und das ist das Amt, das uns Gott befohlen hat. Es sei viel oder wenig, es sei Geld und Gut, Haus und Hof, Weib und Kind, Brod und Lohn und dergl. oder die mancherlei Kräfte und geschickten Gaben des Leibes und des Geistes, das Alles ist nur dazu in unsern Händen, daß durch unsre Verwaltung ein Gewinn daraus kommen soll für den reichen Herrn im Himmel. Da will hausgehalten sein, daß wir mit Allem Ihm dienen, Seinen Willen ausrichten, Seine Ehre ausbreiten, Sein Reich fördern, den Nächsten Liebe erweisen und uns selber in viel guten Werken Ihm wohlgefällig machen; und wo wir das versäumen, so haben wir Ihm Seine Güter umgebracht. Denn über keine Gabe Gottes stehn wir als eigne, freie Herren da, damit zu machen, was wir wollen. Giebst du deine Seele hin in die Lust an der Sünde, in Weltsinn und Unglauben, so hast du Gott um deine Seele gebracht, die Er im Glauben als Sein eigen zu sich ziehen und selig machen wollte. Giebst du deinen Leib, der ein Tempel des heiligen Geistes sein sollte, hin zur Unzucht, Eitelkeit, Trägheit, Völlerei, so hast du Gott um deinen Leib gebracht. Läßt du dein Haus nicht eine Wohnung des Herrn und eine Werkstatt Seiner Gerechtigkeit sein, so hast du Gott auch um dein Haus gebracht. Auch dein Geld ist nicht dein, sondern Gottes, und für Ihn hast du darüber Rechnung zu führen. Woher aber kommt es, daß das Geld, das doch auch Gottes Gabe ist, in der Schrift den Schandnamen „der ungerechte Mammon" führen muß? Mit viel Unrecht wird es erworben, mit viel Unrecht wird es besessen, mit viel Unrecht wird es verwendet; von allen Seiten, beinahe von allen Händen, durch die es läuft, klebt Sünde dran. Wer hält damit Haus für Gott? Wenn das Geld nur dienen muß entweder zum Verschwenden und dem Fleische gütlich zu thun, oder zur eiteln Hoffahrt, um den Leib mit Pracht und schönen Kleidern zu behängen, während das Herz drin häßlich bleibt, oder um in Geiz zusammenzuscharren und höher zu kommen: da habt ihr nur das Eure in dieser Welt davon gesucht, aber Gott ist um Sein Gut gebracht. O, unser Haushalteramt, wenn wir es mit Ernst ansehn, ist gar traurig bestellt! Gott giebt uns Alles her freundlich und gütig: was hat Er davon? wie bringen es Seine ungerechten Haushalter um! O wie übel berüchtigt stehen wir da vor Ihm! Was für Ankläger und Zeugen können alle Tage wider uns aufstehn, daß wir Seine Güter unnütz vergeudet, mit Sünden verderbt haben, ohne einen Segen und Gewinn für das Ewige daraus zu ziehn! Das will der Herr von uns fordern, dazu steht dies Gleichniß zur Warnung da. Mag da, wer will, in seiner Sicherheit hingehn, aber es kommt uns Allen der Tag, wo das Haushalten aufhört, wo wir vom Amt abgesetzt werden, wo der Herr als Richter uns vor Sein Angesicht vorladen und sprechen wird: Thue Rechnung von deinem Haushalten. Das ist der Tag des Todes und künftigen Gerichts; und wer dann leer und bloß vor den Richter hintritt und hat Seine Güter auf Erden umgebracht,

der wird aus dem Himmel mit Schande und im Zorn in das ewige Darben und schreckliche Elend verstoßen, wo es ihm nichts hilft, ob er hier satt und voll genug hatte. Da wird die Verzweiflung in der Hölle ausbrechen, wo auch kein Betteln mehr hilft; das Leben ist vergeudet, die Gnadenfrist ist ewig verloren. O, sollen wir nicht klug werden, um bei Zeiten auf das Ewige zu denken? Siehe, dazu stellt uns nun eben der Herr

2. Die Klugheit dieses ungerechten Haushalters zur Nachahmung hin. — Solch ein nichtswürdiger Mensch hat sich noch eilends zu helfen gewußt, um für seine Zukunft zu sorgen und für die Zeit seines Darbens Freunde zu machen, die ihn aufnähmen. Sollten denn nicht vielmehr die Kinder des Lichts, d. h. Gläubige, die durch Gottes Wort helles Licht haben über den ganzen Heilsweg und das zukünftige Himmelreich, so viel Klugheit anwenden, um hier schon für ihre ewige Zukunft sich Freunde und eine gute Aufnahme zu sichern? Jener freilich, wie er von jeher ein Betrüger seines Herrn war, hat auch nur durch Mittel des Betrugs und der Ungerechtigkeit sich aus seinem Elend eine Rettung verschafft; sollten denn aber die Kinder des Lichts nicht viel eher durch die Mittel und Wege der Gerechtigkeit im Stande sein, sich vor dem drohenden Gerichte zu retten? Denn was thut nun der ungerechte Haushalter, da er vom Amte soll? Er nutzt eifrig die Zeit, so lange er noch drin ist, er setzt sich hin und sinnt und sinnt, sein kluger Kopf muß ihm auch jetzt noch, wo Alles so verzweifelt mit ihm steht, einen Ausweg zeigen. „Ich weiß wohl, so springt er auf, was ich thun will — schreibe achtzig." Und wie mit den zwei Schuldnern, so machte er's der Reihe nach mit allen. Daß er damit seinen Herrn noch um viele tausend Thaler betrog, das machte ihm kein Gewissen; Strafe fürchtete er auch nicht weiter, er mußte ja einmal vom Amte; und wenn in den Schuldbriefen selber die viel geringere Summe geschrieben stand, so konnte man ihn nicht einmal des Betrugs überführen. Aber wieviel gewann er damit? Den Schuldnern allen hat er von ihrer Schuldennoth um ein Bedeutendes losgeholfen, so daß er sich ihre Dankbarkeit und Liebe erwarb; und für sich hat er dabei die Bedingung, auf die sie gern eingingen, ausgemacht, daß sie ihn, wenn er vom Amte wäre, in ihre Häuser aufnähmen und, so lange er lebte, verpflegten. Und dies kluge Bubenstück ist ihm gelungen; sein Herr durchschaute zwar Alles, konnte ihm aber nichts beweisen und nichts anhaben; er mußte ruhig zusehen, wie er sich nun auf seine Kosten von seinen Schuldnern pflegen ließ. Da heißt es: „Und der Herr lobte den ungerechten Haushalter, daß er klüglich gethan hätte;" freilich ist das Lob nur auf die Klugheit gemeint, als wollte sein Herr sagen: So schlecht der Mensch ist, daß ich ihn mit Abscheu und Zorn aus meinem Amte fortjage, so muß ich doch mit Staunen bekennen, wie fein er sich mit seiner Klugheit durchgeholfen hat; o hätte er doch diese Klugheit auf etwas Gutes gewendet! Und nun macht unser Herr die Anwendung aus dem Gleichniß: So sind „die Kinder der Welt, sie sind klüger in ihrem Geschlecht als die Kinder des Lichts." Sie sind mit allen Schlichen und Künsten auf ihren Vortheil aus, nutzen ihre Zeit und Kraft, ihren Verstand und ihre Stellung in der Welt auf das sinnreichste aus, wo sie nur etwas erhaschen und vorwärts kommen können; schonen nicht einmal ihr Gewissen, laden sich Berge von Sünden auf, schleichen sich durch mit listigem Betrug und wissen auch ihrem Bösen noch einen Schein und Decke, als wäre Alles recht, umzuhängen. Ja, sieh nur in das Leben hinein, in jede Stadt, in jedes Dorf, wie durchtrieben mit Trug und Schalkheit im Handel und Wandel Alles zugeht, als wären Menschen nicht dazu in der Welt, einander zu lieben, sondern einander zu überlisten und zu vervortheilen. Menschen, die kein verständiges Wort zu reden wissen und keine Hand rühren, wenn es gilt, Andere aus der Noth zu reißen, sind auf einmal voll Verstand und Berechnung, wenn sie sich selber und das Ihre vor Noth und Schaden schützen wollen. Menschen, die keine Predigt in's Herz fassen und kein Wort vom Glauben und Reich Gottes in sich zum Leben kommen lassen und sich gar keine Zeit und Mühe dazu nehmen, sind emsig im Hören, beredt mit Worten, schnell mit Denken und Handeln und mit aller Klugheit ausgestattet, sobald es sich um ihren Nutzen, Gewinn, Genuß, Glück und Vergnügen in der Welt handelt. Und so klug sind die Kinder der Welt um nichts weiter als um das vergängliche Irdische, das doch kein Herz glücklich macht, um den ungerechten Mammon, davon so viele Seelen sich selber in Geiz und allerlei schädlichen Lüsten verderben bis hinunter in die Verdammniß der Hölle. Ist es nicht wahr, was Luther sagt, daß sich's die Kinder der Welt viel saurer werden lassen, endlich die Hölle zu verdienen, als es sich die Kinder des Lichts werden lassen, in den Himmel zu kommen? O sollen denn nun die Kinder des Lichts nicht vor dem ungerechten Haushalter sich schämen und Klugheit lernen von solchen Kindern der Welt? Sind wir solche Lichteskinder, in denen Jesus Sein seliges Gnadenlicht angezündet hat, so haben wir ja weit ein besser Gut vor uns, wonach wir trachten, den himmlischen Reichthum und die ewigen Hütten, dahin wir aus dieser argen Welt kommen wollen. O so laßt uns haushalten hier für dort, in der Zeit für die Ewigkeit. Welches Mittel nennt uns hier der Herr? „Und ich sage euch auch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, auf daß, wenn ihr nun darbet, sie euch aufnehmen in die ewigen Hütten." Da steht die goldene Regel für unsern ganzen irdischen Haushalt: Reiß dein Herz los vom irdischen Mammon, suche nicht das Deine damit, sondern verwalte ihn blos als Gottes Knecht und

Diener für Andere zum Segen, so daß du dabei nur dein bescheiden Theil Speise genügsam davonnimmst. Verwalte Alles, was du auf Erden hast, als nicht dein, sondern als Gottes Gut im Sinne und Willen Gottes, nämlich in der Liebe, an Andern Gutes zu thun, Andern zu helfen, Arme und Bedürftige zu segnen, überall beim Helfen der Nächste, im Wecken der Barmherzigkeit der Klügste, im Aufbau der Wohlfahrt Anderer der Geschickteste und Bereitwilligste zu sein. Suche, sinne und sinne, wie du dein Gut, dein Geld, deine Kraft, deine Klugheit am besten anlegen kannst zum Ausüben der Liebe, in der allein wir Christo ähnlich sind, und unsern Glauben mit der That beweisen. Und wisse, was du um des Herrn willen an Andern gethan hast, das hast du Ihm selber gethan. So streue Samen aus für die zukünftige Ernte; auch als der Aermste kannst du reich an guten Werken sein; verwende Alles, was du irdisch hast, zu einem Mittel, um das Himmlische zu erben. Da wirbst du dir Freunde droben, die dich aufnehmen in ihre seligen Hütten, wenn du hier im Tode Alles verlassen und an's Darben kommen sollst. Da werden die Armen, die Geretteten, die Getrösteten für dich Fürsprache thun bei dem Richter; und Er selbst weiß dann deine kluge Treue im Haushalten und wird dir zurufen: Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen, gehe ein zu deines Herrn Freude! — O Herr, hilf uns zu solcher Klugheit der Gerechten! Amen.

St. N.

Ein sterbender Oberhofprediger und ein sächsischer Kurprinz.

(Schluß.)

Darauf richteten sich Ihre kurprinzl. Durchl. wieder auf und küßten, gleichsam zur Danksagung, als ein geistlicher Beicht- und Kirchensohn diesem sterbenden Jacob, als Ihrem Seelenvater, aus eignem Bewegniß die Hand, so Sie auch mit Ihren fürstlichen Thränen netzeten, und nachdem Sie sich gnädigst bedanket für den priesterlichen Segen, so er Ihr zu guter Letzt ertheilet, (welche Jesus ja über Sr. Durchl. gnädiglich wolle bekleiben [haften] lassen), und für die große väterliche Treue, Vorsorge und Wohlthaten, so er vermittelst seines Amtes und Gebetes bis anher an Ihrer Seelen gethan, setzten Sie ebenfalls Ihren Wunsch, wiewohl wegen der häufigen Thränen mit etwas gebrochnen Worten, hinzu, daß Sie noch zu Gott hofften und wünschten auch, er würde Besserung empfinden, und Gott ihm wieder aufhelfen. Sollte Gott aber ja anders über ihn beschlossen haben, so beföhlen Sie hiermit auch seine Seele in die Hände Gottes, und wollten zu Gott seufzen, daß Er alle Treue, an Ihm (dem Kurprinzen) bewiesen, mit himmlischen Freuden und Segen im ewigen Leben reichlich vergelten wolle. Und nachdem Sie einander nochmals sehnlich angesehen und die Hände gegeben, auch der Herr Oberhofprediger, den Seinigen alle fürstliche Gnade und Förderung nach seinem Tode zu erweisen, gebeten, und Ihre Durchl. versprochen und mit thränenden Augen Ihren Abschied aus dem Zimmer genommen, mich auch bei der Thür ermahnet, ich sollte nochmals bei dem Herrn Doctor Abschied nehmen, welches ich auch gethan, haben unterdessen Ihre kurprinzl. Durchl., welche solange von dem Herrn Superintendenten von Freiberg, Dr. Starcke, und Herrn D. Martini, kurfürstl. Appellationsrath und Professore zu Wittenberg, welche beide des Herrn Oberhofpredigers Eidmänner (Schwiegersöhne) waren, mit Gespräch sind unterhalten worden, auf mein unterthänigstes Einrathen auf dem Saal vor dem Zimmer so lange erwartet, bis ich nicht allein verrichtet, was Sie mir anbefohlen, und zugleich nebenst herzlicher und mit Thränen vermischter Danksagung für die auch mir erwiesene vielfältige Zuneigung und Liebe einen sehnlichen Wunsch zurückgelassen, daß ihn Gott auf seinem Siechbette erquicken, und da er nun von diesem Lager nicht aufkommen sollte, ihn einen gewünschten fröhlichen Eintritt in das ewige Freudenleben wolle thun lassen, sondern auch einen schönen herrlichen Segen davongetragen.

Darauf sind Se. kurprinzl. Durchl. in unterthänigster Begleitung oberwähnter Personen wieder aus dem Hause und auf's kurfürstliche Schloß gegangen.

Solches hat Ihrer kurprinzl. Durchl. seinem gnädigsten Herrn zu unvergeßlichem Andenken und Besten angewendet und aus dem Munde des hochverdienten theuren Mannes, weil es noch im frischen Gedächtniß war, alsbald in die Feder gebracht, auch mit herzlichem Wunsche, daß Ihre Durchl. diese hierinnen begriffenen theuren Ermahnungen nimmermehr vergessen, auch die Kraft dieses priesterlichen schönen letzten Segens an Leib und Seele immerdar reichlich empfinden mögen, Höchstgedachter Ihrer Durchl. gehorsamst überreichet Dero getreuer Informator und Diener

Paul Hoffmann,
Theol. Lic.

Das war der Abschied vom Kurprinzen. Nun noch ein wenig von Wellers erbaulichem Ende. Als er am 28. Juni Abends immer schwächer wurde, ließ er seine beiden Amtsbrüder, die Hofprediger Lucius und Herrbrand rufen, um von ihnen Abschied zu nehmen. Dabei erklärte er sich gegen dieselben freimüthig, daß er bei der Lehre, die er aus Gottes Wort öffentlich getrieben, verharren wolle bis an sein seliges Ende und daß er mit derselben in Freuden vor dem Richterstuhl Jesu Christi

zu erscheinen gedenke. Er habe seine Seele der ganzen heiligen Dreieinigkeit anbefohlen und wolle im wahren Glauben an Jesum Christum also selig abscheiden. — Doch noch kam der Herr nicht, den treuen Knecht zu erlösen.

Den 5. Juli hatte er des Nachts nicht schlafen können. Da ließ er, als die Nacht vorüber war, schon früh um 4 Uhr die Seinen um sich versammeln, die nun inbrünstig mit ihm fast den ganzen Tag beteten und sangen. Als der Abend kam und sich sein Zustand in etwas zu bessern schien, hielten die Seinen ihren gewöhnlichen Abendsegen, und als dies geschehen, hob der kranke Vater an zu singen: Erhalt uns Herr bei Deinem Wort ꝛc., die Hausgemeinde fiel ein, und nachdem sie das Lied bis zu Ende gesungen, sagten sie ihm Gute Nacht. Bald aber stellte sich bei ihm die eigenthümliche leibliche Unruhe ein, die so oft dem letzten Stündlein vorhergeht. Er ließ sich hin und herbringen, zuletzt aber auf sein Bett, wobei er, wie er immer beim Schlafengehen gethan hatte, die Worte sprach: Das walte Gott Vater, Gott Sohn, Gott Heiliger Geist, die heilige hochgelobte Dreieinigkeit! Gleich nachher veränderte er sich mit einem Male. Er schickte sich zum Sterben und schlief bei dem Gebete: Herr Jesu, Dir leb' ich, Dir sterb' ich ꝛc. und: So fahr ich hin zu Jesu Christ ꝛc., während über ihn der Kirchensegen gesprochen ward, sanft und selig ein.

Seiner Leiche gaben außer unzähligen anderen Personen auch der Kurfürst und der Kurprinz das Geleit. Nicht nur in Dresden, sondern auch an andern Orten wurden aus Anlaß seines Abscheidens Leichenpredigten gehalten. Beim Trauergottesdienst in der Dresdener Kreuzkirche, dem auch die beiden Durchlauchtigsten Herren beiwohnten, ward die Predigt über den von Weller selbst erwählten Leichentext Röm. 12, 21 gehalten: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.

Was aber, fragen die Leser wohl, ist aus dem Kurprinzen geworden? Wir Sachsen wissen es ja, daß Kurfürst Johann Georg III. weniger ein Friedensregent als ein tapfrer Kriegsmann ward. Er ist in der Zeit seiner Regierung (1680—1691) mehr auf Kriegszügen außer Landes, als im Cabinette thätig gewesen. Aber das lag an den geschichtlichen Ereignissen seiner Zeit. Und dazu war er ein Streiter Gottes, der den Wahlspruch führte: „Jehova mein Panier." Die entscheidende Hilfsleistung bei Entsetzung der von den Türken belagerten Stadt Wien (1683), seine Feldzüge gegen Frankreich in den Jahren 1684, 89 und 91 haben ihm eine Bedeutung für ganz Deutschland gegeben. Man nannte ihn „der Türken Pestilenz, der Franzosen Schrecken und Deutschlands Säule." Daheim in Sachsen, wo er schon bei Lebzeiten seines Vaters die Lausitz regiert und auf der Ortenburg in Bautzen residirt hatte, stach er in der Einfachheit seiner Hofhaltung wohlthuend von der Prunkliebe seines Vaters ab, die sich mit dessen sonstiger frommer Einfalt und Demuth gar nicht recht hatte reimen wollen. Daß er der Kurfürst war, der den Oberhofprediger Philipp Jacob Spener nach Berlin entließ, mag wohl nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich darin seinen Grund gehabt haben, daß der Kurfürst sich durch den Inhalt der an ihn gerichteten Vermahnung verletzt fühlte, sondern auch darin, daß Spener es nicht verstand, den Weg mündlicher Vermahnung, auf dem die Beichtväter der Kurfürsten seit Jahrhunderten Manches erreicht hatten, fortzusetzen, sondern schriftlich an den Kurfürsten, ja sogar an die damalige Königin von Schweden sich wandte. Ein mündliches Wort würde auf den Kurfürsten, der in allen Stücken und darum wohl auch vom Amt der Schlüssel gut lutherisch dachte, gewiß den Eindruck nicht verfehlt haben, den das Wort des sterbenden Weller auf den Kurprinzen gemacht hatte. Seit jenem ersten Aufgeben des schönen mündlichen Verkehrs ist es aber nie wieder zum vorigen Zusammengehen der Fürsten und ihrer Hofgeistlichen gekommen, auch da nicht, wo der Hof noch evangelisch war.

Allerlei Denkstätten.

8. Erinnerungen an die heilige Elisabeth.

(Fortsetzung.)

Auch die „Oelzweige um den Tisch her" blieben nicht aus, wo solch gottselige Hände zu ihrer geistlichen und leiblichen Pflege bereit waren. In sechs Jahren glücklicher Ehe gebar Elisabeth ihrem Gatten vier Kinder, deren ältestes ein Knabe war, nach dem Großvater Hermann genannt. Aber Elisabeth hatte weit mehr Kinder als diese vier. Sie war eine Landesmutter, wie es wohl keine zweite mit solch selbstvergessender Demuth, mit solch hingebender, aufopfernder Liebe, mit solch Alles erforschender und überall helfender Theilnahme gegeben hat. Hier kommen wir auf das Gebiet, auf dem Elisabeths Ruhm am herrlichsten strahlt, obwohl gerade sie von Ruhm am allerwenigsten wissen wollte.

Unsere beiden heutigen Bildchen stellen uns ihre Thätigkeit nur dürftig vor. Sind's doch nur zwei von den sieben Werken der Barmherzigkeit (Matth. 25), die sie da am Fuße ihrer Wartburg an Hungernden und Dürstenden mit eigner Hand vollbringt. Aber sie mögen uns immerhin eine kleine Vorstellung machen von ihrer reichen erbarmenden Liebe. Wo es nur noth war, und wo sie nur hinreichen konnte, da wußte sie zu rathen, zu trösten, zu helfen. Durch alles Wetter hindurch, durch unwegsame Gegend, bis in die unsaubern, dunsterfüllten Hütten hinein, suchte sie die Armuth auf. Brod des ewigen Lebens und täglich Leibesbrod war ihre Gabe.

Eliſabeth, die Hungrigen ſpeiſend.

Eliſabeth, die Durſtigen tränkend.

Von dem, was ihre eignen Hände ſpannen, kleidete ſie die Nackten, das Gewand, mit dem ſie ſich deckte, reichte ſie den Bettlern, Sterbenden brachte ſie letzte Erquickung, die Leichen ließ ſie in ihr Linnen hüllen und beim Begräbniß der Armen gab ſie nicht ſelten mittrauernd ſelber das Geleit. So ward ſie ein Segen für einen weiten Umkreis. Aber der Herr wußte auch, warum er ſie gerade in jener Zeit in jene Gegend geſtellt. Ohne ſie wären in den Jahren 1225—27, als das Thüringerland durch Hungersnoth, Seuchen und Waſſerfluthen heimgeſucht ward, ohne Zweifel Tauſende des Hungertodes geſtorben. Aber für Eliſabeth eröffnete ſich gerade in dieſer Zeit ein reiches Feld der Liebesthätigkeit. Jetzt war es mit der Hülfe an Einzelnen nicht mehr genug. Täglich kamen 900 Arme hinauf auf die Wartburg, um dort von der landgräflichen Tafel geſpeiſt zu werden. Und weil viele Alte und Gebrechliche den weiten, ſteilen Weg hinauf zur Burg nicht machen konnten, errichtete Eliſabeth am Fuße des Berges zwei Hoſpitäler, in denen die Kranken ganz von ihr unterhalten wurden. Da kam ſie dann faſt täglich herunter (und warum ſollte ſie auch nicht? Von unſerm Heilande ſingen wir ja auch: „Weil wir zu Ihm nicht konnten kommen, kam Er zu uns von oben her") und beſuchte ihre Kranken, legte auch ſelbſt die Hand an, wenn's galt, das Lager zurecht zu machen u. dergl. Auch die Kinder lagen ihr am Herzen. Das Pflegehaus für arme verwahrloſte Kinder, das ſie damals gründete, iſt vielleicht das erſte Rettungshaus, das überhaupt errichtet ward. Die Höflinge freilich konnten ſich noch nicht recht drein finden und die alte Landgräfin-Mutter Sophie auch nicht. Denn wenn Chriſten mitleidig ſind, werden ſelten Leute fehlen, die ihrerſeits zwar nicht zu dem Elend der Armen, aber doch zu ſolchem Mitleid gegen die Armen eine mitleidige Miene machen. Und nun vollends wenn Jemand ſo mitleidig iſt wie Eliſabeth. Die Höflinge lagen dem Landgrafen in den Ohren, daß es bei dieſer unbegrenzten Wohlthätigkeit über die Schatzkammer gehe; aber Ludwig, dem dies Walten ſeiner Eliſabeth auch eine Freude war, antwortete: „Laſſet nur meine liebe Schweſter Gutes thun. Wer den Armen giebt, der leihet dem Herrn. Wenn ſie mir nur nicht die Wartburg, Eiſenach und Neuenburg*) verſchenkt."

Die Geſinnung der Mutter Sophie iſt in einer ſchönen Sage beſchrieben worden, die ein treffliches Seitenſtück zur Geſchichte vom Mantel des heiligen Martinus von Tours iſt. Die Sage berichtet alſo: Eliſabeths Schwieger, die ſtolze Landgräfin Sophie, habe längſt das niedrige Dienen, zu dem ſich ihre Schwiegertochter herabließ, als etwas gemißbilligt, das einer Fürſtin unwürdig ſei. Da habe Eliſabeth eines Tages ſogar einen armen Ausſätzigen

*) Das Schloß zu Freiburg an der Unſtrut, das früher das Reſidenzſchloß Ludwig des Springers geweſen war.

aufgenommen und — in's Bett des gerade abwesenden Landgrafen gelegt. Bald nachdem dies geschehen, sei der Landgraf heimgekommen und seine Mutter habe ihn alsbald bei Seite genommen, sie wolle ihm nur zeigen, wie weit Elisabeth es mit ihrer Liebe treibe. Darnach habe sie ihn an sein Bett geführt, worin der Aussätzige gelegen. Das sei dem Landgrafen doch zu arg gewesen, er habe die Decke weggerissen. Aber welcher Anblick! Er sieht nicht den Aussätzigen, er sieht die Gestalt des Gekreuzigten in seinem Bette liegen. Da wendet sich sein Zorn in bitterliches Weinen und er muß seiner lieben „Schwester" das Unrecht abbitten und sie ermuntern, recht oft solche Gäste in sein Bett zu legen. — Das ist eine Sage; aber doch auch ein Beweis dafür, wie das sagenbildende Volk am Worte des Heilandes hielt: Das habt ihr Mir gethan.

Auch in Ludwigs Herz mag bisweilen doch der Gedanke gekommen sein, als trage ihm Elisabeth zu viel Schätze heimlich hinweg. Darauf deutet eine andere Sage hin. Einst stieg sie von der Wartburg hinab mit einem Körbchen, darin allerlei Gaben für die Armen waren, die am Berge auf sie harrten. Da kam ihr plötzlich Ludwig in den Weg, seinen Argwohn im Herzen. Was trägst Du da? herrscht er sie an. Sie erröthet und seufzt leise um Hilfe zum Herrn. Er aber reißt das Tuch hinweg, das die Gaben bedeckt, und siehe! eitel prächtig duftende Rosen sieht er vor sich liegen. — Das sagenbildende Volk wußte es, daß im Wort des Herrn das Almosen ein süßer Geruch genannt wird. (Phil. 4, 18.)

Nein, was Elisabeth den Armen reichte, das stahl sie nicht ihrem lieben „Bruder" aus der Schatzkammer, sondern das waren die Schätze, die sie durch Fleiß, Sparsamkeit und Entsagung gewann. Während andere Fürstinnen in Sammet und Seide und Edelsteinen einhergingen, trug sie ein schlichtes selbstverfertigtes Gewand. Einst, so erzählt eine dritte sinnreiche Sage von ihr, schickte ihr Vater, der König Andreas, eine Gesandtschaft aus Ungarn auf die Wartburg, daß sie zusehen sollte, wie es seiner Tochter erginge, denn er hatte gehört, daß sie ein armseliges Leben führe. Als nun die Gesandten ankamen, erschrak der Landgraf, denn er gedachte, wie ja Elisabeth kein fürstlich Kleid mehr behalten habe und wie man da meinen werde, er halte sein Weib armselig. Elisabeth aber suchte ihn zu beruhigen: Ich werde mich bei den Rittern zu entschuldigen wissen und will sie so freundlich behandeln, daß ich ihnen ebenso gefallen werde, als prangte ich in den schönsten Kleidern. Sie kleidete sich so gut sie eben konnte, ging zu den Gesandten hinein und redete mit ihnen in ihrer anmuthigen, holdseligen Weise. Und was geschahe? Die Landgräfin erschien in aller Augen mit den prächtigsten Seidengewändern bekleidet und in einem Mantel von azurblauem Sammet mit kostbaren Perlen übersät, so daß die Gesandten versicherten, die Königin von Frankreich könne nicht reicher geschmückt sein. — Auch diese Sage ist ein Stück volksmäßiger Schriftauslegung. Lies doch, was vom inwendigen Schmucke der Weiber 1. Petri 3, 3—5 geschrieben steht.

Aber ich muß die lieben Leser wieder auf geschichtlichen Boden führen. Im Jahre 1227 schrieb der Papst Gregor IX. einen neuen Kreuzzug aus. Der deutsche Kaiser Friedrich II. stellte sich an die Spitze und da konnten seine Fürsten nicht wohl fehlen. Auch Ludwig entschloß sich zur Theilnahme. Wohl bangte das Herz seiner Elisabeth, wenn sie daran gedachte, wie viele Tausende von den Kreuzzügen nicht wieder heim gekommen, und wie selbst Kaiser Friedrich der Rothbart draußen im fremden Lande ertrunken war. Aber sie gedachte auch, daß es ja dem Herrn zu Ehren geschehe; darum ergab sie sich drein. Es war ein schwerer Abschied, als Ludwig, nachdem er seinem Bruder Heinrich Raspe die Regierung seiner Lande befohlen, in Schmalkalden, biswohin sie ihm gefolgt waren, sein Weib und seine Kinder noch einmal herzte. Einen Ring mit dem Gotteslamm gab der Scheidende seiner „Schwester" zum Abschied. Es sollte sein letztes Herzen, seine letzte Gabe gewesen sein. Noch vor der Abreise aus Europa ward Ludwig von einem Fieber angesteckt, das im deutschen Heere ausgebrochen war. Der Tod nahte ihm schnell. Er starb zu Otranto im Königreich Neapel*) am 11. September 1227.

Nur nach und nach theilte man der zwanzigjährigen Wittwe die erschütternde Todesnachricht mit. Ihr ganzes Wesen bebte zusammen in der Ahnung dessen, was nun über sie kommen würde. Aber sie brach nicht zusammen. Ihr Herr war ihre Stärke. Er ward auch, obwohl erst nach schwerem Leid, für sie der Wittwenrichter.

Heinrich Raspe, dem Ludwig, als seinem Bruder, das Weib und die Kinder an's Herz gelegt hatte, riß zunächst das Land, das er nur als Vormund der Kinder regierte, an sich und zwang dann die verlassene Wittwe die Wartburg zu meiden. Ihre vier Kinder auf den Armen und an der Seite, so stieg sie, mitten im Winter, den Burgberg hernieder, von dem herab sie so viel Segen gebracht. Das war Alles, was ihr der grausame Schwager ließ. Den Leuten in der nahen Stadt Eisenach hatte er die Aufnahme der Landgräfin untersagt. So fand sie nicht einmal bei denen erbarmende Hilfe, die sie vom Hungertode gerettet hatte. Sie wanderte mit ihren Kindern in der Winterkälte von Thür zu Thür, nirgends ward sie eingelassen. Ja, das eine Mal war eine Bettlerin so frech, ihr einen Stoß zu geben, daß sie in den Koth fiel und sich am nächsten Brunnen ihre Kleider abwaschen mußte. Und das der Landesmutter, die so Manchen aus dem Koth gehoben hatte! Wir wollen annehmen, daß es in vielen Fällen nicht Undankbarkeit war,

*) Für den Pilger giebt's noch eins.

was ihr die Thüren verschloß, sondern die Furcht der Leute vor ihrem Schwager Heinrich. Aber das ist eben die wahrhaft unheimliche Gewalt der Menschenfurcht, daß sie alles menschliche Gefühl zu übertäuben weiß und den Menschen unter's Thier herunterbringen kann. Das müßte wahrlich ein schlechter Hund sein, der den Menschen, der ihn gefüttert hat, nicht treulich bewachte und vertheidigte. —

(Schluß folgt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Baden. (Fortsetzung.) Die andere Angelegenheit, welche sonderlich die katholische Kirche Badens bewegt hat, ist das früher schon im Pilger erwähnte neue Schulgesetz, durch welches die Schule der Aufsicht der Kirche entnommen wird. Evangelischerseits hat man sich dabei beruhigt, daß die Geistlichen zumeist zu Vorsitzenden der Ortsschulräthe ernannt wurden, und betonte es nicht besonders, daß ihnen eigentlich dieser Vorsitz eben als Geistlichen ohne viel Wählen zukommen müsse. Aber katholischerseits hat's viel Erregung gegeben, nachdem die Geistlichkeit, zuoberst der greise Erzbischof von Freiburg, den Anstoß gegeben hatte. Von etwa 12—1300 katholischen Gemeinden verweigerten 90 und etliche die Theilnahme an den Wahlen zu den Ortsschulräthen, so daß die Regierung selbst die Ortsschulräthe ernennen mußte, um ihr Schulgesetz durchzuführen. Die Lehrer geriethen dadurch je mehr und mehr in ein Kreuzfeuer zwischen Clerus und Landesregierung. Der Erzbischof untersagte ihnen jeden Verkehr mit den staatlichen Schulaufsichtsbehörden, und die Regierung hinwiederum wies sämmtliche Lehrer an, etwaigen Anordnungen der kirchlichen Behörden nicht zu gehorchen, wenn dieselben der allgemeinen Schulordnung zuwiderliefen. Der Erzbischof ordnete an, daß in das allgemeine Kirchengebet die Worte aufgenommen würden: „Laß auch die Eltern besonders jetzt eingedenk sein der schweren Verantwortung für christliche Kinderzucht und erhalte für ihre Kinder die Anstalten katholischer Erziehung.“ In einer großen katholischen Bürgerversammlung zu Heidelberg wurde eine Adresse an den Großherzog beschlossen und diese durch 12 Abgeordnete überreicht. Ueber 120 Orte entsandten Deputationen an den Großherzog und noch mehr wurden beabsichtigt, so daß derselbe endlich erklärte, er wolle keine solche Deputationen mehr empfangen. Hin und her im Lande wurden katholische Wanderversammlungen (Casino's) gehalten, in welchen man die Gemüther zum Beharren beim Widerspruch zu stärken suchte. Etwa 10 solche Versammlungen waren bereits gehalten, da erwählte man im Februar d. J. auch Mannheim zum Versammlungsort. Hier aber stieß man (den 23. Februar) auf den hartnäckigen Widerstand der Freisinnigen. Die Mannheimer verweigerten die Kirchen und untersagten die Zusammenkunft. Und als man gleichwohl sich versammeln wollte, verfolgte der Pöbel der Stadt — selbst die Schuljugend fehlte nicht — die Katholiken und mißhandelte einige Geistliche. Als man sich nach (dem bayrischen) Ludwigshafen flüchtete, um dort ungestört zu tagen, ward auch dort die Zusammenkunft nicht gestattet. Diese Schlappe trug nicht wenig dazu bei, die fast ängstlich gewordene Regierung wieder zu ermuthigen, doch sollte ihre Hoffnung auf völlige Unterdrückung der katholischen Bewegung durch einen abermaligen Hirtenbrief des Erzbischofs vereitelt werden, der in allen katholischen Kirchen Badens vorgelesen ward. Darin rügte der Erzbischof nicht bloß die Mannheimer Auftritte und die Mißhandlungen der Geistlichen, sondern versuchte auch, die Gemeinden des Weiteren über die Gefahren der neuen Schulordnung aufzuklären. Wenn er aber am Schlusse eine befriedigende Lösung der Angelegenheit von der landsväterlichen Fürsorge des Großherzogs erwartete, so könnte er sich in dieser Erwartung wohl getäuscht haben. Ohne ein beiderseitiges Nachgeben wird die Sache schwerlich zu einem befriedigenden Ende kommen. Vor der Hand aber bestehen beide Theile mit Nachdruck auf ihren Forderungen. Zu bedauern ist es, daß die katholische Partei von dem erlaubten Wege der Petitionen auf den mindestens sehr verdächtigen der Demonstrationen gerathen ist; aber ebenso bedauerlich ist es auch, daß der Großherzog und seine Regierung für die anhaltenden und zahlreichen Bitten der Unterthanen kein Ohr haben, sondern in denselben eine Auflehnung gegen die bestehende Gesetzgebung sehen. —

Am 30. October vorigen Jahres ist in Bretten (Melanchthons Geburtsort) ein von Prof. Drake verfertigtes Melanchthon-Denkmal (überlebensgroße Bronze-Bildsäule) in Gegenwart des Großherzogs feierlich enthüllt worden. —

Die evangelische Gemeinde in Constanz ist im Begriff, sich ein Gotteshaus zu bauen, und wendet sich um Unterstützung an die christliche Bruderliebe, da ihre Mittel nicht ausreichen. Sie hält jetzt ihre Gottesdienste in einem katholischen Gotteshause. Vor dem Thore der Stadt, in möglichster Nähe der Stätte, an welcher Joh. Huß verbrannt wurde, hat sie einen Bauplatz erworben und hofft, die evangelische Christenheit werde ihr beistehen, daß das Gotteshaus als ein Denkmal des Joh. Huß in würdiger Weise errichtet werden könne. Am 6. Juli d. J., gerade 450 Jahre nach Hussens Tod, wollte sie den Grundstein der neuen Kirche legen. —

Am 14. Januar d. J. starb in Karlsruhe der evang. Prälat Dr. theol. C. Ullmann, ein durch seine exegetischen, dogmatischen und kirchengeschichtlichen Schriften wohl bekannter Theolog. Geboren im Jahre 1796 als der Sohn eines badischen Landgeistlichen, gebildet in Baden, war er erst Docent in Heidelberg, dann von 1829—36 ordentlicher Professor in Halle, danach Professor und Kirchenrath in Heidelberg, zuletzt Director des badischen Oberkirchenraths, welches Amt er gegen Ende 1860 niederlegte. Der Sturm der Freisinnigen gegen die von ihm geförderte neue Agende war die Ursache seines Rücktritts von diesem Amte. Sein Kranken- und Sterbebett war wahrhaft erbaulich. Eine schöne Geduld, ein seliger Friede im Glauben an den lebendigen Christus verklärten seine Leidenstage. Sprüche aus der heiligen Schrift, Kernlieder aus dem Schatze unserer Kirche waren sein Labsal; sein letzter Hauch war: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist.“ — Seine bedeutendsten Arbeiten sind die Schriften über die „Sündlosigkeit Jesu,“ die „Reformatoren vor der Reformation“ und die Mitherausgabe der theologischen Studien und Kritiken, einer gelehrten Zeitschrift. —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 34. Dresden, den 20. August 1865.

Am zehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 19, 41—48.

Am heutigen Sonntag begeht die christliche Kirche von jeher das Gedächtniß der Zerstörung Jerusalems. War Jerusalem nicht bis zum Himmel erhoben? Ist es nicht seit der Zeit David's, der die Königsburg Zion dort gründete, und Salomo's, der den Tempel baute, eine Hütte Gottes gewesen, die heilige, auserwählte Stadt Gottes und Seines Volkes Israel, wo die Priester und Opfer, das Gesetz und die Propheten ihre geweihete Stätte hatten, und wo Christus, der eingeborene Gottessohn, zuletzt sich selber hören und sehen ließ mit Seiner Herrlichkeit voll Gnade und Wahrheit? Doch hat es nicht 40 Jahre gedauert, nachdem der HErr dort die Erlösung der ganzen Welt vollbracht und durch Seine Apostel Seine Kirche gegründet hatte, da ist Jerusalem, unter dem Gericht Gottes zusammengestürzt. In den ersten Augusttagen des Jahres 70 n. Chr. ist es von dem römischen Feldherrn Titus mit greulichem Blutvergießen zerstört worden, und die Juden sind seitdem zerstreut in alle Lande. Das hören wir im Evangelium den HErrn voraussagen mit Thränen; während Er unter dem Hosiannarufe des Volkes über die Höhe des Oelbergs Seinen letzten Einzug hält, sieht Er die Stadt an und weint über sie. Blicke in Sein treues Heilandsherz! Was wollte Er lieber, als Seiner Königsstadt Friede bringen, und nun muß es Gericht sein! Wie gern möchte der HErr Jesus die Unbekehrten noch erretten. Das zeigen:

1) Seine Thränen über Jerusalem. — Es giebt schon menschliche Thränen, die vor Gott hoch und theuer geachtet sind. In Ps. 56 betet David in großer Noth: „Fasse meine Thränen in Deinen Sack; ohne Zweifel Du zählest sie." Zum Trost steht Offb. Joh. 21: „Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen." Ps. 126 giebt die goldne Verheißung: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten," eine viel reichere Ernte, als die jetzt eingesammelt wird. Aber köstlicher sind in allen Menschenaugen keine Thränen zu finden, als die der zerknirschten Reue und Buße, sowie Petrus nach der Verleugnung „hinausging und weinte bitterlich". Je bitterer das Auge überfließt, das seine Sünde sieht, desto süßer wird Jesus Seine Gnade zur Vergebung darauf gießen, gleichwie Petrus bei Ihm wieder Frieden gefunden hat. Denn mit solchen Reuethränen allein, die aus zerschlagenen Herzen hervorquellen, ersparen wir dem HErrn Jesu Seine Thränen, daß Er nicht auch über uns jammern und weinen muß; und nur über einen Sünder, der Buße thut, giebt es Freude im Himmel vor Gott und allen Seinen Engeln. O Mensch, mache deinem Heiland durch deinen Bußschmerz eine Freude, und höre auf,

dich mit der Welt in Sünden zu freuen, daß Er nicht über dich weinen muß! Denn sieht Er uns nicht Alle an von der Höhe des Himmels, wie Er von der Höhe des Oelbergs die Stadt Jerusalem ansah? Und vor Seinen Augen standen alle Sünden dieser Stadt, die Heuchelei der Pharisäer und Obersten, die Sicherheit und Weltlust und Gottvergessenheit des Volkes! Sie bedenken nicht zu dieser ihrer Zeit, was zu ihrem Frieden dienet, es ist vor ihren Augen verborgen. Darüber bricht Ihm das Herz und Seine Thränen zeigen es, wie gern Er das verdiente Gericht von ihnen abwenden und sie noch retten möchte. Hat Er aber über Jerusalem, die geliebte Gottesstadt, weinen müssen und keine Rettung für sie gewußt, wenn sie sich nicht zur Buße kehrte, woher sollte dann für uns ein Vorrecht kommen, daß wir ungestrafter vom Glauben weichen und mit der Welt leben dürften, als könnten wir am Ende doch dem Gerichte entrinnen? Nein, diese Thränen zeigen es im vollen Ernst, daß ohne wahre Bekehrung gar keine Hülfe ist; da kann auch der Heiland nicht Heiland sein, wo Er nicht gläubig angenommen wird, da ist auch für uns keine Annahme bei Gott, sondern lauter Verwerfung. Wie laut wehklagen diese Thränen: Ich wollte und sie wollen nicht, Ich wollte sie sammeln wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel, aber sie wollen nicht hören, stoßen das Heil von sich und das Gericht fürchten sie nicht. Er zürnt nicht, sondern aus großer, tiefer Liebe weint Er; so brennt es dem HErrn Jesu im Herzen, wenn sich Unbekehrte nicht retten lassen wollen, wo Er doch will. Mit solchen Thränen läuft Er uns Sündern nach: Kehre doch wieder! was habe ich dir gethan, daß du nicht zu mir willst, daß ich dich selig mache! was läufst du blindlings deinen Weg und suchst dir selber das Verderben! O daß ein Tropfen von diesen schmerzensvollen Liebesthränen Jesu auf unser Herz fiele, daß es davon erweicht und geschmolzen würde, daß uns die Augen aufgingen und wir bedächten, was zu unserm Frieden dienet! — Sonst ist auch für uns geredet:

2) Seine Gerichts-Weissagung über Jerusalem. — Die gnädige Zeit der Heimsuchung Christi ging nun zu Ende, und Jerusalem hat diese Zeit nicht erkannt, hat die ewige Liebe und den Friedefürsten verworfen, so muß nun der Zorn über sie kommen. Das hatte ihnen der HErr schon oft angekündigt: „Ihr werdet sterben in euren Sünden; das Reich Gottes wird von euch genommen und den Heiden gegeben, ihr aber werdet ausgestoßen werden.“ Je fester sie sich aber im Unglauben verstockten, desto stärker predigt Er ihnen das Gericht und schüttet hier aus Seinem trauernden Herzen die ganze Weissagung ihrer Strafe heraus. Denn das ist rechte, treue Liebe, daß dem Sünder schon im Voraus seine verdiente Strafe vorgehalten wird, ob er nicht durch die Drohung sich noch aufschrecken und bekehren läßt, wenn er sich von der Gnade nicht locken läßt. Das ist auch die heilige Pflicht der Prediger, die im Amte Christi stehen, daß sie die Gnade nicht über Alle ohne Unterschied hinwerfen und auch die Unbekehrten beruhigen und mit falschem Trost hinhalten sollen; nein, mag auch ihnen das Herz dabei bluten und die Augen weinen, sie müssen das Gericht predigen und Fluch und Hölle ankündigen über Alle, die sich nicht von Herzen bekehren wollen. So hatte schon Moses dem Volke Israel gepredigt, lies nur z. B. 5. Mos. 28: „Wirst du der Stimme des HErrn, deines Gottes, nicht gehorchen, so werden alle Flüche über dich kommen; der HErr wird unter dich senden Unfall, Unrath und Unglück, bis du vertilget werdest; Er wird ein Volk über dich schicken von ferne, wie ein Adler fliegt, das wird deine Früchte verzehren und wird dich ängsten in allen deinen Thoren, bis daß es niederwerfe deine hohen und festen Mauern, und du wirst das Fleisch deiner Kinder fressen in der Angst und Noth, damit der Feind dich drängen wird; und werdet verstöret werden von dem Lande, und der HErr wird dich zerstreuen unter alle Völker von einem Ende der Welt bis ans andre, und werdet euren Feinden zu Knechten und Mägden verkauft werden, und wird kein Käufer sein.“ Das bestätigt hier der HErr Jesus; und ist nicht Alles Wort für Wort an den Juden zur schrecklichen Wahrheit geworden, so daß sie nachher fühlen mußten, was sie zuvor nicht glauben wollten? Als die Zeit der Geduld Gottes zu Ende war, da kamen die Römer, wie die Adler über ein Aas kommen, nahmen und plünderten das ganze jüdische Land, legten ihr Heer und ihre Kriegswagen wie einen eisernen Gürtel um die Mauern von Jerusalem; Niemand durfte in die Stadt, wer herauskam, wurde erschlagen; drinnen wütheten Hunger und Pest, Streit und Aufruhr, von allen Seiten Tod und Jammer ohne Erbarmen, zu Haufen lagen die Leichname umher; bis endlich die Römer hineinbrachen und Alles vor sich her mordeten, daß Bäche von Blut durch die Straßen flossen. Und der Tempel wurde verbrannt und die ganze Stadt wüste gemacht, und alles übrige Volk zu Sclaven verkauft; und von da an sind die Juden unstät und flüchtig auf der ganzen Erde. Je größer die Gnade gewesen war, desto furchtbarer wurde jetzt das Gericht. Das hat Gott gethan als ein Vorzeichen vom letzten Weltgericht. Jetzt haben wir die Kirche, das Wort, das Gnadenreich Jesu Christi, wie es einst Israel hatte; wird es Gott nicht auch von uns fordern, wenn wir in der Zeit unserer Heimsuchung nicht bedenken, was zu unserm Frieden dienet? Soll uns das nicht warnen, weil es noch Zeit ist? Sollen wir nicht in uns schlagen, wenn wir hören und lesen von dem gestrengen Richterstuhl, vor dem wir einst offenbar werden müssen, von dem Pfuhle der Hölle, der mit ewigem Feuer brennt, von dem Fluch Gottes über Alle, die Seinen lieben Sohn

nicht annehmen im Glauben? Der HErr möchte noch retten, was sich nur retten läßt; darum hat Er auch uns in Seinem Worte die ewige Zukunft und das Gericht vorausgesagt, wie Er Jerusalem seine Zukunft weissagte.

3) Sein Strafen und Lehren im Tempel zu Jerusalem. — Vom Oelberg herab ging der HErr in den Tempel. Bis ans Ende läßt Er nicht ab, an Seinem Volke zu arbeiten. Er wußte wohl, was der Text erzählt, daß die Hohenpriester ꝛc. Ihm nachtrachteten, daß sie Ihn umbrächten; aber alle Bosheit hat Ihn nicht zum Schweigen, sondern nur mehr in den Eifer gebracht. „Alles Volk hing Ihm noch an und hörte Ihn." Noch war's also Zeit, daß wenigstens Etliche zum Glauben herumgeholt würden. Darum trat Er frei, offen und gewaltig mit Strafen und Lehren hervor. Er griff das Verderben des Volkes an seinem rechten Sitze an. Im Tempel wurde mehr dem Mammon als Gotte gedient; durch das Kaufen und Verkaufen der Opferthiere und durch das Wechseln und Handeln mit dem Geld war das Heiligthum auf das Gröbste entweiht, und durch die falsche Lehre und den Unglauben der Pharisäer und Sadducäer war auch das Heiligthum der Herzen verwüstet, wurden die Seelen des Volkes gemordet, geistlicher Tod herrichte in dem ganzen Tempeldienst. Darum sagt der HErr eifernd: „Ihr habt mein Bethaus zur Mördergrube gemacht." Darum trieb Er sie Alle hinaus, als der Herr des Tempels, der alles Unheilige richtet und hinausstößt. Da ward Alles wieder still um Ihn und vor Ihm und „Er lehrte sie täglich im Tempel". Sein Wort allein sollte den Tempel und die Herzen erfüllen; mit Seinem Worte wollte Er auch jetzt noch das Erstorbene auferwecken, das Verlorene retten, die blinden Augen aufthun. O wie hat der treue Hirt Seine Retterhand nach Seinem Volke ausgestreckt bis in die letzten Tage, wo Jerusalem für Ihn selber zur Mördergrube wurde, und hat mit Gnade und Gericht, mit Thränen und mit Blut um sie geworben! Wollen wir wie Jerusalem diese Hand zurückstoßen, die Er den ganzen Tag auch nach uns ausstreckt? O halte Er bei uns eine rechte Tempelreinigung, daß Er Welt, Mammon und allen Sündenhandel aus unsern Herzen mit Gewalt austreibe. Aber Jesus soll drin bleiben im Tempel und Heiligthum unserer Herzen, ob Ihn gleich alle Welt verachte und verwerfe, und soll uns täglich lehren, auf daß unsere blinden Augen aufgethan werden und wir erkennen, was zu unserm Frieden dienet. — Täglich lehre Er uns Seine Wege, damit wir bekehrt und errettet nie in Sein Gericht, aber hier und ewig in Seine Gnadenhände fallen mögen! Amen. —

St. N.

Die Zerstörung Jerusalems.

In der Woche des 10. Sonntags nach Trinitatis hat der Pilger gern der Zerstörung Jerusalems gedacht. Auch dies Jahr möchte er ihr Gedächtniß nicht übergehen und zu dem Ende die Worte mittheilen, mit denen Prof. Dr. Luthardt in seinem Vortrage über die Geschichte der apostolischen Kirche*) von diesem Ereigniß geredet hat.

„Um diese Zeit (der ersten Christenverfolgung, in der Petrus und Paulus den Märtyrertod starben) zog sich bereits das schwere Gewitter über Judäa zusammen, das im Untergange Jerusalems ein so erschütterndes Gottesgericht herbeiführen sollte. Seltsame Wahrzeichen kündigten das nahende Gericht an. Ein sinnverwirrter Mensch, Namens Jesus, begann an einem Laubhüttenfeste plötzlich mitten in der Volksfreude seinen Weheruf über Jerusalem, den er sieben Jahre und sechs Monate lang fortsetzte, bis ihn bei der Belagerung der Stadt das tödtliche Geschoß traf. Mit dem Wehe über Jerusalem ist er gestorben. Man erzählte sich, im letzten Jahre sei in der heiligen Nacht des Passahfestes die eherne Thüre am Tempel aufgesprungen, an Pfingsten wollten die Priester Stimmen wie von Unsichtbaren gehört haben: „Lasset uns von hinnen ziehen;" mit mannigfachen Vorzeichen eines schweren Unglücks trug man sich und eine bange Ahnung bemächtigte sich der Gemüther.

Schon etliche Jahre hatte der Kampf mit den Römern in Galiläa und Judäa gewährt, die Waffen der Juden schienen vorübergehend glücklich zu sein; die Christen ließen sich dadurch nicht täuschen: in Erinnerung an die Gerichtsweissagung ihres Herrn verließen sie Jerusalem und gingen in das Ostland jenseit des Jordan.

An einem Osterfest war es, daß sich das Geschick Jerusalems entschied. Mehr als eine Million Menschen war zur Festfeier in der heiligen Stadt versammelt. Da rückten die römischen Legionen herbei und schlugen ihre Lager vor der Stadt auf; von allen Seiten war sie vom Feinde umringt. Ein heftiger Kampf entspann sich. Römische Tapferkeit und religiöser Fanatismus rangen mit einander um den Sieg. In der Stadt aber wüthete wilder Parteikampf, Verzweiflung und Hunger. Die Geschichte berichtet von Gräueln, bei denen uns das Blut in den Adern erstarrt und die Sonne aus ihren ewigen Gleisen hätte weichen mögen, um nicht diese Scenen zu schauen.

Ein Theil der Stadt war bereits erstürmt; noch hielt sich der trotzige Muth der Wahnsinnigen im Tempel; in das Heiligthum selbst wälzte sich der blutige Kampf. Da kam der Tag, an dem die Herrlichkeit Israels dahinsank. Titus hatte den Tempel verschonen wollen. Es

*) Dem dritten der im vorigen Winter gehaltenen Vorträge.

war vergebens. Es sollte nicht sein. Er trat hinein, das Heiligthum noch einmal zu sehen, dann loderte es auf und sank zusammen. Es war am 10. August des Jahres 70, an demselben Tage, an welchem auch der erste Tempel durch die Macht des Chaldäers Nebukadnezar zerstört worden war, vierzig Jahre nach Jesu Tod. Jesus hatte dieses Gericht geweissagt; schaurig hat Sein Wort sich erfüllt. Nicht ein Stein ist auf dem andern geblieben. Die Dichter haben den Fall Troja's*) besungen, die Geschichte hat die Zerstörung von Magdeburg mit erschütternden Zügen in das Gedächtniß der Menschheit eingetragen. Aber was ist Troja und Magdeburg gegen Jerusalem! Hier zählen die Todten nach Hunderttausenden, und die Schrecken jener Tage sind wie ein Vorspiel des Endgerichts.

Seitdem war das Band, welches die christliche Kirche mit Israel noch zusammengehalten hatte, gelöst. Gott selbst hatte es gelöst; seitdem ging die Kirche selbständig ihren Weg."

Allerlei Denkstätten.

8. Erinnerungen an die heilige Elisabeth.

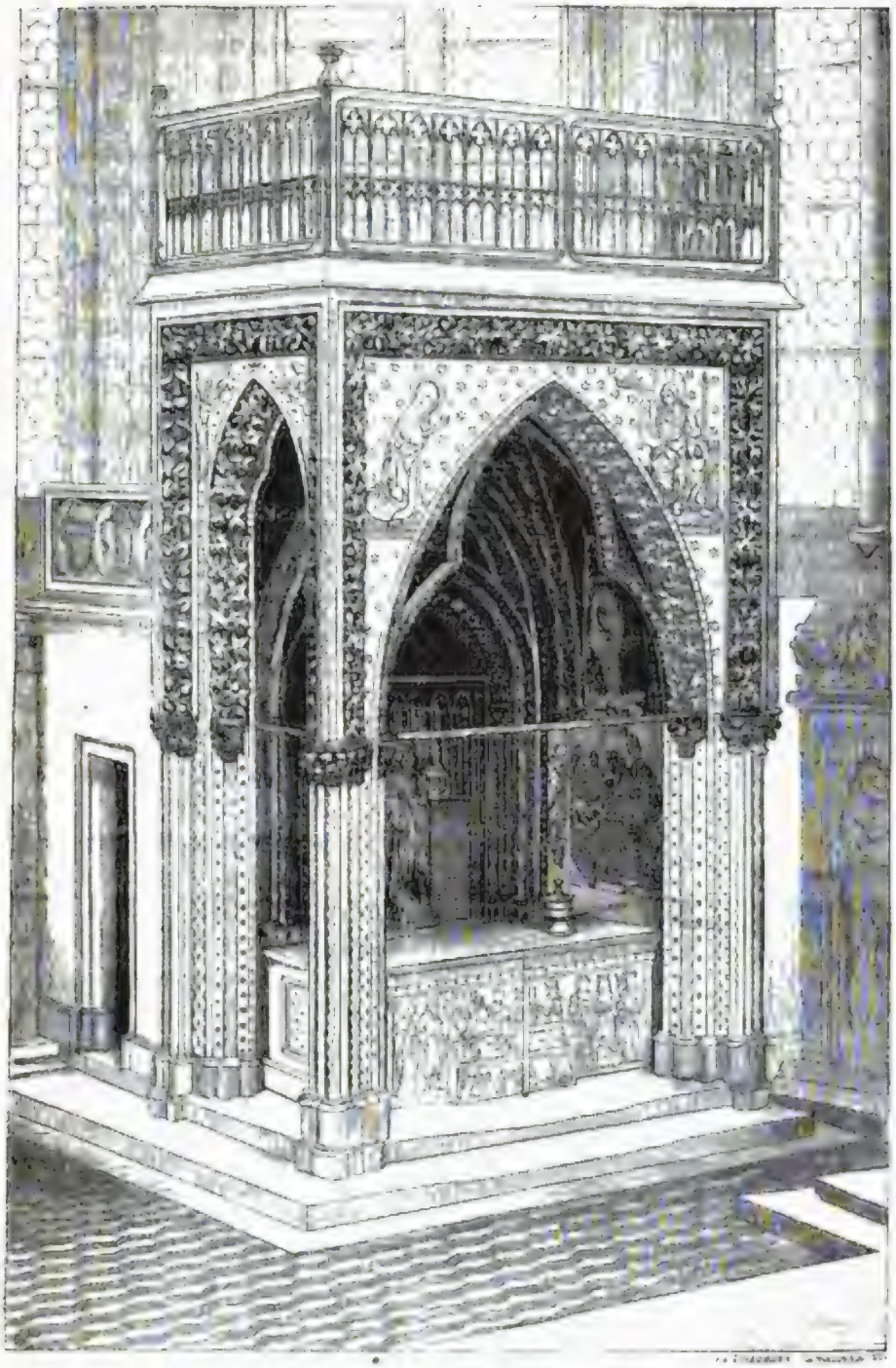
(Schluß.)

Elisabeth trug dies Alles als ein Kreuz vom HErrn. Sie hatte nicht die Demuth, die nur selber sich demüthigen will, aber ungeberdig sich stellt, wenn sie gedemüthigt wird. Gleich in der ersten Nacht, die sie in ihrer Verbannung zubringen mußte, ging sie in eine Kirche der Franziscaner, die sie selbst gestiftet, und bat man möchte Gott zu Ehren, der ihr solch Kreuz auferlegt, ein Tedeum (Herr Gott, Dich loben wir ꝛc.) singen. Es war ihr keine Redensart: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt! Weil sie aber nirgends Aufnahme fand und in einem leeren Schweinestall, darein sie einmal ihre Kinder betten durfte, doch nicht für immer bleiben konnte, hatte sie sich bereits entschlossen in das von ihr selbst für Arme gestiftete Spital zu gehn und dort ihr Leben zu beschließen, da sandte der Herr der frommen Dulderin Seine gnädige Hilfe. Eine Tante von ihr, die zu Kitzingen am Main Aebtissin war, hörte von ihrem Elend und bot ihr alsbald ihr Kloster zur Zufluchtsstätte an, bat auch ihren Oheim den Bischof Eckbert von Bamberg, sich der armen Verstoßenen anzunehmen. Der war denn gern bereit, ihr Hilfe zu leisten und wies ihr das schöngelegene Schloß Pottenstein bei Bayreuth zum stillen Wittwensitze an, versah sie auch mit standesgemäßer Dienerschaft.

Da kam die Nachricht von der Ankunft des Leichnams ihres Gemahls in Bamberg. Der Leichnam war einbalsamirt und bei der Heimkehr der Kreuzritter mitgenommen worden. Bei der Leichenfeier gewann Elisabeth durch schlichte Erzählung der ihr widerfahrenen Unbilden das Herz der Ritter, so daß sie's wagen durfte unter deren Schutze die Leiche zum Begräbniß von Bamberg nach Thüringen zu begleiten. Und als sie nun mit dem harten Schwager Heinrich Raspe die Leiche zu Reinhardtsbrunn bei Gotha in die Fürstengruft eingesenkt hatte, da nahm der edle Rudolf von Varila, der die Treue seines Vaters Walther geerbt hatte, für die verstoßene Landgräfin so männlich das Wort und wußte das Herz des grausamen Schwagers so mächtig zu rühren, daß dieser sich mit Thränen nicht nur zur Wiederaufnahme der Landgräfin, sondern auch zur Anerkennung des Erbrechtes ihres Sohnes Hermann bereit erklärte. Er setzte ihr 500 Mark Silber zum jährlichen Unterhalte aus und, was noch mehr werth war, er bat auch die von ihm so schwer Betrübte herzlich um Verzeihung. Da war nun wieder Freude bei den Engeln Gottes.

Auf der Wartburg, wohin Elisabeth jetzt zurückkehrte, blieb sie etwa ein Jahr lang. Aber sie war den Freuden des Hoflebens noch fremder geworden, als sie's zuvor schon gewesen. Sie sehnte sich nach stillem Wirken im Dienste ihres HErrn. Darum ergriff sie's mit Freuden, als ihr die emporblühende Stadt Marburg mit ihrem Gebiet und Einkommen von Heinrich zum Wittwensitz angewiesen ward. Sie zog dorthin, nahm aber nicht Besitz vom fürstlichen Schlosse, sondern bewohnte ein kleines Dorfhüttlein in der Nähe und später ein Häuschen neben dem Franziscanerkloster. Ob sie selbst in den Franziscanerorden eingetreten, ist nicht ausgemacht. Fast ist's bei dem ungemessenen Einfluß, den der Dominicaner Conrad von Marburg als Beichtvater auf sie ausübte, nicht denkbar. Dieser Conrad, den wir schon früher erwähnt, war eine merkwürdige Person: ein Geier, der die Bewachung einer Taube übernommen. Von seiner Herkunft weiß man fast nichts, nur daß er als Beichtvater die Landgräfin beständig geleitet, ihr sogar bestimmte Regeln für ihre Andachtsübungen vorgeschrieben, und daß er als der vornehmste deutsche Ketzerrichter Tausende zur Hinrichtung geliefert und damit seinen Namen und den der Inquisition in ganz Deutschland stinkend gemacht hat. Er fand ein gewaltsames Ende. Aus Rache für seine Grausamkeiten ward er von einigen deutschen Edelleuten im Jahre 1233 erschlagen. Was an der Landgräfin etwa von Ausartungen der Frömmigkeit zu finden war, ihre selbsterwählte Heiligkeit, ihre Selbstpeinigungen und dergleichen, das kommt zumeist auf seine Rechnung. Er war im Stande, das edle Weib in einer irrigen Richtung ihrer Andacht dadurch zu bestärken, daß er sie eigenhändig ohrfeigte und geißelte, um sie zur „vollendeten Heiligen" zu machen und sie dann als sein Werk dem Papste zur Heiligsprechung zu recommandiren. Es ist wahrlich zu verwundern, daß

*) Eine im Jahr 1184 vor Christo von den Griechen zerstörte Stadt Kleinasiens, von deren Zerstörung der griechische Dichter Homer ein Heldengedicht gesungen.



Das Grabmal der h. Elisabeth in der Elisabethkirche zu Marburg.

in diesen Händen die begnadigte Seele ihrer ursprünglichen innigen Heilandsliebe nicht mehr entfremdet ward und in gesetzliches Wesen hineingerieth.

In Marburg verlebte die gottselige Wittwe die letzten drei Jahre ihres kurzen und doch so reichen Lebens. Der Born ihrer Barmherzigkeit, der aus der Liebe zum Heiland entsprungen, war durch keine Werktreiberei zu verstopfen oder auch nur trübe zu machen, obwohl diese Werktreiberei je länger je mehr neben ihren Barmherzigkeitswerken herlief. Von dem, was sie aus Thüringen mitgebracht, ließ sie in Marburg ein Hospital erbauen, in welchem sie selbst mit größter persönlicher Aufopferung Diaconissendienste that und selbst die ekelhaftesten Kranken verpflegte. Ihr eigener Haushalt war nach wie vor der einfachste. Jutta und Eisentraut, ihre Gespielinnen, waren noch immer bei ihr und aßen mit ihr aus einer Schüssel. Es war ihr eine Lust, die Beiden geflissentlich fortzuschicken und dann in ihrer Abwesenheit die häuslichen Verrichtungen selbst auszuführen, so daß sie bei der Heimkehr das bereits gethan fanden, was sie selbst noch hatten thun wollen. Daneben suchte sie auch wie früher die armen Kranken in ihren Häusern auf und brachte ihnen Trost und Labung.

Anfang November des Jahres 1231 aber fiel sie selbst in Krankheit. Ihr vierzehntägiges Siechbett war ein Siegesbett. All ihre Habe vermachte sie den Armen bis auf ein geringes Gewand, in dem sie begraben sein wollte. Am 19. November entschlief sie selig in dem von ihr erbauten Spitale zu Marburg. Sie war nur 24 Jahre alt geworden. In der Kapelle des Spitals ward sie begraben. Bald erzählte man von Wundern, die sie gethan, und Conrad von Marburg, der auch ihr Leben beschrieben, wirkte schon im Jahre 1235 ihre Heiligsprechung vom Papste Gregor IX. aus. (Ludwig ist zwar nicht vom Papste, aber vom Volke heiliggesprochen worden. Er heißt in der Geschichte Thüringens nicht nur Ludwig VI., sondern auch Ludwig der Heilige.) Nachdem der Ordensmeister des deutschen Ordens, ein Bruder des Landgrafen Ludwig, begonnen hatte, zu Ehren der Heiligen die schöne Elisabethenkirche zu erbauen, wurden ihre Gebeine feierlich aufgehoben und in Gegenwart des Kaisers Friedrich II. und einer Menschenmenge von angeblich 1,200,000 in einen kostbaren Sarg gelegt. Etwas länger als 300 Jahre blieben die Gebeine der Heiligen in der nach ungefähr 50 Jahren vollendeten Kirche stehen, bis der evangelische Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen dem Götzendienst, der mit ihnen getrieben wurde, dadurch ein Ende machte, daß er sie aus dem Sarge herausnehmen und, in rothen Damast eingewickelt, an einem unbekannten

Orte in der Kirche begraben ließ. (1539.) Die katholische Kirche glaubt gleichwohl wiederum in den Besitz der Reliquien Elisabeths gelangt zu sein. So bewahrt man z. B. das Haupt der Heiligen in der Elisabethkirche zu Breslau auf u. s. w. Aber wie wenig paßt doch, abgesehen davon, daß man dergleichen Reliquien besondere Heilkraft zuschreibt, solch Reliquienwesen zur ganzen Demuth dieser Magd des HErrn, die auch wir Evangelische ohne päpstliche Heiligsprechung mit Freuden die heilige Elisabeth nennen. Und wie widert's Einen an, wenn man liest, daß man eine Zeitlang — jetzt ist diese Zeit hoffentlich vorüber — aus der natürlich immer erneuerten Holzbettstelle der heiligen Landgräfin Zahnstocher geschnitzt hat, die wider den Zahnschmerz unfehlbar helfen sollten.

Die Elisabethkirche (jetzt evangelisch) birgt noch heute manche Erinnerung an die fromme Elisabeth und ihre Zeit. Und seitdem sie nach längerem Verfall in würdigster Weise wiederhergestellt worden ist, werden diese Erinnerungen auch von vielen Fremden in Augenschein genommen. Denn, der in die hochgewölbten Hallen der Kirche eintritt, fällt zunächst an einer Säule links ein Bild der Jungfrau Maria auf, an ihrer einen Seite die heilige Elisabeth. Den Blick in den hohen Chor und auf den Hauptaltar hindert ein sogenannter Lettner (Lectorium) d. i. eine reichverzierte Querwand, von der aus die kirchlichen Vorlesungen, bisweilen auch Predigten gehalten wurden, die aber zugleich dazu diente, den Raum, in welchem die Chorherren ihren Gottesdienst hielten, gegen das Hauptschiff abzuschließen. An seinem Fuße ist ein Altar angebracht, ein Laienaltar, wie man's früher nannte. Und über demselben erhebt sich nun das reiche, zumeist in Stein gearbeitete Bildwerk des Lettners. Auch in diesem Bildwerk begegnen wir der h. Elisabeth mehr als einmal. Da sieht außer andern Bildwerken auch die Ueberraschte mit ihren Rosen, und dort wieder der Landgraf, wie er das Deckbett hinwegreißt und den Gekreuzigten erblickt. Aber wir eilen zur Hauptsache. Das ist das heute im Bilde mitgetheilte Grabmal der Heiligen, das im nördlichen Flügel des Querschiffs seinen Platz gefunden — ein sehr altes in großer Farben- und Goldpracht wiederhergestelltes Kunstwerk. Es besteht wesentlich in einem mit prächtig vergoldetem Laubwerk verzierten Baldachin, der das Postament überdeckt, auf welchem früher der Sarg der heiligen Elisabeth gestanden haben mag. An der Vorderseite dieses Postaments ist ein schönes Bildwerk angebracht. Die Heilige liegt in Nonnenkleidung im Sarge. Ueber ihrem Haupte schwebt, von Engeln getragen eine kleine gekrönte Figur, die ihre Seele vorstellen soll. Christus, als König des Himmelreichs mit der Weltkugel, empfängt segnend die Ankommende, zu seinen Seiten Maria, Heilige, Apostel und Ritter. Als Verzierung sind an dem Sarge, in dem die Heilige liegt, Arme, Krüppel und Lahme angebracht, die um Hülfe zu bitten und zu danken scheinen. Das Ganze ist bei aller Unfertigkeit der Kunst ein überaus liebliches Bild.

Wir übergehen die andern zum Theil recht kunstvollen Erinnerungen an Elisabeth, die auf Altarschreinen u. s. w. angebracht sind, desgleichen den großen schweren Teppich, auf dem die Geschichte des verlorenen Sohnes dargestellt ist, und zu dem Elisabeth selbst das Garn gesponnen haben soll, und wenden uns nur noch zu dem kostbaren Sarge der Landgräfin. Der ist in ziemlich unwürdiger Umgebung in einer sogenannten Sacristei, richtiger in einer kirchlichen Rumpelkammer aufgestellt, die zur Seite des hohen Chores angebracht ist. Er ist umgeben von einem verschlossenen und mit fürstlichem Siegel versiegelten Eisengitter. Eine Art Kappe kann über ihn gedeckt und in die Höhe gezogen werden, etwa wie man hie und da die Taufsteindeckel emporzieht. Solche Verwahrung ist aber auch ganz in der Ordnung. Denn der Sarg ist noch heute ein kostbares Kleinod, obwohl von den ungefähr 900 Edelsteinen, mit denen er bedeckt war, mehrere Hundert der werthvollsten längst ausgebrochen sind. Er sieht nicht aus wie unsere jetzigen Särge, sondern hat die Gestalt eines 6 Fuß langen Häuschens mit schiefem Dach, 2 Lang- und 2 Giebelseiten. Er besteht nach Einigen aus Eichenholz, das mit stark vergoldetem Kupferblech überzogen ist, nach Anderen ganz aus vergoldetem Silber. An allen vier Seiten, auch auf dem Dache, ist er reich mit Bildwerken in erhabener Arbeit aus stark vergoldetem Silber bedeckt, und diese Bildwerke sind wiederum mit zahlreichen zum Theil sehr großen Edelsteinen und Perlen besetzt, von denen man freilich oft nur noch die leeren Nester sieht. An der dem Beschauer nicht sichtbaren Langseite befand sich früher ein ganz aus Gold gefertigtes Crucifix, das leider gestohlen ist. An der untern Giebelseite sieht man Maria mit dem Christuskinde, darüber ein großer Topas und die leere Stätte eines andern gestohlenen Steins, der von allen der kostbarste gewesen ist.

Die Beraubung dieses kostbaren Sarges ist keine so alte. Noch im Jahre 1810 fehlten nur 65 Steine. Aber als Napoleon seinen Bruder Hieronymus (Jérome) zum König von Westphalen eingesetzt hatte, ward unter dessen heillosem Regiment der Sarg nach Kassel geholt. Und als nach Napoleons Sturz der hessische Kurfürst Wilhelm I. wieder in sein Land zurückkehrte, war der Raub geschehen, man weiß nicht von wem. Vielleicht prangt noch heut zu Tage da und dort eine Regentin mit dem Edelstein, der damals aus einem Crucifix ausgebrochen ward, und mit Perlen, die vom Sarge der Frau gestohlen wurden, die im Leben ohne Edelsteine schöner geschmückt war als die Königin von Frankreich. —

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Der Verlauf des nordamerikanischen Krieges.

Am Schlusse des Jahres 1863 war der Kampf zwischen den Nord- und Südstaaten Amerikas so weit gediehen, daß zwar eine baldige Beendigung desselben nicht zu erwarten war, daß aber doch die Südstaaten in entschiedenem Nachtheile trotz ihrer heldenmüthigen Vertheidigung sich befanden. Auf dem Hauptschauplatze, dem östlichen, in Virginien zwischen den beiden Hauptstädten Richmond und Washington, standen sich die Hauptarmeen, die nördliche unter General Meade, die südliche unter General Lee, fast in gleicher Stärke beobachtend gegenüber, ohne daß eine derselben einen Vortheil gehabt hätte. Dagegen hatte der Norden entschiedene Vortheile auf dem westlichen Kriegsschauplatze in Tennessee erfochten, so daß dieser Staat fast gänzlich in den Händen der Nordländer war. Diese waren hier in großer Uebermacht; General Grant hatte mit 80,000 Mann den südstaatlichen General Hardee so weit zurückgedrängt, daß das Alleghaniesgebirge, die Schutzmauer der Südstaaten, als fast durchbrochen angesehen werden konnte; bei Chattanooga hatte er eine feste Stellung gewonnen, und war bereit, in das Flachland von Georgia vorzudringen, und den wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Atlanta anzugreifen. In dem amerikanischen Kriege, der sich über ungeheure, großentheils unwegsame Landesstrecken (fast so groß wie ganz Europa) erstreckte, ist natürlich die Verproviantirung der Armeen das Schwierigste, und wer im Besitz der Eisenbahnen ist, hat einen ungeheuren Vortheil; daher gilt es vor allem, sich der Eisenbahnknotenpunkte zu bemächtigen, um schnell Verstärkungen an sich zu ziehen und die nöthigen Unterhaltsmittel herbeischaffen zu können.

Die östliche Grenze des Kriegsschauplatzes bildet das Meer, und hier waren die Nordstaaten unbestrittene Beherrscher durch ihre starke Flotte; sie blokirten die ganze Küste und hatten die wichtigsten Häfen in ihrer Gewalt. Die Südgrenze bildet der gewaltige Mississippistrom, und auch dieser war fast gänzlich in den Händen der Nordstaatler, die an den wichtigsten Punkten, in New-Orleans und Vicksburg, starke Besatzungen hatten. So waren die Südstaatler an beiden Seiten umzingelt, und in der Mitte wenigstens auf dem westlichen Reviere im Zurückweichen. Dazu kam das ungeheure Uebergewicht des Nordens an Zahl (22 Millionen) gegen den Süden (5—6 Millionen). Sie konnten daher ihren Abgang an Menschen, so ungeheuer er war, leicht wieder ersetzen. Sie hatten eine Armee von 400,000 Mann auf den Beinen, dazu eine Flotte von über 700 Schiffen; die Südstaatler etwa 250,000 Mann und so gut wie keine Flotte. Im Februar 1864 wurde von den Nordstaatlern eine neue Aushebung von 500,000 Mann angeordnet, und im September eine von 300,000 Mann; es mag aber wohl kaum ein Drittel zusammengekommen sein. Die Südländer hatten ihre Kräfte bereits so angestrengt, daß sie ihre Verluste nicht ersetzen konnten. Mit so ungünstigen Aussichten für die Südstaaten begann das Jahr 1864, und doch hielten sie den ungleichen Kampf so heldenmüthig aus, daß auch dieses Jahr die eigentliche Entscheidung noch nicht brachte, obwohl der Ausgang am Ende desselben nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Schon im Winter versuchte man von drei Punkten aus, Chattanooga im Norden, Vicksburg im Westen, und von der Seeküste im Osten aus durch ein gemeinsames Vorrücken die Südstaatler in der Mitte, in Nordcarolina, zusammenzudrängen und hier zu ersticken. Aber dieser Plan scheiterte gänzlich; General Sherman, der von Vicksburg aus vorrückte, ward zurückgeschlagen; General Grant konnte von Chattanooga aus gar nicht vorrücken, und die Flotte konnte den Hafen Mobile nicht erobern, von dem aus der Angriff von der Seeseite her geschehen sollte. Gleichzeitig mißlang ein Angriff des nordstaatlichen Generals Seymour auf den Südstaat Florida im Osten; er wurde im Februar total geschlagen. Im Februar dankte auch der Hauptgeneral Meade ab, und Grant erhielt das Obercommando; die Westarmee ging an General Sherman über. Aber auch Grant's erster Versuch, den Staat Louisiana im Westen zu erobern, mißlang gänzlich. Die Nordländer wurden am 8. April bei Creß-Roads völlig geschlagen, die Südländer eroberten einiges verlorene Terrain wieder und konnten sogar einen Einfall in Missouri nicht ohne Erfolg machen.

Im März zog der Generalissimus Grant seine Armee zusammen, um seine Operationen gegen Richmond zu beginnen. General Lee stand in einem festen Lager bei Culpepper, gegen ihn setzte sich Grant mit etwa 100,000 Mann in Bewegung, um ihn in der Fronte anzugreifen, während auf seiner rechten Seite General Sigel durch das Shenandoathal, und auf der linken General Butler von der See aus mit etwa 30,000 Mann seinen Angriff unterstützte. Am 5. Mai überschritt Grant den Rapidanfluß und nöthigte Lee durch Umgehung seiner rechten Flanke zum Rückzug nach Spottsylvania. Hier kam es den 10., 11. und 12. Mai zu blutigen, unentschiedenen Schlachten, Lee behauptete seine Stellung. Aber Grant's große Uebermacht setzte ihn in Stand, abermals Lee's rechte Flanke zu umgehen, wodurch dieser auf's Neue zum Rückzug gezwungen ward, und sich nun ganz in der Nähe von Richmond in eine feste Stellung warf, die Grant von vorn nicht forciren konnte.

Unterdessen war auch Sigel in Shenandoathale vorgedrungen, wurde aber am 15. Mai bei New-Market von den Südländern unter Breckenridge völlig geschlagen. Er wurde durch General Hunter ersetzt, der aber nicht viel mehr thun konnte.

Dagegen hatte General Butler vom Meere her längs des Jamesflusses sich Richmond genähert, und am Zusammenflusse des James- und Appamatoxstromes eine feste Stellung gewonnen. Hier stand er vor der starkbefestigten Stadt Petersburg, hinter welcher der südländische General Beauregard mit 30,000 Mann lagerte, und konnte denselben ebensowenig ergreifen, als Grant Lee. Da faßte Grant den kühnen Entschluß, an Lee vorüber zu marschiren und sich mit Butler zu vereinigen, was er auch glücklich ausführte, weil Lee zu schwach war, diesen gewagten Flankenmarsch zu hindern. Im Juni vereinigten sich Grant und Butler und griffen sogleich die Werke von Petersburg an, das aber Beauregard tapfer vertheidigte. Lee eilte sogleich zu seiner Unterstützung herbei, und so standen sich beide Heere bei Petersburg gegenüber und hielten sich in Schach. Vergeblich war am 17. und 18. Juni ein Sturm der Nordländer auf Petersburg, aber vergebens auch die Versuche Lee's, die Armee Grant's aus ihren Stellungen zu vertreiben. Viel Blut floß umsonst, doch gelang es Grant, Petersburg von 3 Seiten einzuschließen, und einen letzten entscheidenden Angriff vorzubereiten, den er aber erst zu unternehmen beschloß, wenn die heißen Sommermonate vorüber und die gehoffte Verstärkung durch die Aushebung im September angelangt wäre. Er wagte zwar den 30. Juli einen

nochmaligen Sturm, aber ohne Erfolg mit großem Verlust; dagegen schlug er auch einen Angriff der Südländer mit großem Verluste für diese zurück.

In große Gefahr brachte die Nordländer eine kühne Streifpartie der Südländer unter dem von General Lee ausgesendeten General Early. Dieser nämlich drang unerwartet durch die unbesetzten Gegenden nach Norden vor und schwärmte mit seinen Truppen bis vor die Thore Washingtons. Zwar war die Verwüstung und der Schrecken groß, aber die Gefahr ging glücklich vorüber. Grant entsendete einen Theil seiner Armee unter General Hunter zur Deckung der Hauptstadt; und obwohl dieser bei Harpers-Ferry von Early geschlagen wurde, waren die Südländer doch nicht stark genug, die erlangten Vortheile zu verfolgen, und mußten sich zurückziehen, als neue Truppen unter General Sheridan anlangten.

Die Nordländer hatten also so viel erreicht, daß die letzte Entscheidung im Frühjahr kommen mußte, und ihre große Uebermacht ließ auf einen endlichen Sieg hoffen. Hätte dieser aber blos von der Entscheidungsschlacht der beiden Hauptarmeen abgehangen, so wäre der Ausgang immerhin noch zweifelhaft gewesen; denn die Südländer vor Richmond waren noch eine respectable Streitmacht und fast lauter Kerntruppen unter erprobten Führern. Alle Hoffnung auf weitere erfolgreiche Vertheidigung vernichtete aber die kühne That des Generals Sherman, die man als eigentliche Entscheidung des Krieges ansehen kann. Als Grant das Obercommando übernahm, fiel ihm das Commando der Westarmee in Tennessee zu, die 80,000 Mann stark, in Chattanooga stand. Durch seine große Uebermacht drängte er seinen Gegner (General Johnstone) vermöge Umgehung seiner Flanken immer weiter zurück. Diesen ersetzte im Commando im Juli General Hood, der aber auch in einer Reihe von blutigen Schlachten Schritt für Schritt auf Atlanta zurückgedrängt wurde. Da diese Stadt zu stark befestigt war, umging Sherman sie, und schnitt sie von aller Verbindung ab, so daß sie im September fast von selbst den Nordländern in die Hände fiel.

Die siegreiche Armee Sherman's war aber nun tief in das Innere von Georgien nach Süden hinabgerückt, und hatte Mühe, ihren Proviant zu beziehen und die Bezugslinie zu decken. General Hood marschirte mit seiner ganzen Armee um Sherman herum nach Norden und drohte, diese Verbindungslinie ganz abzuschneiden. Da faßte Sherman den kühnen Entschluß, statt ihm nach, nach Norden zurück zu marschiren, quer durch das ganze Land auf den östlichen Kriegsschauplatz gegen das Meer zu ziehen, und Hood nur einen Theil seiner Armee unter General Thomas nachzuschicken. Dieser hatte das Glück, den General Hood bei Nashville auf's Haupt zu schlagen und im Westen die Südländer fast ganz unfähig zu machen. Sherman zog mit seiner trefflichen, geschulten Armee 70 Meilen weit ohne auf Widerstand zu stoßen, bis an die Meeresküste, und eroberte hier den wichtigen Hafenplatz Savannah, wodurch er der Sache der Südländer den Todesstoß versetzte. Das Uebergewicht der Nordländer, wenn Sherman's Armee zu der Grant's stieß, war ein solches, daß der Widerstand ohne alle Hoffnung des Erfolges blieb.

Während dieser Zeit hatte auch die Flotte der Nordländer an der Küste einige Eroberungen gemacht, doch keine von erheblicher Bedeutung, trotzdem daß die Nordstaaten durch ungeheuere Geldopfer beinahe 700 Kriegsschiffe zur Disposition hatten, welche die ganze Küste blokiren sollten. Am 5. Aug. vernichtete Admiral Farragut, nachdem er seinen Angriff auf Charleston schon im Beginn des Jahres hatte aufgeben müssen, durch einen kühnen Angriff die kleine Flotte der Südstaaten im Hafen von Mobile, ohne jedoch diesen Hafenort selbst einnehmen zu können. Im December griff Admiral Porter die wichtige Hafenstadt Wilmington an, erlitt aber beim ersten Angriffe eine ziemlich bedeutende Niederlage. Ein Theil der Flotte half auch bei der Einnahme Savannahs durch Sherman.

Die letzte Hoffnung der Südstaaten auf einen ehrenvollen Frieden ging unter, als bei der Präsidentenwahl am 8. Nov. der Candidat der unersättlichen Kriegspartei, der bisherige Präsident Lincoln, seinen Gegner Mac Clellan, den Candidaten der Friedenspartei durch eine ziemliche Stimmenmehrheit aus dem Felde schlug. Wollten sie sich nicht auf Gnade und Ungnade unterwerfen, so blieb ihnen nur ein Verzweiflungskampf übrig. Sie haben ihn geleistet; von ihrem ruhmvollen Unterliegen werden wir im nächsten Jahresberichte zu sprechen haben

Chronik.

(Fortsetzung.)

Baden. (Schluß.) Das großherzoglich badische Hoftheater zu Mannheim hat in diesem Jahre zum ersten Male auch am Pfingstsonntag eine Vorstellung gegeben und zwar die einer Posse mit Gesang und Tanz. Bisher waren dergleichen Vorstellungen je am 1. und 4. Adventssonntag, am 1. Tag der drei hohen Feste und in der Charwoche verboten. Jetzt hat die gute Sitte der Volkslust weichen müssen. —

Kurhessen. Am 18. Oct vor. J. ist zu Treysa bei Ziegenhain das erste kurhessische evangelische Diaconissenhaus, das dreißigste in Deutschland, eingeweiht worden. Mit der Einweihung des Gebäudes wurde zugleich die Einsegnung der zwei ersten Diaconissen verbunden, die in Darmstadt und Kaiserswerth vorgebildet worden waren. —

Großherzogthum Hessen. Im März d. J. ist Prof. von Zezschwitz zum außerordentlichen Professor der Theologie an der Universität Gießen ernannt worden.

„Im Großherzogthum Hessen, dessen Kirche eine rechtlich lutherische ist, sind die Geistlichen durch obrigkeitlichen Befehl gezwungen, die Erträge der Epiphaniascollecte an die Missionsanstalt zu Basel zu schicken. Aller Protest mit Wort und That ist bis jetzt vergebens gewesen; ja ein Geistlicher, der sich dessen weigerte, ist, obwohl Kirchenvorstand und Gemeinderath mit ihm völlig einverstanden waren, seines Amtes entsetzt worden." (Ev. K.- u. Schulbl. für Schlesien ꝛc., im Juni.)

Sächsische Herzogthümer. Der gothaische Landtag hat mit allen gegen eine einzige Stimme beschlossen, die Staatsregierung um möglichst baldige Einführung der Presbyterial- und Synodalverfassung zu ersuchen, damit „der evangelischen Landeskirche die freie Bewegung und lebensvolle Entwickelung gesichert sei, deren sie zu ihrem zeitgemäßen Gedeihen bedürfe." Die Regierung aber scheint die Erwartung des Landtags nicht zu theilen und sich mit Herstellung der neumodischen Kirchenbelebungsmaschine nicht übereilen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Redactur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 35. Dresden, den 27. August 1865.

Am elften Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 18, 9—14.

Pharisäer und Zöllner — ist das gleichbedeutend mit: Heuchelei und lautere Frömmigkeit? Man hat das bisweilen gemeint. Aber damit hat man den Inhalt unseres heutigen Gleichnisses nicht recht erfaßt. Es ist wahr, die Pharisäer waren zumeist Heuchler, und bei den Zöllnern fand sich oft viel lautere, obschon verborgene Frömmigkeit. Aber dies darzustellen, ist sicherlich nicht die Absicht des HErrn bei unserm Gleichniß. Der Heuchler redet Gott dem HErrn anders vor, als er's im Herzen hat; der Pharisäer unseres Textes aber spricht vor Gott ganz so, wie's ihm um's Herz ist. Es ist vielmehr die Stellung des Herzens, aus dem heraus er redet, eine verwerfliche. Wiefern? Das merken wir am einfachsten an den einleitenden Worten, die St. Lucas vorausschickt.

Der HErr JEsus sagte dies Gleichniß zu Etlichen, „die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären und verachteten die Andern." Das thaten die Pharisäer in hohem Grade. Sie vermaßen sich selbst, d. h. sie maßen sich selbst falsch, nicht nach dem richtigen Maßstabe. Wenn Einer aber sich selbst falsch misset, so liegt das daran, daß er den richtigen Maßstab entweder nicht hat, oder ihn doch nicht recht gebraucht. Nun hatten aber die Pharisäer, wie alle Kinder Israel, einen richtigen Maßstab ihrer Frömmigkeit. Das war der Maßstab des von Gott gegebenen Gesetzes, nach welchem Gott selber die Frömmigkeit der Menschenkinder misset. Und weil Gott diesen Maßstab selbst gegeben, ist er allein der richtige und kein anderer. Hätten nun die Pharisäer diesen Maßstab auch wirklich gebraucht, so hätten sie sich nicht vermessen, sondern richtig gemessen, hätten sich aber auch nicht eben als sehr fromme Leute, sondern als arme verdammungswürdige Sünder erkannt und vor Gott hinstellen müssen. Das aber war ihrem Hochmuth ein sehr unbequemes Ding; darum warfen sie den richtigen Frömmigkeitsmaßstab weg und erwählten sich den selbstgemachten Maßstab menschlicher Satzungen. Zu diesem Maßstabe paßte ihr Thun und Treiben eher. Ihm konnten sie leichter gerecht werden. Fasten halten, Zehnten geben, Almosen austheilen — das war leichter erfüllt, als der gewaltige Inhalt der heiligen zehn Gebote. Hatten sie nun diese ihre Satzungen erfüllt — mit den zehn Geboten glaubten sie ja fertig zu sein, wenn sie nur nicht gestohlen und gemordet hatten u. s. w. — so hielten sie sich für extrafromme Leute. Mit demselben menschlichen Maßstabe maßen sie aber auch die Anderen, die mit den zehn Geboten nicht so schnell fertig zu werden glaubten und erst nach deren Erfüllung rangen, ehe sie es mit den pharisäischen Aufsätzen versuchten. Da fiel natürlich das Messen sehr

zu Ungunsten der Gemessenen aus, und die Folge war, daß die extrafrommen Pharisäer die Anderen lieblos verachteten, die nicht so fasteten u. s. w. wie sie, weil sie lieber den richtigen Maßstab in der Hand behalten wollten.

Dem gegenüber stellet der Heiland im heutigen Gleichniß vor, wie Gott der HErr ganz anders misset, als das hochmüthige Menschenkind. Er führt uns zwei Leute vor, deren Einer sich selbst vermißt nach falschem Maßstabe, während der Andere sich selber mißt nach richtigem Maßstabe. Am Schlusse aber giebt Er die Entscheidung über den verschiedenen Werth, den die beiden Maßstäbe in Gottes Augen haben.

Die Zwei, der Pharisäer und der Zöllner, gehen Beide hinauf in den Tempel, um zu beten. Sie thun ein und dasselbe. Aber ein altes Wort sagt: Wenn Zwei dasselbe thun, ist's nicht immer dasselbe. So geht's auch hier. Schon das Hinaufgehen der Beiden mag ein verschiedenes gewesen sein. Sie tragen ganz Verschiedenes im Herzen. Das siehet man deutlich, als sie nun oben im Tempel angekommen sind und „das Gespräch ihres Herzens mit Gott" anfangen.

Da stand der Pharisäer. Er ist hingetreten, als wollte er sagen: „Jetzt komme ich, ich kann mich schon sehen lassen vor Gott und aller Welt. Da draußen hocken bleiben, wie der Zöllner, das will mir schlecht anstehen." Er beginnt sein Gebet. Was hat er doch dem lieben Gott zu sagen? Er macht ein so vergnügtes, zuversichtliches Gesicht, als wäre er ganz eins mit seinem „Hort und Erlöser" und wollte Ihm für all Seine Gnade einmal recht herzlich danken. Und siehe, er dankt auch wirklich. Wunderschön! Aber es ist doch, als wenn ihm dabei sein liebes Ich einen Streich gespielt hätte. Sein liebes Ich drängt sich in den Vordergrund, und der Name Gottes, den er anredet, muß hinterdrein hinken. Daher kommt's auch, daß das eigentliche Dankeswörtlein bei ihm keine Wahrheit ist. Danken heißt doch, für etwas seine Freude aussprechen, das man empfangen hat. Aber der Mann redet ja gar nicht von irgend einem Empfangenhaben. Er redet nur von dem, was er nicht ist (das ist der erste Theil seiner Rede) und sodann von dem, was er gethan hat (das ist der zweite Theil seines Gebets). Und dabei schauet er nicht über sich auf Den, der da beides wirkt, das Wollen und das Vollbringen; sondern er schaut neben sich auf die andern Leute und sucht sich als Personen, mit denen er sich vergleicht, die allerschlimmsten aus, die Räuber und Ehebrecher und sogar den fernestehenden Mann, an dem er vorbeigeschritten ist, der zur Classe der verschrieenen Zöllner gehörte. Es mag wahr sein, daß der Pharisäer kein Räuber, Ungerechter, Ehebrecher gewesen, daß er die besonderen Zöllnersünden nicht auf dem Gewissen gehabt hat, und das war ganz gut. Aber was gut an ihm war, wird grundschlecht durch die Art und Weise, in der er davon redet. In seiner Rede ist er der allerärgste Räuber, der sich denken läßt. Er entreißt dem HErrn im Himmel, dem Richter über alle Sünde, Seine Ehre und Sein Amt und maßt Beides sich an.

Mit solch negativem Ergebniß seiner Messung ist er aber noch nicht zufrieden. Es läßt ihm keine Ruhe, er muß auch etwas von seinen Tugenden herbeten. Und was für Tugenden! Nichts von dem, was die heiligen zehn Gebote enthalten, sondern eitel Erfüllung von Menschensatzungen betont er. Denn obwohl das Fasten und Zehntengeben von Gott angeordnet war, so hieß es doch nicht im Worte Gottes: Zwier in der Woche, und: von Allem, das du hast.

Ich glaube nicht, daß der Pharisäer gelogen hat. Er hat wohl wirklich so gefastet und Zehnten gegeben, wie er's sagt. Aber hat denn das eine Art, vor dem heiligen Gott mit solcher selbsterwählten Heiligkeit zu prunken, und bei allem „Ich danke Dir Gott" doch schließlich so zu reden, als müßte sich der heilige Gott noch bei seinem extraheiligen Menschenkinde bedanken. Und hat das eine Art, daß ein Menschenkind, das doch aller Sündengreuel voll ist, dem lieben Gott keine einzige Sünde abzubitten hat und ihm die Augen blenden will mit dem Feuerwerk eigner Werkerei? Hat das eine Art, wenn man dem lieben Gott zu verstehen giebt, man brauche das Höchste nicht, was Er den Menschen bietet: Seine Gnade?

Und nun stehet ihm gegenüber der Zöllner; oder vielmehr nicht ihm gegenüber, sondern weit hinter ihm in der Ferne. Schon sein Fernestehen zeichnet uns seine Herzensstellung. Zwischen der heiligen Stätte, zu der der Pharisäer, der anerkannt fromme Mann, vorgedrungen, und dem Plätzlein, an dem er, der Zöllner, steht, gähnt ihm die Kluft seiner Sünden. Er fühlt's, daß seine Untugenden ihn von seinem Gotte scheiden. Nicht einmal die Augen läßt er über die Kluft hinüber und zu dem schweifen, der in der Höhe Gott der HErr ist. An seine Brust schlägt er; denn was da drin ist, das ist ja Schuld daran, daß die Kluft zwischen ihm und Gott befestigt ist. Aber soll er wieder umkehren, wie er gekommen, und nichts aus dem Tempel mit hinwegnehmen, als das niederschmetternde Bewußtsein seiner Unwürdigkeit? Nein, wozu ist denn sonst der Tempel da, als dazu, daß die Sünder in all ihrem Anliegen den HErrn anrufen? Und so faßt er sich denn ein Herz und ruft über die Kluft hinüber: Gott, sei mir Sünder gnädig! „Gott" ist sein erster Gedanke, „Ich Sünder" ist der zweite, und die „Gnade", welche die Brücke schlagen kann über die Kluft zwischen Gott und Sünder, ist der dritte. Und die drei Gedanken faßt er in die kürzesten, einfältigsten Worte, hänget nichts dran von Eigengerechtigkeit und Selbsthilfe. Er der Sünder, Gott der Gnädige, das glaubt er, das weiß er, das redet er heraus. Und siehe, daß er glaubt

an die sündenvergebende Gnade, das wird ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Von jenseits der Kluft greift die gnädige Gotteshand herüber und ergreift die seine und versichert ihm, daß sein Beten kein bloßer „frommer Wunsch" gewesen ist, sondern daß seiner Sünden nicht mehr gedacht werden wird in alle Ewigkeit. Was der Pharisäer mit hinabgenommen hat in sein Haus, stehet nicht geschrieben. Er ist eben leer heimgekommen. Wenn er's nicht den Leuten daheim gesagt hat, was er heut im Tempel gebetet habe, — an ihm selbst wird man's nicht gemerkt haben. Aber dem Zöllner strahlt's aus den Augen, steht's auf dem Gesicht geschrieben, klingt's aus dem Herzen heraus, daß er Vergebung der Sünden gefunden und gerecht worden ist aus dem Glauben. Und ob auch nur wenige verstanden, welche Last von ihm genommen war: daß er eine Last, eine große Last los geworden war, das konnte Jeder merken, der sein Hinabgehen mit seinem Hinaufgehen verglich.

Mein Lieber, lüstet dich nach solcher Zöllnerseligkeit? Zöllnerbuße und Zöllnerglauben: nur durch diesen Weg geht's zur Zöllnergerechtigkeit. Aber Pharisäergerechtigkeit wird heimgeschickt leer, wie sie gekommen. Willst du Zöllners Art lernen und Pharisäers Art immer mehr verlernen, gedenke fleißig in all deinem Handel mit Gott des Sprüchleins, mit dem der HErr die Summa unseres Gleichnisses zieht und die ein Grundgesetz des Gottesreiches ist: Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget werden, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet werden. Amen.

Hiernach magst du singen: O König, dessen Majestät ꝛc. Liedersegen, Nr. 390, oder Liederlust der Zionspilger, Nr. 286.

Gebetserhörung.

(Aus einem Briefe.)

Auch an geistlicher Erquickung hat mir's auf meiner Reise nicht gefehlt durch die Nähe Besser's in Waldenburg.*) Sie war freilich eigenthümlicher Art. Als ich ankam, war nämlich gerade der eine seiner beiden

*) Des bekannten Verfassers der Bibelstunden.

Söhne, ein Primaner auf dem Gymnasium zu Brieg, in der Oder ertrunken und die Leiche war nicht aufzufinden, wie meistens bei den in der Oder Ertrunkenen. Besser war völlig niedergedrückt, und gerade der Umstand, daß seines Sohnes Leiche nicht hatte bestattet werden können „bei frommer Christen Grab", war fortwährend der Gegenstand seiner Klage und der eigentliche Stachel dieser Heimsuchung. Fünf Wochen waren alle Anstrengungen zur Auffindung der Leiche vergeblich: da gebot endlich B. die weiteren Bemühungen einzustellen; „er könne nur noch von der allmächtigen Hand des HErrn, der ja überhaupt umsonst zu geben pflege, was er gebe, die Gewährung seines sehnlichsten Wunsches erwarten." Am Mittwoch darauf trug er in der Bibelstunde noch einmal im brünstigen Gebet die Sache dem HErrn vor. Da bekam er am andern Morgen die Depesche, daß gestern Abend ¼8 Uhr — zur Zeit der Bibelstunde! — die Leiche an derselben Stelle, wo sie verunglückt, von Spazierenfahrenden schwimmend gefunden sei. Es ist das in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse ein Ereigniß, für welches eine natürliche Erklärung sich nicht finden läßt — ein herzerquickender Beweis, daß wir einen lebendigen Gott haben, der Gebet erhört! Da gab es denn natürlich einen köstlichen und erquickenden Gottesdienst am Sonntag darauf. Besser war wieder der Alte und ich hatte einmal Gelegenheit, ihn in seiner vollen Frische und Eigenthümlichkeit zu bewundern.

(Stader Sonntagsblatt.)

Chronik.

(Fortsetzung.)

Sächsische Herzogthümer. (Schluß.) „In der freisinnigen Stadt Gotha haben neulich der Stadtrath und die Stadtverordneten den Beschluß gefaßt, die sämmtlichen Dienstwohnungen der Prediger zu verkaufen und die letzteren in baarem Gelde zu entschädigen. Das Ministerium hat aber in richtiger Würdigung der daraus sich ergebenden Uebelstände diesem Beschlusse die Bestätigung versagt. Ein erneuertes Gesuch der erleuchteten Väter der Stadt, welche das von ihnen beabsichtigte Verfahren viel bequemer und profitabler fanden, hat ein gleiches Schicksal wie das frühere gehabt." (Stader Sonntagsblatt, im Januar.)

Eine erledigte Professur der Theologie an der Universität Jena, dieser Hochschule des Rationalismus, ist im vorigen Jahre mit einem gläubigen Theologen aus der Erlanger Schule, Lic. Phil. Ad. Köhler besetzt worden. —

Der weimarische Landtag hat im Februar d. J. einen Antrag auf Abschaffung der Todesstrafe mit 23 gegen 5 Stimmen angenommen. —

Freie Städte. In Hamburg ist in der ersten Woche des Februar der 1000jährige Todestag des heil. Ansgar, des Apostels des Nordens, gefeiert worden. Der Verein für innere Mission, der vor einigen Jahren die schöne Ansgarkapelle errichtete und an dieselbe im März dieses Jahres den durch seine Schriften (Lebensbilder aus den Befreiungskriegen 2c.) bekannten Pfarrer Wilhelm Baur berufen hat, ist besonders bemüht gewesen, zur Theilnahme an der Feier aufzufordern. Die allgemeine kirchliche Feier wurde leider vom 3. Februar, einem Freitag, auf den folgenden Sonntag verlegt. Aber schon am 3. Februar wurden in der Aula des Johanneums, in vielen Privatschulen und auch in mehreren größeren Kirchen vorbereitende Festlichkeiten für die Jugend und Abendgottesdienste gehalten. Etwa der fünfte Theil der Hamburger Schuljugend (5000 Kinder) betheiligte sich an dieser Festfeier. Die Bewohner des Rauhen Hauses waren durch gedruckten und mündlichen Unterricht auf die Feier des Festes vorbereitet worden. In den letzten acht Tagen hatte man in allen Unterrichtsklassen des Hauses besondere „Ansgarstunden" gehalten, so daß die Jugend mit der Lebensgeschichte des Apostels rechtzeitig bekannt war. Der Festtag selbst ward im Betsaal der Anstalt mit Gesang und einer Ansprache über 1. Cor. 3, 11 begangen, wobei besondere Rücksicht auf Ansgars Wirken für Hamburg genommen ward. Am Nachmittag machten die männlichen Bewohner des Hauses Spaziergänge in die Umgegend und am Abend vereinigte man sich zu einem festlichen Abendbrod in den Häusern. — Auch in Altona haben am 3. Februar Morgens und Abends kirchliche und Schulfeiern stattgefunden. — Fünf norddeutsche Geschichtsvereine haben aus Anlaß des Tages einen Preis von 400 Thlrn. ausgeschrieben für die beste „kritische Bearbeitung und Darstellung der von Ansgars Leben und Missionsthätigkeit ausgehenden Geschichte des Christenthums in den ehemals zum Hamburg-Bremer Erzbisthum gehörigen Ländern." — Die katholische Kirche feierte das Fest mit großem Pomp. Der Bischof von Osnabrück und mehrere interessante Paters (zum Theil Convertiten) waren herbeigekommen, und Denen, die innerhalb einer gewissen Zeit den h. Ansgar anrufen würden, war ein Ablaß ausgeschrieben. —

Oesterreich. Im vorigen Jahre erregte die Thatsache großes Aufsehen, daß in einigen Dörfern bei Frankstadt in Mähren mehr als 120 Personen zur evangelischen Kirche übertraten. Diese Leute waren fast sämmtlich arme Grubenarbeiter, welche für die nahen, ziemlich bedeutenden, dem Olmützer Erzbischof gehörigen Eisenwerke von Friedland Erze gruben. Als der jetzige Erzbischof, Landgraf von Fürstenberg, von dem Schritt jener Arbeiter in Kenntniß gesetzt wurde, entließ er sie sofort sämmtlich aus seiner Arbeit, wahrscheinlich in der Hoffnung, sie dadurch zu einem Rücktritt zu bewegen. Doch täuschte er sich sich hierin. Die Arbeit, die ihnen der Erzbischof von Olmütz entzogen hatte, wurde ihnen auf ihr Ansuchen bereitwilligst von Baron Rothschild in Witkowitz in seinen Erz- und Kohlengruben gewährt. (Christl. Hausfreund.)

Als Anfang October vorigen Jahres die im kaiserlich-mexikanischen Freiwilligencorps dienenden Evangelischen von ihrer Heimath Abschied nehmen sollten, um nach Mexico zu gehen, veranstaltete der evangelische Pfarrer zu Laibach eine letztmalige Abendmahlsfeier, bei welcher er an die Scheidenden eine Ansprache über Ps. 25, 7 hielt. Eine Dame aus der Gemeinde ließ bei dieser Feier die sämmtlichen evangelischen Soldaten und Offiziere des Corps mit Bibeln beschenken. Nach der feierlichen Uebergabe der Bücher trat der Major, als der im Range höchste evangelische Offizier, auf, ergriff eine

der daliegenden Bibeln, dankte für das Geschenk und ermahnte die Mannschaft, da sie hinfort keinen Seelsorger mehr haben werde, sich um so mehr an das Wort Gottes zu halten. —

In Wien ist am letzten Weihnachtsfeste auch ein französisch-protestantischer Gottesdienst begonnen worden.

Mit Nr. 10 dieses Jahres (d. 11. März) hörte der „evangelische Sonntagsbote für Kirche, Schule und Haus", herausgegeben von Theodor Ritz unter Mitwirkung mehrerer Geistlichen und Laien, auf zu erscheinen. Mangel an Theilnahme machte es dem Blatte unmöglich, sich zu halten. Schon am 8. April aber erschien die Probenummer eines neuen „evangelischen Sonntagsboten für Oesterreich" herausgegeben von Professor Dr. Böhl, Pf. Czerwenka, G. v. Reymond und Professor Dr. Szeberinyi, also theils reformirten, theils lutherischen Männern. Wie lange es dem Blatte gelingen wird, wie es beabsichtigt, beiden evangelischen Confessionen gerecht zu werden, ist abzuwarten. Bis jetzt hat zwischen den reformirten und lutherischen Herausgebern kein Durcheinander, sondern nur ein brüderliches Nebeneinander Platz gegriffen, und die zumeist auch der Gemeinde genießbaren Aufsätze des Blattes zeugen von einer Gediegenheit, die dem alten Sonntagsboten bisweilen mangelte. —

Am 19. Oct. vor. J. hat zu Reichenberg in Böhmen die Grundsteinlegung einer neuen evangelischen Kirche stattgefunden. — In dem Grenzstädtchen Ziegenhals bei Zuckmantel (östr. Schles.) ist gleichfalls am 13. Juni d. J. der Grundstein zu einer kleinen dort zu erbauenden ev. Kirche gelegt worden. — Zu Marburg in Steiermark ist am 21. Mai d. J. eine neue evangelische Kirche eingeweiht worden. — In Carlsbad haben am letzten Pfingstfeste auf dem neuerbauten Thurme der protestantischen Kirche zum ersten Male die Glocken geläutet. Man beabsichtigt, dort auch ein Pfarrhaus zu erbauen und einen eignen Gottesacker zu errichten. — Die für den Egerer Kirchenbau im Königreich Sachsen gesammelte Hauscollecte hat 12,000 Thlr. betragen. — Zu Steinamanger bei Güns in Ungarn, wo neben 6000 Katholiken sich eine Gemeinde von etwa 300 Evangelischen gesammelt hat, beabsichtigt man gleichfalls eine evang. Kirche zu bauen. Der Platz ist gefunden; aber zur Ausführung bedarf es sehr der brüderlichen Hilfe. —

Die an sich schon arme evangelische Gebirgsgemeinde zu Rottalowitz in Mähren ist am Nachmittag des 16. Mai von einem schweren Wolkenbruch heimgesucht worden, welcher in weniger als einer halben Stunde fast den ganzen Besitzstand der Einzelnen und der Gemeinde zerstörte. Außer dem bedeutenden Schaden, den das Wasser an Feldfrüchten und Ackerland angerichtet, hat es auch die Umgebungen des vor 2 Jahren gebauten Schulhauses beschädigt und den in Angriff genommenen Bau einer neuen Kirche (sogar durch Fortwälzen der dazu vorbereiteten Quadern und Felsensteine) nicht unbedeutend gestört. —

Ueber die durch Brand heimgesuchte Slovakengemeinde Hluboka in Ungarn (Pfarrer Dr. Hurban) hat voriges Jahr der Herausgeber des „Freimund", Pf. Dr. Weber, der dorthin eine Reise gemacht, ausführlichen und im Ganzen recht erfreulichen Bericht erstattet. Da mancher Pilgerleser auch für diese Gemeinde eine Gabe gesteuert hat, sei hier ein Weniges aus jenem Berichte mitgetheilt. Pf. Weber schreibt also: „Mit welch inniger Theilnahme ich Hluboka betrat, kann ich nicht sagen. Meine erste Frage war: Ist denn der Ort schon wieder aufgebaut? Er war's, und jetzt erst sah ich, daß unsere Liebesgaben hier gut angebracht gewesen sind. Es war wieder aufgebaut das Dorf, denn wie leicht ist so ein slovakisch Dorf wieder aufgebaut! So ein Dorf ist eine langgestreckte Reihe von kleinen, aus Holz oder an der Luft getrockneten Ziegelsteinen erbauten, weiß angestrichenen, mit Stroh oder Schindeln gedeckten Häuschen; innen haben sie einen Heerd, um ihn her einen kleinen Raum zum Wohnen und Schlafen, in dem man nur eben leben kann; die Dächer, wie schon gesagt, alle von Stroh, allerhöchstens von Schindeln. Bricht da ein Feuer aus, so leckt die Flamme in kürzester Frist das Dorf weg. Aber so schnell es weggeleckt ist, so schnell ersteht's wieder — freilich um in kurzer Frist vielleicht dasselbe Schicksal weiter zu erfahren. — Bescheiden, wie das Dorf, ist auch das Pfarrhaus von Hluboka, so wie überall in der Slovakei; ein einstöckiges Haus, alle Zimmer weiß, und nur so viel Raum, als zum Leben durchaus nöthig ist. Man sieht es: die Baumeister haben hier durchaus nur das Utile (Nützliche), nicht das Honestum (Schöne) im Auge gehabt. So habe ich's dann allerwärts gefunden, und ich muß gestehen, es war mir nicht unheimlich in diesen knapp gemessenen Räumen, denn ein Pfarrer soll sich genügen lassen, und es ist nicht gut, daß viele unserer Pfarrer so schön wohnen. Wer viel Gemach hat, wird leicht gemächlich. — Es sind arme Hütten, die man hier sieht, und das Neutraer Comitat, in dem Hluboka liegt, ist noch nicht einmal ein armes Comitat, es ist im Gegentheil das reichste im obern Ungarn. Aber unter den armen Hütten von Hluboka sammt seinem genügsamen Pfarrhaus steht eine schöne Kirche, die, so wie's sein soll, eines Hauptes über alle anderen Hütten emporragt. An die Kirche haben unsere Glaubensbrüder in Hluboka erst letzthin ein schönes Geld gewendet, und sie ist der schönen Gottesdienste, die da im Schwange gehen, nun völlig würdig. — Und noch eins. In den armen Hütten wohnt manch ein frommer Christ voll Glauben und Erkenntniß. Einem unter ihnen möcht' ich gern ein Denkmal setzen, um so mehr, als ich weiß, daß er selbst es nicht erfahren wird. Es ist der Curator, zu deutsch etwa Stiftungspfleger von Hluboka. Ich war nicht lange im Pfarrhause von Hluboka, als man ihn rief. Er wußte nicht, daß ich da sei; als man's ihm aber sagte, wer ich wäre, da glänzte sein Auge, seine schönen männlichen Züge von echt slovakischem Gepräge mit jenem Zuge voll tiefer Resignation erheiterten sich und nach einigem Nachdenken ergriff er meine Hand und sprach: Die heilige Schrift sagt: Seid langsam zum Reden, schnell zum Hören. Wiederum aber sagt sie: Thue deinen Mund auf, rede und schweige nicht. Was soll ich thun? Soll ich reden, soll ich schweigen? Ich will reden! Sei uns willkommen in unserem Lande! Ich weiß, du bist gekommen, zu suchen die 7000, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor dem Baal. In eurem Lande sind 7000 und in unserem Lande sind 7000. So sei uns denn willkommen. Dein Kommen sei gesegnet vor dem HErrn. — So sprach der Curator von Hluboka. Sein Wort ist mir ein liebes Andenken, und ich werd's bewahren. Es hat mich später auf manchem Gang in dem fremden Lande tief erquickt. Gott segne den Curator von Hluboka!" — Außer dem Mitgetheilten sei dem Berichte Pf. Weber's nur noch Folgendes über slovakische Zustände

entnommen: „Der Gehalt der Pfarrer sinkt bisweilen auf 150 fl. herab und auch dies ist nicht immer aufzutreiben. Das Volk hält am alten Glauben und an der alten Sitte mit Zähigkeit fest. Was besonders die Sitte anlangt, so kann die verhältnißmäßige eheliche Treue und die gute Zucht unter den ledigen Leuten nicht hoch genug geschätzt werden. In den slovakischen Gemeinden vergehen oft viele Jahre, ehe ein uneheliches Kind geboren wird. In einem Dorfe konnte ein 80jähriger Mann sich nicht erinnern, daß eine außereheliche Geburt vorgekommen war. Trifft sich's doch in Jahren einmal, so erkennt die Gemeinde in dem Ereigniß eine große Schmach." —

In der Wiener Superintendenz Augsburgischer Confession, welche 5 Seniorate mit 29 Gemeinden umfaßt, sind bei einer Seelenzahl von 44,339 im Jahre 1863 35,055 Communicanten gewesen. Das Verhältniß der unehelichen Kinder zu den ehelichen war in den 5 Senioraten sehr verschieden, im Wiener 1:4—5, im Triester 1:26, im Steiermärker und diesseit der Drau 1:2, jenseit der Drau fast 1:1. Uebertritte aus der kath. Kirche fanden 85, zur kath. Kirche 19 statt, bei weitem die größte Anzahl im Seniorate der Hauptstadt. —

In der Wiener Stadtkirche Augsburgischen Bekenntnisses waren voriges Jahr so viele Taschendiebstähle vorgekommen, daß man alles Ernstes vorschlug, durch großgedruckte Annoncen die Besucher des Gottesdienstes zur Vorsicht zu mahnen. —

Im März d. J. brachte eine Wiener Zeitschrift „der Wanderer" einen Artikel „vom Teufel und Teufelsglauben", in welchem die Lehre vom Teufel und der kirchliche Gebrauch des Exorcismus in spöttischer Weise besprochen ward. Auf Antrag der Staatsanwaltschaft erkannte das k. k. Oberlandgericht auf Verbot der weiteren Verbreitung des strafbaren Aufsatzes und auf Vernichtung der bereits vorher mit Beschlag belegten Exemplare. —

Der den Pilgerlesern bekannte Senior Dr. th. Molnar, bisher Pfarrer in Kreuzberg, ist von der Gemeinde Humpolec zum Pfarrer gewählt worden. — Der Pf. Gustav Walter zu Reichenberg in Böhmen ist vom Stadtrathe zu Freiberg in Sachsen als Pastor dorthin berufen worden. — Die evang. theol. Facultät zu Wien hat den durch sein christusloses Christenthum bekannten Pf. Sulze zu Osnabrück im October vorigen Jahres zum Licentiaten der Theologie ernannt. —

Die Diakonissenanstalt Kaiserswerth.

(Aus deren vorjährigem Jahresberichte.)

Es giebt jetzt 30 selbständige Diaconissen-Mutterhäuser, ein deutlicher Beweis, wie sehr die Diakonie in der Kirche Bedürfniß ist, und wie sie sich mehr und mehr in den Gemeinden Anerkennung verschafft. Das Mutterhaus in Kaiserswerth zählt 427 Schwestern, worunter 269 Diakonissen. Ueber 300 von diesen sind auswärts auf 103 Stationen thätig. In Rheinland allein arbeiten 88, in Westphalen 56 Diakonissen. — Die Arbeit der Diakonissen theilt sich hauptsächlich in 4 Zweige: 1) Krankenpflege, 2) Armenpflege, 3) Gefangenen- und Magdalenenpflege, 4) Kinderpflege, Kindererziehung und Unterricht. In 50 Krankenhäusern werden viele tausend Kranke jetzt von den Kaiserswerther Diakonissen verpflegt. Auch in Privatpflege werden Schwestern ausgesandt. Besonders aber hat sich in diesem Jahre der Krankenpflege ein großes Feld eröffnet in den Kriegs-Lazarethen in Schleswig und Jütland. 28 Diakonissen haben dort in Schleswig, Apenrade, Hadersleben, Kolding, Broacker und in Sonderburg gearbeitet; eine Schwester ist auch dort von dem Lazareth-Typhus ergriffen worden und gestorben. Allgemein erkannte man die treue und ausgezeichnete Pflege der Diakonissen an, auch der Kaiser von Oesterreich hat durch seinen ersten General-Adjutanten der Diaconissenanstalt seinen Dank ausdrücken lassen. In Jerusalem sind im letzten Jahre 482 Kranke, darunter 278 Muhamedaner und 22 Abessinier verpflegt worden. Auch in Konstantinopel und Alexandrien pflegen Diaconissen mit Segen, in letzterem Orte vergangenes Jahr 489 Kranke. An manchen Orten ist die Krankenpflege mit der der Siechen und Armen verbunden.

Auf dem Gebiet der Armenpflege sind besonders die Gemeinde-Diakonissen thätig, deren jetzt 42 in 32 Orten arbeiten. Doch noch viel mehr werden verlangt; alle Bitten zu befriedigen, dazu fehlt es viel zu sehr an Arbeitskräften. In Berlin und in Derendorf bei Düsseldorf, auch in Wiesbaden, gewähren Mägdeherbergen den ehrbaren dienstlosen Mägden Unterkommen und Beschäftigung, bis ihnen ein neuer Dienst verschafft wird. Das Bedürfniß solcher Herbergen in großen Städten wird immer dringender. In Erfurt, Elberfeld und Köln werden noch solche vorbereitet.

Die Magdalenenpflege wird besonders im Asyl in Kaiserswerth geübt, eine schwere, doch nicht fruchtlose Aufgabe. Im Centralgefängniß zu Hamm pflegen zwei Schwestern die weiblichen Gefangenen und leiten ihre Beschäftigung. Auch in Konstantinopel bedienen Diakonissen das dortige kleine preußische Gefängniß.

In dem Lehrerinnen-Seminar sind seit seinem Bestehen über 1000 Lehrerinnen ausgebildet worden, von denen noch immer ein großer Theil im Segen thätig ist. In dem Waisenhause zu Kaiserswerth und in Salem sind über 30 Waisenkinder, darunter 15 Töchter von armen böhmischen und mährischen Pfarrern, die unentgeltlich erzogen werden. Ebenso sind in Altdorf in Schlesien fünf solche mährische und böhmische Kinder. Auch arbeiten die Schwestern in der Provinzial-Blinden-Anstalt in Soest und in dem Walpurgisstift, einem Mädchen-Rettungshaus ebendort. In Bonn und Iserlohn haben sie auch über 70 Kinder in Pflege. Das Pensionat in Hilden ist fröhlich aufgeblüht, so daß das gemiethete Lokal bald zu enge ward. Schon ist ein Neubau für ein größeres Pensionat mit großem Garten dort in Angriff genommen und wird wohl nächstes Jahr vollendet werden. Die größte und blühendste Erziehungs-Anstalt im Orient ist Smyrna. Ueber 200 Schülerinnen, von denen mehr als zwei Drittel ganze oder halbe Pensionärinnen, die Anderen Externen sind, werden dort unterrichtet. Damit ist auch ein Waisenhaus für arme Kinder verbunden, von denen zwei Jüdinnen kürzlich dort getauft sind. In Jerusalem werden über 50 Kinder, darunter 5 Muhamedanerinnen, erzogen. Doch ist das Haus dort viel zu enge geworden, so daß eigentlich ein neues Haus gebaut werden müßte, wenn die Mittel dazu nicht fehlten. In Beirut werden 200 Kinder unterrichtet, unter ihnen 130 von den aus der Christen-Metzelei in Syrien übriggebliebenen Kindern. Auch in Konstantinopel besteht eine Kleinkinderschule. Dagegen hat das Pensionat in Bukarest aus Mangel an Geld und Lokalitäten aufgehoben werden müssen, doch unterrichten dort noch vier Schwestern in zwei Elementarschulen. Am schönsten

blüht aber das Diakonissen-Lehrhaus in Florenz, mit 70 Schülerinnen, das sich schon, so schwer dies auch in Italien ist, allgemeine Anerkennung und Liebe erworben hat.

Zeitgeschichte.

Das Jahr 1864.

Die südamerikanischen Verwickelungen.

Wir haben unsern lieben Lesern nun schon viel und Ausführliches über Nordamerika erzählen müssen, und der süd- und mittelamerikanischen Wirren nur mit wenigen Worten gedacht, mit Ausnahme derjenigen, die schließlich die große Republik Mexico in ein neues Kaiserreich verwandelt haben. Der Grund lag nicht darin, daß nichts dort geschehen wäre; im Gegentheile vergeht dort kein Jahr ohne Revolution und Präsidenten-Mord oder Verjagung, und fast keine Woche ohne Ministerwechsel. Aber eben weil es etwas so Gewöhnliches ist, in ein paar Tagen abgethan und ohne Einfluß auf die Weltgeschichte, so wird es der Aufzeichnung kaum mehr werth geachtet, wie wir etwa einen Schnupfen oder Husten, weil er zu häufig kommt, kaum nennen würden, wenn wir die Krankheiten, die wir überstanden, aufzählen sollten. Und doch sind Schnupfen und Husten auch Krankheiten, und wenn der Mensch fortwährend daran leidet, so ruiniren sie seinen Leib und führen den Tod herbei. So ist es diesen Staaten auch gegangen; sie sind der ewigen Revolution wegen nicht zu Kräften gekommen und haben in der Welt und ihrer Geschichte so gut wie gar keine Stellung. Einiges Interesse erregten sie nur, während sie sich von ihren europäischen Mutterländern, Spanien und Portugal, frei machten; seitdem hat man sich nicht viel um sie gekümmert und sie sich zu Grunde wirthschaften lassen. Und doch wären sie ihrer Größe, ihrer Lage, ihrer reichen Hülfsmittel wegen wohl im Stande, eine bedeutende Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, wenn sie einmal zur Ruhe kämen und einer stätigen Entwicklung fähig würden.

Zu einer geordneten Existenz sind eigentlich erst drei dieser Staaten gelangt: Erstlich das Kaiserreich Brasilien, die alte Colonie der Portugiesen, die in ihrer monarchischen Verfassung einen Schutz gegen das wüste Parteigetriebe nach Herrschaft ringender Persönlichkeiten gehabt hat. Zweitens die sogenannte Republik Paraguay, welche zwar republikanische Formen hat, aber eigentlich unter absoluter Dictatur steht. Sie ist eine Schöpfung der Jesuiten, welche die Einwohner cultivirten, aber in völliger Abhängigkeit und Abgeschlossenheit von allem Außenverkehr hielten; nach deren Vertreibung bemächtigte sich der originelle Don Francia der Regierung; er hielt alle Ausländer systematisch fern, begünstigte aber im Innern Gewerbfleiß und Ackerbau, und schlug alle Agitation und Parteienbildung mit unerbittlicher Strenge nieder. In seine Fußtapfen trat 1841 sein Neffe, Don Carlos Antonio Lopez, nur daß er den Verkehr mit der Außenwelt erweiterte. Seit 1862 regiert dessen Sohn Don Francisco Solano Lopez, der die Ruhe im Innern mit starker Hand aufrecht hält, aber den Außenverkehr noch mehr begünstigt und nun auch willens scheint, den innerlich industriell und finanziell erstarkten und wohlgeordneten Staat in die politischen Strömungen der Zeit einzuführen und ihm in den allgemeinen Zeitbewegungen eine Stimme und Stellung zu verschaffen. Der dritte wohlgeordnete Staat ist die Republik Chile; sie riß sich 1817 von Spanien los, und wurde bis 1830 von Bürgerkriegen entsetzlich verwüstet. Da erhielt sie in Pricto einen kräftigen Präsidenten, der den Unruhen mit starker Hand ein Ende machte, eine weise, gemäßigte Verfassung gab, und Handel und Verkehr mächtig hob. Er war das Haupt der conservativen Partei, mit der sich die besonneneren Liberalen zusammenthaten. Zwar giebt es eine radicale Partei, die namentlich der Einwanderung fremder Elemente sehr feindlich gesinnt ist; sie scheint aber nicht mächtig genug zu sein, den beiden vereinten anderen die Spitze zu bieten. Aus diesen sind die folgenden Präsidenten hervorgegangen, Bulnes seit 1841, Montl seit 1850 und Perez seit 1862, alles tüchtige Männer, unter denen Chile sich musterhafter Ordnung und Ruhe erfreut und äußerlich und innerlich gedeiht. Die übrigen Republiken leiden unter dem jämmerlichsten Parteiwesen und dem beständigen Bürgerkriege fürchterlich. Es haben sich nun zwei Parteien gebildet, diesem Treiben ein Ende und Südamerika zu einem mächtigen Staate zu machen. Die eine derselben hofft allein Heil von einer Monarchie, und hat, seit Mexico ein Kaiserreich geworden ist, sehr an Boden gewonnen. Die andere will die republikanische Verfassung aufrecht halten, aber alle Republiken zu einem großen Bundesstaat verschmelzen. Sie hält seit dem Herbste 1864 zu Lima in Peru eine Art stehenden Congresses. Beide Parteien sind einem Kriege nicht abhold, weil sie von ihm die Verwirklichung ihrer Ideen hoffen.

Der Punkt, wo dieser auszubrechen und weitere Verhältnisse anzunehmen scheint, ist die Gegend an dem großen Flusse, der in seinem nördlichen Laufe Paraguay, im mittleren Parana und an seiner Mündung im Süden la Plata heißt. Er ist eine mächtige, bis in's Herz des Landes schiffbare Wasserader, die viele schiffbare Nebenzuflüsse nach Westen und Osten hat, und die ganze um ihn gelagerte Ländermasse, die etwa sechsmal so groß als Deutschland ist, unmittelbar mit dem Meere verbindet. Daher ist der Aufschwung dieser Gegend trotz der trostlosen Wirren ein riesenhafter; jetzt hat der ganze Complex etwa nur 3,000,000 Einwohner, aber er kann mit Leichtigkeit 50 Mal so viel ernähren. Er zerfällt in 3 große Staaten. An der Mündung la Plata ganz im Süden, zwischen dem Flusse und der Grenze Brasiliens liegt Uruguay mit der Hauptstadt Montevideo; über ihm nach Norden, längs der brasilianischen Grenze, das uns schon bekannte Paraguay, mit der Hauptstadt Assuncion, und längs des rechten Flußufers, zwischen diesem und Chile und Peru, die sogenannte argentinische Republik, ein Bund von 14 kleinen Staaten, die man auch die la Plata-Staaten im engeren Sinne nennt.

Den Anstoß zu den gegenwärtigen Wirren gab Uruguay. Es hat eine Volkszahl von etwa 200,000 Seelen, darunter etwa 50,000 Europäer; die übrigen sind Nachkommen der alten spanischen Eroberer oder Mischlinge. Regiert wird es nach einer demokratischen Verfassung auf allerbreitester Grundlage, deren Anhänger die Weißen oder Conservativen heißen (Blancos oder Blanquillos); diesen gegenüber stehen die Farbigen (Colorados), die Liberalen, die, wie es scheint, einen Fortschritt selbst über die alleräußerste Grenze hinaus für möglich halten. Außerdem giebt es noch eine Anzahl kleinerer Parteien. Diese sämmtlich aber scheinen mehr persönlicher, als politischer Natur zu sein, ihre Häupter streiten sich um die Präsidentenwürde. Die beiden letzten Präsidenten, Berro und Aguirre, sind aus den Reihen der Weißen oder Conservativen. Aber einer der früheren liberalen Präsidenten, Flores, der verjagt worden war und in der argentinischen Republik eine Zuflucht gefunden hatte, landete im April 1863 in Uruguay und rief einen Aufstand

hervor. Er ward geschlagen, und die Sache würde, wie die hundert ähnlichen Revolutiönchen, ohne Folgen geblieben sein, wenn nicht die Nebenstaaten sich eingemischt hätten. Brasilien nämlich betrachtet schon längst Uruguay eigentlich als ein zu ihm gehöriges Grenzland, und nennt es auch Banda oriental, das östliche Grenzgebiet. Schon 1827 machte es einen Versuch, es zu erobern, aber Uruguay behauptete mit Hülfe der argentinischen Republik seine Selbständigkeit. Jetzt benutzt es daher den Umstand, daß eine Anzahl geborner Brasilianer, die als Viehzüchter im Norden von Uruguay leben, im letzten Bürgerkriege geplündert worden sind, dazu, Schadenersatz für diese zu verlangen. Der Präsident Aguirre hat diesen abgeschlagen, worauf Brasilien gemeinschaftliche Sache mit Flores gemacht und eine Armee über die Grenze hat einrücken lassen. Daran hat nun wieder Paraguay Anstoß genommen; auch zwischen diesem Lande und Brasilien waren Irrungen über einige an und für sich werthlose und öde Grenzprovinzen; über diese schwebten diplomatische Unterhandlungen. Nun aber hat Präsident Lopez das Einrücken der Brasilianer in Uruguay für einen Kriegsfall erklärt, und seinerseits die streitigen Provinzen besetzt und ein Heer über die Grenze Brasiliens geschickt, auch brasilianische Dampfschiffe auf dem Paraguayflusse mit Beschlag belegt.

Die argentinische Republik hat sich erst seit 2 Jahren etwas aus den Wirrsalen des Bürgerkrieges herausgerissen, und in dem General Mitre einen verständigen und besonnenen Präsidenten. Dieser bliebe gern neutral, hat aber erklärt, er werde gegen Brasilien rüsten, sobald es an eine Annexion Uruguays denke. Das ist Paraguay nicht genug, dieses will, die Republik soll schon jetzt den Krieg erklären; und weil Mitre das nicht thut, hat es wider ihn einen alten Parteigänger, den General Urquiza, aufgehetzt, der mit einem Bürgerkriege droht. Aber an diesen Verwicklungen scheint es noch nicht genug zu sein, es kommt auch ausländischer Einfluß in's Spiel: Präsident Lopez von Paraguay handelt erwiesenermaaßen als Werkzeug der nordamerikanischen Regierung, die ihn aufgehetzt hat, sich in die Sache zu mischen. Endlich haben die monarchisch Gesinnten, d. h. die Europäer in Uruguay, größtentheils Italiener, sich an den König Victor Emanuel gewandt und ihn zur Intervention aufgefordert, d. h. er soll, ähnlich wie Napoleon in Mexico, dort ein Kaiserreich für einen europäischen Prinzen, vielleicht für einen seiner Söhne, gründen. Gelingt das, so ist wieder Aussicht auf eine oder mehrere Kronen für fürstliche Häupter; nur spanische Prinzen dürften unmöglich sein, denn der Haß gegen Spanien ist dort seit den Befreiungskriegen nicht nur nicht erloschen, sondern hat sich gesteigert.

So steht die Sache; sie wird jetzt viel in den Zeitungen besprochen und es wäre möglich, daß sie eine größere weltgeschichtliche Bedeutung gewönne. Darum hielten wir es für zeitgemäß, unsern Lesern die Einsicht in dieselbe und ein Urtheil darüber zu erleichtern.

Nun auf's Wiedersehen bis nächstes Jahr.

Des Pilgers Bücherbericht.

Der Beweis des Glaubens. Monatsschrift zur Begründung und Vertheidigung der christlichen Wahrheit für Gebildete, unter leitender Mitwirkung von Lic. Dr. O. Zöckler, Professor der Theologie zu Gießen, und Lic. A. Grau, Privatdocent der Theologie zu Marburg, herausgegeben von O. Andreae, Pfarrer zu Neheim in Westfalen. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Preis für 6 Hefte, Juli bis December 1865, 22½ Sgr.

In einer Zeit, in welcher, wie in unsern Tagen, die christliche und evangelische Wahrheit mit den Waffen einer falsch berühmten Wissenschaft angegriffen oder durch ultramontane Ansprüche gefährdet wird, entsteht in jedem gläubigen oder doch der Wahrheit zugeneigten Gemüth das Bedürfniß, seine Glaubensüberzeugung auch in begrifflicher, erkenntnißmäßiger Form zu erfassen und das gute Recht des Glaubens gegen unberechtigte Ansprüche sicher zu stellen. Obige Zeitschrift, welche in der ernsten Würdigung dieses Bedürfnisses für die Gegenwart unter der Theilnahme und Mitwirkung der hervorragendsten Männer der evangelischen Kirche und gläubigen Theologie begründet ist, hat die Tendenz, ein Organ der für gebildete Leser nothwendigen Apologetik d. i. einer wissenschaftlichen Vertheidigung und Begründung des evangelischen Glaubens zu werden. Wenn aus diesem Zwecke nun zwar hervorgeht, daß die Zeitschrift nicht zunächst und unmittelbar auf Erbauung gerichtet sein kann, so darf doch der Segen vom HErrn über das Unternehmen erwartet werden, daß manchem Irrenden der Weg zur Umkehr gezeigt und manchem Zweifelnden eine feste und sichere Begründung seines Glaubens geboten werde, und so hoffen wir darum auch auf eine günstige Unterstützung und Theilnahme derer, welche mit uns über die schweren Verheerungen des Unglaubens und die verderblichen Uebergriffe des Ultramontanismus als treue Kinder der evangelischen Kirche klagen.

In dem großen Kampfe um Sein oder Nichtsein des Christenthums, welcher gegenwärtig die gesammte abendländische Christenheit bewegt, konnte keine kirchliche Zeitschrift oder Zeitung, was auch ihr besonderer Zweck sein mochte, sich gänzlich der Theilnahme an diesem Streite enthalten. Wir finden daher in jedem kirchlichen Blatte, je weiter dessen Raum es gestattet, desto mehr die apologetischen Fragen berührt und erörtert. Weil aber alle diese Organe den gebildeten Nichttheologen dadurch ferner treten, daß sie zu einem großen Theil Dinge enthalten, welche den Geistlichen insonderheit berühren, jenen aber ferner liegen, so entzogen sich ihnen auch die apologetischen Artikel, die doch gerade für sie von besonderer Wichtigkeit sind. Die Obengenannten haben es daher unternommen, unter Mitwirkung der hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kirche, eine monatlich erscheinende Zeitschrift für Gebildete herauszugeben, welche die Vertheidigung des evangelischen Christenthums nach allen Seiten zu ihrem eigentlichen Zweck und Inhalt macht. Sie hoffen, daß dieselbe ebenso den Gläubigen zur Stärkung und Befestigung ihres Glaubens dienen, wie sie den vom Christenthum Abgekommenen eine Veranlassung sein werde, ihre Stellung zum Glauben der Väter einer Prüfung zu unterwerfen, und glauben, daß sie nicht minder für den evangelischen Geistlichen von Interesse sein werde, da Predigt wie Seelsorge in unserer Zeit der Apologetik aufs dringendste bedürfen.

Sie bitten daher Alle, welche die Erscheinung des Reiches Christi lieb haben, angelegentlichst der Zeitschrift ihre Theilnahme zuzuwenden, und sich die Verbreitung derselben angelegen sein zu lassen. Namentlich bitten sie die Herren Geistlichen, auf die Zeitschrift in christlichen Blättern empfehlend aufmerksam zu machen.

Mit Bezugnahme auf Vorstehendes bemerke ich, daß genannte Zeitschrift mit Ende Juli erscheinen wird, und zu dem Preise von 1½ Thlr. jährlich (22½ Sgr. für das Halbjahr bis December 1865) durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen ist. Der festgesetzte Preis ist auf eine Abonnentenzahl von 2000 berechnet, soll aber bei sich ergebender größerer Abonnentenzahl bedeutend ermäßigt werden. Bestellungen werden möglichst bald erbeten.

C. Bertelsmann in Gütersloh.

Zur Nachricht.

In Nr. 31 d. Bl. war zur Anmeldung solcher Personen aufgefordert, die geneigt wären, eine Niederlage der Schriften des hannoverschen Tractatvereins zu übernehmen. Inzwischen hat sich der „Verein zur Verbreitung christlicher Erbauungsschriften im Königreich Sachsen" bereit erklärt, eine solche Niederlage zu übernehmen. Es sind daher die Schriften des hannoverschen Vereins von dem Geschäftsführer des sächsischen Vereins, Herrn Kirchner Franz Prätorius in Ernstthal zu beziehen, unter anderen Habermann's Morgen- und Abendgebete für 2½ Sgr. und Tietze's Wasserquelle für 5 Sgr. (beide gebunden). — Die lieben Brüder, die etwa sonst noch gesonnen sind, helfende Hand zu reichen, werden gebeten, sich wegen Errichtung weiterer Niederlagen unmittelbar an Herrn Pastor Bodemann in Finkenwerder bei Hamburg zu wenden. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 36. Dresden, den 3. September 1865.

Am zwölften Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 13, 24—30.

Die Erntezeit dieses Jahres neigt sich fast allenthalben zum Ende. Da wird uns auf den heutigen Sonntag ein Text gegeben, der handelt von Saat und Ernte. Es ist dieser Text nicht das ursprüngliche Evangelium auf den 12. Trinitatissonntag. Er war eigentlich auf den 5. Sonntag nach Epiphanias gelegt, der nur in wenig Jahren gefeiert werden kann. Darum mag man ihn wohl in die Erntezeit gelegt haben. In der Zeit, wo alle Herzen erfüllt sind mit Gedanken an die leibliche Ernte, erwartete man größere Aufmerksamkeit auf das, was da von der Gottesernte gesagt wird.

Was unser Gleichniß bedeute, hat uns der HErr auf's einfachste gesagt. Denn Er hat, vermuthlich damit die trotzdem aufgetauchte falsche Auslegung kein Recht hätte, auf die Bitte Seiner Jünger die Deutung der einzelnen Stücke des Gleichnisses selbst beigefügt. Nach Seiner Deutung heißt „Unkraut unter dem Waizen" soviel als: „Kinder der Bosheit unter den Kindern des Reichs." Durch die Erzählung des Gleichnisses aber stellt Er uns vor: Wie die Kinder der Bosheit unter die Kinder des Reichs kommen, warum sie unter den Kindern des Reichs bleiben und wie sie endlich aus denselben herauskommen.

Wie kommt das Unkraut unter den Waizen? Im Himmelreich gehet es also zu, wie wenn ein Mann guten Waizensaamen auf seinen Acker säet. Der Acker ist hier nicht, wie im Gleichniß vom viererlei Acker, das menschliche Herz, auch nicht, wie es wohl die Gegner christlicher Kirchenzucht gern auslegen, die Kirche; sondern der HErr sagt deutlich, der Acker sei die Welt, aber nicht in dem besonderen biblischen Sinne, da „Welt" die von Gott abgefallene sündige Menschheit bedeutet, sondern in dem geläufigsten Sinne, da es die Gesammtheit der sichtbaren Dinge bezeichnet. Auf diesen Acker wird guter Saame gesät. Das ist nach der Auslegung des HErrn nicht das Wort Gottes, wie Matth. 13, 18—23, sondern es sind die Kinder des Reichs, d. h. die Menschenkinder, die im Glauben ihr Leben in den Dienst des himmlischen Reichsfürsten stellen. Willst du die schlechtweg „die Guten" nennen, so mag's wohl sein, nur darfst du dabei nicht vergessen, daß von Haus aus Keiner gut ist, sondern daß die wahrhaft Guten nur die sind, die Christi Dienen und Verdienen im Glauben ergreifen und sich von dem dienenden Christo also ergreifen lassen, daß sie Ihm wieder dienen. Dieser Saame wird gesät auf den Acker — es ist die Masse der Kinder des Reichs nicht auf einen Fleck der Erde hingeworfen, daß sie da liege wie auf einem Haufen, sondern sie ist vertheilt, verstreut über

die ganze Welt. Von wem? Des Menschen Sohn selbst ist es, der guten Saamen säet, d. h. der sich durch Wort und Sacrament die Kinder des Reichs allenthalben bereitet. Dieweil Er aber der Säende ist, darf kein Kind des Reichs sich etwas einbilden, als habe es sich seine Stellung im Reiche Gottes selbst zuwege gebracht; aber freuen darf sich's von ganzem Herzen über diese seine Stellung. Es müßte auch ein überaus lieblicher Anblick sein, wenn die ganze Erde bedeckt wäre mit Kindern des Reichs und wenn man auf dem ganzen weiten Acker der Welt nichts sähe als gute Waizenhalme. Aber ach! es giebt noch einen zweiten Säemann. Von dem steht im Texte: Da aber die Leute schliefen, kam Sein Feind und säete Unkraut unter den Waizen. „Da die Leute schliefen" — legen wir nicht zuviel in diese Worte hinein, wie man bisweilen gethan hat. Man hat gemeint, es sei darunter eine Zeit zu verstehen, in welcher die Diener am Worte, die Knechte des HErrn Jesu als die Unter-Säeleute, sonderlich träge seien. Freilich ist's auch wahr, es hat der Satan viel Muße zum Säen, wenn die Diener am Worte ihres Wächteramts nicht warten; aber es stehet ja hier nichts vom Schlaf der Knechte, sondern der Leute geschrieben, und überdies säet der Feind, von dem hier geredet wird, nach allgemeiner Erfahrung auch da besonders eifrig, wo die Knechte nicht schlafen, sondern recht eifrig sind in der Verkündigung des göttlichen Wortes. Mit dem Säen während des Schlafs der Leute wird daher nur gemeint, daß es unversehens geschehe, ohne daß man es wahrnehmen kann. Wer ist aber der geschickte Säemann, der so unvermerkt und heimlich seinen Saamen zu säen versteht? Das ist „Sein Feind", der Feind unsers HErrn Jesu Christi, der eigentliche Urfeind, der Feind ist der Teufel. Nun sage nicht: Es giebt keinen Teufel. Warum lässest du denn das Andere stehen, was der HErr in der Deutung nennt? Warum sagst du nicht auch: Es giebt keine Welt, es giebt kein Ende der Welt, es giebt keine Engel u. s. w.? Das wäre ja ein ganz greuliches Auswählen unter den Worten des HErrn. Auch sage nicht, es sei das Wort „Teufel" hier bildlich gemeint und bedeute die Sünde; denn Niemand in aller Welt braucht, um ein Gleichniß auszulegen, wieder einen bildlichen Ausdruck. Nein, der Teufel ist eine wirkliche, jedoch nicht menschliche Person, der oberste der gefallenen Engel, und wird eben in unserem Gleichniß den andern Personen der des säenden Menschensohnes und denen der schneidenden guten Engel gegenübergestellt. Auch diese Person säet; sie streut etwas hiehin und dahin; aber nicht Waizen, sondern Unkraut. Das Unkraut sind die Kinder der Bosheit. Hiebei müssen wir nun achten auf die Art des Unkrauts, die der HErr Jesus bei Seinem Gleichniß im Auge hat. Es giebt Disteln und Dornen im Waizen, aber auch manch grasartiges Unkraut, das sich im Halme nicht sehr vom Waizen unterscheidet, sonderlich eines, das bei seiner Waizenähnlichkeit gar die Wirkung des Giftes hat.*) An dies grasartige, waizenähnliche Unkraut denkt der HErr in unserm Gleichnisse. Er hat daher nicht sowohl die Seelen im Sinne, die ein grobes Verbrechen begangen haben oder in arge Laster versunken sind, obwohl die auch vom Teufel gesäet werden; sondern solche, deren Bosheit, wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem guten Waizen, nicht alsobald offenbar ist, die trotz ihrer Bosheit immer noch aussehen wie Kinder des Reichs, weil sie äußerlich das mitmachen, was die Kinder des Reichs auch thun: Kirchengehen, Sacramentempfangen, Almosengeben u. dergl. Diese Kinder der Bosheit säet der Feind nicht etwa auf ein besonderes Fleckchen Erde, das ihm eingeräumt wäre, sondern mitten unter den Waizen; denn es ist sein höchstes Trachten, die Saat des HErrn unter der Hand zu schimpfiren. Das gelingt ihm auch vortrefflich, wenigstens eine Weile. Die Kinder der Bosheit wachsen mitten unter den Kindern des Reichs empor. Ob sie schon kein Waizen sind, sehen sie doch so aus; darum läßt man sie anfangs unbedenklich stehen. Aber es wird anders. Da nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, d. h. Aehren ansetzte, da fand sich auch das Unkraut. Es setzte auch Aehren an, aber freilich solche, die man in der Scheuer nicht brauchen kann. So geht's allenthalben in der Welt, im Großen und Einzelnen, in Familien und ganzen Gemeinden. Eine Zeitlang wächst beides unbemerkt zusammen. Ananias und Sapphira wuchsen mitten in der Menge der Gläubigen. Aber wenn der Waizen die Köpfe hebt, dann thut sich alsbald auch das Unkraut hervor, und oft soviel Unkraut, daß man vor Unkraut den Waizen kaum sehen kann. Das ist nun zwar ein gar trauriger Anblick; aber es hört doch deshalb die Welt nicht auf, in den Augen des Menschensohnes ein Waizenacker zu sein. Der Waizen bleibt Waizen, auch wenn noch soviel giftiges Gras darunter stünde.

Was ist nun aber mit diesem giftigen Grase zu thun? Es soll nach unserm Gleichniß unter dem Waizen stehen bleiben bis zur Ernte. Die Knechte in unserm Gleichniß bleiben nicht bei der Frage: Woher hat der Acker das Unkraut? sie beruhigen sich nicht bei der Antwort des Hausvaters: Das hat der Feind gethan; sondern sie fragen noch weiter: Willst du denn, daß wir hingehen und das Unkraut ausjäten? Die Frage lag nahe, fast mußte sie herausgeboren werden aus dem Mißfallen am Unkraut und aus dem herzlichen Verlangen nach Reinigung des Ackers. Aber sie war doch eine Frage der Unwissenheit, die, wenn auch nicht mit zurechtweisendem Zorn, so doch mit ernstlicher Belehrung erwidert werden mußte. „Nein", spricht der HErr,

*) Vergleiche die unserer heutigen Nummer beigegebene Abbildung.

„auf daß ihr nicht zugleich den Waizen mit ausrauft, so ihr das Unkraut ausjätet. Lasset Beides mit einander wachsen bis zur Ernte.“ — Ist denn nun aber hiermit nicht das Recht und die Pflicht der christlichen Kirche aufgehoben, mit den Kindern der Bosheit auf dem Wege der Kirchenzucht zu verfahren? Es könnte auf den ersten Blick so scheinen. Aber erstlich wäre es doch sonderbar, wenn uns dann Sanct Matthäus das ganz entgegenlaufende achtzehnte Capitel neben dem dreizehnten aufgeschrieben hätte, und zudem gilt es nur, auf unser Gleichniß recht zu merken, um zu sehen, daß es jener Anordnung der Kirchenzucht in keinem Wege widerspricht. Wir haben's hier noch einmal zu betonen, daß der Acker nicht die Kirche ist, sondern die Welt. Die Kinder der Bosheit, das wollte der HErr sagen, sollen nicht durch die Kirche aus dem Acker der Welt ausgerottet werden. Es soll die Kirche nicht mit dem Jätemesser des Schwertes dieselben verfolgen und tödten, sondern sie stehen lassen bis zur Ernte — eine Mahnung, deren Nothwendigkeit Jedem einleuchtet, der etwas von der Geschichte der römischen Ketzergerichte gehört hat, die aber auch heutzutage noch immer unserm natürlichen Herzen gar sehr noth thut, weil dasselbe den Kindern der Bosheit gegenüber das Begehren der „Donnerskinder“ (Luc. 9, 54.) schwer los wird. Daß aber die Glieder der Kirche, die zugleich Inhaber der obrigkeitlichen Gewalt sind, durch unser Gleichniß nicht gehindert sind, mit dem Schwerte Rache zu üben an den Uebelthätern, erhellt zur Genüge daraus, daß der HErr eben nicht von Disteln und Dornen, sondern von solchem Unkraut redet, das vom Waizen schwer zu unterscheiden, und ohne Gefahr des Waizens von demselben nicht zu scheiden ist. Es erwächst also der Kirche aus dem Gespräch der Knechte und des HErrn eine doppelte Pflicht: Einmal, daß sie der argen Verunreinigung des Ackers sich jederzeit bewußt bleibe, dieselbe auf's tiefste beklage und nach seiner endlichen Reinigung ein brünstig Verlangen trage; und zum andern, daß sie wider die Kinder der Bosheit ja nicht mit Gewalt zufahre und den Acker der Welt nicht durch möglichste Austilgung der Gottlosen zu säubern suche, sondern bedenke: Wo der Hausvater die Gottlosen um der Frommen willen schont, da müssen die Knechte auch verschonen.

Endlich aber wird der trübselige Zustand des Zusammenstehens von Waizen und Ernte doch ein Ende nehmen; denn es heißt ja: bis zu der Ernte. Ein Ende des HErrn, nicht ein von Menschen gemachtes Ende wird's sein. Da wird auf des HErrn Geheiß und zu des HErrn Stunde das Unkraut von Engelaugen gesucht und gefunden und von Engelhänden zu Bündlein gebunden werden für ein ewiges Brennen, darinnen die Gemeinsamkeit des Peinleidens kein Trost mehr sein wird. Aber ebenso wird auch der Waizen gesammelt werden durch der Engel Dienst zu großen dicken Garben, auf daß er eingebracht werde in die ewige Scheuer des Himmels, da er in gemeinsamer Freude bleiben wird ohne alle und jede Vermengung mit Unkraut. Was hier mit Recht ersehnt wird, aber ohne Gewalt nicht erreicht werden kann, die gründliche Scheidung dessen, was auf dem Acker der Welt untereinander gemengt gestanden, wird dort eine vollbrachte Thatsache, eine ewige Wahrheit sein. Amen.

Gedanken beim Bibellesen.

Von *

(Schluß.)

Eph. 5, 15.

Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit.

Ja wohl müssen wir uns in die böse Zeit schicken, denn die schicket sich am wenigsten in uns. Das Schicken bestehet aber darin, daß wir sie, wie der griechische Text lautet, auskaufen. Je böser sie ist, je schwieriger sie für das Reich Gottes, für das Heil fremder Seelen, wie der eignen auszubeuten ist, um so mehr müssen wir in aller Treue bemüht sein, sie auszukaufen, so viel aus ihr zu machen, als möglich ist. Je spröder der Stoff, desto unverdrossener muß die Arbeit sein, die ihn bändigen will. Gute Zeit arbeitet für uns mit, und läßt sich leicht handhaben; wenig Arbeit giebt reiche Frucht; böse Zeit will in ihrem Wesen bezwungen sein, hindert überall; viel Arbeit, wenig Frucht. Wollen wir sie im Dienste unseres himmlischen Herrn dennoch fruchtbar machen, so müssen wir desto fleißiger sein.

Tit. 3, 4.

Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unseres Heilandes.

Ein Gott, der zugleich in eigner Person Heiland ist, ist das Wesentliche und Eigenthümliche des Christenthums. Einen Gott, der sich versöhnen läßt, kennt auch das Heidenthum, aber nicht einen Gott, der selbst versöhnt und das Versöhnungsopfer bringt. Einen Gott, der sich offenbart, und um seiner eignen Vervollkommnung und Selbstoffenbarung, um seiner Selbstentfaltung willen Mensch wird, kennt auch das Heidenthum und die Philosophie, aber nicht einen Gott, der Mensch wird, um die Welt mit sich zu versöhnen. Das ist das große, unaussprechliche Geheimniß der Liebe, das uns erst das Evangelium geoffenbart hat. Die Liebe, die sich versöhnen läßt, ist groß und herrlich, aber die Liebe, die versöhnt, ist unermeßlich herrlicher. Ein Gott, der die Sünde so heilig haßt, daß Er um keinen Preis ihre Strafe erläßt, und der doch den Sünder so brünstig liebt, daß Er um jeden Preis ihn von der Strafe loskauft, das ist ein Gott, wie ihn keine

menschliche Vernunft erdenken konnte; denn es übersteigt alles Denken und Begreifen. Und das ist die unübertreffliche Herrlichkeit der Christengemeinde, daß sie solchen Opfers werth geachtet ist, und solche Liebe an sich erfahren hat. Einen Gott, der giebt, der viel giebt und vergiebt, mögen auch Andere haben; einen Gott, der sich ihnen und für sie giebt, sich selbst in eigenster Person, haben nur die Christen. Gepriesen sei Gott, unser Heiland!

Hebr. 4, 15.

Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte Mitleiden haben mit unserer Schwachheit, sondern der versucht ist allenthalben gleichwie wir, doch ohne Sünde.

Das hohenpriesterliche Herz, das mit uns kann Mitleiden haben, hat Christus sich erworben, da Er hat in den Tagen Seines Fleisches Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen geopfert zu dem, der ihm vom Tode konnte aushelfen, da Er selbst erfahren hat, wie es einer armen Menschenseele im Kreuz, unter der Last der Sündenschuld und des Elends zu Muthe ist. Dieses hohenpriesterliche Herz, Sein Menschenherz, das selbst unter dem Elend geseufzt, hat Er auch in der Herrlichkeit nicht von sich gethan, sondern Er hat Seine Menschheit, und mit ihr dieses Erbarmen für alle Ewigkeit auf den Thron der Gottheit erhoben. Wer die ewige Menschheit Christi irgend wie verflüchtigt, der raubt mir den Trost, daß ich zu dem König der Ehren, zu dem ich bete, sprechen kann: Du weißt ja selbst, wie es einer armen Menschenseele zu Muthe ist; raubt uns die Frucht Seines Leidens, das hohenpriesterliche Herz voll Mitleids. Ja, das ist unser Trost, daß Er nun, da Er als allmächtiger König, da Er zur Rechten des Vaters sitzt, nicht aufgehört hat, unser fürbittender Hoherpriester zu sein; wie es heißet Sach. 6, 13: Er wird sitzen und herrschen auf Seinem Throne, wird auch Priester sein auf Seinem Throne. Darum ist Er ein Hoherpriester nach der Ordnung Melchisedeks! Gelobt sei in alle Ewigkeit Sein hohenpriesterliches Königreich, Sein königliches Hohenpriesterthum! Amen.

Der Feldbau im heiligen Lande.

Im Garten Eden bereits hat Adam Ackerbau getrieben. Denn Gott der HErr setzte ihn darein, daß er den Garten baute und bewahrte. Adams erstgeborener Sohn, Cain, war ein Ackersmann. Auch die heiligen Erzväter haben nicht ohne Ackerbau gelebt. Nur zu Zeiten der Getreidetheuerung wandern sie aus Canaan fort und holen Getreide aus Egypten; gewöhnlich haben sie ihren Bedarf selbst gebaut. Doch ist ihnen der Feldbau nicht der Hauptnahrungszweig gewesen; sie waren vielmehr Nomaden, d. i. wandernde Hirten. Zu ausgedehnterem Ackerbau kam es erst, als das Volk Israel aus dem kornreichen Egypten ausgeführt war und im gelobten Lande seßhaft ward. Sie hatten's da freilich mit einem überaus fruchtbaren Lande zu thun, das keine sehr mühsame Bebauung erforderte; aber es war doch nunmehr den einzelnen Stämmen, Geschlechtern und Häusern ein bestimmter Grundbesitz angewiesen, dessen verhältnißmäßig geringer Umfang neben der Viehzucht zum Ackerbau geradezu nöthigte. Es war aber die Feldwirthschaft nicht etwa nur die Aufgabe eines untergeordneten Standes, sondern recht eigentlich ein Stück jedes Hauswesens, und selbst angesehene Leute griffen mit zu. Der nachmalige Richter Gideon drischt den Waizen seines Vaters, Saul kommt vom Felde hinter den Rindern her, als das Volk über den Sieg der Ammoniter wehklagt, der reiche Boas worfelt selber die Gerste auf seiner Tenne, und Elisa geht auf dem Felde hinter dem Pfluge her, als Elias ihn beruft.

Wegen dieser Allgemeinheit des Ackerbaues hielt es auch der HErr für nöthig, ihn durch allerlei Gesetze zu ordnen. Der Grundbesitz durfte nicht auf immer veräußert werden. Fiel er auch einmal zur Tilgung von Schulden einem Gläubiger zu, so konnte dies doch nur auf Zeit geschehen. Im Jubeljahre mußte er wieder an die Familie des Eigenthümers kommen. Allemal im siebenten Jahre mußten die Aecker brach liegen. Sie sollten ihr Ruhejahr haben, wie der Mensch seine Ruhetage. Auf die Aecker durfte nicht verschiedenerlei Samen zugleich gesät werden; der besäete Boden war ein Sinnbild des Herzensbodens, und in geistigen wie leiblichen Dingen ist Gott dem Mischmasch feind, der Seine Ordnung verkehrt.

Mit der Zeitfolge der einzelnen landwirthschaftlichen Arbeiten hielt sich's also: Im October und November säete man die Winterfrüchte, die Sommerfrucht schon im Januar und Februar. Die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, bei der ein dreißig-, sechzig-, hundertfältiger Ertrag nichts Unerhörtes war (Matth. 13, 8.), machte den Beginn der Ernte meist schon um die Mitte des April möglich. Doch war natürlich, wie allerwärts, so auch im heiligen Lande die Zeit der Ernte je nach der Lage der Fluren sehr verschieden. Am 2. Tage des Passahfestes mußte, ehe irgend etwas von der Ernte genossen werden durfte, die Erstlingsgarbe (eine Gerstengarbe) dem HErrn dargebracht werden. Mit dem Pfingstfeste schloß die Erntezeit. An diesem Feste, als dem eigentlichen Erntefeste, wurde die erste Waizengarbe dem HErrn geopfert. Das Laubhüttenfest bildete dann den Schluß des ganzen landwirthschaftlichen Jahres. Es hatte außer seiner geschichtlichen Bedeutung den Zweck eines Dankfestes für die gesammte Jahres-, auch für die Obst- und Weinernte.

Wie schon aus der Darbringung der Erstlingsgarben ersichtlich ist, begann man mit der Gerstenernte, dann

folgte das Einernten des Waizens. „Gerstenernte“ und „Waizenernte“ waren damals ebenso volksthümliche Bezeichnungen der Jahres-Theile (vergleiche 2. Sam. 21, 9; Richt. 15, 1.), wie etwa heute der Landmann sagt: Es war um's Heumachen, um die Kartoffelernte u. dergl. Wie's in der Ernte selbst zuging, das ist uns am lieblichsten im Buche Ruth beschrieben. Da ist Alles vertreten, vom gottseligen Ernteherrn an (Ruth 2, 4.), der seine Schnitter grüßt: Der HErr sei mit euch! bis zur armen ährenlesenden Dirne. — Man schnitt das Getreide nicht mit der Sense, sondern mit der Sichel ab und trug es auf den Armen zu Garben zusammen. Auf diese Weise war das Auslesen des Unkrauts im Waizen vor dem Sammeln und Binden der Garben eher möglich, als bei unserm Mähen. Die Garben wurden darauf zu Haufen geordnet, und dann auf dem Felde selbst eine Stelle festgestampft, die zur Dreschtenne diente. Das Dreschen wurde nicht mit Dreschflegeln vollzogen, sondern so, daß man entweder auf dem ausgebreiteten Getreide Rindvieh umhertrieb und von demselben die Körner austreten ließ, oder auf Dreschmaschinen einfachster Construction (eine Art Schlitten oder Wagen mit vielspitzigen Kufen oder Rädern) darüber hinfuhr. Auf die erste Weise des Dreschens bezieht sich das bekannte Schriftwort: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden. Weil auf derselben Tenne auch das Worfeln und Sieben (Sichten) des Getreides vorgenommen ward, wählte man dazu meist frei und luftig gelegene Orte. Das eingeerntete Getreide ward nach vollendeter Reinigung zuletzt entweder in Gruben auf den Feldern, oder in Gebäuden wie unsere Scheunen untergebracht.

Endlich noch ein Weniges über das, was gebaut ward. Unsern Roggen baute man in Palästina nicht, ebensowenig den Hafer. Waizen und Gerste waren die hauptsächlichsten Feldfrüchte. Der erstere war die Nahrung der Wohlhabenden. Er ging als Handelsartikel bis nach Tyrus. Zwanzigtausend Kor Waizen, wie sie Salomo dem König Hiram sandte, waren damals ein königliches Geschenk. Außer zu Bäckereien verbrauchte man die Waizenkörner auch in geröstetem Zustande, wozu man die noch nicht ganz reifen Körner verwendete. Das sind die „Sangen“, die mehrfach in der Schrift erwähnt werden (Ruth 2, 14.). Die Gerste ward in bedeutenderen Massen gebaut, weil der Verbrauch größer war. Sie war die gewöhnlichste Nahrung des niederen Volks (Ruth hat Gerstenähren aufgelesen) und zugleich Futter für's Vieh (1. Kön. 4, 28.). Das Preisverhältniß der beiden Getreidearten mag man etwa aus dem ersehen, was 2. Kön. 7, 1 ff. erzählt wird. Da hat zur wohlfeilen Zeit die Gerste etwa den halben Werth des Waizens gehabt.

Außer diesen beiden Getreidearten baute man noch Spelt, Hirse, Linsen, Bohnen u. s. w. — Zu dem, was

Die Aehre des Taumellolchs.

gebaut wurde, gesellte sich aber wie bei uns das nimmer zu vertilgende Unkraut. Unter dem Waizen und der Gerste wuchs und wächst noch heute besonders eines, das gar betrüglich ist. Es ist dies der sogenannte Lolch (lateinisch: Lolium), dessen eine Art, der Taumellolch (auch Tollkorn, Tollhafer genannt), wenn auch nicht gerade tödtlich, aber doch der Gesundheit nachtheilig ist. Er ist, namentlich wenn er aufgeht, dem Waizen sehr ähnlich und kann, so lange er jung ist, zum Viehfutter dienen. Aber die Körner in der waizenähnlichen Aehre, die unser heutiges Bild vorstellt, sind giftig; ihr Genuß versetzt in einen schwindelähnlichen Zustand, erregt heftigen Kopfschmerz, ja sogar Krämpfe. Die Pflanze wächst 2 bis 3 Fuß hoch und hat eine fingerlange breitgedrückte Aehre. Das Korn ist etwas kleiner als das des Waizens und sieht schwärzlich aus.

Ob nun der HErr im Gleichniß vom Unkraut unter dem Waizen gerade diese giftige Art des Lolchs gemeint hat, wird sich schwer entscheiden lassen. Aus dem griechischen Worte aber, das Sct. Matthäus in dem Gleichniß gebraucht, kann man mit ziemlicher Gewißheit vermuthen,

daß Er den waizenähnlichen, vom Getreide schwer zu unterscheidenden und vor der Ernte nicht wohl auszurottenden Lolch, wenn auch nicht gerade den giftigen, gemeint hat. Wäre aber mit dem gebrauchten griechischen Worte ganz besonders das Tollkorn gemeint, nun, dann hätte das Gleichniß einen bedeutsamen Zug mehr für uns; denn es ist ja wahr, daß die Kinder der Bosheit in derselben Weise geistig wirken, wie die Giftpflanzen leiblich. —

Chronik.

(Fortsetzung.)

Die Schweiz. Basel. An die Stelle des seligen Professors Auberlen ist der frühere preußische Gesandtschaftsprediger in Rom, Hermann von der Goltz, berufen worden. — Am 13. Nov. vor. J. starb zu Basel im Alter von 77 Jahren der Pfarrer Gottlieb Passavant, in evangelischen Kreisen wohlbekannt durch seine Theilnahme an christlichen Liebeswerken, wie durch erbauliche Verkündigung des Evangelii in Wort und Schrift. (Verfasser des Naeman ꝛc.) — Im Januar d. J. ließ die Basler Gesellschaft für Sonntagsheiligung in Form eines fliegenden Blattes einen Aufruf an die Basler Bürger und Einwohner ergehen, um dieselben durch Vorstellung der bezüglichen Schriftworte an die Heilighaltung des Sonntags zu erinnern. Das ist sehr löblich. Ob aber solche Blätter auch in die Hände derer gelangen, für die sie eigentlich geschrieben sind? — In den ersten Monaten dieses Jahres hat Prof. v. Zezschwitz auf eine an ihn ergangene Einladung in dem Casinosaale, dem größten der Stadt Basel, eine Reihe von populärtheologischen Vorträgen vor einer Zuhörerschaft von 7—800 Personen gehalten. Der Zutritt war völlig freigegeben. Die Vorträge beschäftigten sich mit Darstellung des Zustandes der Culturvölker zur Zeit der Geburt Christi, mit Beschreibung der durch das Christenthum in aller Welt hervorgerufenen Wandlung, mit Darlegung der christlichen Grundlehren und mit Abwägung derselben gegen die moderne, widerchristliche Weisheit. Wie vorher in Frankfurt, so gingen auch neben diesen Vorträgen Bibelstunden an den Sonntagabenden her, die, weil der Saal die Zuhörerschaft nicht mehr faßte, in die Martinskirche verlegt werden mußten. — Verschiedene christliche Vereine Basels haben sich zusammengethan zur Gewinnung und Verwaltung eines Vereinshauses und ein geräumiges Gebäude für 135,000 Frcs. erworben. Mehrere bereits bestehende christliche Anstalten, z. B. die Sonntagssäle für Gesellen und Lehrlinge, haben darin Platz gefunden. Auch soll das Gebäude ein Local für religiöse Vorträge verschiedener Art bieten. Im vergangenen Juni ist es eingeweiht worden. — Am 25. Sept. d. J. sind es 50 Jahre, daß die Basler Missionsgesellschaft gegründet ward. (Die Missionsanstalt ist ein halb Jahr später, am 26. März 1816, eröffnet worden.) Die Gesellschaft hat im Laufe dieser Jahre mehr als 400 Missionare ausgebildet; gegenwärtig unterhält sie deren 166 auf 25 Haupt- und 41 Nebenstationen in Ostindien, China und Afrika. Die Gesammtzahl der Heidenchristen in den Basler Missionsgemeinden beträgt 4462. In den Schulen der Gesellschaft werden an 12,900 Kinder erzogen. In ihren drei Häusern zu Basel arbeiten 10 Hauptlehrer und 3 Lehrerinnen an etwa 87 Missionszöglingen und 56 Missionarskindern. — Die gemeinschaftliche Feier des Jubelfestes ist nach einem Ausschreiben des Comité's in einfachster Weise mit der seit Jahren üblichen Feier der Basler Festwoche vereinigt worden, in welcher auch Judenmissionsfest, Bibelfest u. s. w. gefeiert werden. Am 5. und 6. Juli beschäftigte man sich mit der Missionsangelegenheit. Da ward Vorm. von 9 bis 12 Uhr in den Sälen des Missionshauses das Examen der Missionszöglinge und zu gleicher Stunde in der Martinskirche die Feier des Frauen-Missionsvereins gehalten, der sich insbesondere der Erziehung der Kinder von Missionaren angenommen hat. Am Nachmittag ward in der St. Leonhardskirche der Jahresbericht der Missionsgesellschaft von Inspector Josenhans vorgetragen. Das erfreulichste Stück dieses Berichts war die Mittheilung, daß die eine Zeitlang durch große Schuldenlast in ihrer Thätigkeit etwas gehemmte Gesellschaft in Folge außerordentlicher Beisteuern wiederum völlig schuldenfrei dastehe, ja sogar einen Ueberschuß von 60,000 Frcs. in der Generalkasse habe. Donnerstag den 6. Juli ward am Vormittag in der Martinskirche die Generalconferenz gehalten, bei welcher Gelegenheit unter Anderem Oberkirchenrath Dr. Hoffmann aus Berlin der Gesellschaft 3000 Rthlr. übergab, die er bei deutschen Fürsten gesammelt. Am Nachmittag wurden im Münster die 6 abgehenden Missionszöglinge eingesegnet. Am Abend erfolgte sodann im Garten des Missionshauses die Verabschiedung der Festgäste. — Für den eigentlichen Tag der Gründung der Gesellschaft hat das Comité um allgemeine Fürbitte gebeten. Obwohl unsere lutherische Missionsthätigkeit sich aus guten Gründen von der Basler gesondert hält, werden doch die Freunde lutherischer Mission diese Fürbitte im Blick auf den reichen Segen, mit dem der HErr die Basler Arbeit begleitet hat, und in Erinnerung der Anregung, die unsere Kirche vordem von Basel her empfangen hat, mit aller Freudigkeit üben dürfen, ja müssen. — Mit Beginn des Jahres 1865 ist die Herausgabe des trefflichen Basler Missionsmagazins, einer der gediegensten Missionszeitungen aus den Händen des verdienten Dr. Ostertag in die, des ehemaligen Missionars Dr. Gundert in Calw übergegangen. Die Bearbeitung der bekannten Bibelblätter hat Dr. Ostertag behalten.

In Zürich ist am 3. Aug. vor. J. ein für christliche Zwecke bestimmtes Gebäude eingeweiht worden, dessen Stifterin eine wohlthätige Dame aus einer der angesehensten Züricher Familien, Frl. Escher, ist. Das obere Stockwerk enthält als Stätte der lautern Evangeliumspredigt, die gegenwärtig in Zürich vielfach verkümmert wird, einen geräumigen Predigtsaal mit 800 Sitzen, im untern Stockwerk ein Kinderkrankenhaus. Das Ganze ist in würdigem Styl erbaut und trägt über der Thüre die Inschrift 1. Cor. 3, 11: Einen andern Grund kann Niemand legen ꝛc. — Gegen das vom Pilger früher berichtete Auftreten des ungläubigen Pastors Vögelin in Uster haben sich im Züricher evang. Wochenblatt nicht weniger als 78 Pastoren aus allen Theilen des Cantons (die Hälfte aller Cantonsgeistlichen) mit einem kräftigen Gegenzeugniß erhoben. Ihrem Zeugniß haben sich 89 Pfarrer des Cantons Bern, desgleichen eine Versammlung von Geistlichen und Laien in Basel mit einer Zustimmungsadresse angeschlossen. An maßlosen Angriffen des

Widerparts gegen die 78 hat's natürlich nicht gefehlt; doch haben sie der guten Sache nichts geschadet. Den von den Vertretern der freien Richtung gehaltenen öffentlichen Vorträgen ist durch gleichfalls sehr zahlreich besuchte Vorträge eines Secundarlehrers Stutz auf treffliche Weise die Wage gehalten worden. Auch für den nach Breslau gezogenen gläubigen Prof. Held ist in dem Pfarrvicar Wörner aus Württemberg ein Ersatz gefunden worden. — Der große Rath (die gesetzgebende Behörde) hat die Abschaffung der Todesstrafe zu beantragen beschlossen. Dagegen ist ein aus der Gemeinde an den großen Rath gelangter Antrag gewissenhafter Eltern, man möchte die Zöglinge der Gymnasien nicht mehr zur Theilnahme an dem dort ertheilten schriftwidrigen Religionsunterricht nöthigen, von den toleranten Herren abgelehnt worden. — Am 9. Mai d. J. ist die im Cant. Zürich gelegene Rettungsanstalt Friedheim (eingeweiht im Jahre 1847) zum großen Theil abgebrannt. Das Brandunglück fand wenige Tage vor der Wiederkehr der Jahresfeier statt, und was das Bedauerlichste ist, es war veranlaßt durch die Brandstiftung eines 10jährigen Zöglings der Anstalt, der bereits als 7jähriges Kind Feuer unter der Wiege seines Stiefschwesterchens angelegt hatte, um dasselbe nicht mehr wiegen zu müssen. —

In Bern wollte ein Verein christlicher Männer einen gläubigen Professor der Theologie anstellen und seine Besoldung durch freiwillige Beiträge aufbringen. So ist es, um der Verkündigung des Unglaubens wenigstens einigermaßen die Wage zu halten, bereits in Zürich und anderwärts geschehen. Es war für die Professur die geeignete Person bereits gefunden; aber, während die theologische Facultät der Anstellung keine Schwierigkeiten bereitete, verweigerte die Regierung dem Ernannten, Repetent Elsässer aus Tübingen, die Erlaubniß zum Lehren, weil „die jetzigen Professoren vollkommen genügten." Wenige Monate vorher hatte dieselbe Regierung dem Pfarrer Langhans, der ein Buch gegen die Basler Mission geschrieben, ohne Umstände die Erlaubniß ertheilt. Es ist also nicht zweifelhaft, daß die Berner Regierung nur gläubige Lehrer für überflüssig hält. —

Eine in der Regierung und unter den Geistlichen einflußreiche Partei beabsichtigt, durch Veränderungen in der jetzigen (presbyterialen) Kirchenverfassung des Cantons Bern der neuen Theologie und dem Zeitgeist leichtern Eingang zu verschaffen. Man will z. B. allen Männern, welche politisch stimmfähig sind, also auch Jünglingen von 20 Jahren, das Recht einräumen, sich an den Kirchengemeindeversammlungen zu betheiligen; man will die Wahl der Geistlichen den Gemeinden ganz und unbedingt überlassen, ein Ordinationsgelübde einführen, das die Geistlichen nicht mehr an die helvetische Confession (die hauptsächlichste schweizerische Bekenntnißschrift) bindet, u. s. w. Die diesjährige Synode, die im August tagt, hat über diese Verfassung zu berathen gehabt. —

In Genf muß sich's jetzt der Reformator Calvin gefallen lassen, dem Publikum in dem Schauspiel les libertins de Génève, die Libertiner von Genf, auf der Bühne vorgeführt zu werden. — Im vorigen Jahre machte der Rotterdamer Pastor Reville, ein Glaubens- oder vielmehr ein Unglaubensgenoß von Renan, den Versuch, eine Gastpredigt zu halten, um seine Weisheit vor den Genfern zu Markte zu bringen und ihrer etliche zu gewinnen. Nachdem ihm aber bereits die Geistlichen Schwierigkeiten gemacht, verweigerte ihm auch das Consistorium die Kanzel, so daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. — Am 31. Dec. v. J. feierte die Genfer Bibelgesellschaft ihren 50jährigen Gründungstag. Von den 25 Gründern ist noch einer, der greise Professor Cheneviere, am Leben. — Nachdem die Stadt Calvins im vorigen Jahre wieder einen katholischen Bischof, den Bischof Mermilliod, bekommen, hat es an schriftstellerischen Reibungen zwischen diesem und den Evangelischen, insbesondere dem durch sein Buch „Rom und die Bibel" und Anderes bekannten Felix Bungener, nicht gefehlt. Der erste Schuß in dem Kampfe ist auf evangelischer Seite gefallen. —

Im September d. J. will die nationale Kirche von Neuchatel den 300jährigen Todestag ihres Reformators Farel († 13. Sept. 1565), der dort die letzten 28 Jahre seines Lebens im Amte stand, durch eine entsprechende Feier begehen.

Am 15. Februar d. J. starb auf der Reise in dem Curort Heiden unweit des Bodensee's der durch Begründung von allerlei wohlthätigen Anstalten über die Grenzen seiner Kirche hinaus bekannt gewordene Pater Theodosius Florentini, zuletzt Generalvicar des Bisthums Chur. Er ist auf katholischem Gebiet in der Weise Gustav Werner's oder Pastor Fliedner's thätig gewesen. Mit besonderem Eifer wandte er sich dem Fabrikwesen und industriellen Unternehmungen zu, dergestalt daß er dieselben zur sittlichen Hebung der verarmten Bevölkerung in christlicher Weise organisirte und leitete. Bis nach Böhmen erstreckte sich von der Schweiz aus diese seine Thätigkeit. Mitten in seiner gesegneten Arbeit traf ihn der Schlagfluß. Er war geboren am 23. Mai 1808 zu Münster im Canton Graubündten. —

Holland. Statistisches. Nach der letzten Volkszählung betrug die Bevölkerung Hollands 3,291,600 Seelen, darunter in runden Summen 1,818,000 Reformirte, 5270 Remonstranten, 63,470 Dissidenten, 41,900 Baptisten, 64,100 Lutheraner, 334 mährische Brüder, 576 Anglikaner, 1,225,200 Katholiken, 5300 Jansenisten, 63,500 Juden und — 3 bis 4000 Seelen ohne besonderes Bekenntniß, oder, wie man's neumodisch nennt, die keiner Denomination angehörten. —

Großbritannien. Der „Hausfreund" berichtete im October vor. J.: Der gefeierte Baptistenprediger Spurgeon hat infolge einer Streitigkeit, in welche er mit Geistlichen der anglikanischen Kirche gerathen war, seinen Austritt aus der evangelischen Allianz erklärt, ohne jedoch dieser damit feindlich entgegenzutreten. Er schließt sein bezügliches Schreiben mit den Worten: „Meine Gemeinschaft mit vielen von mir verehrten Gliedern der Allianz, die von meinen Anklagen nicht betroffen werden, ist nur dem Namen nach und nur in der Absicht aufgehoben, um meinerseits ihren mannichfachen trefflichen Bestrebungen kein Hinderniß in den Weg zu legen .... Wir werden echte Gemeinschaft weit besser als Getrennte bewahren können, als wenn wir durch ein Band geeint sind, das sie als von mir zerrissen ansehen." — Den Anlaß zur Spaltung haben Spurgeon's baptistische Angriffe auf die kirchliche Tauflehre gegeben. —

Das Comité für die vereinigten Besserungs- und Zufluchtsanstalten in London veranlaßte vor einiger Zeit eine internationale Ausstellung von Handarbeiten, welche von Zöglingen dieser Gattung von Anstalten ge-

fertigt sind. Danach forderte das Comité alle Industrieschulen, Waisenhäuser, Frauenasyle, Rettungshäuser, Armen-Kinderanstalten, Correctionshäuser u. dgl. auf, die von ihren Zöglingen selbst gefertigten Arbeiten bis zum 1. Mai nach London zu liefern. Ein eigenthümlicher, englischer Gedanke. Ob er in Deutschland Anklang gefunden, weiß ich noch nicht. —

Zu Cork in Irland ist dem berühmten irischen Mäßigkeits-Apostel Pater Mathew ein Denkmal gesetzt worden. In Folge der Wirksamkeit dieses Mannes hatte in den Jahren 1839—42 der Verbrauch von Spirituosen in Irland fast um die Hälfte abgenommen. —

In dem durch die Strenge der Sonntagsheiligung fast sprichwörtlich gewordenen Schottland hat man neuerdings immer mehr versucht, die in Bezug hierauf bestehenden Gesetze und Gebräuche zu durchbrechen. Namentlich sind es die Eisenbahnunternehmer, welche durch Veranstaltung von Sonntagszügen in die alte Sitte Bresche schießen wollen. Das hat in vielen Kreisen nicht geringe Aufregung hervorgerufen. —

An demselben Tage, an welchem der oben genannte Pater Theodosius in der Schweiz starb, den 15. Februar, starb nach längerem Leiden zu London der Cardinal Erzbischof Nicolaus Wiseman im Alter von 63½ Jahr. Er war einer der begabtesten und darum bedeutendsten katholischen Kirchenfürsten, wohlbekannt und anerkannt auch in evangelischen Kreisen. Er war am 2. August 1802 zu Sevilla in Spanien von englischen Eltern geboren. Schon im Jahre 1824 ward er Doctor der Theologie und im folgenden Jahre bekam er die Priesterweihe. 1827 ward er an der Universität zu Rom Professor der morgenländischen Sprachen, in welchen er gründlich bewandert war. Durch die Gunst der Päpste Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI. gefördert, stieg er endlich zum Erzbischof von Westminster empor und ward in dieser Würde der Wiederhersteller der katholischen Hierarchie in England, gegen die sich seiner Zeit ein gewaltiger, selbst das Leben des neuen Erzbischofs gefährdender Sturm erhob. Seiner Kirche diente er als gewandter Vertheidiger römischer Lehre mit sonderlichem Bekehrungseifer. Gegen das Ende seines Lebens waren es mehr die reichen Schätze seiner allgemeinen Bildung, mit denen er selbst über die Grenzen seiner Kirche hinaus zu dienen bemüht war. Sein letztes in großer Ergebung getragenes Leiden war eine Gesichtsrose, nachdem er fast 12 Jahre lang gekrankt hatte. Zu seinem Nachfolger im Erzbisthum ist Dr. Manning ernannt worden, ein Convertit, der vormals englisch-hochkirchlicher Archidiaconus von Chichester war. —

Norwegen. In Bergen haben ev. Christen verschiedenen Standes im September vor. J. einen „Verein zur Verkündigung des Evangeliums für scandinavische Seeleute in fremden Seehäfen" gegründet. Der Verein gedenkt nach den von scandinavischen Seeleuten besuchten fremden Häfen Männer zu senden, die für das Werk eines Evangelisten tüchtig befunden werden. Dieselben sollen die in ihren Stationen ankommenden Schiffe besuchen, Gottesdienst am Lande oder am Bord halten oder auf andere Weise zur Erbauung der Seeleute wirken. Veranlassung hierzu gaben die erfreulichen Erfahrungen, die ein Candidat bei Versuchen solcher Missionsthätigkeit in England und Schottland gemacht hatte. Und das Bedürfniß ist reichlich vorhanden; denn in Newcastle treffen jährlich an 1800, in Leith und den Nachbarhäfen an 1400, in Hull und Liverpool zusammen an 1000 skandinavische Schiffe ein; Amsterdam wird jährlich von 7—800, Havre de Grace von 3—400, New-York von circa 100 und Quebek von ungefähr 170 norwegischen Schiffen besucht. —

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

* **Geschichte einer Bibel,** von ihr selbst erzählt, nach dem Englischen. Mit Bildern. Bern, Mann, 1864. 233 S. 22½ Gr.

Was für eine Lebensgeschichte würde so manche alte Bibel zu erzählen haben, wenn sie reden könnte? Was würde die deinige erzählen, lieber Leser? In dem vorliegenden, ursprünglich englisch geschriebenen Buche, dessen deutsche Uebersetzung und beziehentlich Bearbeitung alles Lob verdient, ist solch eine alte Bibel redend eingeführt. Freilich eine etwas sonderbare Form der Erzählung. Man muß sich erst daran gewöhnen, daß das papierene Buch wie ein Mensch von seinem Kummer, seiner Betrübniß, seinen Demüthigungen, ja sogar davon redet, daß es vor Angst gezittert habe. Aber die Lebensgeschichte, die es erzählt, ist überaus lehrreich, obschon dieselbe zum großen Theile von der Phantasie zusammengestellt sein mag. Das Buch ist in den verschiedensten Händen gewesen, hat die verschiedensten Menschenclassen in den verschiedensten Lebenslagen und Herzenszuständen zurecht gebracht, belehrt, getröstet, gewarnt, gestraft, und eben die Erzählung dieser Schicksale ist sehr geeignet, den verschiedensten Seelen den Werth der Bibel vorstellig zu machen und Winke für die rechte Benutzung der heiligen Schrift zu geben. Möge ihr das reichlich gelingen!

Betrachtungen über die Agende der evangelisch-lutherischen Kirche im Königreich Sachsen von Dr. Bruno Brückner. 1. Die Liturgie des Hauptgottesdienstes. Lpz. Edelmann. 1865. 49 S.

So viel auch in neuerer Zeit über die Unzulänglichkeit des Kirchenbuchs und der Gottesdienstordnung Sachsens geredet und geschrieben worden ist, so hat doch unsers Wissens noch Niemand sich die Mühe gegeben, den geschichtlichen Gang, den es hiermit genommen, zu verfolgen und darzustellen. Der alte Pastor Gerber, den die Pilgerleser ja kennen, ist so ziemlich der Letzte, der sich mit diesem Gegenstande in besonderer Beziehung auf Sachsen beschäftigt hat, aber freilich in nicht eben wissenschaftlicher Weise und zu einer Zeit, wo das letztvergangene traurige Stadium unserer Agendengeschichte noch nicht mit betrachtet werden konnte. Um so verdienstlicher ist die Zusammenstellung und Fortführung dieser Geschichte bis auf die neuere Zeit, die in dem angezeigten Schriftchen geboten wird. Es ist dieselbe, wie es ja nicht anders möglich war, begleitet von einer Prüfung des inzwischen geschichtlich Gewordenen, und ist recht dazu gemacht, gebildete Laien über die Mängel unseres dermaligen Kirchenbuchs und Gottesdienstes zu belehren. Am Schlusse macht der Verfasser auf Grund seiner Darstellung gemäßigte und gar wohl ausführbare Vorschläge für Einführung einer besseren Gottesdienstordnung. Will's Gott, so wird das Schriftchen dazu dienen, das Verständniß für die alte Herrlichkeit lutherischer Gottesdienste in unsern Tagen wieder zu fördern. —

Beiträge zu christlicher Erkenntniß. Von Dr. C. A. Auberlen (weiland) a. o. Prof. d. Theol. in Basel. Basel, Bahnmaier, 1865. 242 S. 22½ Gr.

Eine Reihe trefflicher, früher in verschiedenen Zeitschriften gedruckter Aufsätze des seligen Verfassers, das christliche Nachdenken reichlich anregend und recht dazu gemacht, auch gläubige Seelen fester im Glauben zu gründen. Namentlich enthält der erste und umfangreichste (betitelt: Der Glaube) eine geistvolle Einführung in's Verständniß und den Zusammenhang der heiligen Schrift, sonderlich der Wege, die der HErr mit den hervorragendsten Personen der alttestamentlichen Heilsgeschichte gegangen. —

Griselda, eine Erzählung aus der Geschichte Schottlands von F. K. Wild; Stuttgart, Steinkopf, 1865. 160 S. 8 Gr.

Diese Geschichte aus der fruchtbaren Feder des den Pilgerlesern längst bekannten Erzählers versetzt uns in die durch schwere Verfolgungen und namenlose Greuelthaten der päpstlich-königlichen Partei ausgezeichnete Reformationsgeschichte Schottlands (vor etwa 200 Jahren). Die Mühe, die es Manchem machen mag, sich durch den vorbereitenden Bericht über die schottische Kirchengeschichte hindurchzulesen, wird durch die Freude an der Unverzagtheit einer glaubensmuthigen Jungfrau, welche die Heldin der Geschichte ist, reichlich belohnt. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 37. Dresden, den 10. September 1865.

Am dreizehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 10, 25—37.

*) Anlaß zu dem Gleichnisse vom barmherzigen Samariter gab dem HErrn die Frage eines Ihn versuchenden Schriftgelehrten, was er thun müsse, um das ewige Leben zu ererben. Er versuchte den HErrn mit der Frage, wollte Ihn herausfordern, was für eine Antwort Er denn auf die große Hauptfrage geben könne, und dachte an die Antwort des HErrn etwa eine gelehrte Unterredung mit Ihm zu knüpfen, in welcher er die eigne Weisheit zeigen könnte. Der HErr läßt sich dadurch nicht erbittern, wendet aber sofort die Frage in das Herz und Gewissen des Fragers. Er antwortet mit der Frage: „Wie steht im Gesetz geschrieben? Wie lieseſt du?" Mit der zweiten Frage weist Er ihn darauf hin, daß man recht lesen, den rechten Sinn der Worte fassen muß. Der Schriftgelehrte antwortet: „Du sollst Gott, deinen HErrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüthe, und deinen Nächsten als dich selbst." Er nennt die Summa des ganzen Gesetzes; sein Wissen ist untadelhaft. Der HErr sagt daher zu ihm: „Du hast recht geantwortet", worin aber zugleich liegt, daß die Frage des Schriftgelehrten zum mindesten überflüssig gewesen ist. Aber damit läßt ihn der HErr noch nicht gehen. „Thue das," spricht Er, „so wirst du leben." Also das Wissen hat er, aber er hat es an dem Thun fehlen lassen. Der HErr weist aber darum nachdrücklich auf das Thun hin, weil das Gesetz zu unserm Zuchtmeister zu Ihm hin bestimmt ist. Der Schriftgelehrte hat JEsu Antwort wohl verstanden; um sich selbst zu rechtfertigen, fragt er: „Wer ist denn mein Nächster?" Seine Frage setzt die Meinung voraus, daß er das Gebot der Liebe zu Gott gehalten habe, und daß ihm hinsichtlich der Nächstenliebe nur dann ein Vorwurf gemacht werden könne, wenn man unter dem Nächsten etwas Anderes verstehe als er, der unter dem Nächsten den Juden und unter diesem den Freund verstand. Aber selbst dann war er ja gerechtfertigt: seine Schuld war's nicht, daß das Gebot etwa dunkel war. Da zeigt ihm der HErr durch das Gleichniß vom barmherzigen Samariter, daß er recht gut wissen

*) Aus: Lehrbuch der biblischen Geschichte von Heinrich Ferdinand Flügge, Hauptlehrer am Seminar zu Hannover. 1. Th. das alte, 2. Th. das neue Testament. 2. Aufl. Hannover 1865. — Da die erste Auflage dieses Buches erst voriges Jahr (S. 144) vom Pilger angezeigt und (auch denen, die nicht Lehrer sind) empfohlen worden ist, darf er wohl auf das dort Gesagte zurückweisen. Die baldige Nachfolge einer zweiten Auflage ist ja auch eine Empfehlung. Da sich aber gerade eine Gelegenheit bietet, sei hier ein Abschnitt daraus zur Probe mitgetheilt. —

könne, wer sein Nächster sei, und daß die Schuld seiner Uebertretung also an seinem argen Herzen liege, das keine Lust zur Nächstenliebe hat.

Ein Mensch — ob ein Jude oder ein Heide, ein Frommer oder ein Gottloser, das läßt der HErr unbezeichnet, weil wir in jedem Menschen unsern Nächsten sehen sollen — fiel auf dem durch Räuber und Mörder gefährlichen Wege von Jerusalem gen Jericho unter die Mörder, die ihn beraubten und schlugen und halbtodt liegen ließen. Ein Priester zieht dieselbe Straße, sieht ihn und geht vorüber. „Verlangt's doch, sieht's doch eben hier Niemand — Gott ist Niemand für diesen Priester, vor den Menschen thun sie ihre Werke, Matth. 23, 5. Gäbe es einen Prunk damit, dann etwa hätte er's gethan, aber nicht als eine Barmherzigkeit, sondern als einen Greuel der Heuchelei. Kommt ihn etwa im Herzen ein Mitleid an, jetzt hat er Gedanken genug dawider: Dem ist doch nicht mehr zu helfen! Wie kann ich mich allein mit ihm befassen? Ich muß nur eilen, daß die Räuber mich nicht auch ergreifen — so zieht er vorüber und erzählt hernach: Da lag ein armer Mensch, ich konnte ihm leider nicht helfen, dankte Gott für meine Rettung, that eine andächtige Fürbitte für seine Seele, bat und hoffte, daß auf der besuchten Straße noch ein Anderer nach mir käme zur Hülfe." — Der Levit thut gleich also. Da kommt ein Samariter. Der weiß nicht so viel von Gottes Gesetz wie Priester und Levit; dennoch erbarmt er sich des armen Menschen und kann sich in Liebeserweisung nicht genug thun.

Und nun kehrt der HErr die Frage des Schriftgelehrten bedeutsam um: „Welcher unter diesen Dreien (Er faßt die heiligen Herren aus Israel mit dem verachteten Samariter zusammen) ist der Nächste gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war?" Umgehen kann der Schriftgelehrte die Antwort nicht, aber seine Abneigung gegen den Samariter verleugnet sich nicht; er kann sich nicht überwinden zu sagen: „Der Samariter", sondern er sagt: „Der die Barmherzigkeit an ihm that." Dadurch wird seine Antwort aber nur um so treffender. So hat er sich des HErrn Antwort selber vorbereiten müssen: „So gehe hin und thue desgleichen." JEsus weist ihn in das Thun. Wer es mit dem Thun ernstlich nimmt, wird bald erfahren, daß er mit seinem Thun nimmer das ewige Leben ererben werde, und wird es sich von Christo im Glauben an Ihn schenken lassen; und wer Seine Barmherzigkeit erfahren hat, kann Barmherzigkeit an Andern üben. Amen.

Gebet*). Ich danke Dir, mein lieber HErr JEsu Christe, daß Du Deine gnädigen Augen stets auf mich richtest, Dich mit Gnaden zu mir wendest und mich die gnadenreiche Zeit hast erleben lassen, daß ich Dein Herz und Willen in Deinem lieben Wort und hochwürdigen Sacramenten höre und sehe, daß Du auch das Gesetz für mich erfüllet, meine gefährlichen, mörderlichen Wunden, Eiterbeulen und Blutschulden verbunden und mit dem kräftigen Balsam Deines theuern Blutes geheilet, und mich nackenden Menschen mit Deiner Unschuld, Gerechtigkeit und Heiligkeit bekleidet, mich Beraubten mit Deinen himmlischen Gnadenschätzen wieder reich gemacht hast. Und bitte Dich, herzallerliebster Hort, von Grund meines Herzens, Du wollest ja Dein gnädiges Angesicht von mir nicht wenden, sondern mich für und für bei dem heilsamen Schatze Deines lieben Worts und dem reinen Brauch der heiligen Sacramente erhalten, auch in mein trostloses und zur Verzweiflung geneigtes Herz lebendigen, feurigen Trost pflanzen, daß ich ja nicht verzage, wenn das Gesetz mir meine schlafende Sünde aufwecket, sondern daß ich mich Deines Gehorsams und Deiner Gesetzeserfüllung, die Du mir geschenkt hast, tröste, aus einem gläubigen Herzen meinem Nächsten die Werke der Liebe erzeige und endlich durch Dich, meinen Himmelspförtner, ewig selig werde. Amen. —

*) Aus Christoph Fischer's Kinderpostille.

Alte Gleichnißworte von der Nächstenliebe.

Sollen wir Gott lieben von ganzem Herzen, wie können wir denn unsern Nächsten lieben als uns selbst?

Antwort: Ein Kind liebet seine Eltern, soll sie auch lieben vermöge des vierten Gebots. Allein kann es deswegen nicht seine Geschwister auch lieben? Ein Ehemann liebt sein Eheweib als sein eigen Herz. Darf er deswegen die Kinder nicht lieben, die sie ihm geboren hat? —

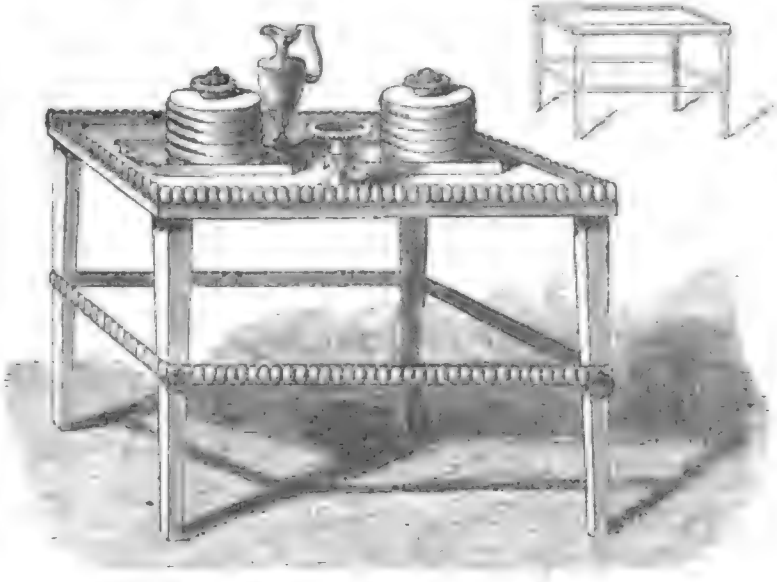
Wenn das eine Auge spüret, daß das andere krank ist, so fühlt es alsbald eine Bewegung und läuft mit Wasser über. Also, sobald der Fromme und Barmherzige den armen Nächsten siehet, wird er zum Mitleiden bewogen, nach Ps. 37, 21: Der Gerechte ist barmherzig und milde. —

Ziehet sich von Natur ein Tropfen Wasser zum Wasser, ein Funke zum Feuer, so soll auch der Mensch sich zu seinem Nächsten in Liebe neigen und dessen Bestes suchen. —

Gleichwie in einer Orgel allerhand Pfeifen sind, große und kleine, aber alle werden von Einem Winde angeblasen: also soll auch unsere Liebe auf Jedermann, er sei hohes oder niedriges Standes, Freund oder Feind, gerichtet sein. Denn wir sind Glieder an Einem Leibe.

sondern wegen seiner Heiligkeit und um der gottgeweihten Speise willen, die auf ihm stand.

Er war ein viereckiger Tisch aus Akazien- (Fören-) holz mit 4 Füßen, 2 Ellen lang, 1 Elle breit und 1½ Elle hoch. Die kleinere Abbildung neben unserm Hauptbilde veranschaulicht wiederum, wie beim Räucheraltar, die Größe des Tisches, wenn man sich ihn neben den in Nr. 24 abgebildeten Brandopferaltar gestellt denkt. Das Tischblatt war mit Gold überzogen. Der Tischrand war an allen vier Seiten mit einer goldnen Leiste (Kranz) umgeben, die ohne Zweifel verziert war, die aber auf unserm Bild unverziert dargestellt ist, weil sich die Art der Verzierung schwer bestimmen läßt. Diese Leiste hinderte das Herabfallen von Brosamen der auf den Tisch aufgetragenen Speise. Weiter unten, die Füße des Tisches verbindend, war eine zweite Leiste angebracht, welche den Füßen größeren Halt gab. Solche Leisten waren an den Tischen des Alterthums üblich und — auch möglich, weil man beim Essen neben dem Tische zu liegen und nicht in sitzender Stellung die Füße unter den Tisch zu stecken pflegte. Die Leiste — sie hatte Handbreite — war mit einem goldnen Kranze bedeckt, der auf unserer Abbildung durch eine einfache Verzierung angedeutet ist. An den beiden Längenseiten des Tisches waren da, wo die untere Leiste mit den Füßen Ecken bildet, je 2 goldene Ringen angebracht, durch welche, wie bei den anderen heiligen Geräthschaften, die vergoldeten Tragstangen aus Akazienholz geschoben werden konnten.



Der Schaubrodtisch mit seinem Geräth.

Auf diesen Tisch wurden nun jeden Sabbath zwölf Brodkuchen in zwei Schichten aufgetragen, zwölf, unstreitig nach der Zahl der zwölf Stämme des Volks. Jede Schicht lag in einer Schüssel aus feinem Golde, und zu jeder gehörte ein kleines Gefäß (Schale) mit reinem Weihrauch, das oben auf die Brode gesetzt ward. Außerdem standen auf dem Tische noch Kannen und Becher (wie viele? ist unbekannt*) zur Aufnahme des Weins. Auf unserem Bilde ist wenigstens eine Kanne mit einem Becher angebracht. Die alten Becher hatten mehr die Form einer Schale als die unserer Pokale.

*) Vielleicht hatte man von jedem Tischgeräth nur zwei Stück, mit denen man, wenn der Tisch neu besetzt wurde, abwechselte.

Eine Woche lang blieben die aufgesetzten Brode stehen, dann wurden sie am Sabbath, zugleich mit der Auftragung der neuen Brode von den dienstthuenden Priestern weggenommen und innerhalb des Heiligthums verzehrt. Sie im Hause zu verzehren oder mit Nicht-Priestern zu theilen, wäre ein Mißbrauch des dem HErrn Geheiligten gewesen. Doch hat der HErr es im Falle der Noth gar wohl zugelassen, daß dem flüchtigen David und seinen Leuten zur Stillung des Hungers die Brode des Heiligthums gereicht wurden (siehe 1. Sam. 21, 6; Matth. 12, 4).

Wenn das Heer aufbrach, so ward der Schaubrodtisch nach 4. Mos. 4, 7 zuerst mit einer blauen Decke umhüllt, dann wurden die Brode und heiligen Geräthe des Tisches darauf geordnet, über das Alles eine scharlachrothe und zuletzt, wie bei der Bedachung der Stiftshütte, eine Tachaschdecke gedeckt — so wurde der Tisch an den Tragstangen aufgehoben und, wohl auf den Schultern, fortgetragen.

Dies ist etwa das Nöthigste zur Beschreibung des Tisches. Was aber soll der ganze Tisch und seine ganze Zurichtung bedeuten? Darüber hat man, weil in der Schrift nichts Ausdrückliches gesagt ist, verschiedene Meinungen aufgestellt. Die Einen haben gemeint, es werde mit dem Tische eine heidnische Sitte nachgeahmt und Gott der HErr habe mit Anordnung der Schaubrode die Absicht gehabt, diese Sitte zu veredeln. Zu den Gottesdiensten vieler heidnischer Völker des Alterthums gehörten nämlich auch sogenannte Göttermahlzeiten, bei denen man den Göttern Speise und Trank vorsetzte. Die gebildeten Griechen und Römer trieben diese Sitte so weit, daß sie die Bilder ihrer Götter dabei förmlich auf Polster legten und sie dann auf öffentlicher Straße mit allerlei kostbaren Speisen tractirten, die natürlich von Niemand anders verzehrt wurden als von den Priestern. Das nannten sie Lectisternien, zu deutsch etwa: „ein Bettenmachen." Auch die Götzen, die im Alten Testamente erwähnt werden, sind bisweilen ähnlich verehrt worden, wie man Jes. 65, 11 und anderwärts lesen kann. Aber abgesehen davon, daß sich nicht nachweisen läßt, daß auch die Egypter diese Sitte gehabt, bei denen doch die Kinder Israel erst zum Volke wurden, dürfen wir uns überhaupt denken, daß Gott der HErr bei Seinem Volke nur den bloßen Versuch einer solchen „Veredlung" der grobsinnlichen

heidnischen Vorstellung gemacht hätte? Ist es Ihm denn nicht durchweg auf Abthun heidnischer Greuel, nicht auf deren Veredlung angekommen? Und wenn Er sagt: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir, heißt das etwa: Die Verehrung, die man den heidnischen Götzen erweist, die sollst du mir erweisen, nur etwas veredelter und manierlicher? Nein, wenn das die Absicht des Schaubrodtisches wäre, dann müßten wir seine Anordnung als einen argen Mißgriff bezeichnen, der dazu dienen mußte, die Kinder Israel in fleischliche Vorstellungen von ihrem Gotte hineinzutreiben, und daß sie eben nicht in solche Vorstellungen getrieben worden sind, beweist uns auf's einfachste, daß sie die Bedeutung des Tisches und seiner Brode anderswo suchten.

Andere haben gemeint, die Schaubrode hätten den Kindern Israel eine beständige Erinnerung an die erhaltende Fürsorge Gottes sein sollen. Aber wenn das auch nicht ungereimt ist und man daran immerhin bei den Schaubroden auch denken konnte — an die Fürsorge Gottes hatte man eine viel großartigere Erinnerung. Die Schaubrode wurden von Menschenhänden bereitet, aber in der Bundeslade lag ein Brod, das war nicht von Menschen bereitet, sondern vom Himmel gekommen — das Krüglein von Manna. Diesem Denkzeichen gegenüber wäre der Schaubrodtisch wahrlich nur eine sehr ärmliche Erinnerung an die Ernährung des Volks gewesen.

Oder, hat man gesagt, mit dem heiligen Tische ist Christus vorbedeutet, das Lebensbrod. Es ist aber wohl im Ganzen wahr, daß Christus die Erfüllung all' dieser alttestamentlichen Vorbilder ist; aber daß nun auch mit allen einzelnen Stücken des Heiligthums gerade Er gemeint sei, ist damit nicht gesagt. Er ist, wie wir hören werden, der Gnadenstuhl der Bundeslade, Er ist, wie Er selbst sagt, vorbedeutet durch das Manna, das vom Himmel herabgekommene Brod; aber Ihn auch noch außerdem in den Schaubroden angedeutet zu finden, ist neben jenem Vorbild des Manna's etwas Ueberflüssiges. Und zudem, wenn die Schaubrode Christum, das Lebensbrod bedeuten sollen, wäre dann nicht ein Brod bedeutsamer gewesen, als zwölf?

Halten wir uns an das Wenige, was uns die Schrift selbst bietet. Daß die Brode etwas Gott dem HErrn Dargebrachtes sein sollen, ist unzweifelhaft. Sie werden, namentlich im 21. Cap. des 3. B. Mosis, wiederholt (Vs. 6. 8. 17. 21. 22) Brode Gottes genannt, und zwar solche, die Gotte geopfert, d. h. dargebracht werden. Sie wurden aber dargebracht „von den Kindern Israel", nicht etwa blos von Seiten der Priester (3. Mos. 24, 8). Diese letzteren waren bei dieser Darbringung nur Stellvertreter des Volks. Nun hatte Gott der HErr Seine sichtbare Wohnung unter dem Volke. Sie war ein Sinnbild Seines geistlichen Wohnens bei dem Volke. Wie wir dem bei uns Wohnenden Speise darbieten, so bringt Israel in der sichtbaren Wohnung Gottes eine sichtbare Speise dar, die den „ewigen Bund", den es auch seinerseits mit Gott machen will, bezeugt und ein Sinnbild ist der geistlichen Speisung, mit der Gott von allen zwölf Stämmen seines Volks gespeist sein will. Was ist das für eine Speise? Keine andere als die, zu thun den Willen Gottes im Himmel. Das ist die geistliche Erquickung, die Gott von Israel annehmen wollte, mit der es jeden Sabbath einen neuen Anfang machen, die es aber doch auch die ganze Woche hindurch nicht vom Tische Gottes wegthun sollte. Der Gehorsam, der da besser ist denn Opfer und Gotte eine liebere Kost ist als das Fett von Widdern, der ist die geistliche Speise, die durch solch Aufsetzen der leiblichen Speise im Heiligthum Gottes bedeutet ist. Und gleichwie die vom Volke durch die Priester dargebrachte Speise zuletzt wiederum den Priestern als Vertretern des Volkes zu Gute kam, also kommt der Gott dargebrachte Gehorsam zuletzt doch denen wieder zu Gute, die ihn darbringen. Und wie das Brod begleitet war vom Weihrauch, dem Sinnbilde des zu Gott aufsteigenden Lobopfers, also sollte auch der Gehorsam des Volkes Gottes nichts taugen, wenn er nicht begleitet wäre vom Weihrauche des Dankes gegen Gott. Und wenn uns heute noch das Wort gilt: Wirket Speise, nicht die vergänglich ist, sondern die da bleibt in das ewige Leben (Joh. 6, 27), taugt denn die Speise etwas ohne das Herz, das Gott allein Dank opfert und bei allem Gehorsam betet: Nicht uns, HErr, nicht uns, sondern Deinem Namen gieb Ehre!? — Wir haben beim Schaubrodtisch, anders als bisher, bereits einen Blick geworfen auf seine Bedeutung, während wir uns die Deutung anderer Dinge noch vorbehalten haben. Auch beim siebenarmigen Leuchter werden wir so verfahren. Es ist dies bei diesen beiden Stücken möglich, weil sie nicht sowie die anderen in das Ganze der gottesdienstlichen Handlungen eingreifen, sondern bedeutungsvolle Begleitstücke des Gottesdienstes sind, wie sie denn auch nicht in der Mitte, wie Brandopferaltar, Räucheraltar und Bundeslade standen, sondern an der Seite. —

Chronik.

(Fortsetzung.)

In **Schweden** besteht seit 1856 unter dem Namen „evangelische Landesstiftung" ein reich gesegneter Verein für innere Mission. Der Verein giebt drei in christlichem Geiste redigirte Zeitschriften heraus: den seit 1861 erscheinenden „Boten" in 15,000 Exemplaren, eine „Zeitung für Kinder" in 2000 Ex. und eine Uebersetzung des „Hermannsburger Missionsblattes" in 1200 Ex. Außerdem giebt er größere und kleinere erbauliche Schriften heraus. Von Luthers Evangelien- und Epistel-Postille sind seit 1859 nicht weniger als 46,000 Ex. gedruckt worden. Im Jahr 1863 allein wurden 18 neue Schriften in 109,500 Exemplaren und ältere Schriften in 377,000 Ex. gedruckt.

Wie nun zum Exempel in einem Gedränge, wenn Einer auf den Fuß getreten wird, die Zunge drum redet, die Augen sich darnach umsehn, die Hände sich wehren, also soll auch unter uns sich Eines des Andern annehmen. Laßt uns zusehen, daß wir uns von Herzen einander lieben und im Frieden auf Einem Sinne bleiben. —

Ein Brennspiegel nimmt die Strahlen von der Sonne an. Er behält sie nicht, sondern wirft sie anderswohin, viel hitziger, daß sie auch zünden. Hast du von Gott Gnade, laß sie deinen Nebenchristen genießen. Wie an einer Uhr ein Rad das andere treibt, also ein Christ den andern. —

Gleichwie ein Baum seiner Frucht nicht genießt, sondern Andere genießen sie; also fängt zwar die ordentliche Liebe von sich selbst an; aber insgemein sehen gutthätige Herzen immer mehr auf den nothleidenden Nächsten, als auf sich selbst. —

Wenn ein königlicher Palast aufgeführt wird, da giebt es mancherlei Arbeit. Einer giebt den Bau an, der Andere ordnet den Arbeitern ihre Verrichtungen, der Dritte macht künstliche Sachen, Jener thut nichts mehr, als daß er dem Andern zulangt, was er zum Arbeiten bedarf u. s. f. Gleichwohl wenn man's endlich beim Lichte besiehet, so dienen diese alle miteinander, vornehme und geringe, dem obersten Herrn des Palastes, ob ihn gleich der Zehnte nicht ein einziges Mal mit Augen zu sehen bekommt, ja auch sein Lebtag kein Befehlswort aus des Herrn Munde hört. Also hat Gott der HErr den Bau Seiner christlichen Kirche aufgeführt und läßt noch immer daran arbeiten. Wer sich nun dabei finden läßt, wenn er gleich noch so geringe ist, der dienet doch dem HErrn ebensowohl als der Vornehmste. Er lebet ihm, er ist ihm ergeben, auch darin, daß er dem Nächsten zu Gebote steht, ihm zulanget und selbst kaum sich einbilden kann, daß er dem HErrn lebe. Im Uhrwerk ist oft ein gering Stiftchen so nöthig, daß ohne dasselbe die andern Räder ihren Gang und Nutz nicht haben würden. —

Wenn du deinem Kinde von einer Eßwaare oder Spielzeug etwas giebst, daß es sich mit seinen Geschwistern drein theilen soll, und das Kind will's hernach für sich allein behalten, lässest du das wohl gut sein? Wenn der Offizier Geld bekommt, den armen Soldaten davon Sold und Kleidung zu geben, und er behält's für sich, um's zu verspielen, zu versaufen oder sonst lüderlich anzuwenden, ist das recht? Wenn der Magen die empfangene Speise nicht vertheilen wollte unter die andern Glieder, würde er sich dadurch nicht selbst ungesund machen und sich mancherlei Beschwer zuziehen. Also mußt du wissen, daß dieser Welt Güter dir nicht allein für deine Person von Gott gegeben sind, sondern der darbende Nächste hat seinen Anspruch darauf von Rechtswegen, gleichwie die Glieder des Leibes, die Soldaten und die kleinen Geschwister auch ihre Portion mit allem Fug fordern. —

Wer einen redlichen Mann liebt, der liebt auch dessen Kinder und Gesinde und hilft ihnen nach Vermögen. Hättest du deinen Gott rechtschaffen lieb, du würdest gewißlich auch um dieses Vaters willen Seine Kinder und insgesammt alle Dürftigen als Sein Gesinde besser in Acht nehmen. —

Was hilft es Einem, der alle Materialien hat und will nicht bauen? Also was hilft es Einem, der Geld und allen Vorrath hat und will durch Almosen an bedürftige Leute nicht in die ewigen Hütten gleichsam einbauen? —

Ein Magnet, der ein ganzes Eisen an sich zieht, ist besser, als der nur eine Nadel aufhebt. Also ist die Liebe größer, die einen heftigen Feind trägt und zu sich zieht, als einen geringen. —

Kein Künstler reißt die Saiten in Stücken, oder wirft gleich die Laute an den Boden, wenn sie einen Mißton giebt; sondern er stimmt sie so lange mit Geduld, bis sie seinen Ohren und der Kunst gemäß klinget. Also soll auch ein Christ dem andern nicht mit Fluchen, Schelten oder Lästern die Saiten der Liebe aus Ungeduld zerreißen, sondern mit sanftmüthiger Bescheidenheit zu wohlklingenden Saiten anstimmen. —

Wenn die Oliven gepreßt werden sollen, so begießt man sie zuvor mit warmem Wasser. So läuft das Oel desto besser heraus. Also bei einem Christen, wenn die Liebeswerke recht fließen sollen, so muß das Herz warm sein. Es muß Barmherzigkeit da sein. — Das Oel macht im Fließen kein Geräusch wie das Wasser; also machen Christen, die eine rechte Liebe haben, kein groß Geprahle, wie eine Henne, die ein Gegacker anfängt, wenn sie ein Ei gelegt hat, davon sie nur das hat, daß man's ihr wegnimmt. Nein, rechte Christen lassen nichts von sich posaunen, wie die Pharisäer, sondern in aller Stille thun sie Gutes. Die linke Hand muß es nicht wissen, was die rechte thut. Matth. 6, 3. —

Wir brauchen unseres Nächsten oftmals wie eines Hausgeräths, nur so lange wir seiner bedürfen. Ist das gebraucht, so werfen wir's in den Winkel oder legen's bei Seite. —

Der Most, der auf gelindes Anziehn der Presse gleichsam von sich selber aus den Trauben fließt, ist der

süßeste und beste; aber der, den man mit Gewalt aus den Trauben drücken und pressen muß, ist gewaltig sauer und unangenehm; denn meistentheils sind solche Trauben mager und nicht reif. Freiwillig und nicht gezwungen soll man dem Nächsten mittheilen. —

Wenn ein Bauersmann die bequeme Saat- und Pflanz-Zeit versiehet, also daß hernach große Hitze oder Dürre ihm über den Hals kommt, so bleibt er das ganze Jahr zurück und kann die verscherzte Gelegenheit nicht wieder zurückholen. Also wenn du bei deinem Vermögen dich nicht des Nächsten erbarmen willst, ob du hernach mit Nabal gleich wolltest dein halb Vermögen wegschenken, dennoch gehet's nicht an. Es fügt sich oft, daß du hernachmals nicht zu helfen vermagst, oder daß der Nächste ohne deine Hülfe bereits verdorben ist, wenn du mit deiner Hülfe nachhinkst. —

Wie ein guter Quell nicht inne hält mit Wassergeben, also ist auch ein liebreiches Christenherz. Immerzu ist das Gebot der Liebe bei ihm neu. Alle Stunden, ja alle Augenblicke neu Wasser. Die Liebe hört nimmer auf. —

Wenn du Einem im Froste ein Wamms zuwürfest, ließest ihn aber die Füße erfrieren, wäre ihm damit geholfen? Wenn du selbst dich aller Zierlichkeit beflissest im Reden, aber unflätig in der Kleidung wärest, oder hättest die Finger voll Ringe, das Haupt aber voll Federn, das Gesicht voll Tintenflecke u. dergl., stünde dies wohl? Also will auch die Liebe billig in allen Stücken in Acht genommen sein. —

Was für ein Unterschied ist zwischen dem Schein eines angezündeten Lichtes und dem Schein der Sonne, dergleichen und weit größerer Unterschied ist zwischen der Erbarmung eines Menschen, wenn er dem Nothleidenden Gutes thut, und der Erbarmung des HErrn JEsu. —

Man soll es mit seinem Vermögen oder Beutel machen wie mit den Weinstöcken. Schneidet man da etwas ab, so werden bessere Trauben. Also was man von seinem Vermögen dem dürftigen Nächsten giebt, das ersetzet Gott anderweit mit reichem Segen. —

Wenn die Glieder erwärmet sind, geht die Arbeit gar anders von statten, als wenn sie von grimmigem Frost starren. Ein warmes Wachs läßt sich gar anders handiren, als ein starriges kaltes. Ein brünstig liebendes Herz vergisset sein selbst. —

Je ähnlicher das Kind und je gleichförmiger der Freund, desto tiefer sitzt er uns im Herzen. Also je mehr du deinem liebreichen Vater im Himmel in der Liebe nacharten, desto werther bist du in seinen Augen. —

Die obenstehenden Gleichnißworte sind aus den Predigten und sonstigen deutschen Schriften eines alten sächsischen Oberhofpredigers gesammelt und zusammengestellt, nämlich des seligen Dr. Martin Geier (geb. 1614, † 12. Sept. 1680), dem der HErr eine sonderliche Gabe der Gleichnißrede verliehen hatte. Vom Superintendentenamte zu Leipzig kam er im Jahre 1665 als Oberhofprediger nach Dresden, ward also der Nachfolger des frommen Dr. Jacob Weller, von dem wir neulich gehört haben. Im Dom zu Freiberg liegt er begraben. —

Der alttestamentliche Gottesdienst.

8. Der Schaubrodtisch.

Lies: 2. Mos. 25, 23—30; 37, 10—16;
3. Mos. 24, 5—9.

Das zweite heilige Geräth der Stiftshütte, das im „Heiligen" aufgestellt war und dort an der Mitternachtsseite, also vom Eintretenden rechts stand, ist der Schaubrodtisch. Um von ihm zu reden, müssen wir zunächst sehen, was die Schaubrode sind. Die dritte der obenstehenden Bibelstellen kommt uns dabei zu Hülfe.

Brode waren sie, aber Brode nach morgenländischer Art, in der Form von Kuchen gebacken. Sie bestanden aus feinem Waizenmehl, waren jedenfalls ungesäuert und wurden von den Kindern Kahaths (1. Chron. 9, 32) auf eine nur diesen bekannte Weise zubereitet. Ihre Größe haben wir uns nicht zu gering zu denken, denn es wurde zu jedem Brodkuchen zweimal der zehnte Theil eines Epha genommen, d. i. etwa 2¼ Mäßchen Mehl. Schaubrode hat Luther den hebräischen Namen übersetzt. Eigentlich heißen sie: „Brode des Angesichts", d. i. solche Brode, die vor Gottes Angesicht gesetzt werden. Luthers Uebersetzung ist aber ganz bezeichnend, denn sie waren für Gott den HErrn in der That nur Brode zum Ansehen, ein sogenanntes Schaugericht, aber freilich ein sinnvolles. Außerdem heißen sie auch (4. Mos. 4, 7): das immerwährende (tägliche) Brod, weil dies Brod nie ausgehen durfte, oder Schichtbrode (Neh. 10, 33), weil sie in Schichten auf den Tisch gesetzt wurden, oder (im Neuen Testament: Luc. 6, 4; Matth. 12, 4) Brode des Aufsetzens, weil sie wie alle menschliche Speise auf den Tisch aufgetragen wurden. Doch hat Luther die beiden letzten Bezeichnungen auch mit „Schaubrode" wiedergegeben.

Nach diesen Broden ward nun auch der „Schaubrodtisch" benannt, den man gleichfalls „Tisch des Angesichts" (Schautisch), den „Tisch der Aufschichtung" aber auch „den feinen Tisch" (z. B. 3. Mos. 24, 6) nannte. Den letzteren Namen führte er nicht wegen seiner kostbaren Ausstattung,

77 Personen vertreiben die Schriften. An der Spitze des Vereins, der über 100 Zweigvereine zählt, stehen 12 Männer. Die letztjährigen Einnahmen beliefen sich auf 70,000 Thaler. Außerdem wirkt die Stiftung auch für äußere Mission; sie sammelt unter Anderm auch Gaben für Hermannsburg, Basel, Leipzig. In der Mitte des Juni feiert sie alljährlich ein dreitägiges Jahresfest. —

Frankreich. Zur Geschichte des berüchtigten „Lebens Jesu" von Renan sei noch Folgendes nachgetragen. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahres sind in Berlin allein 10 Auflagen von 6 verschiedenen deutschen Ausgaben erschienen; von diesen 6 Uebersetzungen standen damals 2 bereits in der 4., eine in der 5. und eine in der 10. Auflage. Doch hatte auch eine Widerlegung des Renan'schen Buches von Veuillot gegen Ende vorigen Jahres bereits die dritte Auflage erlebt. — Bemerkenswerth ist, daß selbst jüdische Beurtheiler des Buches dasselbe ziemlich wegwerfend behandelt haben. Eine reformjüdische Zeitschrift spricht sich dahin aus, daß die Juden sich über die Leichtfertigkeit, mit der „ihr großer Landsmann" von Renan so sehr verkleinert werde, keineswegs freuen könnten; das Buch sei, als belehrendes Werk betrachtet, sehr schwach und unerquicklich durch seine unaufhörlichen innern Widersprüche. — Es hat sich auch Einer die Mühe genommen, die Sätze des Buches zusammenzulesen, in denen Renan mit einem Peut-être, d. i. Vielleicht manövrirt, und dadurch zu zeigen, wie der Verfasser mit dem „Leben Jesu" in's Blaue hineingewirthschaftet hat. Da hat sich's ergeben, daß die Vielleicht-Sätze nicht weniger als 20 Seiten füllen würden. —

Voriges Jahr kam im gesetzgebenden Körper, der französischen 2. Kammer, die Sprache aufs Lesen. Da stand der Abgeordnete Jules Simon auf, ein bedeutender Schriftsteller, der u. A. ein berühmtes Buch, „die Arbeiterin," geschrieben hat, in welcher er mit herzlicher Theilnahme das traurige Loos der „Arbeiterinnen" beschreibt und nach Mitteln und Wegen forscht, wie ihnen geholfen werden könnte, jedoch ein Mann, der dem Christenthum gegenüber den Titel eines Philosophen annimmt. Er sagte: „Es ist wohl Keiner unter uns, der nicht Gelegenheit gehabt hätte, zu bemerken, daß das Lesen im Allgemeinen in protestantischen Ländern mehr verbreitet ist, als in katholischen. Indeß wissen wir Alle, wie groß der Eifer von Gliedern der katholischen Kirche ist, Schulen zu gründen, und die katholischen Länder haben sicherlich keinen Mangel daran. Ich habe gesucht darüber in's Klare zu kommen, daß die Kenntniß des Lesens, wenn sie einmal erworben war, im Geiste eines Protestanten mehr Stand hielt; und hierin glaube ich es gefunden zu haben: es kommt daher, daß die Protestanten immer eine Bibel im Hause haben. Treten Sie ein in eine protestantische Haushaltung, Sie werden dort sicher eine Bibel finden; gehen Sie zu einer Hochzeit in die protestantische Kirche: wenn die religiösen Ceremonien zu Ende sind, nimmt der Pastor eine Bibel vom Tische, und im Namen der Gemeinde der Gläubigen macht er damit den Neuvermählten ein Geschenk. Das ist, meine Herren, wenn sie nebenbei dies Wort einem Philosophen erlauben, ein tief ehrwürdiger und rührender Gebrauch, und wenn es mir ferner erlaubt wäre, den Gliedern der katholischen Geistlichkeit einen Rath zu geben, so würde ich ihnen sagen, ich Philosoph: Nehmen Sie doch von den Protestanten diesen schönen Gebrauch an, und so oft Sie in Ihrer Kirche eine Ehe eingesegnet und den erhabensten der Aufträge ausgeführt haben, den Gott und die Menschen Ihnen geben können, so nehmen Sie vom Altar jenes kleine Buch, welches für viele Menschen ein heiliges Buch ist, oder vielmehr welches für alle Menschen ein heiliges Buch ist, denn jeder Mensch, zu welcher Religion er sich auch bekenne, muß einsehen und empfinden, welche Größe und Anmuth die Tugend hat, wenn sie so gelehrt wird; nehmen Sie es vom Altar, legen Sie es in die noch von der Erschütterung des Sacramentes*) zitternden Hände, und Sie werden ihnen mehr als einen Dienst leisten; denn indem Sie diese reine Sittlichkeit fortpflanzen, werden Sie zugleich etwas fortpflanzen, was nach der Sittlichkeit das Heiligste aller Güter ist, ich meine den Elementarunterricht." — „Sehr gut!" von mehreren Bänken. — (Sonntagsbl.) Gewiß bei aller theilweisen Ueberschwänglichkeit und Mangelhaftigkeit für einen Philosophen der katholischen Kirche alles Mögliche. —

Im Januar d. J. sollten in der reformirten Kirche Frankreichs die Neuwahlen zur Ergänzung der Kirchenvorstände (Presbyterien) vorgenommen werden. Das Ergebniß dieser Wahlen konnte bei der großen Spannung zwischen Gläubigen und Liberalen, die wir bei den Ereignissen mit Coquerel u. s. w. früher kennen gelernt haben, nicht gleichgültig sein. Zum Pariser Presbyterium waren, an die Stelle der austretenden, sechs neue Mitglieder zu wählen. Da machten nun die Liberalen und Ungläubigen alle erdenklichen Anstrengungen, daß die Wahlen zu ihren Gunsten ausfielen. Namentlich war es darauf abgesehen, daß der bekannte Guizot nicht wieder gewählt würde. Das ist ein bedeutender Staatsmann und gelehrter Geschichtsschreiber und zugleich — eine seltene Erscheinung — einer der geistvollsten Vertreter des Schriftglaubens in Frankreich. Als solcher hatte er sich noch kürzlich durch seine „Meditationen über das Wesen der christlichen Religion" gezeigt. Damit er nicht wiedergewählt würde, hatten die Liberalen unter Anderem auch eine Flugschrift, „das Papstthum des Herrn Guizot," drucken lassen, in welcher der durchaus evangelisch gesinnte Mann, dessen Hauptgefahr weit eher philosophische Verirrungen sind, der Hinneigung zum Katholicismus verdächtig gemacht wurde. Die Umtriebe — das Schriftchen war den Wählern in's Haus geschickt worden — schienen anfangs Erfolg zu haben; denn als vom 22.—24. Jan. die Wahlen gehalten worden waren, waren zwar fünf Männer der gläubigen Partei gewählt worden, aber ihr Hauptvertreter, Guizot, hat nicht genug Stimmen bekommen. Doch waren auch für den Candidaten der Liberalen nicht genug Stimmen abgegeben worden, so daß am 9. März eine Nachwahl gehalten werden mußte. Und siehe, da ward, wenn auch mit geringer Stimmenmehrheit (1298 gegen 1288), Guizot wirklich noch gewählt. Die Proteste und Beschwerden, die von den Liberalen (Coquerel u. s. w.) beim Consistorium und Cultusministerium gegen die ganze Wahl eingereicht wurden, hatten keinen Erfolg; es blieb bei dem erfreulichen Siege der Gläubigen. Für wie einflußreich man dies Wahlergebniß hält, mag daraus erhellen, daß man die Nachricht davon sogar den politischen Blättern sofort auf telegraphischem Wege mittheilte. — In Montauban,

*) Der Ehe, welche die katholische Kirche bekanntlich für ein Sacrament hält.

dem Sitze einer theologischen Facultät, und einigen andern Orten siegten dagegen die Liberalen. —

Am 18. Mai hat in Dresden P. Findeisen, luth. Prediger in Paris, einen Vortrag über die Verhältnisse der evangelischen Deutschen in Paris gehalten. Die dabei gesammelte Collecte ist zu Gründung und Erweiterung von Schulen in Paris bestimmt worden. —

Die jüdische Bevölkerung der Stadt Paris hat in den letzten Jahren in dem Maße zugenommen, daß man für sie zwei neue Synagogen baut, die 4 Millionen Francs kosten sollen. —

Am 19. Jan. starb in Paris, 53 Jahre alt, der berüchtigte Communist Proudhon, der Erfinder des communistischen Losungswortes: „Eigenthum ist Diebstahl." Er starb mit den Worten: Von Gott brauche er keine Vergebung; die Einzige, die er um Vergebung zu bitten habe, sei seine Frau. —

Italien. Von der Encyclica (Rundschreiben), die Papst Pius IX. unter'm 8. Dec. vor. Jahres an den hohen Klerus der kath. Kirche gerichtet, und von dem geringen Maß ihrer Bedeutung ist bereits in der „Zeitgeschichte" geredet worden. Was den Inhalt dieses Rundschreibens betrifft, bemerken wir hier nur noch, daß dasselbe nicht weniger als 80 Irrthümer, die in einem Syllabus (Verzeichniß) zusammengestellt sind, mit dem Anathema (Verdammungsurtheil) belegt und dabei die Wahrheit evangelischer Lehre mit dem Fündlein moderner Weisheit in einen Topf wirft. Neben dem Pantheismus, Materialismus, Rationalismus in seinen verschiedenen Schattirungen, Communismus und andern modernen Ismussen, werden auch Bibelgesellschaften, Freigebung der Religionsübung ꝛc. verdammt. — In Frankreich ward die Vorlesung der Encyclica von den Kanzeln von der Regierung verboten. Viele Bischöfe aber, zuerst der von Moulins, kehrten sich nicht daran, und wurden auch von der Regierung wegen dieses Ungehorsams nicht ernstlich zur Verantwortung gezogen. —

Die Gesammtsumme des für den Papst seit September 1859 in allen katholischen Ländern gesammelten Peterspfennigs betrug im April d. J. 43,010,400 Frcs., d. i. ungefähr 11½ Millionen Thaler. —

Der bekannte Kapellmeister und Claviervirtuos Franz Liszt hat im vergangenen Frühjahr in Rom die Priesterweihe empfangen und am Pfingstfeste seine erste Messe gelesen. Er ist danach zum Canonicus (Domherrn) von St. Peter und zum Kapellmeister der berühmten sixtinischen Kapelle ernannt worden. —

In Mailand ist am 18. Dec. vor. J. das erste (deutsch- und französisch-) protestantische Gotteshaus der Lombardei, ein stattliches gothisches Gebäude, durch einen feierlichen Weihegottesdienst dem gottesdienstlichen Gebrauch übergeben worden. Zu den Kosten des Baues, die sich auf 200,000 Frcs. belaufen, haben die wenigen (nur 65) beitragzahlenden Gemeindeglieder mit Hilfe einiger auswärtiger Freunde 150,000 Frcs. (40,000 Thlr.) gesteuert. —

In Neapel ist eine zweite protestantische Kirche, besonders für evangelische Deutsche und Schweizer bestimmt, eingeweiht worden.

In Pompeji, der durch die Asche des Vesuv verschütteten Stadt, ist kürzlich ein Tempel der Juno ausgegraben worden, in welchem sich gegen 300 Leichname Solcher vorfanden, die sich bei dem furchtbaren Ereigniß in das Heiligthum geflüchtet. Der Tempel enthält viele Bildsäulen von Marmor, Bronze und gebrannter Erde. Die Straßen, die rings um den Tempel herum führen, sind wunderbar erhalten und haben prachtvolle Seitenwege. —

In **Spanien** ist eine Gesellschaft zusammengetreten, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, auf Abschaffung der Sclaverei in den spanischen Colonieen hinzuarbeiten, und zwar gedenkt sie, die Sclaven nicht, wie es erfahrungsmäßig das Beste ist, allmählich, sondern sofort gänzlich zu emancipiren. —

In Genf hat sich im vorigen Jahre ein mit der evangelischen Allianz verbundenes Comité gebildet, welches die Evangelisation Spaniens in die Hand nehmen und sonderlich junge Spanier unterstützen will, die für das Evangelium gewonnen sind und theologische Studien machen wollen. — Der bekannte Manuel Matamoros studirt in Lausanne. Ihm folgten zwei seiner Verwandten. Ein vierter weniger bekannter wurde auf Probe aufgenommen, und ein fünfter war von dem mit Matamoros verbannten Trigo warm empfehlen. —

Griechenland. Nach dem 60. Jahresbericht der brit. und ausländ. Bibelgesellschaft besucht der junge König Georg fleißig die Kirchen Athens und ist dadurch indirect Ursache für eine größere Pflege der Predigt in dem griechischen Gottesdienste geworden. Eine kleine Zahl begabter Kanzelredner predigt jetzt regelmäßig in der Kathedrale von Athen. Die Bibelverbreitung stößt unter dem gegenwärtigen Regiment auf keine andern Hindernisse als auf die, welche in der politischen Aufgeregtheit des griechischen Volks liegen. —

Rußland. Die griechische Staatskirche hat durch ihr Organ, die Synode, einen möglicherweise folgenreichen, ihrer weiteren Ausdehnung günstigen Beschluß gefaßt, nach welchem die Abhaltung der Messe und die Spendung der Sacramente in den Ostseeprovinzen hinfort in deutscher Sprache stattfinden darf. — Bekannt ist, daß der jetzige Kaiser bald nach seiner Thronbesteigung eine Revision der Uebersetzung der ganzen Bibel in die (russische) Landessprache unter der Aufsicht der heiligen Synode zum Zwecke ihrer Verbreitung in ganz Rußland angeordnet hat. Die Bibel wird sowohl vom Landvolke als vom Adel in außerordentlicher Anzahl gekauft. — Auch hat der Kaiser Vorkehrungen getroffen, um die äußere Stellung der Geistlichkeit im ganzen Reiche zu heben und zu verbessern. Ebenso sind seit der Emancipation der Leibeigenen Schritte gethan worden, um Schulen für dieselben zu errichten, und sie durch Unterricht zur Erfüllung der neuen Bürgerpflichten geschickt zu machen. In Moskau ist von den vornehmsten Damen eine General-Niederlage für alle Arten von Unterrichtsbüchern gegründet worden. Dieselben bemühen sich auch, Bücher in fremden Sprachen zur Bereicherung der einheimischen Literatur zu übersetzen oder neue Bücher zu veranlassen, wo noch keine angemessenen vorhanden sind. — (Hausfreund.)

Der Kaiser von Rußland hat verordnet, daß Kinder aus gemischten Ehen zwischen protestantischen und griechisch-katholischen Personen nicht mehr, wie bisher, im Glauben der griechisch-katholischen Kirche erzogen werden müssen. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 38. Dresden, den 17. September 1865.

Am vierzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 17, 11—19.

Der fruchtbare Sänger geistlicher Lieder, Benjamin Schmolck, der zu Ende des sechzehnten und Anfang des siebzehnten Jahrhunderts lebte, hat zu den sonntäglichen Evangelientexten je ein Lied gedichtet, darin er den Inhalt des Textes gar köstlich verwerthet. Der Pilger hat früher einzelne dieser Lieder mitgetheilt. So hat Schmolck zu unserm heutigen Evangelium von den zehn Aussätzigen ein Lied gemacht, das hebt an: Meister, dem es nie gefehlet, JEsu, voller Kraft und Stärke ꝛc. Er hat aber auch über jedes Lied eine zumeist sehr bezeichnende Ueberschrift gesetzt. So steht bei dem Liede über unser Evangelium die Ueberschrift: Das schlecht belohnte Meisterstück. Das ist ganz bezeichnend; denn was da in der Geschichte unseres Textes geschieht, ist ein rechtes Meisterstück. Es wird ja vollbracht von Dem, der unser einer Meister ist; und das was vollbracht wird, ist etwas, was kein anderer menschlicher Meister vollbringen konnte. Das aber ist das Sonderlichste an diesem Meisterstück, daß es den Lohn nicht findet, der ihm gebührt.

Wie nun jede leibliche Wunderthat des HErrn das Vorbild ist einer geistlichen, so ist auch dieses Stück das Vorbild eines geistlichen Meisterstücks, das gemeiniglich dem HErrn schlecht belohnt wird. Wir lernen aus unserm Texte etwas von dem Meisterstück der Heilung des geistlichen Aussatzes.

Sehen wir uns zunächst die Krankheit an, die durch dies Meisterstück geheilt wird. Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, daß der geistliche Aussatz die Sünde ist, die den Menschen also zurichtet, daß es von ihm heißt, wie dort beim Propheten Jesaias (1, 6): Von der Fußsohle an bis auf's Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind. Wie richtig aber die Bezeichnung der Sünde als eines geistlichen Aussatzes sei, wird uns recht klar werden, wenn wir den leiblichen Aussatz näher betrachten. Schon sein Name ist bedeutungsvoll. Er bestehet darin, daß im Innern des menschlichen Leibes giftige Säfte sind, die nach außen vordringen und draußen an der Haut des Menschen sich festsetzen. Also sitzet im Herzen das eigentliche Sündengift, das aber dringet nach außen, um sich festzusetzen. „Aus dem Herzen kommen arge Gedanken ꝛc." Dazu ist das Gift des Aussatzes ein Gift, das nicht nur einzelne Theile des Leibes durchdringt, sondern den ganzen Menschen vergiftet; es macht ihn unbrauchbar und hemmt die Bewegung seiner Glieder; es entstellt ihn auf's abscheulichste und nimmt ihm die Schönheit seines Angesichts;

es wirkt auch auf die Umgebung des Menschen und steckt an; es fesselt die aneinander, die gleiches Gift an sich tragen — möglich, daß der Aussatz auch daher seinen Namen hat, daß die Aussatzkranken durch ihre Krankheit gleichsam aus der menschlichen Gesellschaft hinausgesetzt wurden, — und endlich ist der Aussatz eine Krankheit, die von keinem Menschen mit natürlichen Mitteln geheilt werden kann. Das Alles trifft zu bei dem geistlichen Aussatz, der Sünde; und dieser Aussatz ist so allgemein verbreitet, daß wir sagen müssen: Die ganze Welt ist ein Haus voll solcher Aussätzigen.

Das wäre nun furchtbar traurig, und es müßte die ganze Welt in solchem Aussatz elendiglich vergehen, wenn es gar keinen Arzt gäbe, dem die Heilung möglich wäre und an den man sich mit der Bitte um Hülfe wenden könnte. Aber es giebt einen, denselben, der in unserer Textgeschichte den leiblichen Aussatz heilt. Und in dessen Liebe können wir gerade in unserm Texte einen wahrhaft erquicklichen Blick thun. Der HErr ist begriffen auf Seiner letzten Reise. Er zieht hinauf gen Jerusalem, Er geht den Todesweg. Aber Er siehet nicht das Elend an, das Seiner dort wartete, sondern das Elend der armen Aussätzigen, die Seiner Hülfe bedurften. Das ist selbstvergessende Liebe. Er hält sich eine Weile auf an der Grenze Samariens und Galiläas. Nicht weil Ihm bange war vor dem bevorstehenden Leiden, sondern weil Er wußte, daß es hier für Ihn zu thun gebe, hemmt Er Seine Schritte. Das ist suchende Liebe. Er kümmert sich nicht bloß um die Jünger, die Ihn begleiten, nicht bloß um das Volk, das Ihn neugierig begafft. Er siehet auch die fernstehenden Aussätzigen mit ihrem ganzen Jammer. Das ist Seine Alles sehende, Alles erkennende, Alles versorgende Liebe. Und mit dieser Liebe hilft Er. Er hat nichts weiter noth, als nur den Aussätzigen zu sagen: Gehet hin und zeiget euch den Priestern. Sein Wort genügt, so werden sie geheilt. Das ist Seine wunderkräftige Liebe. Und mit dieser selbstvergessenden, suchenden, Alles sehenden, wunderkräftigen Liebe wirkt Er noch heute und macht die geistlich Aussätzigen durch das Wort von der durch Sein Blut vollbrachten Erlösung gesund. Aber Er verlangt da freilich, daß Ihm die Sünder eben also begegnen, wie in unserm Evangelio die zehn Aussätzigen.

Die müssen doch vor allen Dingen das Elend ihres Aussatzes erkannt haben. So ist die erste Bedingung, wenn man geheilt werden will, das Erkennen des Sündenaussatzes. Und sie laufen Ihm, als Er in den Markt kommt, entgegen, bleiben zwar ferne stehen, aber machen sich doch so nahe herzu, als das Gesetz ihnen erlaubte, dieweil sie gehört haben mochten, daß Er ein wunderbarer Arzt sei. Also haben die armen Sünder, nachdem der Arzt erschienen in Christo JEsu, sich diesem Arzte zu nahen, ob sie schon um ihres Sündenaussatzes willen in ehrfurchtsvoller Entfernung von Ihm stehen bleiben müssen. Und da sie Ihm nun nahe genug sind, rufen sie mit aller Anstrengung ihrer Kraft, mit allem Eifer: JEsu, lieber Meister, erbarme Dich unser! Also will auch von den Sündern der Meister um Hilfe gebeten, angerufen, angeschrieen sein. Alle Gebetskraft, und ob sie auch nur dürftig wäre, soll verwendet werden zu dem Rufe: JEsu, lieber Meister, erbarme Dich meiner! Um Erbarmen aber bitten sie. Ihre Würdigkeit, ihre Verdienste lassen sie dahinten. Was sie bitten, ist nur Erbarmen. Also müssen im Angesichte des geistlichen Arztes die Augen weggekehrt werden von allem eignen Werth und Verdienste, und müssen dem Meister allein auf die erbarmenden Hände schauen. Es muß Ihm aber dann auch der Weg des Erbarmens selbst überlassen und nicht vorgeschrieben werden, wie Er sich erbarmen solle, gleichwie kein Kranker dem Arzte das Recept dictirt, das für ihn das beste ist, und gleichwie auch die zehn Aussätzigen nur im Allgemeinen vom Erbarmen, nicht aber davon reden, wie der HErr sie reinigen solle. Ja selbst, da der HErr wunderlich mit ihnen verfährt — man sollte denken, Er würde gesagt haben: Nun, so kommt her, Er sagt aber: Gehet hin und zeigt euch den Priestern — selbst da gehen sie hin, ohne Ihm dreinzureden, im Gehorsam des Glaubens. Und diesen Glaubensgehorsam verlangt der Meister noch heute, wenn Er das Meisterstück der Sündentilgung an uns vollbringen soll. Er krönt ihn aber auch sofort mit Erfolg. Nicht erst da sie hingegangen waren, sondern bereits da sie noch hingingen in ihrem Gehorsam, wurden sie rein. Hast du's noch nicht erfahren, daß der Arzt noch immer dasselbe kann, versuch's nur, so wirst du's erfahren. Versuch's aber bei Zeiten, sonst stirbst du im Aussatz des ewigen Todes.

Aber wahrhaft froh wirst du deiner Heilung doch erst dann werden, wenn du dem himmlischen Arzte den gebührenden Lohn giebst. Würde dir's doch schon unter Menschen eine drückende Last sein, wenn dir ein Arzt von leiblicher Krankheit geholfen und du müßtest ihm die Curkosten schuldig bleiben. Dem könntest du nicht mit rechter Herzenslust unter die Augen treten. Du würdest so deiner Gesundheit nicht recht genießen können. Nun steht es freilich mit unserm himmlischen Arzte nicht so, daß wir ihm jemals abzahlen könnten; denn die Arzenei, die Er selber bereitet und dargereicht hat, ist so wunderherrlich, daß sie über alles Gold und Silber der Erden weit erhaben ist. Aber Er will doch — und das ist nicht ein Zeichen Seiner Lohnsucht, sondern Seiner großen Leutseligkeit — die paar Pfennige deines freudigen Dankes von dir annehmen. Da mußt du nun dem Einen unter den zehn Aussätzigen nachgehen. Du mußt dich nicht blos vom HErrn JEsu gesund machen lassen, sondern auch recht sehen, daß du gesund geworden bist und was das für ein überaus hohes Gut ist. Du mußt umkehren zu Dem, der dich gesund gemacht hat, dich nicht etwa blos bei der glücklich

erlangten Sündentilgung beruhigen. Du mußt Gott über die erfahrene Gnade preisen, und zwar nicht bloß im Verborgenen, sondern mit lauter Stimme, ob es vielleicht möglich wäre, daß etliche Andere durch dein brünstig Danken aufmerksam gemacht würden auf die dankenswerthe Hülfe, die auch ihnen bereitet ist. Und das in aller Demuth — der eine Aussätzige fiel auf sein Angesicht zu Seinen Füßen — nicht als ob du Ihm mit deinem Danken wunder was Großes darbrächtest.

Wie steht's aber mit diesem Danken unter den gereinigten Sündern? Wie steht's mit dem Danken für Taufe, Absolution und Abendmahl, mit dem Danke für die tägliche Erhörung der fünften Bitte, mit dem Danke für das ganze Evangelium von der Sündenvergebung in Christo JEsu? Ach, „wenn uns Noth und Kummer drückt, können wir gar eifrig beten, und im Kreuze tiefgebückt vor Sein gnädig Antlitz treten. Aber wenn die Noth vorbei, weiß man nicht, wer JEsus sei." —

Ihr Lieben, so uns unser Herz jetzt verklagt — wie es denn wohl vielfältig empfunden wird, daß es mit dem Danken durchweg weit armseliger bestellt ist als mit dem Bitten — so möge uns unsere Geschichte eine Ermunterung sein. Denn es wird noch einmal am jüngsten Tage gefragt werden: Wo sind aber die Neun? und da wird kein Besinnen und nachträgliches Danken mehr möglich sein. Oder aber, ihr seid fleißig gewesen Gott zu loben und zu danken für das Heil eurer Seelen. Dann schielt nicht auf die andern Undankbaren. Der eine Dankbare hat auf die Frage: Wo sind aber die Neun? nicht zur Antwort gegeben: Ja, lieber Meister, das sind undankbare Gesellen; sondern lobt nur den Herrn weiter mit immer lauterer Stimme, auf daß an eurem Dankesopfer immer mehr Flämmlein des Dankes sich entzünden und die Nacht des „schwarzen" Undanks, die noch weithin die Erde deckt, immer mehr dem Lichte weiche. Amen.

Zur Karte von Palästina.

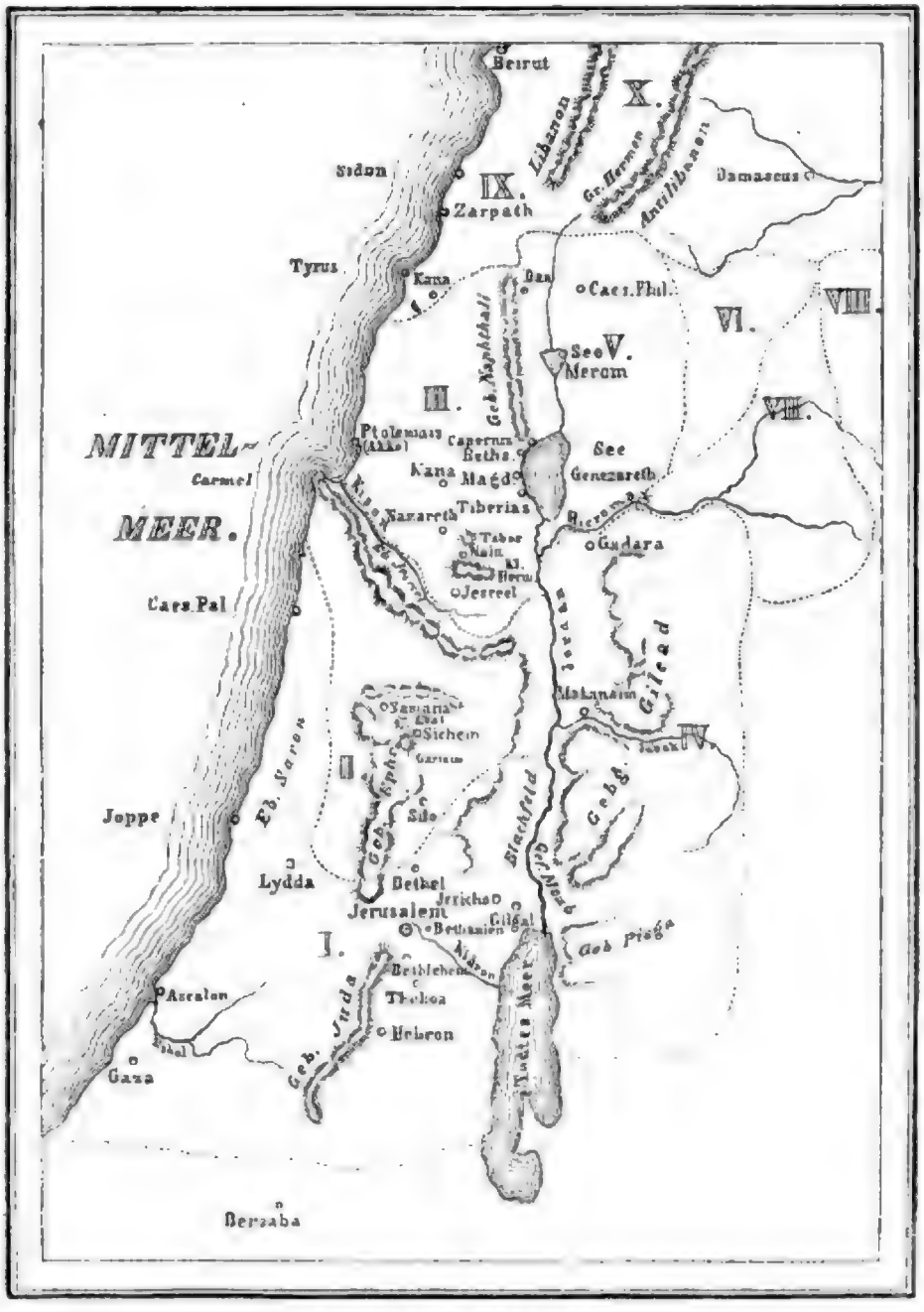
Der Pilger hat lange den Gedanken gehabt, seinen Lesern ein kleines Kärtchen des heiligen Landes zu bieten, und zwar in möglichster Einfachheit, nicht mit gar zu viel Namen vollgepackt, so daß sich Jeder ohne Schwierigkeit darauf zurechtfinden kann. Freilich werden viele seiner Leser auf der Karte von Palästina schon zu Hause sein und unser Kärtchen nicht sehr bedürfen; aber es kann ja auch solchen unser Kärtchen dienen, wenn sie Anderen, etwa ihren Kindern, die Eintheilung des heiligen Landes und die Lage seiner Gebirge, Seen, Flüsse, Orte u. s. w. anschaulich machen wollen.

Eben darum geschieht vielleicht Manchem ein Dienst, wenn der Pilger von Zeit zu Zeit, je nachdem es die Gelegenheit giebt, Einiges zur Erklärung des Kärtchens abdrucken läßt. So werden wir im Laufe der Zeit, meist geführt von den sonntäglichen Predigttexten, das ganze Land durchwandern können. Auch soll in den künftigen Jahrgängen das Kärtchen in einer der ersten Nummern immer wieder abgedruckt werden, damit die Leser nicht allemal erst den alten Jahrgang herbeiholen müssen, wenn sie sich auf's neue in Palästina umsehen wollen. Sie werden nur gebeten, sich von jedem Jahrgang die Nummer zu merken, in der das Kärtchen steht. Diesmal steht es in Nr. 38.

Um nun gleich heute mit der Erklärung einen Anfang zu machen, knüpfen wir zunächst an das Evangelium des vorigen Sonntags an. Da wird uns im Gleichniß vom barmherzigen Samariter erzählt, wie ein Mensch von Jerusalem hinabging gen Jericho. Das führt uns gleich in die Hauptstadt von Palästina, nach Jerusalem. Nicht in der Mitte des ganzen Landes haben wir dieselbe zu suchen, sondern auf dem südlichen Drittel unserer Karte. Wenn wir vom nördlichen Ende des leicht erkennbaren todten Meeres gerades Weges auf das große Mittelländische Meer zugehen, das die Westgrenze Palästina's bildet, begegnen wir ihr. Ihre Umgebung und Eintheilung werden wir, will's Gott, später einmal durch einen kleinen Plan veranschaulichen. Jetzt sei nur daran erinnert, daß die Stadt Jerusalem vielleicht das „Salem" war, über welches zu Abrahams Zeit der geheimnißvolle Priesterkönig Melchisedek herrschte; daß später die Jebusiter an dem Orte sich festsetzten und ihn Jebus nannten; daß die Stadt Jebus zu Josua's Zeit und später den Kindern Israel viel zu schaffen machte, weil sie schwer zu bezwingen war; daß noch später in der Richterzeit die Kinder Israel (vom Stamme Juda und Benjamin) mit den Jebusitern vermengt die Stadt Jebus bewohnten, und daß es erst dem König David gelang, den Ort ganz seinem Reiche einzuverleiben und seine Residenz von Hebron (siehe südlich von Jerusalem) nach der „Stadt Davids" zu verlegen, wie man sie nunmehr nannte. David erbaute auf dem einen Hügel der Stadt die nach dem Hügel selbst benannte Burg Zion, und Salomo errichtete auf dem andern Hügel, dem Berge Moriah, den Tempel, durch den die Stadt recht eigentlich erst zur „heiligen Stadt" gemacht ward. Im Jahre 588 v. Chr. ward die bis dahin vielfach verschönerte Stadt vom König zu Babel, Nebukadnezar, zerstört und blieb bis zur Rückkehr der Juden aus der babylonischen Gefangenschaft (536 v. Chr.) verwüstet liegen. Nachdem der Perserkönig Cyrus (Kores) den Juden die Erlaubniß zur Heimkehr gegeben, ward sie unter mancherlei Drangsalen wieder aufgebaut und befestigt, und erschien endlich, nachdem sie noch in der Makkabäerzeit viel schwere Jahre erlebt, als

die Stätte, an welcher der Weltheiland „zu Seinem Tempel kam", um dem Volke Gottes, ja der ganzen Welt das Heil zu verkündigen und sterbend zu erwerben. Von ihrer Zerstörung durch die Römer (im Jahre 70) haben wir erst kürzlich gehört.

Von Jerusalem führte, ziemlich ostwärts, der Weg nach Jericho durch eine unheimliche Gegend, die in jener Zeit der Entartung des Volkes durch Räuber unsicher gemacht ward. Auch die Stadt Jericho ist eine altberühmte Stadt. Sie lag an dem Bächlein Krith, das dem Jordan zuläuft und an dessen Ufern einst der Prophet Elias in der Theurung von Raben gespeist ward.*) Von ihrer Verkundschaftung, sowie von ihrer wunderbaren Eroberung und Verbannung unter Josua, und von Achan, der sich am Verbannten vergriff, haben wir als Kinder gehört. Seitdem lag auf der Stadt der Fluch Gottes; als der König Ahab an der Stätte wieder eine Stadt gründete, kostete es ihm seinen ersten Sohn, und als er die Thore einsetzte, seinen jüngsten Sohn — nach Josua's Weissagung. Später ward die Stadt wieder zerstört und in der Nähe der alten Stätte wieder aufgebaut. Das war das Jericho, das im Gleichniß vom barmherzigen Samariter vorkommt. Auch dieses Jericho hat sein Ende gefunden, wohl durch die Römer im jüdischen Kriege. Jetzt steht dort ein schmutziges Dorf.



Karte von Palästina.

Eintheilung des Landes zur Zeit Jesu: I. Judäa, II. Samaria, III. Galiläa, IV. Peräa, V Gaulonitis, VI. Ituräa, VII. Auranitis, VIII. Trachonitis, IX. Syrophönike, X. Cölesyrien.

Der Samariter selbst aber giebt uns Anlaß, noch von einem zweiten Gegenstande heute zu handeln, zumal da auch im heutigen Evangelio erzählt wird, wie der HErr Jesus mitten durch Samaria und Galiläa gezogen sei: nämlich von der Eintheilung des jüdischen Landes zur Zeit unseres Heilandes. Um diese sich einzuprägen, mögen die lieben Leser auf die römischen Ziffern unseres Kärtchens und auf die mit punktirten Linien bezeichneten Grenzen der einzelnen Landestheile achten.

Der größte Theil des Landes war der südlich gelegene, Judäa (I.), in der Schrift gemeiniglich „das jüdische Land" im engeren Sinne des Wortes genannt. Nördlich daran grenzte die Provinz Samaria (II.), mit der Hauptstadt gleiches Namens, bewohnt von den Samaritern, einer aus Juden und Heiden gemischten Bevölkerung, die nach der babylonischen Gefangenschaft sich dort festgesetzt hatte und wegen ihrer Vermengung mit heidnischem Wesen von den Judäern gehaßt wurde. Schreiten wir weiter, immer auf der Westseite des Jordans bleibend, nach Norden vor, so betreten wir an der Nordgrenze Samariens die Provinz Galiläa (III.). Das war die gewerbthätigste Provinz

*) Da unser Kärtchen den Beschauer nicht durch ein Zuviel verwirren möchte, sind dergleichen kleine Bäche nicht in die Zeichnung mit aufgenommen.

des ganzen Landes; aber auch sie stand in der Achtung der Judäer nicht sehr hoch. Ihre Bewohner hatten zwar nichts Heidnisches in ihre Religion aufgenommen, aber sie standen doch, besonders durch ihren Handel, in vielfachem weltlichen Verkehr mit den Heiden und hatten sich nach und nach eine syrisch gefärbte Mundart angeeignet. Dadurch wurden sie den Judäern, die sich gern für die allein wahren Juden und für den unverfälschten Samen Abraham's ansahen, verächtlich.

Wenden wir uns auf die Ostseite des Jordans, so lag auf dieser im Süden das Land Peräa (IV.), vor Alters das Land Gilead genannt. Den nördlichen Theil dieses Landstrichs bewohnten zumeist Heiden und weil diese in zehn nicht ganz unbedeutenden Städten wohnten, bekam dieser Theil den Namen Dekapolis, d. i. Zehnstadt. Nördlich von Peräa zunächst am Jordan lag die Provinz Gaulonitis (V.), daneben östlich Ituräa (VI.), weiter Auranitis (VII.) und endlich Trachonitis (VIII.), zu Jesu Zeit sämmtlich vorwiegend von Heiden bewohnt und darum für die heilige Geschichte nicht von großer Bedeutung. Doch wollten wir sie der Vollständigkeit wegen nicht unerwähnt lassen. Endlich sind auf unserem Kärtchen noch zwei Landstriche, die nicht zum heiligen Lande gehörten, mit Ziffern bezeichnet, nämlich das syrische Phönizien oder Syrophönike (IX.) und das zwischen den Gebirgszügen Libanon und Antilibanon zwischen inne liegende Cölesyrien (X.).

Nach dieser Aufzählung wenden wir uns zu unserm heutigen Texte. Wenn es in demselben heißt, daß der HErr Jesus gen Jerusalem reiste und mitten durch Samarien und Galiläa zog, so ist damit nicht gesagt, Er sei in gerader Linie durch Galiläa und Samarien direct auf Jerusalem zugegangen; sondern Er zog auf der Grenze zwischen den beiden Provinzen Samaria und Galiläa hin. Dort konnte Er auch am ehesten eine aus jüdischen Galiläern und Samaritern gemischte Gesellschaft von Aussätzigen finden, denen das Elend des Aussatzes über den alten Religionshaß hinweghalf. Der Grund dieser Auffassung der Worte Sct. Lucä liegt nicht darin, daß der HErr Jesus nach Art der andern Juden den geraden Weg durch das verhaßte Samarien verschmähte und den Umweg durch Peräa vorzog — hat Er doch mitten drin in Samarien am Jakobsbrunnen sich niedergelassen und Seine Jünger sogar in die Stadt geschickt, um Speise zu kaufen — sondern darin, daß St. Lucas erst Samarien und dann Galiläa nennt. Wäre der HErr quer durch die beiden Provinzen nach Jerusalem gereist, so müßte ja erst Galiläa und dann Samarien genannt sein. —

Noch Einiges aus dem Leben des seligen Christian Gerber.

In Bezug auf den frommen Pastor Christian Gerber in Lockwitz ist der Pilger noch in der Schuld seiner Leser. Er hatte ihnen, als er vor'm Jahre (No. 2 ff.) von ihm erzählte, versprochen noch Einiges aus seinem Leben nachzutragen, was der Erwähnung wohl werth sei. Leider ist er damals nicht weit damit gekommen. Da will er nun den Faden wieder aufnehmen in der Hoffnung, daß der Mann selbst den lieben Lesern noch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden. Zuerst eine Geschichte, die Gerber erlebt hat, in der er aber nicht selbst thätig gewesen, wenigstens nicht als Hauptperson. Ich erzähle wiederum zum Theil mit Gerbers Worten.

1. Ein Rettungswerk.

Im Pfarrgarten zu Lockwitz, in welchem der Pilgerschreiber in seinen Knabenjahren sich oft getummelt, ohne zu wissen, daß er ihn einmal im Pilger erwähnen würde, und ebenso vor dem Pfarrhause daselbst standen und stehen wohl noch jetzt eine Anzahl großer schöner Linden. Die hatte der selige Gerber täglich vor Augen. Und wie er gern Alles in Gottes Naturreich zum Gleichniß nahm für etwas, das im Gottesreiche geschahe, also auch die schönen Linden seiner Pfarre, in denen um die Blüthenzeit die Bienen lustig schwärmten. Ei, dachte er da, ist solch eine schöne Linde voller Blüthen mit ihrem süßen Geruch nicht ein rechtes Bild eines gottseligen Mannes, der allenthalben wohlthut und segnet? Da fliegen die Bienen haufenweise zu und wollen alle Honig sammeln, und finden auch alle. Und dabei fiel ihm dann eine Geschichte ein aus seinen Studentenjahren, die sich auf der Universität mit einem christlichen Studenten zugetragen, der auch ein rechter Lindenbaum war, ob er schon nicht viel Geld in der Tasche hatte. In Leipzig aber hatte Gerber studirt.

Reich, wie gesagt, war der Student nicht — ausgenommen den Reichthum in Gott; aber er trieb's nicht wie die andern. Er machte nicht die neuesten Studentenmoden mit und verschwänzte nicht die Zeit auf der Gasse oder beim Biergelage. Es ging bei ihm vom Arbeiten zum Essen und dann wieder zum Arbeiten. Der Vater konnte ihm nicht viel schicken. Mit den paar Pfennigen, die er bekam, konnte er kaum den überaus wohlfeilen Tisch im Convict oder, wie's damals hieß, in der Communität bezahlen. Er hatte aber gar ein christlich und mitleidig Gemüth, und hätte gern auch den Armen mehr mitgetheilt und geholfen, wenn er nur mehr gehabt hätte. Doch that er eben nach dem, was er hatte. Eines Tages hatte er rechtschaffen gearbeitet und wollte eben gegen Abend aus seinem Hause treten, um in die Communität zum Abendtisch zu gehen. Da steht an seiner Hausthür ein Betteljunge von 14 oder 15 Jahren im greulichsten Zustande, der sich denken läßt. Er trug an seinem Leibe

in stärkstem Grade die dritte Landplage, die Gott der Herr aus dem Staub der Erden über Egyptenland kommen ließ; dazu war er mit einem ekelhaften Ausschlag bedeckt und das kalte Fieber, das in Leipzig heimisch ist, schüttelte ihm seine matten Glieder. Da stand er in seinem Elend und machte den Eindruck eines Bäumleins, dem die Raupen die Blätter abgefressen haben und die Engerlinge an der Wurzel nagen. Wer ihn ansah, mußte denken: Du gehst ein. Und Mancher hätte es vielleicht auch für das Beste gehalten, der Junge wäre bald eingegangen; denn er war zwar guter Leute Kind, aber seine beiden Eltern waren vor einiger Zeit an der Pest gestorben, und er hatte wie der Kranke am Teiche Bethesda keinen Menschen, der sich seiner annahm.

Unser frommer Student aber hatte andere Meinung. Er sahe zwar, wie der arme Junge über und über auch an den Kleidern mit Ungeziefer bedeckt war und wie es schien, als wollte die schreckliche Besatzung seines Leibes sich bei Zeiten, noch ehe er zum Leichnam ward, aus ihrem bisherigen Quartier entfernen, um sich ein neues zu suchen; aber er sahe ihn doch an mit Samariteraugen und sahe die arme Seele in dem verkommenen Leibe, und darüber entbrannte ihm seine Seele.

An Abendessen war jetzt kein Gedanke mehr bei ihm. Er nahm den Burschen bei der Hand und führte ihn, weil sich ja vorn an der Gasse mit ihm nichts anfangen ließ, hinter in den Hof des Hauses. Da war eine alte Frau, die bat er, sie solle doch dem armen Jungen die Haare vom Kopfe schneiden und ihn hernach in der Badstube, die im Hinterhause war, am ganzen Leibe abbaden, er wolle ihr dafür ein paar Groschen zum Trinkgeld geben. Und als die nicht wollte, wandte er sich an ein paar Mägde, die herzutraten; aber auch die konnte er mit allem Geld und guten Worten nicht bewegen, Hand an den Jungen zu legen. „Und wenn er ihnen einen Rosenobel*) gegeben hätte — er hatte aber noch nicht einmal einen gesehen — sie hätten ihm nicht den Willen gethan.“ Was war da zu thun, wenn die weibliche Hand sich der weiblichen Liebespflege weigerte? Er war schnell entschlossen. Er zog mit eigener Hand dem Jungen die Kleider ab, lief schnell hinauf in seine Stube und holte die große Papierscheere, und schnitt dem Armen zunächst die Haare ab, die halb wie ein Filz, halb wie eine Kruste das Haupt bedeckten. (Lieber Leser, schreibt Gerber hierzu, dieweil dem Studenten nicht gegraut hat, solches zu verrichten, so laß dir doch nicht grauen, es zu lesen. Und der Pilger ist derselben Meinung.) Unter den abgeschnittenen Haaren zeigte sich erst das ganze Elend. Das Ungeziefer hatte die Haut durchfressen und Alles war offen oder grindig. Auch am Leibe hatte es ganze große Löcher und Gruben sich bereitet, darinnen es wie in Nestern herbergte. Aber der Student wußte auch hier Rath. Wie Hiob mit der Scherbe, so half er sich mit einem Holzspan, mit dem er die Plage an Kopf und Leib herunterschabte. Eben ist er darüber, da kommt die Hauswirthin hinzu, macht ein Geschrei und setzt ihn zur Rede, wie er solche Schmutzerei in ihrem Hause vornehmen könne, er werde nun das ganze Haus mit dem Ungeziefer anstecken. „Schafft nur den Jungen hinaus. Solche Leute gehören in's Spital und nicht in anständige Häuser; ich werde mir das Haus nicht zur Bettelherberge machen lassen u. s. w.“ Aber der Student entgegnete: „Ach, Frau Wirthin, seht nur selber das Elend; ihr habt gewiß kein so hartes Herz, daß ihr den Jungen hinausstoßen könnt,“ und dazu strahlte und redete wohl auch sein Auge von gutem Gewissen und von der seligen Freude des Wohlthuns; genug, die strenge Frau Wirthin ward endlich so weit herumgebracht, daß sie sogar selber die Magd anwies, dem Jungen die Badestube im Hinterhause einzuheizen. Nun war halb gewonnen. Eine alte Frau übernahm's für ein paar Groschen, den Jungen in der Badstube von Kopf bis Fuß abzuwaschen, und als dies geschehen, lief unser Student wieder hinauf und holte ein weißes Hemd und ein Paar noch brauchbare Hosen und zog sie seinem Geretteten an, — darüber die Frau Mutter daheim gewiß nicht böse gewesen ist. Mit Allem freilich konnte er den Jungen nicht ausstaffiren, doch auch da ward bald Rath geschafft. Es wohnten im selben Hause noch fünfzehn andere Studenten, mit denen unser Student in guter Eintracht verkehrte. Da sammelte er nun in allen Stuben eine ganze Kleidercollecte, und Jeder gab, was er eben geben konnte. Der Eine gab einen Rock, der Andere ein Paar Schuh, ein Dritter die Strümpfe, wieder Einer eine Mütze u. s. w., und ein Studiosus der Medicin, der auch mit im Hause wohnte und bald ausstudirt hatte, verschrieb eine Arzenei wider das Fieber und eine Salbe wider das Ungeziefer und zur Heilung der offenen Schäden an Haupt und Gliedern. Die Wirthin aber, die bei der Rührigkeit ihrer jungen Hausgenossen immer theilnehmender geworden war, ließ den Kranken des Nachts in der warmen Badestube schlafen. Und Gott gab über das Alles Gnade zu, daß es mit dem Jungen schon am andern Morgen um Vieles besser war. Das Fieber verließ ihn und in wenig Tagen war er völlig gesund. Er ward auch hierauf — denn die jungen Leute wußten, was das fünfte Gebot vom Helfen und Fördern sagt, — zu einem Gärtner in die Vorstadt gebracht; dort hat er sich bald in der frischen Luft ganz erholt, hat sich gut gehalten, und ist hernachmals aus ihm ein gar stattlicher Mensch geworden.

Das ist die Hauptsache an der Geschichte; aber einen Nebenzug darf ich nicht unerwähnt lassen. Eines Tages war der hochweise Rath der Stadt Leipzig in

*) Eine damals gangbare englische Goldmünze, die etwa 5 Thlr. 20 Gr. werth war.

Pleno versammelt. Da erzählte einer der Rathsherren auch von dem Liebeswerk des frommen Studenten. Das gefiel den Herren, wie es denn nicht anders sein konnte, und sie beschlossen, die Sache ausführlicher zu erkunden. Man forderte den Hauswirth, der ein angesehener Bürger bei der Stadt war, auf's Rathhaus, und der bestätigte mit Freuden, was man bereits gehört hatte. Man trug ihm auf, er solle dem Studenten sagen, daß er sich auf dem Rathhause meldete, ein edler hochweiser Rath wolle ihn gern sehen und ihm wieder eine Wohlthat erweisen. Als das geschahe, war unser Student eben auf etliche Tage verreist, und der Hauswirth konnte seinen Auftrag erst ausrichten, als er wiederkam. Er ist aber nicht auf's Rathhaus gegangen. Theils war er zu schüchtern, vor die Rathsherren zu treten, theils wollte er nicht dafür angesehen sein, als ob er für das, was er aus mitleidigem Herzen gethan, eine Belohnung empfangen möchte. Und weil er nicht erschien, haben die Rathsherrn auch nicht weiter nach ihm gefragt, da er doch gewiß recht gut hätte eine Förderung bei seinen Studien brauchen können. Er hat aber nachher noch manche solche elende und verlassene Kinder aufgenommen und sie öfters mit eigner Hand gereinigt. Und wenn ihm dann die Leute solches verargen oder wehren wollten, pflegte er zu antworten: „Hat doch unser lieber Heiland vor den Aussätzigen sich nicht grauen lassen, sondern sie mit seinen heiligen Händen angerührt und ist über den Aussatz weggefahren und hat sie gereinigt. Wie sollte ich elender, sündiger Mensch mich zu gut achten, an meinem armen Nächsten desgleichen zu thun." Und ob ihm kein Stadtrath oder Obrigkeit Solches vergolten hat: Gott der Herr hat's ihm reichlich vergolten, denn der Studiosus ist in's heilige Predigtamt gekommen, hat im Segen des Herrn an seiner Gemeinde gearbeitet und keinen Mangel an irgend einem Gute gespürt. —

Chronik.

(Schluß.)

Rußland. (Fortsetzung.) In der russischen Stadt Wilna sah man 30 Jahre lang einen Menschen, Namens Szymel Slizgol, in der elenden Kleidung eines polnisch-jüdischen Bettlers herumgehen. In der einen Hand führte er eine Sammelbüchse und in der andern einen Stab und wanderte so Tag für Tag durch die Straßen der Stadt mit dem lauten Ruf: „Denkt der Armen, Wittwen und Waisen!" Im Laufe dieser Zeit hat Szymel einige 90,000 Rubel zusammengebettelt, von denen, wie man gewiß wußte, er nicht einen einzigen Groschen für sich verwandte. Er wußte, wo in Wilna ein hülfsbedürftiger Kranker darniederlag, und stellte sich jedesmal selber ein, Hülfe zu bringen. So war es ihm auch ein Hauptzweck, für arme Kinder Schulgeld zu zahlen und sie mit Büchern zu versehen, und zu jeder Zeit hatte er Speise vorräthig, die er täglich an einem bestimmten Orte vertheilte. Seinen eigenen Unterhalt besorgte er dadurch, daß er Abends Schnupftabak verfertigte und verkaufte. Jeder Groschen, den er von seinem äußerst kümmerlichen Gewerbe erübrigte, gehörte den Armen. Ebenso bekleidete jedes bessere Kleidungsstück, das ihm Jemand schenkte, sehr bald die Glieder eines Armen, von dem Szymel jedesmal wissen wollte, daß er es nöthiger brauche. Als dieser merkwürdige Mann, der im Leben ohne Familie ganz allein stand, nun kürzlich starb, zeigte es sich, welche Achtung er sich im Stillen erworben hatte, denn seinem Leichenzuge folgten, wie die Einen sagen, die Hälfte, ja sogar, wie Andere melden, drei Viertheile der Hauptstadt Litthauens, und es schlossen sich alle Läden. Man war eben allgemein überzeugt, daß es nicht Ehrgeiz, sondern daß es die Macht der Liebe war, welche Solches vollbracht hatte. — (Basler Volksbote.)

Türkei. Ueber die zeitweiligen Drangsale der evangelischen (englischen und nordamerikanischen) Mission in Constantinopel, von denen die letzte Chronik-Umschau zu erzählen hatte, berichtete das Basler Missionsmagazin am Schlusse vorigen Jahres: „Die Locale der Bibelgesellschaften sind zwar wieder eröffnet, der Verkauf von Bibeln auf's Neue gestattet; aber es steht auch fest, daß evangelische Christen keinen Schutz zu erwarten haben." Die plötzlichen Maßregeln gegen die verschiedenen evangelischen Gesellschaften und gegen Personen, die durch ihren Dienst bekehrt waren, hatten vornehmlich wohl darin ihren Grund, daß es die Regierung aus politischer Klugheit zeitweilig für angemessen hielt, sich dem Einfluß katholischer Mission hinzugeben, oder doch sich derselben günstig zu zeigen. Der englische Gesandte in Constantinopel, Sir Henry Bulwer, und der englische Minister des Auswärtigen, Lord Russell, an den sich eine zahlreiche Deputation des evangelischen Bundes wendete, hatten in der ganzen Angelegenheit nur zu Worten, nicht zu Thaten Muth, der erstere mißbilligte geradezu mehrfach das Vorgehen der evangelischen Mission. Darüber, ob dieselbe, etwa durch unzeitigen Eifer und übel angewandte Mittel, diese Mißbilligung verdient habe, kann sich der Pilger kein Urtheil erlauben. Doch ist es immerhin für die muhamedanische Regierung keine kleine Zumuthung gewesen, daß sie auf ihrem Boden allerlei öffentlichen, schriftlichen und mündlichen Angriffen gegen die Staatsreligion ruhig mitzusehen sollte. — Die englischen Worte scheinen übrigens bei der Schwäche der türkischen Regierung das gewirkt zu haben, was anderswo nur Thaten gewirkt hätten. Man hat von weiteren Maßregeln gegen die Evangelischen nichts gehört. —

Asien. Die Kaiserin Eugenie von Frankreich hat vorigen Winter ein Rundschreiben an sämmtliche Fürstinnen Europa's ohne Unterschied der Confession erlassen, in welchem sie den traurigen Zustand der h. Grabeskirche in Jerusalem schildert, deren Kuppel den Einsturz droht, aber vor lauter Eifersucht der verschiedenen Mächte und Confessionen bis jetzt unausgebessert geblieben ist. Dabei hat sie mit Berufung auf die Kaiserin Helena (Mutter Constantin des Großen, welche die erste Grabeskirche errichten ließ) die Fürstinnen aufgefordert, nicht bloß eine Kuppel, sondern eine ganz neue Kirche als ein Denkmal christlicher Eintracht bauen zu lassen, und zwar so geräumig, daß alle drei Confessionen darin anbeten können. Die Griechen sollen das eine Schiff mit einer Kapelle, die Römischen das andere mit einer Kapelle haben, und das Mittelschiff soll für Jedermann, also auch für die Protestanten sein. Der Gedanke ist nicht übel; er hat wohl auch Anklang gefunden und die eröffnete Subscription ist nicht erfolglos gewesen; aber der Weg vom Gedanken bis zur Ausführung wird sich wohl sehr weit hinziehen. —

In Jerusalem haben die Russen ein großartiges Gebäude aufführen lassen. Es befindet sich dasselbe im

Nordosten der heiligen Stadt. Die Anlage besteht aus einer Kirche, einem bischöflichen Palast, einer Pilgerherberge, einem Hospital, und Wohnungen für geistliche und weltliche Beamte, worunter auch ein neues Consulat. Die Kosten werden auf etwa 800,000 Thlr. berechnet, wovon der Kaiser von Rußland allein 200,000 Rubel zur innern Ausschmückung des Bauwerks beigesteuert hat. — (Hess. Kirchenbl.)

Im April d. J. ist in England eine Gesellschaft zusammengetreten, welche sich die Erforschung Palästina's zur Aufgabe gemacht hat. An der Spitze stehen der Erzbischof von York, viele Bischöfe, Lords, Theologen und Laien aller kirchlichen Bekenntnisse. Zuerst sollen die nöthigen Mittel gesammelt werden, und dann will man eine Anzahl Gelehrter aller Art nach dem gelobten Lande senden, um dort Forschungen auf dem Gebiete der Alterthumskunde, der Sitten und Gebräuche, der Topographie, Geologie, Botanik, Zoologie und Meteorologie anzustellen. Am 22. Juni hat die Gesellschaft in London eine große Versammlung gehalten, bei welcher der bekannte Entdecker der Ruinen Ninive's, Unterstaatssecretär Layard, der Hauptredner war. —

Afrika. In Egypten haben die Colporteure der britischen und ausländ. Bibelgesellschaft ein eigenes Fahrzeug erworben, mit welchem sie den Nil weithin stromaufwärts befahren, um das Evangelium, namentlich in koptischer Sprache, in den Uferstationen auszubreiten. —

Am 22. Januar d. J. ist die große Stadt Abbeokuta in Westafrika von einer furchtbaren Feuersbrunst heimgesucht worden. Ganze Stadtviertel sind dadurch zerstört worden. Insbesondere haben die englischen Missionsanstalten viel durch den Brand gelitten. Eine ganze englische Missionsstation mitsammt der Kirche und eine Wesleyanische Kapelle sind eine Beute der Flammen geworden. —

Aus Abessinien hat der Pilger in einem besonderen Artikel berichtet. Die neuesten Nachrichten melden, daß unter den Unterthanen des Königs Theodoros ein Aufruhr ausgebrochen ist. Die Hauptstadt Gondar soll in die Hände der Aufständischen gefallen und der König in Gefahr sein, die Flucht ergreifen zu müssen. Seine Lage ist dadurch eine ziemlich kritische geworden. Daß die von ihm gefangen gehaltenen Missionare noch umgebracht werden, ehe er sich auf die Flucht begiebt, ist wohl möglich, obwohl es auch denkbar ist, daß sie von den Aufständischen in Freiheit gesetzt werden. —

Nordamerika. Am 27. Juli vor. J. haben die beiden evang.-luth. Gemeinden Altenburg und Frohna, Perry Co., die fünfundzwanzigste Jahresfeier ihrer Auswanderung aus Sachsen und Gemeindegründung gefeiert. Im October des Jahres 1838 wanderten gegen 800 Lutheraner (Männer, Weiber und Kinder) mit sechs lutherischen Predigern und 13 Candidaten von Sachsen nach Nordamerika aus und kamen im Februar 1839 in St. Louis an. Der Führer dieser Schaar war der bekannte Pastor Martin Stephan, der später zum Schrecken Vieler als ein unlauterer, fleischlicher Mensch offenbar ward. Aus den Irrwegen, auf welche die Gemeinde durch ihn geführt worden war, ist sie durch Gottes Gnade gerettet worden, so daß P. Bünger von St. Louis, der alle Drangsale der Auswanderung vor 25 Jahren und die nachfolgende Läuterung der Gemeinde mit durchgemacht hatte, in mehr als einer Beziehung Grund hatte, das Schriftwort 1. Mos. 50, 20 (Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott ꝛc.) zum Texte seiner Rede zu machen. —

Die amerikanische Bibelgesellschaft hat im letzten Jahre 140,000 Bibeln und Neue Testamente verbreitet und 550,000 Dollars, etwa 120,000 mehr als im vorhergehenden Jahre, eingenommen. Und das trotz aller Drangsale des unheilvollen Krieges. —

Die kath. Kirche der Vereinigten Staaten in Nordamerika, die im Jahre 1790 ihren ersten Bischof empfing, ist bis heute so ansehnlich gewachsen, daß sie nunmehr 7 Erzbisthümer, 36 Bisthümer, 4 apostolische Vicariate und 2500 Priester, dazu Klöster von fast allen Orden, Seminarien, eine große Menge Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten und gegen 4 Millionen Katholiken zählt. —

In Mexiko hat der Kaiser Maximilian unter'm 26. Febr. ein Decret erlassen, nach welchem er die katholische Religion als Staatsreligion beschützen, aber zugleich alle der Sittlichkeit und Gesittung nicht widerstreitenden Religionen dulden wird. Neue Religionen bedürfen der Erlaubniß der Regierung. —

Früherhin konnten nach den Gesetzen der Sclavenstaaten Sclaven keine gesetzlich gültige Ehe eingehen. Dies hat sich durch ein Gesetz vom 28. März 1864 geändert. Auf Grund desselben sind allein in Vicksburg vom 10. April bis 1. Nov. vor. J. 1456 Ehen kirchlich eingesegnet worden. Ein sehr großer Theil der Getrauten hatte schon lange vorher ehelich zusammengelebt, schätzte sich aber glücklich, daß ihre Verbindung, die bisher vor dem bürgerlichen Gesetz nur eine sogenannte wilde Ehe war, jetzt eine christliche und gesetzliche wurde. Ein Kaplan traute in Einem Tage 102 Paare. Der älteste Getraute war 88 Jahre alt. 552 der Getrauten erklärten auf Befragen, sie hätten bereits früher in der Ehe gelebt, seien aber mit Gewalt von ihrem vorigen Gatten oder Gattin getrennt und anders wohin verkauft worden. Aus den so getrennten Ehen waren 1077 Kinder geboren. —

Australien. Auf Neuseeland ist der englische Missionar Dr. Volkner auf entsetzliche Weise von den Maori's ermordet worden. Der Mord geschah von seiner früheren Gemeinde, angesichts seines eignen Hauses, das er lange in ihrer Mitte bewohnt hatte. Es war zu Anfang März, da kehrte er mit einem Collegen, Mr. Grace, zu seiner früheren Gemeinde zurück, allen Warnungen zum Trotz, die ihm von befreundeter Seite zugekommen waren. Aber bevor er noch an's Land gestiegen war, wurde er und Mr. Grace von den Maori's gepackt. Sie schleppten ihn an's Land, henkten ihn an einen Baum, rissen ihm den Bauch auf, warfen seine Eingeweide den Hunden vor, tranken sein Blut, vertheilten Herz und Leber und andere Theile seines Körpers unter einander zu kannibalischen Schmausereien und schnitten ihm schließlich den Kopf ab, den sie als Siegesbeute in ihren Versammlungsorten aufstellten. Dem andern Missionar stand ein gleiches Schicksal bevor; der Klugheit und Kühnheit des englischen Kapitäns, der die beiden an's Land gesetzt, verdankte er jedoch Leben und Freiheit. Er entkam unbeschädigt auf dem englischen Dampfer „Eclipse", der auf die Nachricht der geschehenen Mordthat von Auckland herzugeeilt war. Dieser Angriff steht übrigens nicht vereinzelt da. Sämmtliche Missionare und Ansiedler auf 200 Meilen längs der Ostküste mußten flüchtig werden und waren oft froh, mit dem nackten Leben davonzukommen. —

So viel für diesmal von unserer Chronik-Umschau.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 39. Dresden, den 24. September 1865.

Am fünfzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 6, 24—34.

*) Es giebt einen Tempel, auf welchen auch diejenigen noch etwas halten, die auf die Kirche nichts mehr halten. Das ist der Tempel der Natur. Ich kann mich in der Natur eben so gut erbauen, ist eine bekannte Ausrede derer, welche nicht in die Kirche gehen. In diesem Tempel der Natur finden wir heute eine große Menge. Dem HErrn JEsu war viel Volks nachgefolgt aus Galiläa, aus den zehn Städten, von Jerusalem, aus dem jüdischen Lande und von jenseit des Jordans. Da Er aber das Volk sahe, ging Er auf einen Berg und setzte sich, und that Seinen Mund auf und lehrete sie. Da standen oder lagerten sie nun an dem Berge, in der Stille des frühen Morgens, unter dem freien unbewölkten Gotteshimmel des gelobten Landes, mit der Aussicht auf den wunderschönen See Genezareth, auf Berge wie den gepriesenen Hermon und Libanon, und auf grasbewachsene Ebenen und Auen, auf einem der schönsten Flecke auf der Gotteserde, ja in einem rechten Tempel der Natur. Nun nicht wahr? da haben sie sich erbaut?

O Geliebte, warum muß der Heiland sie erst hinweisen auf die Vögel unter dem Himmel, die doch täglich über ihren Häuptern flogen, auf die Lilien des Feldes, die doch täglich unter ihren Füßen blüheten? Warum muß Er sie erst aufmerksam machen auf ihren Unterschied von diesen Creaturen? Warum muß Er den köstlichen Trost: „Sorget nicht!“ erst daraus hervorholen, wie einen vergrabenen Schatz, auf dem sie immer wandelten und kannten ihn nicht einmal? Antwort: Die Natur allein erbaut Niemanden, Gottes Wort muß es thun. Nur wer Gott vor Augen und im Herzen hat, wer JEsum und den Heiligen Geist mitbringt, dem predigt die Natur, was heilsam ist. Wer das nicht mitbringt, dem schweigt sie, oder predigt ihm nur, was ihm gefällt, und hindert ihn an den gröbsten Sünden und Schanden nicht. Die Heiden und Menschenfresser wohnen zum Theil in den schönsten Gegenden der Welt, und Seine ewige Kraft und Gottheit wird von ihnen doch nicht ersehen. Die Leute von Sodom lebten in einer Gegend, die war wie ein Garten des HErrn, und sie waren doch böse und sündigten sehr wider den HErrn. Ja, wo ist die allererste Sünde der Menschen selbst entstanden? Mitten im Paradiese, im Garten Eden, unter den lieblichen Fruchtbäumen. Es giebt eine Art Bildwerke, die zeigen Einem

*) Der Pilgerschreiber ist nicht im Stande gewesen, für diese Nummer eine eigene Textbetrachtung zu schreiben. Darum sei für dies Mal ein zeitgemäßes Stück aus einer Predigt von P. J. Seiler in Halle abgedruckt. Ueber P. Seiler's Evangelienpredigten siehe den vorigen Jahrgang, Nr. 8 im Bücherbericht.

geradeaus gesehen das Bild, und von der rechten Seite angesehen ein anderes, und von der linken wieder ein anderes. So ein Bildwerk ist die Natur. Wer sie von der rechten Seite her ansieht, nämlich von Gottes Wort her, dem zeigt sie Gott. Wer sie aber anders ansieht, dem kann sie auch geradezu den Teufel zeigen. Blutschande, Empörung, Mord, o wie trefflich hat man die schon aus der Natur zu beschönigen verstanden! Soll die Natur auch ein Tempel sein, so ist sie nur ein verwüsteter und ruinenhafter Tempel, der zur Mördergrube geworden, denn die Natur ist voll Krieg und Sterben. Soll sie auch eine Art Bibel sein, so ist unsere Bibel, die heilige Schrift, jedenfalls erst Sprachlehre und Wörterbuch dazu. Darum, wir können uns an der Natur so wenig selbst erbauen, als jenes Volk am Berge; JEsus muß es thun.

Aber Er thut es auch. Auf die Karawanenzüge mit ihrem rastlosen betriebsamen Menschengewimmel, wodurch jene Gegend belebt ward, verwies Er keine Seele hin. Ihrer jammerte Ihn nur, daß sie verschmachtet wären und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Vor dem größten Kunstwerke, das es damals gab, vor dem Tempel, ging Er kalt vorüber, und als die Jünger in Verwunderung über das herrliche Gebäude ausbrachen: Meister, siehe, welch ein Bau und welche Steine! so wies Er sie ab mit der Erwiderung: Ich sage euch, daß von dem Allen auch nicht ein Stein auf dem andern bleiben wird. Aber: Sehet die Vögel unter dem Himmel an! und: Schauet die Lilien auf dem Felde! Das kam ausdrücklich aus Seinem holdseligen Munde. Die Industrie der Menschen, damit sie zu essen und trinken und kleiden haben, sammt allen ihren großartigen Erfindungen, bewundert Er ganz und gar nicht; nach solchem Allen trachten die Heiden, ist Sein Wort darüber. Mammonsdienst, das ist Sein Name dafür. Aber die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen, nicht ernten und nicht in die Scheuern sammeln, und doch ernähret werden, die stellt Er zum Vorbild hin. Salomo und alle seine Herrlichkeit, von der Königin von Saba war sie bewundert worden. Er aber lenkt die Bewunderung der Menschen zu den Lilien auf dem Felde, an denen die Königin von Saba tausendmal auf ihrem Wege kalt und achtlos vorübergezogen war: Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist als derselben eines. Es giebt einen rohen fleischlichen Sinn, der nimmt die Natur, die Thiere und die Pflanzen, nur soweit in Betracht, als sie den Bauch oder den Beutel füllen; und es giebt einen verbildeten, überreizten Geschmack, der scheut kein Opfer, um sich künstlerische Genüsse zu verschaffen, aber an der heimlichen Schönheit der einfachen Gottesnatur geht er vorüber. Beiden tritt der HErr JEsus entgegen. Er setzt die Natur wieder ein in ihre Würde und ihr Recht, und macht so, daß wir uns wieder an ihr erbauen können.

Und wenn wir nun daran gehen, und fragen: Was lernen wir denn nun aus einer solchen gottseligen Betrachtung der Natur? so ist das Erste, was wir hervorheben wollen, etwas sehr Gewöhnliches, was man auch ohne JEsum finden mag, was aber JEsus doch auch genannt hat. Es ist die Vergänglichkeit. Das Gras auf dem Felde, das doch heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird. Heute und morgen, Bestand und Untergang, Leben und Tod, das kommt in rascher Folge nacheinander. Heute roth, morgen todt. So ist das Gras, die Lilie. So ist alles Fleisch, die Vögel unter dem Himmel und die Menschen auch. Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume ist abgefallen. Das Gras, die Lilie, muß in den Ofen, wie schön sie auch gekleidet ist, und der sie hineinwirft, ihr Herr und Besitzer, muß auch in das Grab; er hat es gerade so. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

Aber mitten aus diesem Gemeinsamen hört sich doch aus JEsu Worten ein großer Gegensatz heraus. Schon bei den Vögeln unter dem Himmel sagt der HErr: Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie? Und nun, da Er von den Lilien redet, sagt Er: So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird, sollte Er das nicht viel mehr euch thun? Warum denn viel mehr euch? Darum, weil ihr nicht wie das Gras heute stehet und morgen in den Ofen geworfen werdet, weil ihr nicht, wie das Gras vergänglich, sondern unvergänglich seid. Es ist etwas an euch oder in euch, das die Vögel und die Lilien nicht haben, welches euch Menschen unendlich über die Vögel und die Lilien erhebt. Dieses Etwas, das schlummert in der Pflanze, es träumt im Thiere, aber im Menschen allein wacht es und lebt es wirklich. Das ist der Geist. Der macht den Menschen — nicht selig, das thut nur der Heilige Geist — aber er macht ihn unsterblich. Nun ist wohl sein Fleisch wie Gras, das heute stehet und morgen in den Ofen geworfen wird; aber sein Geist fällt nicht und verbrennt nicht und verwest nicht, sondern lebet. Denn der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er gewesen ist und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat. Was so der HErr hier nur mehr ahnen läßt, diesen scharfen Unterschied zwischen Fleisch und Geist, zwischen Leib und Seele, das erklärt Er anderweit mit ausdrücklichen Worten: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. So wisset ihr also, daß ihr eine Seele habt. Die Natur lehrt's euch freilich nicht, und

wer nur in der Natur forscht, der findet's nicht. Aber JEsus sagt's, der noch etwas mehr ist als ein Naturforscher, nämlich der auch ein Herr und Schöpfer der Natur ist. Der sagt's, und nun laßt euch nicht irre machen. Ja, der Leib kann zertrümmert werden, die Nerven können zerreißen, und sie werden zertrümmert und zerrissen von der Faust des Todes. Aber Leib und Nerven sind nur wie eine Geige mit ihren Saiten; der Künstler, der sie handhabt, ist der Geist. Die Geige kann zerschlagen werden, ihre Saiten können zerrissen werden; ist darum auch der Künstler vernichtet? Er kann nicht mehr spielen, er muß schweigen eine Zeit lang, man sieht und hört von ihm nichts. Aber er lebt, beraubt und einsam, aber er lebt doch, und harrt der Zeit, da ihm das zerbrochene Instrument schöner wiedergegeben wird von seinem Vater, dem großen Schöpfer aller Instrumente. So der Geist nach dem Tode des Leibes, wo er harret auf des Leibes Auferstehung.

Dies führt auf ein Zweites, was die Naturforscher leugnen möchten, und JEsus doch entschieden behauptet. Eben war's das Dasein des Geistes. Jetzt ist gemeint das Dasein Gottes. Gleichwie man den Geist im Leibe nimmer entdeckt, so lange man den Leib mit dem Messer untersucht: so auch kann man Gott in der Natur nicht finden mit natürlichen Mitteln. Du kannst ein kunstvoll gebautes Haus, einen herrlichen Dom studiren, und wirst allenthalben Gedanken und einen Plan entdecken, aber der Baumeister selbst wohnt darum doch anderswo. Es gehen allerwärts göttliche Strahlen durch die Welt; aber in den Strahlen ist das Licht nicht beschlossen, es hat selbst noch seinen besonderen Ort. JEsus zeigt den Baumeister, und nennt den Ort, der das wesentliche Licht ist. Er sagt: So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet; euer himmlischer Vater nähret die Vögel unter dem Himmel; das ist der HErr, dem ihr dienen und vertrauen müßt. Er hat euch das Leben gegeben; denn Er ist selbst das Leben, es ist nicht wie ein Irrlicht aus dem Sumpf unversehens daher geflogen, an Seinem ewigen Lichte hat Er das Lichtlein eures Lebens angezündet. Er hat euch den Leib geschaffen; der Leib ist nicht zufällig aus Gasen und Urstoffen zusammengewürfelt; Er hat ihn künstlich und fein bereitet. Er giebt euch auch Nahrung, wie Er sie jedem Vöglein giebt. Er giebt euch Kleidung, wie Er sie auch jeder Lilie auf dem Felde giebt. Es fällt kein Sperling vom Dache ohne Seinen Willen, und eure Haare auf dem Haupte hat Er alle gezählt. Er weiß, was wir Alles bedürfen. Also ist es nicht ein Gott, der ferne ist, sondern ein Gott, der nahe ist. Die Welt ist keine Uhr, die Gott einmal gemacht und aufgezogen hat, und läßt sie nun gehen, wo Er sie hingestellt hat, nach dem regelmäßigen unabänderlichen Gesetz der Natur, immer hin und her durch ihre eigene Federkraft. Sondern die Welt ist ein Haus, wo der Hausvater auch seine Ordnung gemacht und Jeden an seinen Posten gestellt, Zeit und Arbeit, Kräfte und Lohn gehörig eingetheilt und abgewogen hat; Er ist aber dennoch überall selbst, und sieht nach, wo's fehlt, und macht auch dann und wann, wo's gut ist, eine Aenderung und Ausnahme. Denn Er hat für Jeden ein Auge, und was mehr ist, Er hat für Jeden ein Herz. Darum ist unser Gott der lebendige Gott: denn das rechte warme volle Leben, das quillt aus dem Herzen. Er ist nicht bloß Schöpfer, Er ist auch Vater. Er ist nicht bloß Regierer, Er ist auch Versorger. Er ist nicht bloß ein Geist, Er ist auch die Liebe. Amen. —

Krischna, der indische Schlangentreter.

Wenn einmal Einer aus den Religionslehren der Heiden all Das zusammenstellen wollte, was in irgend einer Verwandtschaft zu der in der heiligen Schrift geoffenbarten Wahrheit steht oder dieser Wahrheit ähnlich ist, das müßte eine gar lehrreiche Sammlung werden. Man würde daraus erkennen, wie entweder das Bedürfniß nach dem, was das Evangelium bietet, in den Herzen der Heiden schlummert, wie sie ahnen, was Gott bereitet denen, die Ihn lieben, oder wie einzelne Wahrheiten des Christenthums sich auch mitten in die Heidenwelt hinein Bahn gebrochen haben und wie die Reste einer vielleicht uralten Verkündigung des lebenskräftigen Evangeliums im Laufe der Zeit doch nicht ganz haben zu Schanden gemacht werden können, sondern auch aus der Verzerrung und Entstellung heraus immer noch erkennbar sind. Und zahlreich würde die Sammlung auch werden.

Dergleichen Lehrstücken begegnet man auch in Ostindien, wo unsere evangelisch-lutherische Mission arbeitet. Als unser lieber Bruder, der Missionar Wolff, im vergangenen Jahre in Europa weilte, brachte er hier und da auf die Missionsfeste ein kleines interessantes Götzenbild mit, dasselbe, das in unserer heutigen Nummer abconterfeit ist.

Es war ein Bild des Gottes Krischna, in dessen bloßem Namen Manche schon eine Beziehung auf den Namen „Christus" haben finden wollen. Es ist auch wirklich nicht selten vorgekommen, daß die Heiden, wenn unsere Missionare den Namen Christi nannten, meinten, es sei von ihrem Krischna die Rede. Was weiß man von Krischna? Da müssen wir zugleich von einem andern Gotte hören.

Von ihrem Gotte Wischnu erzählen die Hindu viel Abenteuerliches, und zwar nicht etwa bloß Löbliches, sondern auch viel Anstößiges, ja Schmutziges. Daß derselbe

Krischna

ein listiger Betrüger war und keinen saubern Ehestand führte, ist noch nicht das Schlimmste, was von ihm erzählt wird. Der Heide macht sich eben seine Götter nach sich selber, und da werden ihnen denn auch die heidnischen Laster angehängt, auf daß diese dadurch gerechtfertigt werden können.

Neunmal ist dieser Wischnu leiblich auf Erden erschienen oder verkörpert worden. Man nennt diese Verkörperungen mit einem lateinischen Worte seine Incarnationen und mit einem indischen seine Avataren. Wenn er auf Erden erschien, galt es gemeiniglich die Welt von irgend einem großen Uebel zu erlösen, den Hochmuth der Menschenkinder zu brechen, die der Gottheit über den Kopf wuchsen u. dergl. Zu dem Ende ward Wischnu das eine Mal ein Fisch, dann wieder eine Schildkröte, ein Wildschwein, halb Mensch halb Löwe u. s. w. Schon darin spricht sich eine Ahnung von einem Bedürfniß der Heidenwelt nach einer leiblichen Erscheinung Gottes auf Erden aus. Um die Menschheit von ihrem Hochmuth zu erlösen — d. h. freilich nichts weiter, als diesen Hochmuth auf eine Weile zu hemmen — muß Gott selber auf Erden erscheinen. Aus der Menschheit selber heraus kann auch nach heidnischer Meinung die Hülfe nicht kommen.

Als nun Wischnu zum neunten Male sich verkörperte oder incarnirte — die zehnte Verkörperung steht noch bevor — ward er Krischna. Dieser Krischna war wohl ursprünglich weiter nichts als ein Rajah (sprich: Rahdscha = Fürst). Er soll in der Zeit vor Christi Geburt im nördlichen Indien gelebt haben. Dieweil er sich aber in seiner Regierung sehr auszeichnete, pries man ihn bald als eine Menschwerdung oder Verkörperung des Gottes Wischnu selbst. Wie im Süden Indiens vorwiegend der Gott Siwen angebetet wird, so im Norden am meisten Krischna.

Seine Mutter war die Schwester eines Rajah, und weil diesem geweissagt worden war, daß das Kind ihm sein Reich nehmen werde, so suchte er es zu tödten, weshalb es in einer Hirtenfamilie aufgezogen wurde. Krischna wird darum öfter mit einer Hirtenflöte abgebildet. Vielleicht sind auch diese Jugendschicksale Anklänge an die Kindheitsgeschichte Jesu.

Die Wunder unseres Heilandes werden jedoch von den Wundern dieses heidnischen Heilandes mächtig überboten. Um einmal eine Schaar von Hirtinnen vor einem Regenschauer zu schützen, ergriff Krischna den ersten besten Berg, steckte ihn auf den kleinen Finger und hielt ihn anstatt eines Regenschirmes über ihnen empor. Ein andermal wollte der Gott Brahma den Krischna, dem er nicht recht traute, prüfen, ob er wirklich eine Verkörperung des Wischnu sei. Er entrückte daher den Hirtinnen, bei denen Krischna sich umhertrieb, plötzlich eine ganze Herde Kühe mit sammt den Hirtenknaben in die Wolken. Das sahe Krischna und gedachte an den Jammer, den das unter den Hirtinnen anrichten würde, — was that er? Eben so plötzlich, wie die Herde entrückt worden war, schuf er eine andere Herde, ebenso groß und bis ins Kleinste genau ebenso gestaltet, und setzte sie auf den Platz, wo die vorige Herde gewesen war, so daß die Beraubten den Verlust gar nicht merkten, und selbst die Kühe, die den vorigen täuschend ähnlich waren, ihre Ställe wie gewöhnlich suchten. Das überzeugte den Brahma von Krischna's Gottheit, er schickte die entführte Herde wieder zurück, und sofort ließ Krischna seine neue Herde wieder verschwinden, daß Alles wie zuvor ward. — Und an solche Wunder ohne jeglichen inneren Werth glaubt der Hindu steif und fest mit einer Glaubensstärke, die eines besseren Gegenstandes werth wäre.

Außerdem werden dem Krischna noch viele Heldenthaten zugeschrieben, aber auch viel Spitzbübereien und Liebeshändel. Auf unserem Bilde hält er in der rechten Hand eine kleine Kugel. Das ist ein Stückchen Butter, das er einmal gestohlen haben soll und dem der Hindu so große Wichtigkeit beilegt, daß es nicht selten auf den Darstellungen des Götzen angebracht wird. Was die Liebeshändel betrifft, so leistete Krischna das Mögliche, oder vielmehr mehr als Menschen möglich. Er heirathete nicht allein acht Prinzessinnen, sondern hatte z. B. auch an einem einzigen Orte 16,000 Kebsweiber.

Dieweil aber solche Incarnationen der Gottheit dazu bestimmt sind, nur eine Weile die Welt zu erlösen, ist Krischna schließlich auch Todes verblichen. Der Pfeilschuß eines Jägers machte seinem Leben ein Ende. Unter dem Namen Juggernauth, d. i. Herr der Welt, wird er in einigen Provinzen mit außerordentlichem Pomp verehrt.

An das großartige Wagenfest des Juggernauth braucht hier wohl nur erinnert zu werden.

Das Eigenthümlichste aber, was der Hindu vom Krischna lehrt, ist Folgendes. Es war eine große Schlange, Namens Kalinak, welche unter den Menschen großes Unheil anrichtete und namentlich das Wasser des Flusses Jumna vergiftete, so daß die Leute davon starben. Da machte sich Krischna auf, die Schlange zu vernichten. Aber die Schlange umwand ihn vielfach und bereitete ihm große Noth und Schmerzen. Endlich jedoch ward er ihrer mächtig und zertrat ihr den Kopf. Danach giebt es nun verschiedene Darstellungen Krischna's. Die einen Bilder des Götzen stellen ihn als den Leidenden vor, wie er von der Schlange umwunden wird. Andere dagegen zeigen ihn als den siegenden, wie er „der Schlange den Kopf zertritt." Zu diesen letzteren gehört unser Götzenbild. Und wen erinnerte nun diese Geschichte von Krischna nicht an das Urevangelium vom Schlangentreter (1 Mos. 3, 15.)? Daß die alte Schlange im Munde der Heiden nur zu einer leiblich gefährlichen, und der, welcher von ihr erlöste, nur zu einem leiblichen Erlöser gemacht worden ist, darf uns nicht Wunder nehmen. Aber das Durchkämpfen des Heilands durch Leiden zum endlichen Siege ist doch nicht ganz verwischt worden.

Und wie werthvoll sind nun dergleichen Reste oder Ahnungen christlicher Wahrheiten für die Arbeit der Missionare. An sie kann angeknüpft werden und die Heiden hören z. B. den Missionaren williger zu, wenn sie ihnen, unter Anknüpfung an den Wahrheitsrest, vom Sündenfall und von der damit zusammenhängenden Verheißung des Schlangentreters verkündigen, der zum wahren ewigen Heile der Menschen mit der alten Schlange leidend kämpfte endlich aber ihr siegreich den Kopf zertrat. —

Von der Anbetung Gottes.

Zu Joh. 4, 15—26.

Unter dem Titel „Zur Stärkung des Glaubens" hat Professor Beck in Tübingen fünf „christliche Reden" zusammengestellt, die bereits in einer größeren Sammlung gedruckt waren, die aber als besonders zeitgemäß in gesondertem Abdruck sehr willkommen sind. Wir nennen kurz die Ueberschriften der an Schriftworte sich anschließenden Reden: Der neue und alte Christus; Naturkraft und Gotteskraft; die Abhängigkeit von Gott; Gott ist Geist; die göttliche Liebe in Jesu Leiden, und theilen nicht nur, um das Buch bekannt zu machen und zu empfehlen, sondern den lieben Lesern zugleich aus dem Schatze des Buches etwas Lehrreiches und Nachdenkliches zu bieten, im Nachfolgenden einen Abschnitt aus der dritten Rede mit.

Was heißt Gott anbeten? als Geist anbeten? Das ist des Nachdenkens werth; denn man kann beten ohne Anbetung, indem man an Gott hinspricht wie zu Seinesgleichen, oder etwa noch wie zu einem menschlichen Herrn; Anbeten aber ist etwas, was Gott gebührt, wie keinem andern Wesen, nach dem Wort: „den HErrn, deinen Gott, sollst du anbeten, und ihm allein dienen" (Matth. 4, 9 f.). Da gilt es denn, daß du bei all deinem Beten es dir gegenwärtig machst, du tretest vor Gott und keinen bloßen Menschen, vor deinen und aller Welt Schöpfer und HErrn; nicht, daß du dies bloß in deiner Anrede und Geberde ausdrückst, als gälte es nur eine äußere Ehrenbezeugung, sondern eindrücken mußt du es deinem Herzen. Du mußt dir sagen: Gott ist ein Geist, der nicht ansieht, was außen ist, und nicht an einen Ort gebannt ist; vielmehr in der weitesten, höchsten Ferne und in meiner nächsten Nähe ist Er zumal; unsichtbar umgiebt Er mich, und mein eignes unsichtbares Wesen durchforscht Er bis in mein Herz hinein. So mußt du Gott als Alles durchdringenden Geist vor dich hinstellen, und dabei deinen Geist in den Gedanken zusammenhalten, daß du vor der höchsten Majestät stehst, die über dich und über die ganze Welt gebietet, daß du es mit dem Heiligen zu thun hast; denn über aller göttlichen Liebe, Gnade und Erbarmung darfst du es nie vergessen, daß du diese Güte nicht behandeln darfst wie die eines gutmüthigen, schwachen Menschen, sondern du hast sie zu ehren als **heilige** Güte der höchsten Majestät. Dieser Majestäts-Gedanke von Gott ist es, der erst zur Anbetung dein Herz stimmt und zubereitet, der dich andächtig macht; und weil dieser Gedanke bei unsrem zerstreuten Sinn nicht immer so schnell sich macht, sondern erst erweckt, gestärkt und festgemacht werden muß: darum ist das bloße augenblickliche Zusammenbeten oder Gebetlesen noch nicht zureichend zum rechten Beten, sondern Jedes muß für sich besonders noch durch Nachdenken über Gott, durch Betrachtung Seines göttlichen Wesens an der Hand der göttlichen Worte den Geist erwecken, und in die heilige Majestät Gottes hineinstellen — dann wird es dir so zu Muth, daß du anbeten kannst. Das Anbeten geschah im alten Testament äußerlich, dadurch daß der Mensch sich niederwarf auf die Kniee, und mit dem Angesicht bis zur Erde sich niederbeugte, daß also der ganze Mensch sich zu Boden warf (1. Chron. 30, 20. Nehem. 8, 6; 9, 3.). Das neue Testament läßt dies Aeußere frei für besondere Umstände (Matth. 26, 39. vgl. Joh. 17, 1. Mark. 11, 25.); aber was dies Niederwerfen ausdrückt, soll beim Beten immerdar innerlich geschehen im Geiste, damit es ein Anbeten sei. Dein Sinn und Gemüth soll sich niederwerfen, ganz und gar sich beugen vor der Majestät Gottes, daß du Ihm völlig dich unterwirfst als Dem, von dem Alles abhängt, dessen Geschöpf und Knecht du bist, vor dem du keinen Anspruch hast, weil Er selber dich und dein Alles als Sein Eigenthum anzusprechen hat, der dir also nichts schuldig ist, wohl aber mit der größten Vater-

güte und Treue für dich als Sein Eigenthum sorgen will, wenn du Ihm dich übergiebst. So heiligst du Gott als Gott in deinem Herzen; so kommt erst der Geist, der Gott gefällt, auch in dein übriges Beten, auch in dein Danken und Bitten, daß du es thust in der Herzens-Demuth, welcher Gott kann Gnade geben. Und auch an das göttliche Wort gehst du dann mit dem Gedanken: HErr, rede, Dein' Knecht hört! auch in dein Thun und Lassen nimmst du aus deinem Beten den Sinn mit, daß du Gottes Gedanken und Wege willst höher achten als deine eigenen, und dich unterwürfig in sie schicken, daß du Gott dir gegenwärtig zu halten suchst als Den, von dem es (Ps. 139.) heißt: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist, wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Du verstehst alle meine Gedanken von ferne, und siehest alle meine Wege!" So wird die Anbetung Gottes auch Wahrheit in deinem Leben.

Aber freilich, eine solche Anbetung erscheint nicht nur dem Weltmenschen als eine Unmöglichkeit — gerade denen, die sich bemühen, recht zu beten, deckt sich dabei erst recht die Schwäche unsres Geistes auf, und die Macht des Fleisches über uns; eben indem wir täglich in die heilige Majestät Gottes uns hineinstellen, giebt sich uns unsre eigene Unheiligkeit und Sündhaftigkeit immer stärker zu fühlen. Aber dies gehört schon zum Segen des rechten Betens — es wird dir da im Innersten immer klarer und drückender: mit meinem unheiligen Sinn und Wesen bestehe ich vor Gott nicht, mit meinem ins Fleisch gebundenen und vor ihm befleckten Geist erreiche ich Gott nicht! Darunter lernst du gerne und ernstlich dich nach dem Mittler umsehen, welchen Gott zwischen dich und Seine Majestät gestellt hat, nicht als Scheidewand, auch nicht als bloßes Schirmdach, sondern als den lebendigen Heiland, welcher Gott bei dir vertreten soll und dich bei Gott. In Ihm kommt Gottes Majestät dir entgegen in ihrer Liebe, in ihrer höchsten Vaterliebe; es kommt dir in Jesu Christo eine Versöhnung der Sünde entgegen, nicht wie sie Menschen nur in ihren Gedanken sich zurechtmachen zur Herzenserleichterung für dies vergängliche Leben, sondern eine Versöhnung, wie sie Gottes heilige Majestät im freiwilligen Opfertod des durch Leiden zur Herrlichkeit erhöhten Mittlers gestiftet hat für ein ewiges Leben, eine Versöhnung in einer solchen heiligenden Gestalt und Kraft, daß du dich selber in deinem Mittler heiligen darfst und sollst (2. Kor. 5, 18 ff. Joh. 17, 19 f. Ebr. 10, 14 ff. 1. Kor. 1, 30. Röm. 6, 19 ff.). Da dringt es dir immer neu zu Herzen das Wort, mit welchem Gott Jesum Christum den Menschen vorführt: „Das ist mein geliebter Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe — den sollt ihr hören" (Matth. 3, 17. 17, 5. 2. Petr. 1, 16—18), und indem du dies Hören treulich dir vornimmst und treulich es fortübst: wirst du einen Geist kennen lernen, den du noch nicht in dir hast, und den die Welt nicht kennt, der aber von Gott ausgeht, um einzugehen zu denen, die im Worte seines Sohnes bleiben als rechte Jünger; und dieser neue Geist aus Gott leitet dich durch des Sohnes Wort in eine Erkenntniß der Wahrheit, die nicht nur deinen Gedanken einen flüchtigen Schwung giebt, sondern die dich selber, deine Person mehr und mehr frei macht, dich erlöst von der Knechtschaft, welche auf dieser Welt liegt (Joh. 8, 31—36. 14, 16 f. 16, 13 f.). Damit wird dir denn auch das große Wort: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn in Geist und Wahrheit anbeten" — es wird dir in seinem besonderen Licht aufgehen, in einem höheren, als es bloße Menschenvernunft sich denkt. Und bei deinem Beten wirst du in das himmlische, übersinnliche Heiligthum Gottes Blicke thun dürfen, wo Tag und Nacht der Ruf ertönt: „Heilig, heilig, heilig ist Gott der HErr, der Allmächtige, der da war, und der da ist, und der da kommt!" wo die höchsten Geister und Kronenträger der Welt vor dem göttlichen Wellthron sich niederwerfen auf ihr Angesicht, und sprechen: „HErr, Du bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft — denn Du hast alle Dinge geschaffen, und durch Deinen Willen haben sie das Wesen und sind geschaffen" (Offenb. 4, 8—12. 7, 11 f.). Amen.

Evangelisch-lutherische Mission
unter den deutschen Auswanderern Nord-Amerika's

Mittheilungen von P. **Brunn** in Steeden.

Ich habe dies Mal meinen lieben Lesern von einem fröhlichen Fest zu erzählen, das wir hier in unserm Steeden Sonntag, den 23. Juli, gefeiert haben, nämlich die Einweihung unseres neuen Missionsgebäudes. Es war das ein Fest, wie unser kleines Dörflein noch keins gesehen hatte, abgerechnet etwa die Einweihung unserer Kirche. Durch die besonders günstige Witterung dieses Jahres war unser Bau so rasch befördert worden, daß am 18. Juli unsere neuen Zöglinge einziehen konnten, 20 an Zahl (wiewohl eigentlich 24 zur Aufnahme bestimmt waren, doch hatten sich bei Mehreren für jetzt noch Hindernisse ihrem Kommen in den Weg gestellt). Das war denn eine rechte Freude, daß wir dies Jahr nun eine fast doppelt so große Schaar, als sonst in unser Haus aufnehmen konnten und sie nicht mehr so eng aufeinanderpfropfen mußten, sondern fein ordentlich alle Einzelnen in die ihnen zugewiesenen Räume vertheilen konnten. Für mich als den Hausvater ist's aber eine sonderliche Freude, wenn ich nun in dem neuen großen Schulzimmer meine 30 Hausgenossen kann täglich alle zu Gesang, Gottes Wort und Gebet versammeln oder die ganze Schaar des Mittags um mich her zu Tische sitzt, wie unsre Sitte ist. Ist's für ein Vaterherz doch fürwahr süß und lieblich, einen solchen Kinderhaufen alle Tage an Leib und Seele speisen und sättigen zu dürfen. — Um unserer lieben Gemeindeglieder willen, die in dieser

Sommerszeit an Werkeltagen nicht leicht von Haus abkommen können und die doch an der Einweihung unseres neuen Missionshauses Theil nehmen wollten, war letztere auf Sonntag den 23. Juli verlegt. Da sammelte es sich denn in großen Haufen von nah und fern, so daß unser Kirchlein des Vormittags kaum Alle fassen konnte. Des Nachmittags aber ging's in's neue Schulzimmer, das mit Kränzen und Inschriften schön geschmückt war. In seiner Weiherede nun ließ Schreiber dieses vor Allem Herz und Mund überfließen von dem, wovon sie ihm an diesem Tage ganz voll waren, nämlich vom Lobe und Preise Gottes und von der Erinnerung an alle die herrlichen wunderbaren Gnadenerfahrungen, deren der HErr uns, d. i. das kleine Häuflein Seiner lutherischen Kirche in Nassau, gewürdigt und in deren Kette die Errichtung unseres neuen Steedener Missionshauses den herrlichen Schlußstein bis heute bildet. Ja, der HErr hat fürwahr Großes an uns in Nassau gethan, wo vor wenigen Jahrzehnten noch eine so völlige geistliche Nacht und Finsterniß herrschte, wie in keinem andern deutschen Land. Da war es, vor jetzt 23 Jahren, als ich zuerst mit der Predigt des Evangeliums in die hiesige Lahngegend kam und der HErr ließ uns damals das erste Wunder Seiner Gnade an uns erleben, nämlich die Erweckung und Bekehrung vieler hundert Seelen hier in Steeden und in der ganzen Umgegend. Dann führte uns der HErr weiter zum Austritt aus unserer unirten Nassauischen Landeskirche und in die harten äußeren Kämpfe und Verfolgungen, die das mit sich brachte. Da galt es viel Schmach und Leiden um des HErrn willen durchzumachen und unsere Gottesdienste in verborgenen Winkeln und Wäldern zu feiern. Aber der HErr ließ uns das zweite Wunder Seiner Gnade in unserer Nassauischen kleinen lutherischen Kirchengeschichte erleben, nämlich den herrlichen Sieg über alle unsere Feinde und Widersacher und die feste und ordentliche Begründung unserer lutherischen Kirche hier in Nassau. Dann bauten wir unser Steedener Kirchlein, und als wir es zu Himmelfahrt 1849 einweiheten, da war es wohl wie ein rechtes Wunder und es war uns dabei zu Muth, wie dem Träumenden, daß wir nach der langen dunkeln Verfolgungszeit ein solches öffentliches Freudenfest feiern durften. Aber damit war es noch nicht genug, sondern in den unmittelbar folgenden Jahren that der HErr neue große Wunder Seiner Gnade unter uns, nämlich Er that der Predigt Seines Evangeliums eine große Thüre in Nassau auf, und fast in alle Theile unsres Ländchens durften wir von Steeden aus den Saamen des göttlichen Wortes hintragen und es war damals eine so mächtige geistliche Bewegung und Erweckung in Nassau, daß ich fast allsonntäglich an den verschiedensten Orten unsres Landes vor Tausenden von Zuhörern predigte. Die Folge davon war die Gründung noch zweier lutherischer Gemeinden außer der Steedener. Solche Erweckungszeiten dauern freilich meist nicht lange. Es folgte im Jahre 1852 auch bei uns eine große Stille, die Nassauische Staatsregierung bedrückte uns auf's Neue sehr hart, das äußere Wachsthum unserer Kirche hörte beinahe ganz auf. Aber es waren doch auch rechte Segensjahre für uns; es hat sich da bei uns in Nassau in Lehre und Leben Vieles geklärt und gesichtet, aus manchen gefährlichen Zeitrichtungen wurden wir durch Gottes Gnade herausgerissen und ich weiß kaum, was ich für das größte Wunder halten soll, die äußere Pflanzung und Ausbreitung der lutherischen Kirche unter uns, oder die spätere Befestigung in reiner lutherischer Lehre, zumal in dieser so verwirrten bösen Zeit, wo der Teufel auch unsere theure lutherische Kirche allenthalben mit so viel falscher Lehre, Sectirerei und Schwärmerei ansicht und umzustürzen sucht. Ich muß es aber vor Gott und Menschen laut bekennen, wie viel ich zur Befestigung in rechter und reiner lutherischer Lehre unsern geliebten Brüdern in Amerika, den Missouriern und den theuren Männern Gottes, den Prof. Walther und Crämer in St. Louis, zu verdanken habe, besonders weil ich durch sie erst zum rechten Verständniß Luther's und seiner Schriften angeleitet wurde. So schloß sich nun an diese meine nähere Verbindung mit den Missouriern durch Gottes Fügung und ganz natürlich die Gründung unseres Steedener Proseminars für Amerika an und an diese wieder die gegenwärtige Erbauung unseres neuen Anstaltshauses. Das Alles sind aber wahrlich lauter kündlich große Wunder der göttlichen Gnade, denn wie hätten wir armen Leute hier in Steeden aus unserm Können und Vermögen das je können zu Stande bringen, oder wie wäre es uns früher auch nur im Traume eingefallen, zu ahnen, daß in unserem Steeden neben unserem Kirchlein noch einmal ein Missionshaus stehen und Schaaren von künftigen Predigern von unserm Dörflein über's große Weltmeer ausgehen würden. Da werden es sich die lieben Leser wohl vorstellen können, wie mir's bei der Einweihung unsres neuen Missionshauses am vergangenen Sonntage um's Herz war, daß es schier hätte überfließen mögen vom Preise der göttlichen Barmherzigkeit und daß wir fast nie in unserm Leben hier in Steeden so wie am Sonntag im neuen Schulsaal das Lied gesungen haben: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut" und daß mir es immer dabei war, als müßte ich Alle erinnern, doch noch einmal und mit größerem Nachdruck die Schlußstrophe jedes Verses zu wiederholen: „Gebt unserm Gott die Ehre."

Auf dieses Lied folgte der Weihespruch, in welchem das neue Haus feierlich dem HErrn Jesu Christo zum Eigenthum übergeben wurde, damit Er als der rechte und eigentliche Herr desselben künftighin allein darin regiere und Alles davon fern halte, was in Lehre und Leben nicht lauter und rechtschaffen sein eigen sei; sodann wurde weiter gesagt, daß die alleinige Bestimmung des neuen Hauses sei, unserer lutherischen Kirche und zwar zunächst in Nord-Amerika Lehrer und Prediger zu erziehen und hieran wurde der Wunsch angeschlossen, daß doch ein Jeder von diesem Hause möge fern bleiben, der nicht mit treuem und aufrichtigen Herzen begehre, allein dem HErrn Jesu und Seiner heiligen Kirche sich zum Dienste zu ergeben. Schließlich folgte noch das Gebet um des HErrn Segen für das neue Haus und unser ganzes Thun und Vornehmen darin. Noch bis tief in die Nacht aber war das Schulzimmer voll fröhlicher Herzen und festlicher Lieder.

So steht das neue Anstaltsgebäude nun vollendet da, gefüllt mit Schülern. Wie wird's nun weiter gehen? — möchte menschliche Vernunft wohl fragen und freilich, wer kann in diesen politisch wie kirchlich so gefährlichen Zeiten auf lange voraussagen, was das Schicksal christlicher Anstalten künftighin sein wird. Das werden wir blindlings im Glauben dem HErrn müssen befohlen sein lassen.

Diese Sorge hat mich auch an unserm Einweihungsfeste nicht gestört, auch nicht die Sorge um Geld und Gut, daran wird es uns der HErr, der bisher so sichtlich

für Alles gesorgt hat, auch fernerhin nicht fehlen lassen; doch ein sorgenvoller Gedanke, das will ich den lieben Lesern nicht verschweigen, erfüllt mich für jetzt oft bei dem Anblick unseres neuen Missionshauses: das ist die Frage, wird es der HErr auch nie an den rechten Leuten fehlen lassen, die in diesem Hause wohnen? Ja, das ist ohne Zweifel das Wichtigste und Schwerste gerade für unsere hiesige Anstalt, die alle Jahre ihre meisten Schüler nach Amerika schicken und sich dann jährlich mit 20—24 frischen füllen soll, werden wir sie immer haben und werden wir immer die rechten und tüchtigen haben? Es melden sich allerdings sehr viele junge Leute fortwährend zur Aufnahme, aber kaum die Hälfte der Gemeldeten kommt wirklich, bald von mancherlei äußeren Gründen zurückgehalten, bald um innerer Ursachen willen. Darum möchte ich am liebsten diesen Bericht von unserm Einweihungsfest schließen mit der dringenden herzlichen Bitte an Alle, denen die heilige Sache des HErrn und Seiner Kirche am Herzen liegt, besonders an gläubige lutherische Pastoren und Lehrer: helft uns doch unser neues Missionshaus jährlich mit frommen und tüchtigen christlichen Jünglingen füllen, die bereit sind, dem Dienst des HErrn und Seiner Kirche in Amerika sich zu widmen! Wo ihr solche Jünglinge in eurer Umgebung kennt, weist sie uns zu und erinnert sie, welche reiche und herrliche Gelegenheit drüben in Amerika sich findet, dem HErrn zu dienen und am Bau Seines heiligen Reiches zu arbeiten. Ich weiß zwar wohl, wie manches man einwendet; da will z. B. mancher Pastor tüchtige gläubige Jünglinge lieber daheim in seiner Gemeinde behalten, als sie nach Amerika schicken, man sagt, hier in Deutschland bedürfe man ja auch frommer christlicher Leute ꝛc. Aber ich bitte inständigst, gebt doch solchen Bedenken kein Gehör; wird doch Deutschland wahrlich noch nicht von gläubigen Leuten entvölkert, wenn wir auch jährlich ein Dutzend nach Amerika schicken; geschieht das nur wirklich um des HErrn willen, so wird uns der HErr durch hundertfältigen Segen wiedervergelten und ersetzen, was wir verlieren. Und was die Hauptsache ist, die alle anderen Bedenken, wie sie auch heißen mögen, niederschlagen muß: seht die große Noth unserer Kirche in Amerika an, die vielen verlassenen Gemeinden, die vielen Bitten um Prediger und Lehrer, die immer noch unbefriedigt sind trotz aller Haufen von jungen Leuten, die wir jährlich hinüberschicken. Ich meine, wenn ganze Gemeinden verlassen dastehen, ohne Predigt, ohne Taufe, ohne Abendmahl, dann könnte gar keine Frage sein, dann müssen wir helfen, so viel wir können und Leute hinschicken, so viel wir haben. Hier ist eine Noth vorhanden, die gar kein Hin- und Herreden zuläßt, so wenig als wenn meines Nachbars Haus brennt und es gilt, hinzulaufen und Menschen aus den Flammen zu retten. — Nun, das wäre denn der rechte Hauptsegen vom HErrn für unser neues Missionshaus in Steeden, wenn es uns der HErr alljährlich mit rechtschaffenen frommen Schülern füllen wollte, die von ganzer Seele und aus allen Kräften zu Seinem Dienste bereit sind. Er ist es aber allein, der aus der Fülle Seiner Gnaden die rechten treuen Arbeiter in Seine Erndte geben muß.

Nachrichten aus Amerika.

Es sind kürzlich Briefe von den lieben Professoren Crämer in St. Louis und Selle am Schullehrerseminar zu Addison eingetroffen, welche melden, daß beinahe alle unsere vorjährigen Sendlinge mit wenigen Ausnahmen zu Anfang dieses Sommers angestellt worden sind. Aus dem praktischen Predigerseminar in St. Louis sind in diesem Jahre 12, aus dem gelehrten 14 Zöglinge in's heilige Predigtamt getreten. Trotz dieser ungewöhnlich großen Zahl schreibt aber Prof. Crämer, daß noch 10 zum Theil sehr dringende Gesuche um Prediger vorlägen, die nicht befriedigt werden könnten, und Prof. Selle gar spricht von 48 noch unerledigten Gesuchen um Schullehrer! Da werden denn unsere diesjährigen 12 Sendlinge sehr willkommen sein, die am 3. Juli glücklich von Bremen aus ihre Reise nach Amerika angetreten haben. Aber wie viele es ihrer auch sind, es werden von ihnen nicht einmal die jetzt vorhandenen Lücken ausgefüllt, geschweige denn die fast täglich und wöchentlich neu entstehenden. O möchte darum doch immer mehr der HErr die Herzen recht vieler tüchtiger und rechtschaffener christlicher Jünglinge auch hier in Deutschland wecken, Ihm Sein Netz drüben in Amerika ziehen zu helfen!

Nachricht.

In Bernburg (Herzogthum Anhalt) ist unter dem Namen St. Johannis-Asyl eine Zufluchtsstätte für entlassene weibliche Sträflinge, wie überhaupt für gefallene Mädchen- und Frauen errichtet worden. Vor zwei Jahren ward der Entschluß dazu gefaßt, und der HErr hat wunderbar geholfen, ihn auszuführen. Es ward für die beabsichtigte Anstalt ein herrlich gelegener Garten von 8 Morgen geschenkt und dazu gegen 9—10,000 Thlr. Jetzt steht das Haus ziemlich fertig, im November d. J. soll es eingeweiht werden. Obwohl wir in Sachsen seit Kurzem eine derartige Anstalt besitzen (das Asyl der Dresdner evang.-luth. Diaconissenanstalt, das mit dem Siechenhause in der Hoflößnitz verbunden ist), muß doch für das Bekanntwerden jeder derartigen Anstalt möglichst gesorgt werden, damit ihr durch die Seelsorger die Pfleglinge zugewiesen werden, für die sie bestimmt ist. Darum außer der Nachricht hiervon auch noch folgende Mittheilungen. Der Eintritt in die genannte Anstalt darf nur freiwillig erfolgen, wie auch der Austritt jederzeit freisteht. Die Pfleglinge haben 5 Thaler beim Eintritt, für die Kost jährlich 40 Thaler zu zahlen, aber auch durch Arbeit zu ihrer Erhaltung beizutragen. Die ganze Anstalt steht unter der Aufsicht des Herzoglichen Consistoriums. Briefe sind an die vorstehende Diaconissin (von Bethanien in Berlin) oder an Pastor Bastian zu adressiren. —

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten.

Die Verlagshandlung.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 40. Dresden, den 1. October 1865.

Am sechzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 7, 11—17.

(Heut darf der Pilger seinen lieben Lesern kaum etwas Anderes bieten zur Textbetrachtung, als das nachfolgende Stück aus einer geschichtlich denkwürdigen Predigt. Am 16. Sonntage nach Trinitatis nämlich, gerade vor 300 Jahren (1565) predigte der Pfarrer zu Joachimsthal, Johann Mathesius, der den lieben Lesern gewiß schon bekannt ist, den sie aber noch ein wenig genauer kennen lernen sollen, über den Text von der Auferweckung des Jünglings zu Nain. Das ist nichts Besonderes. Aber daß die gehaltene Predigt die letzte des seligen Mathesius war und daß ihn der HErr drei Stunden nach derselben aus dieser Welt abrief, das giebt der Predigt besonderen Werth, zumal da ihr Inhalt recht dazu angethan war, die trauernde Gemeinde über den Heimgang ihres treuen Predigers zu trösten. Sie ist eine Leichenpredigt gewesen, die sich Mathesius, ohne es zu wissen, selbst gehalten hat. Und daß wir sie heute noch haben, ist gar erfreulich. Mögen die lieben Leser aus dem mitgetheilten Stück dieser Predigt — die ganze Predigt würde zuviel Raum beansprucht haben — den Mann vorläufig kennen lernen, von dem sie weiter unten mehr hören sollen.)

„Auch diesmal, ihr Geliebten, wollen wir gleich aus diesem Texte: „Der Herr Jesus gab der betrübten Mutter ihren Sohn wieder", diese Lehre kürzlich handeln: „Daß, die in wahrer Zuversicht und Anrufung Jesu Christi seliglich einschlafen, nach der allgemeinen Auferstehung wieder zusammen kommen, und daß Eines das Andere kennen, in himmlischer Freude und Freundschaft, wie die Engel Gottes, vor dem Angesichte Gottes ohne Ende bei einander sein und bleiben werden."

Von diesen Artikeln will ich zu Trost diesmal reden allen betrübten Eltern, Eheleuten und guten Freunden, die von ihren Liebsten, Kind und Gemahl zuvor eine Zeit lang geschieden sind, mit denen wir billig als Christen ein herzliches und sehnliches Mitleiden tragen.

Hilf, Herr Jesu, der Du aller Betrübten Tröster bist, mit Deinem tröstlichen Geiste, daß ich was Tröstliches meinen Pfarrkindern und Freunden aus Deinem tröstlichen Wort und Wunderwerk könne vorlegen; darum sollt ihr mir herzlich mit einem andächtigen Vaterunser zum Vater unsers Herrn Jesu Christi seufzen und beten helfen.

Geliebte im Herrn, und ihr Betrübten im Herzen! Als der leibhaftige Sohn Gottes mit der herrlichen Prozession des Lebens der betrübten Wittwe zu Nain und ihres Sohnes Bahr und Leiche unterm Thor zu Trostdorf begegnete, jammerte ihn von Herzen, daß Sünde und Tod solchen Jammer und Noth unter dem mensch-

lichen Geschlechte anrichten, tröstete er erstlich die weinende Mutter und hieß sie ein gut Herz haben, und griff daneben den Todten an, darauf standen die Träger stille. Christus aber, das wesentliche und ursprüngliche Leben, fähet an durch sein lebendiges Wort mit dem steintodten Jüngling wie ein allmächtiger Gott zu reden: „Jüngling, ich, der ewige Sohn Gottes, der Wahrheit und Leben ist, und von und in dem Alles, was sich reget, das Leben hat, sage und gebiete dir: stehe auf, sei nimmer todt, sondern lebe.“ Sobald dem gestorbenen jungen Menschen diese kräftigen Worte Christi in seine todten Ohren und Herze schallen, bringen sie Leben und Bewegung wieder in den Verstorbenen, und der Aufgebahrte und Eingewickelte richtet sich wieder auf und fähet an zu reden und den Herrn Christum zu bekennen und zu danken; darauf stellet dieser allmächtige Tröster den erweckten Jüngling seiner armen und betrübten Mutter wieder zu.

Das, lieben Freunde, ist einmal zu Nain in der rechten Trostſtadt geschehen und wird nun diese 1500 Jahre im Worte öffentlich der ganzen Christenheit vorgehalten zum seligen Trost allen Betrübten und Trostlosen. Denn wie der Sohn Gottes hier seine göttliche Majestät an dem Verstorbenen beweiset und diesen Jüngling seiner alten Mutter mit Freuden überantwortet, also wird eben dieser Herr des Lebens und Ueberwinder des Todes am jüngsten Tag alle Menschen durch seine Stimme und Feldgeschrei aus dem Grabe erwecken und sie wieder zum Leben rufen, und wenn ihr Leben offenbar wird, alle Gläubigen, so im Herrn eingeschlafen und zu ewiger Ehre und Herrlichkeit gerufen, ein Jedes den Seinigen wieder zustellen und überantworten, daß eine jede gottselige Mutter ihr getauftes und gläubiges Kindlein, ein jeder christlicher Hauswirth sein gottesfürchtiges Weib, ein jeder guter Freund seine Bekannten, die hier mit einander Christum erkannt und beharrlich angerufen, wieder ansehen und bei ihnen wohnen werden. In diesem Evangelium spricht der Sohn Gottes: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf.“ Also wird dieses Erzengels Stimme am jüngsten Tage klingen: „Ihr begrabenen Menschen, ich, der Sohn Gottes, sage euch allen, Guten und Bösen, stehet auf.“ Und zu dieser Stunde, auf dies Wort werden nicht allein die Lebendigen in einem Nu verwandelt, sondern was unter der Erde schläft, wird aufwachen und aufstehen. Etliche, wie Daniel sagt, zu ewiger Freud und himmlischem Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande. Wenn nun die Schafe von den Böcken vor dem Gerichtsstuhl Christi abgeschieden sind, alsdann wird auch der Richter alles Fleisches einem jeden Gläubigen das Seinige wieder zustellen. Allda werden, die sich hie in Leid und Trübniß geschieden, in Lieb und Freud wieder zusammen finden und ein Jedes wird zu den Seinigen kommen.

Diesen Artikel haben alle Gottesfürchtigen geglaubt und auf diesen Freudentag und den allgemeinen Wiederherstellungstag, da uns Alles wieder eingeräumet wird, sehnlich und tröstlich gehoffet und geharret und sich dieses Tages getröstet. Als (so) oft sie an den Tag der seligen Hoffnung und unserer Erlösung und Erquickung gedacht, haben sie sich auch der Restitution, das ist, daß sie wieder zu den Ihrigen kommen werden, mit Freuden erinnert. Wie sich Hiob, der elende, in seinen höchsten Nöthen auch herzlich tröstet, daß er am Ende vom Tod erwecket und seinen Heiland und Erlöser mit menschlichem Fleische in der Fülle der Zeit bekleidet, mit sichtigen Augen in seinem spanneuen (ganz neuen) Fleische wahrhaftig ansehen und mit ihm in alle Ewigkeit leben werde.

Ich glaube, sagt unser Hiob, daß mein Erlöser jetzt lebet und regieret, der wird von meines Schwähers Enkelin zur letzten Zeit menschlich Fleisch an sich nehmen und darin für unsere Sünden sterben und wieder vom Tod mit seinem unverweslichen Fleische erstehen und als der Erstling unter denen, so schlafen, mit sich alles Fleisch erwecken in seiner Ordnung; und all mein Gebein wird verneuet und wie das grüne Gras wieder blühen, und ich werde meinen Herren, Erlöser und Heiland sehen eben mit meinen Augen, die zu der Zeit verneuet und gescheuret werden sein. Und wie ich meinen Herrn in seinem Fleische anschauen werde, also will ich auch alle meine Freunde, so auf den verheißenen Weibessamen, die liebe Leibesfrucht, gehoffet und geharret haben, wieder anschauen und mit ihnen in ewigen Freuden essen und trinken ohne Ende und in alle Ewigkeit.

Also tröstete sich auch der betrübte König David, da ihm sein liebes Kindlein verschied; denn er spricht 2 Sam. 12: „Ich kann mein liebes Kind nicht wieder zu mir in dies Elend bringen; aber das weiß ich, daß ich hernach zu ihm fahren muß; denn wenn ich nun den Weg aller Welt gehen werde, komm ich wieder zu ihm, wenn mir der Heiland aller Welt nach der Auferstehung dasselbe wieder zustellen uud überantworten wird.“ Hier glaubt und bekennt auch der Prophet David unsern Artikel, daß er wieder zu seinem Söhnlein kommen werde, wenn ihn der Sohn Gottes ihm wieder geben wird, wie er hier der Mutter zu Nain ihren Sohn und dem erleuchteten Schulmeister*) sein Töchterlein und den Schwestern zu Bethanien ihren lieben Bruder in diesem Leben eine Zeit lang überantwortete.

Dies ist nun heut ein seliger Trost für alle, so die Ihrigen zu Grab schaffen, daß sie gewiß sein, als (so) wahr Gott und Christus Gottes Sohn und sein Wort die wahrhaftige Wahrheit ist; und so gewiß, als Christus ein Richter der Lebendigen und Todten sein wird und alles Fleisch vor seinem Gerichtsstuhl in Lüften erscheinen muß, so wahrhaftig werden auch alle, so nach der Christenheit

*) d. h. dem Jairus (Marc. 5, 22.), welcher hebr. Name „den Gott erleuchtet“ bedeutet.

einander verwandt, als auf den rechten Kirchtag vor dem Angesicht Jesu Christi erscheinen, und einem jeglichen Gläubigen werden die Seinigen wieder zugestellet werden, eben wie hie der Sohn Gottes der armen Mutter ihr Söhnlein überreichet. David konnte seines beschnittenen Kindleins vergessen auf starke Hoffnung, daß er wieder zu ihm käme, weil es auf's künftige Blut des verheißenen Samens in seiner Unschuld abgeschieden war. Absalon seines Blutes und Fleisches konnte er nicht vergessen, weil er diesen nimmer in Ehren und Freuden sehen würde.

Darum, wenn unser Gott christlichen Eltern ihre getaufte und gläubige Kindlein abfordert, oder ei'm gottfürchtigen Ehegemahl seinen liebsten Schatz in wahrer Erkenntniß und Anrufung Christi aus diesem Elend fordert und ihm ein Stück von seinem Herzen weggerissen wird, oder sonst gute Freunde, die in Ehren Freundschaft gestiftet und erhalten, sich mit Schmerzen scheiden müssen, sollen sie sich des Worts trösten: „Ich weiß, es kommt nicht wieder zu mir, ich aber will zu ihm kommen und es wieder sehen und in unzertrennbarer Beiwohnung bei ihm bleiben.“ Das Wiederkommen macht, daß ich dies zeitliche Trennen nicht achten soll und will. Komme, Herr Jesu, und bring mich und meine Allerliebsten durch deine Zukunft bald zusammen und gib mir die Meinigen auch wieder, wie du heute dieser Wittwe in dies vergängliche Leben ihren lieben Sohn wieder gegeben hast.

Also kann sich ein christlich Herz trösten und zur seligen Geduld und fröhlicher Wartung dieser fröhlichen und unverhofften Zeit warten.

Zum Andern, aus diesem Stück erfolget, weil Christus einem Jeden das Seine wieder zustellen wird und wir gewißlich einander vorm Richtstuhl des Herrn sehen, daß Eines das Andere auch kennen wird. Denn das ist nicht das geringste Stück des ewigen Lebens, wenn Sünde und Tod ganz von uns weg ist und wir zum Leben und Gerechtigkeit gekommen sind, sondern daß auch eine völlige Erkenntniß Gottes und der Unsern und aller Creaturen sein wird.

Kannte doch Adam vor dem Fall, ehe er in's ewige und geistliche Leben versetzt war, seine Eva, daß sie aus seinem Fleisch und Bein erbauet wäre, die er zuvor nie gesehen hatte. So kannten auch die drei Apostel so bei der Verklärung des leibhaftigen Sohnes Gottes auf dem heiligen Berge waren, Moses und Elias, die bei Christo erschienen und ihn trösteten. Wie auch Maria Magdalena den erstandenen Christum an seiner Rede kannte, ob er wohl diesmal sich in Gärtners Gestalt verborgen hatte. Wie auch St. Stephanus den Herrn Christum in seiner Herrlichkeit zur Rechten seines Vaters siehet stehen und erkennet ihn. Dergleichen kannten die Gläubigen die Heiligen so mit Christo erstanden und ihrer vielen erschienen. Denn die Schlafenden erstehen und behalten ihr Fleisch und Blut, das sie zuvor gehabt, ob es wohl verneuet und in einen geistlichen und unverweslichen Leib verwandelt wird.

So denn ein sterblicher Mensch die Erstandenen in ihren geistlichen Leibern mit natürlichen Augen siehet und erkennet, sollten nicht die Erweckten in ihrem neuen Leib und völligen Kräften die Ihrigen im ewigen Leben kennen?

Moses wird seine Juden vor Gottes Angesicht beschuldigen und bezeugen; so werden die von Corinth. (2 Cor. 1, 14.) St. Pauli Ehrenkranz sein am jüngsten Tage, wie alle Gottseligen die rühmen und preisen werden, dadurch sie zum Glauben und Erkenntniß Christi, zum seligen Leben gekommen sind. Drum kann die Erkenntniß unsers Nächsten und Verwandten nicht außen bleiben. Der heilige Geist nimmt nicht die natürlichen Kräfte und eingedrückten Affekt und Sehnlichkeit aus unserm sterblichen Leibe, sondern reiniget sie. Also obwohl Gott in allen den Seinigen Alles sein wird und die Erweckten den Zehnten und Fülle des Geistes Gottes bekommen und durchaus an Leib, Seel und ihrem Geiste vollkommlich reine und neu sein, werden sie nicht ohne Gedanken, Gesicht, Erkenntniß sein. Was wäre das für ein ewiges Leben, so Einer seine Allerliebsten nicht kennen sollte? Siehet und kennet doch der reiche Fresser, der in der höllischen Qual lag, Abraham und den armen Lazarus in seinem Schoos, obwohl eine große Kluft zwischen ihnen befestiget war! Daraus die Gelehrten schließen wollen, daß die Seligen auch die Verdammten in ihrer Qual kennen und der rechten Gerechtigkeit Gottes Recht geben werden, ob es wohl dem sterblichen David Gedanken machte, daß er sein Fleisch und Blut im ungehorsamen Absalon, in der ewigen Verdammniß sehen muß. Aber die Erkenntniß der Gerechtigkeit Gottes wird alle natürliche Liebe und Sehnlichkeit überwiegen, wie auch in der Welt die großen Affekte die kleinern überwiegen. Item, daß die Unseligen auch die Seligen in ihrer Freude erkennen, damit ihre Pein und Qual desto größer werde, wenn sie diejenigen in ewiger Wonne und Freude sehen, die sie untertreten und für der Welt Schab-ab und Fegteufel gehalten haben. Hiob tröstet es über Alles, daß er in der Auferstehung mit neuem Leibe, geistlichen Augen seinen Herrn und Heiland sehen und mit ihm reden und umgehen werde, und daß er in seinem verjüngten Fleische den verklärten und leibhaftigen Sohn Gottes anschauen solle. Derhalben sollen die Christgläubigen an dem Artikel gar nicht zweifeln: „So wahr wir in diesem unsern Fleisch oder Leibe werden auferstehen in gleicher Verklärung und Herrlichkeit des Leibes Christi, dem wir in Ewigkeit gleich und ähnlich sein werden, und als (so) wahr wir zu ihm kommen, ihn sehen und ihn erkennen und preisen werden als die höchste Person unter menschlichem Geschlecht, — so wahr werden auch alle Christgläubigen zusammen kommen und einander wieder kennen.“

Traum, lieben Freunde, wer mit diesen Gedanken

umgehet und befestiget solches aus Gottes Wort, der kann sich trösten lassen und zufrieden geben und stark und gewiß auf diesen fröhlichen Tag warten, da wir einander wieder anschauen, einander kennen, in Freud und Ehren, in Lieb und Freundschaft bei einander sein und bleiben werden. Denn von diesem dritten Stück sollet ihr euch nun auch berichten lassen, daß wir nicht allein bei Gott, und vor seinem Angesicht in Freud und ewigem Leben zusammenkommen, Eines das Andere kennen und ansprechen werden, sondern daß auch die alte christliche Freundschaft, so in der Erkenntniß Christi hie angerichtet und bis an's Ende erhalten und mit in's Grab gebracht ist, auch mit uns wieder erstehen, neu, ganz und vollkommen sein und bleiben wird in alle Ewigkeit.

Die höchste und seligste Freundschaft wird dort durchaus vollkommen werden, da wir mit Gott dem Vater, seinem Sohn und heiligen Geiste, auch allen Gottes Engelein in Lieb, Gunst und guter Freundschaft stehen, und väterliche Liebe und Treue, als seine angenommenen liebe Churkinder (d. h. erwählte Kinder) in Ewigkeit fühlen werden. Da wird sich's finden, was Gott für ein Vater sei, und wie seine väterliche Treue und Liebe über alles gehet, was Vater, oder Vaterschaft, oder väterliche Liebe und Treue heißen kann und mag. Jetzt hat es noch kein Ohr gehöret, kein Auge gesehen und ist in keines Menschen Herz gekommen, wie herzlich und mütterlich uns unser lieber Vater in seinem geliebten Sohn geliebet. Da wird sich erst die brüderliche Treue unsers Herrn und Bruders ereignen*) und empfinden lassen, warum er sein Blut für uns vergossen und in seinen Leib getragen hat. Da wollen wir erst die wesentliche Flamme des heiligen Geistes sehen und vollkommen in unserm Herzen durchgeistert und mit reiner und göttlicher Liebe und Brunst angezündet und durchflammet werden. Wie nun solche Liebe des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, die wir nur im Glauben ein wenig gekostet, in jenem Leben in uns erst empfindlich vollkömmlich sein wird, also wird auch erst der Liebe Band, damit Gott Mann und Weib, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester und andere Bluts- und Schwägerfreundschaft zusammengeknüpfet, vollkommen werden, wenn Sünd und Tod und alle Unordnung und Unfreundlichkeit, Argwohn und Mißtrauen (so der leidige Satan in uns eingeschleichet), im neuen und heiligen Leben ausgefeget und die angefangene Freundschaft ganz verneuet und bekräftiget sein wird. Amen.

*) Eigentlich: eräugen, d. h. sich zeigen, offenbaren.

Das Leben des seligen Johann Mathesius.

Der vierte und der siebente October, die in diese Woche fallen, sind zwei Tage, an denen der Pilger nicht stillschweigend vorübergehen möchte; denn auch die lutherische Kirche darf ihrer „Heiligen" gedenken, wenn sie's nur nicht mit Menschenvergötterung, sondern mit Dank gegen den HErrn thut. Die beiden Tage sind dreihundertjährige Todestage, also Todestage von Männern, deren Leben in's Zeitalter der Reformation fiel. Geht uns nun auch der eine der beiden Männer, der Prediger Johann Mathesius zu Joachimsthal, weit näher an als der andere, so wollen wir doch auch den andern nicht ganz unbeachtet lassen, weil auch er seinen Posten auf dem reformatorischen Schlachtplan wacker behauptet hat.

Dieser Andere war Petrus Paulus Vergerius, gest. d. 4. Oct. 1565, ein Mann, dessen Lebensgang den Pilgerlesern bekannt zu werden verdient, wenn sie noch nichts von ihm gehört haben. Vergerius war geboren im Jahre 1498 zu Capo d'Istria, am Meerbusen von Triest, im jetzigen östreichischen Illyrien gelegen. Er stammte aus einem adligen Geschlecht und wuchs auf im Glauben oder Aberglauben der katholischen Kirche. Als die Zeit kam, wo er mit seinem Bruder eine Universität beziehen sollte, zog es die Beiden merkwürdigerweise nach Wittenberg, und sie wären gewiß auch dahin gegangen, wenn ihnen der HErr nicht durch Krankheit gewehrt hätte. Sie mußten Wittenberg aufgeben und studirten in Padua. Paul ward bald ein tüchtiger Rechtsanwalt und hielt sich als solcher in verschiedenen norditalienischen Städten auf. Bei einer Reise nach Rom wußte er sich die Gunst des Papstes zu erwerben, und dieser wußte seine Gaben zu schätzen und zu benutzen: er machte ihn zu seinem Nuntius (Geschäftsträger) am kaiserlichen Hofe in Deutschland. Dazu war Vergerius wohl zu gebrauchen. Er besaß genug Klugheit und diplomatische Gewandtheit, um bei den deutschen Fürsten das Zustandekommen eines deutschen Nationalconcils, wozu damals in der bewegten Reformationszeit Alles hindrängte, zu hintertreiben. Auch mit unserm Luther hat er, als er zu dem Ende in Deutschland umherreiste, einmal zu verhandeln gehabt.

Als nun der Papst sahe, daß Vergerius jenseit der Alpen seine Sache gut gemacht hatte und doch dort für ihn gerade nichts weiter zu thun war, belohnte er seine treuen Dienste mit einem Bischofssitze. Er berief ihn im Jahre 1536 zum Bisthum seiner Vaterstadt Capo d'Istria. Bei den Verhandlungen mit den evangelischen Fürsten in Deutschland hatte aber Vergerius doch verschiedene Ansichten laut werden lassen, die nicht blos aus diplomatischer Klugheit zu erklären waren und einen verdächtig evangelischen Geschmack hatten. Das kam auch dem Papste zu Ohren und es war nahe daran, daß Vergerius aus dem Himmel der päpstlichen Gunst herausstürzte. Um diesen Sturz zu vermeiden, unternahm der Mann etwas,

wodurch er dem Papste recht deutlich die Treue beweisen zu können hoffte, mit der er am katholischen Glauben geblieben sei. Er beschloß, eine gründliche Widerlegungsschrift gegen die Abtrünnigen (d. h. die Evangelischen) in Deutschland ausgehen zu lassen. Die konnte er aber natürlich nicht schreiben, ohne sich zuvor genau in den Schriften der deutschen Reformatoren umgesehen zu haben. Er that's, er las die Schriften unserer Reformatoren, er studirte sie — nur in der Absicht, sie zu widerlegen. Aber siehe da! je mehr er las, desto mächtiger ward ihm die Wahrheit, die er las. Er wollte sie bekämpfen und besiegen und — ward von ihr besiegt. Namentlich war es die theuerwerthe Lehre von der Rechtfertigung des Sünders allein aus dem Glauben, nicht aus dem Verdienst der Werke, die ihm zur ungezweifelten Gewißheit gebracht ward. Aber wie unser Luther, nachdem er die Wahrheit dieser Lehre erkannt, nicht alsbald mit dem Papstthum zu brechen wagte, so kam's auch bei Vergerius trotz der erkannten Wahrheit nicht sofort zur Trennung von der Kirche und ihrem falschen Oberhaupte. Das aber konnte er freilich nicht lassen, seiner Gemeinde die erkannte Wahrheit deutlich zu bezeugen und wider allerlei Mißbräuche, Sündengreuel und Aberglauben der damaligen Kirche zu predigen.

Da dauerte es denn nicht lange, so ward eine päpstliche Commission nach Capo d'Istria abgesandt, die untersuchen sollte, wie sich's dort mit der katholischen Lehre halte. Gern hätte man dem Vergerius den Prozeß gemacht; aber weil er noch immer eine halbwegs katholische Stellung einnahm und man noch hoffen konnte, seine reichen Gaben für den Dienst der römischen Kirche zu erhalten, zog es der heilige Vater vor, säuberlich mit diesem Knaben Absalom zu verfahren. Auf der Kirchenversammlung zu Trient, auf der sich Vergerius selber gern verantwortet hätte, ließ man ihn lieber gar nicht vor. Man fürchtete, es werde da bei ihm doch zum Bruche kommen und die „Kirche" dann einen gefährlichen Gegner mehr bekommen.

Für solche Stellung zwischen den Parteien aber, wie sie Vergerius damals noch einnahm, war jene Zeit nicht günstig. Da galt's, sich für oder wider zu entscheiden. Bei Vergerius aber sollte es nach Gottes Rath auf ganz eigenthümliche Weise zur Entscheidung kommen. Eines Tages sollte er einige Neffen auf's Gymnasium nach Padua begleiten. Bei Gelegenheit dieser Reise konnte er sich's nicht versagen, in Padua einen Mann zu besuchen, dessen Schicksal damals ungeheures Aufsehen machte.

Das war der Rechtsgelehrte Franz Spiera. Dieser Mann hatte anfänglich ein weltförmiges Leben geführt, war später mit dem Evangelio bekannt worden, hatte sich von demselben anwärmen, aber nicht durchwärmen lassen, und war dann in seiner Vaterstadt Citadella bei Padua ohne eignes Einleben in die evangelische Wahrheit mit glühender Begeisterung als Prediger dieser Wahrheit aufgetreten. Das hatte natürlich gewaltigen Rumor gemacht und es hatte nicht lange gewährt, so war die römische Klerisei gegen den Mann eingeschritten. Spiera's Herz, noch nicht genug eingewurzelt in den Heilsboden, war bei den ersten Versuchen der Gegner wankend geworden, es hatte sich beugen lassen durch die Furcht vor dem Scheiterhaufen, und auf das Drängen der Päpstler hatte er vor einer großen Menschenmenge öffentlich in der Kirche den evangelischen Glauben — abgeschworen. Aber die erkannte Wahrheit war doch tief genug in ihn eingedrungen gewesen, um ihm keine Ruhe zu lassen. Mit aller Furchtbarkeit war das Wort vor seine Seele getreten: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will ich auch verleugnen vor meinem himmlischen Vater! Die Wahrheit dieses Wortes hatte er nicht wegschwören können. Es hatte ihn in die Nacht der Verzweiflung gestürzt, und so lag er denn nun, nicht etwa selig in dem Schooß der alleinseligmachenden Kirche, in den er ja wieder aufgenommen war, sondern als ein verlorener Sünder ohne Trost und Halt, in furchtbarer geistiger Zerrissenheit, in einer Seelenpein, die ihm auch den Leib zerwühlte und in's Grab brachte.

Der Umgang mit diesem armen gottgeschlagenen Manne und das abschreckende Beispiel desselben war es, der unseren Vergerius zur Klarheit seiner Stellung, zur Wendung in seinem Leben verhalf. Er brach mit der irrenden Kirche, obwohl er sich sagte, daß ihm das der Weg zum Scheiterhaufen sein könne.

Nachdem er sein Bisthum hatte meiden müssen, wandte er sich zunächst nach Graubündten in der Schweiz. Dort fand er Thätigkeit unter den sich mehrenden evangelisch Gesinnten, und nach kurzer Thätigkeit war es ihm gelungen, acht ganze Gemeinden für die evangelische Wahrheit zu gewinnen. Aber es lag in ihm der Drang nach Größerem, nur schade, daß derselbe in der Zeit, wo Vergerius katholischer Bischof war, eine etwas schiefe, hierarchische Richtung bekommen hatte. Das hat seiner Thätigkeit, oder vielmehr seinem Streben nach Thätigkeit vielfältig geschadet. Außer bei seinen Graubündtnern ist er, obwohl er gern einen größeren Wirkungskreis gehabt hätte, nirgends recht heimisch worden. War er doch auch auf deutschem Boden ein südländisches Gewächs, so daß es uns nicht wundern darf, wenn er sich bei uns nicht ganz an's geistige Klima gewöhnte. Allerlei Streitigkeiten mit den Graubündtnern, die Zwinglisch gesinnt waren, während er mehr zu Calvin neigte, verleideten ihm den dortigen Aufenthalt, so daß er im Jahre 1553 den Ruf des Herzogs Christoph von Württemberg annahm, der ihn in die Nähe von lutherischen Männern wie Brenz und Andreä nach Tübingen rief. Dort hat Vergerius bis an sein Ende gelebt, ist aber von dort aus nicht blos durch Schriften, sondern auch durch Missionsreisen (z. B. auf Anregen des Herzogs Albrecht von Preußen in das

katholiſche Polen) für die Sache des Evangeliums unermüdlich thätig geweſen. Seine theologiſche Richtung war mehr die vermittelnde Melanchthon's, die Sprache ſeiner Schriften aber ſtreift an die Luther's, nur daß er mehr als dieſer die Waffe beißenden Spottes zu führen liebte.

Ganz anderer Art war der zweite Mann, deſſen wir in dieſer Woche gedenken. Das iſt kein Biſchof geweſen, kein Mann, der in Streitſchriften viel geleiſtet hätte, ja nicht einmal das, was man einen berühmten Gelehrten nennt; ſondern nur ein einfacher Pfarrherr in einem nicht eben bedeutenden Städtchen: und doch hat der Name des Mannes, Johann Matheſius, noch heute einen guten Klang und iſt dem deutſchen Volke lieb und werth. Von ihm laßt mich, weil er ja auch ein Sachſe war, ausführlicher berichten. Johann Matheſius (nicht Matthesius) erblickte das Licht dieſer Welt im Jahre 1504, und zwar am 24. Juni, alſo am Sct. Johannistage, davon er auch ſeinen Taufnamen empfangen haben mag. Sein Geburtsort iſt die Stadt Rochlitz an der Zwickauer Mulde, die vor Alters zu den Bergſtädten gerechnet ward, jetzt aber keine edlen Metalle mehr zu graben hat und nur noch einen geſchätzten Porphyr als Bauſtein verſendet, der vielfach zu größeren Bauten verwendet wird. Das Geſchlecht unſeres Matheſius war nicht ganz unbedeutend; es zählte ſchon mehrere ſtudirte und gelehrte Leute. Wolfgang Matheſius aber, der Vater unſeres nachmaligen Joachimthaler Predigers, war ein ehrbarer Rathsverwandter zu Rochlitz und Theilhaber an dem damals noch ergiebigen Bergwerk. Von der Mutter läßt ſich nichts ſagen. Kaum daß wir den Namen ihres Geſchlechts mit Beſtimmtheit angeben können.

Johann Matheſius, Pfarrer zu Joachimsthal, † den 7. October 1565.

Die Jugendeindrücke, die das Kind empfing, waren ganz verſchiedener Art. Die Stadt war damals natürlich noch ganz katholiſch, und die ſchöne Kunigundenkirche hatte eine ziemliche Anzahl Altäre für verſchiedene Schutzheilige. In der Schule war von Gottes Wort und Katechismus nicht viel zu lernen. Und was dem Kinde zu Hauſe geboten ward, trug auch zum Theil ſtark katholiſche Färbung. Doch ließ es der HErr auch an beſſeren Eindrücken nicht fehlen, die das Kind nicht aus dem Gedächtniß verlor. Der Vater war ein aufrichtig frommer Mann, der über manche „papiſtiſche Alfanzerei" hinaus war. Er las fleißig in einer deutſchen Poſtille (Predigtbuch), hatte alſo doch am bloßen Meſſehören nicht genug. Wiederholt ſprach er's aus, wie große Freude es ihm ſein würde, einmal eine ganze deutſche Bibel zu ſehen. Mit dem Kinde führte er manch lehrreiches Geſpräch. Matheſius erzählt ſelbſt: Mein lieber Vater zeigte mir einmal ein tiefes Thal und ſprach: „Wenn das voll Mohnkörnlein läge und es wäre möglich, daß ein Vöglein in tauſend Jahren nur ein Körnlein wegtrüge, ſo nehme es dennoch mit der Weile ſein Ende; aber ewig, ſprach er, lieber Sohn, das iſt viel länger." Die Schulzucht unterſtützte er durch häusliche Strenge, ſo wie treue Eltern es ſollen. Als einſt der Herr Cantor ſich über den kleinen Johann beklagt hatte, nahm der Vater ſein Söhnchen, führte es ſelber in die Schule und gab ihm „einen guten Schilling", d. h. tüchtige Streiche auf das Fleckchen, das der liebe Gott dazu eingerichtet hat. Und das hat ſeine Frucht getragen. Der alte Matheſius ſchreibt ſpäter: Das danke ich ihnen Beiden heute und in Ewigkeit.

Am meiſten aber ward wohl das Kind von ſeiner alten Großmutter beeinflußt. Das war eine alte fromme Frau, die gute Hauszucht hielt, obſchon ganz im Geiſte jener Zeit. Sie ſcheint den Eltern die Fürſorge für den Knaben abgenommen zu haben, ließ ihn in ihrem Hauſe leben und hielt ihm ganze neun Jahre einen beſonderen Pädagogen oder Zuchtmeiſter. Alle Sonnabend mußte das Kind ſeinen Roſenkranz abbeten und in Gegenwart des Geſindes eine Legende von irgend einem Heiligen ableſen. Eine alte fromme Beghine*), die wohl im Hauſe der Großmutter aus- und einging, lehrte den Buben ein ſchönes Sprüchlein beten, das auch dem Mann noch lieb und werth war: O Marter groß, o Wunden roth, o bittrer Tod des Sohnes Gottes, komm mir zu Hilf in

*) Die Beghinen waren eine eigenthümliche Erſcheinung jener vorreformatoriſchen Zeit: Weiber, die zwar nicht zu einem klöſterlichen Orden zuſammentraten, aber doch ein beſchauliches, andächtiges Leben führten, fleißige Gebetsübungen hielten, Kranke pflegten, Leichen beſtatteten, allerlei Diaconiſſendienſte thaten und dabei von Almoſen lebten. Auch Männer führten, unter dem Namen Begharden, ein ähnliches Leben.

meiner letzten Noth. Wenn mein Herze bricht, verlaß mich, o Jesu Christe, nicht.

Das etwa ist das Wenige, was sich aus Johann Mathesius' Kindheit erzählen läßt — wie ihr seht, Katholisches und Evangelisches in bunter Mischung, wie's eben damals die Zeit mit sich brachte, in der sich der Zunder sammelte für den Funken, der Anno 1517 zündete.

Von der Rochlitzer Stadtschule weg kam der kleine Johann nach Mittweida auf die Trivialschule, eine Art Vorbereitungsschule für's Gymnasium. Von da bezog er das Gymnasium in Nürnberg. In dieser Zeit starb sein Vater. Ein betrüglicher und unerfahrener „Kuharzt", dem er sich vertraute, hatte ihm eine zu starke Dosis Arzenei gegeben. Nun war der Sohn, der schon in Mittweida zum Theil von Unterstützungen gelebt hatte, auf's Almosen angewiesen. Wie unser Luther in Eisenach, ersang auch er sich sein Brod vor den Thüren Nürnbergs. Auch der Rath der Stadt, dem Mathesius später aus Dankbarkeit eine Postille widmete, nahm sich seiner hilfreich an.

Nachdem er auf allen Schulen fleißig gelernt hatte, ging er endlich auf die katholische Universität Ingolstadt in Bayern. Lange aber scheint er sich dort nicht aufgehalten zu haben. Es haben ihm wohl die Mittel gefehlt, um weiter zu studiren; denn bald nachher finden wir ihn im Hause eines Herrn in München, der eine große deutsche Liberei (Bibliothek) hatte, in der der lernbegierige Jüngling sich weidlich umsah. Wurde er nun auch in dieser Zeit seines Aufenthaltes in Bayern vielfach durch Irrlehre angefochten, so wurde er doch, wie er selbst sagt, eben dadurch „redlich in die Bibel gejächet (gejagt)."

Von München kam er in eine Condition als Kinderlehrer zu einer christlichen Matrone, Sabine Auerin geb. Stetnerin, auf dem Schlosse Odolzhausen. Da blieb ihm genug Zeit übrig, Luthers Schriften zu lesen, die inzwischen in Deutschland immer mehr Rumor machten. Besonders war es Luthers Schrift „von den guten Werken", aus der er, wie er selbst gesteht, den Anfang seines Christenthums zuerst gelernt hat. Dort scheint's auch gewesen zu sein, wo er einmal seine kranke Wirthin mit dem Troste des Evangelii erquickte. Ein Mönch war zu ihr gekommen und hatte sie mit „alten faulen Fratzen" zu trösten versucht. Als der Mönch aber weg war, trat unser Mathesius herzu und redete von dem bittern Leiden Christi. Da sprach die gottselige Frau: „Ach, das giebt Kraft und Trost. Das Vorige wollte nicht in's Herze."

Als er nicht lange nachher in dem Hause des Pfarrers zu Fürstenfeldbruck an der Amper (zwischen München und Augsburg) mit Wohnung, Tisch und Büchern versorgt ward, bekam er auch Luthers beide Bücher vom Abendmahl zu Gesicht. Kein Wunder, daß er nun immer mächtiger gezogen ward, den Mann selbst zu hören und zu sehen, der solches geschrieben. Die Reise aus Bayern nach Wittenberg war damals keine Kleinigkeit; aber er sahe nicht an seine geringen Mittel und die Gefahr, die ihm unterwegs begegnen konnte, und machte sich im Jahre 1529 auf den Weg.

Lassen wir ihn nun ein wenig selbst reden von dem, was er mit nach Wittenberg brachte, wie von dem, was er dort fand. Er berichtet also: „Auf der Kanzel kann ich mich nicht erinnern, daß ich in meiner Jugend, der ich doch bis in's 25. Jahr meines Alters im Papstthum leider bin gefangen gelegen, die 10 Gebote, Symbolum (d. i. das apostolische Glaubensbekenntniß), Vater Unser oder Taufe gehöret hätte. In Schulen las man in der Fasten von der Beicht und einerlei Gestalt (des h. Abendmahls); der Absolution aber und des Trostes, so man durch gläubige Genießung des Leibs und Bluts Christi bekäme, hab ich mit Wissen mein Lebtag, ehe ich gen Wittenberg kam, weder in Kirchen noch Schulen mit einem Wort gedenken hören; wie ich mich auch keiner gedruckten oder geschriebenen Auslegung der Kinderlehre im Papstthum zu erinnern weiß, der ich doch von Jugend auf alle Legenden und Brigittengebetlein, und sonderlich zu München bei meinem Herrn, der eine sehr große deutsche Liberei bei einander hatte, ein ganzes Jahr durchlesen hab." Aber er berichtet weiter: „Da mich mein lieber Freund Ehren Zacharias Weixner, Pfarrer zu Bruck bei Fürstenfeld, bei sich mit Tisch und sehr guten Büchern ein ganzes Jahr aufhielt, bis die Universität wieder von Jena gen Wittenberg kam*), bin ich im 1529. Jahre Freitag nach Pfingsten erstlich dahin kommen. Auf folgenden Sonnabend zur Vesper hab ich den großen Mann Dr. Luther predigen hören, da er Sct. Petri Text in der Apostelgeschichte, Cap. 2, vom Wesen und Kraft der heiligen Taufe ausleget, dafür ich unserm Gott die Tag meiner Pilgrimschaft hie und in alle Ewigkeit zu danken habe. Ich ging desmals in's 25. Jahr und hatte manchem Mönch und Laienpriester im Papstthum zugehört; aber meine Tag hatt ich der heiligen Taufe nie gedenken hören, ohne daß ich in Bayern bisweilen die Wiedertäufer und Schwärmer sehr schändlich von Tauf und Abendmahl hörte plaudern. Darum thät mir's von Grund meines Herzens sanfte, daß ich einen christlichen und seligen Bericht flugs im Eingang von diesem hochnöthigen und tröstlichen Artikel vernehmen sollte, wie mir hernach auch eine andere Predigt des Herrn Doctors von der heiligen Taufe meiner liebsten Bücher eines nach der Biblia und Katechismus stetigs gewesen ist, welches ich auch mir zum Trost und daß ich mir's stark einbildete (recht einprägte), da ich Schulmeister war, verlateinet habe. Ich kann, will und soll dieser seligen ersten Predigt von der Taufe nicht vergessen, weil ich einen Athem in meinem Leibe habe; denn durch die Taufe gehen und kommen wir zum

*) Die Universität war im Jahre 1527, wo die Pest in Wittenberg hauste, nach Jena verlegt worden.

Christenthum, in der Taufe werden wir mit Christi Blut besprenget und mit Seinem Geiste zu königlichen Priestern geweihet und versiegelt ꝛc. Dies gedenke ich mit Freuden von der ersten Predigt, dazu ich zu Wittenberg aus Gnaden bin kommen, wie ich, Gott Lob! hernach das ganze Jahr über dergleichen viel lehrhaftiger und tröstlicher Predigt und Lection in beiden, Kirchen und Schulen, bin theilhaftig worden."

Da begann nun ein neues geistiges Leben für den jungen Mann. Er war nun mit einem Male, wie er selbst sagt: „aus Gnaden", in eine neue Luft versetzt, wie sie seine nicht blos wißbegierige, sondern heilsbegierige Seele bedurfte. Mit dem Eifer eines Verschmachteten labte er sich an den Gottesbrünnlein, die in Wittenberg so reichlich flossen. Die wunderbar weise Zusammenstellung der mancherlei Geistesgaben, womit der HErr gerade damals jene Universität ausgezeichnet hatte, kam auch ihm reichlich zu gute. Der fleißige Bugenhagen, der Grammaticus, legte die Corintherbriefe aus, Melanchthon, der Dialecticus, entwickelte den Gedankengang des Briefes an die Römer, Justus Jonas, der Orator (Redner), erklärte die Psalmen, Aurogallus, der Hebräer, führte tiefer in die Kenntniß der alttestamentlichen Sprache ein, und im Dr. Martinus waren die Gaben der Einzelnen gleichsam in ein Bündlein zusammengebunden. Er legte die 22 letzten Capitel des Propheten Jesaias also aus, daß Mathesius oftmals voller Trost und Freude aus der Lection heimkam, und außerdem predigte er gerade damals besonders reichlich, wöchentlich drei-, viermal. Am Umgang mit bedeutenderen Schülern Luthers und Melanchthons, und mit gleichgestimmten Freunden war kein Mangel. Georg Major, Dav. Chyträus, Hieron. Weller, Paul Eber und Andere hielten sich damals in Wittenberg auf. Vom Saus und Braus eines sogenannten flotten Studentenlebens kannte man in jener gewaltig ernsten Zeit nichts, da Männer, die längst schon ausstudirt hatten, sich noch einmal dem Meister aller Meister zu Füßen setzten, der durch Seine Wittenberger Rüstzeuge sie belehrte.

Mit reichen Schätzen der Erkenntniß zog Mathesius — wie lange er geblieben, wird sich nicht genau angeben lassen — etwa nach einem Jahre von Wittenberg nach Altenburg, wo er zur früheren Kinderunterweisung zurückkehrte. Er ward dort Informator im Hause eines Herrn Andreas Misenus. Von da aber ward er endlich nach der Stätte seines gesegnetsten Wirkens, nach Joachimsthal berufen.

Das war damals noch eine ganz blutjunge, aber eben deshalb recht blühende Gebirgsstadt im Böhmerlande. Ursprünglich war dort eine Wildniß gewesen, die Conradsgrün genannt. Im Jahre 1516 aber „ging dort das Bergwerk mit Gewalt an." Man fand gediegen Erz unter dem Rasen und in den Wurzeln der Bäume, also daß man für den Anfang fast Bergbau ohne Grubenlicht treiben konnte. Die ergiebige Ausbeute hielt auch eine gute Weile an, so daß immer mehr Leute zuzogen und in wenig Jahren dort eine Stadt von 1000 bis 1200 Feuerstätten um die Zechenhäuser her emporwuchs. Schon im Jahre 1519 war die Stadt so bedeutend, daß ihr vom Kaiser das Privilegium einer freien Bergstadt ertheilt werden konnte. Man nannte sie Joachimsthal, oder wie Mathesius gewöhnlich sagt: den Joachimsthal. (Ob man wirklich daran gedacht hat, neben den Bergstädten Marienberg und Annaberg, die an die Jungfrau Maria und deren Mutter Anna erinnern, auch eine Bergstadt zu haben, die den Namen des heiligen Joachim, des angeblichen Vaters der heiligen Jungfrau, trüge, will ich nicht entscheiden. Merkwürdig ist's aber, daß die drei bedeutenden Bergstädte gerade nach den Namen der heiligen Familie benannt sind. Auch ein unbedeutenderes Oertchen „Josephsdorf" hat man hinzugenannt, um die ganze Familie voll zu machen.)

Die Einwohner der neuen Stadt waren ein zusammengewürfeltes Volk, darunter auch eine ziemliche Anzahl Hussiten. Mit großer Freudigkeit schlossen sich die hussitischen Bergleute frühzeitig der Reformation an. War doch das Evangelium durch einen Bergmannssohn wieder auf den Leuchter gestellt worden, und dem Bergmannssohn hinwiederum war es eine Freude, daß gerade diese Bergleute sich an ihn wendeten, obwohl er nicht verkannte, daß gerade diese Stadt ein Ort sei, „da Rottengeister und Schleicher leicht nisten könnten, des mancherlei Volks halber."

Die Herren Grafen von Schlick (damals Graf Stephan und Hieronymus), denen der Grund und Boden gehörte, bis er später an die böhmische Krone kam, ließen sich's angelegen sein, in ihrem Gebiet die Reformation einzuführen und verkehrten deshalb auch mit Luther, der sie unter Anderem im Jahre 1532 brieflich zu treuem Ausharren ermahnte. Der katholische Nachbargeistliche wollte zwar den neuen Ort zu seinem Sprengel ziehen, aber für eine Summe Geldes ward es durchgesetzt, daß er davon absah und der Rath und die Knappschaft der freien Stadt das Besetzungsrecht der geistlichen und Schulstellen erhielten.*)

*) Daß in dieser Stadt des Silberbergbaues von dem Grafen Schlick auch die ersten zweilöthigen Silbermünzen geprägt wurden, die anfänglich Joachimsthaler, dann kurzweg „Thaler" genannt wurden, ist bekannt. Auch Mathesius sagt für Joachimsthal sehr oft nur: Der Thal. —

(Schluß folgt.)

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 41. Dresden, den 8. October 1865.

Am siebzehnten Sonntage nach Trinitatis.

(Weil der Pilger seinen Lesern gern den lieben seligen Mathesius, der ein rechter Volksmann gewesen, möglichst bekannt und werth machen möchte, erlaubt er sich heute eine Abweichung vom Sonntagstexte. Eine Hauptstärke des Joachimsthaler Pfarrers ist die einfältige Auslegung des lutherischen Katechismus gewesen. Davon ist freilich nur Weniges zum Druck gekommen; aber doch findet sich hie und da in einer Predigt ein beiläufiges Stück trefflicher Katechismusauslegung. Hier ist ein solches, entnommen aus der „Historia unsers lieben Heilandes Jesu Christi, Gottes und Marien Sohn", einem Predigtbuche, in welchem Mathesius, wohl als der Erste in der lutherischen Kirche, den Versuch gemacht hat, ein erbauliches „Leben Jesu" zu schreiben.)

Auslegung der Worte: Und ich glaube an Jesum Christum.

Heut gebet gut acht auf die ersten vier kleinen Wörtlein des zweiten Artikels. Erstlich stehet hier das Wörtlein: und. Das sollet ihr nicht vorüberlassen; denn es wird uns was Großes und Nöthiges lehren, nämlich, daß es nicht genug ist zum Christenthum, daß man von Gott dem Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, prediget, wie die Türken und Weisen (heidnische Philosophen) allein von dem einigen Gott reden, sondern ein christlich Herz muß neben dem Artikel von dem einigen Gott und Schöpfung und Erhaltung aller Creaturen auch diesen Artikel von Erlösung des menschlichen Geschlechtes, „und an Jesum Christum, unsern Erlöser, glauben." Denn wer nicht auch an Jesum Christum glaubet, auf dem bleibet der Zorn und Ungnade Gottes und der kommt in das Gerichte und muß ewig mit allen Teufeln und Gottlosen verdammt sein (Joh. 3). Ja, wer nicht auch Jesum Christum kennet und in seiner Lehre bleibet, der hat und kennet weder Vater noch Sohn; wer aber in der Lehre Christi bleibet und kennet den Sohn, der hat den Vater und den Sohn (2. Joh. 1).

Die Juden sprechen auch, Gott sei ihr Vater, (Joh. 8) und wollen den Sohn nicht haben. Höret aber, was Christus saget: Wäre Gott euer Vater, so liebetet ihr mich und hörtet meine Worte; weil ihr aber mich nicht liebet und höret mein Wort nicht, so ist nicht Gott, sondern der Teufel euer Vater.

Aus diesem Wörtlein lernet nun die Lehre, daß man keinen Gott habe oder kenne, wenn man Christum und Sein Wort verachtet. Abraham hat den rechten Gott; denn er siehet den Sohn und nimmt Sein Wort an (Joh. 8). Türken, Juden, Heiden und alle Gottlosen, wenn sie schon viel von Gott und den Werken der Schöpfung reden, so haben und treffen sie doch keinen

Gott an außerhalb des Sohnes! Darum sind alle ihre Gedanken, Dichten und Trachten und ihre ganze Religion eitel vergebens und lauter Nichts, ein bloßer Wahn, wie Simonides, der Heide, frei bekennet: „Je länger er Gott nachtrachte, je minder er Ihn finde." Denn Gott wohnet im dunkeln Licht, da Niemand kann hinkommen und ist in Seinem Wesen und Werken unausforschlich und unbegreiflich; allein Er läßet sich sehen, empfinden und ergreifen in Seines einigen Sohnes Wort und Geiste, wie Christus (Joh. 14) zu Philippo sagt: Wer mich siehet, der siehet den Vater. — Das sollet ihr aus diesem Wörtlein „und" lernen, welches Joh. am 17. stehet: Gott und Seinen Sohn erkennen ist das ewige Leben.

Wer nun euch eine andere Lehre bringet und will von Gott reden und predigen außerhalb des HErrn Christi und Seines Wortes, den hört und nehmet ihr nicht an und habt keine Gemeinschaft mit ihm, damit ihr euch seiner bösen Werke nicht theilhaftig machet.

Ich glaube. Diese zwei Worte sollet ihr aus dem ersten Artikel wiederholen; denn es sind zwei nöthige Worte, darin zwei große Lehren sind, und dadurch wir Christum und in Christo den Vater und alle Seine Treue und Güte ergreifen und uns appliciren oder zueignen. Denn wer da will des HErrn Christi und Seines Amtes theilhaftig werden und genießen und mit Gott handeln und das ewige Leben haben, der muß glauben. Ohne Glauben haben wir keinen Christum, keinen Gott, ohne Glauben helfen uns die Sacramente nichts, ohne Glauben bekommen wir den Heiligen Geist nicht, ohne Glauben können wir Gott nicht in Wahrheit anrufen, ohne Glauben gefällt Gott keine Liebe, Opfer oder gute Werke, Summa: ohne den Glauben ist es unmöglich Gott gefallen, denn wer zu Gott kommen will oder vor Gott treten, der muß glauben (Ebr. 11).

Das ist der ewige Rath Gottes: Er will uns durch Seinen Sohn Seinen Willen offenbaren und durch Sein Leiden und Sterben ewige Gerechtigkeit zurichten und dieselbige im Wort der Verheißung, welches ist die mündliche Predigt des Evangelii, als Seinen Scepter vorstellen und darreichen, und wir sollen mit gläubigem Herzen angreifen und Seine Güte und Schätze ergreifen. Daher sehen wir, wenn man uns nach dem Befehl Christi taufet, fordert man sonst nichts von uns, denn den Glauben und daß wir dem Teufel und seinem Gespenste widersagen (entsagen), wie auch Sct. Paulus (Apostelg. 16) vom Kerkermeister nichts Anderes fordert, denn: Glaube an Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig. Eben wie der HErr Christus bei der Taufe saget: Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig. Diese Lehre sollt ihr aus diesem Wörtlein behalten: ich glaube.

Hierbei sollt ihr auch lernen, was Glauben heißt und an wen wir glauben sollen. Glauben heißt Jesum Christum durch's Wort erkennen und von Herzen auf Ihn trauen. Bei dieser Einfalt wollen wir's jetzt um der Einfältigen willen bleiben lassen. Zum Glauben gehören zwei Stücke: Erkenntniß und Vertrauen, d. i. wer in Christum oder an den Sohn Gottes glauben oder Ihm und Seinem Wort glauben will, der muß Jesum Christum in Seinem offenbarten Wort erkennen, daß Er wahrer Gott und Mensch, unser HErr, Priester und Heiland ist. Denn dies Wort „erkennen" steht klar Jesaiä 53 und Johannis am 17. Es muß aber nicht allein eine bloße und abgeschälte Erkenntniß und Wissen sein, wie ich weiß und glaube, daß Cain und Abel Adams Kinder seien und daß der Eine bös und der Andere fromm ist. Solches Wissen und Erkennen kann auch ein Gottloser haben, wie die Teufel auch glauben (Jac. 2). Aber solche bloße Erkenntniß und historischer Glaube bringet nicht Friede, Freude und Leben.

Darum gehöret zum rechten und seligmachenden Glauben eine Erkenntniß und herzliche Zuversicht und ein gewiß und ungezweifelt Vertrauen, da man hofft und harrt in Geduld und stehet und gründet sich auf die Zusage Gottes, und da man den erkannten Christum für den höchsten Schatz und Trost hält. Diese zwei Stücke behalte mit Fleiß: Glauben heißt erkennen und vertrauen, welches unseres Verstandes und Herzens Werke sind. Denn was der Verstand oder Sinne vernimmet und das Gedächtniß gedenket und das Herz annimmt und sich drauf lehnet und verläßet und nimmt Freud und Leben drans, das nennet die Schrift glauben, erkennen, annehmen, vertrauen, hoffen, Zuversicht haben.

Zu den Römern am 4. braucht Sct. Paulus viel schöner Worte, da er Abrahams starken Glauben beschreibet. Solcher Glaube aber kommt in unsre Sinne und Herz durchs Wort (Röm. 10) und Heiligen Geist, und siehet stracks Jesum Christum an und hält und flicht sich in's Wort der Verheißung. Denn das giebt die Vernunft: daß, wer glauben, erkennen oder vertrauen will, der muß etwas haben, das er erkennet und darauf er sich verläßet. Dies Stück ist nun, wie dieser Artikel meldet, Jesus Christus und Sein heiliges Wort. Denn der Vater sendet uns aus Seinem Schooß und Herzen Seinen einigen Sohn, der erarnet (erwirbt) uns mit Seiner Geburt, Blut, Tod und Auferstehung, Vergebung der Sünden und eine neue Gerechtigkeit und ewiges Leben. Solche Schätze faßt Er aus dem wunderbaren Rath Gottes in Sein Wort und Sacrament. Wenn wir nun das Wort erkennen und annehmen und setzen und verlassen unser Herz darauf, so ergreifen wir im Wort durch den Glauben Vater, Sohn und Heiligen Geist, und werden theilhaftig der Barmherzigkeit Gottes und des Gehorsams und der Gerechtigkeit Seines Sohnes, und haben schon in der Hoffnung in uns das ewige Leben, ohne daß (nur daß) es noch nicht erscheint, was wir seien, bis wir von den Todten auferstehen und die verhoffte und vollkommene

Gerechtigkeit gänzlich bekommen (Gal. 5). Denn also spricht Christus Joh. 17: Vater, ich bitte für alle die, so durch der Apostel Wort an mich glauben. Hier stehets: glauben soll man und an den Namen und das Wort glauben, wie der Königische zu Capernaum (Joh. 4), also ergreift und glaubet man an Jesum Christum.

Hier merket mit Fleiß, daß der Sohn Gottes mit allen Seinen Schätzen in und bei dem Wort ist, und daß wir Christum haben, wenn wir das Wort haben. Darum führet auch der Heilige Geist das Oelblättlein, das heilige Evangelium, in Seinem Munde, und was Er durch Propheten und Apostel hat aufschreiben lassen, fasset Er hier auf ein Bündlein in wenig Worten zusammen, auf daß unser Glaube ein gewisses Wort habe, daran er sich halte, wie sich ein Kind mit seinem Fingerlein an seines starken Vaters Hand hält. Ist nun das Wort recht, fest und gewiß, so ist auch der Glaube gerecht und ungefärbet; wenn aber unser Herz etwas Nichtiges und Ungewisses fasset, so ist auch der Glaube falsch und gefärbet.

Wer nun will einen lebendigen, seligmachenden Glauben haben, der glaube, erkenne und vertraue auf Jesum Christum und halte und bewahre Sein Wort, so ist er ein recht Christgläubiger und ein Kind und Erbe Gottes, darum, daß er geglaubet hat an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes (Joh. 3). Das will uns dieser Artikel lehren, da wir sprechen: Ich glaube an Jesum oder in Jesum, oder glaube Jesu Christo und Seinem Wort, welches Alles einerlei Reden sind.

Hie sollt ihr noch Eines merken: Solcher Glaube ist nindert (nirgends anders), denn in einem zerschlagenen Geiste und zerbrochenen Herzen, dem seine Sünden leid sind und in einem guten Gewissen wandelt. Sichere, rohe und unbußfertige Leute, die das Wort, Predigt, Schrift und Sacrament verachten und die von einer Sünde in die andere fallen, und bleiben in bösem Gewissen, in Haß, Neid und Widerwillen gegen ihren Nächsten, die haben keinen Glauben, und da sie den Glauben und Heiligen Geist gehabt hätten, betrüben und verlieren sie Beides, so sie wider ihr Gewissen sündigen.

Zum Beschluß vergesset auch heut des vierten Wörtleins nicht: ich. Denn mit diesem Wörtlein will uns der Heilige Geist lehren: ob Einer wohl für den Andern beten und sorgen kann, so kann doch Keiner für den Andern glauben und selig werden. Wer nun will durch den Glauben selig werden, der muß seinen selbsteignen Glauben haben, und muß selber lernen und Christum erkennen und auf Ihn trauen und Ihn anrufen. Wenn schon vieltausend glauben und ich glaube nicht, so hilft mich fremder Glaube nicht. Denn ein Jeder stehet und fällt seinem Herrn, und: ein Jeder für sich selbst, sagt man, Gott für uns Alle. Und Habakuk am 2.: Der Gerechte lebet seines Glaubens.

Darum wie das heutige Evangelium (vom 1. Adv.) saget: Dein König kommt zu dir, so muß ein Jeder seinen eigenen Glauben haben und sprechen können: Ich glaube, in meinem Herzen bin ich gewiß, daß Christus meine Gerechtigkeit und Erlösung ist, und daß ich um Seines Leidens willen einen gnädigen Vater im Himmel habe.

So habt ihr heut aus diesen vier kleinen Wörtlein vier große Lehren zu merken. Zum Ersten: Wer nicht auch an den Sohn Gottes glaubet, der hat keinen Gott. Zum Andern: Wer mit Gott und Seinem Sohne handeln will, der muß glauben, das ist, Christum erkennen und auf Ihn vertrauen. Zum Dritten: Daß ein rechter Glaube sich ins Wort flicht und allda ergreift Christum mit allen Seinen Schätzen. Zum Letzten: Daß ein Jeder seinen eigenen und ungefälschten Glauben haben muß in einem bußfertigen Herzen und gutem Gewissen.

Hiermit danken wir Gott für Seine Gnad, und bitten, Er wolle diese Lehr in unserm Herzen mit Seinem Geiste versiegeln. Amen.

Der alttestamentliche Gottesdienst.

9. Der Triumphbogen des Titus.

Ehe wir vom Schaubrodtisch zur Betrachtung der noch übrigen gottesdienstlichen Geräthschaften der Stiftshütte fortschreiten, wenden wir heute unsere Aufmerksamkeit einem alten römischen Denkmale zu, das, wenn man vom alttestamentlichen Gottesdienste redet, kaum unerwähnt bleiben darf.

Unter den Ueberresten der bildenden Kunst, die aus grauem heidnischen Alterthume heute noch aufbehalten sind, befinden sich etliche, die für die Geschichte des heiligen Volkes von nicht geringem Werthe sind und Bestätigung dessen gewähren, was die heilige Schrift erzählt. So hat man in Egypten ein uraltes Wandgemälde mit recht wohl erhaltenen Farben vorgefunden, auf welchem dargestellt ist, wie im alten Egypten die Bauziegel verfertigt wurden. Noch heute sind auf dem Bilde die arbeitenden von den Aufsicht führenden Personen zu unterscheiden, und zwar nicht bloß durch ihre Verrichtung, sondern auch durch den Schnitt ihres Gesichtes, durch ihre Bärte und durch ihre Hautfarbe, die von der der egyptischen Aufseher merklich absticht. Sollte man nicht hierin eine Abbildung der Plagen vor sich haben, mit denen der Pharao zu Mosis Zeiten das junge Volk Israel bedrückte?

Oder auf einem alten Bildwerke, das man in dem ehemaligen Assyrien aufgefunden hat, siehet man dar-

geſtellt, wie eine Reihe von Gefangenen mit gebundenen Händen und an einen Strick, der von Hals zu Hals geht, angereiht, transportirt werden, und auch hier unterſcheiden ſich die Geſichtszüge der Gefangenen weſentlich von denen der Gebieter. Sollte uns hiermit vielleicht eine Abbildung von der aſſyriſchen Gefangenſchaft aufbehalten ſein, in die ein Theil des Volkes Iſrael im Jahre 722 vor Chr. von Salmanaſſar geführt ward?

einem ſiegreich vollendeten Feldzuge einen ſogenannten Triumph zu halten, d. h. einen feſtlichen Einzug in die Hauptſtadt Rom zu veranſtalten, bei welchem nicht allein der ſieggekrönte Feldherr, ſondern auch die gefangenen Fürſten und Großen und die den unterjochten Völkern abgenommene koſtbarere Beute aufgeführt wurden. Bei dem Aufzuge fuhr der triumphirende Feldherr, angethan mit dem Friedenskleide, aber mit einem koſtbar geſtickten,

Das Relief am Triumphbogen des Titus in Rom.
(Nach einer Photographie.)

Aehnlich ſteht es mit einem alten Denkmal, durch welches uns das gottesdienſtliche Geräth des alten Bundes veranſchaulicht wird, nur daß dies Denkmal nicht nur muthmaßlich, ſondern ganz unzweifelhaft mit der Geſchichte des jüdiſchen Volkes im Zuſammenhange ſteht. Es iſt dies das auf unſerer heutigen Abbildung nach einer Photographie wiedergegebene Steinbildwerk auf dem Triumphbogen des Titus in Rom.

Die alten Römer hatten nämlich die Sitte, nach

auf einem Wagen einher, der mit weißen Roſſen beſpannt war. Auf dem Haupte trug er einen Lorbeerkranz, und in der Hand ein elfenbeinernes Scepter. Die Senatoren der Stadt, die zuvor darüber hatten entſcheiden müſſen, ob er überhaupt einen ſolchen Triumph halten dürfe oder nicht, holten ihn im feierlichen Zuge ein und begleiteten ihn auf die Burg der Stadt, das Capitolium. Die gleichfalls bekränzten Soldaten ſangen dabei allerlei Triumphgeſänge, oft auch ſonſtige luſtige Soldatenlieder.

Auch die heilige Schrift hat auf diese heidnische Sitte Bezug genommen; ihr ist Christus der rechte triumphirende Feldherr (Col. 2, 15), und auch die heilige Sprache unseres Liederschatzes kennt das Wort Triumph! in den Ostergesängen gar wohl.

Weil nun aber solch ein Triumph für das ganze Volk ein wichtiges geschichtliches Ereigniß war, so wurde zur Erinnerung an die Triumphzüge namentlich in der Zeit der römischen Kaiser (nach Christo) oftmals nachträglich ein sogenannter Triumphbogen gesetzt, d. i. ein großes stattliches Bogenthor, meist mit Nebenthoren versehen, ähnlich wie man noch heute einziehenden Fürsten Ehrenpforten aus Holz oder Laubwerk errichtet. Jene Triumphbogen waren aber freilich aus Stein, und mit Inschriften und Bildwerken geschmückt, durch welche die That des triumphirenden Feldherrn verewigt werden sollte.

Ein für das römische Volk denkwürdiger Triumphzug war es nun auch, als der Feldherr Titus von der Zerstörung der Stadt Jerusalem und der Unterjochung des so hartnäckigen jüdischen Volkes heimkehrte. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß ließ ein späterer Kaiser, vermuthlich der grausame Nachfolger des menschenfreundlichen Titus, Domitianus, einen Triumphbogen setzen, der einer der ältesten ist, die noch vorhanden sind, und gewöhnlich der „Titusbogen" genannt wird. Auch dieser Bogen ward mit halberhabenen Steinbildwerken (Reliefs) geziert und eines der interessantesten ist nun das heute abgebildete. Da sehen wir einen Aufzug von lorbeerbekränzten Römern, die zu einem Siegesthor einziehen und auf ihren Schultern zwei der heiligen Geräthschaften tragen, die dem Tempel zu Jerusalem angehört hatten. Das vordere, weniger gut erhaltene, ist der Schaubrodtisch, das zweite, nicht so verwittert, der siebenarmige Leuchter, von dem wir im nächsten Artikel zu reden haben. Eine ziemlich genaue Abbildung der beiden Geräthe haben wir auf dem Bildwerke wohl nicht vor uns, aber ihre Grundformen sind dabei ohne Zweifel festgehalten, so daß wir auf dem Titusbogen heute noch annähernd erkennen können, wie der Tisch und der Leuchter des von Titus zerstörten Tempels gestaltet waren. Am Tische*) kann man heute noch Spuren der neulich beschriebenen Leiste wahrnehmen, welche die Füße verband. An sie sind die beiden heiligen Trompeten angelehnt, die Jedem in's Auge fallen. Am siebenarmigen Leuchter wird uns besonders die Vertheilung der sieben Leuchterarme zur Anschauung gebracht. Freilich waren die beiden hier abgebildeten Geräthe nicht die in der Stiftshütte befindlichen, sondern sie waren aus dem (herodianischen) Tempel erbeutet. Aber es ist kaum zu glauben, daß die späteren Geräthe in anderer Form hergestellt worden sind als die früheren. Und daran, daß man auf dem Titusbogen den Tisch und den Leuchter nach einem wirklich vorhandenen Vorbilde und nicht nach der Phantasie abbildete, ist nicht zu zweifeln. Denn es waren, wie der jüdische Geschichtsschreiber Josephus berichtet, diese Geräthschaften nebst andern im Tempel der Friedensgöttin Pax aufgestellt worden. Da konnte der Bildhauer sie anschauen, um nach ihnen zu arbeiten. Auch als nach einiger Zeit unter dem Kaiser Commodus dieser Tempel in Asche gelegt ward, gingen die Geräthe nicht zu Grunde, bis sie später bei der Zerstörung Roms durch die Vandalen (im 5. Jahrh.) nach Afrika geschleppt wurden. Ihr weiteres Schicksal ist sagenhaft.

*) Es ist nicht die Bundeslade, wie man gemeint hat; denn diese war zu Titus Zeiten längst nicht mehr vorhanden.

Wie Einer vom Unglauben ein wenig curirt wird.

Es hatten etwa sieben Jahre lang die Humanisten (ähnlich den Lichtfreunden und Ungläubigen) in Wisconsin ihr Unwesen getrieben, als ich als Pfarrer dorthin kam. Eines Sonntags sollte ich in einer entfernten Niederlassung Nachmittags Gottesdienst halten, und ein Farmer von dort holte mich ab. Er aß mit mir zu Mittag, und ich unterhielt mich während der Mahlzeit mit ihm. Plötzlich wandte er sich zu mir und sagte mit Schamröthe im Angesicht: „Herr Pfarrer, Sie reden zu mir, daß ich merke, Sie halten mich für einen Christen. Ich muß Ihnen sagen, ich möchte es wohl sein, aber ich bin's nicht. Ich will Ihnen gerade sagen, wie es um mich steht. Ich bin in Deutschland unterrichtet und confirmirt und an das Kirchengehen gewöhnt worden, wie es damals so Sitte war. Dabei haben wir aber gelebt, wie wir Lust hatten, und den Sonntag uns immer zu einem lustigen Tage gemacht. Hat uns Niemand gesagt, daß das Unrecht sei, und unser Herr Pfarrer ist auch, wenn er mit seinen Amtsverrichtungen fertig war, da- und dorthin gefahren, wo er sein Spielchen machen und seinen Wein trinken konnte, und wo seine Töchter ihren Tanz haben konnten. Doch geglaubt habe ich Alles: wir wußten es ja nicht anders. So kam ich nach Amerika, und so setzte ich's fort und meinte immer, ein guter Christ zu sein; habe auch rechtschaffen geholfen, daß wir bald eine Kirche bauten und Gottesdienst hatten, und bin meist ein Vorsteher bei unserer Gemeine gewesen. Gut aber bin ich und ein ehrlicher Mann auch; es kann mir Niemand eine Lumperei nachsagen, nur daß ich, wenn ich unter guten Freunden bin, zuweilen mehr trinke, als mir gut ist. Aber ein Säufer bin ich nicht, und zum Schwein habe ich mich nie gemacht. Da kamen die Humanisten nach Milwaukee und verbreiteten von dort ihre Zeitung, und die Redner kamen auch in den Busch zu uns heraus. Da wurden Zusammenkünfte veranstaltet, meist unter freiem Himmel, Tische aufgeschlagen und Bierfässer angefahren. Dann wurde ein Vorsitzer gewählt und ein Bruder Redner. Einmal erwählten sie den reichen Juden S. zum Vorsitzer, der mochte es aber doch nicht annehmen. Wenn wir dann eine gute Zeit lustig getrunken hatten,

trat der Bruder Redner auf und bewies uns haarklein, daß die Bibel ein Pfaffenbuch ist, d. h. von den Pfaffen gemacht, und Alles Lug und Trug was darin stehe; die Moral etwa ausgenommen, und die verstehe man jetzt viel besser; und goldene Zeit würde auf Erden, wenn alle Menschen klug würden und von allem dem alten Aberglauben sich lossagten. Das war uns etwas Neues, wir hörten's aber gern; Bier und Whisky spukten auch schon im Kopfe, und da riefen wir zwischenein dem Redner Hurrah zu und tranken mit ihm. Nach und nach gefiel's uns immer besser, und die meisten von uns gingen nicht mehr in die Kirche, aber auf die Zusammenkünfte freuten wir uns lange zuvor. Sie können mir's glauben, es hat mich die Geschichte ein schmähliches Geld gekostet, denn nach der Rede wurde immer für den Bruder Redner collectirt, und da wollte sich Keiner lumpen lassen, und unsere Freude hatten wir daran, da zahlten wir gern. Das ging geraume Zeit fort, und der Bruder Redner ging immer weiter, je mehr er merkte, daß wir ihm Beifall gaben. Endlich ist wieder eine Versammlung, und der Redner Sch. beweist uns haarscharf: „Es ist kein Gott, keine Ewigkeit! kein Gericht! keine Hölle!" Herr Pfarrer, wie das uns wohlgethan hat. Hurrah! Hurrah! klingt's einmal um das andere, und dabei wurden die Gläser geleert, daß die meisten Köpfe voll und toll waren, als der Redner schloß. So eine reichliche Collecte wie diesmal hatte er noch nicht gehabt, ich selbst gab Alles, was ich bei mir hatte; wir waren gar zu froh, daß das Gericht abgeschafft war. Als die halbweg Nüchternen aufbrachen, nach Hause zu gehen, sagte der Redner zu mir: Br. J., ich gehe mit dir! — Bist willkommen! war die Antwort. Die Redner hatten meist bei mir logirt, denn sie konnten es nirgends besser haben, als bei mir.

Ich gehe also mit dem Redner. Etwa eine halbe Meile sind wir gegangen, da sage ich zu ihm: Hier ist ein Fußsteig, da ersparen wir uns gut eine Meile Wegs, aber es geht über viele Fenzen (Verzäunungen) — kannst du Fenzen steigen? Ich kann! antwortet er. So schlage ich den Fußsteig ein und gehe voran. Bei der ersten Fenze bleibe ich stehen, zu sehen, ob er darüber kommt. Er kann's ganz gut: so gehe ich fort und sehe bei den andern Fenzen mich nicht mehr nach ihm um. Wir kommen an die letzte Fenz, dicht an meinem Wohnhause; ich steige über und gehe weiter. Plötzlich höre ich den Redner schreien: „Ach, mein Gott, mein Gott; ach Herr Jesu, erbarme dich meiner!" Ich wende mich erschrocken um; der Redner liegt an der Fenz. Ich gehe zu ihm: Was ist dir, warum jammerst du? — Ich habe das Bein gebrochen beim Uebersteigen; ach, mein Gott, erbarme dich mein! ist die Antwort. Alles Beruhigen und Zusprechen, selbst die gewonnene Ueberzeugung, daß das Bein nicht gebrochen, sondern nur verstaucht ist, hilft nichts. Wir kommen mit Mühe nach Hause. Er fährt in seinem Jammergeschrei fort: Mein Gott, mein Gott! Herr Jesu, erbarme dich meiner! bis er vor Ermüdung einschläft. Herr Pfarrer, ich habe nicht geschlafen; was während der Nacht in mir vorgegangen, kann ich Ihnen nicht beschreiben. Verdroß mich gleich, daß der Maulmacher so jämmerlich schrie. Herr Pfarrer, wenn mein vierzehnjähriger Bub' so geschrieen hätte, ich hätte ihn auf's Maul geschlagen; ich meine halt, das ist kein Mann, der ein wenig Schmerz nicht verbeißen kann. Und das hat mich verdrossen, aber was mir so zu Herzen ging, war das, daß der Kerl immer schrie: Mein Gott und Herr Jesus, erbarme dich meiner! Ei, dachte ich, der hat uns haarklein bewiesen, es ist kein Gott, und jetzt, da ihm angst ist, ruft er unaufhörlich den lieben Gott an und sogar den Herrn Jesum, wie stimmt das zusammen? Das ist ein Maulmacher, ein Schuft! Und nun ging's immer weiter in meinen Gedanken, und ich schämte mich vor Gott und Menschen, daß ich mit der Sache mich eingelassen hatte; und am Morgen war's mir sonnenklar: Man kann den lieben Gott nicht entbehren; und wie meine Alte das Frühstück brachte, sagte ich ganz herzhaft und schämte mich doch: „Mutter, bring' das Gebetbuch her, wir wollen den Morgensegen wieder lesen, wie früher." Sie sah mich verwundert an, aber weil ich's ihr so ernsthaft wiederholte, daß sie sagte: „Vater, du machst ja ein Gesicht wie ein Pfarrer; du bist doch nicht krank?" holte sie das Buch, und ich las den Morgensegen, so gut es eben ging, denn ich habe dabei geweint, wie ein Kind. Und mit dem Frühstück ging es eben auch nicht, bis ich meiner Alten Alles erzählt hatte, was ich diese Nacht gedacht. Der Kerl, der Redner, war mir unausstehlich, und ich mußte mich recht zusammennehmen, höflich gegen ihn zu sein, so lange er der Pflege bedurfte. Er merkte es wohl, daß das Wetter sich geändert hatte, und sobald er wieder gehen konnte, brach er auf. Ich begleitete ihn bis an das Hofthor. Als er da mir die Hand reichte zum Abschied, sagte ich ihm aber: Nichts da, Du Schuft, Du Lump! Uns willst Du weiß machen, es ist kein Gott, und wenn Dir angst ist, rufst Du Gott an; mit Dir will ich keine Gemeinschaft mehr haben. Dort geht der Weg, betrittst Du noch einmal meinen Hof, so hetze ich Dich mit dem Hunde hinaus. Deine ganze Sache ist Humbug (Schwindelei) und Geldschneiderei; mich führt ihr nicht am Narrenseil! Damit warf ich das Thor zu und ließ ihn gehen. Von da ging ich wieder zur Kirche; und an Gott glaube ich, und das lasse ich mir nicht nehmen. Aber die Leute haben einem doch so viel in den Kopf gesetzt, daß ich nicht Alles glauben kann, was in der Bibel steht. — Herr Pfarrer, ich möchte es glauben können. Sehen Sie, so steht es jetzt mit mir."

Da hatte ich Stoff genug zu einer Predigt über das Evangelium, „welches eine Kraft Gottes ist, selig zu machen, die daran glauben." — (Lutherischer Herold.)

Eine erste Missionsfeier.

Montag der 4. September d. J. war für die Gemeinde Rödlitz bei Lichtenstein ein hoch erfreulicher Festtag. Nachdem treue Seelsorger in dieser Gemeinde seit einer langen Reihe von Jahren die Liebe zur Mission geweckt und gepflegt hatten, wurde an dem genannten Tage das erste Missionsfest gefeiert. Schon vor Beginn des Festes war die freundliche, mit Blumen reich geschmückte Kirche von freudig bewegten Festgenossen, die aus nah und fern zahlreich herbeigekommen waren, dicht gefüllt. Früh neun Uhr wurde der Festgottesdienst mit „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" eröffnet. Nach der darauf folgenden Altarliturgie nebst Verlesung des Evangeliums Matth. 28, 18—20 und dem Gesang einiger Verse hielt Herr Pastor Mag. Eckardt von Callnberg in seiner mächtig ergreifenden, kraft- und geistvollen Weise die Festpredigt über Ev. Luc. 5, 5, in welcher er der Gemeinde das Wort Petri: „Auf Dein Wort will ich das Netz auswerfen" als ihr Gelübde an ihrem ersten Missionsfeste an's Herz legte. Solches Gelübde, fuhr der Festprediger weiter fort, wird dich, liebe Gemeinde, vor einem Dreifachen bewahren, nämlich 1. davor, daß du meinest, der Missionsdienst sei ein Werk, das in eines Jeden Belieben gestellt sei; 2. davor, daß du entmuthiget werdest durch den Kampf, den jegliches Missionswerk eingeht und endlich 3. davor, daß du dir die Ehre gebest bei etwaigen Missionserfolgen. Nach der Predigt gab Herr Pastor Anacker aus Hohenstein einen klaren und lichtvollen Ueberblick über die geschichtliche Entwickelung der evang.-lutherischen Mission in Indien; es diente recht zur Stärkung des Glaubens, den Gnadenschritten des HErrn auf dem Felde unserer Tamulenmission zu folgen und zu sehen, welche Wunderwerke der Herr aus kleinen, unscheinbaren Anfängen hervorgebracht. Das machte dem thörichten Gerede der Welt von der Nutz- und Fruchtlosigkeit der Mission gegenüber die Herzen recht freudig und voll getrosten Muthes. Hierauf wurden zwei Verse des köstlichen Liedes von Nicolai: „Wachet auf! ruft uns die Stimme" in gehobener Feststimmung gesungen, Pastor Vonde sprach das Altargebet, zu welchem die Gemeinde mit dem Gloria und Hallelujah des dritten Verses ein kräftiges Amen sang. Auch des Nachmittags in der Besprechung, die wieder in der Kirche gehalten wurde, gab es viel Gutes und Heilsames zu hören; besonders ergreifend war die von Herrn Pastor Anacker mitgetheilte Erzählung vom „stillen Jüdel," womit er die Besprechung über Judenmission einleitete; zugleich wurde mitgetheilt, daß sich noch am Vorabende des Festes in Rödlitz ein Missionsverein constituirt habe; die Gemeinde wurde zum treuen Ausharren in dem angefangenen guten Werke eindringlich ermahnt. Herr Pastor Eckardt sprach ein kräftiges und höchst salbungsvolles Schlußgebet. Die beiden für die Heiden- und Judenmission gesammelten Collecten ergaben einen recht erfreulichen Betrag. Dem HErrn allein die Ehre! Psalm 103, 1 und 2.

Das Leben des seligen Johann Mathesius.

(Fortsetzung.)

In diese politisch und kirchlich noch ganz junge Gemeinde (Joachimsthal) ward nun unser Mathesius als Schulrector berufen, oder wie man's damals nannte, als Schulmeister. Im Jahre 1532, Freitag vor Lätare trat er sein Amt an. Da galt's für ihn, ganz aus dem Frischen zu arbeiten und ein Neues zu pflügen, immerhin eine schwere und hochverantwortliche, aber doch auch zumeist eine recht belohnende, selige Arbeit. In welchem Geiste er diese Arbeit gethan, kann man am besten aus seinen eigenen Worten abnehmen. Er pflegte zu sagen: „Unsere Schulen heißen christliche Schulen, darin man nicht allein gute Künste, Zucht und Sprachen lehren und lernen soll, welches bei den Heiden auch geschehen ist, sondern weil ihr getaufte Kinderlein seid und das wenigste Theil beim Studieren bleiben kann, sind mir auch eure Seelen befohlen, die Christus mit seinem theuern Blute erarnet (mit Mühe und Arbeit erworben), dafür ich Rechenschaft geben muß, wie ihr mit der lautern, unverfälschten Milch gespeiset und in der reinen Kinderlehr unterweiset seid." Daher ließ er sich nichts angelegener sein, als den lutherischen Katechismus in der Schule einzuführen und mit den Kindern zu behandeln, stieß sich auch nicht an das Naserümpfen Etlicher, die ihn wegen dieser Thätigkeit verhöhnten. Doch vernachlässigte er um deswillen die gelehrte Ausbildung seiner Schüler keineswegs. Er leistete auch sehr Tüchtiges im Sprachunterricht und brachte z. B. seine Schüler soweit, daß sie zur Uebung griechische und lateinische Schauspiele aufführen konnten. Seine Schulzucht war eine strenge und unparteiische. Er gab den Kindern nicht den Vorzug, deren Eltern ihm den Beutel spicken konnten. Von der Liebe, mit der seine Schule an ihm hing, erzählt er selbst einmal Folgendes: „Als ich allhier (in Joachimsthal) Schulmeister war, verreiste ich gen Wittenberg, wie ich aber nach vier Tagen wieder anheim kam, wurde ich von meinen Schülern als ein frommer und herzlicher Vater empfangen. Acht und zehn Hände faßte ich auf einmal in meine Hand, die sie mir häufig boten. Ach, ich mußte vor Freuden flößäugeln (weinen) und meine Thränen die Wangen herab aus den Augen fallen lassen. Da lehret sich's wohl und lustig." —

Schon hieraus haben die lieben Leser beiläufig gemerkt, daß es ihn noch immer nach dem lieben Wittenberg zog. Aber der Zug wurde je länger je kräftiger. Zuletzt konnte er dem Drange, noch einmal zu den Füßen der Reformatoren zu sitzen, nicht mehr widerstehen. Er legte nach achtjähriger Schulmeisterei sein Amt in Joachimsthal nieder und ging auf zwei Jahre nach

Wittenberg, 1540, da er 36 Jahre alt war. Justus Jonas empfahl ihn angelegentlich an Luther, und so glückte es ihm, nicht bloß zu den Füßen des großen Mannes, sondern gar an seinem Tische sitzen zu dürfen und täglich an seinen Lippen zu hängen. Da hat er reichlich sammeln können, was er später seinen Joachimsthalern, ja dem ganzen deutschen Volke von Luther erzählt hat; da hat er den großen Mann auch im kleinen Leben seines Hausstandes beobachten und dadurch das Bild desselben durch manchen schönen einzelnen Zug, der ihm nicht entgangen, vervollständigen können. Aber auch Luther liebte unsern Mathesius vor Andern. Sie waren, wenigstens in einigen Stücken, gleichgeartete Naturen, wie es denn noch heute Jedem, der die Schriften des Joachimsthaler Pfarrers liest, auffallen muß, daß kein Theolog jener Zeit in Einfalt und Volksthümlichkeit der Sprache so nahe an unsern Luther gekommen ist als er.

Für's heilige Predigtamt, in das ihn der HErr bald berufen wollte, war Luther ihm ein trefflicher Wegweiser. Er gab ihm nicht nur die vielfach wiederholte Regel mit: „Wenn ihr seht, daß die Leute mit großem Ernst und Lust zuhören, so beschließt; zum nächsten kommen sie dann desto lieber"; sondern er half ihm auch durch die That und stand ihm auch in einer Stunde bei, wo vielleicht nicht wenig gefehlt hätte, so hätte er das Predigen ganz aufgegeben. Wie Mancher ist schon bei dem Vorsatz geblieben, die Kanzel nie wieder zu betreten, weil ihm einmal eine Predigt nicht hat gelingen wollen. So ging's auch eines Tages unserm Mathesius. Er sollte zu Wittenberg in Luthers Gegenwart eine Predigt halten, aber er blieb stecken und mußte von der Kanzel herunter gehen. Luther aber trieb ihn wieder auf die Kanzel hinauf. Er mußte noch einmal, und noch einmal von der Kanzel herunter; aber eben so oft stand Luther da und schickte den armen Verzagten wieder hinauf auf die Kanzel. Und siehe, zuletzt ermannte sich Mathesius doch und hielt eine „herrliche, stattliche" Predigt.

Auch für das Sangesleben, das hernachmals in Joachimsthal so lieblich blühte, ward damals in Luthers Hause der Grund gelegt. Mathesius hatte eine schöne Stimme, und wenn nun nach Tisch, oder auch schon über Tisch der Doctor Martinus zur Laute griff, mußte Mathesius wacker mitsingen. Selbst für seinen späteren Hausstand scheint er sich Luthern zum Vorbild genommen zu haben.

Während aber Mathesius in Wittenberg weilte, hatten die Joachimsthaler ihren treuen Schulmeister nicht vergessen. Im Jahre 1541 ward das dortige Diaconat erledigt, Mathesius ward vorgeschlagen, gewählt und durch sieben Abgeordnete der Stadt mit Ehren von Wittenberg abgeholt. Bald nachher legte der damalige Pfarrer der Stadt, M. Sebastian Steude, sein Amt nieder und es ward dasselbe am Katharinentage des Jahres 1545 unserm Diaconus angetragen.

Seine Aufgabe war keine leichte. Abgesehen davon, daß die Gemeinde sehr viel hergelaufenes Volk und Gesindel zählte, hatten es auch seine Vorgänger nicht verstanden, einigermaßen kirchliche Ordnung zu schaffen. Dazu trieb sich in der Gemeinde einer der früheren Pastoren, M. Joh. Aegranus Sylvius herum, der das Amt wegen allerlei Streitigkeiten aufgegeben hatte, und machte ihm viel zu schaffen. Er war einer von denen, die da sind „seuchtig in Fragen und Wortkriegen," er lehrte die Leute, man solle doch nicht zu viel aus dem HErrn Christo machen, und war überhaupt ein rechter Streithammel. Und das sind gefährliche Leute, zumal in einer jungen und so gemischten Gemeinde. Aber Mathesius hat ihm in aller Sanftmuth zu widerstehen gewußt, und der Mann selber ist zuletzt elendiglich zu Grunde gegangen.

Endlich war auch die Gemeinde keine ganz kleine, da die Einwohnerzahl Joachimsthals damals weit bedeutender war als jetzt. Die Zahl der zu taufenden Kinder belief sich jährlich auf nahe an 400, was auf eine Seelenzahl von 8—9000 schließen läßt.*) Und der Kreis, in welchem Mathesius thätig sein sollte, erstreckte sich noch über die Grenzen der Gemeinde hinaus; denn es ward ihm auch die Inspection, also eine Art von Superintendentur über die Kirchen und Pfarren von Platten und Gottesgabe aufgetragen.

Wie nun aber Mathesius dies Amt verwaltet, davon müssen wir etwas ausführlicher handeln, und ich hoffe, es wird den Lesern eine Freude sein, den treuen Mann auf den Wegen seines Amtes zu begleiten.

Vor allem sei erwähnt, daß er in diesem seinen Amte treulich ausgehalten hat bis an's Ende. Er hielt nichts von dem häufigen Wechseln des Amts und pflegte davon zu sagen: „Wenn der Teufel Einen einmal hebt, so bringt er ihn in's Walzen. Gleichwie das göttliche Wort einem frommen Manne sein liebes Ehegemahl vertrauet, die er um des HErrn und seiner Seligkeit willen treulich meinen, in Lieb und Leid nimmermehr verlassen, seine Augen und Herz nicht verwenden muß, will er anders nicht zu einem untreuen und meineidigen Ehebrecher werden, also befiehlt Gott durch ordentliche und aufrichtige Vocation (Berufung) einem jeglichen Pfarrer seine liebe Spons (Braut) und Kirche und vertraut sie ihm, daß er sie sein Leben lang als sein eigen Herz und Gemahl lieben soll, und sich weder Gefahr noch Undank abschrecken lasse, will er anders nicht vor Christi Gerichtsstuhl als ein geistlicher Ehebrecher angeklagt werden." Doch ist Mathesius, soviel uns bekannt ist, auch nur ein einziges Mal aufgefordert worden, sein Amt zu verlassen, da die Universität Leipzig durch Philipp Melanchthon seine Dienste begehrte. Die Urkunde seiner Vocation pflegte er, gleich als einen Trauring, gern bei sich zu tragen.

---

*) Jetzt wird die Stadt etwa 5000 Einwohner haben.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 42. Dresden, den 15. October 1865.

Am achtzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 22, 34—46.

***) Sage mir die Summa oder Inhalt dieses Evangelii.**

Christus lehret, daß dies das größte Gebot sei, daß man Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, den Nächsten aber als sich selbst liebe; zeiget darnach ferner an, daß Christus der größte Trost sei, damit wir die Schärfe des Gesetzes stumpf machen und uns Seines Sieges trösten.

Was soll ich aus diesem Evangelio lernen?

Daß Christus ein Stein des Anstoßes, ein Fels der Aergerniß und ein Zeichen sei, dem widersprochen werde, wie sich die Pharisäer und Sadducäer an Ihm reiben. Deß haben sich rechte Christen auch gewiß zu versehen.

Wir sollen nicht aus den trüben Cisternen menschlicher Vernunft, sondern aus dem reinen Brunnen Israels auch unsern Feinden sanftmüthige Antwort geben, wie Christus hier Seinem Versucher thut.

Ferner lernen wir, daß das Gesetz geistlich sei und sich mit einem äußerlichen Gehorsam keineswegs abweisen lasse, sondern von uns einen innerlichen vollkommnen Gehorsam erfordere. Weil wir aber unter die Sünde verkauft sind, ist's uns unmöglich, solchen zu leisten. Deswegen das Gesetz uns nicht allein nicht selig macht, sondern auch Zorn wirket, uns in Erkenntniß der Sünden führt, die Sünde mächtiger machet, die schlafende Sünde aufwecket, die Kraft der Sünden ist und die Verdammniß prediget.

Christus aber ist des Gesetzes Ende. Wer an Den glaubet, der ist gerecht. Der hat dem Gesetz vollkommen Gehorsam geleistet, Gott und den Nächsten vollkömmlich geliebet, damit für unsern Ungehorsam gebüßt und bezahlet, auch den Fluch, den wir erwirket, auf Sich genommen, ist zur Sünde worden, auf daß Er uns vom ewigen Fluche erlöse und den himmlischen Segen erwerbe und zuwege bringe.

Lernet auch, daß Christus nicht allein wahrer Mensch, der Sohn und Stuhlerbe Davids, sondern auch zugleich in Einer unzertrennlichen Person wahrer, völliger, wesentlicher, natürlicher Gott sei. Das ist aus den Sprüchen der heiligen Schrift gewaltig und unwiderleglich erwiesen. David, Sein Vater, nennet Ihn seinen HErrn und sagt, Gott habe Ihn zu Seiner Rechten gesetzt und Ihm alle Seine Feinde zum Schemel Seiner Füße gelegt.

---

*) Aus Christoph Fischers Kinderpostille. Da die Herausgabe dieser und der nächsten Nummer in die Zeit fällt, in welcher der Pilgerschreiber vom Diaconat zu Reichenbach in's Pfarramt zu Tannenberg bei Geyer versetzt wird, bittet er die lieben Leser um ihre sonderliche Nachsicht.

Was soll ich für einen Trost aus diesem Evangelio nehmen?

Daß Christus sanftmüthig sei, Seinen Feinden nicht Böses mit Bösem vergelte und den Versucher nicht unfreundlich abweise, sondern ihn fein glimpflich und mit höchster Bescheidenheit beide vom Gesetz und Evangelio unterrichte, Mosi die Decke von den Augen ziehe. Mit höchster Bescheidenheit hat der HErr Christus für unsere zornigen, rachgierigen Herzen gebüßt und bezahlet.

Tröstlich ist's auch, daß mein Erlöser, der HErr Christus, wahrer Gott und Mensch ist, zur Rechten Gottes sitzet, mein Erbherr, Erbkönig und Hoherpriester ist, allen meinen Feinden zu gebieten und zu verbieten hat, mir die Herberge bestellet, daß ich dahin kommen soll, wo Er ist, auf daß ich Seine Herrlichkeit sehe. Deswegen sollen wir wider alle unsere Feinde Schutzes und Trutzes von Ihm gewarten und bei Ihm suchen.

Und wie Christus Seine Feinde zu Schanden machet, ihnen ein Stillschweigen auflegt, also will Er uns auch Mund und Weisheit geben, welcher alle unsere Widersacher nicht widersprechen noch widerstehen können. Deswegen wir, wenn wir mit unsern Feinden die Strebekatze ziehen sollen,*) Ihn zum Beistand und Gehülfen gebrauchen sollen, der uns vom Vater zur Weisheit gemacht ist.

Fasse mir diese Lehre und Trost in ein kurz Gebet.

Ich danke Dir, mein lieber HErr Christe, daß Du mir das Gesetz und Evangelium so fein erklärt hast, und bitte Dich, ach mein einziger Meister und Lehrer, Du wollest solche beiden Predigten bei mir unterschiedlich fleißig treiben lassen, daß ich, durch's Gesetz in Erkenntniß meiner Sünde geführet, an allen meinen Kräften verzweifle, durch's Evangelium aber wieder erquickt und aufgerichtet werde, daß ich mich Deines Verdienstes, Deiner siegreichen Auferstehung und Himmelfahrt tröste, damit alle feurigen Pfeile des leidigen Teufels und seiner höllischen Pforten auffange und ausschlage, allen meinen Feinden ritterlich obsiege und endlich aus Gnaden die unverwelkliche Ehrenkrone des Lebens empfange! Amen.

*) „Die Strebekatze ziehen" ist ein alter volksthümlicher, sehr bezeichnender Ausdruck für: mit Jemandem in Streit gerathen. Die „Strebekatze" (d. i. eigentlich: eine widerstrebende Katze) war der Name eines jetzt wohl nicht mehr üblichen Spieles, bei welchem der eine Theil der Spielenden an einem Seile zog, während die Anderen dem Fortziehen zu widerstreben suchten.

Die gläubige Liebe und der liebreiche Glaube.

Zum 18. Sonntag nach Trinitatis.

(Von Benjamin Schmolck.)

Mel.: Jesu, meine Freude ꝛc.

1. Brunnquell aller Liebe,
Gieb, daß ich mich übe,
Dir beliebt zu sein.
Du bist selbst die Liebe
Und geußt diesem Triebe
Deine Regung ein;
Ja Du willt der Liebe Bild
Fest in unsre Herzen prägen,
Nur um Deinetwegen.

2. Dein Gesetze saget
Jedem, der da fraget,
Was das Größte sei;
Denn hier steht geschrieben,
Daß man Gott soll lieben
Ohne Heuchelei.
Dies Gebot thut Allen noth.
Wer sich rühmet, Gott zu kennen,
Muß in Liebe brennen.

3. Ach, so laß mein Herze
Deine Liebeskerze
Jetzt und immer sein.
Bau in meiner Seele
Deine Liebeshöhle,
Schleuß Dich in mich ein.
Höchstes Gut, laß Sinn und Muth
Dir sich ganz zu eigen geben,
In der Liebe leben.

4. Wenn ich mich so übe,
Steht des Nächsten Liebe
Auch zunächst dabei.
Diese beiden Flammen
Brennen stets zusammen:
Gott und Menschen treu.
Gieb, daß ich ihn gleich als mich
Ohne List und Falschheit liebe
Und niemals betrübe.

5. Doch weil durch's Gesetze
Man die Gnadenschätze
Nicht erwerben kann;
Weil auch Deinen Willen
Niemand kann erfüllen,
Ob er viel gethan:
So verleih mir Kraft dabei,
Daß mein Glaube das erwählet,
Was der Liebe fehlet.

6. Glaub' und Liebe müssen
Stets einander küssen,
Weil sie Schwestern sein;
Gieb, daß ich in beide

Meine Seele kleide
Ohne falschen Schein.
Baum und Frucht ist Deine Zucht;
Drum laß mich im Glauben bleiben,
In der Liebe gläuben.

7. Daß doch alle Christen
Dein Geheimniß wüßten:
Davids HErr und Sohn!
Wer sich Dein will nennen,
Muß Dich auch erkennen,
Wahrer Gnadenthron!
Halte mir Dein Wort stets für;
Das wird von Dir Alles zeugen,
Wenn die Welt will schweigen.

8. Kann ich auf der Erden
Nicht vollkommen werden,
Wo nur Stückwerk ist;
So wird jenes Leben
Zu erkennen geben,
Was Du heißt und bist.
Glaub' ich hier, so werd' ich Dir,
Wenn der Glaube wird zum Schauen,
Ewiglich vertrauen.

Der alttestamentliche Gottesdienst.

10. Der heilige Leuchter.

Lies: 2. Mos. 25, 31—40.

Das letzte Geräth, das wir im „Heiligen" der Stiftshütte zu betrachten haben, ist der siebenarmige Leuchter. Obwohl Manches an seiner biblischen Beschreibung schwer zu enträthseln sein mag und zu weitern sprachlichen und sachlichen Nachforschungen auffordert, wissen wir doch genug von ihm, um uns ihn einigermaßen zu vergegenwärtigen.

Er führt im Hebräischen einen Namen (Menorah), den man nicht allen andern täglich im Hause gebrauchten Leuchtern beilegte. Man bezeichnete mit diesem Namen nur Armleuchter, insbesondere den der Stiftshütte. Aehnlich gebrauchen auch wir das Wort Kandelaber nicht von alltäglichen Leuchtern.

Er war gearbeitet ganz aus feinem, dichten Golde. Zu seiner Herstellung, wie zur Beschaffung der kleinen Nebengeräthe ward ein Talent (Luther: Centner) d. i. etwa ein halber Centner Goldes verwendet. Ueber seine Größe finden wir keine Angaben. Die Ueberlieferung bezeichnet ihn als drei Ellen hoch und zwei Ellen breit.

Der Schaft des Leuchters ruhte auf einem Fußgestell, das sich vermuthlich in mehrere Beine (am wahrscheinlichsten drei Thierbeine) zertheilte. Aus diesem Gestell stieg der Schaft senkrecht empor. Er trug oben an seiner Spitze eine Lampe. Zu beiden Seiten dieses Schaftes zweigten sich je drei Röhren ab, die im Bogen, wie Zweige eines Baumes emporstiegen, etwa bis zur Höhe des Schaftes. Auch diese abgezweigten Röhren trugen auf ihrem Gipfel je eine Lampe — die Lampen wohl sämmtlich in der bei den Alten üblichen Form, die wir neben unserm heutigen Hauptbilde mittheilen. Den Schaft aber und die Röhren haben wir uns nicht als einfach gerundete Stäbe zu denken, sondern sie waren künstlich gearbeitet und man unterschied an ihnen: Kelche, wie von Mandelblüthen, Knäufe und Blüthen. Das Ganze sollte nämlich möglichst einen blühenden Mandelbaum vorstellen. So bildet ja noch heute die moderne Kunst allerlei Leuchter aus Erz u. dergl. in Form von Bäumen mit Zweigen und Blattwerk. Wie die Kelche, Knäufe, Blüthen auf die einzelnen sieben Lichtträger vertheilt gewesen sind und abgewechselt haben, darüber wird sich jetzt schwerlich volle Klarheit erreichen lassen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus hat 70 einzelne Glieder des Leuchters zusammengezählt.

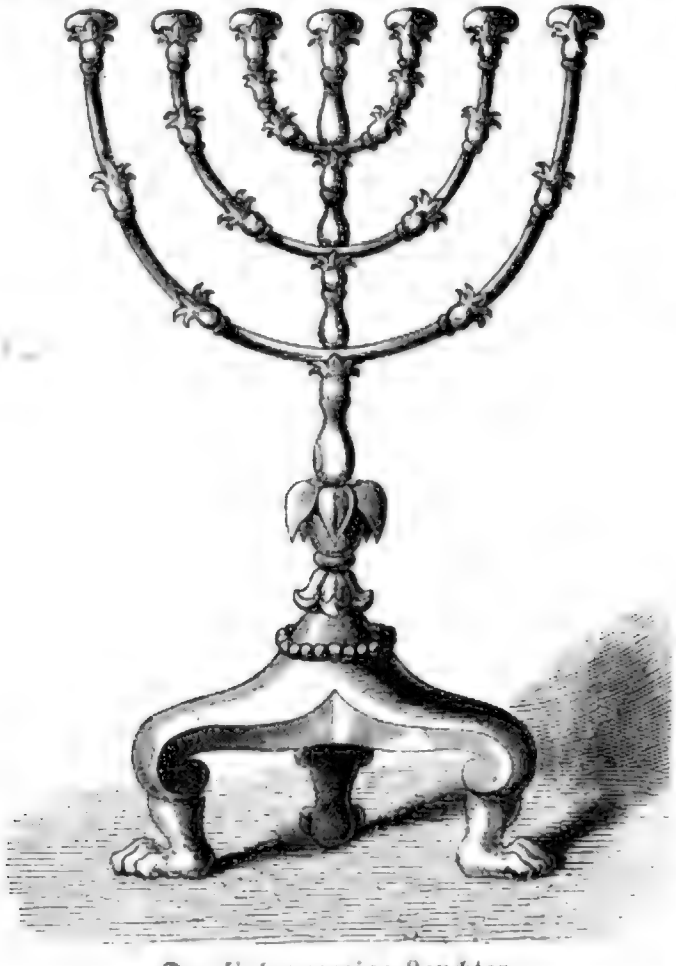
Zum Leuchter gehörten als Nebengeräth Lichtschnäuzen und Löschnäpfe. Möglich, daß dieselben durch Kettchen an den einzelnen Lichtträgern befestigt waren. Das Oel, womit die Lampen gefüllt wurden, war das feinste Olivenöl, nicht in der Mühle, sondern im Mörser bereitet.

Wie der Leuchter aufgestellt gewesen, und wie auf ihm wiederum die Lampen standen, wird schwer zu ermitteln sein. Gewiß ist nur, daß der Leuchter dem in's Heilige Eintretenden zur Linken stand, also dem Schaubrodtisch gegenüber, und wahrscheinlich ist's, daß er nicht quervor der Breite nach, sondern der Länge nach, also an der Wand stand. Eine andere Stellung würde das Ebenmaß gestört haben und unzweckmäßig gewesen sein. Die Stellung der Lampen ist wohl am einfachsten so zu denken, daß die mittelste auf dem Hauptschafte nach vorn leuchtete, während die sechs andern zu ihren Seiten ihr zugekehrt waren.

Ueber den Brauch des Leuchters ist noch Folgendes zu bemerken. Das Licht, womit man ihn anzündete, ward vom Feuer des Brandopferaltars genommen. Ueber die Zeit, in welcher die Lampen zu brennen pflegten, ist man nicht ganz einig. Nach 2. Mos. 30, 7. 8. aber wurden alle Morgen die Lampen zugerichtet und zwischen Abends d. i. etwa Nachmittags nach 3 Uhr angezündet. An ein beständiges Brennen der Lampen haben wir also nicht zu denken, wenn es auch möglich ist, daß während des Tages eine oder einige Lampen brennen gelassen wurden. Was sollten denn auch die Löschnäpfe, wenn es ewige Lampen gewesen wären? — Wenn die Stiftshütte abgebrochen ward, umhüllten die Kinder Kahaths den Leuchter mit einem purpurblauen Tuche, deckten darüber die schon öfter erwähnte Tachaschdecke und hoben den Leuchter — ohne Zweifel mit den Händen — auf eine Tragbahre.

Fügen wir dieser Beschreibung, wie beim Schaubrodtisch, nun noch einige Worte über die Bedeutung des

Leuchters bei. Daß er etwas mehr bezweckte, als die bloße Erhellung des dunkelen Heiligthums, haben selbst die nüchternsten Verstandesmenschen zugeben müssen. Denn für den Dienst der Priester würde des Nachts — und gerade in dieser Zeit brannte der Leuchter vollständig — eine Beleuchtung ganz überflüssig gewesen sein; sie hatten da eben nichts im Heiligthume zu thun, und würden, wo sie auch zu thun gehabt hätten, bei Handlampen genug gesehen haben. Und am Tage, wo übrigens der Leuchter wohl nur wenig brannte, sahen sie genug bei dem Dämmerlicht, das durch den Vorhang fiel, den wir uns wohl auch nicht immer bis auf den Boden herab geschlossen zu denken haben.



Der siebenarmige Leuchter.

Also für den Dienst der Priester war kaum ein Leuchter, geschweige denn ein so prachtvoller nöthig.

Es muß daher ohne Zweifel dem Leuchter eine tiefere Bedeutung zu Grunde gelegen haben. Welche aber? Man hat auch hier gesagt, der Leuchter bedeute den HErrn selbst, als den Urquell alles Lichts, oder insbesondere den Heiland, der sich selbst das Licht der Welt genannt hat. Mit dieser Ansicht kann ich mich aber nicht befreunden, obschon sie dem Leuchter eine nicht eben geringe Bedeutung giebt. Erstlich ist es ohne Zweifel eine Willkür, einzelne Geräthschaften des Heiligthums auf den HErrn zu deuten und andere wieder nicht, je nachdem es gerade paßt. Zum andern ward der HErr, der unsere Nacht erleuchtet, viel gewaltiger durch die nächtliche Feuersäule veranschaulicht, mit der Er das Heer geleitete, als durch sieben gegen die Herrlichkeit Seines Lichtes immerhin sehr dürftige Lampen. Zum Dritten will mir's, wenn der Leuchter den HErrn bedeuten soll, gar nicht passend erscheinen, daß sein Licht alle Morgen mit Löschnäpfen ausgelöscht ward, daß es genährt ward mit irdischem, obschon mit dem feinsten Oel. Und warum denn nicht lieber ein stattliches Licht, als sieben einzelne Lampen? Und endlich, wie würde es sich schicken, daß gerade dies Geräth, wenn es den HErrn selbst bedeutete, nicht, wie die andern, mit Tragstangen versehen war, sondern von Menschenhänden ergriffen und auf eine Tragbahre gesetzt ward?

Ich habe daher, zumal da der HErr hierüber selbst nichts geoffenbart hat, andere Gedanken über die Bedeutung des Leuchters, Gedanken, die ich nicht aus der Luft greife, sondern im Anschluß an das Schriftwort gewinne. Grundlos ist's gewiß nicht, daß der Leuchter dem Tisch mit den Schaubroden gegenübersteht. So werden wohl die beiden Dinge nicht nur in ihrer Stellung, sondern

auch in ihrer Bedeutung parallel sein. Der Schaubrodtisch veranschaulichte den neuen Gehorsam, den Israel in allen zwölf Stämmen beständig als die rechte geistliche Speise und Erquickung Gott darzubringen hatte. Auch das Licht des Leuchters wird von den menschlichen Vertretern des Volks vor dem HErrn angezündet. Wie in der Offenbarung Johannis die sieben Gemeinden Kleinasiens mit sieben Leuchtern verglichen werden, so ist die Gemeine Israel ein einiger großer Leuchter. Sie lässet „ihr Licht leuchten vor den Leuten, daß sie ihre guten Werke sehen." Veranschaulicht uns der Tisch mit den Broden, was unser neues Leben im Gehorsam dem HErrn sein solle, so zeigt uns der Leuchter, was dies selbige neue Leben, das sich erweist in allerlei guten Werken, in der Nacht dieser Welt sein soll. Wie aber das Licht des siebenarmigen Leuchters ausgelöscht ward, wenn Gott sein Sonnenlicht anzündete, so sind diese menschlichen Werke nichts gegen das eine große Werk, da Gott die Sonne der Gerechtigkeit angezündet hat. Und wie der Priester die Lampen nicht zurichten, die Lichter nicht anzünden durfte, ohne zu räuchern, so gebührt auch bei allem Leuchten gottseligen Liebeswerks dem HErrn vor Allem das Lobopfer, wie ja auch bei

den Schaubroden der Weihrauch nicht fehlen durfte. Bei dieser Erklärung ist mir's auch einigermaßen begreiflich, daß Menschenhände den Leuchter selbst anfassen und aufheben durften. Und siehst du nun die Gestalt des Leuchters an, da hast du das Bild eines blühenden Baumes, der die Lampen gleichsam als Früchte trägt. Der fruchttragende Baum aber ist in der Schrift vielfältig das Sinnbild werkthätigen Lebens. Fragst du nach der Zahl der Leuchterarme, so magst du dich entweder an die sechs Werkeltage erinnern lassen, die vom Sonntagswerke ihren Segen empfangen, oder an die sechs Werke der Barmherzigkeit (Matth. 25), die sich wie sechs Zweige von dem einen großen Stamm der Liebe abzweigen, oder du magst dich durch die heilige geheimnißvolle Zahl Sieben, die zum ersten Male in der Schöpfungsgeschichte vorkommt, nur im Allgemeinen hinweisen lassen auf den Zusammenhang zwischen Gotteswerk und Menschenwerk. Wir wollen unsere Deutung nicht so bis in's Einzelne als die allein richtige betonen. Aber das werde zum Schlusse doch noch betont, daß, wie das Licht des heiligen Leuchters vom Brandopferfeuer entlehnt ward, also auch der Glanz rechter gottseliger Werke nur angezündet wird an dem Liebesleiden und Leidensfeuer, das Christum, unser ewig gültiges Sühnopfer, verzehrt hat.

Ein Brief von Missionar Krebs.

Lieber Pilger!

Diesmal will ich dir Gottfrieds, unseres jüngst heimgegangenen Indianerjünglings, letzte Lebenszeit beschreiben. Ich möchte seine letzten Lebenstage mit den Worten überschreiben, welche 5. Mose 26, 10 geschrieben stehen: „Nun bringe ich die ersten Früchte des Landes, die Du, HErr, mir gegeben hast." Wenn man die wunderbaren Wege des HErrn überschaut, welche Er diese gerettete Seele hat gehen heißen, so sieht man deutliche Spuren der treuen Hirtenliebe unseres HErrn, mit welcher Er Seine erlösten Schäflein sucht und findet. Gottfried ist der Letzte, der uns zugeführt wurde und der zuletzt Getaufte, ist aber der Erste geworden, welchen der HErr aus unseren Indianern zur Gemeinschaft Seiner ewigen Freuden geführt hat. Der HErr nahm ihn von seinem Volke, zeigte ihm durch uns den Weg zur Seligkeit, und als er ihn gefunden hatte, säumte der HErr nicht, mit ihm aus diesem Leben zu eilen. Er war ungefähr 16 Jahre alt und ist 1 Jahr 11 Monate bei uns gewesen. Aus seiner früheren Jugend ist wenig mitzutheilen, weil wir ihn spät erst kennen lernten. In frühester Kindheit schon wurde er vater- und mutterlos. Folge davon war, daß er sich bei Verwandten und Freunden aufhalten und sich's gefallen lassen mußte, daß diese ihn bald hie, bald da in eine Familie gaben. Er stand aber keineswegs unter den Familiengliedern oben an; denn ein angenommenes Kind ist bei den Indianern dem leiblichen hintangesetzt. Er hatte daher von Kindheit an Entbehrungen mancher Art unter seinem Volke zu tragen. Da er der Vater- und Mutterliebe längst entwöhnt war, machte es ihm keinerlei Kummer und Bedenken, zu uns zu gehen, als er von einem ihm verwandten und uns gewogenen Indianer, in dessen Familie er damals war, uns übergeben wurde. Er schien vielmehr froh zu sein, daß dies geschah. Wir hatten uns in keinerlei Weise um ihn bemüht, nahmen uns aber seiner herzlich an, als er in unsere Familie eintrat. Fast nackt am Leibe und nackt an der Seele kam er zu uns, machte aber, wie bei der Aufnahme, so auch später allezeit, die wenigste Mühe und Arbeit. Er lebte sich gleichsam von selbst bei uns ein. Ehe wir nur daran dachten, daß er etwas lernen sollte, hatten ihm die anderen beiden Pfleglinge bereits „Gebote" und „Vater unser" beigebracht. Er war fleißig in Haus- und Schularbeit. Ueber alten Ungehorsam gewann kindlicher und pünktlicher Gehorsam je länger je mehr den Sieg. Nach Verlauf eines halben Jahres jedoch schienen mehrere seiner Verwandten, die alle nach Indianerweise Elternrechte an den Knaben hatten, obschon sie die Elternpflicht außer Acht ließen, ihr Recht an ihn geltend machen zu wollen. Sie kamen, um ihn wieder mit fort zu nehmen. Es waren noch einige andere unserer Indianer zugegen. Während wir aber mit diesen in Bezug auf ihr Seelenheil redeten, ahnten wir nicht, daß Leute unter ihnen den Knaben zu bereden suchten, er solle uns wieder verlassen und mit ihnen ziehen. Als wir der Sache gewahr wurden, schien es uns sogleich ein mißglückter Versuch zu sein, weil der Knabe sich nunmehr so eingelebt hatte, daß an Sehnsucht nach seinen Indianern bei ihm nicht mehr zu denken war. Wir brauchten daher weiter nichts zu thun, als den Leuten auseinanderzusetzen, um welcher Sache willen der Knabe bei uns bleiben wolle. Als sie sahen, daß keine Hilfe mehr sei, gaben sie seinen Thränen endlich nach. Hatte er einmal diese schwere Probe überstanden, so durften wir ihm auch fernerhin Standhaftigkeit zutrauen. Da er die heilige Taufe begehrte, gedachten wir ihn bald durch Taufunterricht für dieselbe vorzubereiten. Allein der Indianerkrieg hinderte unser Vorhaben. Der Knabe begleitete uns in den Gefahren des Krieges, wurde mit uns in allen Gefahren vom HErrn behütet und daraus errettet, so daß er bei uns bleiben konnte. Aber durch allen Jammer hindurch rettete er sein Verlangen nach der heiligen Taufe. Ich nahm ihn nun in den Vorbereitungsunterricht. Er hatte ihn zwei Mal schon angehört, als die anderen beiden Knaben zur heiligen Taufe sich bereiteten. Wenn wir mit dem Wissen der Heilswahrheiten hätten zufrieden sein wollen, so hätte er mit den ersten Beiden schon getauft werden können. Diesmal nahm der Unterricht seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, denn derselbe galt ja ihm

besonders. Aber der HErr wollte seinen Pflegling noch besser vorbereiten, als aller Unterricht es vermochte. Er unterbrach letzteren und legte den Knaben auf's Krankenbett. Die Krankheit währte zwar nur zwei Wochen, griff ihn aber mit solcher Heftigkeit an, daß man um sein Leben besorgt war. Der HErr erhörte Gebet, ließ seine Vorbereitung vollenden und ihm das Bad der heiligen Taufe am Sonntage Oculi zu Theil werden. Die Taufe war ihm ein bewußter Schritt und Uebertritt vom Heidenthum zum Christenthum. Nun war der Täufling froh, daß er Christ war und zu den Christen gerechnet wurde. Von da an wurde er ernster und strenger gegen sich, ließ sich ungern etwas zu Schulden kommen. Um so schöner war dabei sein natürlicher Zug der Gutmüthigkeit, Nachgiebigkeit und Freundlichkeit. Neben mancherlei Fehltritten der Unvorsichtigkeit zeigte er sich jedoch fleißig und folgsam, war zum Gebet bereit, fand sich am pünktlichsten beim Unterrichte, sowie beim Gebete ein. In diesem Stücke dürfte er manch Anderem gleichen Alters zum Muster dienen, zumal er nicht gezwungen zu werden brauchte. Indeß trat ein Lungenleiden bei ihm ein, welches je länger je stärker wurde und ihm nach Gottes Willen den Tod bringen sollte. Bemerkenswerth dabei war, daß er immer ernster und den Kindereien abhold wurde, dagegen aber sich fester an mich anschloß. Er that selten etwas, ohne um Erlaubniß gefragt zu haben; wenn er sich nicht gewiß war, ob er dies und jenes thun oder lassen, da und dorthin gehen oder lieber bleiben solle, so fragte er erst. Er versicherte mich oft seiner Liebe und Treue, nannte mich stets, ohne sich vor Anderen zu schämen, frei und offen: „Vater". Er hörte gern Gottes Wort, betete gern. Die Krankheit griff schnell um sich, die Schmerzen wurden groß. Dennoch stand er mit den anderen Bewohnern des Hauses täglich früh auf und legte sich Abends gewöhnlich mit ihnen nieder. Selbst unter großen Schmerzen hielt er bis zu seinem Todestage an dieser Weise fest. Aerztliche Hilfe that ihm wohl, sollte aber nicht Genesung herbeiführen, sondern nur Linderung; denn der HErr zog seine Seele mächtig; Sein Wohlgefallen war, dieselbe im Himmel zu haben. Daß Gottfried diesem Zuge von oben folgte, darf man an seiner Todesbereitung wahrnehmen. Er begann dieselbe mit einem Sündenbekenntniß viele Tage vor seinem Tode. Den Trost und die Verheißung der Gnade Gottes nahm er an. Nie zeigte er Ungeduld. Er klagte zwar laut über große Schmerzen mit den Worten: „Vater, mir wird's schwer", war aber im Herzen still und ergeben. In seinen schweren Tagen suchte er das Gebet, fragte mich, was er beten solle, dann ging er zu Bett, und nach dem „Vater unser" betete er all die besonderen Bitten, welche ich ihm zuvor gesagt hatte. In welcher Weise seine Seele des himmlischen Trostes inne wurde, gewahrte ich, als ich mit ihm betete. Ich begleitete ihn zu Bett. Vor demselben stehend, beteten wir das „Vater unser", darnach klagte ich dem HErrn sein Leiden und Krankheit, bat Ihn, daß Er ihn besuchen und in seinen Schmerzen erquicken wolle, befahl Schmerz und Leiden, Krankheit und Genesung, Leben und Tod, Leib und Seele in Gottes Hände und in Seinen väterlichen Willen. Als ich den „Frieden" (Segen) gesprochen und das „Amen" über Gottfried's Lippen kam, fügte er hinzu: „Du hast gut gebetet, mein Vater." Das war ein deutliches Zeichen, daß er einen Trost und Frieden empfand, den die Welt nicht geben kann, den er auch nicht aus sich selbst hätte nehmen können, wenn er ihm nicht vom HErrn gegeben worden wäre. So oft man mit ihm vom Tode redete, sprach er seine Bereitwilligkeit zu sterben aus. Und wenn ich ihn fragte, was er wohl glaube, daß nach dem Tode mit ihm geschähe, so war die Antwort: „Ich komme in den Himmel." Dabei tröstete er sich des Blutes Christi, das uns reinige von aller Sünde. Zwei Tage vor seinem Ende rief er den Friedrich zu sich, versicherte ihn seiner Liebe und sagte darauf: „wenn Du wieder zu den Indianern kommst, so sage ihnen, daß die Deutschen mir alles Gute erwiesen und mich nicht ermordet haben. Sie (die Indianer) möchten sonst denken, die Deutschen hätten mich um's Leben gebracht." Später sagte er zu demselben: „Wenn ich gestorben bin, dann gehören alle meine Sachen Dir." Bei alledem nahmen die Schmerzen allmählich ab, obschon die Schwäche zunahm. Daher ahnte Niemand die Todesnähe, als bereits der letzte Tag seines Lebens herangerückt war. Am 2. August Nachmittags trat Delirium ein, das bis 2 Stunden vor seinem Ende andauerte. Doch betete er in lichten Augenblicken deutlich und vernehmlich den christlichen Glauben. Abends gegen 9 Uhr legte er sich zu Bett, richtete sich aber nach Verlauf einer Stunde wieder auf, über große Mattigkeit klagend. Da saß er ein wenig und lehnte mir in den Armen; aber bald kamen seine letzten Augenblicke. Die Sprache verging ihm. Als wir ihn wieder auf's Bett gelegt hatten und die mittlerweile versammelten Bewohner der Wartburg den Gesang anstimmten: „Christus, der ist mein Leben ꝛc.," ging seine Seele heim zu Dem, der sie erlöset hat. Wir knieten sämmtlich um das Sterbebett, während Herr Prof. Gottfried Fritschel unter lautem Weinen der anderen beiden Indianerknaben ein Lob- und Dankgebet sprach für alle Gnade und Barmherzigkeit, welche der HErr diesem unserem indianischen Bruder erwiesen, und daß Er ihn nun eingeführt hatte zu den Pforten des ewigen Lebens und zur Gemeinschaft Seiner ewigen Freuden. Am 4. August fand unter zahlreicher Theilnahme der Gemeinde St. Sebald die Beerdigung statt. Br. Flachenecker hielt am Grabe die Einsegnung und ich in der Kirche die Leichenpredigt. Leichentext war 5. Mose 26, 10: „Nun bringe ich die ersten Früchte des Landes, die Du, HErr, mir gegeben hast."

Eine Erstlingsfrucht haben wir dem HErrn dargebracht, welche der HErr selbst zu Seinem Preise auferzogen hat. Er hat diesen Jüngling uns zugeführt und bei uns erhalten; Er hat ihn durch Sein Wort unterrichtet, hat Selber ihn auf die heilige Taufe vorbereitet und ihn in derselben wiedergeboren zum ewigen Leben. Er hat ihn ferner in der Taufgnade erhalten, ihn auf den Tod vorbereitet und ihn durch denselben hindurch- und eingeführt zur ewigen Seligkeit. Eine Erstlingsfrucht hat Sich der HErr erzogen, bei welcher Glaube, Liebe, Hoffnung, Demuth, Geduld, Treue, Wahrheit zu finden war.

Wird unser geringer Dienst mit solchem Segen und seligen Früchten vom HErrn gekrönt, so wollen wir mit Freuden hingehen und sehen, ob der HErr noch mehr solche Seelen uns zuführt, die an Seinem Reiche und an Seiner Seligkeit Theil haben sollen.

Wartburg, den 30. August 1865.

Karl Gottlieb Krebs,
evangelisch-lutherischer Missionar.

Alte und neue Zeitbetrachtungen.*)

I. Hannibal und Phormio oder Gottes Wunderleute und ihre Affen.

Aus Luthers Auslegung des 101. Psalms. 1531.

Gott hat zweierlei Leute auf Erden, in allerlei Ständen. Etliche haben einen sonderlichen Sternen vor Gott, welche er selbst lehret und erweckt, wie er sie haben will; dieselben haben auch alsdann guten Wind auf Erden, und, wie man's nennt, Glück und Sieg. Was sie anfangen, das gehet fort, und wenn alle Welt dawider streben sollte, so muß es hinaus ungehindert. Denn Gott, der's ihnen in's Herz giebt, ihren Sinn und Muth treibt, der giebt's ihnen auch in die Hände, daß es geschehen und ausgerichtet werden muß, als Simson, David, Jojada und dergleichen. Und nicht allein giebt er zuweilen solche Leute unter seinem Volke, sondern auch unter den Gottlosen und Heiden; und nicht allein in Fürstenständen, sondern auch in Bürger-, Bauern- und Handwerkerständen, als im Perserland den König Cyrum, in Griechenland den Fürsten Themistoclen und Alexandrum Magnum, bei den Römern Augustum, Vespasianum u. s. w. item, in Syrien gab er durch den einigen Mann Naëman alles Heil und Glück (2. Kön. 5.). Solche Leute heiße ich nicht gezogene oder gemachte, sondern geschaffene und von Gott getriebene Fürsten oder Herren.

Diese sind also geschickte Leute, daß sie nicht viel Lehrens und Schreibens bedürfen, was und wie sie thun sollen, und ehe man sie gelehrt, was sie thun sollen, haben sie es gethan, ohne daß sie bedürfen Gottes Wort, das sie lehre, solch ihr Glück und große Thaten Gott zuschreiben und ihm die Ehre geben, von dem sie es haben und sich selber nicht preisen noch rühmen, welches sie ohne Gottes Wort nicht thun, noch zu thun wissen, darum auch selten ein gut Ende nehmen, wie alle Historien zeugen. Als (z. B.) der weidliche Krieger Hannibal hat von Niemand gelernt, wie er die Römer bekriegen und so greulich schlagen sollte; denn er hat den rechten Meister und Schrift im Herzen, und that Alles, ehe man ihn hätte können lehren, thät auch wohl wider aller andern Weisen Rath und Lehre.

Und ich muß hier zum Exempel erzählen, was Cicero davon schreibt, wie daß Hannibal, da er zum großen Antiocho geflohen war um Hilfe wider die Römer, und herrlich gehalten ward, ist daselbst gewesen ein berühmter Philosophus, Phormio, der ward gefordert vom Antiocho, daß Hannibal ihn sollte hören. Und Phormio beweisete seine Kunst, predigt etliche Stunden von Kriegen, von Hauptleuten, wie sie geschickt sein sollten, und was einem guten Krieger zustünde u. s. w. Als nun die andern Alle solche Predigt hoch lobten und wunderten, fragte Antiochus Hannibalem, wie es ihm gefiele; sprach Hannibal: Ich habe meiner Tag viel alte Narren gesehen, aber keinen so großen, als diesen Phormion. Solche Antwort lobt Cicero und spricht: Es war wahrlich recht. Hannibal hatte die Römer, so alle Welt zwangen, so lange und oft bekriegt und geschlagen, und Phormion wollte ihn lehren kriegen, der doch selbst sein Lebtag nie kein Heer noch Wehr gesehen hatte.

Hier ist der Schüler gar ungleicher Zeug gegen solchem Meister, und wenn Phormio gleich auf's Beste gewußt und erfahren hätte, was Krieg sei und wie man kriegen sollte, und billig der Kunst ein Meister hieße, so sollte er dennoch Hannibal nicht zum Schüler vor sich nehmen, sondern sein Baretlein vor ihm abziehen und sprechen: Lieber Herr Doctor in Kriegshändeln. Denn Hannibal war nicht geschaffen, daß er ein Schüler sein sollte in Kriegshändeln, sondern Andere sollten von ihm lernen und seine Schüler sein und nicht durch andere Menschen erzogen oder gemacht. Sonst geht es, wie man sagt: Das Ei lehret das Huhn, und die Sau meistert Gott, und Phormio rüstet Hannibal; wiewohl alle Zeit die Welt voll ist solcher Phormions in allen Ständen, und heißen Meister Klügel, der schändliche, schädliche Mann, der Alles besser kann, und es ist doch nicht der Mann. Und wenn an Hannibals Statt gesetzt wären gewesen hundert Andere, die gleich Hannibals Stärke, Muth, Volk, Kunst, Rüstung und Alles gehabt hätten, und noch mehr, so hätten sie doch allesammt, und ihrer Keiner, das thun mögen, das Hannibal gethan hat, wie denn Keiner mehr zu Carthago, auch sein Bruder selbst nicht, vermochte, weder zuvor noch hernach.

Also auch, da David den Goliath schlagen wollte, wollten sie ihn lehren, zogen ihm Harnisch an und rüsteten ihn. Ja, Lieber! David konnte den Harnisch nicht tragen und hatte einen andern Meister im Sinn, und schlug den Goliath, ehe man wissen konnte, wie er es thun sollte; denn er war auch nicht ein Lehrjunge in dieser Kunst erzogen, sondern ein Meister von Gott dazu geschaffen.

Also, wenn der König zu Syrien hätte an Naëmans Statt gesetzt viel einen weiseren geschickteren Mann, denn sieben Naëman, noch (dennoch) hätte er durch denselben nicht so schön und fein aushalten können in Syria. Denn nicht Syria noch der König hatten Naëman erzogen, sondern Gott (spricht die Schrift) gab durch Naëman Heil und Glück in Syria; durch einen Andern hätte er es nicht gethan, wie es denn auch von Keinem mehr geschrieben steht. Wenn nun hier auch wäre gekommen ein Phormio und hätte diesen Naëman wollen lehren aushalten und Syriam regieren, der würde es eben so fein getroffen haben, als jener

*) Da der Bericht über die „Zeitgeschichte" erst mit dem neuen Jahre fortgesetzt werden soll, werden den lieben Lesern inzwischen diese allgemeinern „Zeitbetrachtungen" geboten, die alten von Luther, und die neuen, die nachfolgen, von Einem, der auch ein warmes Herz für's Volk hat.

Phormio an Hannibal traf. Darum spricht man auch zu deutsch: Es ist der Mann nicht; item der Wirth ist nicht daheim. Haus und Hof, Land und Güter sind allezeit da, aber die Erben oder Hausherren und Fürsten sind nicht allezeit gleich; was Einer gewonnen hat, das verliert der Nachfolgende; und wiederum, ein andrer Nachfolgender gewinnt's wieder, wo es Gott will geben.

Sehen wir doch in den täglichen Geschichten und Erfahrungen, daß die Eltern ihren Erben lassen groß Gut, Land und Leute, auf's allerfeinste gefaßt und geordnet, dazu die Erben großen Fleiß und Mühe daran legen, dasselbe zu erhalten oder zu bessern, und wohl mehr arbeiten, denn ihre Eltern gethan haben: noch (dennoch) zerrinnt's und verdirbt's unter ihren Händen, und ist alle ihre Arbeit und Sorge umsonst, daß ich selbst oft gehört habe Aeltern sagen von ihren Erben: Ach! unser Sohn wird's nicht thun. Warum denn nicht? Ist's doch dasselbe Haus, Gut, Land und Erbe, und er ist fleißig und thätig? Ja, es ist aber nicht mehr derselbe Mann da Wirth im Hause. Mit dem Wirthe verändert sich das Haus, andrer König, ander Gesetz, andrer Mann, ander Glück, denn Gottes Wunder erben nicht, und sind auch nicht unser eigen noch uns unterworfen, wie die Güter, Haus und Hof. Gott will frei sein, solche Wunder-Leute und Edelsteine zu geben, wenn, wo und wem er will.

Also findet man in allerlei Ständen zuweilen verbundige (ausbündige), geschickte Männer vor allen andern; und unter den Knaben oder Lehrjungen einen, der mehr lernt in einem Tage, denn ein andrer in fünf Jahren. Mancher, wenn er's ansieht, so kann er's, greift's an und geht ihm fein ab; da ein Andrer sein Lebtage lernt und arbeitet, macht's doch nimmermehr so gut. Ehr Fabian von Feilitz war kein Doctor im Rechten; aber wenn er eine Sache hörte, rieth er hinzu und traf den Zweck, da sonst wohl etwa ein Doctor hätte sollen tausend Blätter umsuchen, und dennoch vielleicht das Blatt kaum treffen. Warum? Er war nicht ein gelehrter noch erzogener, sondern ein geschaffner Jurist, und (be-) durfte keines Phormions nicht, der ihm lange predigte vom scharfen oder stumpfen, vom schlechten oder krummen Recht.

Herzog Friedrich seliger, Churfürst zu Sachsen, war geschaffen, daß er sein sollte ein weiser Fürst im Friede zu regieren und haushalten, wie er denn auch zu seiner Zeit war im römischen Reich, wie man spricht, ein Licht der Welt. Der hatte die Weise (wie ich hernach erfahren habe von denen, so um ihnen gewesen), daß er seine Räthe ließ rathen, und that er gleichwohl das Widerspiel (Gegentheil), doch mit solcher Vernunft und Grund, daß sie nicht konnten darüber reden. Nun hat er solches nicht gelernt, war auch nicht dazu erzogen, sondern es stecket zuvor in ihm; und wiewohl etliche Großen und viel Phormiones ihm nach dem Zügel griffen, hätten ihn gern regiert, so setzte er doch seine Hörner auf, und ließ Keinem gut noch recht sein, der ihm rathen wollte. Hat auch gesagt, es hätten ihm oft seine Räthe sehr wohl und gut Ding gerathen, noch (dennoch) hätte er's nicht angenommen, sondern sich ganz eigensinnig dagegen gehalten. Warum er das gethan habe, hat er allein gewußt; aber gewißlich hat's Gott ihm so in den Sinn gegeben, weil er der Wundermänner Gottes einer gewesen und geschaffen ist. Denn wo er's hätte aus den Händen gegeben, und sich lassen regieren, sollte wohl sein Glück und Weisheit sich umgekehrt haben, und er durch seine klugen Räthe dahin gekommen sein, daß er hätte einen Löffel müssen aufheben, und eine Schüssel zertreten.

Also lieset man von Augusto, daß er wollte das Regiment aus der Hand von sich legen, aber besorget, es möchte übler gerathen, und behielt's. Denn es geben oft weise Räthe und kluge Leute bei Fürsten großen Nutzen vor, wissen aber nicht, daß sieben Schäden hinter solchem kleinen Nutzen liegen. Sie meinen's freilich gut; aber sie denken nicht, daß Gott höhre Gedanken habe, denn sie; gerade, als müßte er das auch sich lassen gut dünken, was sie gut und nützlich dünkt.

Ich muß noch ein Geringes von ihm sagen, denn er ist mein lieber Herr gewesen, und hat mich zum Doctor gemacht. Einstmals hatte ihm Doctor Hennig Gödde lehren wollen haushalten, und gesagt: Gnädigster Herr, warum lassen Eure kurfürstlichen Gnaden mit grünem Holz Feuer halten und nicht mit dürrem, es ist ja ein Unrath? Lieber Doctor, sprach er, was in eurem Hause Rath ist, das ist in meinem Hause Unrath. So ist er in allen Sachen ein Mann gewesen.

Aber aus der Massen hat er viel Affen und Gäuche damit gemacht, und hinter sich gelassen. Denn gar viel (der ich etliche gekannt, etliche noch leben), da sie sahen, daß Herzog Friedrich Solches wohl anstand und ihn berühmt machte, dachten sie dem Exempel nachzufolgen, und wollten auch weise werden, fingen an Alles zu widersprechen, was man vorgab, und sollte das die höchste Weisheit sein, daß sie Niemand ließen Etwas gut noch recht sein, und wollten flugs mit solchem Werk Herzog Friedrichs sein. Aber sie waren doch ja nicht Herzog Friedrich geschaffen, sondern machten sich selbst zu Herzog Friedrich, blieben doch nicht anders, denn unnütze Phormiones, die viel plaudern und waschen konnten von Weisheit, und sie doch weder geschaffen noch erzogen waren zur Weisheit; gleichwie die Heuchler aus guten Werken sich selbst fromm machen, so doch zuvor der Mann muß fromm sein, und alsdann gute Werke thun.

Hier war es doch so ein lächerlich Spiel, und klangen die Schellen an ihrem Halse und Ohren, daß man sie über viele Meilen Wegs möchte hören. Und was stehet lächerlicher, denn so (wenn) ein Affe Menschenwerk will thun? und was kann doch närrichter geschehen, denn so (wenn) ein Narr will eines klugen Mannes Werk thun? Das ist eben, als wenn der Esel auf der Harfen spielen und die Sau spinnen wollte; ihre Pfoten sind fein und wohl dazu geschickt! Die Griechen sprechen: Ein Affe, wenn er gleich Königskleider an hätte, so wäre er doch ein Affe.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Die meisten Menschen stehen zu Gott wie etwa zu einem fernen Lande: sie leugnen nicht, daß es ein China oder Japan giebt, aber sie bekümmern sich auch nicht darum, weil es für ihr Leben keine Bedeutung hat. —

Der Glaube ist die That unseres innersten Herzens, wodurch wir uns selbst Gotte schenken und ihm Vollmacht geben, in Zeit und Ewigkeit mit uns zu machen, was Er wolle. Es ist ein persönliches Vertrauens- und Gemeinschaftsverhältniß zwischen Gott und der einzelnen Seele. —

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sachsen.

№ 43. Dresden, den 22. October 1865.

Am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 10, 38—42.

*) **Der HErr Jesus gebe uns Gnade, daß wir sitzen Ihm zu Füßen, wie Maria that. Amen.**

Die kleine Geschichte, die wir heute lesen, giebt uns klare und gewisse Antwort auf jene Frage des Schriftgelehrten: „Was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Das Eine müssen wir thun, was Maria that: der Rede Jesu zuhören, Jesum im Glauben erwählen als „das beste, nothwendigste Theil, mein Ein und mein Alles, mein seligstes Heil.“ Mariä Sinn aber ist ein seltener Sinn; denn selten ist die Demuth, bei welcher allein der Glaube gedeiht, auf daß unsre Seligkeit, als auf unbeweglichen Grund, sich gründe nicht auf den Dienst, welchen wir dem Herrn Christo thun, sondern auf den Dienst, den wir vom Herrn Christo uns thun lassen.

V. 38. Es begab sich aber, da sie wandelten, ging Er in einen Markt. Da war ein Weib, mit Namen Martha, die nahm Ihn auf in ihr Haus. Der Marktflecken hieß Bethanien. Martha (d. h. Hausfrau), vermuthlich eine Wittwe, hatte da ein Haus, worin sie mit ihrem Bruder Lazarus und ihrer Schwester Maria zusammen wohnte. Marthä Hause gehört das Selig des Liedes: „O selig Haus, da man Dich aufgenommen!“ „Jesus aber hatte Martham lieb, und ihre Schwester und Lazarum“ (Joh. 11, 5.). Als nun der liebste Gast einkehrte in der Geschwister Haus, da waren beide mit Herz und Hand hoch bemüht, ihre Freude und Liebe Ihm zu beweisen, und bereiteten Ihm die Herberge. Der HErr hat Sich auf die Ruhebank zu Tische gelegt; bald thut Er Seinen Mund auf und predigt das süße Evangelium von der Ruhe, welche alle mühseligen Herzen bei Ihm finden sollten. Da kann Maria nicht mehr bei den Schüsseln und Töpfen bleiben, sie läßt Alles liegen und —

V. 39. Setzte sich zu Jesu Füßen und hörte Seiner Rede zu. Ein lebendiger Commentar zu dem Spruche: „Wie hat Er die Leute so lieb! Alle Seine Heiligen sind in — Deiner Hand“ (die behütende Liebe Gottes zieht den Knecht Gottes, Moses, so stark, daß er den HErrn anreden muß). „Sie werden sich setzen zu Deinen Füßen und werden lernen von Deinen Worten“ (5. Mos. 33, 3.). Auch was der HErr hernach über Maria ausspricht, erinnert an den Moses-Spruch, denn „das Erbtheil der Gemeinde Jakob,“ welches Moses dort preist (V. 4.), war Maria's seliges Theil, indem sie Jesum Christum, des Gesetzes Ende, erwählte. Sie setzte sich zu Jesu Füßen, eine demüthige Schülerin in der seligen Schule, da man (wie Tersteegen sagt) „seinen

*) Aus Besserts Bibelstunden.

ganzen Willen zum Schulgeld giebt, da das kleinste Kindlein obenan sitzt und Alles vergessen die höchste Weisheit ist." Sie hörte Seiner Rede zu. „Wie die zarten Blumen willig sich entfalten und der Sonne stille halten: laß mich so still und froh Deine Strahlen fassen und Dich wirken lassen." Maria kannte Jesum und wußte, wie Er am liebsten Sich lieben ließ. Er war gekommen, nicht daß Er sich dienen lasse, sondern daß Er diene (Matth. 20, 28.): so gab sie Ihm ihre Seele, daß Er ihr diene als Heiland und Hirte. Damit that sie Ihm den schönsten Liebesdienst, denn indem Er ihre Seele speiste und erquickte, that Er den Willen Seines Vaters, und das war Seine Speise. Martha hatte Jesum auch lieb; aber die Liebe ihrer Schwester verstand sie noch nicht. Sie hatte ihr Gefallen daran, ihre arme Liebe dem HErrn zu beweisen; wie Maria zu ruhen in der reichen Liebe des HErrn, das begehrte sie erst als Lohn ihrer Sorge und Mühe."

V. 40. Martha aber machte sich viel zu schaffen, Ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: HErr, fragst Du nicht darnach, daß mich meine Schwester (ver-) **läßt allein** (zu) **dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife.** Sie war so geschäftig, daß sie sich zerstreute in vielem Dienst, wie die Worte eigentlich lauten. Also sie gab bloß und nahm nicht, sie hörte die Worte des Lebens nicht, die Jesus sprach. Daß durch ihre viele Sorge und Mühe ihr Herz nicht erquickt und vergnügt wurde, mochte sie wohl spüren; ihre Worte klingen, als wollte sie sagen: „HErr, kümmert es Dich nicht, daß ich mir's so sauer werden lasse um Deinetwillen, während meine Schwester thut, als wärest Du um ihretwillen hier, als wäre sie der Gast und Du der Wirth?" Er war ja freilich der Wirth; Er bereitete der Maria einen Tisch und schenkte ihr voll ein (Ps. 23, 5). In Maria stellt die Tochter Zion sich dar, wie sie dem Bräutigam gefällt, denn was ist Ihm lieber als von dem Glauben bewirthet zu werden — mit den Gütern, die Seine Liebe zuvor gegeben? Ja, als Jesus in dies Haus zu Bethanien einging, da hielt Er das Mahl mit Maria, und sie mit Ihm (Offenb. 3, 20.), da genoß Er von den Früchten Seines Gartens, und that nach dem Worte: „Esset, Meine Lieben, und trinket, Meine Freunde, und werdet trunken" (Hohesl. 5, 1.). Daß Maria an Seinem Tische ihre Seele sättigte und Ihn erfreute, das war dem HErrn angenehmer, als Marthä Tischbereitung. Und wie ganz vergnügt und still hat sie zu Jesu Füßen gesessen! In ihren Sinn kam es nicht, unzufrieden und vorlaut zu sprechen: HErr, sage doch meiner Schwester, daß sie auch zuhöre!

V. 41. 42. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe: Eins aber ist noth! Maria hat das gute Theil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden. Als spräche Er: Laß sie mit Frieden, sie dient Mir wohl! Nichts Anderes will Ich ihr sagen, als was sie nun hört. Du machst dir viele Sorge und Mühe aus Liebe zu Mir, und deine Liebe gefällt Mir wohl; aber Martha, Eins ist noth! Weß getröstest du dich: deiner Liebe zu Mir, oder Meiner Liebe zu dir? Martha, Mein Werk für dich muß dich selig machen, nicht dein Werk für Mich! Erst nimm du Mich, dann nehme Ich dich; erst laß dir Meine Gnade gefallen, dann will Ich Mir gefallen lassen deine Liebe und deinen Dank. Maria hat dies gute Theil, Mich selber, erwählt, und das soll nicht von ihr genommen werden, weder jetzt noch jemals, auch dann nicht, wenn zum „Angreifen" und „Dienen" sie nichts hätte, auch dann nicht, wenn sie ihre Liebe zu Mir nicht empfände und in sich nur Angst und Tod fühlte: denn Meine Lieb währt ewiglich. — O meine Seele! knie auch du anbetend nieder vor dem Freunde der Seelen, der in Leutseligkeit Sich dir naht, den herzlich danach verlangt, dich zu erfreuen und zu laben mit dem Kusse Seines Mundes. Er hat Sich müde gegangen — nach dir! Er sucht Ruhe — nicht bei dir, sondern für dich; Er läßt Sich von dir aufnehmen und beherbergen, daß Er dich aufnehme und beherberge; Er setzt Sich an deinen Tisch, um ihn dir zu bereiten. Sein holdseliger Mund trieft von Segen; Seine Gnade, Seine Liebe, Seine Freude, Seinen Frieden, Sein Leben und Seine Seligkeit will Er in dein sündiges, kaltes, trauriges, friedloses, unseliges Herz schütten, jetzt durchs Wort und Sacrament, einst mit dem Leuchten Seines Antlitzes in offenbarer Herrlichkeit. Er ist der allmächtige Gott, vor Ihm verhüllen die Seraphim ihr Angesicht, vor Ihm bebt die Erde und flieht der Himmel; Er bedarf deiner nicht und dennoch sucht Er dich. Was müheſt du dich, Ihm zu dienen? O, bemühe dich zuerst, Seiner zu genießen, so dienst du Ihm ohne Mühe. Was ängstigst du dich, Ihm etwas zu geben? Bereite ihm dein Herz, so hast du Ihm schon gegeben, was Er begehrt. Gelobt sei JESUS, unser Gott, Er zeigt uns, was noth ist, und giebt es auch! Er ist das Eine, das noth ist, und Er bittet uns, im Glauben Ihn anzunehmen — das Eine ist noth!

Eins ist noth! Du bist, mein Bruder, aus dem Tode in Sünden erweckt worden. Selig willst du gern werden, und du weißt auch, daß, wer das will, Christo dienen muß. Aber siehe, nun machst du dir, wie Martha, viel zu schaffen, läufst hierhin und dorthin, willst große Werke thun, Andere bekehren, denkst vielleicht, du müssest zu den Heiden gehen, um deine Liebe dem HErrn zu beweisen. Aber bedenkst du auch, daß vor allen Dingen noth ist, Gottes Gnade in Christo, deines Jesu theures und genugsames Verdienst, recht zu erkennen und im Glauben fest zu fassen, in Ihm erst zur Ruhe und Stille, zum Frieden Gottes, höher als alle Vernunft, zu kommen? Wohlan, „sammle die zerstreuten Sinne aus der Vielheit in das Ein," setze dich zu Jesu Füßen, suche Seinen

Umgang im Gebete und im Erforschen Seines Wortes, iß und trink Sein Fleisch und Sein Blut, schmecke im Glauben Seine Freundlichkeit: alsdann stehe auf, Ihm zu dienen mit willigem und freudigem Geiste, Ihn zu speisen und zu tränken in Seinen armen Gliedern, mit zu arbeiten, daß Sein Reich komme. Nach jedem vollbrachten Tagewerke aber kehre wieder zu Seinen Füßen zurück als ein unnützer Knecht, um da zu erfahren, was Zinzendorf singt: „Man danket Gott, wenn man sich selbst vergißt, und denkt an Nichts, als daß ein Heiland ist." Wem sein Amt in der Gemeinde, im Hause oder im obrigkeitlichen Stande viel Arbeit an Andern gebietet, der hat das Wort: Eins ist noth! desto ernstlicher zu beherzigen und desto brünstiger zu beten: „In Deine Arme sammle mich, Zerstreuung ist mir fürchterlich: halt Du mich recht zusammen!" — Eins ist noth! Hatte Martha nöthig, dies Wort sich zurufen zu lassen, die doch dem HErrn Jesu in Liebe diente: wie sollte dies Wort das Herz der Weltmenschen durchbohren, die für ihren Bauch, für ihre Ehre, für ihre Augenlust viele Sorge und Mühe haben und vergessen, daß sie entweder ewig selig, oder ewig verloren sein werden! Sage, was ist nach deinen Begriffen einzig noth? O viel vergebliche Unruhe (Ps. 30, 7.) machen sich Alle, die außer in Gott Ruhe suchen und „dennoch kein wahres Vergnügen erjagen." — Eins ist noth! Das Wort dringe, als ein zweischneidiges Schwert, durch die Seelen der halbschlächtigen Frommen, die zwar in den Himmel kommen wollen, aber nicht um Erhebung seufzen für „die matten Kräfte, sich einmal zu reißen los, und durch alle Weltgeschäfte durchgebrochen stehen bloß," die zwar nach dem Reiche Gottes trachten, aber nicht am ersten, nicht mit Ringen (Cap. 13, 24; Matth. 6, 33.). — Eins ist noth! Das Wort weise uns den einfältigen, königlichen Weg in dieser Zeit vieler Künste, da man mit „vieler Sorge und Mühe," mit Verfassungs-Entwürfen, mit Vereinen ohne Zahl, kurz mit allerlei menschlichem Beginnen dem Reiche Gottes zu dienen unternimmt. Maria aber setze sich zu Jesu Füßen und höre Seiner Rede zu! Ihren Marienplatz behalte die Kirche, so wird nicht von ihr genommen werden ihr Theil, ihr Licht und Recht, das gesegnete Vermögen Levi's (5. Mos. 33, 11.). „Eins bitte ich vom HErrn, das hätte ich gerne, daß ich bleiben möge im Hause des HErrn mein Lebenlang" (Ps. 27, 4.).

Allerliebster Herr Jesu, schaffe uns durch Deines Geistes Kraft Herzen, die das Eine nothwendige Theil erwählen! Laß uns durch wahrhaftigen Glauben in Deinem Worte Dich ergreifen und halten über Alles, in Dir Frieden haben und volle Genüge, und dann uns Dir begeben zu einem ganzen und willigen Opfer. Ja, HErr, in Dir ruhen und Dich wirken lassen, das hätten wir gerne. Heilige uns, daß unser Leben ohne Sorge und Mühe Dir diene, schaff in uns Maria-Herzen, dann werden Dir gefallen die Werke unsrer Martha-Hände. Amen.

Eigene Melodie.

Eins ist noth! Ach HErr, dies Eine
Lehre mich erkennen doch;
Alles Andre, wie's auch scheine,
Ist ja nur ein schweres Joch,
Darunter das Herze sich naget und plaget
Und dennoch kein wahres Vergnügen erjaget.
Erlang ich dies Eine, das Alles ersetzt,
So werd' ich mit Einem in Allem ergötzt.

Bethanien.

Der Flecken Bethanien, im Gebiete des Stammes Benjamin, in welchen uns unser heutiger Sonntagstext führt, ist auf unserm in Nr. 38 mitgetheilten Kärtchen nicht vergessen worden. Er war zwar klein und unbedeutend (im alten Testament wird er nicht genannt), aber er hat durch die Geschichte des HErrn, der dort oftmals weilte, Bedeutung bekommen.

„Armenhaus" heißt auf Deutsch der Name des Ortes. Der Ort selbst lag etwa 15 Stadien (Luther: Feldwegs) südöstlich von Jerusalem entfernt, d. i. ungefähr eine halbe bis Dreiviertelstunde. Man ging, um von Jerusalem dahin zu gelangen, über den Bach Kidron und den Oelberg, an dessen östlichem Abhange sich die Häuser und Gärten Bethaniens hinzogen. Wer von Jerusalem nach Jericho wandelte, ließ den Ort daher zur Seite liegen. Die Gegend wird uns als eine noch heute sehr liebliche beschrieben. Zwischen Feigen-, Mandeln- und Granatbäumen schauen die Häuser des Ortes hervor.

Den herrlichsten Glanz aber verliehen dem Orte die dort geschehenen Thaten, die dort geredeten Worte des Weltheilandes. Das Haus des Lazarus und seiner Schwestern Maria und Martha war dem, der nicht hatte wo Er sein Haupt hinlegte, eine freundliche Herberge. Dort vollbrachte Er an seinem Freunde das große Wunder der Todtenerweckung, an welchem der Feind vernehmlich Anlaß zu Seiner Verfolgung nahm. Dort ward Er im Hause Simons, des Aussätzigen, mit kostbarer Narde gesalbt. Bis dorthin führte Er, als Er auffahren wollte, nach der Auferstehung Seine Jünger.

Heutzutage liegt dort ein ärmliches, ausschließlich von muhamedanischen Arabern bewohntes Dorf von etwa 20 Häusern, das den Namen El Asarije, d. i. Ort des Lazarus, führt. Denn vor allen Erinnerungen, die sich an den Ort knüpfen, hat sich die Auferweckung des Lazarus in den Vordergrund gestellt. Man zeigt noch heute das sogenannte Kastell des Lazarus und bezeichnet damit das angebliche Wohnhaus des Freundes JEsu; außerdem aber

Bethanien.

das Grab des Lazarus, mitten in dem Dörflein gelegen. Das letztere ist eine dunkle Felsengruft, zu welcher man auf ziemlich engen und beschwerlichen Stufen hinabsteigt. Dort lesen die Franziskaner aus Jerusalem jährlich zweimal eine Messe. Im Anfang der christlichen Zeit stand über dem Grabe eine Kirche. Jetzt ist dieselbe verschwunden; dagegen steht eine, wahrscheinlich aus den Trümmern jener Kirche erbaute Moschee neben dem Grabe. Auch dem Muselmanne scheint die Erinnerung an Lazarus werthvoll zu sein; wenigstens kennen die Einwohner des alten Bethaniens nur noch den Namen El Asarije (Lazarusort), während ihnen der Name Bethanien völlig fremd geworden ist. Auch den Stein zeigt man noch, auf welchem Jesus gesessen haben soll, als er mit Martha und Maria vom Tode ihres Bruders redete.

Daß der Ort eine vielbesuchte Wallfahrtsstätte ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Die Pilger werden auch zum Hause Simons des Aussätzigen und zu dem der Maria Magdalena geführt, die nach der Legende jenes Weib gewesen sein soll, das dem HErrn im Hause Simons mit Nardenwasser salbte.

Die körperlichen Vorzüge des Menschen vor dem Thiere.

Es wird nicht allein mir, sondern manchem Andern auch schon passirt sein, daß man sich aus dem Vielen, was man in seiner Jugendzeit gehört hat, gerade dessen am ersten wieder entsinnt, was uns zwar als anerkannt wahr und richtig hingestellt wurde, gleichwohl aber mancherlei Zweifel in uns rege machte. Da ich noch in die Dorfschule ging, hielt es unser Lehrer für zweckentsprechend, im Religionsunterrichte zwei volle Stunden von den körperlichen Vorzügen des Menschen vor dem Thiere zu sprechen. Obwohl ich noch ein unreifer Knabe war, befriedigte mich seine Darstellung durchaus nicht. Der aufrechte Gang, den er, z. B. mit anführte, war mir gar kein Vorzug; den hatten ja unsere Gänse und Hühner auch. Und wenn ich auch nicht wünschte, auf allen Vieren zu gehen oder Federn zu haben wie ein Vogel, oder einen dicken Pelz wie unser Pudel, so beneidete ich diese Thiere doch sehr, weil ich nicht auch fliegen konnte wie die Vögel und schwimmen und untertauchen wie die Gänse und so schnell laufen wie unser Pudel. Dachte also bei mir, mit den äußeren Vorzügen kann es doch nicht so weit her sein. Später erfuhr ich allerdings noch von einigen andern Eigenthümlichkeiten, die der Mensch schon in seinem Knochenbaue vor den Thieren voraushaben sollte. Das Fersenbein, so sagte man mir, ist das Unterscheidende im Knochenbau des Menschen. Anlagen dazu kommen indeß bei andern Thieren auch vor und wie man schreibt, soll es der Gorilla, ein neuentdeckter Affe, auch besitzen. Indeß ist dieser Vorzug des Fersenbeines gar nicht so bedeutsam und ich meine, trotz des Fersenbeines würde es einem Menschen doch recht schwer fallen, wenn er wie ein Reiher oder Storch ganze Nächte auf einem Beine stehen und schlafen sollte. Ganz neuerdings erfuhr ich, daß der Mensch in seinem Schädel das Keilbein mit seinen beiden Flügeln, das eine Aehnlichkeit haben soll mit der Bundeslade und dem Cherubim darüber, ausschließlich besitze. Der große Vorzug, der darin liegen soll, würde allerdings erst noch nachzuweisen sein.

Nun macht aber in neuerer Zeit ein Engländer, Namens Darwin, viel von sich reden, welcher auf die äußeren Vorzüge des Menschen seine Behauptungen gründen muß. Dieser Darwin sagt, daß eine besondere Thier- oder Menschenschöpfung, wie sie die Schrift uns erzählt, gar nicht vorgekommen sei. Denn das wäre ja ein Wunder, eine unmittelbare That Gottes und würde die Wirklichkeit der Wunder außer Zweifel setzen. Aber die Naturwissenschaft unserer Tage hält Wunder für unmöglich. Ja, einer ging in einer vielgelesenen, sonst sehr conservativen Zeitung neulich so weit, zu sagen, daß die Annahme von Wundern auf Menschen und menschliche Zustände entsittlichend wirke. Lassen wir den. Aber wie gesagt, jener Darwin läugnet eine Menschenschöpfung, wie sie die Schrift bietet. Durch natürliche Zuchtwahl, d. h. dadurch, daß die Natur immer dasjenige, was lebensfähiger war, zur Fortpflanzung auswählte, sind allmählich aus den niederen Pflanzenarten höhere, aus den Pflanzenarten Thierarten und aus den Thierarten zuletzt der Mensch entstanden. Da also der Affe, weil er dem Menschen am ähnlichsten ist, und der Frosch, weil er vor allen Thieren den Besitz einer Wade voraus hat, die nächsten Ansprüche haben, Ahnen des Menschen zu sein, so müssen wir's natürlich Jedem freistellen, der dem Darwin anhängt, wen er als ältesten Vorfahren in seinem Ahnensaal aufstellen will, den Affen oder den Frosch. Auf eine vollständige Widerlegung des Darwin haben wir es heute nicht abgesehen. Hoffentlich kommen die neuern Naturforscher, die den Darwin wie einen neuen Evangelisten ansehen, weil er nun endlich der Welt die frohe Botschaft gebracht hat, daß der Mensch ein vervollkommnetes Thier sei, aus einer ewigen Urzelle oder aus Meerschaum, wie Oken meint, ohne Gottes Zuthun entstanden, noch von selbst zur Vernunft, so daß es einer ganz ausführlich und grundgelehrten Widerlegung nicht erst bedürfen wird. Nur darüber wollen wir heute unser Befremden aussprechen, warum diese natürliche Zuchtwahl bei der Menschbildung nicht diejenigen Eigenschaften mit aufgenommen hat, die wir bei vielen Thieren doch für ganz besondere Vorzüge halten müssen. Ich dächte gerade, daß die „vollkommenste Thierart, der Mensch" eine Zusammenfassung alles dessen sein müßte, was wir bei anderen Geschöpfen als Vorzug ansehen. Nun aber können wir wohl dreist behaupten, daß der Mensch ein sehr schwaches, keineswegs körperlich so bevorzugtes Wesen ist. Vergleichen wir seinen Körper mit denen der Thiere. Achten wir zunächst auf die einzelnen Sinne. Dieselben sind bei vielen Thierarten schärfer denn bei dem Menschen. Der Adler, der Falke, die nächtliche Eule sehen von bedeutender Höhe herab ein kleines Thier und so scharf, daß sie schnurgerade herniederschießen und es fassen. Wir Menschen sehen in solcher Entfernung oft nicht einmal den Adler oder Falken. Auch mit der viel gepriesenen Macht des menschlichen Auges über das Thier ist's gar nicht weit her. Man geht in eine Menagerie. Der bramarbasirende Thierbändiger, der in den Käfich des Löwen, des Tigers steigt, macht einen grimmigen Blick auf diese großen Katzen. Sie können diesen Blick nicht ertragen, sie beugen sich anscheinend vor der Macht des menschlichen Auges. Täuschung! Wie steht's in der Nacht? Ich meine, daß es da dem Menschen schwer wird, die starrenden, feurigen Augen eines solchen Raubthieres zu ertragen. Das zu viele Licht des Tages macht's, daß jene Thiere weder das menschliche Auge noch sonst einen Gegenstand lange ansehen können. Andere Thiere, wie Schlangen mit ihren stechenden Augen, Seehunde mit dem großen seelenvollen Auge, verwundete Vögel können den menschlichen Blick allezeit aushalten.

Noch bevorzugter sind viele Thiere hinsichtlich ihres Geruches. Die meisten Menschen wissen jetzt gar nicht mehr, wozu sie die Nase haben. Denn das Athmen könnte ja durch den Mund allein besorgt werden und muß es ja auch, wenn wir an heftigem Schnupfen leiden. Die Nase dient zunächst zum Riechen. Die Feinheit des Geruchs geht uns ab. Von den Baschkiren erzählt man allerdings, sie seien in dem Kriege von 1813 auf Bäume gestiegen, um von Weitem zu riechen, ob Kaffee trinkende Sachsen oder nach Knödel duftende Baiern, oder Tabak kauende Ungarn in der Nähe stünden. Von den Indianern sagt man sogar, daß sie mit Auge und Nase die frische Spur des Wildes verfolgten. Aber was ist das Alles gegen die Leistungen von Hunden, Kameelen, Fliegen, Käfern u. s. w. mit ihren Geruchsorganen! Man weiß, daß Kameele auf mehrere Meilen weit in der Wüste das Wasser oder doch wenigstens Wasser enthaltende Gegenden riechen. Hunde finden die Fährte des Wildes und die Spur ihres Herrn auf dem betretensten Wege. Die gewöhnliche Fleischfliege und der kaum zolllange Todtengräber (ein Käfer) riechen das Aas auf weite Strecken hin. Dasselbe finden wir bei Füchsen, bei Geiern und andern Raubthieren. Auch kann man sich bald genug überzeugen, wie die Nase vieler Thiere durch die vielfach gefaltete Nasenwand, auf der sich der Riechnerv ausbreitet, zum Riechen besser eingerichtet ist, denn die der Menschen.

Was nun das Ohr anlangt, so stehen die Menschen den Thieren hinsichtlich der Schärfe gleichfalls nach. Ein Mozart mochte wohl einen jeden falschen Ton heraushören aus der lautesten und schnellsten Musik, aber jenem ganz tüchtigen russischen Offizier, der Peter den Großen begleitete, gefiel das Stimmen der Instrumente vor der Musikaufführung am besten. Indeß weder Mozart noch jener Russe dürften gleich der Eule das sanfte Pfeifen einer Maus auf mehrere hundert Schritte Entfernung hören, oder wie ein Fuchs, ein Hirsch den leisen Fußtritt, ja die leise Armbewegung eines Jägers auf weite Strecken hin vernehmen. Und wir wissen ja, wie das leiseste Geräusch einen schlafenden Hund sofort aufweckt.

Hinsichtlich des Geschmackes können wir zunächst feststellen, daß jedes Geschöpf weiß, was ihm gut schmeckt. Jedem natürlich ein anderes. Und so können wir eben über den Geschmack im Allgemeinen nicht disputiren. Wenn aber der Geschmack wie bei Ziegen, kranken Kühen, Wachteln und verschiedenen Vögeln dazu dient, die Kräuter aufzusuchen, die dem Körper am heilsamsten sind, so möchten wir auch hier den Geschmack der Thiere höher schätzen, als den Geschmack eines Weinkenners, dem jeder Tropfen, den er auf die Zunge bringt, Geburts- und Heimathsschein sofort abliefern muß.

Zu diesem will ich noch einiges Besondere erwähnen, von dem ich nicht weiß, welchem Sinne ich es zuschreiben soll. Daß Hunde, Schafe, Spinnen und verschiedene Vögel die Aenderung der Witterung vorausfühlen, ist bekannt genug. Einige Seevögel verkünden lange vorher dem Schiffer den nahenden Sturm. Jäger, welche die beflügelten Ameisen beobachteten, wußten schon am Vormittage, daß gegen Abend starkes Gewitter kommen werde. Ja, aus manchen Thätigkeiten der Thiere schließt man

auf harten oder milden Winter, sowie auf dessen zeitiges oder spätes Eintreten. Ein französischer General eroberte in den Revolutionsjahren Holland, auf die Behauptung eines Gefangenen vertrauend, welcher durch Beobachtung der Spinnen auf einen harten Winter schloß. Der harte Winter trat ein, die Kanäle froren zu und die Eroberung dieses Wasserstaates ward dadurch ermöglicht. Bekannt ist es, daß die alten Seeleute, die noch keinen Compaß hatten, Vögel ausfliegen ließen, sobald sie sich nicht mehr zurechtfinden konnten. Diese nahmen den Flug alle Zeit dem nächsten Lande zu. Vor nicht langer Zeit brachten Naturforscher Tauben aus Köln mit und ließen sie von einem hohen Thurm in Sachsen ausfliegen. Die Thiere machten erst große Kreise, dann aber nahmen sie die Richtung direct nach Köln und kamen wohlbehalten dort an. Hier sieht man Sinnesthätigkeiten, die man bei dem Menschen vergeblich sucht.

Noch bedeutender tritt die menschliche Schwäche hervor, wenn wir die Leistungsfähigkeit seiner Muskeln mit der Leistungsfähigkeit der Thiermuskeln vergleichen. Es giebt Herkulesse, die 5 Ctr. mit Leichtigkeit aufheben. Aber siehe den Löwen. Er nimmt in seinen Rachen ein ganzes Pferd und trägt es fort. Die Stechfliege, genau so groß wie unsere Stubenfliege, sticht eine andere oft größere Fliege an und trägt sie pfeilschnell durch die Luft. Der Adler nimmt ein 40 Pfd. schweres Reh und mit mächtigem Flügelschlage schwingt er sich aufwärts. Ich habe einst Maulwurfsgrillen längere Zeit beobachtet. Indem ich zwei Bücher mit dem Rücken an einander legte und die Maulwurfsgrille nöthigte, durch die Spalte zu laufen, sah ich, daß sie mit ihren gewaltigen, händeartigen Vorderfüßen die Bücher nach rechts und links auseinanderschob. Die Bücher waren mindestens 130 mal so schwer, als dieses Thier. So hätten sie, mit unseren Kraftäußerungen verglichen, so viel geleistet, als wenn ein Mensch 60 Ctr. nach rechts und 60 Ctr. linkshin schiebt. Und wie ungeheuer schnell ist die Bewegung der Thiere! Ein gewöhnlicher Floh springt fast 150 seiner Fußlängen und dürfte in Zeiten der Verfolgung gut 3—400 Fußlängen in einer Secunde zurücklegen. Hätte der Mensch eine verhältnißmäßig gleiche Schnelligkeit, so würde er zu einer deutschen Meile kaum mehr als 1½ Minute brauchen. Unsere Courierzüge auf den Eisenbahnen gehen ziemlich schnell, ich glaube über 30 Fuß in der Secunde. Aber wer mit solch einem Zuge fährt und beobachtet durch das Fenster an heißen Tagen die Bremsen, wird wahrnehmen, daß dieselben nicht nur gleichen Schritt halten, sondern spielend einmal ein großes Stück rückwärts, dann wieder vorwärts fliegen. Ein Windspiel läuft noch einmal so schnell, als ein Courierzug, und ein Adler würde den Weg, den ein Courierzug zurücklegt, in gleicher Zeit dreimal machen. Der Mensch aber hat nur 5—6 Fuß Schnelligkeit in der Secunde.

Füge hierzu die außerordentliche Wiedererzeugungskraft bei manchen Thieren. Einer Eidechse wächst der Schwanz wieder, wenn er abgetreten ist; einem gewöhnlichen Nöhrling (Wassereidechse) wachsen sogar die weggeschnittenen Zehen und Kämme wieder an. Regenwürmern kann man den vierten Theil ihres Körpers wegschneiden — er wächst wieder. Ja, manche Infusionsthierchen sollen den Taschenspielerschwank, aus einem Meerschweinchen zwei zu machen, an sich selber ausführen und durch Theilung sich fortpflanzen. Wie lange krankt der Mensch an einer kleinen Wunde! Wie ohnmächtig liegt er da, wenn er einen Arm, ein Bein gebrochen hat. Abd-el-Kader erzählt, daß ein arabischer Hengst, dem ein Bein abgeschossen war, ihn dennoch aus dem Schlachtgetümmel getragen habe. Ein Mensch ist in ähnlicher Lage kaum einer Bewegung fähig.

Sagt man, daß der Bau der Hände den Menschen auszeichne, so ist der Knochenbau der vier Hände beim Affen ja genau derselbe. Selbst das Sprachorgan geht den Thieren nicht ab. Manchen Vögeln, wie dem Nußhäher, braucht die Zunge gar nicht gelöst zu werden und gleichwohl lernen sie verschiedene Worte sprechen.

Von ganz besonderen Vorzügen des menschlichen Leibes vor dem Thierleibe zu reden, dürfte bei solchen Wahrnehmungen mehr als gewagt sein. Aber im Leiblichen wollen wir auch gar nicht den Vorzug des Menschen suchen. Der Vorzug des Menschen ist der Hauch aus Gott, der in ihm ist und der uns Menschen auch nach dem Sündenfalle verblieb. Wir müssen annehmen, daß vor dem Falle der Menschen auch ihr Leib wundersame Eigenschaften gehabt habe, die aber verloren gingen, als der Tod, der Sünde Sold, sein Recht auch am Menschenleibe übernahm. Da ist der Mensch gedemüthigt worden, tief, gar sehr tief. Er, der Herr der Schöpfung, steht mit seinem Leib nun in vielen Stücken den andern Geschöpfen nach! Aber eins — wodurch er einzig in seiner Art dasteht, wodurch sich der besondere Schöpfungsact Gottes, der ihn hervorbrachte, bewahrheitet und rechtfertigt — eins ist ihm geblieben, das ist der Hauch aus Gott. Dadurch vermag der Mensch auch seinem Leibe die Vorzüge einigermaßen zu ersetzen, die er verloren hat, und mag alle andern Geschöpfe übertreffen, oder die Vorzüge der Geschöpfe für sich ausbeuten. Der Hauch aus Gott, der ihm innewohnt, giebt ihm Fernröhre, die sein Auge schärfer machen, denn des Adlers Auge, giebt ihm Hebelwerke, dadurch er mit leisem Fingerdruck tausendmal mehr leistet, als das stärkste Thier, zwingt sogar die furchtbarste Naturkraft in seinen Dienst, daß sie blitzschnell seine Gedanken über die weite Erde trägt. Wie tief erniedrigen sich jene Gelehrten, die nur den Thierleib des Menschen ansehen und den Hauch aus Gott, der im Menschen ist, vergessen. Sie rauben sich muthwillig die Seligkeit des Bewußtseins, göttlichen Geschlechts zu sein, und wenn der Staubleib zerfallen ist, heimzukehren zu Dem, dessen Hauch sie sind.

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

I. Hannibal und Phormio oder Gottes Wunderleute und ihre Affen.

(Fortsetzung.)

Aber es geht also in der Welt: Wo Gott eine Kirche baut, da kommt der Teufel und baut daneben eine Capelle, ja wohl unzählige Capellen; gleich als hier: Wo er einen feinen Mann giebt, es sei im geistlichen oder weltlichen Stande, so bringt der Teufel seine Affen und Gäuche auch zu Markt, die Alles nachthun wollen; und wird doch eitel Affenspiel und Gäuchwerk daraus. Denn es sind die Leute nicht (spricht die Schrift), durch welche Gott will Glück und Heil geben. Sie aber, die heillosen Leute und verdrießlichen Narren, meinen nicht anders, denn sie müssen sich stellen, wie die rechtschaffnen Weisen, großmüthigen Leute thun, als gehöre Nichts mehr dazu, denn sich also stellen.

Aber die Rechtschaffnen stellen sich nicht weise noch thätig, sondern sie sind und thun's. Ich habe derselben einen gesehen, der konnte auch Alles. Sagt man von Kriegen, so hatte er, weiß nicht, wie viel Hannibal erschlagen; sagt man von Recht und Weisheit, so hatte er funfzehn Salomon im Maule, im Herzen einen ganzen Schwarm von Narren; Niemand war Ichtes (Etwas), er war es Alles; daher nennt man ihn Doctor Spieß, weil er ein Edelmann und Reiter war.

Aber sein Geschlecht hat sich sehr gemehrt, daß nicht allein in König- und Fürsten-Höfen viel Doctor Spieß sind, sondern auch in Städten und auf dem Lande will Jedermann Doctor Spieß sein, und wenn er's Regiment kann haben, so versiegelt er's auch wirklich also, daß man sagen muß: Hier ist Doctor Spieß gewesen. Denn wenn's zum Treffen und zur Noth kommt, so findet sich doch die Art, daß sie nichts taugen, und läßt die Katze das Licht fallen, und läuft der Maus nach, und verschwindet beide, der Doctor und der Spieß, mit einander, ohne daß er muß Doctor Spieß heißen. Ach, wo nichts innen ist, da geht Nichts aus.

Doch wäre es leidlich und träglich, wo solche Affen und Gäuche narrten in geringen Sachen, als im Haushalten. Aber wenn es betrifft Land und Leute, Königreiche, Fürstenthum, und dergleichen große, wichtige Sachen, beide in Krieg und Friede, daß alsdann einer will Hannibal oder Naëman sein, der Nichts mehr denn Phormio oder Hanswurst ist, und doch sich solcher Werke unterstehet, da er nicht der Mann zu ist geschaffen; das ist der leidige Teufel und richtet Jammer und alles Unglück an.

Man hebt jetzt an zu rühmen das natürliche Recht und natürliche Vernunft, als daraus gekommen und geflossen sei alles geschriebene Recht; und ist ja wahr und wohl gerühmt. Aber da ist der Fehler, daß ein Jeglicher will wähnen, es stecke das natürliche Recht in seinem Kopfe. Ja, wenn du Naëman, Augustus, Herzog Friedrich, Fabian von Feilitz wärest, so wollte ich's glauben; wo rechnest du aber das hin, daß du derselben Keiner bist? Wenn Herzog Friedrich seine eignen Worte in dein Mund legt und seine Gedanken in dein Herz steckt, dennoch würdest du damit nichts Anders, denn das du bist, und bliebest Phormio und Hanswurst wie zuvor, und sollte weder Glück noch Heil bei dir sein. Also schreiben auch die Heiden, aus Erfahrung gezwungen. Es geschieht, daß Zwei gleich einerlei Werk thun; noch sagt man: Der thut recht, dieser thut unrecht, denn es liegt an der Person. Will Gott dieselben haben, so muß es gerathen, wenn es gleich Claus Narre wäre. Ist's nicht die Person oder der Mann, so geräth es nicht, und wenn neun Salomon in seinem Kopfe, und funfzehn Simson in seinem Herzen säßen.

Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber eben so wohl regieren und kriegen, als David, Augustus, Hannibal, und müßten Phormiones so gut sein, als Hannibales; ja, alle Menschen müßten gleich sein und keiner über den anderen regieren. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollte hieraus werden? Aber nun hat's Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind, und einer den anderen regieren, einer dem anderen gehorchen soll. Zween können mit einander singen (das ist, Gott Alle gleich loben), aber nicht mit einander reden (das ist, regieren); Einer muß reden, der Andere hören. Darum findet sich auch also, daß unter denen, so sich natürlicher Vernunft oder Rechts vermessen und rühmen, gar viel weiblicher und große natürliche Narren sind. Denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein seltsam Ding unter den Menschenkindern.

Solche Wunderleute Gottes wollen wir diesmal lassen, sammt ihren Affen und Wunderleuten des Teufels; denn Gottes Wunderleute, und die Davides oder Hannibales sind so gethan, daß sie deines und meines Rathes nicht bedürfen in ihrem Regiment, als die einen besseren Meister haben, der sie schafft und treibt.

Die Affen sollten ihnen wohl billig lassen rathen und sagen, dürften's auch wohl; sie wollen's aber nicht thun, sondern den rechten Wunderleuten gleich sein, und ihnen Alles nachthun. Denn der Teufel reitet und führet sie, wie wohl auch die rechten Wunderleute zuweilen sich vermessen, und das Glück zu hoch versuchen; oder, wenn ihr Stündlein kommt, daß Gott die Hand abzieht um ihrer Vermessenheit und Undankbarkeit willen, so fallen sie also, daß alsdann kein Rath noch Vernunft mehr helfen kann, und müssen untergehen, wie Hannibal geschah. Sie fühlen's aber wohl, und ihr Herz sagt es ihnen gar gewiß, wenn das Glück sich verkehren will, oder wenn sie es übermacht haben mit der Vermessenheit. So nehmen wir nun vor uns die Andern, die nicht Wunderleute sind, noch von Gott also getrieben werden.

Hier fragt sich's: Soll man denn Nichts lernen oder nachfolgen guten Exempeln der weisen und großen Leute? Warum bildet man uns denn solche Exempel vor, gleichwie im geistlichen Stande bildet uns die Schrift Christus und seine Heiligen zum Exempel? Antwort: O wer nur wohl könnte! Freilich soll man nachfolgen guten Exempeln in allen Ständen, aber sofern, daß wir nicht zu Affen werden und Affenspiel treiben. Denn der Affe will alle Dinge nachthun und folgen.

Es heißt: Ein Jeglicher soll sich selber prüfen, was er vermag, wenn er will einem Andern nachfolgen; denn wir sind nicht alle gleich. Wer so schwach ist, daß er nicht wohl gehen kann, dem ist's keine Schande, daß er einem Starken nicht gleich läuft, sondern stehet ihm ehrlich an, daß er sich leiten und führen lasse, oder an einem Stabe gehe, bis er auch komme, sofern er kann, und lobe den Starken, der ihm so weit zuvorläuft. Man spricht: Wer nicht Kalk hat, der muß mit Koth mauern; und heißt dennoch auch gemauert und den Kalkmaurern nachgefolgt; aber nicht gleich gut gemacht. Und was macht doch ein Kranker, daß er dem Starken will gleich arbeiten oder laufen, ohne daß er sich desto mehr verderbe oder tödte? Also, wenn Doctor Martinus nicht so gut Epistel kann schreiben oder predigen, als St. Paulus zu den Römern, oder als St. Augustinus, so ist's ihm ehrlich, daß er das Buch aufthut und bettelt eine Parteken (ein Stück) aus St. Paulo, oder aus St. Augustino, und predige ihnen nach. Ob er's nicht so gut macht, noch ihnen gleich thut, so soll er denken, er sei nicht St. Paulus noch Augustinus, die ihm weiter zuvorspringen, und er ihnen nachkriecht.

Und wenn Doctor Spieß nicht so weise und hochvernünftig sein kann, als Herzog Friedrich oder Fabian von Feilitz; so stehet's ihm wohl an, daß er hingehe und lasse sich lehren, oder lese die Bücher der Rechten, die von den Helden der Weisheit gesetzt sind, den klein Verständigen und schwach Vernünftigen zur Lehre und Exempel, denn sie nachkriechen sollen, weil sie von sich selbst ihnen nicht gleich nachlaufen oder springen können. Wenn Phormio nicht so

wohl zu kriegen weiß, als Hannibal, so halte er sich an Hannibal, und lerne von ihm, so viel seine Natur vermag zu lernen; was er nicht erreicht, das lasse er Hannibal, und denke, daß er Phormio und nicht Hannibal ist.

Aber das ist der Teufel und Plage in der Welt, daß wir in allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Gesicht, Farbe u. s. w. unter einander ungleich sind, und allein in der Weisheit und Glück alle wollen gleich sein, da wir doch am allerungleichsten unter einander sind; und, das noch viel ärger ist, ein Jeglicher will hierin über den Andern sein, und sonderlich Doctor Spieß und Meister Phormio, die dürfen auch wohl die rechten Wunderleute meistern und für Narren achten, und kann den schändlichen Narren und Klüglingen Niemand nichts recht thun; wie Salomo spricht: Ein Narr dünkt sich klüger zu sein, denn sieben Weisen, die das Recht setzen. Es ist das Gift der Erbsünde uns angeboren, und der Biß vom Apfel, dadurch uns der Teufel hat klug und Gott gleich gemacht. Daher kommt's, daß Narren nicht wollen Narren sein, und Doctor Spieß der größte Doctor, und Meister Klügel der größte Meister ist auf Erden; diese regieren in der Welt. Gott plagt uns mit solchen Leuten.

Also schreibt auch der Heide Plato, es sei zweierlei Recht, eins von Natur, und eins durch's Gesetz, geschaffen und gemacht Recht. Ich will es das gesunde und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das geht frisch hindurch, auch ohne alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze; aber wo die Natur nicht da ist, und soll's mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk, geschieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken Natur steckt. Als, wenn ich ein gemein Gesetz stellte, man sollte zwei Semmel essen und ein Nösel Wein trinken zur Mahlzeit; kommt ein Gesunder zu Tisch, der frißt wohl vier oder sechs Semmel, und trinkt eine Kanne oder zwei, und thut mehr, denn das Gesetz giebt; kommt der Kranke dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an solchen Gesetzen, denn seine kranke Natur vermag, oder muß sterben, wo er sollte das Gesetz halten. Hier ist's nun besser, ich lasse den Gesunden ohne alles Gesetz essen und trinken, was und wie viel er will; dem Kranken gebe ich Maß und Gesetze, wie viel er kann, daß er dem Gesunden nicht nach müsse.

Nun ist die Welt ein krank Ding, und eben ein solcher Pelz, da Haut und Haare nicht an ist. Die gesunden Helden sind seltsam (selten), und Gott giebt sie theuer; und muß doch regiert sein, wo Menschen nicht sollen wilde Thiere werden. Darum bleibt's in der Welt gemeiniglich eitel Flickwerk und Bettelei, und ist ein rechter Spital, da es beide, Fürsten und Herrn und allen Regierenden, fehlet an Weisheit und Muth, das ist, an Glück und Gottes Treiben; wie dem Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hier flicken und sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern, mit der Helden Recht, Sprüche und Exempel, und müssen also der stummen Meister (das ist, der Bücher) Schüler sein und bleiben; und machen's doch nimmermehr so gut, als daselbst geschrieben stehet, sondern kriechen hinnach, (hintennach) und halten uns d'ran, als an den Bänken oder Stecken, folgen auch daneben dem Rath der Besten, so mit uns leben, bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen gesunden Helden oder Wundermann giebt, unter dessen Hand Alles besser gehet, oder ja so gut, als in keinem Buch stehet, der das Recht entweder ändert, oder also meistert, daß es im Lande Alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment heißen mag, und dennoch daneben bei seinem Leben auf's Höchste gefürchtet, geehrt, geliebt und nach seinem Tode ewiglich gerühmt wird. Und wenn's ein Kranker oder Ungleicher demselben wollte nachthun, und gleich oder besser sein, den hat Gott gewißlich zur Plage der Welt geschickt; wie die Heiden auch schreiben: Der Helden Kinder sind eitel Plagen.

Denn was hilft große, hohe Weisheit und trefflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenn's nicht die Gedanken sind, die Gott treibt und Glück dazu giebt? Es sind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinung, ja auch wohl schädliche und verderbliche. Darum ist's sehr wohl geredet: Die Gelehrten, die Verkehrten; item: Ein weiser Mann thut keine kleine Thorheit und zeugen alle Historien, auch der Heiden, daß die weisen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet, welches alles gesagt ist von den Selbstweisen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat, und haben's doch wollen sein. Also ist ihnen das Regiment zu hoch gewesen, haben's nicht können ertragen noch hinausführen, sind also darunter erdrückt und umgekommen, als Cicero, Demosthenes, Brutus u. s. w., die doch aus der Maaßen hochweise und verständige Leute waren, daß sie möchten heißen Licht im natürlichen Recht und Vernunft, und haben zuletzt das elende Klaglied singen müssen: Ich hätt' es nicht gemeint. Ja, Lieber, das gute Meinen macht viel Leute weinen. Summa, es ist eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann giebt, den er selbst regiert. Derselbe mag ein König, Fürst und Herr heißen mit Ehren; er sei selbst Herr, wie David, Augustus u. s. w., oder Rath zu Hofe, wie Naëman zu Syrien.

Darum spricht auch Salomon in seinem Prediger: Zu Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein, zum Reichthum hilft nicht klug sein; angenehm sein, dazu hilft nicht. Alles wohl können: sondern es liegt alles an der Zeit und Glück. Was ist das anders gesagt, denn so viel: Weisheit mag da sein, hohe Vernunft mag da sein, schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da sein; aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht giebt und treibt, sondern gehet Alles hinter sich.

Bemerkung.

Die lieben Leser und Mitarbeiter des Pilgers werden gebeten, alle die Redaction des Pilgers betreffenden Sendungen von nun an an P. Böttcher in Tannenberg bei Geyer zu richten, wogegen Sendungen, die den Anzeiger des Pilgers betreffen, wie bisher der Expedition des Pilgers, Justus Naumann's Buchhandlung in Dresden, zuzustellen sind.

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Lotse aus Sachsen.

№ 44. Dresden, den 29. October 1865.

Am zwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Luc. 13, 6—9.

Dies Gleichniß ist den Juden erzählt, aber auch für uns aufgeschrieben. D'rum gehet es auch mit diesem Gleichniß des HErrn wie mit vielen andern: es hat eine geschichtliche Deutung auf das Judenvolk, aber auch eine fortwährende Deutung auf uns. Das Volk Israel war ein Feigenbaum, köstlich ausgerüstet, mit vielen Zweigen. Gott der HErr *hatte* dies Volk; Er nennt es selbst das Volk Seines Eigenthums. Er hatte es aus Egypten geholt und in den guten Weinberg des Landes Canaan gepflanzt und mit Allem versorgt, was ein Volk zum geistlichen Wachsthum und Gedeihen braucht. Er war alle Jahre gekommen und hatte Frucht gesucht, sonderlich durch Seine Propheten und hatte keine Frucht gefunden. Da tritt der HErr Christus mit Seinem Mittleramte ein: eine Gnadenfrist von noch vierzig Jahren wird dem Volke gegönnt. In dieser Frist läßt der HErr des Weinbergs graben und bedüngen durch Seinen zu Ihm erhöhten Weingärtner; aber auch da bleibt die Frucht aus. So erfüllt sich zuletzt das furchtbare Wort: Darnach haue ihn ab! Im Jahre 70 wird das Volk abgehauen und aus dem Weinberge hinausgeworfen. — Diese Geschichte ist geschehen und kommt nicht wieder. Aber das Gleichniß erfüllt sich, wie dort im Großen, so noch fort und fort im Kleinen und Einzelnen; die Geschichte geschieht noch immer unter uns, ja an uns. D'rum lassen wir's nicht genug sein mit der einmaligen geschichtlichen Deutung, sondern betrachten unser Gleichniß im Blick auf unser einzelnes Leben.

Das Erste, was wir da zu betrachten haben, ist der *unfruchtbare Feigenbaum* selbst; denn nach ihm hat ja das Gleichniß seinen Namen. „Es hatte Einer einen Feigenbaum." Dieser Eine ist Gott der HErr. Der *hat* uns. Wir sind Sein Eigenthum nach Leib und Seele. Er hat uns aber als *Feigenbäume*. Damit wird uns zuerst unsere Niedrigkeit Ihm gegenüber abgemalt. Was ist doch ein Feigenbaum, selbst der größte, gegen den, der ihn hat, gegen die pflanzende und pflegende Hand des Weinbergsherrn? Was sind wir gegen Den, der unsere Leiber und Seelen in Seiner Hand hält, der uns hat und der uns pflanzt. Damit wird uns aber auch unsere wunderbare Herrlichkeit abgemalt. Der Feigenbaum ist eigentlich ein gar bitterer Baum, sein Saft ist bitter; aber Gott hat eine wunderbare Kraft in ihn gelegt, daß er trotz des bittern Saftes zuckersüße Früchte trägt. So sind auch wir von Haus aus gar bitter; aber Gott hat in der heiligen Taufe den Heiligen Geist in uns gelegt, daß wir süße Früchte bringen können. —

Der Feigenbaum aber war *gepflanzt* in den

Weinberg des Mannes; gepflanzt, nicht zufällig gewachsen, wie ein Baum wohl auch einmal zufällig an einem Orte wächst. Was Einer pflanzt, das setzt er fest in den Boden, daß es wurzele und wachse und Frucht bringe. So sind auch wir festgepflanzt mit aller Sorgfalt, nicht so aufs Ungefähre hingeworfen, sondern gepflanzt in einen Boden, in dem wir zu bleiben haben, in dem wir wurzeln, wachsen und Frucht bringen können. Und was für ein Boden? „In seinem Weinberg." Ein Weinberg ist eigentlich ein viel zu schöner Platz für einen Feigenbaum. Die Feigenbäume standen im Morgenlande hie und da an den Wegen. So ist die eine heilige christliche Kirche eigentlich ein viel zu kostbarer Platz für uns geringe Feigenbäume. Aber Der, der uns hat, der hat's so gewollt in Gnaden, daß wir guten Boden hätten im Wort und Sacrament. Und warum hat Er das gethan? Damit die wundersame Kraft in dem Feigenbaume recht schön wirken und Frucht tragen sollte. Ja, dazu sind wir nicht bloß mit dieser Kraft begabt, sondern auch mit ihr in die Kirche gepflanzt, daß die Kraft des Heiligen Geistes recht ungestört wirken und Frucht fördern könnte. Draußen kann jeder Hase den Baum beschädigen; aber drinnen ist er wohl verwahrt; denn der Weinberg der Kirche kann von den Pforten der Hölle nicht überwunden werden.

Wie traurig aber klingt's nun dem Allen gegenüber: Und suchte Frucht darauf und fand sie nicht Was ein rechter Feigenbaum ist, der trägt dreimal des Jahres Frucht. So hat der Weinbergsherr ein Recht, nach Frucht zu suchen, zumal bei solcher Pflege des Feigenbaums. Man sollte auch erwarten, der Baum müßte durch seine Frucht ein Zeugniß geben, daß die Pflege angeschlagen. Aber von Früchten keine Spur. — Nun giebt's unter den Menschenkindern Feigenbäume, die bringen viele Frucht, denen merkt man's an, daß sie gepflanzt sind in Seinen Weinberg; da giebt das ganze Leben Zeugniß davon, daß sie Christen sind. Sie sind auch nicht zufrieden mit einmaligem Fruchttragen, sondern bringen immer neue Früchte. Es giebt aber auch viele, die wollen nicht die geringste Frucht tragen. Ob sie schon wirklich im Weinberge stehen, leben sie doch dahin ohne Frucht, als wären sie auf eine kahle Bergeshalde oder in eine dürre Einöde gepflanzt. Dickes, prunkendes Laubwerk haben sie genug, viel Sagen und Singen vom christlichen Glauben, viel Geschwätz von der Herrlichkeit des Christenthums und von der Vortrefflichkeit des Weinbergs, aber nichts, was den HErrn des Weinbergs erquicken könnte. — Wie steht's mit dir? — —

Wenn nun der Baum so unfruchtbar ist, darf man sich nicht wundern, daß der Weinbergsherr unwillig über ihn wird. Das ist dann wahrlich nicht Ungeduld, sondern ganz gerechter Unwille. Doch fährt der getäuschte und mit Undank belohnte Weinbergsherr in unserm Gleichniß nicht alsbald den Baum an, sondern wir werden eingeführt in ein Gespräch zwischen ihm und dem Weingärtner. Damit werden wir versetzt in das Allerheiligste des Himmels, gleichsam in die geheime Rathssitzung an den Thron Gottes. Wir sehen es im Gleichniß, wie da im Schooße der heiligen Dreieinigkeit der Kampf zwischen gerechtem Zorn über unsere Unfruchtbarkeit und langmüthiger Liebe zu den doch noch tragfähigen Feigenbäumen gekämpft wird. Und obwohl das im Schooße der heiligen Dreieinigkeit verborgen gehandelt worden ist, wird's uns doch gezeigt, damit wir nicht gleichgültig vom Gedanken an unsere Unfruchtbarkeit hinüberhüpfen sollen zur Fürbitte des Weingärtners, ohne zuvor den ganzen Ernst des zornigen Weinbergsherrn empfunden zu haben. Und wie spricht denn der? „Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum und finde sie nicht." Er rechnet uns vor, was Er uns in Schule und Kirche durch Wort und Sacrament an geistlichen Lebenssäften zugewendet, und wie Seine Liebe und Geduld, Seine Sanftmuth, Sein Fleiß und Seine Treue schon so lange gewährt. Wenn Menschen Früchte suchen und nicht finden, ist's schlimm; denn eigentlich sollte es doch gehen, wie Salomo in den Sprüchen sagt: Wer seinen Feigenbaum bewahrt, der isset Früchte davon; aber wenn man Gott den HErrn suchen und nicht finden lässet, das ist das Schlimmste. Da ist das Urtheil ganz in der Ordnung: Haue ihn ab, was hindert er das Land? An der Stätte, wo die unfruchtbare Seele in kostbarem Boden genährt ward, kann eine andere stehen, die da Frucht bringt. Kann gegen solchen wohlbegründeten Unwillen des göttlichen Weinbergsherrn ein Menschenkind etwas einwenden? Wahrlich nein! Um so mehr haben wir uns die Worte dieses Unwillens in's Herz zu schreiben — die Fruchtbaren, damit sie nicht unfruchtbar werden, die Unfruchtbaren, damit sie das Verwerfliche ihres unfruchtbaren Wesens recht erkennen und die Fürbitte schätzen lernen, die ihnen noch eine Gnadenfrist verschafft.

Auf diese Fürbitte laßt uns weiter merken. Wenn Menschenaugen am Menschen keine Frucht wahrnehmen, geben sie bald die Hoffnung auf. Wie leicht geschieht's, daß wir meinen, an dem und dem Menschen sei Alles umsonst. Nicht so der HErr Christus, den wir uns unter dem Weingärtner des Gleichnisses zu denken haben. Er bittet: HErr, laß ihn noch dies Jahr. Das ist der einfachste Ausdruck Seiner hohenpriesterlichen Fürbitte. Er erbittet eine Gnadenfrist, und wenn Er bittet, so bittet Alles an Ihm. Seine ganze Person, Sein ganzes Leben, Leiden und Sterben ist gleichsam eine einzige große Bitte für die Unfruchtbaren, die da lautet: HErr, laß sie noch dies Jahr. Und wie lieblich bittet Er! Es sieht fast aus, als schöbe er die Schuld von dem Feigenbaume weg auf sich selbst, als habe Er noch nicht genug gegraben

und gedüngt. Er verspricht auf's neue zu graben und zu düngen, noch einmal mit dem Grabscheit des Gesetzes zu kommen, noch einmal mit der befruchtenden Kraft des Evangelii den Boden des Weinbergs zu sättigen. So hat Er einmal gebeten: Vater, vergieb ihnen ꝛc., so bittet Er noch heute, da Er zur Rechten Gottes uns vertritt. Noch gräbt Er um und bedüngt, und eben heute thut Er's wieder an dir. — Und hat das nun kein Ziel? Ein Ziel hat es doch. Der HErr hat sich selbst ein Ziel gesteckt. Das sieht man an der Drohung des Abhauens.

Darin liegt der eigentliche Schwerpunkt unseres Gleichnisses. Nicht bloß die göttliche Langmuth will der HErr schildern, sondern das unausbleibliche Gericht, das uns treffen wird, so wir bei all Seiner Langmuth keine Frucht bringen und uns nicht bessern. Hatte Er doch kurz vorher zweimal gesagt: So ihr euch nicht bessert, werdet ihr auch also umkommen wie die, welche Pilatus bei ihrem Opfer ermordet hatte, oder die, auf welche der Thurm in Siloah fiel. Wie steht's aber mit dieser Drohung des Abhauens? Die Fürbitte war geknüpft worden an eine Bedingung, an die Bedingung nämlich, daß der Baum Anstalt machte zum Fruchttragen. So ist auch die Drohung geknüpft an die Bedingung: Wo nicht. Wo diese Bedingung eintritt, dann wird auch die Drohung ausgeführt, und derselbe Mund, der vorher so erbarmend gebeten: Laß ihn noch dies Jahr, spricht nun mit voller Bestimmtheit: Jetzt wirst du abgehauen. Und das wird denn ein wirkliches Abhauen, nicht ein sorgfältiges Auswurzeln sein, um etwa den Baum in einen anderen Boden zu setzen. Der Baum hat ja den besten Boden gehabt. Da ist nur Eins noth, daß er von dem Boden getrennt werde, den er unnütz eingenommen hat. Ausgerottet wird solche Seele aus dem Reiche Gottes, und wer da ausgerottet wird, der bleibt ausgerottet in Ewigkeit. Ein abgehauener Baum kann nicht wieder gepflanzt werden. Wie er fällt, so bleibt er liegen.

Und das wird „danach" geschehen, d. h., wenn sich's herausgestellt hat, daß der Baum durchaus keine Frucht tragen will. Damit, daß man nicht nur nichts Böses gethan, ist der Weinbergsherr nicht zufrieden; Er will gute Frucht sehen. Wie viel Zeit aber nöthig ist, bis sich das klar herausstellt, das sieht kein menschlich Auge, das sieht allein der Weinbergsherr mit dem Weingärtner. Und wehe darnach, wehe, wenn die Beiden über einem Herzen einig werden: Den hauen wir ab.

Mein Lieber, was willst du haben? Da steht der Weingärtner mit seinem Grabscheit und wird dich bedüngen; da steht der Weinbergsherr mit der Axt. Du hast die Wahl. Wie selig aber wird das sein müssen, wenn wir vor ihm stünden: eine einzige heilige Pflanzung von lauter fruchtbaren Feigenbäumen, lauter Bäume der Gerechtigkeit und Pflanzen des HErrn Ihm zum Preise! Ei, das hilf uns, Du lieber Weingärtner Du! Amen.

Hierzu magst du singen: Ein Jahr geht nach dem andern hin ꝛc. (Liedersegen Nr. 67; Liederlust der Zionspilger Nr. 149.)

Eine kurzgefaßte Reformationsgeschichte.

Als Kaiser Karl V. mit seinem Bruder Ferdinand im Jahre 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg war, so erzählt eine alte Chronik, ward in ihrer Gegenwart, vermuthlich bei irgend einem Hoffeste, durch mehrere unbekannte Personen eine „stumme Comödie" oder, wie wir jetzt sagen würden, eine Pantomime aufgeführt, durch welche man den bisherigen Gang der Reformationsgeschichte vor den hohen Herren veranschaulichen wollte.

Denn als man da versammelt war, trat zum ersten eine verkleidete Person in Gestalt eines Doctors herein. Sie trug auf ihrem Rücken einen Zettel, darauf stand: Doctor Johann Reuchlin.*) In den Armen hatte sie einen großen Haufen krummen und graden Holzes. Den warf sie im Hofsaal in's Kamin, daß es verwirrt durcheinanderlag. Darnach ging sie stillschweigend davon. „Ward angedeutet, Dr. Reuchlin hätte die Sprachen und freien Künste nach Deutschland gebracht."

Zum andern kam eine Person in Gestalt eines hochgelehrten Mannes, mit dem Zettel: Erasmus von Rotterdam. Die begann das verwirrete Holz zurecht zu legen, das krumme mit dem graden zu vergleichen; aber nach vieler Arbeit, da sich's nirgends zusammenschicken wollte, schüttelte er den Kopf und ging mit Unwillen davon. „Anzudeuten, er hätte die Papisten und Lutheraner wollen mit einander vergleichen, Schiedsmann sein, und hätte doch bei keinem Theile was ausgerichtet oder Dank verdient."

Zum dritten kam Einer wie ein Mönch verkleidet, mit dem Zettel: Doctor Martin Luther. Der trug viel Feuers in einem Gefäße und zündete das ungleiche verwirrete Holz an, daß es lichterloh brannte und das krumme Holz sich beugen und zu Asche werden mußte. „Anzudeuten, er hätte mit dem Feuer göttlichen Wortes die verwirrete Menschenlehre und den abscheulichen Irrthum der Papisten angezündet, verbrannt und die Reinigung der Lehre und Religion angefangen."

Zum vierten kam ein römischer Kaiser. Da der das Holz sahe brennen, zog er das Schwert aus und hieb mit allen Kräften drein und wollte das brennende Holz löschen. Aber je mehr er drauf hieb, desto mehr es loderte und brannte, daß er unverrichteter Sache davongehen mußte.

*) Reuchlin, geb. zu Pforzheim am 28. Dec. 1455, gest. in Stuttgart am 30. Juni 1522, war ein sprachgelehrter Vorläufer der Reformation.

Zum fünften kam ein Papst, mit der Schrift: Leo d. X. Der erschrickt erst über dem Feuer, schlägt die Hände zusammen und siehet sich zu beiden Seiten weit um, ob er Etwas finden möchte, das Feuer zu löschen. Endlich wird er zwei lederner Eimer gewahr, da in einem Oel, im andern Wasser stand, läuft als ein Unbesonnener hin, ergreift den Eimer mit dem Oel und gießt den aufs Holz, darüber das Feuer noch größer ward, mehr Flammen, Rauch und Funken von sich gab, daß er mit Schrecken und Schande davon entlaufen mußte. „Anzudeuten, er hätte mit seinen Bullen, Verbannungen und großen Potentaten wider die Protestirenden die Sache je länger je ärger gemacht, Oel in's Feuer getragen und ein weiteres Ausbrechen des Evangelii in alle Stände, Städte und Lande verursacht."

Nach verrichteten Sachen haben sich die Personen verschlichen, daß man noch nicht weiß, wer sie gewesen sind! aber die Wahrheit haben sie also viel artiger an den Tag gebracht, als wenn sie gar viel Worte davon gemacht hätten. —

Die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg.

Das ist eine Denkstätte, wie die lutherische Kirche wohl keine zweite aufzuweisen hat, eine Denkstätte, an die sich Tausende alljährlich am Reformationsfeste zu versetzen pflegen. Denn wo könnte doch eine Reformationspredigt gehalten werden, ohne daß des Thesen-Anschlags gedacht würde, der an jene unvergeßliche Thür geheftet ward und der so viele „Anschläge" des alten bösen Feindes gegen das Gedeihen der Kirche zu nichte gemacht hat?

Freilich so wie die Thür damals am 31. October 1517 ausgesehen hat, haben wir sie jetzt nicht mehr vor uns, auch nicht auf dem heute mitgetheilten Bilde. Denn im Anfang mag man auf die Erhaltung des denkwürdigen Holzes nicht viel Aufmerksamkeit verwendet haben, da es Größeres, geistliche Schätze, zu bewahren gab, und später in Kriegszeiten ward noch weniger auf diese Reliquie der lutherischen Kirche geachtet, so daß man ohne Bedenken die alten Thürflügel durch zwei weißangestrichene hölzerne mit sinnlosen Verzierungen ersetzte, die sich bis in die Mitte unseres Jahrhunderts an jener Thür befanden. Es ist aber im Ganzen recht gut, daß manche dergleichen alte Erinnerungsstücke zu Grunde gegangen sind, denn ob auch die nächsten Jahrhunderte nach der Reformation kein großes Gewicht auf sie gelegt haben, so wäre es doch möglich, daß man in unsern Tagen zu viel Wesens mit ihnen machte; und sodann ist's auch durch den Verlust der ursprünglichen Thür möglich geworden, an die Stelle der spätern weißen Holzthür eine andere Thür zu setzen, die eines der schönsten Denkmäler unserer lutherischen Kirche geworden ist.

So nämlich, wie wir die Thür auf unserer heutigen Abbildung vor uns sehen, ist sie auf Befehl König Friedrich Wilhelm des IV. von Preußen hergestellt worden, und zwar nach den Entwürfen und unter der Leitung des auf dem Gebiete christlicher Kunst rühmlichst genannten Geh. Regierungsrath von Quast. Das Werk selbst ist nur langsam zur Ausführung gelangt, da es durch die Ereignisse des Jahres 1848 längere Zeit unterbrochen ward. Fünfzehn Jahre sind darüber hingegangen, jetzt aber steht es seit nahezu sieben Jahren vollendet da.

Fügen wir unserm Bilde noch eine kleine erläuternde Beschreibung hinzu. Das eigentliche Portal, der steinerne Theil des heute Abgebildeten, stammt aus dem Ende des vorreformatorischen Jahrhunderts und gehört dem spätgothischen Baustyl an. Da wo das Fenster auf dem Spitzbogen des Portals aufsitzt, liest man, auch auf unserm Bilde kenntlich, die Jahreszahl 1499. Es war also die Allerheiligenkirche in Wittenberg an jenem Kirchweihtage, vor welchem Luther die 95 Streitsätze anschlug, noch keine sehr alte. Alles Uebrige ist neueren Ursprungs. Von welchen Gedanken der entwerfende Kunstkenner bei diesen neuen Theilen ausgegangen ist, das hat er in folgenden Worten ausgesprochen, die wir gern, weil sie zum Verständniß des Ganzen dienen, vollständig mittheilen.

„Es galt, die Thür zu einem Ehrendenkmal der Reformation selbst zu gestalten, so daß deren innerster Kern, sowie die vornehmsten dabei mitwirkenden Personen und deren Hauptthaten in lebendigster Weise, und, wie es der Kunst geziemt, in edelster Darstellung uns vor Augen treten und zum Lobe Gottes auffordern. Es war keinem Zweifel unterworfen, welches der vornehmste Inhalt der Reformation und welche Persönlichkeiten es seien, die darzustellen wären. Die Lehre von der freien Gnade Gottes in Christo dem Gekreuzigten war wieder aus der Vergessenheit der Jahrhunderte hervorgehoben worden und die heilige Schrift durch Luthers Verdeutschung aller Christenheit wieder zugänglich gemacht. Luthers von ihm nie zu trennender treuer Gefährte Melanchthon, der „Lehrer Deutschlands" (Doctor Germaniae), hatte aus den wiedergefundenen Schachten die Schätze des reinen Evangeliums reichlicher zu Tage gefördert und in dem Bekenntnisse, welches die Evangelischen im Jahre 1530 zu Augsburg vor Kaiser und Reich ablegten, für alle Zeiten die feste Grundlage der Kirche gegeben. Die großen sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise und Johann der Beständige pflegten die keimende Reformation und schützten sie gegen offenbare und geheime Feinde, bis sie durch Gottes Gnade stark genug war, eines solchen weltlichen Schutzes zu entbehren und selbst die Hitze der Trübsal und Verfolgung zu überdauern. Auch war es Gottes Wille, daß diese vier großen Männer, nachdem sie Seinen Willen

hier auf Erden vollendet, in dieser Kirche beisammen ruhen sollten, um dem großen Tage der Auferstehung gemeinsam entgegenzuharren."

Demnach gestaltete sich denn nun auch die Ausführung. An die Stelle der hölzernen Thürflügel wurden zwei eherne gesetzt, zusammen 10 Fuß hoch und etwas mehr als 8 Fuß breit, jeder 21 Centner wiegend. Jeder Flügel ist durch gothische Säulchen in drei lange, schmale Felder getheilt, und die dadurch entstehenden sechs Felder sind mit den in lateinischer Sprache und gothischen Buchstaben eingegrabenen 95 Streitsätzen angefüllt. Die Buchstaben sind so groß, daß sie leicht erkennbar sind, obgleich sie nur von dem Kenner der lateinischen Sprache verstanden werden können. Die Spitzbogen, welche die Säulchen oben verbinden, sind mit Laubwerk verziert und zwischen ihnen stehen oben auf den Säulchen singende und musicirende Knaben, darunter am schönsten die Gruppe der Drei über der mittelsten Säule — eine sinnige Andeutung der Verbreitung, welche die Reformation gerade auf dem Wege des Gesanges gefunden hat. War doch auch der Mann, der die 95 Thesen anschlug, selbst vordem solch ein andächtig singender Knabe gewesen. — Der Guß der Thürflügel ist ein Werk desselben Meisters (Friebel), der das prachtvolle Denkmal Friedrich des Großen in Berlin gegossen.

Die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg.

In dem Bogenfelde oberhalb der Thür ist ein Gemälde auf Goldgrund angebracht, der Dauerhaftigkeit wegen in Lava eingebrannt. Es stellt — man vergleiche das, was oben über den das Ganze leitenden Gedanken gesagt ist — in der Mitte den gekreuzigten Sündenheiland dar, in dem allein das Heil ist. Zu den Seiten knieen links Luther, die geöffnete deutsche Bibel, rechts Melanchthon, die Augsburgische Confession dem HErrn darbringend. Im Hintergrunde sieht man die Stadt Wittenberg mit ihren Thürmen und den zur Linken sich hinziehenden Elbstrome.

Oben über den Ecken des Portals zu den Seiten des Fensters stehen die fast lebensgroßen, in Stein gehauenen Bildsäulen der oben genannten Kurfürsten, die als Schirmherrn der Kirche in Rüstung und das Schwert mit beiden Händen haltend dargestellt sind. An den Sockeln sieht man ihre Wappen.

Endlich erwähnen wir noch der Inschrift, die sich zwischen den ehernen Thürflügeln und dem Bilde im Bogenfelde hinzieht. Sie meldet, den preußischen Adler in der Mitte, daß König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1857 dieses Ehrendenkmal habe vollführen lassen. Der feierlichen Einweihung am 10. Nov. (Luthers Geburtstage) 1858 konnte der inzwischen so schwer erkrankte königliche Herr nicht mehr beiwohnen.

Auf das ganze Werk ist die Summe von gegen 12,000 Thalern verwendet worden, wahrlich nicht zu viel für die erbauliche Wirkung, die es in seiner Gesammtheit ausübt. Mich däucht, es rede in seiner edeln Einfalt und, so zu sagen, Vollständigkeit vernehmlicher und kräftiger zum lutherischen Volke aller Lande, als das breitspurige und weitschichtige Lutherdenkmal in Worms.

Jedenfalls hat es vor diesem den Vorzug voraus, daß es wirklich an der geschichtlich denkwürdigen Stätte steht, und es scheint uns nicht übertrieben zu sein, wenn Herr von Quast, als er bei der Einweihung den Schlüssel überreichte, die Worte gebrauchte: es gebe, seit die Thür des Paradieses sich geschlossen und die Thür des Grabes Christi gesprengt sei, keine denkwürdigere Thür in der Welt als diese. —

Nachricht über den Bibel-Lese-Verein.

(Mitgetheilt aus den Vereinsberichten.)

Statut des Bibel-Lese-Vereins, wie es im März 1834 verfaßt worden ist.

Psalm 119, 105: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Psalm 119, 18: Oeffne mir die Augen, daß ich sehe die Wunder an Deinem Gesetz!

Johannis 5, 39: Suchet in der Schrift!

Colosser 3, 16: Lasset das Wort Christi reichlich unter euch wohnen in aller Weisheit!

Josua 1, 8: Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thust allerdinge nach dem, was darinnen geschrieben stehet. Alsdann wird dir's gelingen in Allem, das du thust und wirst weislich handeln können.

Apostelgeschichte 17, 11: Die (Beröenser) nahmen das Wort auf ganz williglich und forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte.

Jes. 34, 16: Suchet nun in dem Buche des HErrn und **leset!**

Offenbarung Johannis 22, 7: „Siehe, ICH komme bald. Selig ist, der da hält die Worte der Weissagung in diesem Buch."

Daß diejenigen, an welche dieses Blatt gelangen soll, von Herzen erkennen, wie ein Christ täglich in der heiligen Schrift lesen und forschen müsse, wird hier vorausgesetzt. Eine andere Frage aber ist es, ob alle diese es auch wirklich ohne Unterbrechung thun und ob sie es stets auf die rechte Weise thun, d. h. mit Andacht, mit Gebet und mit beständiger Anwendung auf sich selbst. Gewiß die Meisten werden hier bekennen: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Um nun dieser Schwachheit des Fleisches in etwas zu Hülfe zu kommen, haben sich einige christliche Freunde entschlossen, täglich ein Capitel der heil. Schrift zu lesen und zwar ein und dasselbe Kapitel. Was und wieviel sie außerdem etwa noch lesen wollen, hängt natürlich von ihnen selbst ab; verpflichtet aber haben sie sich mit Freuden, wenigstens das eine bestimmte Kapitel täglich in Andacht zu betrachten. Es werden zu dem Ende unter dem Beistande des Heil. Geistes alljährlich für jeden Tag Abschnitte der heil. Schrift ausgewählt; der Einzelne nimmt sich eine Abschrift von diesen täglichen Loosungen, so daß nun von Allen an demselben Tage eine und dieselbe Bibelstelle zur Erbauung gelesen wird, was zugleich für die christliche Gemeinschaft nicht ohne großen Segen sein kann. Als eine der besten Anweisungen zum wahrhaft erbaulichen Lesen der heil. Schrift wird die von A. H. Francke verfaßte und den meisten Bibeln vorgedruckte dringend empfohlen. (Siehe besonders darin Nr. 3 und 6!) Der dreieinige GOtt, in Dessen Namen und auf Dessen Anregung dieser Bibel-Leseverein gestiftet worden ist, wird sicherlich an allen aufrichtigen Mitgliedern desselben Seine köstliche Verheißung erfüllen, welche Er durch den Mund des Propheten aussprechen läßt, Jesaias 55, 10. 11: „Das Wort, so aus Meinem Munde gehet, soll nicht wieder zu Mir leer kommen, sondern thun, das Mir gefällt und soll ihm gelingen, dazu Ich's sende." Amen.

Dieser Bibel-Leseverein hat einen äußerst geringen Ursprung; denn es war im Jahre 1834 am 16. Februar, daß die erste Einladung zum täglichen geordneten Bibellesen von einem Candidaten des Predigtamtes in einem kleinen Städtchen der Mark Brandenburg an eine ihm nahe verbundene Seele erging. Diese Einladung wurde freudig aufgenommen, denn sie begegnete einem längst gefühlten Herzensbedürfniß. So war der Bibel-Leseverein in des dreieinigen GOttes Namen fest gegründet und nach einigen Tagen schon fing er an, befreundeten Christen bekannt zu werden; in den ersten Wochen schon veranlaßte er in mehreren Familien jenes Städtleins regelmäßige Hausandachten; die Schulkinder wurden mit ihm bekannt gemacht, ja sie mußten helfen bei der schriftlichen Vervielfältigung der Bibelzettel. Als die Zahl der Vereinsglieder aber bald in die Hunderte ging, half eine kleine Handpresse zur schnelleren Anfertigung derselben, und auf schmalen Streifen wurden die täglichen Lesestücke für 1 bis 1½ Monat angegeben.

Durch eine freundliche Fügung des HErrn wurde gegen den Schluß des Kirchenjahres 1834 jener Candidat mit einem gläubigen Buchhändler bekannt, der sich erbot, den ersten vollständigen Bibelzettel für das ganze bevorstehende Kirchenjahr drucken zu lassen und zwar in 1000 Exemplaren. Von da an machte nun die Ausbreitung des Bibel-Lesevereins schnellere Fortschritte nach allen Seiten, und der HErr bestätigte ihn je mehr und mehr als eine Ihm wohlgefällige Einrichtung, wie wir es an dem geistlichen Segen, den wir aus GOttes Wort täglich empfingen, deutlich merken konnten.

Nach seinem 10jährigen Bestehen mußten 13,000 Bibelzettel gedruckt werden, nach dem 20jährigen 74,000, im Kirchenjahre 1858/59 brauchten wir nicht weniger als 100,000 Bibelzettel; im Ganzen sind es in den 31 Jahren des Bestehens dieses Vereins 1,720,000 Verzeichnisse der Bibelstellen.

Was die Einrichtung des Bibelzettels betrifft, so enthielt er in den ersten 15 Jahren nur ein Capitel für jeden Tag, seitdem aber bringt er eine Morgen- und Abend-Lection. Die Auswahl der biblischen Stellen wird nicht ohne ernstliches Gebet alljährlich neu getroffen, sie schließt sich dem Kirchenjahre so viel wie möglich an. In jedem Jahre wird das ganze Neue Testament gelesen, auch die meisten Psalmen; die historischen und prophetischen Bücher des alten Testaments werden auf mehrere Jahre vertheilt, ebenso die Lehrbücher, so daß etwa in 4 Jahren das allgemein Erbauliche des alten Testaments von den treuen Vereinsmitgliedern gelesen ist. Die bisher in ununterbrochenem Steigen begriffen gewesene Zahl derselben scheint doch dafür zu sprechen, daß auf diese Weise den allgemein gefühlten Bedürfnissen der Christen, so viel es überhaupt möglich ist, entsprochen wird. Neben dem gewöhnlichen Bibelzettel erscheint seit 12 Jahren auch ein Abdruck mit größerer Schrift für schwache Augen.

Sehr erfreulich ist's, daß die Norwegische Bibelgesellschaft unsern Bibelzettel in's Norwegische seit etwa 9 Jahren übersetzt und selbständig in mehreren 1000 Exemplaren verbreitet. Ebenso wird er von der Vaterlandsgesellschaft in Stockholm alljährlich in Schwedischer Sprache herausgegeben und im Lande verbreitet. Einen sehr erfreulichen Fortschritt in der Verbreitung macht durch GOttes Gnade unser Verein seit 5 Jahren dadurch, daß auf den Wunsch vieler Pastoren im Königreich Sachsen ein Separatabdruck des Bibelzettels veranstaltet wird, der die Sächsischen Perikopen statt der unsrigen giebt und einige in Sachsen zu feiernde Festtage bezeichnet. Für das nächste Kirchenjahr wird unser Bibelzettel auch in der Englischen Sprache in mehreren 1000 Exemplaren gedruckt. In einen in Holland erscheinenden Kalender werden seine Lectionen ebenfalls aufgenommen, so wie sie schon seit vielen Jahren in dem von der Berliner Traktatgesellschaft herausgegebenen Lebensbaum stehen und in dem Rheinisch-Westphälischen Monatsblatt.

Der Secretair des evangelischen Vereins zu Frankfurt a. M. hatte am Schluß des Kirchenjahres etwas länger als gewöhnlich auf die Zusendung der neuen Bibelzettel warten müssen; da schreibt er denn unterm 22. November: „Von allen Seiten: aus Baden, den beiden Hessen, Nassau, in hiesiger Stadt und Land ist Nachfrage nach dem neuen Bibel-Lesezettel, und ich bin leider noch nicht im Stande, auch nur einen einzigen verabfolgen zu können; bitte darum auf's dringendste, deren schleunige Anhersendung veranlassen zu wollen." Am 29. November schrieb derselbe Freund: „Es regnet Nachfragen nach den neuen Bibelzetteln und bittere Vorwürfe brieflich und mündlich. Heut am Tage nach dem ersten Advent sind die Bibelzettel noch nicht eingetroffen. In vielen Gemeinden auf dem Lande, in Baden, Großherzogthum und Kur-Hessen, Nassau, haben die betreffenden Geistlichen von den Kanzeln herab für deren Verbreitung gewirkt, und ich kann sie nicht befriedigen. Vermuthlich ist die für mich bestimmte Sendung irgendwo liegen geblieben. Bitte, senden Sie mir umgehend meinetwegen per Post die frühere Anzahl von 1500 Exemplaren, spätere Nachbestellung vorbehalten." Dies war bereits in Folge des ersten Briefes geschehen.

Die Verbreitung des Bibelzettels nach Bayern hin ist auch Gott Lob im Zunehmen; ein erfreuliches Zeugniß darüber wurde uns unterm 20. Oktober aus Greiz, einer Stadt unfern der Baierischen Grenze, zugesandt: „Indem ich Ihnen herzlich danke, sowohl für die Uebersendung der „Verzeichnisse der Bibelstellen", als auch für die köstlichen Beilagen, drücke ich Ihnen im Geiste die Hand, wobei ich nicht unterlassen kann, meine innige Freude darüber auszudrücken, daß es eine Gemeinde der Heiligen giebt."

Und damit unsere Freude recht groß werden möge über den Segen des HErrn, den Er unserm unscheinbaren Vereine so gnädig verleiht, kommt uns selbst aus Afrika ein Brief zu, in dem ein Missionar der Berliner Missionsgesellschaft dem Secretair des Bibel-Lesevereins schreibt: „Die mir von Dir übersandten Tractate haben hin und wieder schon einigen Segen unter den Legionären (ausgewanderten Deutschen) gestiftet. So schreibt ein Herr v. B. an einen unserer Brüder: „„Auch sage ich Ihnen meinen besten Dank für die mir geschenkten Bibelberichte. Ich sehe jetzt, wie unendlich viel mir noch mangelt und bitte Sie recht freundlich, falls Sie es besitzen, mir doch einige der nächstfolgenden Nummern zu geben. Auch danke ich Ihnen für den Bibel-Lesezettel, wonach meine Frau und ich täglich unsere Morgen- und Abend-Lection lesen, und schließen wir auch Sie mit in unser Gebet ein."" Der Missionar fährt fort: Also, lieber Bruder, werde nicht müde in Deinem Werke, hie und da geht doch ein Körnlein auf, selbst auf dem wüsten Boden Afrika's. Doch bitte, schicke die Bibelzettel so früh, wie nur möglich; mehrere Brüder von der Brüdergemeine haben danach verlangt und ich wünsche von Herzen, daß sich diese Gemeinschaft auch in Afrika mehr und mehr ausbreite."

In Jerusalem und im Findlingshause Bethesda auf Hongkong in China haben wir ja auch theure Geschwister, welche täglich mit uns dieselbe Seelenspeise genießen.

Gewiß ist dieser Gemeinschaftssegen nicht der geringste, den der HErr an unsern Bibel-Leseverein knüpft, und wir könnten nun viele Zeugnisse folgen lassen von dem durch unsern Bibel-Leseverein unter Gottes Gnadenwirkung gestifteten Segen, wenn es der Raum gestattete. Nur das bemerken wir noch, daß die Haupt-Bibelgesellschaft in Berlin und mehrere Tochtergesellschaften jeder von ihnen ausgegebenen Bibel einen Bibelzettel hinzufügen, damit die Empfänger sogleich eine Anleitung haben, nach welcher sie das theure Gotteswort täglich lesen können. So möge denn der HErr in immer weiteren Kreisen dem Bibel-Leseverein Bahn machen und ihm treue Freunde erwecken, denen seine Verbreitung eine Herzensfreude ist. Der Segen des dreieinigen Gottes, der auf dieser Vereinigung schon so lange ruht, wird auch ferner nicht ausbleiben. Seine Gnade walte immerdar über dem ganzen Verein. Ihm sei Preis, Ehre, Dank und Anbetung in Ewigkeit! Hallelujah! Hosiannah! Amen.

Falkenhagen bei Petershagen in der Mark, den 25. August 1864.

C. Straube,
Pastor und Secretair des Bibel-Lesevereins.

Aus der Slovakei.

Von Pf. Lic. theol. Borbis.

Das Leiden und Wehe der halben Million evangelisch-lutherischer Slovaken in Ungarn ist den lieben Lesern des Pilgers aus Sachsen im Großen und Ganzen bereits bekannt. Wie erfreulich muß es sein, daß diese Kirche trotz des Ungemachs, das sie von den Magyaren und Magyaronen (den magyarisirten Slovaken und Deutschen) fortwährend zu erdulden hat, dennoch im Wachsthum begriffen ist. Ein Beweis hierfür ist die vor zwei Jahren neu begründete Kirchgemeinde Čáčov (sprich: Tschaatschoff) im Neutraer Komitate, zu deren erstem Pfarrer der Unterzeichnete berufen worden ist.

Theure Väter, Brüder und Schwestern! Da es mir seit 6 Jahren unter Gottes gnädigem Beistande vergönnt gewesen ist, in Eurem lieben Deutschland durch Wort und Schrift meinem theuren so lang geschmähten slovakischen Volke viele aufrichtige und treue Freunde zu gewinnen, so hoffe ich zu Gott, daß Er auch dieses mein schwaches Wort, welches ich im Namen Seines Sohnes, unseres HErrn und Heilandes Jesu Christi an euch richte, nach Seiner unergründlichen Barmherzigkeit segnen, und euch zu Freunden meiner lieben jungen Gemeinde Čáčov machen werde.

Das Dorf Čáčov liegt in einer fruchtbaren Ebene, umgeben von den schönen Kleinkarpathen, nicht weit von der österreichischen und mährischen Grenze und in der Nähe der kaiserlichen Residenzstadt Wien. Diese Hauptstadt kann man von Čáčov aus ganz bequem in 6 Stunden erreichen, indem man 3 Stunden mit dem Wagen nach der mährischen Eisenbahnstation Göding, oder 4½ Stunde mit einem von der benachbarten Stadt Szenitz aus täglich durch Čáčov gehenden Omnibus nach der österreichischen Station Hohenau und von da etwa 2 bis 1½ Stunde auf der Kaiserl. Ferdinands-Nordbahn zu fahren hat.

Čáčov, durch welches die von Szenitz nach Hohenau führende Straße mitten hindurch geht, ist ein schön gebauter, zwei Häuserreihen bildender langer Ort, so daß man fast 20 Minuten durch denselben fahren muß. In der Richtung nach Wien zu fließt links das Flüßchen Miawa, rechts aber liegt ein mit Wein bebauter Hügel. Im Orte selbst wohnen 6 adelige Rittergutsbesitzer, die insgesammt katholisch sind; die übrige Bevölkerung aber besteht größtentheils aus mäßigen Bauern und Häuslern, wovon ⅔ evang.-lutherisch und ⅓ römisch-katholisch sind. Die neubegründete evangel.-luther. Gemeinde zählt gegenwärtig 712 Seelen. Außerdem leben in Čáčov mehrere jüdische Familien. Früher war der Ort nicht so groß. Nur nach und nach hat er sich vergrößert, und allein in den letzten Jahrzehnten z. B. um 46 Bauernhäuser vermehrt.

Wie so viele Ortschaften in der Slovakei überhaupt und im Neutraer Komitate insbesondere, ist auch Čáčov ursprünglich von den Hussiten, die sich in den Jahren 1440—1453 daselbst niederließen, angelegt. Zur Zeit der Reformation war unser Ort nur sehr klein, weshalb er auch zu keiner selbständigen evangelischen Kirchengemeinde gemacht wurde. Die Evangelischen in Čáčov waren nach der benachbarten Stadt Szenitz eingepfarrt, während im Orte selbst eine kleine röm.-katholische Kirchengemeinde bestand. Von den furchtbaren Verfolgungen seitens der Jesuiten (besonders von 1670—1681) sind auch die Čáčover Lutheraner empfindlich betroffen worden, sie blieben aber unerschütterlich fest und stehen noch bis auf heute als einer der wichtigsten unter den am weitesten vorgeschobenen Posten für die evangelisch-lutherische Volkskirche Ungarns da, weil die umliegenden Ortschaften nach Oesterreich und Mähren zu in einem Gebiet von 8—10 Stunden Umfang, etliche zerstreute Evangelische ausgenommen, sämmtlich katholisch sind.

Schon im Jahre 1791, nachdem durch den 26. Art. der Landtagsgesetze des genannten Jahres den Evangelischen Ungarns Religionsfreiheit zugesichert worden war, zeigte sich in Čáčov, wie uns von den Greisen des Ortes berichtet wird, eine große Sehnsucht darnach, eine selbständige evangelisch-lutherische Kirchengemeine zu bilden. Doch erst nach 70 Jahren sollte diese Sehnsucht befriedigt werden. Die ganze Sache wurde durch die Feier des 300jährigen Todestages Melanchthons im Jahre 1860 vorbereitet. Die Lutheraner in Čáčov hatten bis dahin ihre Glocke gemeinsam mit den Katholiken auf dem Thurme der dortigen katholischen Kirche. In Čáčov selbst wohnt nun zwar der katholische Priester bereits seit 1673 nicht mehr, weil nämlich im genannten Jahre in der benachbarten, ¾ Stunde entfernten, damals noch rein lutherischen Stadt Szenitz die Kirche sammt dem Pfarr- und Schulhause von den Jesuiten mit Gewalt weggenommen, und dem katholischen Priester in Čáčov übergeben, welcher Ort damals noch ziemlich unscheinbar war. Es ist aber eben dadurch Čáčov seinem katholischen Theile nach ein Filial der katholischen Kirche in Szenitz, und seinem evangelischen Theile nach ein eingepfarrtes Dorf der evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde in der nämlichen Stadt geworden. Am Todestage Melanchthons nun wollte der katholische Dechant in Szenitz nicht gestatten, daß das evangel. Volk von Čáčov durch ein feierliches Glockengeläute an die Bedeutung des Tages erinnert werde. In Folge dessen nahmen die Evangelischen sogleich die ihnen gehörige Glocke von dem Thurme der katholischen Kirche weg, bauten sich einen zeitweiligen Thurm aus Holz, veranstalteten unter sich eine Collecte zum Ankauf einer zweiten noch größeren Glocke und zwei wohlhabendere Gemeindeglieder, beide Müllermeister, ließen auf ihre eigenen Kosten in demselben Jahre noch eine dritte kleinere anfertigen. Im Frühjahre des darauf folgenden Jahres 1861 wurde endlich von der weit überwiegenden Mehrheit der Gemeindeglieder der Entschluß gefaßt, eine selbständige Kirchengemeinde zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkung.

Es ist dem Pilgerschreiber herzlich leid, daß er den Druck der Lebensbeschreibung des seligen Matheſius hat unterbrechen müssen. Es ist ihm zu einer einigermaßen geordneten Fortsetzung bei seinem Amtswechsel nicht genug Muße geblieben. Er bittet die lieben Leser, die schon so viel Geduld mit ihm haben müssen, auch hierbei Geduld zu haben.

Bemerkung.

Die lieben Leser und Mitarbeiter des Pilgers werden gebeten, alle die Redaction des Pilgers betreffenden Sendungen von nun an an P. Böttcher in Tannenberg bei Geyer zu richten, wogegen Sendungen, die den Anzeiger des Pilgers betreffen, wie bisher der Expedition des Pilgers, Justus Naumann's Buchhandlung in Dresden, zuzustellen sind.

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Der Pilger aus Sarepta.

№ 45. Dresden, den 5. November 1865.

Am einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 25, 1—13.

Das Gleichniß von den zehn Jungfrauen ist eines von denen, die ohne Deutung gegeben sind. In solchem Falle haben wir uns die Worte des Gleichnisses selbst auf's einfachste anzusehn und uns danach umzuschauen, ob uns nicht etliche andere Stellen der heiligen Schrift Licht auf das ungedeutete Gleichniß werfen. Das laßt uns jetzt ohne viel menschliche Kunst thun und fragen: Was lernen wir aus dem Gleichniß von den zehn Jungfrauen über die Wiederkunft des HErrn und Seinen Empfang bei den Menschenkindern. Denn daß das ganze Gleichniß auf diese Wiederkunft hinzielt, das ist uns klar aus dem, was der HErr vorher und nachher geredet hat.

Zuerst wird uns da vorgestellt, wie sich die Jungfrauen auf die Ankunft des Bräutigams zurüsten: „Dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen.“ Mit dem „Dann“, womit unser Text anhebt, ist nach dem Vorhergehenden keine andere Zeit gemeint, als die Zeit, in welcher der jüngste Tag anbricht und mit ihm das jüngste Gericht. Hast du dir denn dieses Dann schon fleißig vorgehalten? Hast du in Sünden dich an dieses Dann erinnert, hast du im Elend dich mit diesem Dann getröstet, hast du die Irrenden mit diesem Dann vermahnt und die Unwissenden über dieses Dann belehrt? Höre doch, dann wird das Himmelreich gleich sein zehn Jungfrauen, d. h. im Himmelreich wird es zugehn wie mit zehn Jungfrauen; und du willst doch gewiß auch in's Himmelreich gehören und sicherlich nicht dem Fürsten dieser Welt dienen. Da gehet doch dieses Dann auch dich gar mächtig an. — Der HErr redet aber, da Er das Himmelreich schildern will, von zehn Jungfrauen. Eine buhlerische, befleckte Seele kann am Himmelreiche nimmermehr Theil haben. Nicht von Buhldirnen, die noch in den Armen der Welt liegen, ist unser Gleichniß gesagt, sondern von solchen Seelen, die wirklich der Welt Valet gesagt haben. — Nun wollen die zehn Jungfrauen unseres Textes alle eine Hochzeit mitfeiern, die Hochzeit, die in der Schrift als die „Hochzeit des Lammes“ bezeichnet wird. Bei dieser Hochzeit heißt der Bräutigam JEsus Christus, und die Braut heißt: die Gemeinde oder die Kirche. Von Ewigkeit her hat sich der Bräutigam Seiner Braut anverlobt; noch ehe sie war und Ihn kannte, hat Er sich mit ihr verlobt in Barmherzigkeit, und hernachmals hat auch sie sich mit Ihm verlobt im Glauben. Bis zum jüngsten Tage bleiben die Beiden Brautleute. Da aber wird eine Hochzeit gehalten werden, wie noch nie eine gehalten worden ist. Gott der Vater ist der Hochzeitsvater, der ganze Himmel ist der Hochzeitssaal, die Hochzeitsgäste sind die heiligen

Engel und ihre Lobgesänge sind die Hochzeitsmusik. Die Beiden aber, Braut und Bräutigam, werden sich von da an haben unzertrennlich in Ewigkeit. — Es hatten nun aber die Leute im Morgenlande eine feine Sitte bei der Hochzeit. Am Abend, wenn's dunkel worden war, kam der Bräutigam und holte seine Braut heim, und die Jungfrauen der Braut zogen ihm ein Stück Wegs entgegen und steckten ihre Lampen auf Stäbe und zeigten damit aller Welt und auch dem kommenden Bräutigam, daß sie Hochzeitsjungfrauen seien. So heißt's nun auch in unserm Gleichnisse von allen zehn Jungfrauen: Sie nahmen ihre Lampen und gingen aus dem Bräutigam entgegen. Worauf werden wir das Entgegenkommen zu deuten haben? Wie die Jungfrauen durch ihr Entgegengehen zu erkennen gaben: Wir erwarten Einen, der da kommen soll, so sollen auch die Seelen im Himmelreich sich aufmachen, sollen ausgehn in festlichem Schmucke, sollen Alles dahinten lassen und zu erkennen geben: Wir warten auf die Zukunft unseres HErrn JEsu Christi. Und wenn die Jungfrauen des Gleichnisses ihre Lampen mitnehmen und aufstecken, so heißt das nichts Anderes als: Auch die Christen sollen etwas äußerlich und weithin Sichtbares mitnehmen, damit alle Welt und der Bräutigam selbst daran erkennen könne: Das sind Hochzeitsjungfrauen, die auf den jüngsten Tag warten. Was ist aber solch äußerliches Kennzeichen des Wartens auf den HErrn? Das, was auch sonst in der Schrift von rechten Christen gefordert wird: das Bekenntniß des Mundes zu dem HErrn, der kommen wird, und der Ihm gefällige Wandel, von dem ja ausdrücklich geschrieben steht: Lasset euer Licht leuchten. — Damit ist's aber noch nicht genug; denn obwohl wir alle zehn Jungfrauen ihre Lampen mitnehmen sehen, werden doch nur fünf klug, fünf aber thöricht genannt. Wo eine Lampe brennen soll, braucht sie Oel, und wenn man nicht weiß, wie lange sie brennen soll, braucht man einen Vorrath von Oel, um sie zu nähren. Und wo das Bekenntniß zum HErrn in Wort und That recht scheinen soll, braucht's einen Vorrath an Glauben. Ohne den Glauben kann ja das Licht dieses Bekenntnisses überhaupt nicht leuchten, und wenn man daher dem in Gnaden mit Seiner Wiederkunft noch verziehenden HErrn entgegengehn will, werden ein paar dürftige, bald aufgezehrte Tröpflein des Glaubens nicht ausreichen, sondern es muß in dem Gefäß des Herzens so viel Glaube zu finden sein, daß das Licht des Bekenntnisses über dem langem Warten nicht zu verlöschen braucht. Wenn es nun eine Seele versäumen wollte, sich solchen Vorrath zu verschaffen, die würde billig eine thörichte Seele heißen, gleichwie der ein Thor wäre, der beim Einzug eines Fürsten sein Haus mit Lämpchen illuminiren wollte, die nur zwei Minuten lang brennen könnten. Ueber dem Verziehen des Bräutigams geschieht es leicht, daß die treusten Seelen schläfrig werden und entschlafen und an die bevorstehende Zukunft des HErrn zu Zeiten nicht gedenken, wie denn in unserm Gleichnisse auch die klugen Jungfrauen entschlafen; aber eben darum ist's noth, das Oel des Glaubens in Vorrath bei sich zu haben, damit, wenn der Bräutigam kommt, wir nicht erschrecken und in Finsterniß tappen müssen, sondern ihn begleiten können mit einem Bekenntniß und einem Wandel, der nicht verloschen ist mitten in der Nacht.

Um Mitternacht aber ward ein Geschrei: Siehe der Bräutigam kommt, gehet aus ihm entgegen! „Zur Mitternacht" heißt es, nicht als wenn der HErr gerade Nachts um zwölf Uhr Seine Zukunft halten werde — Tag und Stunde ist ja überhaupt verborgen und soll auch gewiß durch dies Gleichniß nicht geoffenbart werden —; sondern in geistlicher Mitternacht wird Er kommen, da die Finsterniß der ungläubigen Seelen, da die Nacht und Macht der Sünden auf's höchste gestiegen ist; und die Leute am sichersten und tiefsten schlafen. Das wollen wir uns merken. Je finsterer und boshafter es in der Welt wird, desto stärker geht es auf diese Mitternacht zu, da der HErr kommt, und je tiefer die Leute einschlafen, und jemehr sie's vergessen in ihrem Schlafe, daß Er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, desto näher ist ihnen das Geschrei der Rufer: Siehe, der Bräutigam kommt. Und obwohl das Kommen des jüngsten Tages ein heimliches ist — wie der Dieb in der Nacht —; so wird man doch dann, wenn er da ist, sein Dasein gar wohl sehen und hören. Alles was dann geschieht (und das ist kurz vor unserm Texte beschrieben), wird mit lauter Stimme predigen und rufen: Siehe der Bräutigam kommt. — Da standen diese Jungfrauen alle auf — denn das Geschrei wird so stark sein, daß auch die, denen das Oel des Glaubens verzehrt ist, aufschrecken, ja daß sogar die Ungläubigen anfangen zu zittern und zu zagen — und schmückten ihre Lampen. O, was für ein Leben! Da greift jede plötzlich nach ihrer Lampe, damit sie als Hochzeitsjungfrau erscheine. Da wird Jeder sein Bekenntniß hervorsuchen und sprechen: HErr, HErr, ich bekenne mich zu Dir; habe ich nicht in Deinem Namen viele Thaten gethan? Siehe doch an, das ist meine Lampe, und ich gehöre auch mit zur Hochzeit. Aber freilich die bloße Lampe thut's nicht; das Oel ist die Hauptsache. So wenig du einen König empfangen kannst mit bloßen Lampen, die nicht brennen können, so wenig bist du mit der puren Lampe gerüstet zur Hochzeit, und wenn sie noch so blank und sauber aussähe. — Und wenn nun heute, jetzt, ihr Lieben, das Geschrei entstünde: Siehe, der Bräutigam kommt! wie stünd's mit unsern Lampen? Ist unser Kirchengehen, unser Abendmahlsgenuß, unser Beten, unser Almosen, unser Subscribiren auf den Wohlthätigkeitslisten — sind das Alles Lampen voller Oel des Glaubens, oder nur blankgescheuerte, aber leere Gewohnheits- oder Modesachen?

Weihnachtsfest, das Fest der Liebe, das Fest der Kinder, das Fest der Freude, das Fest der Geschenke, das Fest der Bescherung, das Fest der Tannenbäume, das Fest der Lichter, das Fest der Gemütlichkeit, das Fest der Familie, das Fest der Ruhe, das Fest der Besinnlichkeit, das Fest der Stille, das Fest der Nächstenliebe, das Fest der Hoffnung, das Fest der Erwartung, das Fest der Vorfreude, das Fest der Erinnerung, das Fest der Traditionen, das Fest der Bräuche, das Fest der Lieder, das Fest der Gedichte, das Fest der Geschichten, das Fest der Märchen, das Fest der Legenden, das Fest der Mythen, das Fest der Sagen, das Fest der Weihnachtsmänner, das Fest der Rentiere, das Fest der Schlitten, das Fest der Glocken, das Fest der Engel, das Fest der Hirten, das Fest der Könige, das Fest der Sterne, das Fest der Krippen, das Fest der Ochsen, das Fest der Esel, das Fest der Schafe, das Fest der Stall, das Fest der Heiligen Nacht, das Fest der Geburt, das Fest der Hoffnung

wie zwei Brautleute, wenn sie sich geehelicht haben, nicht mehr auseinander gehn, sondern immer beisammen sind und Alles gemeinsam haben, so wird Er Seine liebe Braut nimmer lassen und die Herrlichkeit und Seligkeit über sie ausschütten, die Er selber genießt. Und die lieben Engel werden dazwischen singen: Hallelujah! Der allmächtige Gott hat das Reich eingenommen; laßt uns freuen und fröhlich sein und Ihm die Ehre geben; denn die Hochzeit des Lammes ist gekommen und Sein Weib hat sich bereitet. Und es wird ihr gegeben, sich anzuthun mit reiner und schöner Seide. Danach aber wird ein Abendmahl gehalten werden, da man sich geistlich satt isset in Ewigkeit. — Das wird denen zu Theil, die bereitet waren; den Andern aber wird die Thür verschlossen. Und diese Thür thut sich nimmer wieder auf, und ob du noch so sehr riefest: HErr, HErr, thue uns auf! — von drinnen heraus wird da Einer zur Antwort rufen: Wahrlich, Ich sage euch, Ich kenne euch nicht. Denn der HErr, den du rufst, weiß gar wohl, daß dein HErr-HErr-Sagen von der Angst ausgepreßt ist und daß es nicht aus der Tiefe eines bußfertigen Herzens kommt. Darum will Er dich nicht kennen. Er kennt — die Seinen. Amen.

Hierzu magst du singen: Wachet auf! ruft uns die Stimme ꝛc. (Liedersegen Nr. 690, oder Liederlust der Zionspilger Nr. 398.

Das Leben des seligen Johann Mathesius.

(Fortsetzung.)

Mit der Einführung kirchlicher Ordnungen in Joachimsthal ging Mathesius fein behutsam vorwärts, und was nicht eben wider das lautere Wort lief, das ließ er unbedenklich stehen. „Eile mit Weile", das stand in griechischen Worten auf seinem Familienpetschaft, das steht auch als Ueberschrift über seiner Amtsführung. Allerlei Mißbräuche wurden mit Glimpf abgethan und durch Besseres ersetzt. Die alten „Gassenhauer", die man in den Kirchen sang, wurden mit lutherischen Liedern vertauscht. Neue Gottesdienste, z. B. regelmäßige Fastenpredigten, wurden eingeführt. Die äußerliche Ordnung in Führung der Kirchenbücher und Ausstellung kirchlicher Zeugnisse war ihm ein Bedürfniß. Von der Einmischung in äußerliche kirchliche Angelegenheiten, Baulichkeiten u. dergl. hielt er sich möglichst fern und verordnete dazu sieben „Pfleger". Er war sich klar bewußt, daß er in jener Zeit Nöthigeres zu thun hatte. „Mancher meint," schreibt er, „es stehe mächtig wohl, wenn man ihn rühmte: Der Pfarrer hat lassen das Spital bauen, hat den Taufstein machen lassen u. s. w.; wo bleiben aber die armen Kinderlein, die da ihren Katechismum noch nicht können, die armen Leute, die noch nicht recht beten können, die kranken, betrübten, traurigen Herzen, die ganz und gar trostlos liegen?" Und so hat er sich denn namentlich die Katechismuspredigt am Herzen liegen lassen. Dreimal hat er in seiner Amtsführung den ganzen Katechismus durchgepredigt.

Seine Amtsnachbarn, deren Stärkung ihm Melanchthon sonderlich auf's Gewissen gebunden hatte, haben an ihm beides, einen treuen Berather und ein leuchtendes Vorbild gehabt. Er ermahnte sie fleißig in brüderlich scherzender Weise, „daß sie sich doch ja nicht, wenn sie auf's Hölzlein (die Kanzel) steigen sollten, die drei bösen Hündlein: Stolz, Neid und Geiz möchten zwischen den Beinen durchlaufen lassen." Es war ihm aber auch selber das Betreten der Kanzel eine heilige und ernste Sache. Wie er überhaupt ein fleißiger und kräftiger Beter war, so ging er auch nie ohne Gebet auf die Kanzel und vermahnte seine Collegen, daß sie ihn durch ihre Fürbitte im Predigen stärken möchten. Noch in seinen spätern Jahren, da er schon viel gepredigt hatte, sagte er: „Ich bin nun schier ein alter Prediger; aber Gott weiß, daß ich nicht kann ohne Furcht und Zittern predigen, und wenn ich könnte und sonst mich wüßte zu ernähren, wollte ich einen Andern lassen predigen."

Der Inhalt seiner Predigten war ein freudig bekennender; er verkündigte wie Sct. Paulus „alle den Rath Gottes," doch that er's in so lieblicher herzgewinnender Weise, daß seine Bekenner-Sanftmuth mindestens ebenso zu preisen ist wie sein Bekennermuth. Am letzteren hat's ihm nicht gefehlt. „Um der Welt Dankes und Lobes willen," pflegte er zu sagen, „hab' ich's nicht angefangen; so wird's auch um der Welt Undanks, Schändens und Lästerns willen nicht gelassen." Gegen das Ende seines Lebens beharrt er noch freudig beim Bekenntniß seiner früheren Jahre. „Ich denke," spricht er, „die Tage meines Lebens bei dieser Lehre der Wittenbergischen Kirche und Schule zu verharren; denn was mir Gott aus Gnaden von der Erkenntniß Seines Worts gegeben, das habe ich nebst der Biblia von genannter Kirche und Schule gelernet; darum gehe den alles Unglück an, der mich von ihnen trennen will. Ich habe schon einen Fuß im Grabe (Gott verleihe ein seliges Stündlein!) sollte ich jetzt in meinen letzten Tagen mich erst von verlaufenen Leuten verkehren und verwenden lassen, und das Alles vergessen oder tadeln, was ich, Gott sei die Ehre! nicht ohne Frucht in dieser ehrlichen Schule und schöner Kirchen bis in dreißig Jahr gelehret? Das würde meinen grauen Haaren übel anstehen." Und wie er selbst treulich beim Bekenntniß der lutherischen Kirche blieb, so warnte er auch fleißig die ihm befohlenen Seelen vor dem Abfall von lutherischer Lehre, legte ihnen auch zu dem Ende auf's fleißigste den kleinen Katechismus aus, den er selbst so hoch hielt. „Wenn Dr. Luther," sagte er, „in seinem Lauf sonst nichts Gutes gestiftet und angerichtet hätte, denn daß er beide

Katechismen in Häusern, Schule und auf dem Predigtstuhl und das Gebet vor und nach dem Essen und wenn man schlafen geht und aufsteht, wieder in die Häuser gebracht, so könnte ihm die ganze Welt das nimmermehr genugsam verdanken oder bezahlen." — Auch wo es galt, die Gemeinde zu strafen, that er's mit freudigem Bekennermuthe. Er pflegte dabei, es mochte nun gelegentlich in den Häusern oder öffentlich auf der Kanzel geschehen, kein Blatt vor den Mund zu nehmen, und wenn er z. B. die Modesucht jener Zeit geißeln wollte, scheute er sich nicht, die mancherlei Namen der damaligen Mode-Kleidungsstücke auf die Kanzel zu bringen.

Aber bei allem Bekennen ist ihm doch eine sonderliche Liebenswürdigkeit eigen. Das mag theils an dem Inhalt seiner Predigt gelegen haben, in der er alle Befehdung der Irrlehre gern vermeidet und selbst da, wo man eine Polemik erwarten sollte, lieber das einfache liebliche Evangelium verkündigt, um dadurch die Irrlehrer zu locken und zu überführen; theils lag es an der Form seines Lehrens. Er war für's volksthümliche Predigen ganz besonders begabt. Trefflich weiß er Lehren und Vermahnen unter einander zu mengen, und wo er vermahnt, thut er's mit einer bewundernswerthen Leutseligkeit, ja Heiterkeit, daß auch sein schärfstes Wort der Vermahnung schwerlich verletzt haben wird. Dabei mied er in seinen Predigten alle hohen, dem schlichten Manne unverständlichen Worte, bewegte sich nicht in Gedankenkreisen, die nur ihm, nicht aber seinen Zuhörern geläufig waren, und verstand es besonders, die Gleichnißrede zur Veranschaulichung christlicher Wahrheiten zu verwerthen. Will's Gott, so lassen wir später eine kleine Blumenlese treffender Worte aus seinen Predigten folgen. Heute sei nur zweierlei mitgetheilt, damit wir wenigstens in etwas das Gesagte beweisen. Einmal will er den Unterschied der Sünde in den Gläubigen und in den Ungläubigen anschaulich machen, wie sie in den letzteren herrscht, in den Gläubigen aber zwar vorhanden, jedoch gefangen ist. Da greift er hinein in die Arbeit und Sitte des lieben Erzgebirges und schreibt also: „Die gedämpfte Sünde in den Gläubigen ist wie ein Feuer im Meiler oder Haufen Holz, da man Kohlen aus brennen will. Denn da ist ein recht natürliches Feuer, das kohlet und arbeitet wie ein ander Feuer; aber es ist gedeckt und zugebrochen mit Kohlengestäub und Erden, daß es nicht ausbrechen und lodern oder flammen oder lichterlohe brennen kann; denn wo es will aufschlagen, da wehret der Köhler und decket und stürzet den Bruch zu. Also wird dem Feuer seine natürliche Kraft gebrochen oder geschwächt, daß es das Holz nicht gar zu Asche machen kann. Dagegen habt ihr oft ein Johannisfeuer, oder wenn man räumet auf der Wiesen, gesehen; man rühret es auf, daß es flamme und funke und fresse auf Alles, wie das Feuer vom Himmel, das auf Elia Opfer fiel. Also ist es auch mit der Sünde. Einerlei Sünde ist in der Gläubigen und Gottlosen Herzen ihrer Art nach; allein daß der Gläubigen Sünde in Christo bedecket und unverdammlich ist. Gleichwohl aber arbeitet und brennet das Feuer im Herzen; aber der Heilige Geist lässet keinen Bruch oder Loch in's Herz fallen, daß es Luft kriegen oder ausschlagen könnte; da löscht Er mit Gottes Wort, mit dem Kreuz, bis Er's übertäubet und gefangen nimmt. Da aber das Herz wallet, prudelt und siedet, wie ein Siedetopf und die Flamme will sich nicht halten lassen, die Funken stieben zu Mund und Augen heraus, wie im Saul, da ihn der Teufel ritt und jagte, oder da er sein Herz mit Neid und Haß wider David erhitzte: da zeucht Glaub und gut Gewissen sammt dem Heiligen Geist aus und der Teufel gewinnet Luft und Raum, daß er die Herzen von einer Sünde in die andere ziehe, bis das Herz und alle Kraft sich selber verzehret." — Ein ander Mal stellet er den hohen Werth der heiligen Schrift vor andern Büchern auf folgende Weise dar: „Vieler Scribenten (Schriftsteller) Bücher sind gleich den papierenen Fenstern oder gemalten Glasfenstern in der Kirchen, die geben wenig Licht; etliche Bücher sind wie Pechpfannen, geben viel Rauch und Dampf; etliche sind wie die Fackeln, da immer Funken herabfallen und gut sind gen Hofe, da es viel Gewölbe hat. In der Hütten des Stifts hatte man Licht und Feuer des Wortes Gottes, und die Lichter der Apostel erleuchteten die Kirchen und die Augen, das ist die Lehrer. Derhalben wer lesen will, er sei nun ein Schüler oder einer aus den Lehrern oder ein gemeiner Laie, der lese die Biblia." —

Noch möchte ich aus der Predigtthätigkeit des lieben Mathesius einen Zug hervorheben, über den leider zum Theil einiges Dunkel schwebt, an dem aber doch die Hauptsache nicht in Dunkel gehüllt ist. Bald nach seinem Amtsantritt hatte sich nämlich Mathesius in einer Predigt eine politische Aeußerung in Bezug auf den damals vom Kaiser geführten Krieg erlaubt. Was er gesagt hat, weiß man nicht mehr genau, doch war etwa die Lehre ausgesprochen, daß jeder Christ sich eher solle Gewalt und Unrecht anthun lassen, ehe er selbst beleidige, und daß deshalb die Joachimsthaler trotz des kaiserlichen Gebots sich nicht am Kriege betheiligen dürften. Das war dem Kaiser zu Ohren gekommen und so war denn Gefahr vorhanden, daß der wackere Bergprediger das Amt meiden mußte. Im Jahre 1546 ward er deshalb mitsammt dem Stadthauptmann und den Rathsherren, im Ganzen an die 30 Personen, nach Prag vor den König Ferdinand citirt. Der König empfing die Männer wohl gnädiger, als sie erwartet hatten, und Mathesius versprach, nicht weil er sich fürchtete, sondern weil er das Irrige und Uebereilte seiner Worte einsah, das, was er gelehrt hatte, öffentlich zu widerrufen. Und so las er denn wirklich an drei Sonntagen vor dem Evangelium einen Widerruf dessen vor, was er in jener Predigt gelehrt hatte — und er that's, ohne daß

dadurch seine Wirksamkeit in der Gemeinde irgendwie beeinträchtigt worden wäre. Wie gesagt, um was es sich gehandelt, wissen wir nicht genau; Matheſius selbst sagt nur, daß er aus einfältigem Mißverstande die Kriegsrüstung widerrathen habe; aber daß er seinen Irrthum öffentlich widerrufen und daß die Gemeinde diesen Widerruf richtig aufgefaßt, ist ein schönes Zeugniß für die richtige Herzensstellung Beider.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Slovakei.

Von Pf. Lic. theol. **Borbis.**

Die großen Hindernisse für das innere Wachsthum der Gemeinde, wie die große Vernachlässigung der Čačover Schulkinder in der Schule zu Szenitz waren die hauptsächlichsten Beweggründe zu diesem Entschluß (eine selbstständige Kirchengemeinde zu bilden). Was das Erstere anlangt, so hat z. B., wie mir von glaubwürdigen Männern berichtet worden ist, der seit mehr als 30 Jahren in Szenitz amtirende Pfarrer dem glaubenstreuen Volke einmal zu Ostern frank und frei gepredigt: „Nur ein Narr kann das heutzutage noch glauben, daß uns das Blut Christi reinige". Und wie er durch sein Leben predigt, darüber giebt uns z. B. die bei uns allgemein bekannte Thatsache Auskunft, daß er sich von seiner Frau hat scheiden und bereits mit einer andern hat trauen lassen, während die vorige noch heute lebt. Und doch sind gerade Ehescheidungen bei uns in der Slovakei etwas ganz Unerhörtes. Was aber das Andere betrifft, so konnten die Kinder sehr oft und zwar Wochen und Monate lang im Winter und Frühjahre wegen der Ueberschwemmungen der Miawa die Schule in Szenitz nicht besuchen, und wurden außerdem von den beiden Lehrern daselbst, die durch zu große Anzahl der Schulkinder mit Arbeiten überhäuft waren, fast ganz unberücksichtigt gelassen. Dazu kam noch das vielfache unkirchliche Gebahren der weltlichen magyarisch gesinnten Herren in Szenitz und die übergroße Belastung der Čačover mit Kirchensteuern, so daß sich die Letzteren schließlich sagen mußten, sie brauchten zu den als Kirchensteuern gezahlten Geldmitteln nur noch wenig hinzuzulegen, um ein eigenes kirchliches Wesen zu erlangen. Die genannten weltlichen Herren, verbunden mit den weitverzweigten magyarischen Gesinnungsgenossen thaten alles Mögliche, die Selbständigkeit der Čačover zu hintertreiben. Ueber zwei Jahre lang mußten dieselben unter Leitung des Super. Dr. Kuzmany, des Senior Dr. Hurban und des Curators Müllermeister Kuklisch um ihr gutes Recht streiten. Zuletzt entschied Se. Majestät der Kaiser, als oberster Inspector unserer Kirche, zu Gunsten der Čačover. Das wird sonderbar lauten, aber es erfüllte sich hier wörtlich der Ausspruch des Propheten (Micha 7, 6): „Des Menschen Feinde sind sein eignes Hausgesinde." Mitte Juli 1863 war die Angelegenheit bereits beendet, am 16. August wurde der Unterzeichnete von der Gemeinde zu ihrem ersten Pfarrer gewählt und ihm die Vocation (Berufungsurkunde) nach Erlangen zugeschickt.

Am 23. Sept. 1863 kam ich in Čačov an. Da war es nun sonderbar, ich erhielt eine Kirchengemeinde ohne Kirche, ohne Pfarr- und Schulhaus. Es wurde ein ehemaliges herrschaftliches Haus, das einem Szenitzer Juden gehört, zu meiner Wohnung und zur Abhaltung der kirchlichen Gottesdienste um einen jährlichen Miethzins von 112 fl. österr. Währung von der Gemeinde gemiethet. Zuerst hatte ich nicht nur die sonn- und wochentägigen Gottesdienste zu halten, sondern auch die größeren Schulkinder zu unterrichten, bis meine lieben Gemeindeglieder einsahen, daß so meine Kraft bald aufgerieben werden würde. Daher wurde den 20. Jan. 1864 ein eigener Schullehrer und Cantor in der Person eines jungen Slovaken, Namens Julius Minich aus der Königl. Freistadt Modern angestellt, der, nachdem er den 3jährigen Cursus auf dem Schullehrerseminar zu Oedenburg in Ungarn beendigt hatte, noch 1½ Jahre lang auf dem Waldenburger Seminar im lieben Sachsenlande den besten Theil seiner Ausbildung empfangen hat. Zum Schulraum wurde eine Kammer des Gemeindehauses eingerichtet, während der Lehrer anfangs in dem Hause eines Bauern, und nachdem für den Pfarrer ein besonderes Haus gemiethet war, in der bisherigen Wohnung desselben sein Unterkommen fand. Die Zahl der Schulkinder betrug bisher 84.

Schwer ist es für den Lehrer, besonders während des Sommers in so engem Raume Schule zu halten. Noch schwerer aber ist es uns geworden, in den zwei kleinen niedrigen Zimmern und dem dazu gehörigen Vorhofe des eben erwähnten gemietheten Hauses unsere kirchlichen Gottesdienste zu halten. Ohnmachten kamen und kommen noch jetzt fast jeden Sonntag vor. Der zeitweilige Altar besteht aus einem einfachen Tische, je nach der kirchlichen Zeit mit einem weißen oder schwarzen Tuche bedeckt, welche Tücher von den Jungfrauen der Gemeinde geschenkt sind. Darauf stehen vier von den Frauen der Gemeinde geschenkte messingene Leuchter, die an allen Sonn- und Festtagen bei den Vormittagsgottesdiensten angezündet werden. An der Wand unmittelbar über dem an dieselbe sich anlehnenden Altartische hängt ein großes Bild des Gekreuzigten, von Dr. Hurban's Gemeinde Hluboka uns zeitweilig geliehen, da dieselbe jetzt im Besitze eines neuen schönen Altarbildes ist. Der Altartisch steht auf einem etwas erhöhten, von Brettern aufgerichteten Platze, von wo aus sowohl das Sacrament gespendet, als auch gepredigt wird und andere heilige Handlungen, wie Trauungen, Einsegnungen der Wöchnerinnen ꝛc. vorgenommen werden. Während des Sommers halten wir unsere Gottesdienste gewöhnlich im Freien, im Hofe des gemietheten Hauses. In demselben wird von den sonst zum Trocknen des Getreides benutzten, großen leinenen Tüchern der einzelnen Bauern ein Zelt aufgeschlagen. Der schon vorhin erwähnte, überwölbte Vorhof bildet dann gewissermaßen den Altarplatz, ausgestattet mit Altartisch, Altarbild und auch einer vorläufigen, von Brettern aufgeführten tragbaren Kanzel, die links am Ende des Vorhofs, nach dem unter dem Zelt versammelten Volke zu ihren Platz hat.

Die Betheiligung an unseren in diesen geschlossenen oder offenen Räumen gehaltenen Gottesdiensten ist eine außerordentlich eifrige und fleißige. Denn unser Volk zeigt noch durch Gottes Gnade eine große Sehnsucht nach Gottes Wort. Und zwar kommen nicht allein die Čačover sehr zahlreich, sondern oft finden sich auch aus der weiteren und näheren Umgebung andächtige Gäste

bei unsern Gottesdiensten ein. Der Hauptgottesdienst Vormittags dauert in der Regel von 9—12 Uhr. Nachmittags von 2—4 Uhr wird (im Winter) das Evangelium oder die Epistel, worüber Vormittags nicht gepredigt wurde, erklärt, oder (während der Trinitatissonntage) mit der sämmtlichen unverheiratheten Jugend, doch so, daß sich die Gemeinde dabei ebenfalls so zahlreich wie am Vormittag versammelt, ein Examen über die Vormittags gehaltene Predigt, über die Vormittags nicht erklärte Epistel oder Evangelium, über Katechismusstücke und passende Kirchenlieder veranstaltet. Bei jeder dieser Katechisationen nämlich wird das am nächsten Sonntag zu singende Hauptlied bezeichnet, vorgelesen und der Jugend zum Auswendiglernen aufgegeben. Ebenso müssen die Evangelien und Episteln, besonders von den Confirmanden, auswendig gelernt werden. Daß wir freilich bei diesen unseren Gottesdiensten im Freien mannigfachen Störungen durch die Witterung ausgesetzt sind, ist selbstverständlich.

In der Woche haben wir jeden Tag Gottesdienst, ausgenommen vom Anfang der Ernte bis zur Adventszeit, wo nur Dienstags und Freitags Wochengottesdienst stattfindet. Im Sommer beginnen diese Wochengottesdienste um 6½, im Winter um 8 Uhr Morgens, während der Adventszeit dagegen bereits um 5 Uhr in der Frühe. Es werden in diesen Gottesdiensten jedesmal zwei Lieder gesungen, darauf folgt Morgengebet, Erklärung von Büchern der heiligen Schrift im Zusammenhange, Schlußgebet, Segen und etliche Liederverse. Das Ganze dauert gewöhnlich 1 Stunde. Es ist schon mehrere Mal vorgekommen, daß Gemeindeglieder, wenn sie zum Jahrmarkt gehen mußten, mich baten, ich möchte an diesem Tage ein anderes Schriftwort erklären, damit sie nicht aus dem Zusammenhange des eben betrachteten Buches der heiligen Schrift kämen. Hervorzuheben sind besonders die Wochengottesdienste in der Adventszeit, „Roraten" genannt*), wie schon erwähnt, früh um 5 Uhr gehalten (ausgenommen Sonnabends, wo wir uns erst um 8 Uhr versammeln), die feierlicher als die andern sind, gegen 1½ St. dauern und fast ebenso zahlreich besucht werden, wie die Sonntagsgottesdienste. Der bestimmende Gedanke bei diesen Adventsgottesdiensten ist, der aus Jesaias 7, 14; 45, 8 und 40, 3, welche Sprüche in der Liturgie alltäglich vom Geistlichen und der Gemeinde gesungen werden. Unsere „Roraten" dienen somit recht eigentlich dazu, die Gemeinde auf das große Fest der Geburt unseres Heilandes zu rüsten.

Wie groß bei solcher Liebe zu Gottes Wort die Sehnsucht meiner Čáčover nach einem eigenen Gotteshause war, kann man sich leicht vorstellen. Der Entschluß, eine Kirche sammt Pfarr- und Schulhaus zu bauen, war ja freilich gleich von vorn herein gefaßt. Aber bis zu meiner Ankunft hatte in dieser Bauangelegenheit nichts Anderes gethan werden können, als daß ein Bauplatz von der gesammten Dorfgemeinde geschenkt und von dem lutherischen Theile derselben die Summe von gegen 2000 fl. österr. Währung aufgebracht worden war. Dazu kam, daß es Gott dem Herrn gefiel, meine lieben Gemeindeglieder mit schweren Schlägen heimzusuchen, um ihren Eifer in Seinem Dienste zu prüfen. Kurz vor meiner Ankunft in Čáčov war die Viehseuche ausgebrochen, und hatte den Bestand des Hornviehes von gegen 500 Stück auf 28 verringert. Und bald nach meiner Ankunft, den 12. Oct. 1863, sollte eine Feuersbrunst, von böswilliger Hand angelegt, 25 Häuser und ebensoviel volle Scheunen einäschern. Ja auch noch in diesem letzten Sommer, am 10. Juli, 1865 wurden unsere Čáčover Felder voll schönen Getreides zum größten Theil durch ein fürchterliches Hagelwetter verwüstet, und die Bevölkerung verarmte infolge dessen dermaßen, daß sich die Regierung veranlaßt gesehen hat, der Gemeinde einen guten Theil der Steuern für dieses und das kommende Jahr zu erlassen.

Trotz aller dieser schweren Prüfungen ließ sich unsere Gemeinde in ihrem Eifer für das Reich Gottes nicht irre machen. Der Grundstein zur Kirche wurde im Namen des HErrn am 12. April des Jahres 1864 gelegt. Der Kostenanschlag für die Kirche, das Pfarr- und Schulhaus beläuft sich auf 35,000 fl. österr. Währung. Zu den schon vorhandenen wurde durch die Gemeindeglieder noch eine Summe von höchstens 8000 fl. aufzubringen übernommen. An Geschenken erhielten wir bisher von Sr. Majestät dem Kaiser 1200 fl., dazu von den nächsten Glaubensbrüdern in der Slovakei eine geringe Summe und Hilfeleistungen, besonders durch Steinezufuhren, da in und um Čáčov selbst keine Steine zu finden sind. Das übrige erforderliche Geld wurde, freilich zu dem hohen Zinsfuß von 6—12 Proc. (wegen der bekannten überaus großen Geldnoth in Ungarn), geliehen, so daß bis jetzt auf der Gemeinde eine Schuld von 5000 fl. lastet, darunter 1000 fl. von einem lieben christlichen Freunde in Deutschland zu geringen Zinsen. Mit Gottes Hilfe ist die Kirche sammt dem Thurm und Kreuz darauf, kurz, der ganze äußere Bau, bereits vollendet, so daß die Gottesdienste im nächsten Winter vorläufig darinnen werden abgehalten werden können. Freilich fehlt die innere Ausstattung noch ganz und gar, ebenso ist der Bau des Pfarr- und Schulhauses noch nicht in Angriff genommen, und die Gemeinde auch bei der größten Opferwilligkeit und Anstrengung nicht im Stande, die nöthigen Mittel zu allen diesen Baulichkeiten zu schaffen. Denn außer der genannten Summe, welche die Gemeindeglieder für den Bau aufzubringen haben, müssen sie ja noch den Gehalt des Pfarrers und Lehrers, sowie den Miethzins für die Wohnungen derselben ausschließlich aus ihren eigenen Mitteln bestreiten.

Das Wort Gottes kommt den lieben Čáčovern somit theuer zu stehen. Ueberdies haben sie, wie wir sahen, das Kreuz im reichen Maße zu tragen und der Unterzeichnete mit ihnen. Denn abgesehen von den ausgedehnten schwierigen Arbeiten, die die ganze erste Einrichtung der Gemeinde und der unternommene Kirchenbau veranlaßten, kostete ihn bis jetzt auch die Abhaltung fast jeden Gottesdienstes in den oben beschriebenen ungünstigen Räumlichkeiten Stücke seines Lebens. Doch hat er auch die Gnade und Treue seines HErrn wegen des reichen Segens, der für ihn und die Gemeinde gerade aus dem Kreuz entsprungen ist, wegen des sichtbaren, so fröhlichen Wachsthums des geistlichen Lebens in der Gemeinde zu preisen. Vieles könnte er noch von der strengen Kirchenzucht, dem fleißigen Kommen zum Tische des HErrn, von der Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Hingabe, wie auch Wohlthätigkeit seiner Gemeindeglieder erzählen. Doch um nicht zu lang zu werden, bricht er hierab und erwähnt nur noch, daß er in diesem Herbst die allerhöchste Erlaubniß erhielt, eine Reise in das liebe Deutschland, das Mutterland der Reformation zu unternehmen und die theuren Glaubensgenossen auf die große

*) Dieser Name ist entstanden aus dem Gesange: Jes. 45, 8: Rorate coeli, d. i. Träufelt, ihr Himmel ꝛc.

Noth seiner Gemeinde aufmerksam zu machen. Anstatt nun selber diese Noth den lieben Lesern dieses Blattes noch eingehender an's Herz zu legen, erlaubt er sich hiermit, die Bestätigung und Befürwortung seitens der betreffenden Kirchenbehörde, nämlich des Super. Dr. Kuzmány zu Thurotz St. Martin in Ungarn wörtlich anzufügen:

„An unsere lieben Glaubensgenossen in Deutschland.

Gnade sei mit Euch, lieben Brüder, und Friede von Gott unserm Vater, und dem HErrn Jesu Christo.

Theuere Glaubensgenossen. Wir empfehlen Euch unsere neuentstandene Muttergemeinde Čáčov im Neutraer Komitate in Ungarn, die in ihrer vielfachen Bedrängniß den unternommenen Bau ihrer Kirchen-, Pfarr- und Schulgebäude trotz der Opferwilligkeit ihrer Glieder ohne Hilfe der Glaubensgenossen im Vaterlande und im Mutterlande unserer heiligen Gemeinschaft zu vollenden nicht im Stande ist. Seid versichert, theuere Glaubensgenossen, daß wir nur in äußerster Noth Eure Hilfe in Anspruch zu nehmen uns entschlossen haben; auch wenden wir uns nur an die, welchen die Ehre unseres Heilandes und das Aufblühen Seines Reiches wirklich und wahrhaft am Herzen liegt. Diese unserer Glaubensbrüder, die wohlzuthun und mitzutheilen nicht nur nicht vergessen, sondern denen dies um der Liebe des HErrn willen eine Freude ist, bitten wir auch herzlich, unsern lieben Amtsgenossen, den Lic. theol. Johann Borbis, der in seiner Hingebung an den Heiland und im festen Vertrauen auf dessen Hilfe die Reise zu Euch unternimmt, wohl aufnehmen und sein Werk liebreich fördern zu wollen. — Der Vater aber unsers HErrn Jesu Christi begleite ihn allerwege und lege Segen auf seine Bemühungen. Er, der Vater aller Barmherzigkeit sei und bleibe uns allen barmherzig und gnädig jetzt und ewiglich!" — —

Seine liebe junge Gemeinde der treuen Fürbitte und Handreichung der lieben Leser dieses um der Barmherzigkeit Gottes willen angelegentlichst empfehlend, — unter herzlichen Grüßen

Euer im HErrn verbundener Bruder
Lic. theol. J. N. Borbis,
evangel.-luth. Pfarrer zu Čáčov in Ungarn.

Unterwegs, in Leipzig, Mitte October 1865.

Lesefrüchte.

Der Glaube ist nicht etwas Zufälliges, das der Mensch unbeschadet seiner Trefflichkeit haben oder nicht haben könnte, noch ist er etwas Einzelnes neben Anderem, sowie Jemand etwa ein guter Bürger und Gewerbsmann und daneben auch ein Flötenspieler oder ein Reicher sein mag; sondern der Glaube ist das Innerlichste und Nothwendigste im Menschen, wobei die ganze Person mit ihren höchsten Kräften betheiligt ist, und was ein Jeder in dem Heiligthum seines Herzens besitzen muß, wenn er ein ewiges Gut gewinnen und zum Quell des Lebens hindurchdringen will. —

Treue und Glauben sind auf's engste verwandt; im Deutschen werden sie in einer häufigen Redeweise mit einander verbunden, im Griechischen und Lateinischen ist es ein und dasselbe Wort, wie treu und trauen. —

Das hebräische Wort für Glauben ist sehr bezeichnend, es bedeutet eigentlich: festhalten an einer Person oder Sache, sich darauf stützen, verlassen, darauf vertrauen. Es ist verwandt mit dem Worte Amen, was ja am Schlusse eines Gebets die zuversichtliche Erfüllung desselben, daß es gewißlich geschehe, ausdrücken soll; und so könnte man auch sagen, das hebräische Wort für Glauben bedeute: Ja und Amen sagen zu den Offenbarungen, Zeugnissen, Verheißungen Gottes. —

Indem die Menschen Christum weder ganz aufgeben wollen, noch ganz so annehmen, wie Er ist, wissen sie ihn in gar verschiedene Gestalt einzukleiden, damit Er für sie, je nach ihrer besonderen Denkart, ein gefälliges Ansehn bekommt. So machen die Einen aus Ihm einen Volksmann, einen weltlichen Freiheitshelden, oder gar einen Revolutionär und Kirchenstürmer, Andern dagegen gilt Er nur etwas als Kirchenbaumeister und als Stütze geistlichen und weltlichen Regiments. Für die Einen ist Er ein eifernder Sittenlehrer, ein Musterbild menschlicher Tugend; für Andere ein bloßer Sündenbüßer, oder der Verkündiger einer Alles verwischenden Liebe, einer unumschränkten Toleranz oder Duldung. Die Einen lassen Ihn einen Gott verkündigen, der nach willkürlichem Belieben einen Theil der Menschen selig macht, einen andern verdammt; Andere dagegen einen Gott, der wie ein gutmüthiger, schwächlicher Vater auch das Böse am Ende noch gut sein läßt und alle Welt selig macht. —

Das Wort „Gott" und „göttlich" geben die Freigeister nicht durchgängig auf; man kann so noch eine hochklingende oder auch frommklingende Sprache führen und damit arglose Herzen verführen, kann damit sich und Anderen noch das Herz kitzeln, ja zum Theil auch noch das Gewissen beschwichtigen: denn aus dem Gewissen bringt der Mensch Gott nie ganz heraus, so lange er nicht zum Thier wird. Aber bleibt auch der göttliche Name, ein eigenes selbständiges Leben läßt diese Freigeisterei Gott nicht mehr, und eine ihr dienstbare Schöngeisterei muß den Gottesmord nur verhüllen hinter einem schimmernden Vorhang und sein Grab überdecken mit allerlei Blumenschmuck. —

Ein Regiment exercirte vor dem Thore auf einem großen Anger. Da zog ein Wetter herauf, und gerade, als der Oberst vor der stillstehenden Front hielt, stürzte ein jäher Regenschauer vom Himmel, daß unwillkürlich eine Bewegung durch die Reihen lief. Mit einem fürchterlichen Fluche donnerte der Offizier die Leute an: „Wenn ich „Stillgestanden" kommandirt habe, giebt es nicht Gott noch Teufel mehr! Was schert euch das von oben? Erst komme ich!" — und damit sprengte er sein Pferd an und wollte die Reihe hinuntergallopiren, aber beim ersten Satz glitt der Gaul mit den Vorderfüßen in der Nässe aus und der Reiter schoß über den Hals, überschlug sich und lag regungslos. Offiziere sprangen zu und richteten ihn auf. Er war unverletzt, aber ganz blaß. — „Kinder," rief er viel sanfter, als vorher, „der da oben hat auch mitzureden. Na, das ging noch gnädig ab. Herr Major von K. übernehmen Sie das Kommando." — Und langsam ritt er nach der Stadt. —

(Evang. Kirchenzeitung.)

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 46. Dresden, den 12. November 1865.

Am zweiundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 18, 21—35.

„Wie oft muß ich denn meinem Bruder, der an mir sündigt, vergeben? Ist's genug siebenmal?" so fragt das alte natürliche Herz, dem es schon sauer genug wird, einmal zu vergeben. Und der HErr antwortet ihm nicht blos: „Ich sage dir, nicht siebenmal, sondern siebenzigmal siebenmal", sondern Er erzählt auch das Gleichniß vom Schalksknechte, um das „Siebenzigmal siebenmal" dem unversöhnlichen Herzen recht einzuprägen.

Er stellt uns zuerst vor den erbarmungsvollen HErrn, der uns unsere zehntausend Pfund erläßt. Im Reiche dieses HErrn geht es also zu, wie es mit einem Könige und mit seinen Knechten geht, ohne daß jedoch damit gesagt wäre, daß der König des Himmelreichs unter seinen Knechten Schalksknechte haben müsse. Wer der König ist, und wer die Knechte, das bedarf ja für die, welche einigermaßen die Schrift kennen, keiner langen Erklärung.

Der König im Gleichnisse aber wollte mit seinen Knechten rechnen. Merkt wohl: der König will nicht allein rechnen, sondern mit seinen Knechten. Wo Zwei miteinander rechnen, da handelt sich's um eine Vergleichung dessen, was Einer von dem Andern eingenommen und an ihn ausgegeben hat. Was Gott an uns ausgegeben hat, das steht auf's einfachste verfaßt in den heiligen drei Glaubensartikeln. Es ist soviel, daß es selbst mit den besten Worten — und die Luther'sche Auslegung der drei Artikel ist in der That überaus trefflich — nicht erschöpft werden kann. Stunden, in denen Gott der HErr uns diese Seine Ausgabe an uns vorrechnet, giebt's schon im Laufe dieses irdischen Lebens genug. Die Abendstunde jedes Tages, die Jahreswende, die Beichtstunde sind solche Rechnungsstunden. Der König fragt aber auch weiter nach dem, was er von den Knechten eingenommen. Da kommt ihm Einer vor — und der Eine, mein' ich, sind wir Alle — der kann nicht nur nichts vorbringen, was er seinem König zu Lieb und Wohlgefallen gethan hat, sondern er ist ihm im Gegentheil Zehntausend Pfund schuldig. Ein einzig Pfund oder Talent galt damals etwa das, was bei uns tausend Thaler sind; so sind also zehntausend Pfund etwa zehn Millionen: eine gewaltig große, kaum zählbare, geschweige denn bezahlbare Summe. Unzählbar und unbezahlbar ist auch unsere Schuld vor Gott dem HErrn. Unzählbar, denn „wer kann merken, wie oft er fehlet?" unbezahlbar, denn „was kann der Mensch geben, daß er seine Seele löse?" und damit, daß man nur keine neuen Schulden macht, werden die alten noch nicht abgezahlt.

Was wird nun der König demselbigen Knechte thun? Da er es nun nicht hatte zu bezahlen, hieß der Herr

verkaufen ihn und sein Weib und seine Kinder und Alles, was er hatte, und bezahlen. Eben also macht's unser König auch mit uns, da Er spricht: Ich der HErr, dein Gott, bin ein starker, eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Da wird auch des Sünders ganzes Haus und Habe in die Strafe der Sünde mit hineingezogen.

Was wäre das nun für ein namenloses Elend, wenn man nicht wie der Knecht im Evangelio niederfallen und den König anbeten und die Hoffnung haben könnte, er werde Geduld mit uns haben, und wenn nicht die Bitte um schonende Geduld von seinem erbarmenden Herzen erhört würde. „Da jammerte den Herrn desselbigen Knechts", heißt es aber. Und wo sich also die Barmherzigkeit aufthut, da ist das unmögliche Abzahlen und Abverdienen der Schuld auch unnöthig — „die Schuld erließ er ihm auch." Was Ihn bewegt, nicht mehr zu strafen, nicht mehr zu verkaufen? wir wissen es. Die Barmherzigkeit, die den Eingebornen für uns zum Knechte gemacht hat und hat Ihn verkaufen und strafen lassen, die hat der strafenden Allmacht Fesseln an die Füße und Hände gelegt, auf daß es auch an uns wahr würde: Er ließ ihn los. Das wird uns aber gesagt, damit wir an dem gnadenvollen HErrn lernen sollen, siebenzigmal siebenmal zu vergeben. Denn wem Barmherzigkeit widerfahren ist, der kommt damit in eine andere geistliche Lebensluft hinein, es heißt dann bei ihm: So ruh' ich nun, mein Heil, in Deinen Armen, ich hülle mich in Deine Gnade ein; mein Element ist ewig Dein Erbarmen. Ja dann wird das Erbarmen das Element, darin wir leben und weben. Wir nehmen dann Erbarmen und geben's, wie's kein Einathmen giebt ohne Ausathmen.

Das aber ist freilich noth, daß man die überschwängliche Herrlichkeit und den unaussprechlichen Segen des göttlichen Erbarmens mit eigner Person inwendig geschmeckt und nicht blos ein wenig gekostet hat, ehe man auf Andere die menschliche Barmherzigkeit überfließen lassen kann. Das sieht man an dem erbarmungslosen Schalks-Knecht, dem wir gleichen würden, wenn wir zum Vergeben nicht geneigt wären. Da ging derselbige Knecht hinaus — ich meine, er muß mehr gesprungen als gegangen sein; denn zehntausend Pfund erlassen bekommen ist wahrlich keine Kleinigkeit. Aber das fröhliche Springen sollte nicht gar lange währen. Er findet einen seiner Mitknechte. Merke wohl, einen seiner Mitknechte, nicht Einen, der ihm dienen muß, wie er selber seinem Könige dient, sondern Einen, der mit ihm zusammen eben demselben Könige dient, einen „Bruder", wie's der HErr am Schlusse der Gleichnisses nennt. Und der Mitknecht ist ihm hundert Groschen schuldig. Nun ist wohl ein einiger Groschen kein geringes und schlechtes Ding und will in Acht genommen sein; aber wo man ihn mit einem einigen Pfunde vergleicht, da ist ein einiger Groschen, da sind selbst hundert Groschen den zehntausend Pfund gegenüber so unbedeutend, daß sie nicht viel wichtiger erscheinen, als ein einzelnes Blatt gegen all die Blätter eines großen, gewaltigen Baumes. Und in der That, so verhält sich das Wenige, was uns von unsern Mitknechten zu Leid gethan worden, gegen das Viele, womit wir wider Gott gesündigt haben. Unsern Brüdern und Schwestern gegenüber handelt sich's wahrlich nicht um etwas Unzählbares und Unbezahlbares. Und doch trotz dieser Geringfügigkeit der Schuld, wie findet sich auch bei Christen, denen ihre große Schuld erlassen ist, noch viel Angreifens und Würgens, wenn auch nicht immer mit Thaten, so doch mit Geberden und Worten und mörderischen Gedanken!

O wenn es uns doch da immer wäre, als wenn unser Bruder vor uns jammernd auf den Knieen läge und uns mit denselben Worten anredete, mit denen wir unsern König angeredet haben: Habe Geduld mit mir! Wenn aber die Erinnerung an das, was ihm selbst widerfahren, nicht treiben sollte zu vergebender Liebe, den treibe das, was uns unser Gleichniß zuletzt vom erbarmungslosen Gericht Gottes über den Erbarmungslosen sagt. Es giebt ein Endziel der Barmherzigkeit, danach aber auch einen furchtbaren Anfang erbarmungsloser Gerechtigkeit. Das Ziel ist für den Schalksknecht im Evangelio gekommen; denn daß er zehntausend Pfund geschenkt erhalten und doch nicht hundert Groschen verschenken kann, das haben seine Mitknechte gesehen und sind betrübt worden und bringen's vor den König. So ist's auch unsern lieben Mitknechten droben im Himmel, den lieben-heiligen Engeln, und den Mitknechten hier auf Erden, unsern lieben Brüdern und Schwestern, kein geringes Aergerniß, wenn das Heiligthum der Barmherzigkeit Gottes den Hunden gegeben, wenn die Perle der göttlichen Gnade von einem Unbarmherzigen mit Füßen getreten wird. Es wird aber ein Tag anbrechen, da werden die Mitknechte nicht blos „sehen und betrübt werden", sondern da werden sie auch kommen vor den Thron Gottes und werden reden und wehklagen vor ihm über die Unbarmherzigkeit, die wahrgenommen. Danach aber wird der HErr all die Seelen, die Seiner lieben Christenheit durch Lieblosigkeit Aergerniß gegeben haben, vor sich fordern. Ach, wie wird das ein ganz anderes Fordern sein, als das, da Er mit ihnen rechnen wollte! Was Er damals nicht gethan hat, das wird Er jetzt thun. Damals hat Er ihnen ihre zehntausend Pfund nicht vorgerückt; jetzt verlangt Er Bezahlung bei Heller und Pfennig, dieweil Er gewahr wird, daß jener Schulderlaß fruchtlos geblieben. Jetzt tritt Sein Reichsgesetz in Kraft: Mit welcherlei Maß ihr messet, wird man euch wieder messen. Und welch ein Maß! Auch ein voll, gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß, aber nicht voll Segens, sondern voll Fluchs; nicht in den Schooß, sondern auf den Nacken. „Er überant

wortete ihn den Peinigern." Und die Peiniger heißen: Heulen und Zähnklappen und äußerste Finsterniß und ein Wurm, der nicht stirbt, und ein Feuer, das nicht verlischt. Und die peinigen ewig; nämlich bis daß der Knecht die Unmöglichkeit leistet, daß er Alles bis auf den letzten Heller bezahlt. Nun laß dir doch heute wieder einmal dies Wort von der Ewigkeit das Schwert sein, das durch die Seele bohrt. Gedenke, daß es heißt: Also wird euch mein himmlischer Vater auch thun, so ihr nicht vergebt von euern Herzen eurem Bruder seine Fehler. Wie steht's mit deinem Hausfrieden? Wie steht's mit deinen Prozessen? Wie steht's mit den Personen, die du, wie du sagst, nicht leiden kannst? Wie oft ist denn schon die Sonne über deinem Zorn untergegangen? Ach, gehe dir nur jetzt gleich einmal durch: dein ehelich Gemahl, deine Gefreundte und Verwandte, deine Hausgenossen, deine Nachbarn, deine Berufsgenossen, deine ganze Freundschaft, und so du Einen findest, der dir hundert Groschen schuldig wäre, zu dem sprich heute noch, ehe wieder einmal die Sonne untergeht: „Lieber, da hat mir heute mein HErr den Schalksknecht vorgestellt. Hier hast du meine Hand darauf, ich will dir deine hundert Groschen erlassen; denn ich möchte doch nicht gern ein Schalksknecht sein." Bilde dir aber dann auch nichts darauf ein, daß du die wenige Schuld erlassen, sondern lobe mit deinem Schuldiger deinen Gott, der euch Beiden zehntausend Pfund erlassen hat. Amen.

Luther's Geburtshaus in Eisleben.

Mit dem heutigen Bildchen möchte der Pilger eine kleine Nachfeier des in vorige Woche gefallenen Martinstages halten. Von dem Manne zu erzählen, der in dem unscheinbaren Hause geboren worden, ist nicht noth. Es galt nur, den andern Denkstätten, die im Bilde vorgeführt worden sind, auch diese anzureihen. Der Pilgerschreiber hat das Haus auf einer Ferienreise, die er als Student machte, besucht. Damals — er weiß nicht, ob's jetzt besser geworden ist — machte ihm das alte Stübchen, in welchem das Knäblein am 10. November 1483 Nachts gegen 11 Uhr zur Welt geboren ward, einen fast schmerzlichen Eindruck. Seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts ist eine Armenschule hineingelegt worden, mit der ein Schullehrerseminar in Verbindung steht. Ein Seminarist führte mich hinein und zeigte mir, zwar nicht mit dem Marktschreiertone sonstiger Führer, aber dafür mit einer fast leichtfertigen Gleichgültigkeit, die nach unsern jetzigen Ansprüchen sehr unwirthlichen Räume, in denen ich nicht nur die kahlen Wände, sondern auch noch den alterthümlichen Hausrath zu finden gehofft hatte. Irre ich nicht, so war ein alter Ofen und ein verfallener Tisch der einzige bewegliche Rest, der dem Stübchen von den alten Zeiten her geblieben. So war mir drin zu Muthe, wie in irgend einem alten, verlassenen Hause, aus dem der Bewohner ausgezogen und das, noch im alten Schmutze, dem neuen Bewohner entgegenharrt. Der Seminarist aber war mir das Greulichste dabei. Es schien ihm unbegreiflich zu sein, daß sich nur Jemand nach der alten Stube umsehen wollte. Ich ging, obwohl ich selbst noch blutjung und recht unreif war, mit dem Wunsche von dannen, daß doch Jeder, der hier lernt, bedenken möchte, an welch denkwürdiger Stätte er lernt. —

Luther's Geburtshaus in Eisleben.

Das Leben des seligen Johann Mathesius.

(Fortsetzung.)

Was die Sorge für die Seelen der Einzelnen betrifft, so hatte Mathesius keine leichte Aufgabe. Er hatte eine zusammengewürfelte und leicht zu Ausartungen geneigte Bevölkerung beim Evangelio zu erhalten oder dem Evangelio zu gewinnen. Darum mußte er mit allem beichtväterlichen Ernst auftreten. Er führte die öffentliche Kirchenbuße ein. Wo ihm von einem seiner Kirchkinder ein übles Gerücht zu Ohren kam, da forschte er nicht bei Andern dem nach, sondern hielt Nachfrage bei dem Betroffenen. Wer in den Beichtstuhl kam und den Katechismus nicht konnte, den wies er mit der Entschuldigung ab, man solle es ihm zu gute halten, weil er ja Rechenschaft geben müsse für alle einzelnen Seelen. Dann war's ihm aber auch drum zu thun, daß der Unwissende unterwiesen ward, damit er bald zum Sacrament zugelassen werden konnte. Bekannt ist's, wie er einst auf gar einfache Weise einen Bauern recht beichten gelehrt hat. Einsmals kommt ein Bauer zu ihm zur Beichte, und als der

Beichtende angefangen: Ehrwürdiger, lieber Herr Beichtvater, ich bitte, Ihr wollet meine Beichte hören, antwortet Mathesius: Ja, ich will's hören; Gott aber wird's auch hören. Da entsetzt sich der Bauer und sagt: Wenn Gott meine Beichte auch hört, so will ich mich zuvor besser bedenken, was ich rede und sage. — Auf diese Weise brachte er's aber auch dahin, daß sich die Erkenntniß des Heils unter seinen Beichtkindern je mehr und mehr ausbreitete und Frucht schaffte. Gar lieblich ist's, wie sich eines Tages eines seiner Beichtkinder also vernehmen ließ: Ich habe zwar gegen alle Gebote Gottes gesündigt; doch habe ich noch eins, welches ich als elftes ansehe und das die vorigen zehn wieder gut macht, nämlich:

Das helf uns der HErr Jesus Christ,
Der unser Mittler worden ist;
Es ist mit unserm Thun verlor'n,
Verdienen doch eitel Zorn.

Das mag ein Widerhall von dem gewesen sein, was Mathesius seiner Gemeinde vorpredigte und vorlebte. Denn dem treuen Pfarrer, der nicht nur seine Kirchkinder erforschte, sondern auch für seine eigne Person eine Prüfungstafel anlegte, war es eine Erfahrung des eignen Herzens, daß in Christo allein das Heil sei. Vulneribus Christi sit medicina meis d. i. etwa:

Christi Blut und Wunden sei
Meinen Wunden Arzenei!

war ein oft von ihm gehörtes Sprüchlein. Und was er selbst erlebt hat an seinem Herzen, das trachtete er in aller Treue den ihm vertrauten Seelen wiederzugeben Gar fleißig stellte er sich, um sich zu solcher Amtstreue zu reizen, den Gnadenlohn vor, und wie ihn Gott am jüngsten Tage fragen werde: Mathesius, hast du's auch deinen Pfarrkindern gesagt und sie vor Meinen Gerichtsstuhl beschieden und als ein Gesandter vorgefordert?

Von dieser seiner Treue geben noch heutzutage seine Schriften (zumeist Predigten) Zeugniß. Wir besitzen von ihm eine somm- und festtägliche Postille, die er dem Kaiser Maximilian widmete, Hochzeits- und Leichenpredigten, eine Reihe von Predigten über den 130. Psalm unter dem Titel: de profundis, d. i. „Aus der Tiefe," einen Tractat vom Artikel der Rechtfertigung und wahrer Anrufung, die Historia Christi in Predigten und außerdem eine Anzahl einzelner Predigten Besonders bekannt aber sind zwei noch nicht genannte Bücher des Joachimsthaler Pfarrers. In dem einen lernen wir ihn als einen wohlerfahrenen Bergprediger kennen. Das ist seine „Sarepta" eine Predigtsammlung, in welcher alle die Schriftstellen ausgelegt sind, in denen etwas auf's Bergwesen Bezügliches erwähnt wird. In seiner Gesammtheit dürfte dies Buch die Leser nicht mehr erbauen, da inzwischen die bergmännische Wissenschaft, in der übrigens Mathesius überaus bewandert war, weit vorgeschritten ist; gleichwohl enthält es viel Köstliches und Erbauliches, so daß es der Mühe werth wäre, wenn einmal Einer, der die Sache versteht, das, was noch heute gültig und erbaulich ist, für die lieben Bergleute zusammenstellte. Bekannter noch sind Mathesius' 17 Predigten vom Anfang, Lehre, Bekenntniß und seligen Abschied Martin Luthers, die erste volksthümliche Lebensbeschreibung unsers theuern Reformators — eine aus dankbarem Herzen strömende*) und für die genauere Kenntniß des Gottesmannes reich ergiebige Quelle, der wir manche Nachricht über Luther ausschließlich verdanken und die Niemand unbeachtet lassen kann, der ein rechtes Leben Luthers zu schreiben unternimmt.

Noch müssen wir, wenn wir Alles erwähnen wollen, was wir schriftlich von ihm besitzen, seiner Lieder gedenken. Wir haben deren nicht viele; aber was wir haben, zeichnet sich aus durch Innigkeit und Einfalt. Obenan stehet das Morgenlied: Aus meines Herzens Grunde ꝛc., das ohne Zweifel allen Pilgerlesern bekannt ist. Das aber ist ihnen vielleicht weniger bekannt, daß der Gedankengang dieses Liedes genau derselbe ist, wie der des bekannten Luther'schen Morgensegens im Katechismus: Ich danke Dir, mein himmlischer Vater, durch Jesum Christum, Deinen lieben Sohn, daß Du mich diese Nacht ꝛc. Ohne Zweifel hat Mathesius sein Morgenlied nach dem ihm liebgewordenen Inhalt des Morgensegens gedichtet. (Auch bei andern bekannten Morgenliedern unserer Kirche ist, wie man leicht erkennen kann, der Luther'sche Morgensegen zum Vorbilde genommen worden, doch bei keinem so genau, wie bei: Aus meines Herzens Grunde ꝛc.) Ferner kennen die lieben Leser wohl auch das herzige Lied: Nun schlaf mein liebes Kindelein ꝛc., das Mathesius gemacht hat als „ein Wiegenlied für gottselige Kindermädchen und andere christliche Personen, so der lieben Kindlein warten, damit sie zu schweigen oder einzuwiegen." Außerdem wird uns von Mathesius noch ein Lied beim „Papst-Austreiben zu Mitfasten" genannt, das wohl nur im Munde des Volks, sonderlich der Kinder, fortgepflanzt worden ist, bis es mit der Sitte des Papstaustreibens verloren gegangen ist. Es fing an: Nun treiben wir den Papst heraus. — Von besonderem Segen für die Förderung des Sangeslebens in der Joachimsthaler Gemeinde war es, daß der liebe Pfarrer einen ebenso frommen als tüchtigen Cantor zur Seite hatte. Das war der allen lutherischen Christen wohlbekannte Nicolaus Hermann. († 5. Mai 1561.) Von dem Zusammenwirken Beider sagt Einer in der Erklärung eines Hermann'schen Liedes gar treffend Folgendes: „Dem Prediger Mathesius zu Joachimsthal hat unser Herr Gott die Ehre angethan, wie jenem guten Engel, der die Geburt Christi predigte. Weil sich auf eine gute Predigt ein schöner Gesang gehört, so kam die Menge

*) Mathesius feierte auch alljährlich den Todestag Luthers.

der himmlischen Heerschaaren, die lobten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe ꝛc. Wenn Herr Mathesius eine gute Predigt gethan, so ist der fromme Cantor geschwind dagewesen und hat den Text mit den vornehmsten Lehren in Reime und Form gebracht, nicht allein die Sonn- und Feiertage, sondern auch was die Wochen über gepredigt worden." Von Hermann stammen die bekannten Lieder: Die helle Sonn' leucht't ꝛc. Erschienen ist der herrlich Tag ꝛc. Hinunter ist der Sonnenschein ꝛc. Wenn mein Stündlein vorhanden ist ꝛc., und vor Allem das Lied und die Melodie: Lobt Gott, ihr Christen ꝛc., die zuerst von den Kindern zu Joachimsthal gesungen worden ist. Denn Hermann hat oftmals nicht nur die Texte, sondern auch die Weisen der Lieder gemacht und beide vornehmlich für die Kinder bestimmt. Das siehet man aus einem Schlußreim, den er unter seine Lieder gesetzt hat. Wir wollen denselben, ehe wir von dem Manne scheiden, der in Mathesius' Lebensbeschreibung nicht ungenannt bleiben durfte, hierher setzen.

Ihr allerliebsten Kindelein,
Das Gesangbüchlein soll euer sein.
Es ist fein albern und fein schlecht,
Drum ist es für euch Kinder recht.
Alt und g'lehrt Leut bedürfen's nicht
Und die zuvor sind wohl bericht't.
Gott will durch der Säuglinge Mund
Gepreiset werden alle Stund;
Drum, o ihr Christenkinderlein
Durch euch will Gott gelobet sein.
So g'wöhnt euch nur mit allem Fleiß,
Daß ihr Gott singt Lob, Ehr und Preis,
Und hebt bald in der Jugend an.
Was ich euch dazu dienen kann,
Das will ich thun bis in mein Grab
Und weil ich gehn kann an ein'm Stab.
Ob ich gleich wenig bring davon
Und Kinderarbeit giebt Kinderlohn,
So wird's doch Alles machen gleich
Christus, mein HErr, im Himmelreich.
Dem sagt allzeit Lob, Ehr und Preis
Niclas Hermann, der alte Greis.

(Schluß folgt.)

Wie es für einen Kandidaten einmal eine Pfarrstelle geregnet hat.

Wer auf die Wege Gottes merkt, der kann oft und viel die Erfahrung machen, daß ganz unbedeutend scheinende Begegnisse unseres Lebens, und namentlich oft solche Begegnisse, welche uns recht widrig und unangenehm dünken, dazu führen, daß unsre Lebensschicksale nach dem Rathe Gottes eine glückliche Wendung nehmen. Bälder, als er es sich vorgesetzt, mußte der Studiosus Spitzner die Universität verlassen, weil ihm die zur Fortsetzung seiner Studien unentbehrlichen Mittel ausgegangen waren. Unschlüssig, was er jetzt anfangen solle, gedachte er zu seinen bereits in festen Stellungen befindlichen Brüdern zu gehen und bei ihnen anzufragen, ob sie nicht einen Rath oder eine Hilfe für ihn wüßten? Seine Reise führte ihn durch das Dorf Lauterbach, und hier nöthigte ihn ein eingefallener heftiger Regen, unter dem Schuppen des dortigen Herrenhofes ein Obdach zu suchen. Noch stand er nicht lange hier, um günstigere Witterung abzuwarten, als der Bediente des Rentamtmanns vor ihn trat und ihn um seinen Namen befragte. Er nannte denselben und der Bediente ging auf das Zimmer des Amtmanns, kam aber schnell wieder zurück mit der Antwort: sein Herr lasse ihn bitten, bei ihm einzutreten, da er gerne etwas mit ihm reden möchte. Wider alles Erwarten traf er in der Person des Amtmanns einen vormaligen Universitätsfreund von Jena, mit dem er eine Zeitlang zusammengewohnt hatte. Sein Freund nöthigte ihn, über Nacht zu bleiben und brachte ihn Abends an die Tafel der Frau Kammerherrin v. Schönberg, die ihn so gastfreundlich aufnahm, daß er versprechen mußte, bei seiner Rückkehr seinen Besuch zu erneuern. Es war gerade die Pfarrei Lauterbach erledigt, welche diese Frau zu vergeben hatte, und als er wiederkehrte, drang sie in ihn, über den Sonntag zu bleiben und eine Probepredigt zu halten. Mit Freuden entsprach er diesem unerwarteten Antrag, seine Predigt gefiel und er ward Pastor zu Lauterbach. War dieses auch eine ziemlich geringe Stelle, so begründete sie doch das Glück seines Lebens; denn die Frau v. Schönberg hatte auch die Pfarrei Trebitz bei Wittenberg zu vergeben, und als auch diese 1782, ehe noch ein Jahr verflossen war, erledigt wurde, so forderte ihn die Patronin von freien Stücken auf, sich darum zu bewerben, und hier lebte er bis an seinen Tod sorgenfrei und glücklich. Den Anlaß dazu aber hatte jene Regenwolke geben müssen.

(Christen-Bote.)

Hast du Jesum lieb — eine Frage aus Kindesmund.

Zwei Freunde, die mit einander ihre Studien gemacht, trafen sich nach einigen Jahren wieder in einer Stadt Englands. Der eine hatte unter dieser Zeit eine Pfarrei bekommen, war aber noch derselbe wie auf der Universität; der Andere aber, ein Gutsbesitzer, hatte sich bekehrt und war ein lebendiger Christ geworden. Als sie sich wiedersahen, lud der Letztere den Erstern ein, mit ihm einige Tage auf sein Landgut zu gehen. Der Pfarrer nahm die Einladung an; obschon er bald die Veränderung

seines Freundes merkte, hoffte er dennoch, mit allerlei Spitzfindigkeiten denselben von seinem Glauben abwendig zu machen.

Als sie nach Hause kamen, führte James seinen Freund Roley in den Garten und zeigte ihm die Treibhäuser mit den schönen Gewächsen. Roley war entzückt von all' der Pracht. „Ja, es ist alles recht schön," sagte James, „aber ich habe einen Schatz, der dies alles übertrifft; komme mit in mein Haus, ich will dir ihn zeigen." Als sie im Zimmer waren, ging die Thüre auf und herein trat ein liebliches Kind, ein Mädchen von 7 bis 8 Jahren. Sie war so hold und so lieblich, wie eine frisch aufgehende Rose und aller Herzen waren ihr zugethan. James stellte ihr seinen Freund Roley vor und sagte zu diesem: „Siehe, das ist das köstliche Gut, das mir der HErr auf Erden gab."

Am andern Tag machte man eine Fahrt, wo die Kleine auch mit durfte. Roley erlaubte sich unterwegs einige leichtfertige Reden; die Kleine sah ihn an mit feuchtem Blicke und fragte: „Onkel Roley, liebst du denn den HErrn Jesum nicht?" Es wurde kein Wort mehr auf der ganzen Fahrt gesprochen. Am andern Morgen früh stand Roley an seinem Fenster, unzufrieden mit sich und Andern: da klopft es an die Thür und herein tritt die kleine Betty; sie geht auf ihn zu, sieht ihm in die Augen und fragt: „Lieber Onkel Roley, sage mir, hast du denn den HErrn Jesum nicht lieb?" Er drehte sich gegen das Fenster und erwiderte ihr kein Wort. Betrübt ging sie weg; des andern Tages früh kam sie wieder auf sein Zimmer: „Lieber Onkel Roley, sage mir, hast du denn den HErrn Jesum nicht lieb?" Wieder keine Antwort. Nachdem sie täglich diese Frage vergebens wiederholt, kam sie am fünften Tage wieder: „Lieber Onkel Roley, sage mir, hast du den HErrn Jesum nicht lieb?" „Warum willst du denn, daß ich ihn lieb haben soll?" „O, ich bin so glücklich, weil ich ihn liebe, und möchte so gern, daß du es auch wärest, denn nur wenn du Ihn liebst, kannst du glücklich sein." Am andern Morgen, als er sie erwartete, kam der Vater und sagte zu ihm, daß seine Betty in der Nacht ernstlich erkrankt sei, sie wünsche ihn zu sehen. Er ging mit und sah bald, wie wenig Hoffnung mehr für ihre Genesung sei. Lieblich, wie immer, nahm sie seine Hand und fragte: „Lieber Onkel Roley, sage mir noch, liebst du denn den HErrn Jesum nicht?" „Liebes Kind, warum willst du das jetzt wissen?" Sie hielt seine Hand fest und sagte zu ihm: „Lieber Onkel Roley, ich gehe zu Ihm und möchte Ihm so gerne sagen, daß auch du Ihn liebst!" „So sage Ihm, liebe Kleine, daß ich von nun an Ihn lieben will aus allen Kräften, und daß mein Leben soll Zeugniß geben, daß auch meine Seele Ihn lieb hat!" „Amen! Amen!" lispelte die Kleine, und ihre Seele entfloh bald, um diese Freudenbotschaft zu ihrem Heiland zu tragen.

Friede herrschte an ihrem Lager und im Haus, und James mit seiner Gattin gaben dem HErrn mit tiefer Beugung ihr herrlichstes und köstlichstes Gut.

(Christlicher Volksbote.)

Von zwei armen lutherischen Brüdern in der französischen Schweiz.

Wir dürfen von Herzensgrund dem HErrn danken, daß in Genf, einem sehr wichtigen Wendepunkte für gar viele Reisende, das Reich Gottes seine Stätte gefunden hat. Und zwar ist es nicht blos von Seiten mancher lieben Seelen innerhalb der reformirten Kirche, daß daselbst in vieler Liebe für das Reich Gottes gearbeitet wird, sondern es ist auch die reine Predigt des Evangeliums, die von der lutherischen Kirche daselbst im sonntäglichen Gottesdienste einer lieben Gemeinde vor aller Welt bekannt wird, und um die sich eine Anzahl von mehreren bemittelten, aber noch mehr unbemittelten Deutschen gesammelt hat, welche zum großen Theil auf sonderbaren Wegen bis nach dieser Stadt geführt worden sind. Der HErr versorgt sie schon seit vielen Jahren mit dem reinen Evangelium; zwar ist der bisherige Hirte, Pastor Andersen, nach längerer treuer Arbeit in sein Vaterland Schleswig-Holstein zurückgekehrt; aber die Gemeinde hört durch den Mund seines Nachfolgers, Pastor Eny aus Württemberg, ebenfalls das reine Evangelium.

Es ist wohl zu begreifen, daß zum Theil drückende Noth auf manchem dieser armen Fremdlinge lastet, aus denen die Gemeinde meistens zusammengesetzt ist. — Besonders möchte ich den lieben Pilgerlesern heute einen derartigen sehr hilfsbedürftigen Bruder nennen, den ich dort bei einem schönen gemeinsamen Gottesdienste kennen gelernt habe. Es ist ein armer Maurergeselle, Namens Breda, aus Sachsen-Weimar, der mit großer Mühe sich an seinen Krücken aus der Kirche herausschleppte; er ist früher ein rüstiger Arbeiter, sowohl in seinem Vaterlande, als im Auslande gewesen, ist aber, nachdem er auf seinen Wanderungen bis nach Genf gelangt war, daselbst von einem derartigen Rheumatismus befallen worden, daß ihm jede Möglichkeit, zu arbeiten und sein Brod zu verdienen, entwich. Da blieb ihm nichts Andres übrig, als sich in ein Hospital der Stadt Genf zu begeben, in welchem alle arme Kranke, gleichviel ob Fremde oder Einheimische, unentgeltliche Aufnahme und Pflege finden. Darin hat er dürfen 5 Jahre zubringen, aber hat auch die schmerzlichsten Operationen ausgestanden, dreimal hat er sich dem Brennen seiner Arme und Füße unterwerfen müssen. Vor zwei Jahren hat er das Hospital verlassen; seitdem bezahlen einige Christen für ihn die nothwendigsten Bedürfnisse, nämlich die Pension für

Nachtlager, für Essen und Trinken; denn er selbst kann durchaus nicht mehr mit den Händen arbeiten, noch hat er einige Verwandte in seiner Heimath, die seiner mit Liebe gedenken. Diesen Liebesdienst thut bis jetzt für ihn sowohl der sehr thätige deutsche Jünglings-Verein, der schon manchem armen Fremdling aus bitterer Noth aufgeholfen hat, als auch ein kleiner lutherischer Frauen-Verein, der aber, weil er nur der lutherischen Kirche angehört, nur geringe Mittel hat. Was nun aber unser armer Bruder — und daß er ein redlicher Bruder des Herrn Christus ist, dürfen wir hoffen — am meisten sich wünscht, das ist, daß er die einzige, ihm bei seinem körperlichen Zustand mögliche Thätigkeit ausführen könnte, nämlich als Verkäufer von etwas Papier, Brief-Couverts, Stahlfedern 2c. durch einige Straßen von Haus zu Haus zu wandern, worin er bereits einige Monate lang es versucht hat und von den Einwohnern mit Liebe behandelt worden ist und Abnehmer gefunden hat. Es fehlt ihm aber an allen Mitteln, theils den entnommenen und zu Ende gegangenen kleinen Vorrath bei seinem Darleiher zu bezahlen, theils einen andern und zwar reichhaltigeren Vorrath, dessen er, um Abnehmer zu finden, dringend bedarf, zu erlangen. Mit einer Summe von 25 Francs würde es ihm möglich sein, diese begonnene Thätigkeit fortzusetzen und damit etwas für sein tägliches Brod zu gewinnen. — Doch auch solch gänzlich unbemittelter Bruder kann von mancher sichtbaren Hilfe des HErrn sagen. Liebe Christen haben ihn schon zwei Sommer nacheinander auf ihre Kosten in das Bad Ger an der Rhone gehen lassen, wovon sie noch Heilung für seine armen, vom Rheumatismus geplagten Glieder hofften; aber freilich waren ihm daselbst im letzten Sommer bereits alle Mittel ausgegangen, so daß er auch noch seine letzten Schuhe hatte verkaufen müssen, als ihm ein ganz unbekannter Herr aus Deutschland eine Summe von 60 Francs überreichte, wie er sagte, auf die Fürsprache des vorigen lieben Hirten der Genfer Gemeinde, Pastor Andersen.

Ein anderer ganz mittelloser Bruder, an dem eure brüderliche Hilfe gut angewandt sein würde, ist ein 68jähriger Schuhmacher, aus einem Dorfe in Württemberg stammend, der auch durch harte Körperleiden zur Arbeit gänzlich unfähig gemacht worden ist; denn seine Augen thun ihm nur noch sehr geringen Dienst, von den Ohren nur noch das eine und die Füße noch soviel, daß er sich in einigen benachbarten Straßen allenfalls dahinschleppen kann. Sein Zustand ist wirklich jämmerlich und sein bischen tägliches Brod in der That sehr dürftig. Wenn nicht noch von etlichen christlichen Wohlthätern seine Pension in einer armen Familie bezahlt würde, so sähe es aus, als wäre die letzte Hilfsquelle für ihn vertrocknet. Doch dahin wird es nicht kommen, weil es eine ewige Hilfsquelle giebt.

Wenn nun die brüderliche Liebe der Pilgerleser, woran ich gar nicht zweifle, bis in die ferne Schweiz reicht, so ließen sich vielleicht dem Einen die 25 Francs zu seiner begonnenen Thätigkeit, und dem Andern auch einige Francs darreichen. Für euch, lieben Brüder in Sachsen, ist es doch auch eine liebe Aufgabe, auf diese Weise einer armen Gemeinde unsers lutherischen Bekenntnisses mitten im reformirten Lande zu Hilfe zu kommen.

Geschrieben in Vallée de Joux im Waadtlande, am 1. Oct. 1865. Albin Wagner.

Der Pilgerschreiber erklärt hierzu mit Freuden, daß die Pilgertasche jederzeit offen steht. Er gedenkt dabei auch besonders an die Erbauung, die er vor'm Jahre in dem Betsaale der deutschlutherischen Gemeinde zu Genf durch eine Predigt des obengenannten P. Andersen gefunden.

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

II. Vom Faulwitz.

(Aus Luther's Auslegung des 101. Psalms, 1534.)

Ich wandle treulich in meinem Hause.

Psalm 101, 2.

Es ist ein gemein Laster und schädliche Untugend in der Welt, in allen Ständen: wenn die gen Hof kommt, ist sie auch nicht viel nütze und heißt auf Griechisch Polypragmosyne, viel zu schaffen haben, da Nichts befohlen ist, und da lassen, da viel befohlen ist. Die Lateinischen heißens: nach außen weise sein, daheim unsinnig; ich will's dieweil die Faulwitz nennen, und ist auch der Erbsünde Früchtlein eines, uns natürlich angeboren und anhangend, daß ein Jeglicher bald überdrüssig wird deß, so ihm befohlen ist, menget und schlägt sich in andre Sachen, deren er billig müssig ginge, und ihm nicht befohlen sind, will klug und geschäftig in fremden Sachen sein. Das unbeständige Quecksilber, wo man's hin haben will, da bleibt's nicht; also, was diese thun sollen, das können sie nicht thun; was sie aber erwählen, das müssen sie thun.

Und, daß ich am Höchsten anfange, der Pabst, Bischöfe und das ganze Pabstthum sollte wohl des Evangelii und der Seelen warten, so haben sie hier den faulen Schelmen im Rücken, mußten dafür weltlich regieren, Kriege führen, zeitlich Reichthum suchen; und das thun sie gern und sind klug. Wiederum, weltliche Könige sollten des Regiments warten, dafür mußten sie in der Kirchen stehen, Messe hören, und ganz geistlich sein; wie sie denn jetzt sich mengen in des Evangeliums Sache, verbieten, was Gott geboten hat, als: beide Gestalt des Sacraments, die christliche Freiheit, die Ehe, des Pabstes Exempel nach.

Auch findet man gemeinlich auf den Reichstagen dieser Tugend große Geschäfte, daß die nöthigen Sachen verzogen, verhindert und oft gar nachbleiben.

Also, wo zu Hofe nicht regiert ein David oder Wundermann, so geht's gewiß, daß Junker Faulwitz gar klug ist, und viel zu schaffen hat, da ihm Nichts befohlen ist; aber was ihm befohlen ist, das stinkt und ekelt ihm, kann's schlecht (schlechterdings) nicht warten; dienet auch wohl dazu, daß er alle Andren irre macht und hindert mit seinem Meistern. Hier geht's ihm nicht recht in der Küchen, dort im Keller, hier in der Kanzlei, dort in der Rathsstube. Indeß versäumt er seinen eignen Befehl, daß Nichts geschieht.

Nun schadet er damit nicht sehr, daß er Andern bessern Rath giebt, wo er's kann, denn man soll solche Leute loben, die zuerst ihr eignes Amt wohl ausrichten, darnach Andern guten Rath geben, sonderlich wo man's begehrt und öffentlich noth ist. Aber Herr Faulwitz achtet seines Thuns und Befehls nicht, und bekümmert sich vor großer Klugheit mit andern Sachen, da es nicht noth, auch nicht geboten wird, oder thut dieweil vor großer Faulheit selbst etwas Anders, das ihn gelüstet.

O! er ist auch ein nützer Gast unter den Christen,*) wenn er unter sie kommt, und lehret die Pfarrherrn beten, oder ein Leichters thun, wenn sie studiren und predigen sollen, oder treibt die Laien auf die äußerlichen Ceremonieen, und läßt den Glauben und Liebe anstehen, wie Christus spricht: Sie verzehnten Minze und Till, und lassen das Schwere im Gesetze nach ꝛc.

Also im Haushalten, wenn Knechte und Mägde thun, was sie gut dünkt, lassen aber anstehen, was man sie heißt, wollen dennoch wohl gethan haben; dieselben zieren ein Haus fein, und ist ganz ein nützlich holdselig Gesinde. Ja, wie der Knecht mit den dreien Amseln, davon man sagt wie sein Herr ihn aussendet, die verlornen Kühe zu suchen, und er so lange ausbleibt, daß sein Herr ihm nachläuft, zu sehen, wo er bleibt. Als er sehr nahe zu ihm kommt, fragt er den Knecht: Hast du die Kühe gefunden? Nein, sprach der Knecht, sondern ich habe ein Besseres gefunden. Was hast du denn gefunden? Der Knecht sprach: Drei Amseln. Wo hast du sie denn? Der Knecht sprach: Eine sehe ich, die andre höre ich, die dritte jage ich. Ist das nicht ein kluger, fleißiger Knecht? Sollte ein Hausherr mit solchem Gesinde nicht reich werden?

Hier gehören her, von denen man sagt: Sie heben einen Löffel auf, und zertreten eine Schüssel; oder wo große Güter sind, als zu Königen- und Fürsten-Höfen, da man einlöffelt und ausscheffelt, macht große Rechnung, da sie dem König einen Gulden erfrommt haben. Der muß alle Ohren und Augen füllen, wie groß Rath da gestiftet sei. Aber da viele tausend Gulden dafür sind verfaulwitzt, da kräht kein Hahn nach.

Aber nirgend ist er so gut, als unter den Kriegsleuten. Wenn sie das Maul aufhaben, und nicht mit hohem Fleiß ein jeder seiner Schanze wartet, werden sie gar weidlich verbläut, müssen darnach sagen: Siehe, das hätte ich nicht gemeint. Wer kann aber des Schelms Exempel alle abmalen so er allenthalben gewaltig regiert, wo Herren und Hausväter nicht selbst fleißig zusehen?

Darum spricht hier David: Ich nehme mich des Meinen an, und warte der, die um mich sind. Andere Könige mögen auch also der Ihren sich annehmen, auf daß nicht, so ich mich bei Fremden zu klug und geschäftig zu sein unterstünde, ich dieweil mich selbst und die Meinen versäumte. Und David mag wohl danken vor solche Tugend, denn es ist fürwahr ein fein lieblich Ding und Gottes sonderliche Gabe ist um einen wackeren fleißigen Menschen, der des Seinen mit Fleiß wartet, und läßt's ihm angelegen sein mit Ernst, sonderlich in Gottes Wort, und sich fremde Geschäfte nicht irren läßt. Gehorsam ist aller Tugend Krone und Ehre, aber wenn Faulwitz drinnen erfunden wird, so hat sie der Mehlthau, oder (wie es Jesaias nennt, der Faulregen) verderbet, und werden eitel Sudler, Hümpler, Säcker draus, die viel versäumen, und Niemand nichts zu Liebe oder Dank machen noch thun können.

Darum lehret auch St. Paulus zum Timotheo die Prediger und Bischöfe, es müsse sich ein Diener Christi nicht schlagen in weltliches Regiment, sondern wie er zu den Römern am zwölften auch sagt: Wer ein Lehrer ist, der soll des Lehrens warten, und sich daran nicht Anders noch Bessers hindern lassen, denn er wohl gesehen hat, daß die Bischöfe künftig würden das Predigtamt lassen, und nach dem Weltlichen trachten. Und Christus, da er von einem gebeten ward, er sollte schaffen, daß sein Bruder gleich mit ihm theilet, sprach er: Mensch, wer hat mich zum Richter gesetzt? als sollte er sagen: Laß mich unverworren mit solcher Sachen, gehe hin zu denen, so Solches befohlen ist; ich bin ein Prediger, dem ein Andres befohlen ist. —

*) ist spottweise gesagt, wie auch das zunächst Folgende.

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 47. Dresden, den 19. November 1865.

Am dreiundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 22, 15—22.

Die Frage, mit der die Pharisäer in unserm heutigen Texte den HErrn Jesum behelligen, ist eine politische Frage. Sie wird aufgeworfen, nicht um den HErrn zu einer bestimmten politischen Ansicht zu verführen, sondern um Ihm eine Aeußerung zu entlocken, bei der man Ihn fangen und die man zu Seiner Vernichtung gebrauchen könnte. Wenn nun auch heutzutage in solcher Absicht politische Fragen nicht aufgeworfen werden, so giebt es doch noch heute verwirrende politische Fragen genug, es giebt auch noch heute politische Frager genug, die, wie es die Pharisäer mit dem HErrn Jesu thaten, auf die Unbesonnenheit ihrer Zuhörer rechnen, um sie an sich zu locken und dadurch sittlich und zumeist auch leiblich zu Schanden zu machen. Wie nun der Meister Seinen Fragern gegenüber gestanden und ihre politische Schlauheit aufzudecken gewußt hat, so sollen auch die Jünger nach Seinem Vorbild sich halten, auf daß sie in keinem Wege von solchen politischen Fragern überrumpelt werden, sondern, wie es Christen gebührt, den Sieg behalten. Und der Unterricht hierüber ist gewiß nicht überflüssig in einer Zeit politischer Aufregung, die mit vergangenen traurigen Zeiten auffallend viel Aehnlichkeit hat, und in der fast mit jeder neuen Zeitungsnummer eine neue politische „Frage" auftaucht.

Da gilt's nun zuerst den Fragern in unserm Texte genauer auf ihre Schanze zu sehen, ob uns da nicht in ihnen die Frager unserer Zeit vorgebildet sind. Die Pharisäer *halten* zuerst *einen Rath*. Gemeinsam besprechen sie ihre Sache, ziehen aber freilich den HErrn und Seine Jünger und andere Leute der Art nicht mit zur Berathung. Nur mit Gesinnungsgenossen wird der Plan abgekartet. Dies ist ganz so die Art unserer modernen Vereine und Versammlungen, die unter der Hand, nur mit Gleichgesinnten, ihre Sache abmachen und sich für irgend einen Zweck verbinden. Dann *senden* die Pharisäer *ihre Jünger*. Das junge Volk wird vorgeschoben in dem Kampfe, der etwa zu erwarten steht. Die Alten halten sich zurück und verbergen ihre Namen und ihre Hände. Wenn's mißlingt, mag das junge Volk sich abstrafen lassen. Gelingt's aber, so kommen die alten ausgedienten Politiker zum Vorschein und wollen den Ruhm für sich haben. *Meister*, sprechen sie, *wir wissen*, daß Du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht und fragst nach Niemand und achtest nicht das Ansehn der Menschen. Wie trefflich verstehen sie das Schmeicheln! So schmeichelt die Schlauheit der politischen Versucher dem armen Volke. „Ei, ihr seid ja gebildet, ihr seid ja nun mündig worden; ihr habt ja nun so und

so viel sittliche Reife; ihr seid ja ein Volk von freien Männern" und was deß mehr ist. Darum sage uns, was dünket Dich? Merke wohl, sie fragen nicht: Was weißt Du aus Gottes Wort hierüber zu sagen? sondern: Was ist Deine Privatmeinung? Ist es recht ꝛc., ja, ja, das sogenannte Rechtsbewußtsein der Leute muß betont werden, ungefragt, welches die Quelle des Rechts sei, dessen man sich bewußt ist. Und dabei sind sie so pfiffig, vorerst nicht laut werden zu lassen, was ihr eignes Rechtsbewußtsein für Ansichten hat. Sie haben die stille Hoffnung, daß das „Rechtsbewußtsein" der Leute mit dem ihrigen übereinstimmt, sie sagen aber nicht: Das und das ist unrecht, sondern fragen nur: Ist das recht? damit sie je länger je mehr Leute gewinnen, die alle in ihrem Herzen denken und beim gegebenen Signal auch schreien: Ja, ja, das ist unrecht. Daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? All dergleichen Fragen müssen eine practische Seite haben, wenn sie die Leute fassen sollen. Sie fragen nicht: Ist's recht, daß der Kaiser in Rom über das Volk der Juden herrscht? Das wäre eine viel zu allgemeine Frage gewesen. Sie gehen viel mehr in's Besondere und wissen ganz gut, daß unter den besonderen Dingen, die der Mensch hat, der Geldbeutel eines der empfindlichsten ist. — Den HErrn Jesus sollte die Frage in Verlegenheit bringen. Er mochte sich als Römerfreund oder als steuerverweigernder Jude zeigen, so war er gefangen. Es war ja den Pharisäern ein Kleines, sich jetzt als gut kaiserlich und im nächsten Augenblicke als national-jüdisch zu zeigen. Ihr Interesse, das eben den HErrn Jesum aus dem Wege geschafft haben will, giebt den Ausschlag für ihre jeweilige politische Richtung. Und das eigne Interesse ist und bleibt für alle Zeiten der Wind, wonach sich die politische Windfahne in den Köpfen der Volksmänner dreht. Es kostet ihnen nicht viel, heut allgemein-deutsch und morgen preußisch oder österreichisch oder kleinstaatlich zu sein; aber in den politischen Kram, den sie treiben, muß es passen.

Wie tritt nun der HErr den Pharisäern entgegen? In der schlichtesten Weise. Er merkt ihre Schalkheit. Wohl ist er auch hier der Herzenskündiger gewesen; aber ihre Schalkheit war so offenbar, daß es nicht der Augen des Herzenskündigers bedurfte, um sie zu merken. Am Schmeicheln ist ja der Schalk sofort zu erkennen. Wo hat denn wohl der König David, wo hat denn Salomo, wo hat irgend ein tüchtiger Regent seinem Volke geschmeichelt? Das hat Einer, der's ehrlich meint mit der Volkserziehung, nimmermehr noth, so wenig als ein Vater seinem Kinde schmeicheln wird, wenn er's recht erzieht. Wer da schmeichelt, der sucht allemal das Seine, ob er's schon nicht ausspricht; aber eben darum ist er auch ein Schalk. Am Schmeicheln oder Nichtschmeicheln, liebes Volk, kannst auch du es merken, ob es Einer ehrlich mit dir meint, oder ob er ein Schalk ist. Und zum andern konnte der HErr Jesus ihre Schalkheit merken an ihrem Fragen. Da Johannes der Täufer mit Herodes zu reden hat, da fragt er nicht: Ist es recht? sondern er sagt geradezu, weil er's mit Gottes Gebot ernstlich nimmt: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Wer Gottes Gebot im Herzen trägt, der bezeugt frei öffentlich, auch wenn's ihm wie Johannes den Kopf kosten sollte: Es ist nicht recht. Wer aber nicht zu Gottes Gebot steht und sich nur seine eigne Ansicht fertig macht, also ein Schalk ist, der fragt: Ist's auch recht? und will mit solcher Frage nichts Anderes, als den Samen des Mißvergnügens ausstreuen. Als Deutschland sich erhob zum letzten Befreiungskriege, da fragte kein Mensch: Ist's auch recht, daß wir uns knechten lassen; da klang's wie aus Einem Munde: Es ist nicht recht. Aber jetzt wird immer und immer wieder gefragt: Ist's auch recht? dieweil man sich nicht auf Gottes Gebot steifen kann. Dahinter, siehe dich vor, lauert der Schalk. — Und als nun der HErr den Schalk merkt, begegnet Er ihm mit dem rechten Namen und bezeichnet seine That richtig: Ihr Heuchler, was versucht ihr mich? Solch offener Gegenrede scheue auch du dich nie. „Ihr redet mir von meiner Freiheit — damit ich nur euer gehorsamer Diener werde. Ihr redet mir von meiner Mündigkeit — damit ihr meine Vormünder sein könnt. Ihr redet von meiner Reife — damit ihr mich pflücken könnt." So antworte den Schmeichlern. Und dann mach's weiter, wie's der HErr Jesus mit Seinen Pharisäern gemacht hat. Der läßt sich das Ding genauer zeigen, um das es sich jetzt handelte, und lehrt ihnen, wie sie ja nicht genug bedacht hätten, was auf der Zinsmünze steht. So laß dir nur auch von den Volksleuten recht deutlich zeigen, wovon sie reden, und besiehe es mit ihnen beim Lichte. Besiehe mit ihnen die Reden von Freiheit, von Mündigkeit, von veralteter Verfassungsform, von unterdrückten Völkern, von tyrannischen Fürsten u. s. w. und zwinge sie, daß sie dir stille halten und Rede und Antwort geben. So wirst du in den meisten Fällen finden, daß sie über ihre Stichworte eben so schlecht unterrichtet sind, und ihre vielbeschwatzte Sache eben so oberflächlich kennen, wie die Pharisäer die Zinsmünze.

Und siehe, mit dieser schlichten Waffe erringt der HErr einen glorreichen Sieg. Weß ist das Bild und die Ueberschrift? fragt er. Des Kaisers Tiberii. Ei, wie ist doch das gekommen, daß ihr nicht mehr euer eignes jüdisches Geld habt? Ihr seid kein selbständiges Volk mehr. Es ist euch mit andern Rechten auch das Münzrecht abgenommen worden. Und woher diese Wandlung? Ihr habt nicht treulich Gotte gegeben, was Gottes ist. So führt also der HErr die Leute durch die aufgewiesene Zinsmünze in ihr Inneres, zur Buße, und weist sie hin auf den Gott, den sie verleugnet hatten,

werden. Und doch konnte man die Werthangabe, die in dem Gesetz bestimmt war, nicht eigenmächtig ändern. So vergrößerte man ganz richtig die Schwere des Sekels. Und daß dies geschah, darauf werden gewiß auch die Priester gesehen haben, die ja mit ihrem Lebensunterhalt auf die Opfergaben des Volks angewiesen waren. Für diese späteren geprägten Sekel gebraucht Luther meist das Wort Silberling. (Die zinnernen Silberlinge, die mancher von den lieben Lesern wohl gesehen hat, sind eine Nachbildung der Sache, aber freilich nicht des genauen Bildes, das auf jenen makkabäischen Sekeln zu sehen war. Sie enthalten gewöhnlich auch das Rauchfaß, die Aaronsruthe und die obengenannte Umschrift, aber in späteren hebräischen Buchstaben.) Das kleine Gera ist wohl nie geprägt worden und bei steigendem Geldwerthe ganz außer Brauch gekommen. Mina (Pfund) und Kikar (Centner) sind gleichfalls nie geprägt worden, sondern nur Gewichte und zuletzt bloße Bezeichnungen von Summen geblieben, etwa wie man von Alt- und Neuschock, von Marc Banco, von Pfund Sterling redete oder noch redet.

So viel für heute vom eigentlich hebräischen Gelde. Vom griechischen und römischen das nächste Mal.

(Schluß folgt.)

Das Leben des seligen Johann Mathesius.

(Fortsetzung.)

Die lieben Leser und — Leserinnen werden gewiß längst Verlangen tragen, auch etwas vom Hauswesen des Joachimsthaler Pfarrers, von Weib und Kind zu hören. Auch davon läßt sich viel Gutes erzählen.

Im Jahre 1543 am Montag nach Andreä ward unserm lieben Mathesius Jungfrau Sibylla Richter, Herrn Paul Richters, Hüttenreiters in Joachimsthal eheliche Tochter, angetraut. Aus der Ehe mit ihr gingen sieben Kinder hervor, darunter vier Söhne. Der älteste derselben, Johannes, gab später einige Schriften seines Vaters heraus. Ein anderer, Paul mit Namen, ward schon im 29. Jahre seines Lebens Superintendent in Dschatz. Ein dritter, Eutychus, starb vor dem Vater. Und der vierte, den der Vater sein gebrechliches Casperlein nennt, war mißgestalteten Leibes.

Von seiner Ehefrau ist Mathesius alles Lobes voll. Da sie noch als Jungfrau im Hause ihres Vaters lebte, hatte sie Gott gebeten, wenn Er ihr einmal nach Seinem Willen in den heiligen Ehestand helfen wolle, so solle Er ihr nur Einen auslesen, der Sein Wort recht lieb und werth halte; denn dessen wäre sie gewiß, wenn Einer Gottes Wort lieb hätte, so würde er sie sodann auch ohne Zweifel „schöne halten." Und solch Einen hat ihr ja der HErr auch beschcert. Sie hat's aber auch treulich zu schätzen gewußt. „O wie oft," schreibt Mathesius von seiner Ehefrau, „habe ich sie dem Sohne Gottes danken hören, daß Er sie der Ehre würdig geachtet und sie zu Seines Dieners Magd und Beiwohnerin gemacht habe. Denn sie ist in ihrem Ehestande eine Rippe geblieben und nie zum Haupte geworden." —

In aller Treue hielt sie sich zu ihrem Haupte, dem Manne, in guten und bösen Tagen. „Wenn ich daran gedenke," schreibt der Mann, „wie sie mich manchmal in Nöthen und Trübniß so fein aus Gottes Wort getröstet und vermahnt, ich sollte ja unserer Kinder halber nichts wider Gott, Sein Wort und mein Gewissen thun; Gott, ihr treuer Gott, werde sie nicht lassen: so schmilzet mir mein Herz im Leibe. So war sie auch willig und bereit, mit mir bis an der Welt Ende zu ziehen, so es die Nothdurft erfordert hätte." Und weiter schreibt er: „Das soll und kann ich ihr mit wahren Worten nachsagen und nachschreiben, daß sie, nachdem wir mit einander zu Hause gesessen, mit mir nie ist uneins worden; so hat sie nur zu Glimpf und Sühne helfen reden, meine Freunde lieb und werth gehalten, ist verschwiegen, ruhlich und reinlich gewesen und meine treue Schatzmeisterin."

Es floß aber ihre eheliche Treue aus ihrer Treue gegen den HErrn. „Ihr wisset neben mir," so redet Mathesius nach ihrem Tode seine Kinder an, „daß sie keine Predigt versäumet und allezeit ihr Psalterlein mit zur Kirchen getragen, und daheim sehr gerne gelesen und von der Predigt geredet hat, wie sie auch die ganze Predigt des HErrn vom Abendmahl und das 15. Capitel zu den Corinthern mit ihrer eigenen Hand abgeschrieben, welches ich dir, meine liebe Tochter, zum Schatz beigelegt habe, damit du deiner lieben Mutter, die dich nur sechs Tage gestillt, dabei gedenkest. O, wie eine fleißige Zuhörerin war sie, darum sie auch allemal den Text, den man auslegte, vor sich hatte. Dies wirst du, mein Sohn, auch noch denken können, daß sie mir die ganze deutsche Biblia zu dreien Malen nach Tische fein deutlich gelesen hat." Als sie ihr mißgestaltetes Casperlein ansahe, das wohl ein entstelltes Gesicht, eine Hasenscharte oder deß etwas gehabt hat, sprach sie im Glauben: „Am jüngsten Tage wird dies Alles heilen, wenn Christus uns von allem Jammer und Herzeleid erlösen wird."

Das eheliche Glück der Beiden sollte aber nach Gottes Rath nur kurze Zeit währen. Nach zwölfjährigem Ehestand ward sie am 23. Februar 1555 abgerufen und ihr Leichnam wurde darauf am Sonntag Estomihi christlich zur Erde bestattet. Ihr Ende war erbaulich. „Ihr Herz sagte ihr selbst bis in zwei ganzer Jahr immer zuvor, daß sie Gott aus diesem Elend fordern würde, und erstlich zwar wurde sie um ihre liebe Schwester, die in dem ersten Wochenbett starb, hart entsetzt und betrübt, daher sie gar schreckliche Träume und Schrecken im Schlaf hatte.

Danach machte ihr die Geburt ihres mißgestalteten Caſperleins viel Jammerns und Trauerns. Von der Zeit an iſt ihr alle ihr Muth und Freude gelegen, und iſt ſtetigs mit Sterbegedanken umgegangen, wie ſie denn als eine rechte Prophetin ihrem Eheherrn von ihrem Tode ſehr oft zuvor verkündigt, und ihn ſehnlich getröſtet und allewege geſprochen: „„Ihr ſeid Gott, der Kirchen Gottes und unſern Kindern nützer auf Erden, denn ich;"" bis ſie endlich mit dem letzten Töchterlein Margarethe niederkam und ſich ihrer Freude bis in den andern Tag über dieſem Kinde gebraucht hatte, fiel ihr ein geſchwinder und hitziger Fluß, den ſie zuvor in allen ihren Wochen gefühlet; der bringet ſie nach dem Willen Gottes in acht Tagen um. Mittler Zeit ließ ſie ſich hören wie eine chriſtliche und andächtige Frau, befiehlt ihre Sachen unſerm Gott, tröſtet ihren Eheherrn etliche Mal: „„Wie ſtellet ihr euch alſo? Haben denn nicht eure guten Freunde (deren ſie etliche herzählte) auch ihre liebſten Hausfrauen Gott wieder heimgehen laſſen und ſind unverloren; ihr werdet mich auch wiederfinden. Ihr habt um einen Erben gebeten, damit ihr auch Gott einen Diener hinter euch ließet: nun hat euch Gott von mir ſieben Kinderlein beſcheret, daran ihr euer und mein, auch meines lieben Vaters und Bruders und eurer Mutter und Schweſter Bild ſehet. Die laſſet euch um des HErrn Chriſti und meinetwillen befohlen ſein; denn Gott wird mit euch und mit ihnen ſein und uns in kurzer Zeit wieder fröhlich zuſammenbringen."" Dies waren ihre Reden vor ihrem Ende. Daneben rief ſie von Herzen den Sohn Gottes an und tröſtete ſich ihrer heiligen Taufe, und daß ſie durch einen Kirchendiener abſolviret und öffentlich, da ſie noch zu Weg und Steg gehen können, den Leib und Blut Jeſu Chriſti empfangen und Seines Leibes Gliedmaß worden wäre. Endlich da die Schmerzen größer wurden und die Leibeskräfte ihr entgehen wollten, dankte ſie Gott, der ſie zur Erkenntniß des Evangelii berufen und bis an ihr Ende dabei erhalten, und geſegnete ihren (Ehe-) Herrn mit viel Thränen, und befahl ihre arme Seele dem Sohne Gottes zu treuen Händen. Und da ihre liebe Mutter ſie fragte: wem ſie ihre kleinen ſieben Kinderlein befehlen wollte, ſprach ſie mit einem ſehnlichen Seufzer: „„Meinem treuen Gott und lieben Manne."" Am ſiebenten Tage ihres Lagers nahm die Hitze überhand, und da ſie Schwachheit des Hauptes fühlte, wie ſie ſich oft darüber beſorget, ſprach ſie: „„Ach Gott, wie geſchieht mir! Wollte ich doch auch gerne ſanft und ſtille einſchlafen. Lieber HErr Jeſu, tröſte mich mit Deinem Geiſte und erhalte mich an Deinem Worte, und nimm mich in einem ſeligen Stündlein auf, wie Du Sanct Stephani Geiſt aufnahmeſt."" Darauf lag ſie etliche Stunden ſtille und verloſch wie ein Lichtlein."

Die Art, wie der verlaſſene Wittwer ſich und ſeine Kinderlein getröſtet, iſt auch erbaulich. Er hielt ſich und ſeinen lieben Kleinen daheim etliche troſtreiche Leichenpredigten, in denen er gar lieblich und faßlich zum Kinderherzen redete. Oder er ging mit ihnen hinaus auf den Gottesacker und hielt da ſein Geſpräch vor ihnen. Da ſprach er dann, wenn ſie am Grabe der Mutter ſtanden: „Nun ſchlaf, mein treuer Schatz, in Gottes ſel'ger Ruhe; Der helfe uns bald mit Freuden zuſammen und verleihe dir eine fröhliche Auferſtehung und eine neue ewige Freude und Herrlichkeit. Sammle auch, o HErr Jeſu, dieſe ihre und meine Leibesfrüchte und alle meine Pfarrkinder auf dieſem Acker im rechten Glauben und gutem Gewiſſen. Ihr meine Kinderlein, da liegt nun eure liebe Mutter, die manche heiße Thräne für euch gelaſſen; beſprengt ſie auch wieder mit Liebesthränlein und zieret ihr Grab mit Röslein der Liebe und Vergißmeinnicht, wie ſie euch auch manches ſchöne Kränzlein gemacht hat. Nun betet ein Vater Unſer. So wollen wir den Großvater und Großmutter auch beſuchen. Gott laſſe ſie euch und mir lange leben. Amen. Wie ein fromm und wohlgezogen Kind haben ſie mir gegeben, und daneben mit ihren Kindern viel Treue und Gutes euch bewieſen. Zahl's der liebe Gott deiner Sängerin und dieſem ganzen ehrlichen Geſchlechte!" Und dann gingen ſie ſtille heim und machten den lieben alten Großeltern unterwegs noch einen dankbaren Beſuch.

An Wiederverheirathung dachte Matheſius nicht. Alſo hat er in einer ſeiner Predigten geſchrieben: „Hat nun Jemand etwas Liebes aus ſeinem Herzen eine Zeitlang verloren, oder muß mancher fromme Ehemann ſeines allerliebſten Eheweibes eine Zeitlang entbehren, der gebe ſich zur Ruhe und lebe in Geduld wie ein ander Turteltäublein,*) ſinge ſein Trauerliedlein in ſeiner Wittwenſchaft, halte Glauben ſeinem Gott und beharre in ſteter und alter Liebe, ſo viel es menſchlich und möglich iſt. Denn obwohl wieder im HErrn freien Keinem in der Schrift verboten, rühmet doch der Heilige Geiſt die Großmutter Hanna, Lucä am 2. Capitel, welche in den gefährlichen Zeiten nach ihres lieben Hauswirths Abſterben bis in's 84. Jahr ihren Wittwenſtuhl unverrückt behalten, damit ſie ihre Liebe und Herz nicht ſpaltete, ſondern ihrem verſtorbenen Hauswirth ſtets Treue unverbrüchlich leiſtete." Danach hielt er ſich auch ſelber. Das aber ſahe er ganz beſonders für ſeine Aufgabe an, den verwaiſten Kindern die Mutter zu erſetzen. Er wußte ſich nicht allein kindlich mit ihnen zu unterhalten und durch chriſtliche Geſpräche ihre Erkenntniß zu fördern, er half ihnen nicht allein durch kurzweilige Rede über das hinweg, was ihnen etwa ſchwer werden wollte, ſondern er trug ſie vor Allem fleißig im Gebet dem HErrn vor. „Hilf, himmliſcher Vater," ſo betet er in der einen ſeiner häuslichen Leichenpredigten, „um Deines einigen und lieben Kindleins willen, der Du mir dieſe ſieben lebendigen Kindlein von meinem

*) d. i. wie das eine noch lebende von einem Taubenpaar.

und der eben um ihrer Verleugnung willen traurige politische Verhältnisse über sie hatte kommen lassen. Sie hatten gemeint, Ihn fangen zu können, und siehe, sie waren selbst gefangen, und wußten nun zugleich, wie sie in treuer Hingabe des für Gott Bestimmten den schweren Römerdruck gottselig tragen sollten, der auf ihnen lastete. — Wenn wir nur alle in gleicher Weise verführen, würde es wahrlich am rühmlichen Sieg in allerlei politischen Anfechtungen nicht fehlen. Wenn wir nur treulich, wie der HErr vom Kaiser auf Gott hinweist, von der fleischlichen Freiheit auf die viel nöthigere Erlösung von Sünden und auf die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, von der gelobten Mündigkeit auf die Mündigkeit hinwiesen, da ein Mensch Gottes vollkommen wird, zu allem guten Werk geschickt! Wenn wir's nur beim Reden von der Tyrannei der Fürsten recht mächtig betonten, daß wir viel zu viel zu thun hätten mit der Tyrannei des Fürsten dieser Welt und daß wir mit dem vor allen Dingen fertig werden müßten! Wenn wir nur den Muth hätten, Jedem, der mit seinen politischen Fündlein kommt, zu sagen: „Höre, laß doch vorerst einmal das weltliche Fragen sein und bringe die eine Frage zunächst auf's Reine: Ob du dich ganz mit Allem, was du hast, dem Gott gegeben, der dich erschaffen, erlöset und geheiliget, und dann komm wieder, dann will ich weiter mit dir reden." Dann würde, wenn auch der politischen Fragen und Frager nicht weniger würden, und wenn wir ihnen auch nicht allemal das Maul stopften, wie der HErr Christus den Pharisäern, doch die Gefahr all solcher Fragerei für uns überwunden und wir gestärkt sein, immer treuer Gotte zu geben, was Gottes ist. Amen.

Etwas von den Münzen der heiligen Schrift.

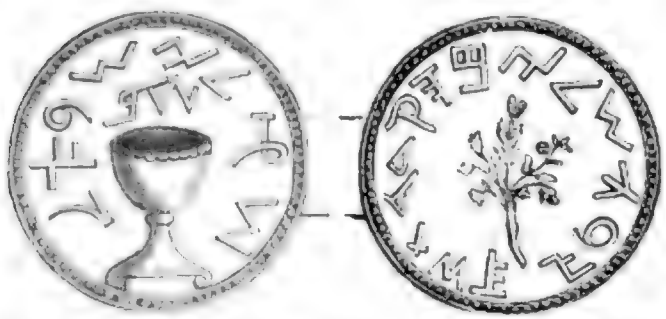
Wir haben's bereits im Evangelium des letzten Sonntags mit dem Gelde zu thun gehabt. Dort handelte sich's um zehntausend Pfund und um hundert Groschen. Und heute begegnen wir der kaiserlichen Zinsmünze. Da ist es vielleicht den Lesern willkommen, einmal etwas Zusammenhängendes über die Münzen der heiligen Schrift und ihren Werth zu hören. Denn wir begegnen auch sonst in der Schrift vielfältigen Bezeichnungen der alten Münzen, wie z. B. dem verlorenen Groschen, dem Scherflein der Witwe, den Silberlingen des Judas, dem Groschen, der den Arbeitern im Weinberge ausgezahlt wird, dem Stater, den Petrus im Munde des Fisches findet u. s. w. So ist es gewiß nichts Ueberflüssiges, in die Vorstellungen, die man sich von den einzelnen Münzen macht, einige Ordnung zu bringen. Freilich dürft ihr hierüber von mir keine gelehrte Abhandlung erwarten; die würde euch nichts nützen und ich könnte sie auch nicht geben. Ich werde nicht einmal so weitschweifig werden, wie der liebe selige Mathesius, der in seiner Bergpostille „Sarepta" auch eine sehr ausführliche und für den wissenschaftlichen Standpunkt jener Tage sehr tüchtige Predigt über die Münzen der heiligen Schrift geschrieben hat, die wohl die älteste Untersuchung dieses Gegenstandes ist, die unsere lutherische Kirche überhaupt besitzt.

Zweierlei allgemeine Bemerkungen muß ich vorausschicken. Erstlich sind die deutschen Münzbezeichnungen, die unser lieber Luther in seiner Bibelübersetzung gewählt hat, nur annähernd richtig. Das ist nicht ein Vorwurf, sondern ein Lob für den theuern Gottesmann. Er konnte doch bei seiner Uebersetzung die hebräischen oder griechischen Münzen nicht dergestalt nach ihrem deutschen Werthe bezeichnen, daß er statt ihrer Thaler, Groschen und Pfennige gesetzt hätte. Das würde kleinlich und schwerfällig gewesen sein. Darum wählt er, wenn er an eine Münzbezeichnung kommt, gemeiniglich eine ähnliche allgemein bekannte, obschon nicht immer gleich werthvolle deutsche Münze. Und wo sich das nicht thun ließ, behält er den Namen bei, den die Münze in der Grundsprache hat.

Zum andern werden wir uns nur von den späteren Münzen der Bibel eine genügende bildliche Vorstellung machen können, da auch die reichsten Münzkabinete nur Münzen aus der Verfallzeit des jüdischen Volks aufzuweisen haben. Was z. B. der gute Mathesius von einer Münze aus Abrahams Zeit schreibt, darauf auch die Namen Abraham, Sarah, Isaak und Rebekka mit Buchstaben angedeutet gewesen seien, beruht ohne Zweifel auf einem Betruge, dergleichen mit alten Münzen viel getrieben worden ist. Es darf eben auf diesem Gebiete nicht Alles und Jedes für baare Münze genommen werden. — Und nun zu dem Nothwendigsten, was wir über unsern Gegenstand mitzutheilen haben.

Bis zu der Zeit, wo das Judenvolk in die babylonische Gefangenschaft geführt ward, hatte es keine geprägten Münzen. Bei Bezahlungen gebrauchte man Silberstücke von beliebigem Gewicht und führte zu dem Ende einen Beutel mit Gewichtstücken bei sich, um dem Andern die Silberstücke zuzuwägen oder die zugewogenen nachzuwägen. Daher heißt es 5. Mos. 25, 13: Du sollst nicht zweierlei Gewicht in deinem Sack, groß und klein, haben. Und wenn überhaupt im alten Testamente von rechter Wage und rechtem Gewicht geredet wird, so bezieht sich das zumeist auf das Abwägen des Geldes, nicht der Waaren. Zur eignen Bequemlichkeit mag man sich aber frühe die Metallstücken, die man einmal abgewogen hatte, mit einem Zeichen, etwa mit einer einfachen Werthangabe durch Striche, versehen haben, bis noch später, namentlich da von der Landesregierung solche Metallstücke ausgegeben wurden, der Kürze wegen ein gleicher Stempel

auf die gleichwiegenden Stücke geprägt ward. So entstanden die Münzen. Sie sind aber, wie gesagt, beim Judenvolke erst seit der Verbannung üblich geworden. Für das vorher gebräuchliche Gewicht bestand natürlich eine Uebereinkunft. Da es aber damals noch keine Aichämter gab, wählte man einen sehr einfachen Weg zur Uebereinkunft. Wie man als die erste Grundlage für eine gleichmäßige Bestimmung der Hohlmaße aller Wahrscheinlichkeit nach die halbe Eierschale wählte, die damals wohl überall mehr noch als jetzt die gleiche Größe hatte, so brauchte man auch für die Bestimmung des Gewichts einen festen Anhalt. Woran man sich aber hielt, das können wir vermuthen, wenn wir auf den Namen des kleinsten bei den Juden üblichen Silbergewichts achten. Dasselbe hieß Gera, und Gera heißt auf deutsch: die Bohne. Nun sind freilich die Bohnen von sehr verschiedener Größe; aber, der harte und sehr handliche Kern der Johannisbrodschote, die im heiligen Lande etwas ganz Alltägliches



Ein ganzer Silbersekel oder Silberling, aus der Zeit der Makkabäer.

Ein halber Silbersekel, aus derselben Zeit.

war, hat wohl überall das gleiche Gewicht. Da nun mehrere Völker des Alterthums diesen Kern zur Gewichtsbestimmung gebrauchten, ist es wohl möglich, daß das Gewicht „Gera" dem eines solchen Johannisbrodbohnenkerns gleichgekommen sei. (Ueber ein anderes kleines Silbergewicht, das 1. Sam. 2, 36 vorkommt und von Luther mit „silberner Pfennig" übersetzt worden ist, wird man wohl, weil es eben nur einmal erwähnt ist, im Unklaren bleiben.) Zwanzig Gera machten nun einen Sekel. Der Sekel war das gangbarste Gewicht. Sein Werth mag etwa 8 bis 9 (Neu- oder Silber-) Groschen betragen haben, d. h. wenn man ein Stück Silber hatte, das einen Sekel wog, so hatte man etwa soviel wie 8 bis 9 Groschen. Man unterschied aber ein doppeltes Sekelgewicht, wenigstens seit den Zeiten der Könige: den etwas schwereren Sekel des Heiligthums und den leichteren Sekel nach königlichem Gewicht. Nach letzterem wurde im weltlichen Handel und Wandel, nach ersterem bei allen Zahlungen gewogen, die das Gotteshaus angingen. Auch halbe Sekel werden nicht selten erwähnt; aber immer ist vor der babylonischen Gefangenschaft nur ein Gewicht, keine Münze darunter zu verstehen. (Wenn 1. Mos. 33, 19 und außerdem noch mehrmals ein Gewicht erwähnt wird, das Kesita heißt und das Luther mit Groschen übersetzt hat, so ist damit wohl ein bei den heidnischen Cananitern übliches Gewicht gemeint, das etwa den Werth von 4 Sekeln Silbers hatte.) Hundert Sekel gingen auf eine sogenannte „Mina" (Luther: Pfund) und 30 Mina auf einen „Kikar" (Luther: Centner), so daß sich also die Abstufung der Gewichte folgendermaßen gestaltete:

Kikar.	Mina.	Sekel.	Gera.
1	30	3000	60,000
	1	100	2000
		1	20

Ehe es nun zur festen Ausprägung von Geldstücken bestimmten Werthes (von Sekel und halben Sekelstücken) kam, lernten die Juden ausländisches Geld kennen, seit der Herrschaft der Perser persisches und seit der Macedonierherrschaft griechisches. Vom griechischen Gelde wollen wir das nächste Mal reden. Was das persische Geld betrifft, so wird im Alten Testament, aber nur in den späteren Büchern (Chron. Esr. Nehem.) mehrmals der „Darikus" erwähnt, von Luther meist mit Gulden übersetzt. Einzelne Exemplare dieser Goldmünze im Werthe von 1¼ Ducaten sind noch jetzt vorhanden. Auf der einen Seite trugen sie das Bild des Königs, auf der andern das eines Bogenschützen mit spitzer Mütze.

Der Erste aber, der im jüdischen Lande Geld prägen ließ, also wie wir sagen würden, das Münzrecht ausübte, war Simon der Makkabäer. Aus seiner Zeit haben sich gleichfalls Sekel- und halbe Sekelstücke erhalten, von denen wir heute eine Abbildung mittheilen. Sie stellen auf der einen Seite ein Rauchfaß, auf der andern Aarons grünenden Stab mit Mandelblüthen dar. Die Inschrift besteht zwar aus hebräischen Worten, aber die Buchstaben sind die altphönizischen. Auf der einen Seite steht: Sekel Israels, auf der andern: Jerusalem die Heilige. Der Werth dieser Sekel war aber ein anderer als der der alten Sekel. Er mag etwa 20 bis 21 Groschen betragen haben. Das hatte seinen einfachen Grund. Alle Lebensbedürfnisse waren im Laufe der Zeit vertheuert worden. Dies mußte auch Einfluß haben auf das, was zum Tempel geopfert werden sollte. Wenn früher Einer eine Opfergabe vom Werthe eines oder zweier Sekel zum Tempel brachte, so war das nichts Schlechtes. Später, da Alles theurer ward, konnte aber z. B. für zwei Sekel nur ein sehr erbärmliches Opferthier geschafft

frommen Eheweibe beschéret und befohlen hast, daß sie selige Werkzeuge und Gnadengefäße seien und bleiben und daß ich sie Dir wieder zuführe und überantworte, besprenget mit Deines Sohnes Blute und versiegelt mit Deinem Heiligen Geiste; denn Du allein Kinder schaffen, fromm machen und sie im Glauben und neuem christlichen Gehorsame erhalten kannst."

Nach elfjährigem Wittwerstande folgte er seinem geliebten Weibe, am 7. October 1565. Doch hatte er noch ein Jahr vorher eine schwere geistliche Anfechtung durchzumachen, dergleichen der Teufel gerade solch treuen Knechten Christi nicht selten bereitet hat. Er selbst sagt, daß er in dieser Zeit wie im Siebe Satans gesessen habe, der ja auch Petri begehrete, daß er ihn sichtete wie den Weizen. Die Anfechtung bestand in einer ungeheuren Seelenangst, in welcher er an Gottes gnädiger Barmherzigkeit und dem theuern Blute Christi verzweifeln wollte, und die auch auf seinen Leib so gewaltig drückte, daß er nicht ausgehen, nicht predigen, ja nicht einmal das Sonnenlicht vertragen konnte. Trübselig lag er in seiner mit Teppichen verhängten finstern Studierstube im Bett; aber seine liebe Gemeinde trug ihn auf fürbittendem Herzen. Endlich kam der HErr mit plötzlicher Hilfe. Am Gregoriustage hielten die Schulkinder wie bisher ihren Sing-Umgang. Da ward gewöhnlich vor dem Pfarrhause der Schluß mit einer christlichen Motette gemacht. So trat der wackere Cantor Hermann auch dies Jahr mit seinen Schülern vor das Haus des kranken Pastors und stimmte ein lateinisch Lied an, das dem lieben Pfarrherrn bei gesunden Tagen ganz besonders lieb gewesen war. Schade, daß wir den Inhalt des Liedes nicht mehr kennen; aber Mathesius hörte dem Gesange fleißig zu und „als er zum Ende gekommen war, wirkte der Heilige Geist in seinem Herzen so viel, daß er vor Freuden aus seinem Bett aufsprang, die Teppiche von den Fenstern zog, Gott herzlich dankte und sich von dem Tage an besser befand." Es währte nicht lange, so konnte er mit einer Predigt über Ps. 119, 71 (Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthigest hast, auf daß ich Deine Rechte lerne) wieder vor seiner Gemeinde erscheinen, bis es endlich vollkommen besser mit ihm ward. Eine Reihe von Predigten über den 130. Psalm (Aus der Tiefe ꝛc.) war eine der Früchte dieser Trübsal.

Er sollte aber nicht mehr gar lange aus der Tiefe seufzen. Je länger je mehr sehnte er sich nach einer seligen Heimfahrt. Seinen Sterbekittel hatte er sich schon vor 19 Jahren zurecht gelegt. Seit jener Anfechtungszeit jedoch richtete er seinen Sinn noch viel mehr auf das Ende hin. Oft hörte man ihn seufzen:

Und wenn ich nicht mehr pred'gen kann,
Ach, HErr, so laß mich schlafen gahn.

Wiederholt hat er in seinen Predigten den HErrn um ein seliges Stündlein und vermahnte die Gemeinde zur Fürbitte.

Am Donnerstag vor seinem Ende gab er das letzte Mal mit seinem lieben Amtsbruder, dem Diaconus Caspar Francke, einer Leiche das kirchliche Geleit. Da redete er in der Spitalkirche viel vom Elende dieses Lebens und wie er schon so vielen seiner Pfarrkinder und guten Freunde das Geleit gegeben, zu denen er sich von Herzen sehne. Und als er nach dem Gottesdienste am Grabe seiner lieben Hausfrau vorüberkam und die Grabschrift ansahe, seufzte er: Zu der freue ich mich auch. Dann berieth er noch mit seinem Collegen, wohin er die Grabschrift für seinen Sohn Eutychus am besten setzen ließe und kam auch auf seine eigne Grabschrift zu reden, die er sich selbst vorlängst lateinisch und deutsch gemacht hatte. „Ich weiß an meiner Grabschrift, die ich gerade jetzt vor 19 Jahren gestellet, nichts zu ändern; ich stehe durch Gottes Gnade noch auf dem Glauben und Bekenntniß, dabei wird mich mein HErr Christus durch Seinen Geist erhalten. Ich habe die Vorrede und die Widmung zu Dr. Luthers Historien nun vollendet. Jetzt schreib ich meine Predigt auf den Sonntag vom erweckten Jünglinge. Ich hoffe, sie soll tröstlich werden, mein HErr Christus wird mir Gnade dazu verleihen. Ich gehe gar stark mit Scheidensgedanken um und tröste mich der Wiederkunft in einem bessern Leben. Es stehet dieser Artikel ja auf Christi Tod und Auferstehung und ist uns im Worte zugesagt, und wir sind darauf getauft und absolviret und mit dem heiligen und lebendigen Leib und Blut des lebendigmachenden HErrn Christi gespeiset und getränket, daß unser sterblicher, sündiger und nichtiger Leib dem verklärten Leibe Christi soll ähnlich werden. Wir müssen unserer Sünden vergessen, die im Blut Christi ersäuft sind, und des Todes Gedanken hintansetzen, welcher durch Seinen Sieg verschlungen ist. Aus dem 146. Psalm hab' ich sie auch auf den rechten allmächtigen Helfer und Heiland gewiesen, der in allen Nöthen kann und will helfen und hält ewiglich Glauben; sonst ist wenig Hülf' und Glaubens mehr auf Erden. Die „Historia Christi", wie ich sie fürhabe, wird wohl bleiben (nicht vollendet werden). Es soll doch Keiner des HErrn Historie besser schreiben, denn sie in der Bibel von dem Heiligen Geiste, von Mose, Propheten und Aposteln, als den vorerwählten Zeugen von Gott, aufgeschrieben ist, darinnen mehr von Christo stehet, denn wir gedenken und verstehen können. Wir sehen, wie die lieben Apostel und Evangelisten alle Schrift von Christo führen, wie Sct. Mathäus im andern Capitel, und Sct. Johannes vom Osterlämmlein, daß man ihm kein Bein zerbrechen soll, Alles auf Christum deuten. Die Epistel zu den Ebräern ist ein Ausbund in dem Stück; wie weiset sie Christum in der ganzen Bibel! Der Mann ist mächtig in der Schrift gewest. Wenn Sct. Lucas das Gespräch Christi gar (ganz) beschrieben hätte, da er

den Zweien, die gen Emmaus gingen, die Schrift auslegte, was (wieviel) wollten wir daraus Verstand (Verständniß) nehmen! Er sagt nicht vergebens: Forschet in der Schrift, denn sie giebt Zeugniß von Mir, und Moses hat von Mir geschrieben ꝛc." Diese und viel andere schöne Reden, die uns zugleich einen Blick in den Verkehr der beiden Amtsbrüder thun lassen, that er auf dem Hin- und Rückwege. Auf dem Heimwege ging er auch noch in zwei Häuser, „da viel vertrauliche, freundliche und fröhliche Reden fielen." Am andern Tage, nach der Wochenpredigt, da er über die Worte des 146. Psalms: „der HErr behütet die Fremdlinge" gepredigt und vor Landstreichern und faulen Pilgrimen gewarnt hatte, sagte er zu seinem Collegen: „Ich habe nun den Trost für die Fremdlinge vollendet. Nun soll ich (Ps. 146, 9) die Wittwen und Waisen trösten, derer viele hier sind. Das gehöret auch für unsere armen Waisen, die nun schon halb Waiselein sind und müssen's alle Tage gewarten, daß sie hier auf Erden gar zu Waiselein werden. Aber der Waisen Vater, der Gott Jacob, lebet und stirbet nicht, der wolle sie trösten und erhalten." Nach Tisch und ebenso noch am Sonnabend ging er ein wenig in seinem Garten spazieren.

Am Sonntag, dem 16. nach Trinitatis, kam er zeitig in die Kirche, war recht wohlauf, und redete noch unter Anderem von seinem Zettel, darauf die Predigt verzeichnet war, wie der sogar bös geschrieben sei. Den Chorrock, den er sich wegen einer Verstauchung des linken Armes drei Wochen lang hatte müssen anziehen lassen, zog er diesmal selber an und sagte dabei noch: „Meine Hand will, Gott Lob! besser werden; es wird sich ausreiben; sie thut mir nicht wehe, denn (außer) wenn ich sie hart regen soll; ich glaube, es habe sich ein Fluß drein gesetzet; jedoch danke ich Gott, sie lässet mich die Nacht wohl schlafen." Darauf ging er nach der Kanzel und sagte im Gehen zu seinen Amtsbrüdern, wie er's stets im Brauch hatte: „Helfe mir der HErr Christus! Betet ihr für mich fleißig." Deutlich und mit erhobener, ja mit besonders lauter Stimme hielt er die ganze Predigt über die Auferweckung des Jünglings zu Nain, aus der wir neulich ein Bruchstück mitgetheilt haben. Nur die allgemeinen Gebete redete er etwas leiser; doch that er das meist also. Da die Schüler bereits den Gesang angefangen, sagte er noch: „Kommt heut fleißig wieder zur Predigt!" Und damit stieg er von der Kanzel. Es war diese einfache Vermahnung zu treuem Besuch des Gottesdienstes das letzte Wort, das er öffentlich von der Kanzel geredet hat. Alsbald aber fühlte er, daß er schwach ward. Er schickte sich langsam an, von der Kanzel herabzusteigen. Als er an die Stiegen kam, konnte er sich mit dem verstauchten linken Arm nicht behelfen, so daß ihm das Buch entfiel. Zwei Bergleute springen ihm zu Hülfe: er aber sieht sie freundlich an: „Es hat keine Noth," und hält sich mit der rechten Hand so fest an, daß er ohne Hülfe noch vollends herabsteigen kann. Auch dem Diaconus, der ihm beispringen will, sagt er lächelnd: „Erschreckt nicht, es hat keine Noth." Als er aber, von den zwei Bergleuten geführt, in die Sacristei kommt, ordnet er selbst an, was man ihm schnell zur Stärkung bringen solle. Dies und auch das Andere, was ihm seine Pfarrkinder in der Eile hereinschickten, brauchte er noch, strich sich selbst mit der rechten Hand, klagte nicht über irgend einen Schmerz und sagte nur: „Ei, wie ein harter Schwindel ist mich ankommen. Ich muß nun ausspannen, es sage der Schirrmeister dazu, was er wolle. Mein Haupt wird mir schwach." Da die Umstehenden ihn mit der Erinnerung an seine Predigt und an den HErrn Christum trösteten, antwortete er mit etwas schwererer Zunge: „Ich habe kein Entsetzen. Selig sind, die in dem HErrn sterben; ich will heim." Das letzte Wort verstand man von seiner Wohnung. Es liefen Etliche, um einen Stuhl zu holen, auf dem man ihn nach Hause tragen könnte. Er aber sprach: „Nicht da heim." Als er nachher wirklich nach Hause gebracht ward, sagte er unterwegs den Spruch aus dem 73. Psalm, mit dem er sich auch später noch mehrmals tröstete: Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch Gott allezeit meines Herzens Trost und mein Theil. In seiner Stube legte man ihn auf's Bett, that die Kleider von ihm, betete und brauchte alle menschliche Mittel, wie denn der Arzt, der bereits in der Sacristei zu ihm gekommen war, nicht von ihm wich, so lange noch Hoffnung auf Besserung war. Eine Stunde nachher fing er an zu schnauben und zu schnarchen, wie ein tief Schlafender, bald aber ward der Odem sanfter. Wie er auf seinem Bett lag ohne alle Zuckung und Leibesbewegung, schlief er ein, so daß die Umstehenden es kaum gewahr wurden, als um ein Uhr der Athem stille stand. Er starb im 61. Jahre seines Lebens und im 24. seiner Amtsführung.

(Schluß folgt.)

Brosamen aus Luther's Schriften.

Selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Ev. Matth. XI. v. 6.

Das ist wahrlich ein seltsam Aergerniß, da sich die Welt an Christo ärgert, der Todte auferwecket, Blinde sehend macht, Taube hörend und den Armen das Evangelium predigt. Wer solch einen Heiland für einen Teufel hält, was will der für einen Gott haben? Aber da liegt's! Er will das **Himmelreich** geben, so will die Welt das **Erdreich** haben. Er will gewisse, unvergängliche, ewige, selige und himmlische Güter schenken, so will die Welt irdische, vergängliche, — da sie mehr Sorg und Angst von hat, denn Lust und Freude, der sie dazu keinen Augenblick sicher ist — haben.

Darüber scheiden sie sich. Da ärgert's sich. Denn auch die hohe Heiligkeit der Heuchler im Grund nichts Anders sucht, denn irdische Ehre, fleischlichen Willen, menschliches Leben, das doch all vergeben und aufhören muß und eben zu der Zeit, wann man am meisten darauf pocht und trotzt!

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 48. Dresden, den 26. November 1865.

Am vierundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis.

Matth. 25, 31—46.

(Aus Heinrich Müller's evangelischem Herzensspiegel.)

Da wird dann der König sagen zu denen zu seiner Rechten: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt."

Kommet her! Ein schönes Lockwort. Kommt doch, ihr meine Schäflein, ich bin euer Hirte; ihr klugen Jungfrauen, ich bin euer Bräutigam; ihr meine Brüder, ich bin euer Bruder; ihr meine Kinder, ich bin euer Vater. Kommet her! ein freundliches Wort. So sagte Laban zu Elieser: „Komm herein, du Gesegneter des HErrn, warum stehest du draußen?" Aber hie ist noch größere Freundlichkeit. Sein Haus stehet den Auserwählten offen, und soll Alles ihr sein, was drin ist. In diesem Hause sind viel Wohnungen. Euch zu Gute hab ich dies Haus so schön geschmücket, euch zu Gute mit aller Genüge versorgt. Draußen sind die Böcke; ihr meine Schäflein kommet herein zu mir. Kommt aus der Sünde in die Gerechtigkeit, aus der Mühe in die Ruhe, aus dem Wehe ins Wohl, aus dem Leide in die Freude. Hier auf Erden ist Niemand, der zu dem Geringen sagt: Komm her! Aber der HErr JEsus ruft: Kommet her! — „Kommet her," spricht Er beim Matthäus, „Alle die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Von Natur sind sie Kinder des Zornes Gottes und heißen billig, weil sie nicht gehalten haben Alles, was im Gesetze geschrieben steht, die Verfluchten. Weil sie aber in Christo sind, kann ihnen kein Fluch schaden, denn sie sind nicht mehr unter dem Gesetze, sondern unter der Gnade. Die Gnade bringt den Segen. — Viele segnet die Welt und preiset sie selig, weil sie Alles vollauf haben, in höchsten Ehren sitzen, in Herrlichkeit und Freuden leben, da ihnen doch dies Alles nicht zum Segen, sondern zum Fluch, nicht zum Heil, sondern zum Verderben gereicht. Die Auserwählten sind Gesegnete des Vaters. So nennt sie Christus, weil sie von Gott von Ewigkeit her erwählet und in der Zeit berufen sind, den Segen zu erben, der allen Völkern in Christo Jesu verheißen ist. Die Auserwählten sind Gesegnete des Vaters, weil sie Gott gesegnet hat mit allerlei geistlichem Segen in himmlischen Gütern durch Christum.

„Ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt." Das heißt was Tüchtiges zum Erbe vermacht, mein ganzes Reich, ein Reich, das von Ewigkeit her gewesen, ein Reich, das bleiben wird in Ewigkeit. Dies Reich ist ein Erbe der Auserwählten.

Denn weil sie Kinder des Reichs, so sind sie auch Erben des Reichs, Kinder in Christo, Erben in Christo durch den Glauben an Christum. Ein unvergängliches Erbe! Was die Weltkinder erben, ist vergänglich. Alles, was wir sehen, muß zerrinnen und vergehen. Das himmlische Erbe mag so wenig ein Ende nehmen, als es einen Anfang genommen hat. Es währet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Erbet, nicht: erwerbet! Es ist ein Gnadengeschenk Gottes in Christo. Die mit Werken zu thun haben, sind unter dem Fluch. Denn auch die beste Gerechtigkeit, weil sie ein befleckles Kleid ist, verdienet nur Zorn. Der Knecht verdienet, das Erbe gehört dem Kinde zu, und die Kindschaft haben wir durch den Glauben an Christum, wie Paulus spricht: „Ihr seid Alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christum JEsum" (Gal. 3, 26). Das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt. Was wir Gutes thun, thun wir in der Zeit. Das Erbe ist uns aber zugedacht von Ewigkeit, ehe wir Gutes oder Böses gethan. In Christo sind wir durch den Glauben zum Erbe erwählet, in Ihm treten wir auch durch den Glauben in die völlige Genießung des Erbes hinein. Mit Einem Worte: der Himmel euer Erbe, der Himmel euer Theil aus lauter, lauter Gnade. Habt ihr nicht großes Gut, seid doch zufrieden; der Himmel ist euch schon als Erb' beschieden. Nimmt man euch auch Alles: nicht zu traurig! Wer will euch den Himmel rauben, den euch schon Gottes Sohn beigelegt im Glauben? Vergesset, was dahinten, und strecket euch nach dem, was vorn ist. Aber wollt ihr erben, so haltet euch als Kinder. Ungerathene Kinder läßt man nicht zum Erbe. Durch gute Werke könnt ihr das Erbe nicht verdienen, aber durch böse Werke könnt ihr es verscherzen.

Von Denen zu Seiner Rechten wendet der HErr sich zu Denen zu Seiner Linken und spricht: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln."

Gehet von mir! O Donnerwort! Gehet von mir, vom Licht zur Finsterniß, vom Leben zum Tode, von Gott zum Teufel. — Eine schreckliche Strafe, hingehn, da Gott nimmer ist! — In Ewigkeit von Christo, in welchem alles Heil allein zu finden ist, verworfen, gestoßen, geschieden. — Jetzt gehen die Gottlosen von Ihm und verachten Sein Wort; dort werden sie von Ihm gehen müssen kraft Seines Wortes. Sie werden Sein Angesicht in Ewigkeit nicht schauen, in Ewigkeit an Seiner Herrlichkeit keinen Theil haben. Erschrecklich, in Ewigkeit ohne Gott, ohne Licht, ohne Hilfe, ohne Trost, ohne Freude sein!

Gehet von mir, ihr Verfluchten! Die Auserwählten wurden Gesegnete genannt, diese Verfluchte. Jene sind dem Herrn lieb, diese ein Greuel. Die Welt preiset sie selig, weil sie nicht im Unglück sind wie andere Menschen, und werden nicht wie andere Leute geplaget; aber vor Gott sind sie verflucht, und das sagt ihnen ihr eigen Gewissen, das immer voll Schreckens ist. — Am jüngsten Tag wird's offenbar werden, da ihr Herz geöffnet und dieser Name Allen vor Augen stehen wird.

In das ewige Feuer. Was es für ein Feuer sein wird, werden wir erfahren. „Sie werden Pein leiden vor dem Angesicht des HErrn." — Der Zorn Gottes wird das Feuer sein, das sie peinigen wird. Dasselbe hätten sie mit den Blutströpflein JEsu Christi löschen können. Aber dort ist kein Opfer mehr für die Sünde, darum auch keine Erlösung aus der Hölle; immer brennen und nimmer verbrennen! — Ein ewiges Feuer! Lebten die Gottlosen ewig, sie würden ewig sündigen. Darum muß ewig gelitten sein die Höllenpein. O Mensch, bedenke das und lösche, weil du noch löschen kannst. JEsus ist der Gnadenstuhl in Seinem Blute; durch den suche, durch den findest du Gnade bei Gott, daß dich nicht treffe das Donnerwort: Gehet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer!

Das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Dem Teufel und seinen Engeln ist die Hölle bereitet, nicht aus bloßem Rathschluß Gottes, sondern wegen ihres Abfalls. Den Menschen ist sie nicht bereitet; doch müssen die mit hinein, die nicht Gott, ihren Schöpfer, sondern seinem abgesagten Feind, dem Teufel, wider Ihn treue Dienste leisten. Mit den abgesagten Feinden Gottes in einem finstern Kerker sitzen und ohne Unterlaß die ewige Pein leiden, ist das nicht Schmerz genug? Gleiche Arbeit, gleicher Lohn. Die Verdammten treiben mit den Teufeln Ein Werk, so müssen sie auch mit ihm einerlei Pein leiden. Soll dir das nicht bange machen? Bei Zeiten des Teufels Dienst abgedanket, daß dir nicht gedanket werde mit der Hölle! Wer klug ist, sieht sich vor. Der Teufel schwarz, die Hölle heiß. Darum diene dem Teufel nicht um die Hölle. Der Unglaube führt hinein und seine Tochter, die Unbarmherzigkeit. — — —

Auf's Urtheil folgt die Execution. Da sagt der Heiland von den Gottlosen und Verdammten: „Und sie werden in die ewige Pein gehen." Du kannst leicht gedenken, was das für ein kläglicher und trauriger Gang sei, wenn die Verdammten von Christo gehen werden in die ewige Pein. Das folget auf so manchen lustigen Gang auf Erden. Die Hölle ist lauter Pein, lauter Finsterniß, Heulen und Zähneklappen. Heulen werden sie vor Angst und Unruhe, die Zähne beißen vor Ungeduld; heulen und kein Thränlein vergießen können, zürnen und keinen Schaden thun können, ist das nicht erbärmlich? Sie werden Pein haben von dem ewigen Durst und doch in Ewigkeit wird kein Tröpflein Wassers zu ihrer Erquickung gereicht werden. — „Sie haben ein Feuer meines Zorns angezündet, das soll ewig brennen," spricht der HErr. (Jer. 17, 4.) —

Von den Gottlosen und Verdammten kommt der HErr auf die Gerechten und spricht: „Sie werden gehen in das ewige Leben." O, ein seliger Gang!

Das ewige Leben ist ein solches Gut, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gekommen ist. Das ewige Leben ist Gott selbst — das höchste, ewige Gut. Petrus bekam ein Tröpflein davon auf dem Berg Tabor; da verliebte er sich darein und sagte: „HErr, hier ist gut wohnen!“ Schmecket ein Tröpflein so süß, wie wird der ganze Strom schmecken! — Wir werden Gott anschauen von Angesicht zu Angesicht. O, mein Herz! könntest du deinen Gott von ferne und gleich in einer Wolken sehen, du würdest die ganze Welt nicht achten, daß du nur einen Augenblick von Ihm dich wendetest. Was für Genügen wird sein, wenn du Ihn ohne Mittel wirst sehen, wie Er ist in Seinem Wesen! — Das Anschauen Gottes wird dich erleuchten. „Euer Herz wird sich freuen und eure Freude wird Niemand von euch nehmen.“ — Durch das ewige Anschauen Gottes wirst du verklärt werden von einer Klarheit zur andern, du wirst verklärt in Gottes Bild. Wir werden Ihm gleich sein, — sagt Johannes. Im Verstand wird leuchten ein vollkommenes Licht der Erkenntniß, in dem Wollen wird brennen eine vollkommne Flamme der Liebe, dein Leib wird auch ähnlich werden den verklärten Leibern, scheinen wie die Engel, schnell und durchdringend wie eine Flamme, behend und subtil (fein) wie ein Geist, hellleuchtend wie die Sonne. Du wirst leben in der Gemeinschaft des Vaters, Jesu als deines Bräutigams, des Heiligen Geistes als deines Herzens Erquickung, mit den Engeln spielen als mit Kindern, wirst leben im Paradies, in der Stadt Gottes und die Freude wird ewig währen. Wer wollte nicht dahin sich wünschen? wer nicht kämpfen um die herrliche Krone? Der jüngste Tag wird sie dir wahrhaftig bringen. Darum sei nur bereit und wache, daß dir der Tag nicht unversehens komme. Wer weiß, wie nahe er ist! Amen.

Der Gottesacker.

(Von Nicolaus Hermann, Cantor in Joachimsthal.)

Gottesacker heißt der weite Platz,
Darein Gott sät Sein'n höchsten Schatz,
Viel tausend Weizenkörnelein,
Die Leib der lieben Christen sein.[1])
Die sollen all zu seiner Zeit
Grünen in aller Herrlichkeit.
Ihr Asch und Staub, Bein, Haut und Haar
Soll Alles spannen[2]) werd'n und klar.
Ihr' Körper, wie Kristall so rein,
Werd'n auferstehn und sollen sein
Gleichwie der Sonnen Schein und Glanz,
Unsterblich und vollkommen ganz.
Jetzt hab'n sie hier ihr Rast und Ruh,
Warten, bis geht die Zeit herzu,
Da sie Christus der treue Hirt
Vom Tod wied'r auferwecken wird,
Ihr Leib und Seel, beide zugleich
Mit sich führen in's Himmelreich.
Denn solch's Er ihn'n erworben hat
Am frohnen[3]) Kreuz mit Seinem Tod.
Der Acker ist's Ruhbettelein,
Das Christus hat gewärmet fein,
Da Er drin bis an dritten Tag
Im Grab für unsre Sünden lag.
Hier verleußt[4]) all sein Recht der Tod,
Im Grab verscharrt wird Angst und Noth;
Jammer, Elend man hieher trägt
Und all's Unglück in d' Erden legt.
Aber zu der Posaunen Schall
Sollen vom Tod erstehen All,
Herrlich und verneut werden die,
So jetzt in Christo schlafen hie.

Den Gottesacker in Ehren halt,
Wer darauf geht, Jung oder Alt;
Denn er Gott's treuer Zehntner[5]) ist.
Was ihm vertraut der HErre Christ,
Das wird er All's bei Carols[6]) G'wicht
Am jüngsten Tag bringen an's Licht.
Wer nun sein'n Brüdern her giebt 's G'leit,
Mach' sich gerüst't und sei bereit;
Denn er weiß weder Stund noch Tag,
Wenn man ihn auf den Acker trag.
Ob er gleich jetzt ist frisch und g'sund,
Doch kann der Tod kommen die Stund
Und ihn fordern von dieser Welt.
Dafür hilft kein G'walt, Kunst noch Geld;
Drum Jedermann sich zeitlich[7]) schick',
Und wart' des Tods all' Augenblick.
Weil wir denn kein' Stund haben Frist,
So sprech' ein Jeder, der das liest:
Schlaft in Fried', liebe Brüder mein,
Gott helf' mir schier[8]) zu euch herein,
Daß ich neben euch wart' der Zeit
Unsrer Urständ[9]) und Seligkeit.
Denn wir wollen das helle Licht
Mit Freuden sehn, Gott's Angesicht,
Mit Leib und Seel das Himmelreich
Erben mit allen Engeln zugleich.
HErr Christ, hilf, daß es bald geh an,
Das wünscht der alt' Niclas Herman.
Amen.

[1]) d. i. die Leiber Seiner lieben Christen. [2]) ganz neu. [3]) heiligen. [4]) verliert. [5]) Einnehmer. [6]) Kaiser Carl's. [7]) zeitig. [8]) bald. [9]) Auferstehung.

Etwas von den Münzen der heiligen Schrift.

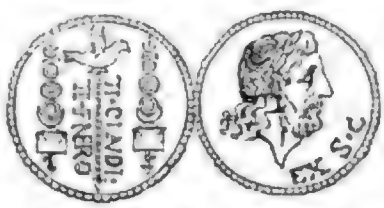
(Schluß.)

Wie neulich schon erwähnt, kamen seit der Herrschaft der Macedonier in Asien die griechischen Münzen auch in den Gebrauch des Judenvolkes. Ja selbst als Simon der Makkabäer eigne Landesmünzen hatte prägen lassen, blieben die griechischen Münzen die herrschenden. Sie waren zur Zeit unseres Heilandes die verbreitetsten. Auch das griechische Geld ist ursprünglich abgewogenes Metall gewesen. Die größte Geldsumme (aber eben nur die Summe, eine Münze gab's hierfür ebensowenig wie für das Pfund Sterling und dergl.) war das Talent oder der Centner, wie's Luther übersetzt hat. Wie schwer das Talent, oder wie groß in den Zeiten des gemünzten Geldes die zu einem Talente gehörige Geldsumme war, läßt sich nicht genau angeben, da die verschiedenen griechischen Kleinstaaten in Bezug hierauf ebenso verschieden rechneten, wie die deutschen Bundesstaaten mit ihrem Gelde. Das attische Talent (benannt nach dem Staate Attica, in welchem Athen lag), das das gebräuchlichste war, wird auf 1375 Thlr. angegeben. Es hatte 60 Minen. Auch im Neuen Testamente finden wir also den Namen Mine, den Luther in dem bekannten Gleichniß Luc. 19, 13 ff. mit „Pfund" übersetzt hat. Solch eine griechische Mine wiederum hatte 100 Drachmen, ein Name, dem wir noch heute beim Apothekergewicht begegnen. Die Drachme betrug etwa 6 bis 7 Groschen, also die Mine 22 bis 23 Thaler. Daraus ergiebt üch folgende Abstufung:

Talent.	Mine.	Drachme.
1	60	6000
	1	100

Von der Drachme ist noch Folgendes zu merken. Sie wird auch, vermuthlich weil sie die geläufigste griechische Silbermünze war, in der Schrift kurzweg Argyrion d. i. Silbergeld genannt. Luther übersetzt das Apostelgesch. 19, 19 mit Groschen. Es gab auch Zweidrachmenstücken, die Luther gleichfalls mit Groschen übersetzt. Diese Doppeldrachme war der „Groschen," den, als das griechische Geld üblich ward, jeder männliche Israelit, der über 20 Jahre alt war, statt des früher üblichen halben Seckels als Tempelsteuer zu erlegen hatte. Vierdrachmenstücke nannte man einen Stater. Das ist die Münze, die Petrus (Matth. 17, 27) im Munde des Fisches findet. Ein Stater war also gerade die zur Steuer für 2 Personen (den Herrn und Petrus) nöthige Münze. Auch ersieht man hieraus, daß die Doppeldrachme etwa dem hebräischen halben Sekel, und das Vierdrachmenstück (Stater) dem ganzen Sekel gleich kam.

Mit der Römerherrschaft kam nach dem griechischen Gelde auch das römische auf. Eine Bezeichnung für eine größere Geldsumme, wie das griechische Talent oder der hebräische Centner, hatten die Römer nicht. Die größte römische Silbermünze, die in der Bibel vorkommt, ist der Denar,*) den Luther wiederum meist mit Groschen übersetzt hat. In dieser Münze, die etwa mit der einfachen Drachme oder dem Viertelseckel gleichen Werth hatte, bezahlten die Juden zur Zeit Christi den Zins an den Kaiser, vermuthlich pro Kopf einen Denar. Unter dem Zinsgroschen, von dem das Evangelium des vorigen Sonntags handelte, haben wir uns also solch einen Denar zu denken. Wie wir auch aus jener Geschichte sehen, war auf diese Münze das Bild des jedesmaligen Kaisers geprägt. Wie der Denar aussah, das zeigt die erste unserer heutigen Abbildungen. Die eine Seite enthält das



Die Zinsmünze (Denar) zur Zeit des Herrn Christus, mit dem Bilde des Kaisers Tiberius.

Bild des damals zu Rom regierenden Kaisers Tiberius, auf der andern sind römische Feldzeichen abgebildet und dabei der volle Name des Kaisers (die „Ueberschrift"): Tiberius Claudius Nero. Ein solcher Denar war auch in jener Zeit das übliche Tagelohn, denn der Groschen, der den Arbeitern im Weinberg bezahlt wird, ist ein Denar. In der Geschichte von der wunderbaren Speisung hat Luther das Wort Denar mit „Pfennig" übersetzt: zweihundert Pfennig werth Brods ist nicht genug ꝛc. Anderswo hat er aber richtiger mit „Pfennig" die nächst kleinere Münze nach dem Denar wiedergegeben. Das ist das sogenannte As, Luc. 12, 6: Verkauft man nicht fünf Sperlinge um zween Pfennige. Auf einen Denar gingen zehn solche As. Und das As wiederum hatte 4 Quadrans (Luther: Heller; Matth. 5, 26: bis du auch den letzten Heller bezahlest.) Solch ein Heller endlich enthielt 2 Scherflein, wofür im Grundtexte das griechische Wort Lepton gebraucht ist. (Marc. 12, 42: die Scherflein der Wittwe.) Demnach gestaltet sich die Abstufung der römischen Münze also:

Denar.	As.	Quadrans.	Lepton.
1	10	40	80
	1	4	8
		1	2

Daß es außer den genannten griechischen und römischen Münzen noch andere gab, z. B. den griechischen Obelos, und den römischen Sestertius, die aber nicht in der Bibel vorkommen, will ich, um die Leser nicht mit Fernliegendem zu beschweren, hier nur kurz erwähnen.

Weil wir aber gerade bei den Münzen sind, möchte ich noch kürzlich der Schaumünze gedenken, die unsere

*) Die letzte Sylbe ist zu betonen.

Die Denkmünze des Kaisers Vespasian, geprägt zum Andenken an die Eroberung von Judäa.

zweite heutige Abbildung darstellt. Wie der neulich abgebildete Triumphbogen des Titus, so ist diese Münze ein Denkmal der Zerstörung Jerusalems. Der Kaiser Vespasianus, unter dessen Regierung die heilige Stadt zerstört und das Judenvolk völlig unterjocht ward, der Vater des Eroberers Titus, hat sie schlagen lassen. Auf beiden Seiten sitzt unter der Palme des Morgenlandes ein trauerndes Weib, die Fürstin unter den Heiden, die Königin in den Ländern, die nun dienen muß. Auf der einen Seite ein sieggekrönter Feldherr, auf der andern ein Weib, das seine Thaten aufzuzeichnen scheint. Dazu die Inschrift: Judäa gefangen — durch den Sieg des Kaisers. —

Endlich noch ein Wort über die in der Bibel vorkommenden deutschen Münznamen, mit denen Luther die hebräischen, griechischen und lateinischen Worte ersetzt hat. Woher der Name Thaler (Joachimsthaler) kommt, daran haben wir uns neulich beim seligen Mathesius erinnert. Eben weil dieser Name erst in jener Zeit üblich ward, begegnen wir ihm nicht in der heiligen Schrift. Die Gulden waren ursprünglich Goldmünzen, die im Werthe von ungefähr einem Ducaten zuerst im 13. Jahrhundert zu Florenz geprägt wurden, daher sie auch Floreni (Fl.) heißen. Später prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten oder vierten Theil jener großen Gulden ausmachten, und nannte sie „kleine Gulden." Weil diese aber vermuthlich zu leicht verloren gingen, stellte man ihren Werth in Silber dar, ließ aber der Silbermünze den vorigen Namen Gulden. Die großen goldnen Gulden nannte man dann zum Unterschiede: Goldgülden. Der Name Groschen stammt von dem italienischen Worte grosso, d. i. dick. In der allerältesten Zeit gebrauchte man nämlich Münzen der einfachsten Art, die man Bracteaten nennt. Die bestanden nur aus einem Stück Gold- oder Silberblech, auf dessen einer Seite ein Stempel eingeschlagen ward, so daß die eine Seite der Münze vertiefte, die andere erhabene Figuren oder Buchstaben zeigte, ähnlich wie bei den Blechmarken, die noch immer zu verschiedenen Zwecken üblich sind. Später aber fing man an, statt der Blechmünzen stärkere Silberstücken auf beiden Seiten zu prägen, und diese nannte man nun, zunächst ohne Unterschied ihres Werthes, grossi, d. h. die Dicken. So wurden selbst doppelt geprägte Goldmünzen güldene Groschen genannt.

Aelter als der Groschen ist sein ärmerer Bruder, der Pfennig. Doch ist dieser Bruder nicht von Haus aus so arm gewesen. Er ist erst nach und nach herunter gekommen und zwar ohne seine Schuld. Das Wort Pfennig leiten Einige davon her, daß eine bestimmte Münzsorte, und zwar von jenen uralten blechernen, ausgehöhlt gewesen sei und die Form kleiner Pfannen gehabt habe. Andere führen den Namen zurück auf das alte Wort phanting, d. i. etwas wie zum Pfande Hingegebenes. Die letztere Ableitung ist wohl richtiger, da das Wort Pfennig die älteste deutsche Münzbezeichnung ist und das Bezahlen mit Pfennigen unmittelbar auf das Zeitalter des Tauschhandels, des Hingebens von Gegenständen (Pfändern) folgte. Daher war auch ursprünglich das Wort Pfennig fast ganz gleichbedeutend mit Geld, wie man noch aus den Zusammensetzungen: Pfennigmeister (d. i. Schatzmeister), Beichtpfennig, Zahlpfennig, Schaupfennig u. dergl. erkennen kann. Im ganzen Mittelalter und noch zu Luthers Zeit verstand man unter Pfennig jedes geprägte Stück edlen Metalles. Daher sich nicht nur die Bezeichnung „silberner Pfennig" (1. Sam. 2, 36) in der Bibel findet, sondern sogar Goldgülden güldene Pfennige genannt wurden. Erst später gebrauchte man stehend den Namen Pfennig für die kleinste Scheidemünze. Wenn wir uns aber heutzutage einen Nothpfennig zurücklegen, oder einen Sparpfennig aufheben, so ist's, wie wir gesehen haben, kein Verstoß gegen den Namen Pfennig, wenn auch der Pfennig in einem Thaler besteht.

Der Heller hat seinen Namen von der Stadt Schwäbisch Hall, wo die Erstlinge dieser Münzsorte geprägt worden sein sollen. Ursprünglich redete man von Häller Pfennigen, d. h. Pfennigen aus Hall, dann sagte man kurz: Häller.

Der Scherf oder das Scherflein ist vielleicht so viel als der Scharfe, d. h. Dünne. Man verstand darunter eine Art dünner Silberpfennige. Noch in diesem Jahrhundert gab's im Lüneburgischen eine Münze dieses Namens, deren 2½ auf einen Pfennig gingen.

Der Silberling endlich ist wohl nie eine deutsche Münze gewesen, sondern ist nur ein von Luther gebildetes Wort, mit welchem der hebräische „Sekel Silbers" möglichst volksthümlich bezeichnet werden sollte.

Das sei genug vom Münzwesen der Bibel und ihrer Lutherischen Uebersetzung.

Das Leben des seligen Johann Mathesius.

(Schluß.)

Sein College Caspar Francke, mit dem er auch hiervon früher schon geredet hatte, hielt die Leichenpredigt über 1. Thess. 4, 13. 14. Auf seinen Leichenstein, der später weggenommen und mit der Schrift nach unten gekehrt worden, ließ man die Worte hauen, die er selbst lateinisch und deutsch aufgesetzt. Wir theilen hier wenigstens den deutschen Theil mit:

„Ich hab' gelebt, noch sterb' ich nicht,
Wie wohl der Tod sich an mich richt't.
Mein' Seel' ich Dir in Fried' und Ruh,
Herr Christ, hiemit befehlen thu.
Mein eigen Ruhm ist nicht mein Trost;
Du hast mich durch Dein Blut erlöst.
Das glaub' ich, hilf der Schwachheit mein,
Solch's macht mich g'recht und fromm allein.
Dein Wort hab' ich stets rein gelehrt,
Zu Fried' vermahnt, die G'setz geehrt.
Die b'scherte Ruh' mit Gottes Wort
Zu brauch'n ich rieth, lehrt immerfort.
Des Papstes Lehr' und Türken Mord
Hab' ich verdammt durch Gottes Wort.
Im Thal ich frei solch's hab' gethan,
Das wird mir zeugen Jedermann."

So viel vom Leben des seligen Pfarrers Mathesius. Wenn's dazu beigetragen hat, den Lesern nicht bloß den Mann lieb zu machen, sondern auch zum Dank gegen den HErrn zu ermuntern, der solche Männer zu Hirten und Lehrern setzt, soll mich's herzlich freuen. Eine kleine Blumenlese einiger Gleichnisse, Sprüchwörter und kurzer treffender Worte aus den Predigten des seligen Pfarrers wird, so Gott will, noch nachfolgen und die lieben Leser noch etwas mehr mit der kernigen Mathesius'schen Art bekannt machen. Jetzt möchte ich nur noch ein Weniges erzählen von dem weiteren Gang, den es mit der Kirchengeschichte Joachimsthals genommen. Denn die meisten Leser werden wissen, daß Joachimsthal jetzt eine katholische Stadt ist, und werden fragen, wie es denn gekommen, daß die Stätte so treuer lutherischer Predigt jetzt des lautern Evangelii ermangelt. Es ist das vor sich gegangen, wie bei allen derartigen Gegenreformationen auf dem Wege der Gewalt. Der Besitz und die Regierung von Joachimsthal ward nach Mathesius Tode — ich weiß nicht genau, wann? an die Krone von Böhmen abgetreten. So hatten nicht mehr die evangelischen Grafen von Schlick, sondern die katholischen Könige von Böhmen in Joachimsthal zu gebieten, und diese meinten auch über die Religion ihrer Unterthanen gebieten zu können. In dem Stücke hat's bekanntlich Keiner dem König von Böhmen und Kaiser von Deutschland Ferdinand II. zuvor gethan, der den Grundsatz hegte: er wolle lieber sein Brod vor den Thüren betteln und sich in Stücke hauen lassen, als länger Ketzer, d. h. Evangelische in seinem Lande dulden. Der hat denn auch in Joachimsthal, wie allerwärts in Böhmen die Gegenreformation durchgeführt. Doch ist's ihm mit der treuen Stadt nicht ganz leicht geworden. Kaum hatte er seine Regierung angetreten, so kam der Befehl katholisch zu werden auch an die Nachkommen der Mathesius'schen Pfarrkinder. Die älteren Glieder der damaligen Gemeinde hatten selbst noch zu den Füßen des seligen Mathesius gesessen. Denn die Ordre zum Religionswechsel kam im Jahre 1623. Alle nicht katholischen Priester sollten abgeschafft und aller evangelische Gottesdienst untersagt werden. Demgemäß ließ der kaiserliche Stadthauptmann am 19. Aug. 1623 die Kirche (ich glaube es ist dieselbe, die heute noch steht) verschließen und drei Tage nachher setzte er die evangelischen Geistlichen ab. Einen katholischen Geistlichen bekamen die Joachimsthaler zunächst nicht; denn die Stadt ließ sich das Recht, die geistlichen Stellen zu besetzen, nicht so ohne Weiteres nehmen. Die Rathsherren beauftragten den Rector der Schule, einstweilen die Kinder zu taufen und Evangelien und Episteln mit lutherischer Erklärung vorzulesen, sagten ihm auch Schutz zu, wenn ihm die Kaiserlichen etwa deshalb an den Leib gehen sollten. Für die abgesetzten Geistlichen wurde eine Collecte von freiwilligen Gaben gesammelt. — Im folgenden Jahre aber schien's bedenklicher zu werden. Da kam von der Regierung gesendet ein Dominikanermönch nach Joachimsthal. Der weihte die Kirche nach römischem Gebrauche ein und vollzog das erste Meßopfer. Die Aufnahme, die er fand, war aber so schlecht, daß er sich sehr darüber beklagte, um militärischen Beistand bat und nach einigen Tagen seiner reformatorischen Thätigkeit unverrichteter Sache wieder abzog.

Nach einigen weiteren mißglückten Versuchen der Kaiserlichen ward den Joachimsthaler Bürgern auf Fürsprache des Kurfürsten von Sachsen eine dreijährige Bedenkzeit verstattet. Das schien sehr gnädig, aber doch war's nichts als eitel Selbstsucht. Denn wenn's nicht zu dieser einstweiligen Duldung gekommen wäre, hätten die Bergleute zu Joachimsthal dasselbe gethan, was man in andern böhmischen Städten that: sie hätten einfach ihr Bündel genommen und wären über die Grenze nach Sachsen gezogen. Dann aber hätte der Kaiser an Joachimsthal nichts gehabt. Die alte Bergstadt mit ihren Erzgängen wäre ihm kein nütze gewesen ohne Bergleute. Und andere sachkundige Leute wären für's Bergwerk nicht so leicht herbeizuschaffen gewesen. Da hätte nun eine Zeitlang kein einziger Joachimsthaler geprägt werden können und das wäre doch fatal gewesen. Drum hielt man die Bergleute warm mit der dreijährigen Bedenkzeit.

Die Gnadenfrist wurde weidlich benutzt. Die Bürger blieben treu beim evangelischen Glauben und ließen ein Gesuch um völlige Duldung nach dem andern an Se.

Majestät abgehen. Aber Alles umsonst. Schon im Jahre 1626, also noch vor Ablauf der Bedenkzeit, kamen mehrere katholische Geistliche, gedeckt durch die Drohung mit Einschreiten des Militärs. Bald folgten ihnen zwei Jesuiten, die sich mit allem Fleiß an's Werk der Kirchen-Maulwürfe machten. Allen Bürgern ward geboten, binnen 24 Stunden katholisch zu werden (braucht nicht manches Thier länger, um seine Haut, nur die Haut zu wechseln?), das Abendmahl unter einerlei Gestalt zu nehmen, oder aus der Stadt zu weichen. Die Bürger waren entschlossen, es darauf ankommen zu lassen, und im Falle der Bedrängniß die Verbannung zu wählen. Da fingen die Kaiserlichen an, Gewalt zu gebrauchen und sofort begab sich ein großer Theil der Einwohner in das benachbarte sächsische Wiesenthal. Wenn's damit nicht bald ein Ende nahm, war's wieder um die Arbeitskräfte der Bergstadt geschehen. Darum befahl der kaiserliche Commissar den evangelischen Bürgern, ganz im Gegensatz zu der kurz vorher erlaubten Auswanderung, strengen Hausarrest und drohte mit den härtesten Strafen. Damit aber hätte das Uebel noch ärger werden, es hätte die Auswanderung zu einer gemeinsamen Flucht sich umgestalten können, die im nahen Sachsen ein sicheres Ziel gefunden hätte. Drum dauert's nicht lange, so kommt (am 28. September) ein neuer Kaiserlicher Befehl, binnen hier und Lichtmeß sich in die alleinseligmachende Kirche einverleiben zu lassen. Aber die Bürger beugen sich nicht. Das müssen sie sich gefallen lassen, daß man den Leichenstein ihres treuen Pfarrers Mathesius wegnimmt, weil etliche Worte darauf den Römischen in die Augen und in's Herz bissen; aber zur gewünschten Einverleibung verstehen sie sich nicht. Gleichwohl versteht sich die Kaiserl. Regierung immer wieder zu Bedenkzeiten, in denen sie selbst aber am meisten zu bedenken hatte; denn die Joachimsthaler wußten, was sie wollten. Auch daß einzelne Bürger verbannt und evangelisch gesinnte Rathsherren abgesetzt wurden, machte sie nicht irre. Endlich im Jahre 1630 rücken die lange gedrohten Soldaten ein. Im April dieses Jahres feiert — merke wohl, nach siebenjähriger Maßregelung der Stadt — ein Einziger das Abendmahl in römischer Weise. Später folgen ihm vier andere, auch einige Rathsherren treten über, beides zu großem Mißfallen des Volks, das trotz aller Leiden standhaft bleibt und den kaiserlichen Stadthauptmann nöthigt, das Weite zu suchen. So gehet es fort bis zum Jahre 1650. Da werden, weil nichts mehr helfen will, die standhaft gebliebenen Bürger durch Soldatengewalt aus der Stadt gejagt. Sie fliehen nach Sachsen, zumeist nach Schneeberg. Und seitdem hat die römische Kirche den Ruhm, ein katholisches Joachimsthal zu besitzen. Es klingt bei solchen Gegenreformationen die That meist großartiger als sie ist. Die Einwohnerschaft ist freilich katholisch geworden; aber nicht dadurch, daß man die Seelen vom evangelischen Glauben, sondern dadurch, daß man die Häuser von den evangelischen Bewohnern entleert hat. Das ist ein Stückchen, wie's auch der Kaiser Julian gekonnt hat. Mit dem Bergwerk zu Joachimsthal aber ist's zurückgegangen. Die alten Bergleute hatten einen Aberglauben, daß sich oft das Erz abschneide, d. h. die Erzgänge plötzlich aufhören, wenn eine Gott mißfällige Hand über sie komme. Mich dünkt, es liege diesem Aberglauben ein gutes Stück Wahrheit zu Grunde. Nur „was Gott mit Ehren und gutem Gewissen geit (giebt), das gedeiht sagt der alte Mathesius. —

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

III.

Warum, lieber Leser, habe ich wohl diese beiden trefflichen Stücke (Hannibal und Phormio, und vom Faulwitz) aus unserm herrlichen Vater Luther für dich drucken lassen? Es bewegt mich dazu zweierlei, erstens, daß ein gutes Wort heißt mit Recht für alle Zeit geredet, sodann, daß ein gut Wort zu rechter Zeit vernommen ist gleich goldenen Aepfeln in silberner Schale. Nun dünkt mich dieses Wort für alle Zeit, und sonderlich für unsere Zeit, denn es ist, als ob Luther sie in ihrer ganzen Elendigkeit schon deutlich habe vor Augen gehabt, obwohl er nur die ersten Anfänge derselben erleben durfte. Denn was er als Signatur (kennzeichnendes Gepräge) seiner Zeit angiebt, daß es an Hannibals fehle, dagegen die Phormiones und Dr. Spieß sie redlich plagten, das ist in unserer das Elend, an dem wir zu Grunde gehen, und die blinde Welt trachtet darnach, daß es in dieser Hinsicht immer schlimmer werde. Wenn Gesetze die Welt besser und gesünder machen könnten, so wären wir auf dem besten Wege zur Heilung; denn es vergeht kein Landtag, an dem nicht eine ganze Reihe Gesetze mittelst der neuerfundenen Majoritätsdampfmaschine fabricirt würden. Diese Dampfmaschine ist unstreitig eine der nützlichsten Erfindungen der Zeit; man schüttet oben einen Entwurf hinein, dann gehet eine Zeit lang die Mühle der Discussion, dann folgt Schluß der Debatte, das Rad wird ausgehakt, und ein neues eingehakt, welches Abstimmung heißt, und dann kommt unten der Entwurf als fertiges Gesetz wieder heraus, oft, weil nach alter Rede viele Köche den Brei und viele Schneider den Rock verhunzen, unbrauchbarer, als er eben hineingeschüttet war, daß man ihn bei Seite wirft; das nennt man: einen Gesetzvorschlag zurückziehen. Dann wird aber frisch eingeschüttet, und die Mühle fabricirt ein neues Gesetz. Natürlich kommt dann Vieles nach einem Schnitte heraus; denn eine solche Mühle gleicht der anderen auf ein Haar, und der Rock wird nicht dir auf den Leib gepaßt, sondern nach einem anderwärts gefertigten Dampfmaschinenmodell zugeschnitten, nach der weisen Regel: ein Rock, der für einen Engländer paßt, den muß auch ein Franzose und ein Slowake, ein Russe so gut als ein Baduzer, ein Schwede so gut als ein Botokude tragen können. Aber die Aermel sind zu kurz! Thut nichts, so schneidet man ein Stück Arm ab! Ja, liebes Volk, so sind dir, um einen fremden Rock passend zu machen, deine eignen, naturwüchsigen Glieder verstümmelt worden, und das von anderen Nationen entlehnte Gewand schlottert dir um die Glieder, wie wohl

die Kinder armer Leute in Kleidungsstücken einhergehen, die eine mildthätige Hand ihnen geschenkt. Es war einst in einem Städtchen eine große Feuersbrunst, und von allen Seiten kamen für die Abgebrannten Röcke und Hosen in gewaltigen Packeten an, und die ihre eignen verloren hatten, die wurden in die geschenkten gesteckt. Da ging ein spindeldürres Männlein in dem Schlafrocke eines Fettwanstes einher, dort ein Knabe im Fracke eines Goliaths, daß die Zipfel auf der Erde schleiften u. s. w. So kommen mir die Deutschen vor; hier baumelt ein Stück französisches Recht, dort ein Stück englisches, nur daß sie nicht abgebrannt sind, sondern daß man die eignen, guten, währschaften, wenn auch etwas altväterischen Stücke, die ihnen aber doch auf den eignen Leib angemessen waren, ihnen ausgezogen und in die Rumpelkammer gehängt, um die fremden Fetzen ihnen auf den Leib zu hängen. Und das in einer Zeit, wo alles nach deutscher Einheit schreit; — ja wohl, ein Deutscher soll eben ein Allerweltsmensch (ich hätte bald geschrieben ein Allerweltsnarr) sein, alles, nur kein Deutscher. Da will ich dir ein Geschichtchen von dem großen Kaiser Karl erzählen; 's ist zwar etwas alt, schon an die 1000 Jahr, aber eben ein gutes, und darum für alle Zeit geschrieben. Der hatte viele Hofleute, die sich nach fremder Mode in Sammet und Seide kleideten, während er selbst nach guter, alter Sitte sein Wamms von derbem Fließ und sein Koller von Büffel- oder Elennshaut trug. Darüber ärgerte sich der alte wackere Degen (ein Wundermann Gottes, wie Luther diesen Schlag Leute nennt) gewaltig, und beschloß, ihnen eine gesunde Lection zu geben. So schrieb er denn ein großes Hoffest aus, und ließ die feinen Herrchen alle dazu laden, und sie kamen, als gälte es ein Maskenspiel, der eine als Spanier, der andere als Maure, der dritte als Italiener, der vierte als Byzantiner; kurz, es war eine Menagerie von lauter wildfremden Völkern, und der starke Kaiser der einzige Deutsche. Nachdem sie nun gegessen und getrunken, sprach der große Fürst: Nun wollen wir uns eine kleine Motion machen und ein wenig auf die Bären- und Wolfsjagd gehen. Ei, wie erschraken da die lieben Aeffiein, aber was sollten sie thun, es galt in einen sauren Apfel beißen, und statt des gehofften Hoftänzleins einen Waidtanz im wilden Walde machen. Als er sie nun einen Tag lang im Hochwald umhergejagt und sie Abends wieder beisammen waren, ei, wie hingen da die Modefetzen von den deutschen Dornen zerrissen an den zitternden Gliedern; denn der Himmel war dem Kaiser zu Hülfe gekommen und hatte einen tüchtigen Sturm mit Platzregen über sie ergehen lassen. Der Kaiser aber in seinem Büffelwamms hatte alles trefflich überstanden, seine Haut war nicht naß geworden und der tüchtige Fließ war nach kurzem Trocknen wieder behaglich; da lachte er sie tüchtig aus und schickte sie nach Hause. Sie merkten sich die Lehre und ließen das fremde Affenspiel. Siehe, mein liebes, deutsches Volk, so wird dich, das ist meine Hoffnung, der liebe Gott auch wieder einmal durch eine tüchtige Hetzjagd in Sturm und Unwetter des fremden Staatskünsteleitands ledig machen, daß du deinen alten, bequemen und währschaften Hausrock wieder hervorsuchst und sauber abstäubst. Ist ein schönes Wörtlein, das währschaft, eigentlich ein Schweizerwort, es bedeutet etwas, was aushält, und darum in der Wirthschaft am brauchbarsten ist. Nun, wem verdankst du denn diese fremde Modesucht, die über dich gekommen ist, wie eine Krankheit, daß es täglich schlimmer wird? Niemand anderem, als deinen Phormionen und Dr. Spieß, die dir in allen Zeitungen und in langen Reden auf der Bierbank, auf der Abgeordnetenbank, und wo sie das Maul aufthun, weis gemacht haben, dein alter, guter Hausrock sei zu altmodisch, zu fadenscheinig und zu eng, du müssest dir ein neues Staatsgewand von Allerweltsschneidern machen lassen. Dein alter Wundermann Blücher nannte sie die Federfuchser und sprach zu seinen Soldaten, als es in die Schlacht ging: „Kommt, wir wollen mit dem Kolben wieder gut machen, was die Hallunken mit der Feder verdorben!“

Ja, ja, der alte Luther hat Recht! Gott regiert die Welt durch Wunderleute, nicht durch Gesetzes- und Verfassungskünstler, durch Hannibals, nicht durch Phormionen. Das ist die rechte, lebendige Geschichtsanschauung und, wenn du nur ein offnes Ohr für die Geschichte und was sie dir erzählt, hast, so wirst du das bald selbst heraushören. Wenn man den Phormionen und Maulhelden glaubt, so machen sie die Geschichte; von ihren Reden und Verschlägen, Amendements und Abstimmungen hängt das Heil der Welt ab, und wer gut reden kann, der versteht auch zu regieren. Umgekehrt: sie schaffen nur einen Haufen Heu, Stroh und Stoppeln, die Gott, wenn seine Zeit kommt, durch sein Feuer, das er von einem Wundermann anzünden läßt, in einer Stunde verbrennt; was sie in einem Jahrzehnt zusammengewasche, in einer kleinen Stunde. Diese Phormionen, oder Staatsredekünstler, nennt man mit einem neueren Ausdrucke Doctrinärs, das heißt Leute der Wissenschaft, die Alles auf's Schönste auf dem Papier ausmalen können, aber, wenn's zum Treffen kommt, nichts zu Wege bringen. Kein Staat ist schlechter regiert, als wenn er solche phormionische Doctrinärs zu Leitern hat. Es war in Frankreich lange Zeit Sitte, solche Maulhelden, Zeitungsschreiber und Bücherfabrikanten zu Ministern zu machen, und so weise sie sich dünkten, so elend wurden sie zu Schanden. Dort hat Gott schon einmal einen Hannibal über die Phormionen geschickt, den ersten Napoleon, der hat sie gewaltig zu Paaren getrieben. Aber die Lehre fruchtete nichts; das Bürgerkönigthum ahmte doch dem Antiochus nach, bewunderte die Maulheldenschaft, machte die Phormionen zu Ministern und grub sich damit selbst die Grube. Jetzt eben hat sie Gott dort wieder einem Hannibal unter die Faust gegeben, der sie Mores lehrt. Denn das Phormionerthum kann nur gedeihen, wenn allgemeine Schwatz- und Preßfreiheit ist, daher ist ein Hannibal gewöhnlich damit bei der Hand, daß er die Mäuler knebelt. Jeder Mißbrauch straft sich; so bringt auch der Mißbrauch der edlen Redefreiheit zur Schwatzfrechheit es nothwendig mit sich, daß man das maulfertig gewordene Volk wieder sittsam schweigen lehrt und still sitzen, wie die Kinder in der Schule. Ja, ja, die Phormionen plagen uns, und um ihrer Schwatzseligkeit willen kann es leicht dahin kommen, daß eine Zeit lang auch die vernünftigen Leute stillschweigen müssen. Die Hannibals können den Lärm nicht leiden, und darum verbieten sie auch das Mucksen.

Nur meine nicht etwa, lieber Leser, dergleichen Hannibals oder Wunderleute Gottes, durch welche er die Geschichte lebendig erhält, daß sie nicht in ein todtes, mechanisches Räderwerk von Gesetzesfabrikation und Landtagelei ausartet, müßten immer Gotteskinder, fromme, gottesfürchtige Männer sein. Wenn Gott ein Volk recht segnen will, dann giebt er ihm einen frommen Wundermann; aber wenn er es strafen und doch nicht verfaulen lassen will, dann giebt er ihm auch wohl einen solchen, der es mit Scorpionen züchtigt.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 49. Dresden, den 3. December 1865.

Am ersten Sonntage des Advents.

Römer 13, 11—14.

*) Dies ist denn die erste Epistel, mit welcher unser Gott uns grüßt im neuen Kirchenjahr und uns anzeigt, wie dasselbe uns ein recht Gnadenjahr werden könne.

Herr, laß dies Kirchenjahr uns sein ein Jahr der Erweckung, der Bekehrung und des redlichen Christenkampfes!

Der heilige Geist spricht: die Zeit ist da, die Stunde aufzustehen vom Schlaf! Wohlan, so wachet auf, laßt euch wecken, es ist nicht Schlafenszeit! Denn siehe, unser Heil ist da, das schöne Gottesheil ist da, daß es lieblicher und reichlicher nicht kommen kann! Wir sind auf dem Weg nach Bethlehem, zur Krippe. „Merk auf, mein Herz, und sieh dorthin: was liegt dort in dem Kripplein? weß

*) Aus: Kleine Postille über die Episteln des Kirchenjahres nach dem sächsischen Kirchenbuche. Zum Vorlesen in Betstunden und Hausandachten. 1. Lieferung: 1. Adv. bis Judica. Preis 12 Ngr. Leipzig und Dresden, Justus Naumann. (Erscheint in 3 Lieferungen zu gleichem Umfange und Preise.)

Durch die obige Textbetrachtung möchte der Pilger seinen Lesern die „kleine Postille" so schnell wie möglich noch am Anfang des neuen Kirchenjahres empfehlen, den Dienern am Wort für die Betstunden, den Hausvätern für die Hausandachten. Das Buch verdient's. Es deckt ein vielfach gefühltes Bedürfniß auf treffliche Weise; denn nach guten, volksmäßigen Betrachtungen, die in Betstunden vorgelesen werden könnten, ist immer viel Fragens gewesen. Und obgleich ich noch nicht die ganze erste Lieferung durchgelesen habe, scheinen mir doch die Betrachtungen sich vor andern auszuzeichnen. Es hat nicht allein ihr Umfang das rechte Maß (sie haben etwa die Länge der heute mitgetheilten Betrachtung, nur daß jedem Texte eine kurze Einleitung vorhergeht, die wir heute aus Mangel an Raum nicht mit abdrucken konnten), sondern auch der Inhalt bietet die rechte Mischung von Schrift-Auslegung und Anwendung, von Belehrendem, Ermahnendem, Tröstendem und zwar in frischer, lebendiger, volksthümlicher Sprache, wie sie sich in fleißigem Umgange mit Gottes Wort zu bilden pflegt. Auch des Liederschatzes unserer Kirche ist nicht vergessen. Der Verfasser aber ist ein Knecht Gottes, der seit Jahren das Wort des HErrn lauter und rein und mit Beweisung des Geistes und der Kraft verkündigt hat; daher auch die Betrachtungen am Prüfstein der Schrift und unserer lutherischen Bekenntnisse die Probe halten. — Gleichzeitig erscheint im selben Format und zu gleichem Preise auch eine „kleine Postille über die Evangelien des Kirchenjahres", von der dasselbe zu rühmen ist, wie von der Epistel-Postille. Daran, daß in beiden Büchern die Texte des sächsischen Kirchenbuchs benutzt sind, die bekanntlich von den alt-herkömmlichen Evangelien und Episteln hie und da abweichen, dürfte sich in Sachsen wohl kaum Jemand stoßen, ja, es möchte dies gerade die Brauchbarkeit des Buchs in unserer Landeskirche erhöhen. Und für die Betstunden und Hausandachten des lutherischen Auslandes ist ja das Festhalten der alten Texte kein unbedingtes Erforderniß. Darum sei das Buch nicht nur sächsischen Christen zu fleißigem Gebrauche empfohlen. Wir hoffen aber, es werde sich auch ohne unsere Empfehlung bald Bahn brechen.

ist das schöne Kindlein? es ist das liebe Jesulein" — euch geboren! die Liebe Gottes ist da! der Rathschluß Gottes zu unsrer Begnadigung ist da! was ein armer Sünder braucht, um selig zu werden, ist da! was im Leben und Sterben trösten kann, ist da! So ist es Zeit, aufzustehen vom Schlaf und nicht länger zu träumen, sondern zu sehen, zu glauben, anzunehmen und zu ergreifen. „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbei gekommen." Es liegt Alles hell und klar zu Tag. Was der Mensch ist von Natur: ein Sünden- und Todeskind — wie er das geworden ist und wie er täglich darin zunimmt, wenn Gott sich nicht sein erbarmt — was eine Menschenseele geachtet ist von Gott — wer Christus Jesus ist — was des heiligen Geistes Amt und Geschäft ist — wozu das Evangelium gepredigt wird — was die heilige Taufe, was das Sacrament des Leibes und Blutes Jesu Christi schenkt, wirkt — was über der Pforte des Himmelreichs steht — wie Gericht gehalten wird — was die Ewigkeit enthält — Alles ist dargelegt im Evangelio wie am hellen Tage, wer es sehen will! die Vergebung der Sünden — wer sie erworben hat, wo sie zu finden ist, wie sie gesucht werden muß; die Versöhnung mit Gott — wie ganz unentbehrlich sie ist; der Friede mit Gott — wie glückselig er ist; das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes — was seine Kraft ist und wie man die Kraft erfährt — o es ist Alles da! unser Heil ist da! Und näher kommt der Tag und die Stunde, „da sichtbarlich erscheint, wie treulich Er es meint," da auch vor aller Ungläubigen Augen, ihnen zum Entsetzen und Verdruß, erscheint, welch Heil sie verschmäht, versäumt haben, welches die, so sich haben aufwecken lassen, zum Erbtheil genießen. Darum laßt euch erwecken und stehet auf vom Schlaf!

Aber ihr wacht ja doch; ihr arbeitet als die Wachenden eine Woche lang und habt vorhin gesungen und höret jetzt als die Wachenden — wie? Und doch ist das Aufwachen, davon der heilige Geist sagt, noch etwas anderes; doch kann Jemand leiblich munter sein und geistlich Augen voll Schlafs haben! nämlich wer sich noch kein Gewissen macht; wer noch keine Sorge trägt, um selig zu werden; wem die Vergebung der Sünden das Entbehrlichste oder Selbstverständliche däucht — der ist noch im Schlaf! Wer da meint von sich selbst zu haben die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; welcher spricht: ich thue ja nichts Böses, warum sollt ich nicht in den Himmel kommen! Wer sich noch nicht erkannt hat als ein Kind der Sünde und des Todes, wer noch nicht weiß, warum er beichtet: ich armer, elender, sündiger Mensch — und warum er bekennt: der mich verlornen und verdammten Menschen erlöst hat — der wandelt noch im Traum, der schläft noch fest. So ist nun das Heil zwar da, das schöne Gottesheil mit Gerechtigkeit, Fried und Freude, mit Vergebung, Leben und Seligkeit; aber ein Schläfer hat nichts davon und schläft in Verderben und Verdammniß hinein. So laßt euch erwecken! Herr, laß dies Kirchenjahr ein Jahr der Erweckung sein, daß Niemand mehr sorglos, sicher fortschlafe, forttaumele; daß allen der Schlaf vergehe und alle fragen: wie können wir selig werden?

Mit der Erweckung aber ist's nicht gethan. Es muß hinzukommen die Bekehrung. Ach Herr, laß dies Kirchenjahr ein Jahr der Bekehrung werden! „Weil wir solches wissen, daß die Stunde da ist aufzustehen vom Schlaf, so laßt uns ablegen die Werke der Finsterniß und anlegen die Waffen des Lichts. Laßt uns ehrbarlich wandeln als am Tag, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid!" Ja wie reimen die Werke der Finsterniß sich zum hellen Tage? aber die Schläfer, die Taumelnden, die Schlaftrunkenen thun die Werke der Finsterniß und scheuen sich am hellen Tage nicht. Wie viel Schlaf muß auf der Welt liegen, da so viel Werke der Finsterniß geschehen! der heilige Geist nennt derselben etliche frei. Und wenn Heiden fressen und saufen, Hurerei und Unzucht treiben, in Hader und Neid leben, so ist das kein Wunder, sondern die Nacht und Macht des Teufels, der in der Finsterniß herrscht. Aber wie steht's um die Christen, so allzumal Kinder des Tages sind? „Nicht in Fressen und Saufen" — o des Gräuels, der Schmach, des Elends! wie gewonnen, so zerronnen! und zwar schneller zerronnen als gewonnen, und bei manchen zerrinnt auch mehr als sie gewonnen haben, auch was sie nicht gewonnen haben, was nicht ihr ist. „Nicht in Kammern und Unzucht!" o was für eine Macht übt Satan aus durch die Hurerei, vergiftet und verderbt die Jugend und die Kinder selbst und richtet Seel und Leib zu Grund, auf daß sie nicht selig werden. Nichts macht so untüchtig zur Bekehrung, als Saufen und Hurerei. Durch diese Werke der Finsterniß wird das Herz stumpf, roh, viehisch. „Fleischesfreiheit macht die Seele kalt und sicher, frech und stolz, frißt hinweg des Glaubens Oele, läßt nichts als ein faules Holz!" Und ob eine Seele mitten in solchem Bann der bösen Lüste aufgeweckt worden ist und unruhig gemacht, so geschieht's wohl, daß sie einige Versuche macht zur Bekehrung, aber sie findet's zu schwer, sinkt zurück und verhärtet und verbittert sich selbst gegen weitere Erweckungs- und Bekehrungsversuche. „Nicht in Hader und Neid," Zorn, Zank und Zwietracht! Alle wissentliche Sünde, in welcher Jemand beharrt, vereitelt die in der Erweckung mitgetheilten Gnadenkräfte; dieselben werden nicht zu wirklicher Bekehrung angewandt, so gehen sie verloren und lassen den Menschen elender zurück, geknechteter von der Sünde. Und ist denn nicht Lüge, Betrug, Dieberei, Unglaube, Vermessenheit auch Werk der Finsterniß? hat Jemand derlei mit herüber bringen gewollt in's neue Kirchenjahr, der lege noch auf der Schwelle ab und lasse

dahinten was hindert, daß dies Kirchenjahr ein Gnadenjahr werde. Bist du aufgewacht über der Tageshelle, so laß dich alsbald auch bekehren und begieb dich in einen redlichen Christenkampf!

Denn das ist die Stimme der Epistel: „laßt uns anlegen die Waffen des Lichts!" Merkt: es lautet nicht: laßt uns üben die Werke des Lichts, sondern laßt uns anlegen die Waffen des Lichts. Es ist wahr, wer erweckt wird aus der unglückseligen Schlaftrunkenheit, und von der Gewalt des Satans in bösen Werken bekehrt wird zu Christo, dem treuen Heilande, derselbe empfängt Lust und Trieb zu guten Werken durch den heiligen Geist. Aber doch fließen die guten Werke des neuen Gehorsams nicht so ohne Hinderung und ohne Mangel, und der Brunnen der bösen Werke vertrocknet nicht so bald. Darum bedarf's Waffen des Lichts, Waffen und einen redlichen Christenkampf gegen die Trägheit und Zuchtlosigkeit des eignen Fleisches, gegen die Zumuthungen von Seiten der Kinder dieser Welt und gegen die Anläufe des Teufels, um nicht wiederum verflochten zu werden in die vorigen Werke, sondern vielmehr reich zu werden an guten Werken. Die Waffen des Lichts aber sind auf's erste die heiligen Gnadenmittel — daß wir uns rüsten und stärken mit dem heiligen Gotteswort und mit Trost und Kraft aus unsrer Taufe, und empfangen Christum wohnend in unsern Herzen durch das Sacrament Seines Leibes und Blutes. Darnach dient zur Waffe des Lichts die Bitte um den heiligen Geist, welchen Gott verheißen hat, sammt den Früchten dieses Geistes selbst: Wahrheit, Nüchternheit, Keuschheit, Geduld — zu überwinden die Waffen und Werke der Finsterniß im eignen Herzen und in der Welt. Und da lasse der Herr immer einen redlichen Christenkampf ergehn im neuen Kirchenjahr! Er lasse das Licht sich scheiden von der Finsterniß und die Finsterniß vom Licht. Er lasse die Finsterniß streiten wider das Licht, damit sie recht offenbar werde, wie sie Finsterniß ist. Er stehe aber den erweckten und bekehrten Kindern des Lichtes bei, daß sie ihre Waffen wohl brauchen und nicht müde werden, sondern mit Weisheit und Geduld, lauter und unanstößig laufen in dem Kampf, der ihnen verordnet ist.

O, ein Jahr zur Erweckung der Schlafenden, zur Bekehrung der Erweckten und zu redlichem Kampf der Bekehrten — das wäre ein Gnadenjahr! „Ziehet an den Herrn Jesum Christ!" — ruft der heilige Geist. Die Erweckten sollen ihn anziehn als ihre „Gerechtigkeit" — damit eure Blöße bedeckt werde und euch nicht schamroth und verdammlich mache vor Gott. Die Bekehrten sollen Ihn anziehn als ihre „Stärke" — auf daß Der in euch ist, größer sei, denn der in der Welt ist, und habe dieser keine Macht an euch, weil nicht an Ihm. Aber „ziehet an den Herrn Jesum Christ!" das versteht doch Niemand eher, als bis er aus dem Schlaf und Gemächlichkeit des elenden Welt- und Sündenlebens aufgeweckt ist. Darum wachet auf! Wollt ihr wirklich selig werden? Wie habt ihr das zu machen beschlossen? Gedenkt ihr ohne Buße, ohne Glauben, ohne Bibel, ohne Gebet, ohne Bekehrung, ohne Jesum, ohne Gott und wider Gott selig zu werden? Irret euch nicht! Aber wisset, daß über der Schwelle des neuen Kirchenjahres geschrieben steht: „Wen dürstet, der komme! und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst!" Herr Jesus! das laß uns hören und verstehen und darauf laß uns kommen! und um Deines Namens willen wollest Du uns leiten und führen von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Rom.

Mit dem neuen Kirchenjahre werden uns wieder die epistolischen Texte der heiligen Schrift allsonntäglich vorgelegt. Da hat nun der Pilger für dies Jahr den Plan, die lieben Leser mit den jungen Christengemeinden bekannt zu machen, an welche die apostolischen Briefe geschrieben sind, und sie zugleich, wo es möglich ist, an die Wohnstätten dieser Gemeinden zu führen. Es ist schön, daß wir da heute gerade mit der Stadt Rom und der dortigen Christengemeinde den Anfang machen können.

Unser heutiges Bildchen führt uns, wenn auch nur in einfachen Umrissen, mitten hinein in die ungeheure Weltstadt Rom, und zwar recht eigentlich an den geistigen Mittelpunkt der Stadt, von wo die römische Weltherrschaft ihren Ausgang genommen hat. Der Platz, auf den wir schauen, der aber auf unserem Bildchen etwas zu geräumig ausgefallen, ist das sogenannte Forum Romanum, d. i. der römische Marktplatz. Doch dürfen wir bei dem Namen Marktplatz nicht alsbald an eine Stätte denken, wo die römischen Hausfrauen am Markttage allerlei Gemüse und Butter und Eier einkauften, sondern das Forum war wesentlich die Stätte, an welcher die römische Obrigkeit vor versammeltem Volk ihre feierlichen Handlungen vollzog. Nicht für den Handel, sondern für allerlei wichtige staatliche Händel war der Platz bestimmt. Zur Linken (auf dem Dache mit 3 bezeichnet) stehet das Rath- und Gerichtshaus, Comitium genannt. Davor (5) die Rednerbühne, von wo aus die öffentlichen Reden bei staatlichen Ereignissen und gerichtlichen Verhandlungen gehalten wurden. Daran vorbei (4) führte die via sacra, die „Heilige Gasse". Darüber auf zwei Hügeln thronen rechts das Capitolium (1), die römische Burg mit dem stattlichen Tempel des Jupiter und dem tarpejischen Felsen, von wo die Missethäter herabgestürzt wurden, daneben der Palatinische Hügel, auf dem zur Zeit des HErrn Christus die römischen Kaiser ihr Residenzschloß hatten, wie wir jetzt sagen würden.

Das erste Auftreten der Römer in der Geschichte ist zwar ein ziemlich frühes, aber im Vergleich mit dem hohen Alter des Judenvolkes erscheint es sehr spät. Denn die Stadt Rom ist bekanntlich im Jahre 754 vor Christi Geburt gebaut, also in einer Zeit, wo das Volk Gottes die Blüthezeit seiner Könige (Saul, David, Salomo, im elften und zehnten Jahrhundert vor Christo) längst hinter sich hatte und das Prophetenthum (Jesaias) bereits im höchsten Glanze stand. Auch nach dem Aufblühen Roms blieb Israel lange Zeit außer aller Berührung mit dem immer mächtiger werdenden Volke. Es sollte nach Gottes Willen eines der allerletzten Völker sein, die in die Hände der weltbeherrschenden Römer fielen. Die ganze heilige Schrift alten Testamentes kennt das Römervolk nicht, oder hält es doch nicht für der Mühe werth, dasselbe zu erwähnen. Erst in den Zeiten der Makkabäerfürsten dringt der Ruf von den Siegen der Römer in's heilige Land. „Es hörte aber Judas (der Makkabäer) von den Römern, daß sie sehr mächtig wären und fremde Völker gerne in Schutz nähmen, die Hilfe bei ihnen suchten, und daß sie Treue und Glauben hielten" (1. Makk. 8, 1 ff.). Aber nun währt's auch nicht lange, so haben wir im jüdischen Lande ganz das Schauspiel von Interventionen (Dazwischenkünften) und Annexionen (Einverleibungen), das man auch im 19. Jahrhundert erleben kann. Im Jahre 64 vor Chr. Geb. ward der römische Feldherr Pompejus von zwei kleinen Nachkommen der großen Makkabäerfürsten, von Aristobulus und Hyrkanus zum Schiedsrichter erwählt, denn beide lagen in blutiger Fehde mit einander um die Krone. Das Ende aber war, daß Pompejus sprach: Ihr bekommt alle beide nichts, ihr werdet — einverleibt. Für den Anfang begnügte man sich mit der Einsetzung des Schattenkönigs Herodes des Großen, der, wenn auch kein Jude, doch wenigstens kein Römer, sondern ein Idumäer war, und die ganze Herrschaft der Römer bestand wesentlich in einer Bevormundung dieses Königs. Aber je länger je mehr wurden die Römer die Selbstherrscher im Lande; alles Beißen in die Käfichstangen half dem jüdischen Volke nichts mehr, und als der Römerhaß zuletzt in offene Rebellion ausbrach, machten Anno 70 die römischen Adler der heiligen Stadt ein Ende und zerstreuten das Volk in die vier Winde.

Das ehemalige Rom.

Aber noch ehe der Römer Hände das heilige Jerusalem zerstörten, war von diesem Jerusalem aus das siegreiche Evangelium, das einst die heidnische Herrlichkeit Roms zerstören sollte, ganz unvermerkt in die römische Hauptstadt eingedrungen. Von Rom aus gingen die Fäden des Verkehrs nach allen Himmelsgegenden, auch nach dem jüdischen Lande. Die Schatzung, die Kaiser Augustus anordnete, ist ja wohl durch römische Beamte ausgeführt worden. Und die Juden hinwiederum hatten sonderlich seit der babylonischen Gefangenschaft sich so sehr an's Fremde gewöhnt, daß sie, ihre jüdischen Gebräuche mit sich führend, kein Bedenken trugen, sich im heidnischen Lande niederzulassen, ja Bürger des heidnischen Staates zu werden. (So war ja Saulus, von seinem Vater oder einem andern Ahnherrn her, römischer Bürger und machte auch zur guten Stunde von seinem Bürgerrechte Gebrauch.) Dazu kam noch, daß Pompejus zur Zeit der erstmaligen Unterjochung des Landes eine nicht geringe Anzahl von Juden als Kriegsgefangene mit nach Rom gebracht hatte. Diese Gefangenen wurden später, weil sie wegen ihres strengen Festhaltens am jüdischen Gesetz in den heidnischen Häusern nicht wohl zu brauchen waren, von ihren Herren freigelassen und bekamen einen eigenen Stadttheil jenseit des Tiberflusses, an welchem Rom liegt, zum Wohnsitz angewiesen. So finden wir zur Zeit der ersten römischen Kaiser, neben allen möglichen heidnischen Religionsgenossen, auch eine nicht geringe Anzahl von Juden, deren besserer Theil mitten im heidnischen Lande den alleinigen Gott anbetete und die Hoffnung auf den verheißenen Samen Abrahams festhielt. Ja, es gelang diesen Juden sogar, gebildete Heiden, besonders römische Damen zur Theilnahme an ihren Gottesdiensten zu gewinnen. So fand das Christenthum bei seinem Vordringen nach Rom wenigstens in etwas einen schon bereiteten Boden. Der eigentliche Anlaß aber zum Eingang des Evangelii in die Weltstadt mag wohl das Pfingstereigniß gewesen sein, an welchem auch, wie uns ausdrücklich erzählt wird, Ausländer von Rom theilnahmen. Diese Ausländer mögen wohl die Botschaft von Christo bis in die Kaiserstadt getragen und der liebe heilige Geist selber mag den ersten dortigen Bekennern des Evangelii geholfen haben, sich zu einer Christengemeinde zusammenzuthun. Denn von einem eigent-

lichen Stifter der dortigen Gemeinde wird uns nichts erzählt. Vielleicht sind Andronikus und Junias, welche Sct. Paulus seine Gefreundte und berühmte Apostel, „vor mir gewesen in Christo" nennt (Röm. 16, 7), die ersten gewesen, die der Gemeinde mit Gottes Wort dienten und ihr nach pauliniſcher Weiſe eine Ordnung gaben; auch mögen Aquilas und Priscilla in Kraft des HErrn zu Rom gewirkt haben nach jener ſtilleren Art, da oft von einem einzigen chriſtlichen Hauſe ein ungemeiner Segen in die ganze Umgebung ausgehen kann. Genug, die Gemeinde war bald ſo gewachſen, daß ſie den Blicken des Apoſtels nicht mehr entgehen konnte und in ihm der Wunſch entſtehen mußte, ihr den bisher noch mangelnden zuſammenhängenden Unterricht in den Heilswahrheiten zu bringen. Am liebſten hätte dies Paulus perſönlich gethan; da er das aber nicht ſogleich konnte, ſchrieb er auf ſeiner dritten Miſſionsreiſe von Corinth aus (etwa im Jahre 58 n. Chr.) unſern Römerbrief an die aus Heidenchriſten und Judenchriſten gemiſchte Chriſtengemeinde zu Rom. Den Brief, in dem er auch ſeine Sehnſucht ausſpricht, die Römer von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen und ihnen mit ſeiner geiſtlichen Gabe zu dienen (Röm. 1, 9 ff.), gab er der Diaconiſſin Phöbe aus Kenchreä mit, die damals gerade nach Rom reiſte.

Von der Epiſtel ſelbſt ſagt unſer lieber Luther in ſeiner trefflichen Vorrede: „Alſo finden wir in dieſer Epiſtel aufs allerreichlichſte, was ein Chriſt wiſſen ſoll, nämlich was Geſetz, Evangelium, Sünde, Strafe, Gnade, Glaube, Gerechtigkeit, Chriſtus, Gott, gute Werke, Liebe, Hoffnung, Kreuz ſei, und wie wir uns gegen Jedermann, er ſei fromm oder Sünder, ſtark oder ſchwach, Freund oder Feind, und gegen uns ſelber halten ſollen; dazu das Alles mit Schriften gegründet, daß nichts mehr hier zu wünſchen iſt. Darum es auch ſcheint, als habe Sct. Paulus in dieſer Epiſtel wollen einmal in die Kürze verfaſſen die ganze chriſtliche und evangeliſche Lehre, und einen Eingang bereiten in das ganze alte Teſtament. Denn ohne Zweifel, wer dieſe Epiſtel wohl im Herzen hat, der hat des alten Teſtamentes Licht und Kraft bei ſich. Darum laſſe ſie ein jeglicher Chriſt ihm (ſich) gemein und ſtetig in Uebung ſein; da gebe Gott ſeine Gnade zu!" — Und wiederum ſagt er: „Sie iſt das rechte Hauptſtück des neuen Teſtaments und das allerlauterſte Evangelium, welche wohl würdig und werth iſt, daß ſie ein Chriſtenmenſch nicht allein von Wort zu Wort auswendig wiſſe, ſondern täglich damit umgehe, als mit täglichem Brod der Seele. Denn ſie nimmer kann zu viel und zu wohl geleſen und betrachtet werden, und je mehr ſie gehandelt wird, deſto köſtlicher ſie wird und daß (beſſer) ſchmecken." —

(Schluß folgt.)

Eine kleine Blumenleſe

aus den Schriften des ſeligen Matheſius.

Eine ſolche hat der Pilger ſeinen lieben Leſern verſprochen. Hier iſt ſie, wenn auch eben nur eine kleine. An Blumen, die ſich ſammeln ließen, fehlte es nicht; es ließen ſich noch viel, viel mehr bieten; aber eine Schranke muß man ſich in dergleichen Auswahlen ziehen, ſonſt findet man kein Ende, wie die Kinder beim Blumenpflücken.

Nun könnte ich wohl die Blumen auch bunt durcheinander werfen, und es ſähe das vielleicht ſchöner aus; aber mir ſcheints, wenn ihr den ſeligen Pfarrherrn kennen lernen wollt, wie er lehrte und ſchrieb, beſſer zu ſein, wenn ich meine kleine Sammlung einigermaßen in Ordnung bringe.

Ich will den Anfang machen mit einigen kleinen Proben der ſo volksthümlichen Matheſius'ſchen Schriftauslegung. Beſonders trefflich verſteht er's, die Gleichniſſe des HErrn und ihre Deutung den Leuten recht anſchaulich zu machen. Weil für das Größere kein Raum iſt, mögen einige kürzere Stücke hier ſtehen.

Zum Gleichniß vom Phariſäer und Zöllner ſchreibt er:

Der HErr Chriſtus redet hier von einer innerlichen, geiſtlichen und zwar teufliſchen Hoffart, da Einer in ſeine äußerliche, bürgerliche, ehrbarliche, heuchleriſche Frömmigkeit und Heiligkeit ſiehet und ſchlägt ihm (ſich) ſelber einen Kram im Herzen auf und leget ſolchen vor Gottes Angeſicht aus, und vermeint oder läſſet ſich dünken, er ſei allein das liebe Kind und ſitze Gott im Schooß, weil er vor der Welt in äußerlicher Zucht untadelig lebet, und iſt nie vor keinen Richter gekommen, und könne mit Wahrheit von Niemand beſchuldiget, viel minder überwieſen werden. Auf ſolche Gedanken fähet mancher an, ſich vor Gott zu rühmen und zu brüſten, als (be-) dürfte er keines Mittlers und Verſöhners, weil er ſelber eigner Gerechtigkeit und Frömmigkeit genug habe, daß er auch übrig und andern Leuten um's Geld verkaufen könne. —

Beſonders ſchön iſt ſeine Auslegung des Evangelii am 15. Sonntage nach Trinitatis (Matth. 6, 24—34). Da ſchreibt er zu Vers 26 (Sehet die Vögel ꝛc.) folgendermaßen:

Darf unſer Gott aus milder Güte und ſeiner reichen Hand ernähren einen diebiſchen Sperling und unkeuſchen Raben und ſtinkenden Wiedehopf und räuberiſchen Aasgeier und ausſätzigen und undankbaren Kuckuck und giftige Fledermaus, und was der unnützen, gemeinen und verbotenen Vögel mehr ſind (nach der Natureintheilung jener Zeit war Vogel: Alles was fliegt, daher auch die Fledermaus, die Fliege u. ſ. w.), was zweifelt und wanket ihr in eurem Herzen, ob Er ſich auch eines unſchuldigen Kindleins annehme, das Er in der heiligen Taufe Seinem Sohne eingeleibet und mit den Erſtlingen Seines Geiſtes ſalbet, verpfändet und verſiegelt? Seid ihr, euer Weib und Kinderlein nicht viel mehr denn ein kleines Schneekönigleln (Zaunkönig) oder Goldhähnchen. Seid ihr nicht zur Unſterblichkeit gemacht, und obwohl der Satan euerm irdiſchen Vater und euch einen Schandfleck angehängt, und euch in der erſten Geburt zu Kindern des Zorns macht, hab ich (Chriſtus) nicht euch mit meinem Blut und Tod mit euerm Vater wiederum verſöhnet und die Sünde und

Ungnade von euch hinweggenommen und mit meiner Unschuld und Gerechtigkeit bekleidet und mit meines Vaters Geist beseliget und durch den Glauben zur Kind- und Erbschaft Gottes aus meinem Worte, Taufe und Geist wieder neu geboren? Freilich seid ihr getauften Christen mehr denn Himmel und Erden, geschweige denn (als) die armen Vöglein. —

Und zu Vers 30 (So denn Gott das Gras ꝛc.) schreibt er weiter:

So denn der allmächtige Gott die Blümlein und das Gräslich (Gras) auf dem Felde mit so manchen Farben, Ruchen (Gerüchen), Kräften und wunderbaren Formen kleidet, die doch nur einen Tag oder zween zu leben und zu prangen haben und müssen sich eine Kuh abfressen, oder abmähen und zu Heu und Streu dörren oder mit sich einheizen lassen; sollte Er das nicht vielmehr euch thun, die ihr Seine lieben Kinder und meine (Christi) Brüder und Miterben seid, o ihr Kleingläubigen?! —

Von dem „Zufallen" der leiblichen Güter aber sagt er zu Vers 33:

Alles Gold, Silber, Kaiserthum und Königreich, daß ich eines Stück Brods und Trunk Wassers und alten Rocks geschweige, das sind nur Zugaben, wie eine Bäuerin (auf dem Markte) einem Kind eine Birne oder Nuß zugiebt oder hernach (hinterdrein) wirft. —

Endlich noch ein Beispiel seiner Schriftauslegung, eine treffende Beschreibung der Irrlehrer, die er am 8. Sonntage nach Trinitatis zu Matth. 7, 16 (Kann man auch Trauben lesen von den Dornen ꝛc.) gegeben hat:

Ein Dornstrauch wächst von sich selber. Niemand pfropfet oder beschneidet ihn. So will er immer mitten in der Wiesen stehen und flicht sich in einander, hat schöne Blätter und blühet wie ein andrer guter Baum, trägt herbe und saure Schlehen, die den Leuten das Maul zusammenziehen. So hänget gemeiniglich Schafwolle an den Dörnern, die sie den Schafen abgezogen haben. Was darunter stehet, das ersticket. Schlangen, Kröten, Molche, Igel und ander Ungeziefer hat darunter seinen Unterschleif (Schlupfwinkel) und Herberg. Sie dienen zu nichts, denn daß man ein Feuer darein steckt und aussengt. — Eben die Art ist auch eine große Distel. Die will immer mitten im Acker stehen und viel Raum und Fettigkeit haben. Sie wächst bald (schnell) und raget oben heraus vor den andern Hälmlein; so setzet sie auch ein braun oder roth Barett auf. Aber wer Stengel, Blätter, Hut und Kopf anrühret, den krallt und kratzt, sticht und verwundet sie, er habe denn zweifache Handschuhe oder eiserne Kralle und Hacken. — Eben diese Art ist in den falschen Predigern. Da ist kein Wein noch Feige. Sie sind selbstgewachsene Doctores und das böse Unkraut, das der Teufel in den Acker Gottes aussäet. Sie lassen sich nicht schneideln und strafen, sie wollen immer mitten in der Kirche stehen und das Haupt emporheben, sie gleißen und scheinen von Außen, sie flechten sich in einander. Darunter erstickt alle Zucht und Ehr', da sammeln sich alle bösen Würmer zusammen. Wer zu ihnen will, den verletzen sie, und trachten nur nach der Schafe Wolle und Milch, Gott gebe, wie es den Lämmlein gehe (es möge den Lämmern gehen, wie es wolle). — Darum werden sie endlich ausgerottet und in das höllische Feuer geworfen. Wenn sie lange gewürget, gemordet, gestochen, gekrallt und sich mit der Lämmlein Christi Blut bespritzt, endlich gehen sie mit Schrecken zu Boden, wie Arius, Cerinthus, Servetus, Knipperdolling und viele falsche Gesalbten und selbstgewachsene Propheten zu unsern Zeiten. —

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

III.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich ist der Gang der Geschichte der, daß auf eine Phormionenwirthschaft ein Wundermannsregiment kommt und die Luft reinigt. Unter dem Phormionenregiment wird der Staat faul und geräth in Gährung; diese Gährung dient aber nur dazu, die Phormionenbrut recht zu vermehren. In einem solchen faulen Staate, der von Phormionen regiert wird, entstehen dann allenthalben Phormionen, die auch gern regieren wollen, Maulhelden, die in Tagesblättern und auf Rednerbühnen dem Volke vorschwatzen, wie schlecht es die machen, die am Ruder sitzen, und wie viel besser es sein würde, wenn sie und ihre Partei das Steuer führten. Jeder kleine Winkel wimmelt dann von Phormionen, Maul- und Federhelden, die sich davon nähren, daß sie in dem, was eben faul im Staate sein soll, herumwühlen, damit der Staub aufwirbele und alles unzufrieden werde. Wenn du in einen recht dichten Nebel blickst, lieber Leser, oder in eine recht große Staubwolke, da kannst du dir nach Belieben denken, was dahinter alles verborgen liegt, und daher ist es eine feine Klugheit, Nebel und Staub aufzuregen, um den Leuten die Wirklichkeit zu verhüllen, und sie etwas recht Ungeheuerliches vermuthen zu lassen. Solche Nebel- und Staubwolken, die dem einfachen Manne den Blick unsicher machen, bestehen nun zum Theil aus fürchterlichen Redensarten, die so schauerlich klingen, daß dem Hörer unwillkürlich die Gänsehaut überläuft, als da sind: Finsterlinge, Reaction, Jesuiten, Verdummung, Verthierung und dergl. Wenn ein ehrlicher Bürger und Bauersmann solche hohe Worte hört, da denkt er denn, es muß doch etwas dahinter sein, und weiß sich vor Angst gar nicht zu lassen, in welcher Gefahr er schwebt, und meint sich ohne Zaudern den Staubaufwirblern in die Arme werfen zu müssen, um nur mit dem Leben davon zu kommen. Dann giebt es eine große Anzahl der herrlichsten Verheißungen, die so lieblich klingen, daß beim bloßen Hören Einem schon der Mund wässert, z. B. allgemeine Freiheit, Mündigkeit, Selbstregierung, Bildung, Volksthümlichkeit, Nationalität, allgemeines Stimmrecht, Herbeiführung einer neuen, schönern Zeit durch freie Rede und männliche That, Freisinnigkeit, Civilisation, Aufklärung, Toleranz, allgemeine Brüderlichkeit u. s. w. Endlich, wenn diese Hülfsmittel nicht mehr ziehen wollen, wird zu einem bewährten Kunststückchen geschritten, das den Topf nach Wunsch zum Ueberlaufen bringt, das nennt man eine brennende Frage.

Bald brennt es im eignen Hause, sei's im Steuer- oder Militär- oder Gerichtssache, bald in einem Nebenlande, etwa in Kurhessen, oder in Schleswig-Holstein, manchmal auch weiter entfernt, in Nordamerika, im Orient u. s. w. u. s. w. Diese brennenden Fragen, die mit Hülfe der Presse, welche fast ganz in den Händen der Phormionen ist, beliebig dutzendweise fabricirt werden können, sind eine prächtige Erfindung. Die Fabrikation ist nicht schwer; eine Zeitung hebt an: Bei uns brennt's, helft, löschen, d. h. gießt Oel in's Feuer, oder dort und dort brennt's; einige andere Organe der öffentlichen Meinung wiederholen das, bald erhebt der ganze Haufe ein Chorgeschrei, wie im Dorfe, wenn ein Hund bellt, bald alle Hunde bellen, die öffentliche Meinung ist allarmirt, die brennende Frage ist fertig! Und damit ist viel gewonnen, für's erste wieder ein neues Panier für die Maulhelden, die nun in Kammern und Zeitungen und auf Bierbänken, in Volksversammlungen, bei Turn- und Schützenfesten und Zweckessen prächtige Reden halten können und dabei wieder Gelegenheit haben, die alten, schönklingenden Redensarten mit einem neuen Anstrich an den Mann zu bringen. Für's zweite ist eine neue Gelegenheit da, daß die Maulhelden zu Ehren kommen, denn solche herrliche, von Kraft und Freisinnigkeit strotzende Reden bringen ihnen etwas ein, sei's ein Fackelständchen, sei's ein Fest- und Zweckessen (oder, wie es neuerdings gern heißt, eine Ovation), sei's eine Ehrenbürgerrechts-Verleihung in irgend einem Krähwinkel, das sich bethören läßt, zum allermindesten reichliches Lob in den Zeitungen. Zum dritten ist eine neue Nebel- und Staubwolke fertig, die den Leuten die helle Aussicht nimmt, und dahinter sich allerlei heimlich betreiben läßt. Zum vierten ist Aufregung da. Ja, Aufregung, und die muß immer sein; zur Ruhe darf das arme Volk nicht kommen, denn mit der Ruhe könnte ihm einmal Gelegenheit kommen, sich zu besinnen, und zur Besinnung und Besonnenheit darf es um keinen Preis gelangen. Die Aufregung wächst, steigert sich, die brennende Frage erhitzt die Köpfe, es kommt etwa eine Wahl oder etwas dergleichen dazu; wenn nun die Phormionen ihrer Sache gewiß sind, dann predigen sie Ruhe; wenn der Kranke glücklich in's Fieberdelirium gebracht ist, dann heißt's: Besonnen! Alles auf gesetzlichem Wege! Keine Uebereilung! und dergleichen wohlgemeinte Rathschläge mehr. Erst die Leute toll gemacht, dann vor tollen Streichen gewarnt! Wenn aber die Warnung kommt, ist sie meist schon zu spät und es gelingt nicht mehr, den Wagen zum Stehen zu bringen, wenn er den Abhang hinabrollt. Aber es ist auch gar nicht Ernst damit, denn auf einen Umsturz ist's ja eben abgesehen. So werden die Revolutionen gemacht, so lange die Welt steht, eine wie die andere.

Bisher haben wir von den Phormionen geredet, die wie ein Ungeziefer am Staatsleibe ihr Wesen treiben. Nun wollen wir den Leib selbst ansehen. Lieber Leser, das merke wohl, der Leib muß unrein sein, ja, es muß etwas faul sein, wo solches Ungeziefer sein Paradies und seine Weide findet. Siehe, wenn ein Menschenleib gesund und kräftig ist, da ist Leben darin, und da kann er sich der Würmer erwehren, da regen sie sich auch nicht. Wenn aber am Leibe ein Glied, oder wenn gar der ganze Leib faul ist, da feiern sie ein Fest. Da entsteht im faulen Leibe auch ein Leben, ein rüstiges, reichliches Leben, aber ein solches, bei dem der Leib zu Grunde geht und nur das Ungeziefer fett und dick wird. Es ist das Leben der Abzehrung, und ein Zeichen, daß alles bald zerfallen wird. Als Rom und Griechenland dem Untergange nahe waren, da war solch Leben die Hülle und Fülle, eine Revolution nach der andern, Aufstände, Königsmorde, geheime Gesellschaften und Bündnisse, und als es am lustigsten durch einander wimmelte und wirbelte, da kam mit einem Male das Ende. Das ist immer ein sicheres Zeichen, daß ein Volk seinem Ende nahe ist, wenn die Beredsamkeit und Redekunst blüht und die Leute zu Ehren bringt. Als Demosthenes in Griechenland und Cicero in Rom ihre herrlichen Reden hielten, als die großen Demagogen mit ihren, das Volk hinreißenden Redekünsten florirten, da war der Leib faul. Wenn das Maulheldenthum gefeiert wird, da ist das Volksleben gewöhnlich thatenarm und die Volkskraft verraucht. Und in einer solchen Zeit leben wir auch; nie ist öfter in den Zeitungen die ekelhafte Redensart gehört worden: diese Rede, dieser Erlaß, diese Erklärung ist eine That. Armes Volk, wenn erst die Thaten mit den Lippen geschehen. Faul ist aber ein Volk, wenn in ihm die männliche, christliche Besonnenheit abhanden gekommen ist, daß es nicht mehr im Stande ist, zu prüfen, und dem zufällt, der am lautesten und unverschämtesten schreien und der ungezügelten Leidenschaft am besten schmeicheln kann. Faul ist ein Volk, wenn aus seinen Einrichtungen und Sitten das Leben geschwunden, und blos der alte Schlendrian der Gewohnheit geblieben ist. Faul ist ein Volk, wenn man zu künstlichen Mitteln greifen muß, die geschwundene Kraft zu heben und die siche Generation wieder gesund zu machen, wie jetzt durch allerhand Turnkünsteleien. Das Turnen an und für sich ist gut, und jedes kräftige Volk hält etwas auf tüchtige Leibesübung. Aber diese schauspielermäßige Art, diese Schau- und Preisturnfeste mit Tanz- und Freß- und Saufbelustigung und all dem andern nichtsnutzigen Zubehör, das ist falsches Würmerleben im faulen Leibe.*) Der alte Turnvater Jahn war einst zu einem solchen Schauturnen geladen und wurde sehr gefeiert, auch ihm eine reiche Sammlung an Geld eingehändigt, weil der alte Mann in sehr bedrängten Verhältnissen lebte. Als er Abschied nahm, sagte der ehrliche, biedere Alte: Lieben Kinder, ihr habt mich sehr geehrt und mich durch eure Liebesgabe zu großem Danke verpflichtet. Den will ich euch jetzt abstatten, indem ich euch zum Abschiede ein Wörtlein sage, das beherzigt. Wir haben geturnt und ihr schauspielert. Und er hatte Recht, die gute, treue Haut; das ist ein böses Zeichen einer weit bis in's Lebensmark faulen Zeit, daß auch solche an sich löbliche Bestrebungen dem elenden Zeitgeiste huldigen und statt zur Kräftigung des Lebens dazu dienen helfen, das falsche, wimmelnde, auszehrende Würmerleben zu stärken und zu vermehren, und dem Maulheldenthum in Toasten und Festreden einen Stoff zum Fettwerden zu bieten.

*) Hier dürfte wohl auch ein Wort über das Festgetreibe unserer Zeit am Platze sein. Es geht wirklich über alles Maß und allen Verstand. Panes et Circenses! schrie der römische Pöbel kurz vor dem Ende des Reichs; Brod und Schauspiele! Unser Volk wird bereits ähnlich gefüttert, und Schauspiel auf Schauspiel, Fest auf Fest soll es bei gutem Humor erhalten. Die alten Griechen waren ein fröhliches, geselliges Volk, aber sie hatten an ihren Volksfesten genug, wenn sie aller 3—6 Jahre einmal die Nation versammelten und das Nationalgefühl belebten und auffrischten. Der Unsinn fiel ihnen nicht ein, ein Homer- oder Sophokles- oder Demosthenes- oder Rodusfest zu feiern! Unser Patriotismus muß wahrlich schlecht beschlagen sein, wenn ihm wöchentlich einmal mit einem Nationalfest auf die Beine muß geholfen werden. Sapienti sat, d. h. ein Weiser ist bald satt, ein Thor aber ist nimmer satt!

Nun haben wir die Phormionen soweit begleitet, daß sie glücklich eine Revolution zu Stande gebracht haben, die damit endigt, daß die Phormionen, die oben gesessen, ihren Platz andern einräumen, die auch gern einmal oben sitzen wollen. Eine solche Revolution ist ein großes Unglück, wie ein Sturm und ein Ungewitter, das den Erntesegen zerschlägt und Schiffe zertrümmert, und die es trifft, zu Schanden macht. Aber sie hat auch ihr Gutes, einmal, daß sie die Luft ein wenig von den faulen Dünsten der Verwesung reinigt, in welchen die Phormionen ihr Wesen treiben, und sodann, daß sie sich selbst aufzehrt. So lange die Welt steht, hat jede Revolution sich selbst und ihre Kinder aufgefressen. Wenn nämlich die Sache lange genug gewährt hat, und das Fieberleben allmählich alle Kräfte zerrüttet und das Bedürfniß nach Ruhe unabweisbar gemacht hat, dann sendet Gott gewöhnlich einen Seiner Wundermänner, im guten oder bösen Sinne, eine Eisenfaust, die mit gewaltigem Griffe dreinfährt und Ordnung schafft. Noch keine Revolution ist anders als durch einen solchen Wundermann Gottes beendigt worden, der durch ein scharfes Säbelregiment die entfesselten Leidenschaften wieder in Zügel nahm. So hat Rom seinen Cäsar gehabt, England seinen Cromwell, Frankreich seinen Napoleon, alles Eisenfäuste, die das Ungeheuer der Revolution bändigten. Ist das gelungen, so ist dann zweierlei möglich. Entweder, das Volk hat noch frisches Leben und Reactionskraft genug, daß es die Fäulniß überwindet und daß wieder ein frischer Hauch durch seine erstorbenen Gebeine geht, wie das in England nach Cromwell der Fall war. Dann folgt auf eine solche Krisis eine heilsame Zeit der Ordnung und des Gedeihens. Das nennt man Reaction, lieber Leser, das ist der Popanz, vor dem dir deine Phormionen so Angst machen, weil bei einer solchen Frischbelebung der Volkskraft die Maulhelden unter den Schlitten und die Männer der That auf den Bock kommen. Wenn ein Arzt einem Menschenleibe das Leben abspricht, so sagt er: er hat keine Reaction mehr, d. h. es fehlt ihm die Fähigkeit, sich wieder in einen gesunden, kräftigen Zustand zu versetzen. So geht's auch im Staate, wenn keine Reaction da ist, d. h. vernünftige Leute, die nicht von jedem Phormio sich beschwatzen lassen, alte gute Sitte gegen neue schlechte zu vertauschen, dann ist er verloren. Aber solche Reaction kommt gewöhnlich erst recht zu Kraft, wenn die Krisis vorüber, d. h. die Revolution gebändigt ist. So war's in England, darum kam es in der Krisis nicht um. Die Reactionskraft Englands lag aber darin, daß es den Phormionen nicht gelungen war, die reiche ständische Gliederung des Volks in Adel, Bürgerthum, Bauernstand zu vernichten; denn in richtiger ständischer Gliederung liegt die Kraft eines Volkes, nächst der ernsten Sitte und dem treuen Glauben an Gottes Wort. In England rebellirte ein sittlich und religiös ernstes und gesundes Volk gegen einen lüderlichen, glaubens- und sittenlosen Hof und Adel, die Revolution selbst hatte einen sittlichen und religiösen Charakter, darum, obwohl sie die nothwendigen Folgen eines Umsturzes alles Bestehenden, Grausamkeit, Ueberspanntheit, Fanatismus mit sich brachte, vermochte sie die Nation nicht zu tödten; sie reinigte sie, läuterte sie; die alten Formen wurden nicht zertrümmert, sondern neu belebt. Eine solche Revolution, so grauenhaft und blutig sie in ihrem Verlaufe ist, kann für ein Volk ein Segen sein (und ist es für England geworden), dadurch, daß Gott zur rechten Zeit einen Wundermann schickt, der den Greueln ein Ende macht und die entfesselten Geister bändigt, indem er den Maulhelden und Phormionen das Handwerk legt.

(Fortsetzung folgt.)

Die ev.-luth. Diaconissenanstalt zu Dresden

hat sich im Anzeiger zu Nr. 47 des Pilgers bittend an die lieben Pilgerleser gewendet. Diese Bitte möchte auch der Pilger an seinem Theile mit wenigen Worten unterstützen. Die genannte Anstalt hat keinen Fonds, von dem sie zehren könnte, es fließt ihr keine Unterstützung aus öffentlichen Cassen zu. Sie ist lediglich auf die Unterstützungen und Liebesgaben ihrer sonderlichen Freunde angewiesen. Da ist's kein Wunder, wenn sie von Zeit zu Zeit in ziemliche Bedrängniß kommt und ihr Haushalt ein schwieriger wird. Und doch wird ihre Hülfe je länger je mehr in allen Landestheilen begehrt. Jetzt eben wieder sind die Schwestern der Anstalt in dem von der Cholera so schwer heimgesuchten Werdau thätig. Als die Bitte der Stadt Werdau an die Anstalt erging, da hieß es: „Wer sind die Freiwilligen?“ Und siehe, kaum eine Einzige wollte zurückbleiben. Eine Zeit lang arbeiteten sieben und jetzt noch sechs Diaconissen an der gefährlichen Stätte. Und sie arbeiten fröhlich im HErrn, der sie auch bis hieher zu tapferem Muthe gestärkt und leiblich behütet hat. Ja, sie fühlen sich glücklich, in der so schweren Bedrängniß dem HErrn zu Liebe dienen zu können. Sie sind dort, sozusagen, Vertreterinnen der ganzen sächsischen Christenheit und arbeiten für uns Alle. Sollte es da nicht an der Zeit sein, eine Anstalt, die selbst in höchster Gefahr so willig zum Dienen ist, nicht bloß um Hilfe anzurufen, wenn einmal die Noth an den Mann geht, sondern auch sie fort und fort durch Liebesgaben in ihrer Noth zu stärken, daß ihre helfenden Dienste der Landeskirche für alle Zeit erhalten bleiben? Dazu hat ja auch die Anstalt manchen tragfähigen Zweig, der durch opfernde Liebe beständig im Treiben erhalten sein will. Das den Pilgerlesern schon mehrmals an's Herz gelegte Siechenhaus in der Niederlößnitz darf nicht vergessen werden. In das am 23. Juli d. J. eingeweihte Magdalenium, das nach dem Einweihungsspruch (Marcus 5, 41) auch den Namen Talitha Kumi führt, sind bereits 4 Zuflucht suchende Gefallene eingezogen; aber es bedarf doch zu weiterem Grünen dieses Zweiges immer noch reichlicherer Zuweisung solcher Personen, für die solche Zufluchtsstätten errichtet werden, und da könnten namentlich die Seelsorger in den Gemeinden Hand an's Werk legen. — Kurz, die Dresdner Diaconissenanstalt ist eine von den Stätten, auf die uns der HErr, dem wir in Seinen Gliedern zu dienen haben, recht dringlich und deutlich weist. Wolle Er auch diesen kurzen Fingerzeig gesegnet sein lassen!

Nachricht.

Soeben empfängt der Pilger folgende (bereits im „Anzeiger“ mitgetheilte) unerwartete Nachricht aus Hermannsburg: Am vierzehnten November, Morgens drei ein halb Uhr, ging unser theurer Vater, der Pastor L. Harms, nach langem Leiden sanft und selig heim zu seinem Heilande. Die Beerdigung wird, so Gott will, am nächsten Freitage (d. 17. Nov.), Morgens 10 Uhr, Statt finden. „Er hat Glauben gehalten, hinfort ist ihm beigelegt die Krone der Gerechtigkeit.“ —

So tief auch diese Nachricht Jeden erschüttern muß, der die Arbeit dieses treuen Knechtes Gottes im Werke der Heidenmission mit theilnehmendem Herzen begleitet und den Segen erfahren hat, den L. Harms in Gottes Kraft weit über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus nicht bloß in die Herzen des deutschen, nein, in die des lutherischen Christenvolks überhaupt getragen hat, so preisen wir doch den HErrn, daß Er nun diesen Seinen Knecht bei sich daheim sein lässet, bis Er ihn vor sich und uns verklärt und selig darstellen wird am jüngsten Tage. Wir bitten aber auch den HErrn, der Seiner irdischen Kirche durch den Tod des lieben P. Harms einen treuen Beter genommen, Er wolle den Gebetsgeist nimmer verlöschen lassen, durch den das Hermannsburger Missionswerk zu fröhlichem Wachsthum gefördert worden ist, und wolle den Glauben in uns nähren, daß die Werke des HErrn nicht dahinfallen, wenn zwei Knechtesaugen sich zuthun. —

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Gever. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 50. Dresden, den 10. December 1865.

Am zweiten Sonntage des Advents.

Eine Betrachtnng über das „Rorate coeli“ von J. M. Hyller.*)

Wir wollen heute den heiligen und großen Propheten Jesaiam aufsuchen und aus demselben anhören sein tröstliches Rorate. Das ist zu finden in dem 45. Capitel seines Buches im 8. Verse:

Träufelt, ihr Himmel, von oben, und die Wolken regnen die Gerechtigkeit, die Erde thue sich auf und bringe Heil, und Gerechtigkeit wachse mit zu.

Das ist das andächtige Gebet der alten gläubigen Israeliten in der babylonischen Gefangenschaft, daß Gott den versprochenen König Cyrus zu ihrer Befreiung senden wolle. Es hatte Gott den Juden um ihrer vielen und großen Sünden willen gedräuet durch die Propheten Jesaia und Jeremia, daß Er sie wollte gefangen gen Babel wegführen lassen, welche Gefangenschaft ganze siebenzig Jahre währen sollte. Damit sie aber bei Ankündigung so großer Strafe nicht verzagten, ließ Gott, der sich wie ein Vater über Kinder erbarmet, sie auch bald darauf trösten, daß Er wollte mit großer Macht den heidnischen König Cyrus erwecken, der sollte Babel einnehmen, den Juden in ihrer Gefangenschaft gnädig sein, sie aus derselbigen frei machen, und in ihr Land, zu ihrer Stadt und ihrem Tempel wieder zu ziehen erlauben. Darum rufen sie Gott so herzlich an mit diesen Worten, daß Er den verheißenen Trost-König schicken wolle. Dabei sollen wir sehen und lernen, weil Gott Seinem Volke die babylonische Gefangenschaft nicht allein verkündigen, sondern auch bald Seine Gnade von der gewiß folgenden Erlösung aus derselben versprechen und sie damit trösten läßt, was für einen treuen, gütigen, gnädigen, barmherzigen, frommen Gott wir an Ihm haben, der nämlich so getreu ist, daß Er keinen Menschen über Vermögen versuchet, nicht allein tödtet, sondern auch wiederum lebendig macht, nicht allein in die Hölle führt, sondern auch wieder heraus, nicht allein den Seinigen eine große Klage zuschicket, sondern sie auch wieder mit Freuden gürtet, sie nicht allein arm und elend werden läßt, sondern auch wieder für sie sorget, nicht allein sie viel Betrübniß haben läßt in ihrem

*) Wir haben neulich in dem Bericht des lieben Bruder Borbis über seine slovakische Gemeinde von den schönen „Roraten“ d. h. Advents-Frühgottesdiensten gehört, die dort gehalten werden. Den früher in der Adventszeit viel gebrauchten Spruch: Träufelt ihr Himmel ꝛc., rorate coeli etc., von welchem diese „Roraten“ ihren Namen führen, möchte der Pilger gern einmal seinen Lesern bekannt machen. Er weicht daher heute von dem gewöhnlichen Texte ab und theilt eine Betrachtung von Immanuel Martin Hyller mit, der in der Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte († nach vielen Drangsalen im Jahre 1651 als Probst zu Oels und Pastor zu Döberle in Schlesien).

Herzen, sondern auch wiederum mit Seinen Tröstungen ihre Seele ergötzt, nicht allein sie mit Thränen säen, sondern auch mit Freuden ernten läßt, nicht allein einen kleinen Augenblick verläßt, sondern auch mit großer Barmherzigkeit wieder sammelt, nicht allein sie betrübet, sondern auch nach Seiner großen Güte sich wieder über sie erbarmet, nicht allein sie zerreißet und schläget, sondern auch wiederum verbindet und heilet, sie nicht allein läßt im Finstern sitzen, sondern auch ihr Licht ist, nicht allein das Ungewitter läßt über sie ergehen, sondern auch wiederum die Sonne scheinen, wie das die lieben Heiligen Gottes zu allen Zeiten erfahren haben, auf daß wir bei unserm Kreuz und Leiden nicht ungeduldig werden, oder wider den lieben Gott im Himmel murren und mit Ihm zürnen, vielmehr unter der Ruthe uns alles Guten zu Ihm versehen, gewiß und wahrhaftig glauben, daß, wenn Er uns auch gleich eine schwere Kreuzlast auferleget, Er doch schon auf dem Wege ist, uns wiederum zu helfen, also daß wir mit dem Apostel sagen müssen: Wir rühmen uns der Trübsal, dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet, Geduld bringet Erfahrung, Erfahrung aber bringet Hoffnung, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden; und abermal: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht, uns ist bange, aber wir verzagen nicht, wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen, wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um, und tragen allezeit das Sterben des HErrn JEsu an unserm Leibe, auf daß auch das Leben des HErrn JEsu an unserm Leibe offenbar werde.

Nachdem aber die alten gläubigen Juden durch Hilfe des Königs Cyrus aus der babylonischen Gefangenschaft wiederum gen Jerusalem gekommen, sind sie bei ihrer alten Gewohnheit geblieben, und wie sie mit diesem ihrem „Rorate" um den König Cyrus baten, so haben sie hernach eben mit diesen Worten um den HErrn Messias gebeten. Und daher ist es auch gekommen, daß hernach die Kirche des neuen Testaments diesen herzlichen Seufzer in der Adventzeit gesungen hat, welcher daher das „Rorate" genannt wird. Der Inhalt dieses Adventseufzers bedeutet aber so viel, als wollten sie sagen: Träufelt doch, o ihr Himmel, oder was noch mehr ist, o Du ewiger, allmächtiger Gott im Himmel, gieb uns doch Deinen herzallerliebsten Sohn dereinst herunter, den Du unsern Vorfahren so längst verheißen, und auf den wir und sie mit so großem Verlangen gewartet haben, und laß Ihn auch menschliche Natur auf dieser Erden an sich nehmen, daß also dieser Dein Sohn wahrer Gott und wahrer Mensch sei, damit uns armen Menschen-Blümlein zu dem hochgewünschten Gewächs unserer Seligkeit geholfen werde, wie den verschmachteten Gartenblümlein in der großen Sommerhitze durch die lieblichen Regentropfen geholfen wird zu ihrem Wachsen, zu ihrer Schönheit, zu ihrem Geruche, zu ihrer Kraft und Stärke!

Sie thun aber auch ihr Bekenntniß von den Wohlthaten des HErrn Messias und zeigen an, daß durch Ihn dem armen menschlichen Geschlechte wiederum das Heil komme, nachdem es sich selbst in sein großes Unglück gebracht hat. Denn Er sei der rechte Meister zu helfen und kein Anderer. So bringt Er auch die Gerechtigkeit mit sich, das ist, vor Gottes Gericht macht Er uns gerecht, weil Er unsere Gerechtigkeit vor Gott von Ewigkeit her ist, nach Seiner Menschheit aber von Gott uns gemacht worden ist zur Gerechtigkeit. Denn wie durch Eines Sünde die Verdammniß über alle Menschen kommen ist, also ist auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen kommen. Daraus ist denn zu sehen und gewiß zu schließen, daß unser Heil und die bei Gott allein geltende und seligmachende Gerechtigkeit allein aus Christo entstehe und herkomme. Darum wir denn keinem Andern sollen nacheilen, wofern wir nicht groß Herzeleid haben wollen. In gleicher Weise aber wie damals die frommen, gläubigen Juden um den Advent des HErrn Messias Gott so herzlich anriefen, sollen wir auch zum höchsten darnach seufzen, daß der HErr JEsus Seinen geistlichen Advent und Einzug in unsere Herzen halten wolle, wolle unser Herz sein Kripplein sein lassen, wolle mit Seiner allerheiligsten Menschwerdung unsers Herzens höchste Lust, Trost, Schutz und Freude sein, wolle unser Heiland, Helfer und unsere Gerechtigkeit sein, wolle in unserem Herzensschlosse König und Regent sein, wolle allen unsern Gedanken, allen Adern, allen Gliedmaßen, allen Blutstropfen darinnen befehlen und schaffen, daß sie Ihm gehorchen, Ihm dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die Ihm wohlgefällig ist, wolle uns trösten mit den Thautropfen Seiner Geburt und mit den Regentropfen Seines theuern Verdienstes, auf daß sich unsers Herzens Erde mit Freuden aufthue und Frucht bringe, wolle mit dem Thau und Regentropfen Seines Blutes die kleine Erdscholle unsers Herzens in der Predigt des heiligen Evangelii und im hochwürdigen Abendmahl mildiglich besprengen und befeuchten, damit wir bei unsern aufgeregten Sünden und so vieler Angst, Mühseligkeit und Trübsal nicht verschmachten noch vergehen. Wird der liebe HErr Seinen Advent also in unser Herzensschloß halten und hineinziehen, o wie fröhlich, o wie glückselig werden wir sein! Fürwahr, da wird unserm Herzen, wie dem Hause des Zachäus, Heil widerfahren.

O HErr JEsu! o hochgeliebter König! o sanftmüthiger Adventkönig! Wenn wir einmal in großer Hitze auf unserm Todesbette liegen und, von der Gewalt der Krankheit überwältiget, unser Haupt wie die Blümchen in der großen Sommerhitze neigen werden, o so komme mit den kräftigen Thautröpflein Deines allerheiligsten Blutes, benetze, erfrische und erquicke damit unser mattes Herze. O, wie werden wir nach Dir lechzen! Ach stärke uns, ach tröste uns, ach, laß uns in dem Regen der gnä-

digen Vergebung der Sünden selig im Tode einschlafen. Und wenn Du mit Deinem jüngsten Tage wirst hereinbrechen, o, so bethaue das Häuflein Erde, darunter wir begraben und eingescharret liegen, durch den Kraftregen Deiner Herrlichkeit und laß erschallen Deine durchdringende Stimme, daß es sich aufthue, daß wir in unsern Gräbern uns aufrichten, aus denselbigen bis in den Himmel hineinwachsen und in der überseligen, unaussprechlichen Himmelsfreude vor Dir grünen, blühen und leben ewiglich! Amen.

1. Träufelt doch, ihr hohen Himmel,
Die der HErr hat ausgespannt,
Auf das sichre Weltgetümmel,
Auf das ausgedorrte Land.
Laßt doch auf die trocknen Auen
Jacobs edeln Segen thauen.

2. Träufle doch, du Haus der Sterne,
Regne die Gerechtigkeit,
Daß sich aller Fluch entferne;
Gieb uns doch der Unschuld Kleid,
Das durch JEsu Blut erworben,
Da Er ist für uns gestorben.

3. Träufle auf das matte Herze
Deiner Gnaden süßen Thau,
Und befrei' es ganz vom Schmerze,
Daß es Deiner Güte trau'.
Gieb für Mangel, Angst und Leide
Den Genuß der wahren Freude.

4. Träufle auf die kranke Seele,
Die von Sünden ist beschwert,
Die in ihrer Leibeshöhle
Deines Schattens nur begehrt.
Laß sie Ruhe vor Dir finden,
Ach befreie sie von Sünden.

5. Träufle auf die Sündenglieder
Deines Geistes süße Kraft,
Gieb mir neue Kräfte wieder
Und den wahren Lebenssaft,
Daß sie, rein von bösen Werken,
Bloß auf Deinen Willen merken.

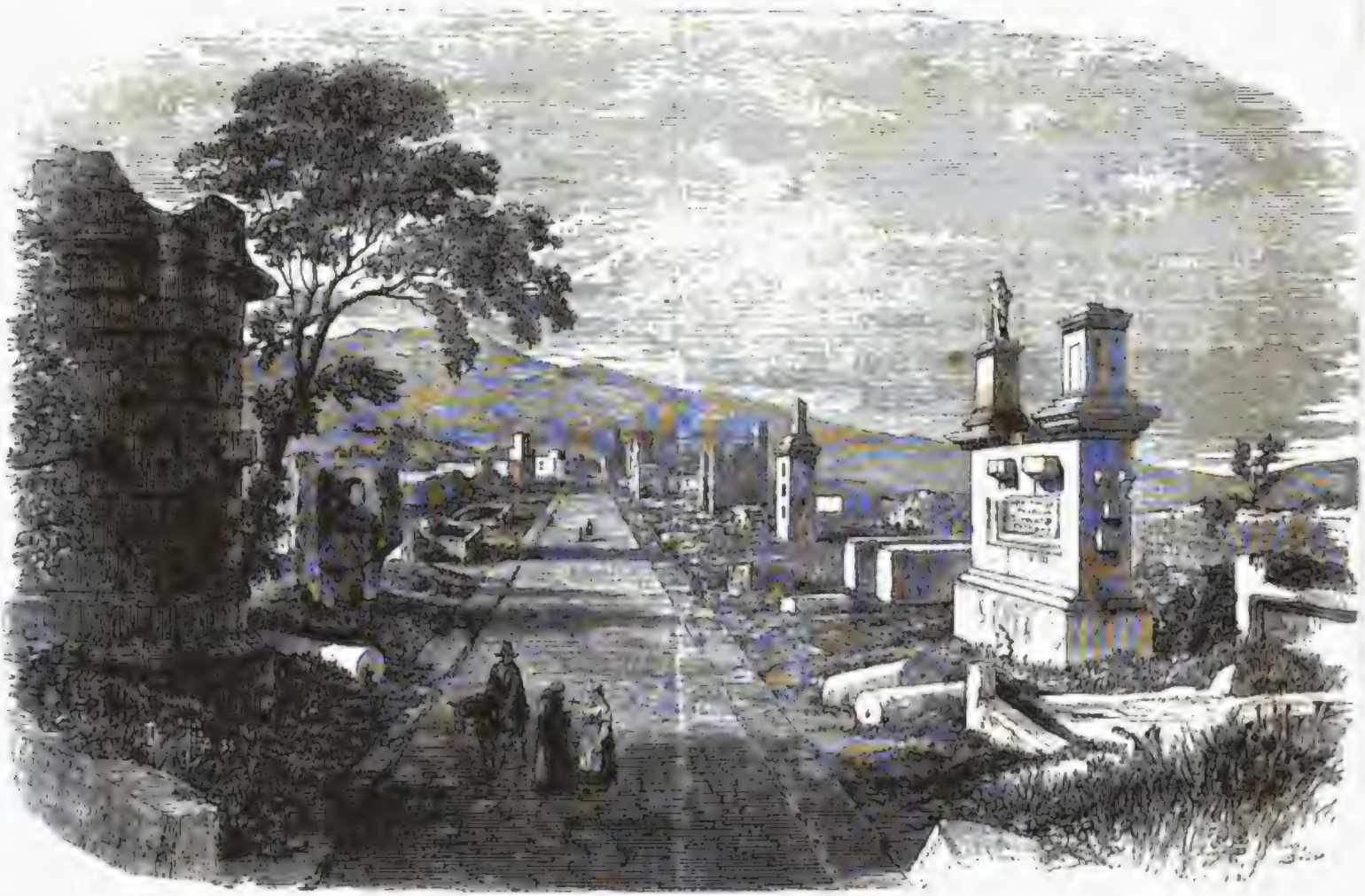
6. Träufle auf das Sterbebette,
Wenn die Angst am größten ist,
Ach, mein JEsu, und errette,
Wenn der Tod das Leben frißt,
Daß der Geist aus allem Jammer
Geh' in Salems Ruhekammer! —

Rom.

(Schluß.)

Wenn man von Rom aus nach Süden zu, nach Capua und weiter nach Neapel wandern will, kommt man auf eine breite Straße, die in der Nähe der Stadt zwischen alten römischen Grabdenkmälern hindurchführt, dann aber durch ödes Sumpfland hindurchgeht. Sie hat eine stattliche Breite und ist für ihr hohes Alter noch ganz vortrefflich erhalten. Sie heißt noch heute, wie sie vor mehr als 2000 Jahren geheißen hat, via Appia d. i. die Appische Straße. Ihren Namen hat sie erhalten von einem römischen Consul Appius Claudius Cäcus, der sie anzulegen begann und auch ziemlich weit fertig brachte. Das ist eine der merkwürdigsten Straßen in der Welt, und zwar aus mehr als einem Grunde. Sie ist eine der ältesten Kunststraßen, von denen man weiß, ja wohl die älteste. Denn die freilich noch viel älteren Straßen, auf denen seit Jahrtausenden die Karavanen durch die Sandwüsten Afrika's ziehen, sind keine Kunststraßen. Im fünften Jahrhundert vor Christo ist sie erbaut worden. Sie ist eine der kunstvollsten, die es giebt, wie denn die alten Römer ihre Straßen viel sorgfältiger bauten, als es heutzutage geschieht. Sie hat einen überaus festen Grund von eingestampften Steinen, der mit schönen, aufs sauberste behauenen Steinen gepflastert war, und dazu hatte man bei ihrer Errichtung viel mit der Ungunst des Bodens zu ringen gehabt, denn sie führte durch die pontinischen Sümpfe, die noch heute wegen ihrer Ungesundheit in üblem Rufe stehen. Auch war ihre Länge bedeutend, denn sie führte nicht blos bis Neapel, sondern bis in die östliche Südspitze Italiens hinein. Deshalb war sie auch die Straße, auf welcher die meisten siegreichen Feldherrn in Rom einzogen, wenn sie ihren Triumph hielten; denn die römischen Eroberungen erstreckten sich am meisten nach Süden und nach Osten. Römische Dichter nannten sie daher regina viarum, d. i. die Königin der Straßen, und das war wahrlich keine Ueberschwänglichkeit. Für uns Christen aber hat sie eine besondere Bedeutung. Wir wollen sie zwar nicht die Königin der Straßen nennen. Denn, wenn es überhaupt der Mühe werth wäre, darüber zu streiten, dürfte doch wohl der Schmerzensweg (via dolorosa) in Jerusalem, den der Heiland mit Seinem Kreuz gegangen, für den Christen die Königin aller Straßen sein, wenn er auch nicht so schön gepflastert war, wie die via Appia. Aber die Appische Straße ist auch ein rechter Segensweg geworden. Es ist auf ihr ein Einzug gehalten worden, zwar nicht glänzender, aber doch wichtiger als alle Triumphzüge römischer Feldherrn zusammengenommen. An einem nicht mehr genau zu bestimmenden Tage des Jahres 61 nach Christi Geburt gab's auf der Appischen Straße in der Nähe von Rom eine eigenthümliche Bewegung. Wir werden nicht Unrecht thun, wenn wir sie uns mit lebhaften Farben ausmalen. Vielleicht sind unsere lebhaftesten Farben noch viel zu blaß, um uns jene Zeit der ersten Christen-

liebe zu vergegenwärtigen. Beleben wir uns also immerhin die öde Straße mit etwas Besserem, als mit dem Mönchlein und dem Reitersmann, die auf unserm heutigen Bilde stehen. Denken wir uns, wir wären an jenem Tage zur Porta Capena, dem nach Capua führenden Thor, aus Rom hinausgegangen. Wir würden dann schwerlich allein hinausgegangen sein und würden bald Gesellschaft gefunden haben. Dort wandert eine Mutter mit ihren Kindern an der Hand. „Nun müssen sie doch bald kommen mit dem Gottesboten. Kinder, das ist ein Freudentag, wie ihr wenige erleben werdet.“ So spricht sie im Gehen. Dort schleppt sich ein Greis fort von einem Grabe zum andern. „HErr,“ spricht er, „ich kann in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen. Und dazu willst Du mich nun auch heute, den Boten meines Heilands sehen lassen, der schon mit seinem Briefe unsere Gemeinde so mächtig erbauet hat.“ Dort grüßen sich zwei Männer, ein Judenchrist und ein Heidenchrist, sie meinen jetzt nicht mehr, wie sie's früher gemeint, daß sie nicht zusammen bei Christo sein könnten; denn der Apostel hat ihnen ja in seinem Briefe zurecht geholfen. Sie reichen sich die Hände und gehen zusammen und klagen sich nur das Eine, daß sie nicht mit den andern Männern und Jünglingen ihm haben entgegenziehen können bis gen Tretabern oder gar bis nach Appifer. Und so wandern noch Viele und unterwegs gedenken sie miteinander des und jenen Wortes, das ihnen der Apostel, den sie erwarten, in seinem Briefe geschrieben hatte. Dazwischen aber ergreift sie bei aller Freude doch auch tiefe Wehmuth. Ach, daß er nun kommen muß in Ketten und Banden. Er hat sich so auf uns gefreut und wir auf ihn, und nun müssen wir ihn zum ersten Male so sehen! Und wie wird's ihm ergehen in der Kaiserstadt, dem Apostel Christi vor dem heidnischen Gerichte?“ Doch siehe da kommen sie. Ein wunderlicher Zug. Eine Schaar von Männern und Jünglingen, Hoch und Niedrig in buntem Gemisch. Wie strahlt den jungen und jungbekehrten Seelen die Freude auf dem Antlitz, wie leuchten ihre Augen, wenn sie auf Paulum blicken. Und wie schauen die ernsteren Männer so sorglich ahnend auf den Unterhauptmann und seine Schaar, die den Apostel geleiten müssen als einen Gefangenen, obwohl sie's herzlich gut mit ihm gemeint haben und auch



Die Appische Straße bei Rom.

jetzt der Liebesfreude der Christen nicht wehren wollen. Und mitten drin der heilige Apostel selber, dem HErrn dankend für die glückliche Ankunft nach mancher Gefahr zu Wasser und zu Lande, ihn preisend für die Eintracht, mit der ihm die römischen Christen aus Juden und Heiden jetzt begegneten, und für die fröhliche Zuversicht, die er aus ihrem Entgegenkommen gewonnen hatte. Dort grüßt er Einen, den er noch nicht gesehen; da wieder sieht er unter der Menge die alte Priscilla, die ihm einst in Corinth eine liebe Herbergsmutter gewesen; dort hat er Einen zu trösten, der ihn mit Thränen erinnert: „Aber, Paule, wie lange wird die Freude währen? Wir kommen der Stadt immer näher. Da müssen wir vielleicht auf immer wieder Abschied nehmen nach kurzem Sehen.“ Und neben dem Apostel schreitet Sanct Lucas, und wer nicht an Paulum selber herankommen kann, der fragt ihn, den treuen Begleiter, was doch der Grund der Gefangenschaft sei, die der Apostel erleiden müsse. Aber überall, wohin wir blicken ist's, als hätten die Leute sich schon Jahrelang gesehen, und doch sahe er die Meisten und sie ihn heute zum ersten Male. Das machte der Eine, den er ihnen aus der Ferne gepredigt, der Eine, durch den sie Alle im Glauben gerecht worden waren, und Frieden gefunden hatten. „Wir Viele Ein Leib in Christo,“ so hatte er ihnen geschrieben, so fand er nun auch.

Langsam bewegt sich der Zug auf der Appischen Straße vorwärts. Immer mehr Brüder und Schwestern kommen, den gefangenen Gottesmann zu grüßen. Jetzt geht's schon durch die heidnischen Gräber hindurch, die dicht vor der Stadt liegen. Jetzt sind sie am Capenischen Thor. Der Unterhauptmann Julius kann nicht anders, er muß seinen Gefangenen abliefern. Der Weg geht nach der Wache. Die Christenmenge geht mit. Sie muß wissen, was aus ihrem Apostel wird. Und siehe, der Oberhauptmann läßt den Gefangenen wieder herausgehn. Er kann bei irgend einem der Brüder zur Herberge bleiben, vielleicht wieder beim Aquilas, wie damals in Corinth, nur daß er jetzt einen Kriegsknecht mit ins Quartier nehmen muß, der seiner zu hüten hat. Da ist wohl Mancher fröhlich schlafen gegangen. Gewiß aber haben sie erst noch am Abend das Mahl des HErrn gehalten.

Doch es sei genug des Ausmalens. Wer den HErrn und Seine Boten lieb hat, kann sich das Bild der Ankunft Pauli auf der Appischen Straße leicht selbst vervollständigen. Kehren wir zu dem zurück, was uns wirklich geschichtlich berichtet ist.

Bald nachdem Sct. Paulus zu Corinth die Epistel an die Römer geschrieben,*) kehrte er von seiner dritten Missionsreise nach Jerusalem zurück. Dort dauert's nicht lange, so verklagen ihn seine Volksgenossen bei den Römern. In Cäsarea wird er 2 Jahre lang gefangen gehalten, bis er endlich als römischer Bürger an den römischen Kaiser appellirt und um deßwillen nach Rom transportirt werden muß. Die Gefahren der Seereise und Gottes gnädige Führung durch dieselbe hat uns Sct. Lucas ausführlich beschrieben. Nur der letzte Theil der Reise ging, nachdem man drei Wintermonate auf Malta zugebracht hatte, glücklich von Statten. In Puteoli (jetzt Puzzuoli),*) einem Hafenstädtchen unweit Neapel, betraten die Reisenden den Boden Italiens. Auch dort hatte das Evangelium bereits Raum gewonnen. Man findet „Brüder,“ und von ihnen wird der Apostel gebeten, eine Woche zu bleiben. Er blieb, denn es mochte hier wie früher in Rom der eigentlich grundlegende Unterricht noch fehlen. Der siebentägige Aufenthalt aber bereitete dem Apostel wie den Römern die Freude der Einholung. Denn im Laufe der Woche waren Christen von Puteoli nach Rom gekommen und hatten dort verkündigt, wovon man ja bis dahin noch keine Ahnung hatte: Paulus wäre da, aber freilich als Gefangener eines kaiserlichen Unterhauptmanns. Da machten sich die Brüder aus Rom eilends auf und gingen auf der Appischen Straße bis Tretabern vierzehn Stunden weit, und was geringere Leute waren, die mit einer schlechten Matrosenherberge fürlieb nehmen wollten, die liefen noch vier Stunden weiter, bis nach dem ärmlichen Appifer. Wenn aber Petrus damals Bischof in Rom gewesen wäre, so hätte er als Apostel dem gefangenen Mitapostel zu allererst entgegeneilen müssen. Daraus daß Lucas in der Apostelgeschichte von einem Entgegenkommen seinerseits nichts erwähnt, muß man entweder schließen, daß es mit dem römischen Bisthum des Petrus nur eine römische Fabel ist, oder daß er sich damals recht unbischöflich und unbrüderlich benommen hat.

Da uns nun Sanct Lucas bloß bis zur Ankunft Pauli in Rom und bis zu seinem ersten Predigtversuche in der von der Christengemeinde wohl zu scheidenden Judenschule berichtet, verlassen uns von hier an die zuverlässigen Nachrichten über die weiteren Führungen des Apostels. Nur einiges Wenige wissen wir aus seinen Episteln. An die Philipper schreibt er: Ich lasse euch wissen lieben Brüder, das, wie es um mich stehet, das ist nunmehr zur Förderung des Evangelii gerathen, also daß meine Bande offenbar worden sind in Christo, in dem ganzen Richthause und bei den Andern allen, und viele Brüder in dem HErrn aus meinen Banden Zuversich gewonnen, desto dürftiger geworden sind, das Wort zu reden ohne Scheuen. Und unter den Grüßen an die Philipper schreibt er auch: Es grüßen euch alle Heiligen (Christen), sonderlich aber die von des Kaisers Hause.

*) Hätte Sct. Petrus, wie die römische Kirche ohne allen geschichtlichen Anhalt fabelt, damals schon mehr als ein Jahrzehnt den römischen Bischofsstuhl inne gehabt, so würde Paulus (nach 2. Cor. 10, 15, 16) schwerlich solchen Brief geschrieben haben.

*) Das Städtchen ist, beiläufig gesagt, dasselbe, von dem das Porzellan, ursprünglich Puzzuolan, benannt ist.

Es war also das Evangelium damals schon bis auf jenen palatinischen Hügel hinaufgedrungen, wo das kaiserliche Residenzschloß stand, es hatte die Stätte erreicht, von wo das Schatzungsgebot ausgegangen war, mit dem die evangelische Geschichte beginnt. Und wie an die Philipper, so hat der Apostel von Rom aus auch an die Epheser, Colosser, Philemon und Timotheus geschrieben. An Timotheus schreibt er (2, 4, 16 ff.): In meiner ersten Verantwortung stand Niemand bei mir, sondern sie verließen mich Alle. Es sei ihnen nicht zugerechnet. Der HErr aber stand mir bei und stärkte mich — — und ich bin erlöset von des Löwen (Nero's?) Rachen. Hieraus kann man wohl schließen, daß der Apostel nach einiger Zeit wiederum frei geworden sei. Dafür daß er hierauf nochmals nach dem Morgenlande gereist, wieder nach Rom zurückgekehrt, dort abermals gefangen gesetzt worden sei und nach abermaliger Freisprechung auch in Spanien das Evangelium geprebigt habe, scheint viel zu sprechen. Doch wollen wir mit denen, die andrer Meinung sind, nicht disputiren. Ganz gewiß ist nur, daß er in der großen, von Nero angestifteten Christenverfolgung mit Petrus, der später auch nach Rom gekommen war, des Märtyrertodes gestorben. Er ward enthauptet, Petrus gekreuzigt. —

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Bedeutung der Appischen Straße. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir sie die Straße nennen, auf der das Evangelium auch zu uns gekommen. Die Sehnsucht, die den heiligen Apostel gerade nach Rom trieb, war gewiß vom HErrn, der ebenso die Zukunft wie die Gegenwart seiner Kirche übersieht. Und es war sicherlich nicht zufällig, daß das Evangelium auch in Rom durch den Mund eines Apostels bleibenden Eingang fand. Von Rom aus, nicht von der gleichfalls durch Paulum begründeten griechischen Kirche aus, von Rom aus, das müssen wir trotz aller spätern römischen Irrthümer anerkennen, ist das Evangelium in's Abendland vorgedrungen und auch zu unsern deutschen Vätern gebracht worden. Zu den slavischen Völkern lockte der HErr das Evangelium aus Asien herüber durch den Mann aus Maccedonien, der da rief: Komm herüber und hilf uns. Zu der germanischen aber ist es gekommen, wenn auch durch Umwege, auf der alten berühmten via Appia. Denn das ist kaum zu bezweifeln, daß der Same des Evangeliums in dem dornenreichen Acker der Weltstadt Rom wieder erstickt worden wäre, wenn Gott nicht einem geistbegabten Apostel den Weg in die Stadt gebahnt hätte. —

Eine kleine Blumenlese

aus den Schriften des seligen Matheſius.

(Fortsetzung.)

Hieran lasset mich Einiges knüpfen, woraus ihr sehet, wie der liebe Matheſius Altes und Neues aus seinem Schatze hervorgeholt hat, um das Geprebigte recht faßlich zu machen. Gern knüpft er an das an, was in seiner Gemeinde vorgekommen. Einst hat er von der christlichen Liebe zu predigen, die man Gebrechlichen schuldig ist. Da erinnert er mit folgenden Worten an einen kürzlich vorgekommenen Todesfall:

So hat man der armen krummen Frau, welche neulich bei uns im HErrn eingeschlafen, und die ihr Mann oft um den Altar (bei der Communion) getragen, gleich sowohl den Leib und Blut Christi mitgetheilet als den Geraden. Drum ist der Leibesschaden noch zu vergessen, wenn Glauben und Gewissen nicht schadhaft und verwundet sind. —

Ein anderes Mal greift er in seinen Geschichten-Vorrath hinein:

Man lobet jenen Kaufmann als ein vernünftig Weltkind: Wenn er den Leuten Geld vorstrecken sollte, beschied er die allemal über einen Monat wieder. Mittler Zeit legte er Kundschaft in dasselbige Haus, wie Weib und Kind geputzt wären und ließ auf ihren Ausguß (Gosse) sehen. Fand er da viel Vogelfedern und Rebhühnerbeinlein und Fischschuppen, so schlug er's den Leuten ab. Desgleichen so er erfuhr, daß sie auf geborgt Geld Gastung hielten, große Hochzeit machten, sich auf fremdes Geld kleideten oder beritten machten, fordert er sein geliehen Geld auf den ersten Termin wieder ab. —

Auch die Thierfabel der Vorfahren muß ihm für seine Zwecke dienen:

So sagt der Fuchs zum Igel: Jäche (Jage) die vollen Fliegen nicht von mir weg; kommen hungrige, so saufen sie viel sehrer, wie auch die magern Flöhe am sehrsten beißen. (Hütet euch vor Solchen, die nichts haben und euch um das Eurige bringen wollen.) —

Wenn die Füchse noch so verschlagen und abgefeimt wären, so gehet es doch letztlich (zuletzt) hinaus, wie sie jener Hahn aussegnet: Ich strafe euch, der Jäger streife euch, der Kürschner taufe euch. Amen. In der Beitze kommet ihr alle zusammen. (Der Sündenlohn bleibt nicht aus.) —

Auf eine Zeit trieb ein früher Schnee die Ameisen ab; da aber ein Wittwensommer (jetzt: Altweibersommer, d. i. die letzten schönen Herbsttage) und große Wärme wieder einfällt, fährt die Ameise wieder an (bergmännisch geredet) und siehet sich im Felde um. Da spricht sie eine Heuschrecke um ein Lehen (Darlehn) an und begehrt von ihr etliche Schock Körnlein. Das Ameislein spricht: Ich hab' mir's den ganzen Sommer über blutsauer lassen werden und geschleppt und getreckt (gezogen), bis ich mir und den Meinigen auf den Winter etwas hinterlegt (zurückgelegt). Nun bin ich schuldig, die Meinigen erstlich zu versorgen. Damit du aber meinen guten Willen spürest, will ich dich mit einem Paar Körnlein oder zwei haussteuern (aussteuern). — Was soll ich mit vier Körnlein ausrichten? sagt die Heuschreck. Ich bin bei dem unbehenden (unzeitigen) Wetter schier erfroren und Hungers gestorben. — Darauf antwortet die Ameise: Ich theile mit

dir nach meinem Vermögen; es hat noch viel Ameisenhaufen in diesem Walde; wenn dir eine jede ein Paar Körnlein giebt, so bist du reicher denn ich. — Wie aber die Heuschreck böse Karten auswirft und schilt die Ameise, so schallet es eben aus dem Walde, wie es hineingehallt hat. Hättest du, sagt die Ameise, den Sommer gearbeitet wie ich und meines Gleichen, und das Deinige zu Rath gehalten, und nicht deines Singens, Springens, Läpperns und Rammelns (Rasselns) abgewartet, und wärest nicht stetigs spazieren und zum guten Muth gegangen, und hättest dich und die Deinigen herausgeputzt in grüne, gelbe und bunte Kleider, so hättest du jetzt auch eine Winterzehrung und dürftest nicht Noth und Hunger leiden und anderen Thierlein um ein Körnlein vor ihre Thüre kommen. Drum hast du im Sommer gesungen und gesprungen, so spring' und tanz' jetzund auch von einer Thür zur andern, wie dich der alten Hausväter Reim lehret:

Wer nicht rechet und gabelt,
Wenn die Breme sticht und krabelt,
Der läuft im Winter mit dem Strohseil,
Fragt: Hat auch Jemand Heu feil? —

(Fortsetzung folgt.)

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

III.

(Fortsetzung.)

Ganz anders ist die Revolution in Rom und Frankreich verlaufen. Dort rebellirte ein sittlich verfaultes Volk gegen einen sittlich ebenfalls verfaulten Hof und Adel, und als es gesiegt und Hof und Adel vernichtet, blieb es doch sittlich verfault. Daher im Leibe die Phormionen gleich wieder obenaufkamen und fett wurden. Dann wechselt in einem solchen Staate Phormionenwirthschaft mit Säbelregiment; die Demagogen und Maulhelden führen das Volk am Gängelband und stürzen alles um, bis einmal ein Hannibal, ein Säbelheld über sie geräth und sie eine Zeit lang aufs Maul schlägt. Weil aber der unreine Leib bleibt, so wimmelt es, wenn der Hanibal nicht mehr ist, gleich wieder von Phormionenungeziefer. So wars in Rom; aller 10—20 Jahre eine Revolution, von den Demagogen angezettelt, und dazwischen Ruhe unter dem Säbelregiment eines gewaltigen Kaisers, eines Wundermannes Gottes. So ist's seit der Revolution in Frankreich, Aufruhr und Säbel- und Kanonenregiment haben abgewechselt. Der Thron wird durch Volksabstimmung und die Armee vergeben, d. h. es waltet nicht die heilige Ordnung des Gesetzes, sondern die Willkühr eines entarteten Volksgeistes. Rom ist an diesem Zehrfieber der Revolution zu Grunde gegangen, langsam, denn es war ein Riesenleib, der aber dennoch am Ende ein Aas und ein Fraß der germanischen Adler ward. Ob Frankreich sich wieder ermannt und noch Reaction genug in sich hat, ein geordnetes, gesetzliches Regiment und Volkswesen herzustellen, müssen wir abwarten. Jetzt hat es eine Zeit lang Ruhe, denn ein Hannibal hat die Phormionen aufs Maul geschlagen. Doch nicht gründlich, er kann die Unreinigkeit des Leibes nicht wegschaffen. Ein solches Schwanken zwischen Revolution und Säbelherrschaft aber ruinirt auf die Länge auch das kräftigste Volk, denn beides ist theuer, und es wiederholt zu bezahlen, reicht am Ende der Beutel der Volkswirthschaft nicht aus. Das Ungeziefer der Phormionen will am Leibe sich mästen, und die Soldaten Hannibals kosten auch Geld. Zum geistigen Bankrott an Sitte und Glauben kommt dann der Staatsbankrott und Ruin. So ging es Rom; obgleich die Reichthümer einer Welt zusammenflossen in den kaiserlichen Kassen, reichte es doch nicht hin, die hungrigen Proletarier und die Söldnerheere zu befriedigen; diese wurden, von den Phormionen aufgehetzt, unzufrieden, und die Revolution war fertig. Es ist kein gutes Zeichen, daß nach den Revolutionen unserer Zeit die Deficits so entsetzlich in den Staatskassen von Jahre zu Jahre wachsen, daß es gar nicht abzusehen ist, wo es noch hinkommen soll. Wenn nach einer Revolution eine Reaction zu frischem Leben stattfindet, ist das Erste, daß ein Volk seinen Staatshaushalt vernünftig ordnet, damit es dabei bestehen kann und nicht am Ende von den Schulden aufgefressen wird. Das scheint aber heut zu Tage nirgends gelingen zu wollen. In einem gesunden Staate ist das Vermögen so vertheilt, daß das Blut des Geldes durch alle Volksadern in Handel und Verkehr gleichmäßig pulsirt; viel Wohlstand, wenig Armuth, wenig übermäßiger Reichthum. Es ist ein Zeichen eines kranken Staatslebens, wenn viel Armuth ist, wenig Wohlstand (d. h. wohlhabender, kräftiger Mittelstand), viel massenhaft aufgehäuftes Vermögen, das dann noch gewöhnlich Schwindelreichthum ist, d. h. künstlicher Papier- und Assignatenreichthum, der bei dem ersten Kanonenschuß einer Revolution in Nichts zerfällt. So ist es jetzt, massenhaftes Proletariat, das aus der Hand in den Mund lebt und häufig gefüttert werden muß, wenig gesunder, kräftiger Mittelstand (und wo er noch ist, reißend im Abnehmen), viel fabelhafter Reichthum, der sich vielleicht, weil er größtentheils nur auf dem Papiere besteht, auch einmal rasch in eine Fabel auflöst. Die Steuerkraft der Völker überspannt, und doch nie Geld in den Kassen. Das ist die Frucht der langen Phormionenwirthschaft, die sich dabei gemästet haben, der von ihnen in's Werk gesetzten Revolutionen und der in deren Folge nothwendig gewordenen Säbelherrschaften. In diesem herrlichen Kreise drehen wir uns nun schon ziemlich lange herum, Gott gebe, daß wir nicht am Ende ganz drehend werden und zu Boden fallen! Und daß ein völliges Zubodenfallen wahrscheinlicher ist, als ein fröhliches Wiederaufstehen, das ist leider, wenn wir nach menschlicher Klugheit rechnen, nur zu wahrscheinlich. Menschliche Klugheit aber besteht darin, daß wir die Zeichen der Zeit verstehen. Wer mit der Geschichte bekannt ist und sich nicht selbst täuschen will, der muß aber sagen, daß unsere Zeit eine solche ist, welche in abnehmender Kraft dahinsiecht. Wie aber ein Greis seine scheidenden Kräfte immer mehr in Anspruch nehmen muß, je weniger ihrer werden, so sind auch alle Kräfte unseres Volks, Steuerkraft, Arbeitskraft, Denkkraft u. s. w. auf's Höchste angespannt. Sogar die Productionskraft des Bodens ist durch Kunst und Wissenschaft auf die höchste Höhe geschraubt und doch kann trotz der zu nie geahnter Vollendung gediehenen Dünger-Wissenschaft und Fabrikation er kaum seine Bewohner ernähren. Man zählt jetzt alljährlich beinahe die Halmen auf dem Felde und die Körner in den Aehren, ob's wohl auch zureichen werde. Wenn am Himmel ein Wölklein aufzieht, dem möglicher Weise ein unzeitgemäßer Regen entströmen könnte,

wirds in den Zeitungen ausposaunt, und an der Schranne steigt das Getreide. Eine so ängstlich berechnende, selbst wenn der liebe Gott reichlich giebt, des Genusses nicht froh werdende Zeit, wie die unsere, hat's wohl, so lange die Welt steht, noch nicht gegeben. Und doch Vergnüglichkeit über Vergnüglichkeit, Fest auf Fest, daß man sich vor Festlichkeiten nicht zu lassen weiß. Allenthalben Klage über Stockung des Handels und der Gewerbe, über theure Zeit und geringen Verdienst, und eine kostbare Lustbarkeit über die andere! Jeder Quark wird zur Veranstaltung einer solchen mit einem Eifer benutzt, daß man meinen sollte, die Welt wisse mit dem Gelde nicht wohin. Und doch kein wahrer Genuß; es ist eine rauschende, geschraubte, beläubende Freude ohne Gemüthlichkeit und Herzlichkeit, selbst da, wo eine solche geflissentlich zur Schau getragen wird. In alle Volksbelustigungen mischt sich der garstige politische Hader; alle werden von der Parteileidenschaft zu Demonstrationen oder wenigstens Declamationen ausgebeutet, es hat Alles einen Zweck, ein wahrhaft harmloses Vergnügen ist der Zeit abhanden gekommen. Der leidige Zweck! — Zweckessen, Zweckfeste, Zweckbelustigungen, da kanns denn nicht ausbleiben, man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Die Polizei merkt die Absicht und wird verstimmt und mischt sich unwillkommener Weise hinein; das merket das Volk und wird verstimmt; kurz, Verstimmung ist die Stimmung der Zeit. Sonst kam's in die Zeitungen, wenn ausnahmsweise einmal bei einem Volksfest die allgemeine Heiterkeit durch eine Störung litt, wenn dabei eine Prügelei oder ein Straßenkrawall vorkam. Jetzt wird dieses gar nicht mehr erwähnt, oder wenn es nicht vertuscht werden kann, wird es so schonend, entschuldigend und verschönend als möglich nebenbei angemerkt. Dagegen ist es eine stehende Redensart der Tagesblätter, wenn sie von einer öffentlichen Volkslustbarkeit erzählen: es ist rühmend hervorzuheben, wie wahrhaft würdig dabei die Haltung der Theilnehmer war; und daß keine Störung dabei vorkam. Was sonst die Regel war, daß ein Fest friedlich endete und eine ungetrübte Erinnerung an seinen ungestörten Verlauf hinter sich ließ, kommt jetzt als eine rühmlich zu erwähnende Ausnahme in die Zeitung. Selbst die Zweckvergnügungen der sogenannten Gebildeten kommen mit dieser stehenden rühmlichen Bemerkung in die öffentlichen Tagesberichte, obgleich diese in den meisten Fällen, wo sie sich findet, noch eine Lüge ist, denn selten verläuft ein Fest ungestört. Nach der stereotypen Versicherung ruhigen Verlaufs folgt gewöhnlich der hinkende Bote nach, daß nur einige unbedeutende Unruhen zu beklagen seien; die seien aber lediglich vom Pöbel ausgegangen und tragen durchaus keinen politischen Charakter. So lauten unter zehn Festberichten neun, das ist ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit; nicht nur, daß es so ist und eine harmlose Freude dem Volke gar nicht mehr gegönnt wird, sondern auch, daß die Presse alles Mögliche thut, die Augen der Masse noch mehr zu verblenden, daß es sein Elend, den jammervollen Zustand seines öffentlichen Lebens und die politische Hetzjagd, mit der die Phormionen und Dr. Spieß das edle Wild zu Tode hetzen, nicht gewahr wird. Lernte es dieses nützliche und liebenswürdige Gesindel, wie Dr. Luther es nennt, erst nur einmal recht kennen, thäte es seine Augen auf; — vielleicht wäre es noch Zeit, das Ungeziefer vom Leibe zu schütteln, so alt es ist, und sich Ruhe zu schaffen. Wen Gott verderben will, sagt ein altes Sprüchwort, dem blendet er die Augen; ja, wahrlich, und wen Gott verblenden will, dem giebt er eine so gewissenlose Presse, wie die ist, unter der wir, d. h. alle, die offene Augen haben, seufzen. Unser Volk wird wirklich zu Tode gepreßt, buchstäblich. Diese alles Leben wie eine Schmarozerpflanze überwuchernde Presse ist aber ihrerseits selbst ein Zeichen davon, wie abgelebt und greisenhaft unsere Zeit ist. Alle Leute, sagt der geistreiche Venzel, machen gern Personalien, d. h. sie schwatzen gern von sich und ihren Thaten; unsere Presse ist die Schwatzhaftigkeit des kindisch gewordenen Volks. Man lese nur ein beliebiges Bündel der Maculatur, die sich Tagespresse nennt, durch, und wenn noch nicht aller Sinn für Ehrenhaftigkeit und Männlichkeit erloschen ist, so wird man über einen solchen Wust salz- und würdelosen Geklatsches und Geschwätzes staunen, der unzähligen Lügen, Verläumdungen, Verdrehungen u. s. w. noch gar nicht zu gedenken. Sonst, wenn etwas geschehen war, schrieb man es zum Gedächtniß auf; die Literatur eines Volkes war ein Schatzbehälter seiner Thaten. Jetzt müssen die hergebrachten Columnen einer jeden Zeitschrift, eines jeden Tageblättleins, von der Ungestalt der Times an, von welcher jede Nummer einen mäßigen Octavband bildet, bis zu dem halben Bogen des Xer Wochenblattes gefüllt sein; daher, wo die Nachrichten, die man auftreibt (d. h. meist abschreibt), nicht zureichen, werden nach der Elle bezahlte Salbadereien, Weissagungen, Betrachtungen u. s. w. aufgetischt, den leeren Raum füllen ein paar beliebige Lügen, deren Widerlegung oder Zurücknehmen für die nächste Nummer wieder ein paar Zeilen füllt. Das Personalienmachen ist in's Unglaubliche getrieben. Wenn von jeder Zeitung sich nur ein Exemplar erhält, werden unsere Nachkommen, wenn sie Geschichte schreiben, das Vergnügen haben, genau zu wissen, wo unsere Fürsten an jedem Tage im Jahre gewesen sind und was sie gethan und gesagt haben; sie werden statistische Tabellen genau anfertigen können, wie viel Leute in einem Lande ihr fünfzigjähriges Jubiläum gefeiert haben, und wie viel davon Regierungspräsidenten, wie viel Dorfnachtwächter gewesen sind. Wenn einst jedes unnütze Wort seine Rechenschaft finden soll und wird, was wird über unsere plauderhafte, verläumderische Zeit für ein Gericht ergehen. Jetzt wird jede That, noch ehe sie geboren ist, bereits in den Zeitungen geahnt, geweissagt, dann lang und breit berichtet, dann noch wochenlang beraisonnirt, und wie glücklich sind die Zeitungsschreiber, wenn sie einmal eine wirkliche That erwischen, die sie tüchtig ausmelken können; ja nur eine, die ein wenig Milch giebt, der sie dann das Wasser ihrer politischen Weisheit beliebig beimischen können. Es giebt nicht leicht etwas Elenderes, als unsere Tagespresse, und künftige Zeiten werden sich einst über das mark- und geschmacklose Geschlecht wundern, das eine solche Heerde Maul- und Federphormionen mit sich spielen ließ und sie las und für ihre Salbadereien fütterte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht.

Pfarrer **Borbis** in Cacov (Tschaatschoss), der uns kürzlich das Wohl und Wehe seiner lieben Gemeinde beschrieben, ist zum Prediger und Religionslehrer am Gymnasium zu **Teschen** (östreich. Schlesien) ernannt worden und wird zu Neujahr sein dortiges Amt antreten. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Bitte, mit der er sich für seine Gemeinde verwendete, auch bei seinem Weggange in voller Kraft bleibt. —

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen

№ 51. Dresden, den 17. December 1865.

Am dritten Sonntage des Advents.

*) „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über euch habe, spricht der HErr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides.“ Ist das nicht ein lieblich Wort? Es ist uns schon nicht gleichgültig, was für Gedanken Menschen über uns haben, wie Menschen gegen uns gesinnt sind. Es liegt uns daran, der Menschen Gedanken über uns als wohlmeinende, theilnehmende, gütige zu wissen. Zwar daß Gott nicht andere denn gütige Gedanken über uns trage, meinen wir voraussetzen zu können. Nur sobald uns Leid widerfährt, heben wir an zu klagen, als wüßten wir nicht, wie wir das verstehen sollen, und murren und zürnen und werden offenbar als die von den Friedensgedanken Gottes nichts Rechtes gewußt noch geglaubt haben. Denn auch Leid reimt sich wohl mit den göttlichen Friedensgedanken über uns. Ob es als Leid sich fühlt, sind es drum noch nicht Gedanken des Leides. Auch wenn Er uns weh thut, ist's noch nicht bös gemeint. Denn wohin gehen Seine Liebesgedanken über uns? sind wir nur für diese Erde geschaffen? liegt unser Ziel, unsere Bestimmung diesseit? dürfen wir Gottes Gedanken über uns messen an dem, wie es uns leiblich, zeitlich, irdisch ergeht? Nein! sondern Seine Gedanken über uns stehen geschrieben und werden bezeugt von Seinem geoffenbarten Wort und gehen hinüber ins Jenseit, hinein in die Ewigkeit. Um Seine ewigen Friedensgedanken an uns hier auszuführen, um uns in Seine ewigen Friedensgedanken einzuführen, bedarf's auch der Trübsal, der Züchtigung. Die heilige Adventszeit aber ist die rechte Offenbarungszeit der göttlichen Gedanken über uns. Was für Gedanken Gott über uns hat, das liegt in der Krippe zu Bethlehem an Weihnacht klar zu Tag. Und die heilige Adventszeit legt uns im Voraus die heilige Weihnacht aus. So läßt die Epistel dieses Sonntags uns einen Blick in das Herz Gottes thun und eröffnet uns Seine Gedanken Und was wir da zu schauen bekommen, ist so köstlich, so reich, so für Jedermann, daß wir nicht satt werden sollten zu schauen und uns zuzueignen. Höret das Wort.

Coloss. 1, 12—15.

Ihr hörtet es: „Es giebt ein Erbtheil der Heiligen im Licht! ein unvergängliches, unbeflecktes, unverwelkliches Erbe, das behalten wird im Himmel, ein Erbe der Heiligen Gottes, da sie vollen Gnadenlohn empfangen — Alle, welche um Gottes willen verleugnet haben das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und haben züchtig, gerecht, gottselig gelebt in dieser Welt, haben ihr Kreuz auf sich genommen täglich und sind

*) Aus: „Kleine Postille über die Episteln des Kirchenjahres“, Leipz. und Dresden, Justus Naumann.

Christo nachgefolgt als ihrem Haupte. Ein Erbtheil der Heiligen — was mag es sein? können wir's uns zu groß, zu köstlich, zu reich, zu süß denken? Ich achte, wir ahnen auch den tausendsten Theil nicht dessen, was Gott bereitet hat im Licht, im unerschaffnen Licht. Er selbst ist das Licht, in welchem Seine Heiligen ewig fröhlich sind. Wohlan, so freut euch, ihr Armen! es giebt ein Erbtheil der Heiligen im Licht! seid getrost ihr Kranken, Siechen, Elenden! Hoffet, ihr Verkannten, Vereinsamten, Verlassenen! Ist auch ein Leid in der Welt so groß, daß es diesen Trost auslöschen könnte? Es giebt ein Erbtheil der Heiligen im Licht — aber merket euch: zu welchem man tüchtig gemacht werden muß. Niemand ist dazu tüchtig von Natur! Niemand kommt nur so in's Erbe der Heiligen hinein! Würde es doch auch in der That nicht Jedem gefallen bei den Heiligen im Licht. Wem die Heiligen Gottes hier auf Erden ein Spott gewesen sind, wer's absichtlich darauf angelegt hat, zu zeigen, daß er ja nicht dazu gehöre, der würde es auch nicht bei ihnen aushalten im Licht, im reinen Licht des herrlichen Angesichts Gottes. Wen es aber trösten kann, der fasse es: Es giebt ein Erbtheil der Heiligen im Licht — zu welchem man tüchtig gemacht werden muß.

Es giebt eine Obrigkeit der Finsterniß. Höret es: Es giebt einen Fürsten und Herrn der Finsterniß und ein Reich der Finsterniß! leugne es, wer kann! Aber wen das Erbtheil der Heiligen im Licht trösten soll, wird wohl die Furcht vor der Obrigkeit der Finsterniß mit in Kauf nehmen müssen; denn beides wird von dem Wort des lebendigen Gottes in einem Oden bezeugt. Es ist eine Obrigkeit der Finsterniß! So steht alles Böse in der Welt in einem großartigen Zusammenhang. So ist alle Ungerechtigkeit, Gottlosigkeit, Flüche, Schwüre, falsche Eide, Treulosigkeit, Unkeuschheit, Trunkenheit zusammen verfaßt in einen Plan unter einem Haupte, und das Haupt ist der Teufel. Du stehst mit deiner Sünde nicht allein, du bist in deiner Sünde nicht dein eigner Herr, sondern deine Sünde ist mit hineingeflochten, mit hineingerechnet in den Reichsplan des Satans, du stehst in geheimem Zusammenhang mit dem ganzen Reich des Argen und gehst an unsichtbaren Ketten des Fürsten der Finsterniß. Es giebt eine Obrigkeit der Finsterniß! Welch ein Name schon — schwarz, mitternächtig, grauenvoll! Und man muß errettet werden von der Obrigkeit der Finsterniß! Sie hat Gewalt über einen jeden, der nicht von ihr errettet ist. Aber es giebt eine Rettung. Doch muß man sich wollen erretten lassen. Man muß die Gefahr erkennen und die Retterhand, die dargebotne, ergreifen. Wer aber spricht: Es wird so schlimm nicht sein! der bleibt wahrhaftig unter der Obrigkeit der Finsterniß, und das Erbtheil der Heiligen wird so fern von ihm bleiben, als der Himmel von der Hölle.

Es giebt ein Reich des lieben Sohnes Gottes auf Erden; darin muß gut wohnen sein, wo der Sohn Gottes, Jesus Christus, König ist, Er, die erschienene Leutseligkeit und Freundlichkeit, aller armen verzagten Sünder Trost und Schutz, aller Mühseligen und Beladenen Zuflucht und Erquickung, allen Jammers und Todes Erbarmer und Helfer! Wo ist dies Reich, daß ich sein Bürger werde? Unsichtbar sind seine Grenzen; aber soweit das Evangelium von Ihm gepredigt wird und die heiligen Sakramente nach Seinem Befehl gespendet werden, soweit geht Sein Reich. Zwar das Reich der Finsterniß zieht sich durch dasselbe hindurch und grenzt allenthalben an. Dennoch wer in der Hand des Sohnes Gottes ist, den wird weder Engel noch Fürstenthum noch Gewalt aus der Hand und Macht der Liebe und Gnade Jesu Christi reißen. Aber man muß versetzt sein in dasselbe. Merkt wohl: Man wird nicht drin geboren; man muß sich drein versetzen lassen, wie ein Baum aus der Wildniß versetzt wird in Gartenland, oder wie aus der Sclaverei in Freiheit, aus dem Tod in's Leben. Zu uns komme Dein Reich!

Es giebt eine Vergebung der Sünden! Was kann es Erwünschteres geben für den armen Sünder! Es giebt eine Erlösung, eine Erledigung von der Last der Schuld, von dem Gewissen der Uebertretung, von dem Anspruch des höllischen Verklägers — durch Vergebung der Sünden! Achtet sie nicht gering! es könnte euch gereuen! Wenn dein belastetes Gewissen die Vergebung der Sünden nur finden könnte, wenn dein heimlich Seufzen durch Vergebung der Sünden nur von dir genommen wäre: du würdest wahrhaftig zufrieden sein! Ja auch den harten verstockten Herzen sei's verkündigt: Es giebt eine Vergebung der Sünden! auf daß, wenn das Gewissen noch durch Gottes Wort erweckt wird, sie nicht in Verzweiflung fallen. Aber man hat solche Erlösung nur an Ihm, an Christo Jesu, und zwar durch Sein Blut, in welchem Er Sein Leben verblutete als Bürge und Stellvertreter des menschlichen Sündergeschlechts. Wie aber hat die Dargabe Seines Lebens, die Opferung Seiner Person vermocht zu erwirken Vergebung der Sünden? Kann doch kein Bruder den andern erlösen — wie geschrieben steht. Die Epistel hat genügende Antwort: „welcher ist das Ebenbild des unsichtbaren Gottes." Ja hier in der Krippe zu Bethlehem und hernach am Kreuz auf Golgatha ist ein Bruder und doch nicht ein Bruder, der uns erlösen will. Gott ist Er, geoffenbart im Fleisch! darum giebt es an Ihm die Erlösung durch Sein Blut! und darum laßt euch auch warnen, daß ihr nicht ohne Buße mit dieser Erlösung euch so leichthin tröstet! „Gar theuer hat Er's erworben!" Es ist das Blut des Sohnes Gottes; wehe dem, der's unrein achtet, und dem, der's mit Füßen tritt!

Nehmt aber die bisher gewonnene Erkenntniß zusammen: Es giebt ein Erbtheil der Heiligen im Licht —

licher Dinge eingeführt, als es durch Christum geschehen könne. Was dieser uns gebracht, das sei nur ein Anfang. Wolle man zu vollkommener Erkenntniß gelangen, so müsse man den Leib kasteien, damit die Seele gleichsam entbunden und geschickter werde für die Aufnahme höherer Offenbarungen. Kurz lauter Schwindel und Hochmuth, der nicht zufrieden sein wollte mit dem thörichten Evangelio, wie es denn auch heute noch Leute giebt, denen der simple Christus nicht genug ist und die da meinen, sie müßten ihre Nasen vor allen Dingen in den Jacob Böhm stecken, ehe sie nur einmal ordentlich die schlichte Schriftwahrheit verdaut haben. Und für die von Haus aus geheimnißsüchtigen Phrygier lag in dieser mystischen Faselei eine ganz besonders große Gefahr. —

Daher zieht nun Sct. Paulus, als er von Epaphras erfahren, wie es drüben in Colossen stehe, gegen solche Apartthuerei und Weisheitsschwindelei mit einer nüchternen Epistel zu Felde, darinnen er den Phrygiern deutlich von der Herrlichkeit der Person Christi predigt, daß in Ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohne, und daß es keine Extra-Weisheit außer Christo gebe, sondern in Christo alle Schätze der Weisheit und Erkenntniß verborgen liegen und daß man mit diesem Christo nicht auf dem aparten Wege asketischer Uebungen und Leibesabtödtungen, sondern auf dem allgemeinen der heiligen Taufe in Gemeinschaft komme. —

Dieweil der Schwindelgeist aber nicht nur die Colosser ergriffen hatte, sondern überhaupt in Phrygien vordrang, bestimmte der Apostel seine Epistel nicht blos für die Gemeinde zu Colossä, sondern ordnete an, daß sie auch nach Laodicea weiter gegeben werden möchte (Col. 4, 16).

Fast gleichzeitig mit dieser Epistel schrieb er auch den Brief an die Epheser, der vielfältig auch im Wortlaute dem Colosserbriefe gleichkommt, nur daß den Ephesern, die den bezeichneten Irrlehren ferner standen, nicht ganz die nämliche Zurechtweisung geschrieben zu werden brauchte. Beide Briefe überbrachte nebst weiteren mündlichen Nachrichten der „liebe Bruder und getreue Diener und Mitknecht in dem HErrn" Tychicus. Daher kommt auch nicht viel darauf an, welcher der beiden Briefe eher geschrieben sei, ob der Colosser- oder der Epheserbrief; doch ist es wahrscheinlich, daß der letztere nach dem Colosserbrief geschrieben ist, da (Eph. 6, 21) die Epheser (wie die Colosser) durch Tychicus erfahren sollen, wie es um den Apostel steht. Den Tychicus begleitete jener, dem Philemon entlaufene Sclave Onesimus, der nunmehr ein „getreuer und lieber Bruder" geworden war, und den Brief an seinen Herrn, den Philemon, mitzunehmen hatte. —

Colossä in Phrygien.

Bis kurze Zeit nach dem Empfang jener Briefe war Colossä eine durch Handelsverkehr und Fruchtbarkeit blühende, nicht unbedeutende Stadt. Da aber ward sie

im 9. oder 10. Regierungsjahre des Kaisers Nero, ebenso wie Laodicea und Hierapolis, durch ein großes Erdbeben gründlich zerstört. Sie ward zwar wieder aufgebaut, gelangte aber nie mehr zur vorigen Blüthe. Jetzt ist sie nach mancherlei Heimsuchungen, namentlich durch die Osmanen, nur noch ein Flecken mit einigen Trümmern der alten Stadt und einem stattlichen türkischen Kastell, Chonas genannt. So sehen wir den Ort auf unserm heutigen Bilde. Das Kastell liegt auf einem fast senkrecht abschneidenden Felsenvorsprung des Kadmus-Gebirges, unmittelbar hinter dem Orte selbst. —

Eine kleine Blumenlese

aus den Schriften des seligen Mathesius.

(Fortsetzung.)

Selbst alle Räthsel, wo sie nur erbaulichen Inhalts sind, weiß Mathesius zu verwerthen:

Wir Deutschen haben ein schönes Räthslein vom Golde:

Es ist ein Wort, das hat ein L,
Wer es siehet, der begehrt es schnell.
Wenn das L nicht drinnen ist,
Kein höhrer Schatz in der Welt ist.

(NB. vor Alters schrieb man God statt Gott.)

In dem Sprüchwörterschatze der Deutschen, die wie kaum ein anderes Volk die Spruchweisheit geliebt haben, ist er trefflich zu Hause. Die vielen Sprüchwörter, die noch jetzt in häufigem Gebrauche sind und denen wir auch bei ihm begegnen, will ich jetzt nicht erwähnen. Ich will nur solcher gedenken, die weniger oder doch nicht allenthalben bekannt sind, will auch, wo es noth ist, die Anwendung oder Deutung hinzufügen.

Warners Haus steht am längsten (d. i. das Haus dessen, der sich warnen lässet).

Sobald der Kranke genas, je ärger er was (war).

Wenn Einer soll blind werden, so muß man ihm zuvor die Augen zuthun.

Wo geistlich Gut unter ander Gut kommet, da frißt eins das andere hinweg.

Gleiches Recht währet am längsten.

Ein weiser Mann thut keine kleine Thorheit.

Oft schlägt Einen der Stein und springt Einem ein Stahl in die Augen.

Gezwungene Liebe und geriebene Röthe währen die Länge nicht.

Bricht der Mann die Krüge, so zerwirft die Frau die Töpfe. (Wie der Ehemann es treibt, so thut's ihm das Eheweib nach.)

Wiederkommen macht, daß man Scheidens nicht acht't.

Auf bösen Rath folgt großer Schad.

Wenn die Henne sich zum Hahn hält, verlässet sie gemeiniglich ihre Jungen. (Wittwen, die wieder freien.)

Kinder kommen von Herzen und gehen wieder zu Herzen.

Pfaffen-Neid und Haß, der hat keine Maß.

Die alten Diebe sehen den jungen genau auf die Schanz.

Es muß ein kalter Winter sein, da ein Wolf den andern frißt.

Reißt der Hofkittel einmal, so ist er schwerlich wieder zu flicken.

Die Wölfe fressen zuletzt auch die gescheuten Hündlein.

Was stets vor'm Richter leit (liegt, d. i. Prozesse führt), das weiß wenig von Wahrheit.

Können die Herren regnen, so können die Diener auf Holzschuhen gehen. (Fängt's der HErr auch noch so klug an, der Diener ist noch klüger.) Vergl. auch Sprüchw. 29, 12.

Bis ein deutscher Schuster den Werkzeug zusammen suchet, hat ein welscher ein ganz Paar Schuh gemacht.

Unrecht Gut wudelt nicht. (Wudeln heißt eigentlich: sich in zahlreicher Menge bewegen, wimmeln, wie es z. B. von Insecten gesagt wird. Dann: sich zahlreich vermehren.)

Wenn Gott nicht geit (gibt), so hilft kein Arbeit.

Ein getheilt Mahl ist besser denn ein gedarbt Mahl. (D. i. Eintheilen ist besser als darben müssen.)

Der faulsten Sau wird oft die größte Möhre (zu Theil).

Kommt Tag, kommt Rath.

Je böser Mensch, je besser Glück.

Einer hat's Heil, der andere hat's Seil, sagen die Bergleute. (Einer erwirbt's, der Andere verdirbt's.)

Fünfzehen Handwerk, das sechzehnte ist Betteln.

Wer da hält, wenn er hat, der find't, wenn er's darf (bedarf).

Wer da giebt, dem giebt Gott wieder, und wer da hält, der hat.

Wo wenig ist, da träuft wenig abe (ab).

Ein ersparter Pfennig ist gleich so gut als ein gewonnener.

Beschertes Glück ist unverwehrt.

Lieber Kittel, reiß nicht; mein Amt erbet nicht. (Eine Redensart haushälterischer Personen.)

Es stehet übel an, wenn die Henne vor'm Hahn (Frau vor dem Manne) krähet und der Knecht vor dem Herrn redet.

Weil der Krüppel lebt, so geht's mir wohl zur Nahrung. (Wer sich der Gebrechlichen in seinem Hause annimmt, hat Gottes Segen.)

Dem Arbeiter ein Brod, dem Müssiggänger zwei Brod. (D. i. wer müßig geht, verzehrt und braucht gemeiniglich mehr, als wer arbeitet.)

Rechtes Recht ist wagrecht; wenn es einen Ausschlag kriegt, so helf Gott dem Richter. (Gerechtigkeit thut beiden Theilen gleichviel; wenn die Zunge der Wage sich zu Gunsten des einen Theils neigt, dann genade Gott dem Richter!) —

(Fortsetzung folgt.)

zu welchem man tüchtig werden muß. Es giebt eine Obrigkeit der Finsterniß — von welcher man errettet werden muß. Es giebt ein Reich des lieben Sohnes Gottes auf Erden — darein man versetzt werden muß. Es giebt eine Vergebung der Sünden — die allein in Christo Einem zu Theil werden kann. Doch ist Solches noch wie ein lieblich Land, das man in der Ferne erblickt, aber man sieht nicht, wie man dahin gelangen möge. Darum höre weiter:

Es giebt einen Vater, welcher tüchtig macht zum Erbe der Heiligen, welcher errettet von der Obrigkeit der Finsterniß, welcher versetzt in Seines lieben Sohnes Gnadenreich, welcher schenkt das Blut Jesu zu der Sünden Vergebung. Denn so lautet die Epistel: „Danksaget dem Vater, der uns tüchtig gemacht hat!" Wer ist derselbe Vater? Kein andrer, als der lebendige, allmächtige, ewige Gott. Denn indem Er Seinen lieben Sohn zu unsrem Bruder gemacht, da Er Ihn in die Krippe zu Bethlehem gelegt, hat Er uns zu Kindern gemacht und uns das Recht geschenkt, durch Jesum Christum Seinen Sohn Ihn Vater zu nennen. Wenn du doch glaubtest, daß es solchen Vater giebt, welcher dir die Sünde vergeben und das Herz bekehren kann und will! Denn so leichthin auch das Menschenherz Gott dem HErrn alles Gute zuzutrauen scheint, doch, wenn's auf die Probe ankommt, ist kein Glaube da. Aber welcher Seines eignen Sohnes nicht verschont hat, sondern hat Ihn für uns alle dahingegeben, sollte Er uns mit Ihm nicht alles schenken, auch das schenken, was du bedarfst, um des Sohnes Gottes froh zu werden und die Frucht Seiner Dahingabe zu genießen? Und erzeigt denn der Vater nicht auch Seinen Dienst offenbar genug? Läßt Er nicht predigen, bezeugen das Evangelium und vor Augen malen die Sünde und die Gnade, den breiten und den schmalen Weg, den Zustand des unbekehrten Herzens und seinen Ausgang, und den Frieden und die Aussicht des in Christo zu Gott bekehrten und erneuten Herzens? und legt Er nicht in solch Zeugniß eine Kraft, die nichts Geringeres ist als der heilige Geist selbst? Hat Er nicht frühe uns durch die heilige Taufe schon ergriffen? Beut Er nicht im heiligen Sakrament des Altars Christum selbst an, zu wohnen in unsern Herzen? Wahrlich, es giebt einen Vater, welcher tüchtig macht!

Und darum kann's nicht fehlen, daß es auch Seelen giebt, zu welchen man sprechen kann: Danksaget dem Vater, der euch tüchtig gemacht hat! Es giebt Seelen, welche Ursache haben zu danken dem Vater, daß Er sie aus untüchtigen tüchtig gemacht und als verlorne gerettet, und als außerhalb des Gnadenreiches und Gnadenstandes irrende zur Bürgerschaft im Himmelreich gebracht, dadurch daß Er sie theilhaftig gemacht der Erlösung. O was für ein Dank muß das sein! sprechen können: Ich sage Dir Dank, mein Gott, daß Du mich zu Dir bekehrt hast und hast Geduld mit mir gehabt und mich nicht weggeworfen, da ich mich nicht wollte ziehen lassen. Deine Beständigkeit und Treue, o Herr, hat gewonnen; ich darf in Demuth sagen, daß ich Dein bin. Denn Du hast mich erleuchtet und mein Herz gelenkt, daß ich Christum erkannt und ergriffen habe als meine Gerechtigkeit und hast mir einen andern Sinn gegeben, daß ich nicht mehr von der Welt bin und darf kühnlich hoffen, daß alle Deine ewigen Zusagen werden an mir auch noch vollendet werden! O wer so danken kann — ich meine: so danken darf, wie reich, wie glückselig ist der! Was für ein starker gegenwärtiger Trost: errettet sein von der Obrigkeit der Finsterniß, versetzt sein in das Reich des lieben Sohnes Gottes, reichliche und tägliche Vergebung der Sünden haben durch das Blut Jesu, des Sohnes Gottes, und also tüchtig gemacht sein zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht — was für ein gegenwärtiger Trost und was für eine Aussicht und Hoffnung der Zukunft! Da ist kein Leid so groß, das nicht zu überwinden wäre um der beigelegten Hoffnung willen und um der gegenwärtigen Gnade willen. Und wie muß man sich dann freuen können auf's Sterben! Glückselige Seelen, welche also danksagen dürfen!

Nun, dies ist die sechsfache Erkenntniß, welche das Wort Gottes uns heut hat dargereicht. Können wir schließen? oder liegt uns noch eins auf dem Herzen? was denn? die Frage: ob wir denn diese reichbegnadigten, hocherhöhten, trosterfüllten, zur Danksagung ermahnten Seelen sind? Siehe, was für Gedanken Gott über uns hat, Gedanken des Friedens und nicht des Leides! — was für Advents-, was für Weihnachtsgedanken, das sehen wir deutlich aus dieser Epistel. Sind diese Gedanken Gottes an uns vollendet, ausgerichtet? können wir danksagen? Wahrhaftig, wenn du zum Erbe der Heiligen tüchtig gemacht bist, so hast du auch schon gedankt. Weißt du noch nichts von solcher Danksagung, vielleicht bist du noch nicht errettet. Aber seht, was Gott gethan hat, was Gott thun will. Warum sind Viele noch so untüchtig, noch verloren, noch unter der Gewalt des Fürsten der Finsterniß? Denn wo die Werke der Finsterniß geschehen, da herrscht der Fürst der Finsterniß! — Warum gehn wir nicht unter dem sanften Joch Christi, an Seiner Gnade vergnügt? O das Wort „danksaget!" ist wie ein Stachel, sei wie ein Stachel, der uns nicht ruhen läßt, bis wir wissen, ob wir danksagen dürfen, weil uns Barmherzigkeit widerfahren ist! Der treue Gott begnade uns mit Erfahrung Seiner Barmherzigkeit, daß, wenn Er zu uns spricht: Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über dich habe: Gedanken des Friedens und nicht des Leides! wir freudig antworten können: Ja, ich weiß auch wohl was für Gedanken! ich hab's erfahren! mein Herz soll Dir danksagen ewiglich. Amen.

Colossä.

Wir fahren heute fort in Betrachtung der apostolischen Gemeinden und wenden uns, da der heutige Text aus der Epistel an die Colosser genommen ist, zur Christengemeinde in Colossä.

Auf der kleinen Pfingstkarte, die der Pilger dies Jahr in Nr. 23 mittheilte, werden die lieben Leser unschwer den Namen Phrygien finden. Phrygien war einer von den vielen Landestheilen, in welche ehedem der westliche Theil von Asien (Kleinasien) abgetheilt ward. In diesem Phrygien lag die Stadt Colossä, und zwar an dem Flusse Likus, der gerade in der dortigen Gegend einen eigenthümlichen unterirdischen Abfluß hat, so daß er eine gute Strecke unter dem Erdboden fortfließt, um dann wieder hervorzukommen und sich mit einem andern Flusse, dem Mäander, zu vereinigen. Die der Stadt Colossä am nächsten gelegenen Städte waren Laodicea und Hierapolis, deren Christengemeinden mit der colossischen Gemeinde in Zusammenhang gestanden zu haben scheinen (vgl. Col. 4, 13).

Die Christenschaar zu Colossä scheint sich sehr frühe zu einer Gemeinde zusammengethan zu haben. Doch wissen wir auch hier nichts Genaueres über die christlichen Anfänge und über den eigentlichen Gründer der dortigen Gemeinde. Unter denen, die am Pfingstfeste zu Jerusalem beisammen waren, werden auch Leute aus Phrygien mit erwähnt (Apostelg. 2, 10). Da ist es wohl möglich, daß die damals anwesenden Phrygier die erste Kunde vom Evangelio auch nach Colossä gebracht haben. Eine Judengemeinde, der die alttestamentlichen Heilsverheißungen bekannt waren, gab's ja dort bereits seit längerer Zeit; denn der syrische König Antiochus der Große hatte einmal eine Colonie von 2000 Judenfamilien nach Phrygien verlegt. Später scheint Epaphras, den Sct. Paulus seinen lieben Mitdiener und einen treuen Diener Christi für die Colosser nennt (Col. 1, 7) und der auch später noch, als er ferne war, die Gemeinde auf treuem Hirtenherzen trug (vgl. Col. 4, 12. 13), das Evangelium zu Colossä gepredigt zu haben. Und nach dessen Weggange mag wohl Archippus (Col. 4, 17) das Hirtenamt dort geführt haben.

Der heilige Apostel selbst ist wohl nie in Colossä gewesen. Man kann das schließen aus Col. 2, 1, wo er von seinem Kampfe um alle die redet, die seine Person im Fleisch nicht gesehen haben. Er ist zwar zweimal durch Phrygien gereist; aber das eine Mal „ward ihm gewehrt vom heiligen Geist, das Wort zu reden in Asien" (Apostelg. 16, 6) und das andere Mal (Apostelg. 18, 23) hat er wohl nur den nördlichen Theil von Phrygien durchwandelt. Gleichwohl war ihm die Gemeinde keine fremde, denn er war mit dem bekannten Philemon, an den er ja auch einen Brief geschrieben, den er seinen Gehülfen nennt, und in dessen Hause die christlichen Gemeindeversammlungen zu Colossä gehalten wurden, bekannt geworden. Und hätte er durch diesen die Gemeinde nicht genugsam kennen gelernt, so mußte sie ihm durch die Berichte des Epaphras, ihres vorhingenannten Hauptlehrers, bekannt werden. Denn diesen Epaphras, der vermuthlich ein geborner Colosser war, finden wir in Rom beim heiligen Apostel, als dieser sich in Gefangenschaft befand und gerade seine Berichte über die Gemeinde zu Colossä sind es gewesen, die Sanct Paulum dazu veranlaßten, aus seinen Banden heraus einen Brief nach Phrygien zu schreiben.

Daß nämlich der Brief an die Colosser aus einer Gefangenschaft heraus vom Apostel geschrieben sei, siehet man deutlich aus dem, was Paulus Col. 4, 3 u. 18 von seinen Banden sagt. Daß er aber nicht in jene vorläufige Gefangenschaft zu Cäsarea, sondern in die römische zu verlegen sei, siehet man aus der Umgebung, deren Grüße der Apostel an die Colosser zu bestellen hat. So wird der Brief etwa im Jahre 62 nach Chr. geschrieben sein.

Sein Inhalt richtete sich nach dem Berichte, den Epaphras über die Colossergemeinde gebracht hatte. Die Phrygier nämlich waren von Alters her ein eigenthümliches Völkchen; sie hatten immer etwas Wunder- und Geheimnißsüchtiges gehabt, das was wir etwa „einen mystischen Zug" nennen würden. Da sie noch Heiden waren, hatte sich dies in mancherlei abenteuerlichen Göttersagen gezeigt, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten. Als das Judenthum nach Phrygien verpflanzt ward, verschwisterte sich dasselbe mit dieser mystischen Geistesrichtung, und ebenso ging es mit dem Christenthum. Daraus erwuchs denn mancherlei Irrlehre, durch welche die Seelen von der Nüchternheit des einfältigen Evangelii abwendig gemacht wurden. Es lassen sich diese Irrlehren freilich jetzt nicht in feste und bestimmte Sätze fassen, wie sie denn auch sehr mannichfaltig gewesen sein und sich in verschiedenen Köpfen verschieden gestaltet haben mögen; aber sie waren eben um so gefährlicher, je weniger sie ausgeprägt waren. Eine grobe Ketzerei ist wie eine hitzige Krankheit, oder wie ein offener Leibesschaden, denen man eher noch beikommen kann; aber jene Irrlehren waren wie ein langsam schleichendes Krankheitsgift, dem man nicht so leicht auf die Spur kommt, das aber doch den Leib eben so sicher zerstört. Die Grundwurzel aller dieser schleichenden Irrlehren war der Hochmuth, da nicht Wenige meinten im Besitz einer höheren Gotteserkenntniß zu sein und allerlei tiefere Geheimnisse zu wissen. Man glaubte, Schätze der Weisheit und der Erkenntniß auch außer Christo zu haben. Man brauche sich nur durch allerlei fromme Uebungen (Askese) in besonderen, geheimnißvollen Umgang mit der höheren Geisterwelt zu setzen, so werde man noch weiter in die Erkenntniß gött-

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

III.

(Fortsetzung.)

Siehe, lieber Leser, das sind alles Züge, die darauf hindeuten, daß unsere Zeit alt und greisenhaft ist, und was von scheinbar jugendlicher Bewegung sich in ihr findet, das ist zum Theil Würmergewimmel, das Zeichen innerer Fäulniß, zum Theil Kraftmännelei, wie es die Schweizer treffend bezeichnen, d. h. gemachtes, erzwungenes, erheucheltes Starkthun. Selbst die Jugend ist von diesem Zeitübel angesteckt, sie hat keine eigentliche Frische und Jugendlichkeit, theils kraftmännelt sie, theils mischt sie sich, statt zu lernen, in das öffentliche Leben, nimmt, trotz der Alten, das Maul voll, hält Reden, drechselt Phrasen und meistert, wie Dr. Spieß, die Regimente im Hause und im Staate. Was ein Phormion werden will, das schwatzt bei Zeiten; gehe nur auf unsere Universitäten und wo sonst die munter sein sollende und sein wollende Jugend sich tummelt, überall, überall das leidige Maulheldenthum, Schreiberwesen, Phrasendreschen. Aber der bedenklichste Zug der Zeit ist doch der schon angedeutete, diese allmählich sich steigernde Abnahme der gesunden ständischen Gliederung des Volks. Sonst war ein Bauer ein Bauer, und zwar ein respectabler, tüchtiger, seinen Stand ehrender, und hinwiederum durch ihn zu Ehren gebrachter Mann; ein Bürger war ein Bürger u. s. w. Jetzt ist aus dem kernhaften Bauer ein würdiger Herr Oeconom geworden, aus dem Handwerker wo möglich ein Professor der Kleiderverfertigungs- oder Stiefelbereitungskunst, und wie die modernen Firlefanzereien heißen, die ein Jeder in nächster Nähe dutzendweise sehen kann. Die Auflösung der Innungen wird das Verschwinden einer tüchtigen Bürgerschaft fördern; es ist ein Riesenschritt dahin, wohin die Pharmionenweisheit der Zeit gelangen will, daß alles in einen grauen, faden Urbrei zusammengerührt werde. Es ist eigentlich nur noch ein Land in Europa, daß die alte germanische Ständegliederung sich bewahrt hat, das ist England. Dort giebt es noch einen Adelstand, d. h. der Adel ist auf einen festen Grundbesitz gegründet, es sind wirklich seine Glieder freie Landbesitzer. Die Söhne eines Adligen sind Bürger, so lange der Vater lebt; der älteste Sohn erbt den Adel, wird Lord, nach des Vaters Tode, die übrigen Zweige der Familie gehen in den Bürgerstand über. So ist zwischen Bürgerthum und Adel eine fließende Grenze, und doch ein wirklicher Adel, wie ein wirklicher Bürgerstand. Frankreich ging im Mittelalter mit dem Beispiele voraus, seinen Adelstand zu vernichten, und eine Adelskaste dafür einzuführen; d. h. jeder Sohn eines Adligen erbte den Titel und die Ansprüche des Vaters, und es war natürlich, daß diesem Adel bald die nothwendige Grundlage soliden Grundbesitzes fehlte. Es gab bald arme Adlige in Menge, die als Kaste sich von den Bürgerlichen absonderten, Leute mit wenig Mitteln, aber großen Titeln, mit wenig Vermögen aber viel Ansprüchen. Der Grund dieser, das Staatsleben gefährdenden Einrichtung war, daß in Frankreich das Königthum unumschränkt herrschen wollte, und die ständische Gliederung des Volkes zu diesem Behufe schwächte. Der arme Adel wurde bald vom Hofe abhängig, für ihn wurden eine Menge einträgliche Stellen geschaffen, Hofbeamtenstellen, Staatsbeamtenstellen, Offiziersstellen im Heer und in der Flotte u. s. w. An die Stelle des freien, landbesitzenden Adelstandes mit Standesrechten trat eine feile Adelskaste mit Kastenvorrechten. In Deutschland ahmte man leider nicht das gute Beispiel Englands, sondern das schlechte Frankreichs nach; wir haben auch keinen Adelstand, sondern eine Adelskaste. Eben so war es mit den Beamten; in England wählt die Bürgerschaft, die Gemeine, ihre Beamten selbst; die Beamtenstellen sind meist Ehrenstellen, und auch wo die Angestellten bezahlt werden, sind es doch Bürger, die im Dienste der Gemeine stehen. Frankreich schuf eine Beamtenkaste, die sich schroff vom Bürgerthum sonderte, und die man ihm zu Ehren mit einem französischen Namen Büreaukratie nennt. Der Hof riß die Ernennung an sich, und fütterte mit diesen Stellen seinen armen Adel; es giebt nur Hof- und Regierungsbeamte, denen wieder die Ernennung der niedern Angestellten übergeben ist. Dieses herrliche Beispiel haben wir in Deutschland nachgeahmt; wir haben auch eine Beamtenkaste, statt eines Beamtenstandes, eine Kaste, die von dem betreffenden Ministerium in allen Stücken abhängig ist. Wo noch Reste der alten Unabhängigkeit sich fanden, (z. B. die städtischen und patrimonialen Beamtungen), da hat die Phormionenweisheit sie abgeschafft, und das thörichte Volk dazu Beifall geklatscht. Daher kann bei uns, wie in Frankreich, der Unsinn vorkommen, daß in einer Stadt ein ganzes Beamtenheer lebt, die nicht zur Bürgerschaft gehören. Der Beamtenstand als Kaste hat sich mehr und mehr unter dem Zopftitel Honoratiorenschaft vom Bürgerthum losgesagt. Dergleichen Thorheit ist in einem ständisch gegliederten Staate, wie England ist, unmöglich. Dort giebt es Stände, die in einander übergehen, und sich in keiner Weise schroff gegenüberstehen; wir sind in das Kastenwesen gerathen, und wo Kasten sind, ist ein gesundes Volksleben unmöglich. Es giebt nichts, was so fest sich in das Mark eines Volkes einfrißt, als die Kaste, und nichts, was es gründlicher aussaugt und dem Verderben entgegenführt. Asiens größte, mächtigste und gebildetste Völker sind am Kastenunwesen zu Grunde gegangen; will man sehen, was aus einem Kastenvolke wird, so sehe man nur auf das indische. So weit sind wir noch nicht herunter, aber bei uns ist auch das Uebel erst Jahrhunderte alt, das dort seit Jahrtausenden am Volksleben nagt, und das Christenthum hat viele Uebelstände gemildert. Es ist ein Ansatz genommen, aus dem Kastenwesen herauszukommen, statt dessen sind wir immer tiefer hineingekommen. Immer schärfer hat sich seit der constitutionellen Bewegung der Neuzeit das Beamtenthum in den Ministerien zugespitzt, und immer zusammengesetzter ist die große Staatsmaschine geworden. Denn wir haben in der That bereits eine Staatsmaschinerie, vom Staatsleben ist wenig mehr zu spüren. Das alte deutsche Reich in den Zeiten seiner höchsten Macht verwaltete seine Staatsangelegenheiten in 3 Kanzleien, Trier, Köln und Mainz; Trier hatte die lothringischen, Köln die italienischen, Mainz die deutschen Angelegenheiten; ein beinahe doppelt so großes Gebiet, als jetzt, wurde mit den einfachsten Mitteln regiert, und gut regiert. Die ständische Gliederung des Volkes, die corporativen Gemeindeverfassungen mit ihren Gemeindeämtern machten einen größern Kraft- und Mittelaufwand unnöthig. Seit wir den Segen der Staatsbeamtenkaste genießen, ackern auf demselben Felde ein paar tausend Staatsbehörden und ein halbes Hundert Staatsministerien, die alle von den Steuern des Volkes bezahlt werden müssen. Es giebt kein wohlfeileres Regiment als das durch ständische und Gemeindebeamte, und kein theureres, als das durch Staatsbeamte. Das englische Volk ist das einzige, das fast ganz umsonst regiert und vertreten wird, es bezahlt nicht einmal seine Vertreter. Man

hat vorgeschlagen, auch in Deutschland unbezahlte Volksvertretung einzuführen, aber dabei vergessen, daß uns eben das fehlt, was es in England möglich macht, eine gesunde Gliederung des Volkes.

Ein anderes Zeichen unserer Zeit, das mit dem bereits geschilderten Unwesen unserer Presse zusammenhängt, ist, daß neben dieser schroffen Kastensonderung eine, ziemlich Alles nivellirende (gleichmachende) Uebertreibung der Bildung sich geltend macht. Man könnte dies für ein gutes Zeichen halten, wenn es eine gesunde Bildung wäre; es ist aber leider eine durch Tagesblätter und Tagesliteratur vermittelte, sehr verbreitete, aber dafür auch nur in die Breite, nicht in die Tiefe gehende. Eine Bildung, wie sie eben Conversationslexica, Pfennigmagazine, illustrirte Zeitungen und dergleichen bieten können, die alles populairisirt, d. h. verflacht. Sie sättigt nicht genug und reizt doch den Appetit. Ihr ist es zu verdanken, daß Niemand mit seinem Stande zufrieden ist, sondern nach höheren Dingen und feineren Genüssen trachtet. Nichts ist solid und durchgearbeitet, alles oberflächlich und unverdaut. Sie thut dem bereits erwähnten Rede- und Schreibedrang mächtig Vorschub, theils, indem die Lesewuth den Fabrikanten solcher leichten Waare gewinnreichen Absatz bietet, und immer mehr dergleichen geistige (aber geistlose) Fabrikunternehmungen ins Dasein ruft, theils indem eine ganze Sündfluth von Lohnschreibern für dieselben herangezogen wird. ein Literatenproletariat. Wie diese Tagesliteratur mehr und mehr das gesunde Lernen verdrängt, und jene weitverbreitete Halbbildung zu Wege bringt, so überwuchert sie auch die edle und gesunde Literatur, die Saft und Kraft hat, und verdrängt sie von Jahr zu Jahr mehr. (Schluß folgt.)

Des Pilgers Bücherbericht.

(* bezeichnet Bücher, die auch dem schlichten Volke verständlich sind.)

* **Christus und seine Heiligen**, evangelische Kirchenlegende oder Andachten auf alle Tage des Kirchenjahres aus dem Leben des HErrn und seiner Heiligen, nach dem evang. Kirchenkalender geordnet von G. L. Schwarz, ev. luth. Pastor zu Belchatow in Polen, 2 Bände. 2 Thlr. 12 Ngr. 1863 & 64. Berlin, Wohlgemuth.

Den Anfang dieses Buchs hat der Pilger bereits im Jahre 1862 S. 365 angezeigt. Da es aber nunmehr vollendet ist, sei es vor dem Anfang des neuen Jahres noch einmal empfohlen. Auf jeden Tag im Jahre die kurz und gut erzählte Lebensbeschreibung eines „Heiligen Christi", nebst Angabe von dazu passenden Schriftlectionen und vollständig ausgedruckten Liederversen. Sehr nutzbar zur Einführung des christlichen Volks in die Kirchengeschichte, obwohl wir auch Personen begegnen, die nicht eben große Kirchengeschichtliche Bedeutung haben. Ueberhaupt soll und kann die Auswahl der „Heiligen" keine maßgebende sein. — Leider begegnen wir einigen häßlichen Druckfehlern, die gerade hier, wo es auf den Namen des Heiligen ankommt, hätten vermieden werden sollen, z. B. Cunibe, statt Cunite; V. E. Loscher, statt Löscher; P. Odentius, statt Odontius u. dgl. —

Die heilige Weihnachtszeit nach Bedeutung, Geschichte, Sitten und Symbolen dargestellt von Dr. Joh. Marbach. 1. Aufl. 15 Ngr. Frkf. a. M. 1865.

Eine Geschichte des Weihnachtsfestes und aller mit demselben zusammenhängenden sinnigen oder auch abergläubischen Volksgebräuche. Das Beste und Uebersichtlichste, was ich bisher hierüber gelesen. Nur immer noch nicht ganz so volksmäßig, wie es unserem Volke noth thut. Für Gebildetere aber sehr empfehlenswerth. —

Biblische Bilder für Schule und Haus, Holzschnitte, ausgeführt im Justus Naumanns xylographischem Atelier in Dresden mit beigefügtem biblischen Texte. I. Lief. (6 Blatt.) Preis 5 Ngr. Leipzig u. Dresden, Just. Naumann.

Das ist eine recht schöne, wenn auch bei weitem noch nicht vollendete Weihnachtsgabe. Auf feinem Papier im Tondruck sechs treffliche Holzschnitte in der Größe der im Pilger abgedruckten größeren biblischen Bilder. Die erste Lieferung enthält Noahs Dankopfer, Joseph im Gefängniß, Saul wie er David zu tödten sucht, die Weisen aus dem Morgenlande, das Gleichniß vom verlornen Sohn, die Auferstehung Christi. Der zu jedem Bilde gehörige Text ist auf der Rückseite abgedruckt. Und, was besonders schön ist, die Bilder sind bei aller trefflichen Ausstattung doch so wohlfeil, daß nach und nach (denn es ist mit den sechs Bildern nur ein Anfang gemacht und kann eine Bibel in Bildern draus werden) auch die weniger Bemittelten sich eine künstlerisch werthvolle Bilderbibel anschaffen können Denn die Lieferung kostet nur 5 Ngr. und auf 12 Exemplare ein und derselben Lieferung wird ein Freiexemplar gewährt. Auch zum Gebrauch in Schulen wird die Sammlung sehr geeignet sein.

* **Das Pflanzenleben**, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen, ein Beitrag zur sinnigen Betrachtung der Natur von M. G. W. Brandt. 1 Thlr. Frkf. a. M. 1866.

Dieselbe christliche Sammlerhand, die voriges Jahr das gewiß Vielen lieb gewordene Buch „Unsere Kinder" zur Weihnachtsgabe bot, bietet dies Jahr eine neue Sammlung, darin mit großem Fleiß, in guter Ordnung und gar sinnig aneinander gereiht ist, was deutsche Dichter und Denker im Anschaun des Blumenlebens gesungen und geschrieben haben. Man staunt, ob der Menge von Gedichten und Aussprüchen, die hier zusammengestellt sind und wird versucht zu meinen, es gebe doch kein Volk, das so wie die Deutschen die Blumensprache verstanden habe — obwohl das, was man gewöhnlich mit dem Namen Blumensprache bezeichnet, aus dem Morgenlande stammt. Das Buch wird auch den ernsteren Mann nicht unbefriedigt lassen, doch dünkt mich, es müsse sonderlich jungen Mädchen eine große Weihnachtsfreude sein. —

Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage für stille Morgen- und Abendstunden, von Julius Sturm. Ausgewähltes und Eigenes. 1 Thlr. 20 Ngr. Lpz. 1866.

Eine Liederauswahl von der Hand Eines, der selbst gesungen und noch singt, ist gewiß empfehlenswerther, als jede andere ähnliche Auswahl. Und dazu ist nun die vorliegende eine Auswahl christlicher Lieder von der Hand eines christlichen Sängers. Da das Buch für die Hausandacht in stillen Stunden bestimmt ist, werden in ihm nicht die Schätze des Kirchenlieds geboten, die aus der Kirche in die gemeinsame Hausandacht der ganzen Familie hineindringen solle. Dasselbe bietet vielmehr das Schönste aus dem zwar noch nicht so bewährten, aber doch mit innigem Danke gegen den Herrn aufzunehmenden neueren Schatze christlicher Lieder, darunter gar manche bisher noch ungedruckte Gabe des lieben Sammlers selbst, meist „Stimmungslieder", wie sie der Sammler sehr bezeichnend nennt, aber mit dem Grundton: In Christo das Heil. Der erste Theil enthält tägliche Andachten für die 12 Monate, je 18 für einen Monat, und dann Lieder für kirchliche Festzeiten und Freud und Leid des Lebens. Ueber die Verfasser der Lieder (Novalis bis auf die neueste Zeit) giebt das Register Auskunft. — Die Ausstattung des Buches ist eine sehr schöne. —

Lebensbriefe von **Auguste Teschner.** Mit einer Vorrede von Dr. W. F. Besser. Preis 1¼ Thlr. Leipzig und Dresden, Just. Naumann 1866.

Am liebsten druckte der Pilger Dr. Bessers freudige Vorrede zu diesem Buche ab. Sie würde, obwohl sie nicht loben und anpreisen will, doch genug Empfehlung sein. Da aber hiezu kein Raum ist, beschränkt er sich darauf, das Buch zu beschreiben. Es enthält die Selbstbiographie einer treuen Lutheranerin, die als reichbegabte Erzieherin bekannter ist, als sie's vielleicht selbst weiß. Die Weise des Erzählens ist eine besondere. In mütterlichen Briefen an ihre Zöglinge, je nachdem einem Jeden dies und jene Stück ihres Lebens besonders lehrreich war, theilt die Erzählerin in immer frischer Sprache mit, was sie innerlich und äußerlich erlebt hat, und beides, die äußeren Vorgänge mit ihrem geschichtlichen Werthe, wie die inneren Erlebnisse mit ihrer ungeschminkten Wahrheit, fesseln unsere ganze Theilnahme. Dabei bietet das Buch, ohne weitschweifig ermahnend zu sein, für Töchter aus gebildetem Stande (denen wir's besonders empfehlen möchten), eine Fülle trefflicher Lehren und für Mütter und Erzieherinnen ein schönes Vorbild und eine gute Summe erziehlicher Weisheit. —

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Geyer. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Der Pilger aus Sachsen.

№ 52. Dresden, den 24. December 1865.

Am vierten Sonntage des Advents.

Ev. Johannis 1, 16, 17.

Und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade. Denn das Gesetz ist durch Mosen gegeben; die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.

Der Unterschied des Gesetzes und Evangeliums ist mit Fleiß zu merken. Das Gesetz ist das Wort, darin uns Gott lehrt und von uns fordert, was wir thun und lassen, als da sind die zehn Gebote. Wo nun die Natur allein ist ohne Gottes Gnade, da ist das Gesetz unmöglich zu halten: aus der Ursach, daß der Mensch nach Adams Fall im Paradies verderbt ist und eitel böse Lust hat zu sündigen, und kann nicht aus Herzensgrund dem Gesetz hold sein, wollte lieber, daß kein Gesetz wäre. Aus Solchem muß nun folgen der Beiden eins: Vermessenheit, wenn der Mensch das Gesetz vor sich nimmt, es zu vollbringen mit Werken, — oder Verzweiflung, wenn der Mensch seinen bösen Herzensgrund gewahr wird und findet nichts Gutes in ihm, sondern eitel Haß zum Guten und Lust zum Bösen. Das andere Wort Gottes von Anbeginn heißt Evangelium, auf deutsch: eine fröhliche Botschaft, darum daß es ist die göttliche Zusagung Seiner Gnade und Vergebung der Sünde. Darum gehört zum Evangelium nicht Gesetzeswerk (denn es ist kein Gesetz), sondern allein Glaube; denn es ist eitel bloße Zusage und Anbieten göttlicher Gnade. Wer nun daran glaubt, der empfäht die Gnade und den heiligen Geist, davon wird denn das Herz fröhlich und lustig in Gott und thut alsdann das Gesetz freiwillig umsonst, ohne Furcht der Strafe und ohne Gesuch des Lohns; denn er hat an der Gnade Gottes satt und genug, dadurch dem Gesetz ist genug geschehen. Solche Zusagungen aber sind alle auf Christum gestellt, von Anfang der Welt, daß Gott Keinem solche Gnade sonst zusagt, denn in Christo und durch Christum; Christus ist der Bote göttlicher Zusagungen an die ganze Welt; darum ist Er auch gekommen und hat die Verheißungen lassen ausgehen durch das Evangelium in alle Welt, hat sie aber zuvor allezeit durch die Propheten verkündigt. Denn gleichwie Gott kein Gesetz außer Mosis Gesetz und der Propheten Schrift anerkennt, so giebt Er auch keine Zusagung als durch Christum allein. — Möchtest du sagen: sind doch in den Evangelien und Episteln Pauli viele Gesetze, wiederum in Mosis und der Propheten Büchern viele Zusagungen Gottes? Antwort: Es ist kein Buch in der Bibel, darin nicht beide sind; Gott hat sie allwege neben einander gesetzt, beide Gesetz und Zusagung; das Wort Gottes lehrt durch Gesetz, was zu thun ist, und durch die Zusagung, wo man es nehmen soll. Daß aber das Neue Testament vornem-

lich Evangelium genannt wird vor andern Büchern, geschieht darum, daß es nach Christi Zukunft geschrieben ist, welcher die göttliche Zusagung erfüllt und öffentlich durch mündliche Predigt ausgebreitet hat, welche zuvor mehr verborgen war in der Schrift. Weil im Neuen Testament die Zusagungen mit Haufen stehen und im Alten die Gesetze mit Haufen, nennt man das eine Evangelium, das andere Gesetzbuch. Luther.

Am heiligen Christtag.

Tit. 2, 11—14.

Das heilige Weihnachtsfest ist durch und durch ein Fest der göttlichen Liebe gegen uns sündige Menschen, der Gnade, die sich selbst für uns verlorne und verdammte Uebertreter giebt. Von dieser Liebe und Gnade handelt auch unser Text, und zwar läßt er uns einen recht tiefen Blick in das eigentlichste Wesen der göttlichen Liebe thun. Denn die ist eine ganz andere als unsere menschliche Liebe, daher auch der Apostel Röm. 5, 8. sagt: Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren.

Ja Er hat eine ganz eigene Liebe, die sich von jeder anderen wesentlich unterscheidet. Wenn ein Mensch seinen Bruder liebet, so muß er an ihm etwas liebenswürdiges finden, er liebt ihn um seiner Vortrefflichkeit, seiner Herzensgüte, seiner Vorzüge willen; er will nicht nur ihm geben, sondern vor allen Dingen auch etwas für sich von ihm haben, und wären es auch im besten Falle nur geistige Gaben, Anregung zum Guten, Unterricht, Bildung oder dergleichen. Alle menschliche Liebe hat etwas von Eigennutz um und an sich; sie sucht, auch wo sie das Gute des Nächsten sucht, doch immer auch das ihre, und wäre es auch in der menschlich edelsten Form, nicht so die göttliche Liebe, sie muß uns erst liebenswürdig machen, sie liebt uns, da wir Sünder, d. h. völlig unliebenswürdig sind, und ihr erstes ist, daß sie uns heilen muß von dem garstigen Aussatze, der uns als Erbsünde von unserer Geburt her anklebt, und durch unsere tägliche Thatsünde noch an Macht und Abscheulichkeit gewinnt, immer weiter um sich greift und unsern innern und äußern Menschen zum allerunwürdigsten und allerunliebenswürdigsten Gegenstande macht, zumal für den heiligen Gott, der Seinem Wesen nach nur Wohlgefallen haben kann am Reinen und Vollkommenen. Darum bezeichnet der Apostel auch die Liebe Gottes in unserem Texte als heilsame Gnade; sie heilt uns erst, um uns erträglich und, so weit dies möglich ist, liebenswerth zu machen. Gnade ist eine unverdiente Wohlthat; sie schließt von Seiten dessen, der sie empfängt, alles Verdienst aus; wo nur ein Schimmer von Verdienst ist, hört die Gnade auf. Und diese heilsame Gnade ist erschienen, sie hat sich nicht darauf beschränkt, uns Verheißungen zu machen, oder gar nur gute Lehren zu geben und Forderungen zu stellen, nein in Christo ist sie leibhaftig und persönlich unter uns getreten, hat unser armes Fleisch und Blut angenommen, ist in allem uns gleich erfunden worden, nur ohne Sünde. Nun ist es uns doch wahrhaftig leicht gemacht worden, an sie zu glauben, da sie sich so nahe zu uns gethan hat; wir haben ihre Herrlichkeit in Christo leuchten sehen, wir haben sie betasten und hören dürfen, und wollten unser Herz noch vor ihren Lockungen verschließen, und unsere Ohren denen öffnen, die es für große Weisheit halten, an dieser Erscheinung der Gnade herumzumäkeln nach den Gelüsten ihres unerleuchteten Verstandes und ihres selbstgerechten, der Erlösung nicht bedürftigen Herzens? Die uns diese einzigartige Erscheinung der heilsamen göttlichen Gnade im Fleisch zu einem ganz gewöhnlichen Ereigniß der Geschichte stempeln wollen, und Christum mit den Fetzen von allerlei menschlichen Lobeserhebungen behängen, Ihm aber Seine Krone vom Haupte reißen, daß Er die fleischgewordene heilsame Gnade Gottes ist?

Aber auffällig könnte es uns sein, daß diese Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes im Fleische in unserem Texte eine züchtigende genannt wird. Gerade am lieben Weihnachtsfeste, da wir uns der Freundlichkeit unseres Gottes getrösten sollen, hebt der Text diese ernste, uns nicht nur zur Selbstprüfung, sondern auch zur Selbstverdammung auffordernde Seite der Gnadenerscheinung Christi hervor. Es ist aber so, Christi Kommen in's Fleisch züchtigt uns; nicht etwa, daß Er gekommen wäre, uns zu richten und zu verdammen; o nein, davon will er ja selbst nichts wissen: Gott hat Seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte, sondern daß die Welt durch Ihn selig werde. Joh. 3, 17. Aber in der Erscheinung Christi selbst liegt das Gericht; sie züchtigt in ihrer Demuth und Niedrigkeit unsere Selbstsucht und unser hochfahrendes Wesen.

O Mensch voll Jammer und voll Blöße,
Wie bist du doch so toll und blind,
Du haschest stets nach falscher Größe,
Und dein Erlöser wird ein Kind.

Siehe, da liegt der HErr der Herrlichkeit, Er hat Seiner Gottheit entsagt und ist ein Mensch mit allem Jammer und Elend, das die Menschheit um ihrer Sünde willen zu tragen hat, geworden, und hat doch selbst von keiner Sünde gewußt; Er hat auf Erden nicht da Er Sein Haupt hinlegt, nicht einmal, was das Kind des Aermsten zu haben pflegt, eine Wiege in einer stillen

Kammer. Daran halte einmal deine Selbstsucht, dein Bestreben, wo es geht, alles was dich ein Opfer, eine Ueberwindung kostet, von dir fern zu halten; gedenke daran, wie schwer es dir fällt, selbst um derer willen, die du am meisten liebst, nur einer der gewohnten Bequemlichkeiten deines Lebens zu entsagen. So züchtigt die Erscheinung der heilsamen Gnade im Fleische unsere Selbstsucht und Lieblosigkeit, die das eigene werthe Ich nur schwer auch der besterkannten Pflicht zum Opfer bringt. Aber noch mehr, diese Erscheinung erinnert uns auf das allerlebhafteste an die Sünde, die uns in ihren Banden hält; ja je tiefer Gottes heilsame Gnade sich erniedrigt und in's Elend giebt, desto gründlicher demüthigt sie uns, desto schärfer schneidet sie in unser Fleisch. Das Elend, in das dein Heiland herabsteigt, ist der Jammerzustand, den du mit deiner Sünde verdient hast. Welch eine große und schwere Sündenschuld muß es sein, die solches Opfer zu ihrer Sühnung fordert; nicht ein Mensch, nicht ein Engel opfert sich für deinen Frieden, nein Gottes Sohn selbst, der Träger und Inhaber der heilsamen Gnade Gottes, nimmt für dich solches Elend, solche Entsagung auf sich. Die Größe des Opfers enthüllt dir die Tiefe deines Falles. Das ist die einschneidendste Züchtigung für die Sünde, wenn ich sehen muß, wie um meiner Sünde willen Der, den ich liebe, den unerträglichsten Martern preisgegeben ist. Und deinen Heiland liebst du doch gewiß, der wäre ja kaum ein Mensch zu nennen, in dessen Herzen nicht wenigstens ein Fünklein Liebe für den Märtyrer am Kreuze glühte.

Aber, liebe Christenseelen, muß es uns denn nicht unsere ganze Weihnachtsfreude gründlich verderben oder wenigstens verkümmern, wenn wir uns durch die Erscheinung der heilsamen Gnade Gottes in Christo also hart und blutig züchtigen lassen müssen? O nein, erhöhet wird sie dadurch und verklärt. Sprich, kann es eine sanftere Züchtigung für den Sünder geben, als wenn ihm mit der Erinnerung an seine Uebertretung zugleich die feierlichste, thatsächlichste Versicherung mitgetheilt wird, daß dieselbe vollständig gelöscht und aufgehoben sei. Nicht darum hat Er sich für uns gegeben, daß Er uns züchtige, *sondern daß Er uns erlösete von aller Ungerechtigkeit und reinigte Ihm selbst ein Volk zum Eigenthum, das fleißig wäre zu guten Werken; daß wir sollen verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste.* Also wir, nur wir sind der gewinnende Theil. Allerdings wird auch von uns eine *Verläugnung* verlangt, aber wie verschieden von der, die um unsertwillen geschieht.

Für uns verläugnet Christus das göttliche Wesen, und entsagt Seiner Herrlichkeit, *von uns* verlangt Er nur die Verläugnung des ungöttlichen Wesens, d. h. dessen, was uns in das tiefe Elend gebracht, um dessen Willen der Sohn Gottes als Erlöser im Fleisch erschienen ist. Er hat um unsertwillen das Gewand der Herrlichkeit ausgezogen und Sich in ein Knechtsgewand gehüllt; und von uns verlangt Er dafür, daß wir unser Knechtsgewand ausziehen und uns in das Gewand Seiner Herrlichkeit kleiden lassen. Das ist ein seliger Tausch, der keinen gereuen wird, und dennoch heißt es in unserem Texte eine *Verläugnung*? Warum wohl?

Weil allerdings die Sünde nicht scheint was sie ist, weil sie uns nicht in ihrer Häßlichkeit und Gemeinheit vor die Augen tritt, sonst dürfte es ihr schwer werden, uns zu verführen. Sie ist ein Engel der Finsterniß, aber sie borgt das Gewand eines Lichtengels; sie verheißt uns alle Lust und Freude der Welt, aber was sie giebt ist Verderben und ewige Pein. Darum gilt es allerdings, eine kurze Scheinherrlichkeit zu verläugnen, aber nur um ewiger, wahrhaftiger Freude theilhaftig zu werden. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, und wenn sie auch die Ketten mit dem unächten Golde kurzer Lust und trügerischen Genusses überkleidet, so sind es doch Ketten. Die Freiheit der Kinder Gottes aber siehet sich an wie lauter Arbeit und Mühe, ist aber doch in Wahrheit der seligste Stand. Denn wer in ihr lebet, *der wartet*, wie V. 13. sagt, *auf die selige Hoffnung und Erscheinung der Herrlichkeit des großen Gottes und unsers Heilandes Jesu Christi.* Während der Knecht zittert und bebet, wenn er an das Ende gedenkt, weil er weiß und fühlt, was der Lohn der Sünde sein müsse, ist der Gedanke an den Ausgang aller Geschichte, an die herrliche Wiederkunft Christi zum Gericht über die Gottlosen und zum Siege über das ungöttliche Wesen für ein Kind, das Christus frei gemacht, ein Gedanke der seligsten Hoffnung. Das ungöttliche Wesen und die Lüste dieser Welt müssen vergehen, und mit ihnen erntet, der, der auf sie, d. h. auf das Fleisch gesäet, vom Fleische das ewige Verderben. Wer aber züchtig, gerecht und gottselig lebet in dieser Welt, wer sich von der heilsamen Gnade züchtigen läßet zur Verläugnung der Welt und zum Wandel in der Gerechtigkeit, der säet auf den Geist, und erntet vom Geiste das ewige Leben. Darum ist es eine selige Züchtigung, und darum heißt es: wen der HErr lieb hat, den züchtigt er, und nach der Zucht kommt die Frucht: *alle Züchtigung, wenn sie da ist, dünket sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein; aber darnach wird sie geben eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet sind.* Hebr. 12, 11. *So ihr die Züchtigung erduldet, so erbietet sich Gott euch als Kindern* Hebr. 12, 7; als Kinder aber wollen wir das liebe Weihnachtsfest feiern, und darum auch durch die Erscheinung der heilsamen Gnade gern uns züchtigen lassen, und uns darüber freuen. Ja, des seid gewiß, wer heute am lieben Weihnachtsfeste diese züchtigende Gnade Gottes an seinem Herzen recht erfährt, dessen Freude wird nicht gestört und

verkümmert, ſondern der verſteht die Weihnachtsmahnung erſt recht: Fürchtet euch nicht, ich verkündige euch eine große Freude, euch iſt heute der Heiland geboren! L.

Jeſ. 9, 6.

Uns iſt ein Kind erſchienen,
Sein Nam' iſt: Wunderbar,
Es kam der Welt zu dienen,
Ob's gleich ihr Herrſcher war;
Es barg in niedrer Hülle,
In armer Knechtsgeſtalt,
Der Gottheit ganze Fülle
Und ewige Gewalt.

Was thöricht iſt auf Erden,
Das hat Er auserwählt,
Sein Eigenthum zu werden,
Und ſich mit Ihm vermählt:
Das ſind die rechten Weiſen,
Die Er gelehret hat,
Drum iſt Er auch geheißen
Der Unverſtänd'gen Rath.

Auf Sein Gebot genaſen
Die Kranken aller Art,
Den'n, die im Finſtern ſaßen,
Hat Er ſich offenbart;
Sein Wort unwiderſtehlich
Hat Leben rings geſchafft,
Wer's annimmt, der wird ſelig,
Drum heißet Er auch Kraft.

Die Fürſten aller Enden,
Die Hohen aller Welt,
Sie können es nicht wenden,
Was Seinem Rath gefällt.
Die Teufel müſſen weichen,
Der Tod räumt ihm das Feld;
Er herrſcht in allen Reichen,
Drum iſt Er unſer Held.

Zum Heiland auserleſen
Vor dem Beginn der Zeit,
In Gottes ew'gem Weſen
War Er von Ewigkeit;
Zwar uns zu Liebe trat Er
In's Elend, dienſtbereit,
Doch bleibt Er Ewigvater
Auch in der Niedrigkeit.

Was Er mit Blut erkämpfet,
Wird unſer Erb' und Theil;
Daß Er den Zorn gedämpfet,
Iſt unſer Troſt und Heil;
Wohl dir, wenn du Sein Werben
An deiner Seele ſpürſt;
Im Leben und im Sterben
Iſt Er dein Friedefürſt.

D. 5. Oct. 1859.

Ein Weihnachten im Gefängniß.

Ein Gefängnißgeiſtlicher erzählt in der „Evangeliſchen Kirchenzeitung" Folgendes: Es iſt Weihnachten! Schon ſeit einigen Tagen herrſcht ein reges, geheimnißvolles Weſen auf der Knabenſtation, eine erhöhte Stimmung macht ſich bemerkbar, und Zucht und Ordnung ſind leichter zu handhaben, denn je. Die Leichtfertigen und Beweglichen ſind auffallend ſtiller und ernſter, die Düſteren

und Verschlossenen zugänglicher und weicher, als sonst, und viele von den Neulingen des Gefängnisses fast immer zum Weinen geneigt. Unter der Leitung des geschickten und freundlichen Aufsehers werden aus buntem Papier Netze, Ketten und anderer Zierrath gefertigt und verschwinden dann spurlos. Weihnachtslieder werden gelernt und eingeübt. Die Schulstunden hören auf, und das Lehrzimmer ist beständig unter strengem Verschluß. So oft auch die Knabenschaar auf dem Wege zur Gesangübung in der Kapelle daran vorbei muß, kein Blick dringt in die Klasse, und die darin aufbewahrten Notenbücher liegen immer schon an der Thür bereit.

Der Weihnachtstag ist da. Nach dem Vormittagsgottesdienst versammeln sich sämmtliche Oberbeamte in der Schule und unter dem Beistand vieler Hände ist in kurzer Zeit alles zur Bescheerung bereit. Vor jedes Knaben bestimmtem Platze ist ein Haufen von Aepfeln, Nüssen, Wecken, Kuchen und anderen Herrlichkeiten aufgethürmt, nebst Bildern und Büchern, wie die Gefängnißordnung es gestattet. Wenn die Vorhänge niedergelassen sind und der prächtige Weihnachtsbaum in vollem Glanz der Kerzen strahlt, wird die Thür geöffnet und die draußen harrende Schaar eingelassen. Sie treten ein, jugendliche Verbrecher in Gefängnißtracht, schon wohlerfahren und geübt in manchen Lastern, aber jetzt — vertrauensvolle, bescheidene, freudige Kinder. Jeder steht vor seinen Gaben; der Geistliche spricht einige Worte von der Freude, die allem Volke widerfahren ist, von dem Licht, das in die Finsterniß hineinleuchtet, und von der Liebe, die keinen vergißt. Es dauert nur wenige Minuten; er spricht schlicht und einfach und vermeidet alles Rührende und Erregende. Warum wenden sich die ergrauten Beamten, die starken Männer, ab und machen sich hier und da zu schaffen, wo es nicht nöthig ist, und vermeiden einander anzusehen? Sie haben auch Kinder und hier sehen sie — Kinder zur Weihnachtszeit im Gefängniß!

Wie verschieden spiegelt sich der Glanz der Weihnachtslichter in den jugendlichen Augen wieder! Der Eine blickt mit fröhlicher Begehrlichkeit auf die süßen Gaben nieder; ein Anderer schielt schon rechts und links auf seiner Nachbarn Antheil und beginnt einen mißgünstigen Vergleich zu ziehen; ein Dritter unterdrückt mit Mühe seine Thränen und sieht in trauriger Erinnerung in den hellen Glanz. Plötzlich erhebt einer seine Stimme zu einem lauten, bitterlichen Weinen und hier und da stimmen Andere ein, während die Aermsten und Elendesten, die nichts haben, wonach sie sich sehnen, denen die Erinnerung keine verlorenen Freuden zeigt, hülflos und unbehaglich um sich schauen.

Von der letzten Weihnachtsbescheerung her schwebt mir noch das Bild eines kleinen, blassen Knaben von 10 Jahren vor. Seit seinem Eintritt in das Zimmer hatte er die Augen nicht von dem Lichterbaum gewandt; die Anwesenden, die Gaben, die Worte des Geistlichen — nichts zog ihn an; mit gefalteten Händen stand er und blickte in die Helligkeit, immerfort langsam den Kopf schüttelnd, während stille Thränen über sein bleiches Gesicht strömten. Ich habe schon in vieles Elend hinabgeblickt und manchen erschütternden Nothschrei unseres armen Volkes gehört, aber keiner ist mir so durch's Herz gegangen, als die stillen Thränen des Kindes unter dem Weihnachtsbaum. —

Die Schaar der dreißig bis vierzig strafgefangenen Knaben hat den Raum verlassen, und es kommen die kleinen Häuflein der noch in Untersuchung befindlichen Kinder an die Reihe, zuletzt auch die Mädchen. Die Scenen wechseln mehrmals ab, während der festliche Tannenbaum ruhig und feierlich fortbrennt und seinen freundlichen Schein den armen Verirrten leuchten läßt, sie heimzuwinken und zu locken in das Vaterhaus. — Wenn die letzten mit ihrer Habe in ihre Zellen zurückgekehrt sind, werden die übriggebliebenen Vorräthe gemustert und dem Geistlichen überliefert zur Vertheilung an die „Isolirten". — Es ruht ein eigener Segen auf diesen Weihnachtsbesuchen bei den in einsamer Zelle Sitzenden. Bei vielen rührt sich wieder das verlorene und seit Jahren versteinte Kinderherz, wenn der Prediger mit der großen Tasche am Arme die schwere Thür öffnet und seinen Weihnachtsgruß bietet. Die starre Verschlossenheit, die dem Hammer des göttlichen Gesetzes und der versöhnlichen Bitte des Evangeliums unerschütterlich entgegentrat, zerbricht und zerschmilzt oft vor der kindlichen Liebesgabe und widerstrebt der suchenden Gnade nicht mehr. Die Verkündigung an alles Volk geht nicht mehr über die Ausgestoßenen hinweg, und manche, die sich von Gott und Welt vergessen wähnten, beginnen für möglich zu halten, daß auch ihnen die Engelsbotschaft gilt: Euch ist heute der Heiland geboren!

Eine kleine Blumenlese

aus den Schriften des seligen Mathesius.

(Fortsetzung.)

Aber auch an eignen Gedanken war der theure Mathesius nicht arm. Das mag eine kleine Reihe von kurzen Sprüchen oder treffenden Bemerkungen beweisen, die wir aus seinen Predigten herausheben.

Wer stiehlt und schenkt ein wenig, der kriecht durch, wenn die Gesetze auch noch so enge gestrickt wären (von Bestechung gesagt).

Gott behüte alle Frommen und ihre Kinder vor Judas' Beutel und des ungerechten Haushalters Tinten-

faß, Zahlpfenning und Schreibfedern. Denn wie der Ehebrecherin Pantoffel knarren, wie leise sie (auch) treten, so spritzt und schreit eines Diebischen Feder, daß es endlich die ganze Welt erfahren wird.

Es mag wohl des HErrn Christi Brod (das Kirchengut, das Mancher unrechtmäßig an sich bringt oder zurückbehält) fett und süß sein; aber es lässet sich nicht leichtlich verdäuen, und es dürstet die Leute sehr und brennt sie der Sod darauf, wie den reichen Mann. So bekommt es gemeiniglich den Leuten wie dem Hund das Gras, wie die Erfahrung zeuget, daß es nicht wudeln (sich mehren) will.

Lieben Freunde, wandelt mit Fleiß und merket den Bücherschreibern und andern Schreiern auf den Mund und ihre Feder; lasset euch von der Einfalt in Christo nicht ableiten und Hundshaare und falsche Lehr' unter die Wolle des Lammes, JEsu Christi, schlagen.

Ehre läuft dem nach, der sie fleucht, und wer gern viel Ehre hätte, dem wird sie selten zu Theil.

Es gehet doch an Menschengedanken und Anschlägen wie am gespannten Tuch sehr viel ab, und wir können nicht mehr, denn daß wir das Unsere thun, weil wir leben. Ein andrer Morgen und neues Jahr bringt sein Glück und Unglück auf dem Rücken mit und es muß Jammer und Noth sein auf Erden, zumal bei den wahren Christen, weil (so lange) sie dies Elend bauen.

Wie Hehler und Stehler an Galgen gehören, also gehören auch Ketzer und Schwätzer und wer ihnen nachläuft, und ihren betrüglichen Worten glaubt und ihre Fledermäuse annimmt, in's höllische Feuer.

Die alten Deutschen haben drei schöne Worte, darin die drei Stücke der rechten Bekehrung gefasset sind, als nämlich: Bekannt ist halb gebüßet. Wer auf Gnade dient, dem wird mit Barmherzigkeit gelohnet. Und: Nimmer (Nicht mehr) thun ist die höchste Buße. — Darum gehöret eigentlich zu seliger Bekehrung: die Sünde bekennen, Gnade begehren und nimmer thun.

(Schluß folgt.)

Alte und neue Zeitbetrachtungen.

III.

(Schluß.)

Mit dieser rede- schreib- rath- und berathungseligen, im Ganzen aber doch sehr unseligen Phormionenwirthschaft geht nun Hand in Hand, was die Griechen, wie Luther sagt, Polypragmosyne (Vielthuerei) nannten, und was er selbst am liebsten Faulwitz nennen möchte. Es ist dies die Eigenschaft derer, die mit Verabsäumung der eignen und eigentlichen Pflichten sich in die Regierung wagen und sich mit Dingen beschäftigen, die sie nichts angehen und dazu sie weder Beruf noch Verstand haben. Es gehören zu diesen Leuten aber auch alle die, welche sich gar keinen eignen nützlichen Beruf wählen, sondern davon leben, daß sie in den Tag und mit dem Tage handeln und schwatzen. Diese letztere Classe ist nun in unserer Zeit zu einer förmlichen Masse und Macht angewachsen; Bummler und Nichtsthuer, die davon zehren und zum Theil fett werden, daß sie überall, wo eine Bewegung und Aufregung ist oder gemacht werden soll, alsbald in Menge herbeieilen und schüren und beim Ausbruche thätig sind. Es ist eine hin und hereilende Revolutionsarmee, immer bereit, ihre Faust zum großen Werke zu bieten und ihr werthloses Leben in die Schanze zu schlagen; der ruhige gewerbthätige Bürger wird von ihnen ausgesogen, und dabei noch über die Achseln angesehen. Denn solche Raufbolde der Revolution halten sich sämmtlich für große Helden, und ihr großes Maul fließt über von erhabenen Redensarten, als da sind Volksbefreiung, Vertilgung der Tyrannen, Einsetzen des Lebens für den großen Zweck, die Menschheit mündig zu machen und dergleichen mehr. Diese Banden bestehen größtentheils aus solchen, die nichts gelernt haben, und um irgend welcher Vergehungen, sei es politischer oder socialer Art, aus ihrem Vaterlande verwiesen sind. Es giebt unter solchen Flüchtlingen auch viele, die etwas gelernt haben und im fremden Lande sich durch ihrer Hände oder Köpfe Arbeit ehrlich und redlich durchbringen; der Abschaum aber sind die genannten Bummlerbanden, die ewig bereiten Freischärler der Revolution. Die große Masse derselben bringt es freilich zu nichts, nicht einmal zu einer bescheidenen Existenz; obwohl sie die Länder, in welche ihr Flibustierdienst sie führt, aussaugen, so werden sie doch wie die sieben mageren Kühe Egyptens, davon nicht fett, daß sie die fetten, die gewerbfleißigen Arbeiter und die Besitzenden verschlingen. Pierre qui roule n'amasse pas mousse sagt der Franzose, das ist: ein Stein, der nie an einem Ort liegen bleibt, läßt kein Moos auf sich wachsen. Und ein ungestörtes Leben, gleich den alten Zigeunern, ist das Loos dieser Landsknechte des Umsturzes; sie werden nur da geduldet und gehegt, wo die Revolutionspropaganda in Thätigkeit ist, oder wo ein Fürst, der am Karren der Revolution zieht, dergleichen Gesindel braucht. Sobald die Ordnung wieder hergestellt ist, sucht man sich ihrer auf gute oder böse Weise wieder zu entledigen. Daher sie auch ein gutes Recht haben, überall über Undank zu klagen. Einzelne ihrer Hauptleute bringen es, weil es auch auf den Thronen Thoren giebt, welche der Umsturzpartei zu ihren Plänen sich bedienen, wohl auch zu hohen Ehren und werden in der Presse als Völkerbefreier und Helden gepriesen, aber die große Masse ist natürlich Kanonenfutter und die Gebeine derselben bleichen fern von ihrer Heimath auf irgend einem Schlachtfelde der Revolution, die ihr großes Netz über alle Welttheile gesponnen. In einer solchen Söldnerbande sind gewöhnlich auch alle Völker und Sprachen vertreten; es hält sie nichts zusammen, als die eiserne Fessel der militärischen Zucht und ihr gemeinsamer Haß wider alles, was Ruhe und Ordnung heißt. Wo Aussicht auf Volksaufstände und Barricaden ist, da stürmen sie schaarenweise herbei, wie die Fliegen nach einem Honigtropfen, und die leichte und schnelle Verkehrsvermittelung unserer Zeit leiht ihnen Flügel. Sie sind da, ehe man sichs versieht, sei es, daß sie ihr feiner Geruch herbeizieht, oder das Wort geheimer Oberer ihnen den Sammelort anweist; ja wohl auch als Sturmvögel vor dem Sturme, wo derselbe losbrechen soll. Sie sind eine

eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit, und nur in einer solchen möglich, wo alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst sind. Ihre characteristischen Gestalten, deren Merkmale sich durch die ganze Welt hin ähnlich sind, läßt sie dem geübten Auge leicht erkennen. Auf sie paßt Luthers Wort Faulwitz, trefflich, denn es sind stets Sachen, die sie nichts angehen, darein sie sich mischen; Witz kann man ihnen nicht absprechen, denn sie sind meist geriebene und pfiffige Gesellen, im Kampfe mit Polizei und Behörden schlau geworden, und doch zu faul ein der Menschheit nützliches Leben zu führen, nur im Bummler- und Vagabondirstande, wo es neben einzelnen blutigen Arbeitsstunden viel faule Zeit und Lust giebt, heimisch. Und doch sind sie noch ehrenwerth gegenüber der großen Schaar der Maulhelden der Revolution, denn sie setzen für die Sache, der sie dienen, doch wenigstens noch ihr Leben und ihre gesunden Glieder ein. Die Maulhelden aber sind ein rede- und schreibseliges Geschlecht, geübt im Phrasengeklingel, das dem Pöbel die Ohren kitzelt und die Leidenschaften der rohen Masse aufstachelt; meist verdorbene Halbgelehrte, die von ihren Studien nichts weiter profitirt haben, als die Einbildung, sich für Gelehrte zu halten, die Unverschämtheit, ihre Meinungen grob und verächtlich gegen andere auszusprechen und so viel Kenntnisse, daß sie (meist) leidlich stylisiren und fremde Arbeiten für sich ausbeuten können. Auch deren Anzahl ist jetzt Legion; es gehören dazu all die vielen Federfuchser, die als Redacteure oder Mitarbeiter die kleine Localliteratur bedienen, oft genug auch das Personal größerer Journale; die vielen Halbgelehrten, welche sich als Fest- und Tischredner hervordrängen, in den Versammlungen die Sprecher machen, und wenn die Umstände günstig sind, wohl auch das Glück haben, auf den Bänken der Volksvertretung ihre Weisheit leuchten zu lassen. Das größte Contingent zu dieser Armee der Revolutionsfederfuchser und Maulhelden liefert der Advocatenstand; das höchste, was sie riskiren, ist daß sie einmal ein paar Wochen Arrest haben; kein größerer Gefalle kann ihnen geschehen, als wenn ihnen recht viel Preßprocesse an den Hals geworfen werden. Die meisten derselben enden mit Freisprechung, und tritt ja eine Strafe ein, so ist sie höchst unbedeutend und giebt doch das Recht, sich einen Märtyrer der Freiheit zu nennen und als solcher Ovationen bringen zu lassen. Auch auf diese Leute paßt Luthers Ausdruck Faulwitz vortrefflich; denn was sie thun, ist eigentlich blos ein verkapptes Nichtsthun, jedenfalls etwas höchst Ueberflüssiges, das man ohne allen Schaden entbehren könnte. Wie viel von dieser seichten Zeitliteratur wohl auf unsere Nachkommen kommen wird? Es ist Maculatur noch ehe es ganz fertig gedruckt ist. Und einen gewissen Witz kann man diesen Leuten nicht absprechen, wenn er auch oft jämmerlich und elend genug ist; er ist das Einzige, was solcher Waare noch Absatz verschaffen kann; der Harlekin, der für die politischen Quacksalbereien ein unterhaltungs- und lachlustiges Publikum herbeiziehen muß. Die Armee der Faulwitzler ist aber in einer riesenhaften Progression begriffen und mancher der die Süßigkeiten eines politischen Säbel- oder Maulheldenthum ein wenig gekostet hat, bleibt für sein ganzes Leben daran hängen. Die politischen Institutionen unserer Zeit machen dafür Propaganda; der ruhige Bürger wird Stadtverordneter; als solcher muß er natürlich sich in auswärtige Angelegenheiten mischen, er besucht die Partheiversammlungen, er hört sich sprechen und es gefällt ihm, darüber wird ihm sein tägliches Geschäft und Handwerk zu trocken und verleidet und ehe er sichs versieht ist er dem festen Boden entrückt und in die Luft oder vielmehr den Dunst des politischen Bummlerthums hinausgezogen. Junge Leute, Studirende und Lernende aller Classen, haben Gelegenheit über Gelegenheit, politischen Zweckessen, Demonstrationen, Versammlungen ꝛc. ꝛc. beizuwohnen, gewinnen Geschmack an diesem scheinbar sehr ehrenwehrten Nichtsthun, hören sich als höchst anständige, einsichtsvolle Leute preisen, werden zu Petitionen und dergl. herbeigezogen, von denen sie wenig oder nichts verstehen; reden und toasten wohl auch selbst einmal, und je greller und zuchtloser ihre Worte sind, desto lauter rast der Beifallssturm; welche Wonne; den Namen im Wochenblatte oder wohl gar in einer Zeitung zu lesen. Ehe man sich's versieht, ist der politische Bummler, Junker Faulwitz, fertig. Und so war's auch schon zu Luthers Zeit, nur nicht in solchem Maaße und solcher Allgemeinheit wie jetzt. Es war auch eine politische wie religiös stark aufgeregte Zeit, und daher finden sich gerade nach dieser Seite, die Luther mit den selbsterfundenen Wörtlein Faulwitz bezeichnet, eine Reihe gleichartiger Züge in der Physiognomie der gesellschaftlichen Zustände, die bemerkenswerth sind und Luthers Schilderungen auch für unsere Tage ihre Bedeutung geben. Es gab auch damals eine Armee von unstäten Säbelhelden, die auf ein Haar unseren Fremdenlegionen und fliegenden Revolutionscohorten gleichen. Das waren die Landsknechte, oder wie sie Luther nennt der Junker Veit; wer es wissen will, wie sie das Mark der Länder, die mit ihnen gesegnet waren, aussaugen, der lese nur gleichzeitige Schilderungen, wie sie sich auch in Luthers Schriften häufig finden. Die langwierigen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich hatten diese Banden großgezogen; jeder Friedensschluß hatte die Erfolge, daß die kriegführenden Fürsten eine Masse Soldaten entließen, die dann, weil sie nichts weiter gelernt hatten als fechten, von der Faust und dem Säbel lebten und die ruhigen Bürger brandschatzten. Sie standen unter selbstgewählten Führern, allezeit bereit, sich dem der sie brauchte zu verkaufen; bis dies eintrat, daß man ihrer benöthigt war, lebten sie aus dem Säckel des Volkes, und die Fürsten waren theils zu schwach, den mächtigen Banden das zu wehren, theils hatten sie selbst sich ihrer in ihren Kämpfen bedient und wußten nicht, ob sie dieselben nicht bald wieder brauchen würden, Gründe genug, ihnen bei einem Raubsystem durch die Finger zu sehen, das zudem ihrem eignen Säckel die Mühe und Last ersparte, so viel hungrige Leute zu füttern. Die Anführer waren verkommene Adlige oder Studenten; Tapferkeit und Kriegserfahrung, sowie Geriebenheit und List kann ihnen Niemand absprechen, und doch waren sie eine Plage der übrigen Stände, weil sie eben nichts Nützliches leisten konnten und die Andern brandschatzten. Auch das oben geschilderte Literatenheer der Neuzeit hat in der Reformationszeit sein Gegenbild an der Masse der fahrenden Schüler und Humanisten, die überall umherzogen und ohne etwas Tüchtiges leisten zu können, durch leichte Scherzliteratur und Satyren und Pamphlete die neuerfundene Buchdruckerkunst zu ihrer Nahrung ausbeuteten. Was von jener Literatur an fliegenden Blättern und Brochüren auf uns gekommen ist, zeigt meist von Witz und Gewandtheit in höherem Grade, als die breite Masse unserer Tagespresseerzeugnisse; es mag aber wohl sein, daß auch damals viel Gemeines und Schlechtes entstand, das nur nicht auf uns gekommen ist. Wie mächtig diese Literatur in's Volksleben eingreift, zeigte sich recht deutlich im Bauernkriege. Und

doch waren beide Zweige des Faulwitzes damals bei Weitem nicht so gefährlich, als in unserer Zeit. Denn fürs erste standen ihnen noch feste ständische Ordnungen des Staates gegenüber, an denen sie allmählich zerscheiterten; fürs andere waren die Verkehrsmittel leiblicher und geistiger Art nicht in solchem Maaße vervollkommnet wie jetzt; jedes Land hatte seine Plage, und der war es in seinen gesunden Gliedern noch gewachsen; die Plagegeister anderer Länder waren schon durch die räumliche Entfernung gehindert, sich mit den inländischen Genossen zu vereinigen. Die Volksliteratur konnte schon aus dem einfachen Grunde nicht die Masse aufwühlen, weil diese nicht lesen konnte. Der gebildetere Theil des Volkes aber hatte noch so viel unverdorbenen und gesunden Geschmack, daß er die nahrhafte und gediegene Kost, die ihm seine edleren und besseren Geister durch die Presse lieferten, der faden und losen Speise des literarischen Proletariats vorzog. Die Zeit war in weit höherem Grade eine Zeit thatkräftigen Handelns, als, wie leider die unsrige ist, müssigen Schwatzens, Lesens und Delibirirens. Eine große Zeit läßt auch eine kleine Literatur nicht aufkommen. Aber die Hauptsache, daß der Faulwitz damals unschädlicher war, ist und bleibt, daß ihm damals die öffentlichen Zustände im Staatsleben noch nicht Gelegenheit gaben, sich allüberall hervorzudrängen und das große Wort zu führen. Alle die Anstalten, die unsre Zeit ihm bietet, sich breit zu machen, diese sich häufenden Volksfeste und Volksversammlungen, die Partheizusammenkünfte, die constitutionellen Sprechwerkstätten waren damals unbekannte Dinge.

Es ist in der Natur der Sache begründet, daß in einem Staate, wo das Partheiwesen einmal aufkommt, es auch an partheigängerischen Maredeurs nicht fehlen kann. Aber wehe einem Staatswesen, in welchem das Partheigetriebe dermaßen die ganze Entwickelung beherrscht, wie dies bei uns im besten Gange ist. Da ist dem Faulwitz Thor und Thür geöffnet und der Weg gebahnt. Da werden die brennendsten Lebensfragen des Volkes zu Partheistreitfragen, und das Endergebniß ist im günstigsten Falle ein elendes Compromiß, meist aber ein der herrschenden Parthei zusagendes, nicht ein dem Volke heilsames. Dann gehet es wie Luther sagt: Auch findet man gemeinlich auf den Reichstagen dieser Tugend große Geschäfte, daß die nöthigen Sachen verzogen, verhindert und oft gar nachbleiben. Das Partheiinteresse verdrängt und verschlingt das Volksinteresse; was der Parthei frommt, wird verhandelt, das arme Volk mag sehen, wo es bleibe. Da gehet es so, daß Einer den Andern irre macht und hindert mit seinem Meistern. Hier gehts ihm nicht recht in der Küche, dort im Keller, hier in der Kanzlei, dort in der Rathsstube. Indeß versäumt er seinen eignen Befehl (Beruf), daß nichts geschieht; und da ist das Resultat: da sie dem König einen Gulden erfrommt haben, der muß alle Ohren und Augen füllen, wie großer Rath da gestiftet sei. Aber da viele tausend Gulden dafür sind verfaulwitzt, da kräht kein Hahn nach!

Nun, lieber Leser, Variationen müssen ein Finale haben. Vielleicht ist doch Einer und der Andere, der sich mit mir über unsere Zeit mit ihren Thron- und Kammerreden, Toasten, Amendements und anderem Redekram ein wenig ärgert, und sich aus diesem ohrenbetäubenden und herzleerlassenden Wesen herausseht. Der halte nur die gute Hoffnung fest: wenn die Phormionen lange genug gefaulwitzt haben, da hat Gott schon seinen Hannibal bereit, der ihrem Geredsel und Geschreibsel ein Ende macht und sagt: ich habe schon viel Narren gesehen, aber größere, denn ihr seid, nicht. Geht eurer Wege! Ein solcher Gotteswundermann wird auch diesmal nicht ausbleiben, und es seufzen gewiß Viele mit dem alten Vater Arndt: Einen Mann für Deutschland. Einen Mann für Deutschland. Gott gebe uns einen frommen Wundermann, der eine gute Zeit der Ordnung und des Friedens herbeiführt! Soll aber das nicht sein, dann sprich getrost: lieber einen Wundermann, der eine harte Geißel schwingt, denn länger das Phormionenwesen!

Zum Jahresschlusse.

Segnet uns zu guter letzt
Auch noch dieses Jahres Ende!
Segnet künftig, segnet jetzt,
O ihr theuern Jesus-Hände!
Segnet, daß an Leib und Seele
Niemand etwas Gutes fehle.

Helft, so wir gefallen sind,
Helft uns wieder aufzustehen!
Lehrt uns munter und geschwind
In den Wegen Jesu gehen;
Daß an Weisheit, Gnad' und Segen
Wir auch täglich wachsen mögen.

Ja, versiegelt dieses noch,
O ihr treuen Jesus-Hände,
Am Beschluß des Jahres doch,
Daß wir Alle bis an's Ende
Glauben immer fester fassen,
Nichts von Ihm uns trennen lassen.

Bei bevorstehendem Quartalwechsel erlauben wir uns, diejenigen Leser, welche den Pilger quartalweise durch die königl. Post-Aemter beziehen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Bestellung des folgenden Quartals bereits jetzt erfolgen muß, soll in der Zusendung keine Unterbrechung eintreten. Die Verlagshandlung.

Redacteur: Pastor Böttcher in Tannenberg bei Gever. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

(Hierzu ein Anzeigeblatt.)

Beilage zu Nr. 15 des Pilgers aus Sachsen.

Die Passion nach dem Evangelio St. Matthäi,

wie solche an verschiedenen Orten am Charfreitage in der Früh-Predigt, an anderen Orten in der Vesper gesungen worden ist.

(**Vorbemerkung.** Noch in den ersten Jahrzehnten des laufenden Jahrhunderts war es in Sachsen (auch in den ehemals sächsischen, jetzt preußischen Landestheilen) eine namentlich auf den Dörfern verbreitete Sitte, im Charfreitagsgottesdienste die heilige Passionsgeschichte durch eine ziemliche Anzahl von Personen in der Weise vortragen zu lassen, wie sie euch unsere heutige Beilage mittheilt. Alles was der „Evangelist" und die einzelnen Personen vorzutragen hatten, ward recitativartig gesungen, nur die eingelegten Kirchenlieder wurden von der ganzen Gemeinde nach den üblichen Melodieen angestimmt. Sicherlich ist diese Sitte nicht aus dem Bestreben entstanden, die heilige Geschichte auf eine Stufe mit weltlichem Schauspiel zu stellen — sie würde aus diesem Grunde in den alten, ehrbaren Zeiten schwerlich Theilnahme und Eingang gefunden haben —; sondern durch persönliche Betheiligung möglichst vieler Gemeindeglieder an der Verkündigung der Leidensgeschichte wollte man recht Vielen die Geschichte selbst in's Herz prägen, ähnlich wie man ja auch vordem Epistel und Evangelium durch Schulkinder vortragen, oder die Verheißung Jes. 9. in der Christmetten nicht vom Geistlichen vorlesen, sondern von Kindern („Engeln") absingen ließ. Wer an derartiger Verkündigung der Passionsgeschichte Antheil genommen — und sie ist nur selten zu Mißbräuchen ausgeartet — dem ist's für sein ganzes Leben eine liebliche Erinnerung geblieben. Weil aber die Form der Verkündigung, die Vertheilung der Rede auf die einzelnen Personen, die Anordnung der eingelegten Liederverse ꝛc. selten noch gedruckt zu lesen ist, möchte sie der Pilger in dieser Beilage einmal mittheilen, den Alten zum Andenken an die alten Zeiten, den Jüngeren, damit sich in der Marterwoche ihrer recht Viele zugleich, wenigstens beim Lesen der heiligen Passionsgeschichte, erbauen können. Zu dem Ende wird diese Beilage auch gesondert für den Preis von 7½ Ngr. für je 12 Exemplare ausgegeben.)

Evangelist. Es begab sich, da Jesus alle diese Rede vollendet hatte, sprach er zu seinen Jüngern:

Jesus. Ihr wisset, daß nach zweien Tagen Ostern wird, und des Menschen Sohn wird überantwortet werden, daß er gekreuziget werde.

Evang. Da versammelten sich die Hohenpriester und Schriftgelehrten und die Aeltesten im Volk in dem Palast des Hohenpriesters, der da hieß Caiphas, und hielten Rath, wie sie Jesum mit List griffen und tödteten. Sie sprachen aber:

Hohenpriester und Schriftgelehrte. Ja nicht auf das Fest, auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk.

Evang. Da nun Jesus war zu Bethanien, im Hause Simons des Aussätzigen, trat zu ihm ein Weib, das hatte ein Glas mit köstlichem Wasser und goß es auf sein Haupt, da er zu Tische saß. Da das seine Jünger sahen wurden sie unwillig und sprachen:

Die Jünger Jesu. Wozu dienet dieser Unrath? Dieses Wasser hätte mögen theuer verkauft und den Armen gegeben werden.

Evang. Da das Jesus merkte, sprach er zu ihnen:

Jesus: Was bekümmert ihr das Weib? Sie hat ein gut Werk an mir gethan. Ihr habt allezeit Arme bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit. Daß sie dies Wasser hat auf meinen Leib gegossen, hat sie gethan, daß man mich begraben wird. Wahrlich ich sage euch: Wo dies Evangelium gepredigt wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat.

Evang. Da ging hin der Zwölfen Einer, mit Namen Judas Ischarioth, zu den Hohenpriestern und sprach:

Judas. Was wollt ihr mir geben? Ich will ihn euch verrathen.

Evang. Und sie boten ihm dreißig Silberlinge. Und von dem an suchte er Gelegenheit, daß er ihn verriethe. — Aber am ersten Tage der süßen Brode traten die Jünger zu Jesu und sprachen zu ihm:

Die Jünger Jesu. Wo willst du, daß wir dir bereiten das Osterlamm zu essen?

Evang. Er sprach:

Jesus. Gehet hin in die Stadt zu Einem und sprechet zu ihm: Der Meister läßt dir sagen, meine Zeit ist hie, ich will bei dir die Ostern halten mit meinen Jüngern.

Evang. Und die Jünger thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte, und bereiteten das Osterlamm. Und am Abend setzte er sich zu Tische mit den Zwölfen, und da sie aßen sprach er:

Jesus. Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen.

Evang. Und sie wurden sehr betrübt, und huben an, ein Jeglicher unter ihnen, und sagten zu ihm:

Die Jünger Jesu. Herr, bin ich's?

Evang. Er antwortete und sprach:

Jesus. Der mit der Hand mit mir in die Schüssel tauchet, der wird mich verrathen. Des Menschen Sohn gehet zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird; es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch noch nie geboren wäre.

Evang. Da antwortete Judas, der ihn verrieth, und sprach:

Judas. Bin ich's Rabbi?

Evang. Er sprach zu ihm:

Judas. Du sagst es.

Evang. Da sie aber aßen, nahm Jesus das Brod, dankte und brach's und gab's seinen Jüngern und sprach:

Jesus. Nehmet, esset, das ist mein Leib.

Evang. Und er nahm den Kelch und dankete, gab ihnen den und sprach:

Jesus. Trinket Alle daraus, das ist mein Blut des Neuen Testaments, welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden. Ich sage euch: Ich werde von nun an nicht mehr von diesem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an den Tag, da ich's neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.

I. HErr, durch deinen heiligen Leichnam, der von deiner Mutter Maria kam, und das heilige Blut, hilf uns, HErr, aus aller Noth. Kyrie eleison.

Der heilige Leichnam ist für uns gegeben zum Tod, daß wir dadurch leben: Nicht größre Güte konnte er uns schenken; dabei wir sein(er) sollen gedenken. Kyrie eleison.

HErr, dein Lieb so groß dich gezwungen hat, daß dein Blut an uns groß Wunder that, und bezahlet unsre Schuld, daß uns Gott ist worden hold. Kyrie eleison.

Evang. Und da sie den Lobgesang gesprochen hatten, gingen sie hinaus an den Oelberg. Da sprach Jesus zu ihnen:

Jesus. In dieser Nacht werdet ihr euch Alle ärgern an mir, denn es stehet geschrieben: Ich werde den Hirten schlagen und die Schafe der Heerde werden sich zerstreuen; wenn ich aber auferstehe, will ich vor euch hingehen in Galiläam.

Evang. Petrus aber antwortete, und sprach zu ihm:

Petrus. Wenn sie auch Alle sich an dir ärgern, so will ich doch mich nimmermehr ärgern.

Evang. Jesus sprach zu ihm:

Jesus. Wahrlich, ich sage dir: In dieser Nacht, ehe der Hahn krähet, wirst du mich dreimal verleugnen.

Evang. Petrus sprach zu ihm:

Petrus. Und wenn ich mit dir sterben müßte, so will ich dich nicht verleugnen.

Evang. Desgleichen sagten auch alle Jünger. — Da kam Jesus mit ihnen zu einem Hofe, der hieß Gethsemane, und sprach zu seinen Jüngern:

Jesus. Setzet euch hie, bis daß ich dorthin gehe und bete.

Evang. Und nahm zu sich Petrum und die zween Söhne Zebedäi, und fing an zu trauern und zu zagen. Da sprach Jesus zu ihnen:

Jesus. Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibet hie und wachet mit mir.

Evang. Und er ging hin ein wenig, fiel nieder auf sein Angesicht, betete und sprach:

Jesus. Mein Vater! ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Evang. Und er kam zu seinen Jüngern und fand sie schlafend, und sprach zu Petro:

Jesus. Könnet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet; der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Evang. Zum andern Male ging er aber hin, betete und sprach:

Jesus. Mein Vater! ist es nicht möglich, daß dieser Kelch von mir gehe, ich trinke ihn denn, so geschehe dein Wille.

Evang. Und er kam und fand sie abermals schlafend, und ihre Augen waren voll Schlafs. Und er ließ sie und ging abermals hin und betete zum dritten Male und redete dieselbigen Worte. Da kam er zu seinen Jüngern und sprach zu ihnen:

Jesus. Ach! wollt ihr nun schlafen und ruhen? Siehe, die Stunde ist hie, daß des Menschen Sohn in der Sünder Hände überantwortet wird; stehet auf, lasset uns gehen; siehe, er ist da, der mich verräth.

Evang. Und als er noch redete, siehe, da kam Judas, der Zwölfen Einer und mit ihm eine große Schaar mit Schwertern und mit Stangen von den Hohenpriestern und Aeltesten des Volks. Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt:

Judas. Welchen ich küssen werde, der ist's, den greifet.

Evang. Und alsbald trat er zu Jesu und sprach:

Judas. Gegrüßet seist du, Rabbi!

Evang. Und küssete ihn. Jesus aber sprach zu ihm:

Jesus. Mein Freund! warum bist du kommen?

Evang. Da traten sie hinzu und legten die Hände an Jesum und griffen ihn. Und siehe, Einer aus denen, die mit Jesu waren, reckete die Hand aus und zog sein Schwert aus und schlug des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm ein Ohr ab. Da sprach Jesus zu ihm:

Jesus. Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen. Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschickte mehr den zwölf Legionen Engel? Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen.

Evang. Zu derselbigen Stunde sprach Jesus zu den Schaaren:

Jesus. Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder, mit Schwertern und Stangen, mich zu fahen; bin ich doch täglich gesessen bei euch und habe gelehret im Tempel, und ihr habt mich nicht gegriffen.

Evang. Aber dies ist alles geschehen, daß erfüllet würde die Schrift der Propheten. Da verließen ihn alle Jünger und flohen. — Die aber Jesum gegriffen hatten, führten ihn zu dem Hohenpriester Caiphas, dahin die Schriftgelehrten und Aeltesten sich versammelt hatten. Petrus aber folgete ihm nach von ferne bis in den Palast des Hohenpriesters und ging hinein und setzte sich bei die Knechte, auf daß er sähe, wo es hinaus wollte. Die Hohenpriester aber und Aeltesten und der ganze Rath suchten falsch Zeugniß wider Jesum, auf daß sie ihn tödteten und fanden keines. Und wiewohl viel falscher Zeugen herzutraten, fanden sie doch keines. Zuletzt traten herzu zween falsche Zeugen und sprachen:

Die zween falschen Zeugen. Er hat gesagt: Ich kann den Tempel Gottes abbrechen und in dreien Tagen denselben bauen.

Evang. Und der Hohepriester stund auf und sprach zu ihm:

Caiphas. Antwortest du nichts zu dem, was diese wider dich zeugen?

Evang. Aber Jesus schwieg stille. Und der Hohepriester antwortete und sprach zu ihm:

Caiphas. Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagest, ob du seist Christus, der Sohn Gottes?

Evang. Jesus sprach zu ihm:

Jesus. Du sagst es. Doch sage ich euch, von nun an wird's geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft und kommen in den Wolken des Himmels.

Evang. Da zerriß der Hohepriester seine Kleider und sprach:

Caiphas. Er hat Gott gelästert, was bedürfen wir weiter Zeugniß? Siehe, jetzt habt ihr seine Gotteslästerung gehöret; was dünket euch?

Evang. Sie antworteten und sprachen:

Schriftgelehrten, Aeltesten und der ganze Haufe. Er ist des Todes schuldig.

Evang. Da speieten sie aus in sein Angesicht und schlugen ihn mit Fäusten, etliche aber schlugen ihn in's Angesicht und sprachen:

Kriegsknechte. Weissage uns Christe, wer ist es, der dich schlug?

Evang. Petrus aber saß draußen im Palast, und es trat zu ihm eine Magd und sprach:

Magd. Und du wareſt auch mit dem Jesu aus Galiläa.

Evang. Er leugnete aber vor ihnen allen und sprach:

Petrus. Ich weiß nicht, was du sagest.

Evang. Als er aber zur Thür hinausging, sahe ihn eine andere und sprach zu denen, die da waren:

Magd. Dieser war auch mit dem Jesu von Nazareth.

Evang. Und er leugnete abermal und schwur dazu:

Petrus. Ich kenne des Menschen nicht.

Evang. Und über eine kleine Weile traten hinzu, die da stunden, und sprachen zu Petro:

Knechte. Wahrlich du bist auch Einer von denen; denn deine Sprache verräth dich.

Evang. Da hub er an sich zu verfluchen und zu schwören:

Petrus. Ich kenne des Menschen nicht.

Evang. Und alsbald krähete der Hahn. Da gedachte Petrus an die Worte Jesu, da er zu ihm sagte: Ehe der Hahn krähen wird, wirst du mich dreimal verleugnen, und ging hinaus und weinete bitterlich.

II. Ach HErr, mich armen Sünder straf nicht in Deinem Zorn! dein' ernsten Grimm doch linder, sonst ist's mit mir verlorn. Ach HErr! wollst mir vergeben mein' Sünd und gnädig sein, daß ich mag ewig leben, entfliehn der Höllen Pein.

Weicht all', ihr Uebelthäter, mir ist geholfen schon, der HErr ist mein Erretter, er nimmt mein Flehen an, er hört mein's Weinens Stimme, es müssen fallen hin all', die sind meine Feinde, und schändlich kommen um.

Evang. Des Morgens aber hielten alle Hohenpriester und Aeltesten des Volks einen Rath über Jesum, daß sie ihn tödteten, und banden ihn, führten ihn hin und überantworteten ihn dem Landpfleger Pontio Pilato.

III. Da jammert Gott in Ewigkeit mein Elend über die Maßen, Er dacht an sein Barmherzigkeit, er wollt mir helfen lassen. Er wandt zu mir sein Vaterherz, es war bei ihm fürwahr kein Scherz, Er ließ's sein Bestes kosten.

Er sprach zu seinem lieben Sohn: die Zeit ist hie zu 'rbarmen; fahr hin, mein's Herzens werthe Kron! und sei das Heil der Armen, und hilf ihn'n aus der Sünden Noth, erwürg für sie den bittern Tod und laß sie mit dir leben.

Evang. Da das sahe Judas, der ihn verrathen hatte, daß er verdammet war zum Tode, gereuete es ihn und brachte herwieder die dreißig Silberlinge den Hohenpriestern und Aeltesten, und sprach:

Judas. Ich habe Uebel gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe.

Evang. Sie aber sprachen:

Hohenpriester und Aelteste. Was gehet uns das an? Da siehe du zu.

Evang. Und er warf die Silberlinge in den Tempel, hub sich davon, ging hin und erhenkte sich selbst.

IV. O du verfluchtes Menschenkind! von Sinnen toll, von Herzen blind, laß ab die Welt zu lieben. Ach! ach! soll denn der Höllen Pein, da mehr denn tausend Henker sein, ohn Ende dich betrüben? Wo ist ein so beredter Mann, der dieses Werk aussprechen kann?

Ach! fliehe doch des Teufels Strick, die Wollust kann ein'n Augenblick, und länger nicht, ergötzen, dafür willst du dein arme Seel hernachmals in des Teufels Höhl, o Mensch! zum Pfande setzen? Ja schöner Tausch! Ja wohl gewagt! das bei den Teufeln wird beklagt.

O Ewigkeit! du Donnerwort! O Schwert, das durch die Seele bohrt! o Anfang sonder Ende! O Ewigkeit! Zeit ohne Zeit! Ich weiß vor großer Traurigkeit nicht, wo ich mich hinwende. Nimm du mich, wenn es dir gefällt, Herr Jesu! in dein Freudenzelt.

Evang. Aber die Hohenpriester nahmen die Silberlinge, und sprachen:

Hoherpriester. Es taugt nicht, daß wir sie in den Gotteskasten legen; denn es ist Blutgeld.

Evang. Sie hielten aber einen Rath, und kauften ein Töpfersacker darum zum Begräbniß der Pilger; daher ist derselbe Acker genannt der Blutacker, bis auf den heutigen Tag. Da ist erfüllet, das gesagt ist durch den Propheten Jeremiam, da er spricht: Sie haben genommen dreißig Silberlinge, damit bezahlet ward der Verkaufte, welchen sie kauften von den Kindern Israel, und haben sie gegeben um einen Töpfersacker, als mir der Herr befohlen hat. — Jesus aber stund vor dem Landpfleger, und der Landpfleger fragte ihn und sprach:

Pilatus. Bist du der Juden König?

Evang. Jesus aber sprach zu ihm:

Jesus. Du sagst es.

Evang. Und da er verklaget ward von den Hohenpriestern und Aeltesten, antwortete er nichts, da sprach Pilatus zu ihm:

Pilatus. Hörst du nicht, wie hart sie dich verklagen?

Evang. Und er antwortete ihm nicht auf ein Wort, also, daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte. Auf das Fest aber hatte der Landpfleger die Gewohnheit, dem Volk einen Gefangenen loszugeben, welchen sie wollten; er hatte aber zu der Zeit einen Gefangenen, einen sonderlichen vor andern, der hieß Barabbas. Und da sie versammelt waren, sprach Pilatus zu ihnen:

Pilatus. Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe, Barabbam, oder Jesum, von dem gesagt wird, er sei Christus?

Evang. Denn er wußte wohl, daß sie ihn aus Neid überantwortet hatten. Und da er auf dem Richtstuhl saß, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen:

Pilati Weib. Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heut viel erlitten im Traum von seinetwegen.

Evang. Aber die Hohenpriester und Aeltesten überredeten das Volk, daß sie um Barabbam bitten sollten und Jesum umbrächten. Da antwortete der Landpfleger und sprach zu ihnen:

Pilatus. Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben?

Evang. Sie sprachen:

Der ganze Haufe. Barabbam.

Evang. Pilatus sprach zu ihnen:

Pilatus. Was soll ich denn machen mit Jesu, von dem gesagt wird, er sei Christus?

Evang. Sie sprachen Alle:

Der ganze Haufe. Laß ihn kreuzigen.

Evang. Der Landpfleger sagte:

Pilatus. Was hat er denn Uebels gethan?

Evang. Sie schrieen aber noch mehr und sprachen:

Der ganze Haufe. Laß ihn kreuzigen.

Evang. Da aber Pilatus sahe, daß er nichts schaffete, sondern daß viel ein größer Getümmel ward, nahm er Wasser und wusch die Hände vor dem Volk, und sprach:

Pilatus. Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu!

Evang. Da antwortete das ganze Volk und sprach:

Das ganze Volk. Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder.

Evang. Da gab er ihnen Barabbam los, aber Jesum ließ er geißeln und überantwortete ihn, daß er gekreuziget würde. Da nahmen die Kriegsknechte des Landpflegers Jesum zu sich ins Richthaus und sammelten über ihn die ganze Schaar, und zogen ihn aus, und legten ihm einen Purpurmantel an, und flochten ihm

eine Dornenkrone, und setzten sie auf sein Haupt, und ein Rohr in seine rechte Hand, und beugten die Knie vor ihm, und spotteten ihn, und sprachen:

Kriegsknechte. Gegrüßet seist du, der Juden König!

Evang. Und speieten ihn an, und nahmen das Rohr, und schlugen damit sein Haupt. Und da sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Mantel aus, und zogen ihm seine Kleider an, und führeten ihn hin, daß sie ihn kreuzigten. Und indem sie hinausgingen, fanden sie einen Menschen von Cyrene, mit Namen Simon, den zwangen sie, daß er ihm sein Kreuz trug.

Und da sie an die Stätte kamen, mit Namen Golgatha, das ist verdeutscht Schädelstätte, gaben sie ihm Essig zu trinken mit Gallen vermischt, und da ers schmeckete, wollte ers nicht trinken. Da sie ihn aber gekreuziget hatten, theileten sie seine Kleider und warfen das Loos darum, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten: Sie haben meine Kleider unter sich getheilet, und über mein Gewand haben sie das Loos geworfen. Und sie saßen allda und hüteten sein. Und oben zu seinen Häupten hefteten sie die Ursach seines Todes beschrieben, nämlich: Dies ist JESUS, der Juden König. Und da wurden zween Mörder mit ihm gekreuzigt, einer zur Rechten, und einer zur Linken. Die aber vorübergingen, lästerten ihn, und schüttelten ihre Köpfe und sprachen:

Juden. Der du den Tempel Gottes zerbrichst, und baueſt ihn in dreien Tagen, hilf dir selber; bist du Gottes Sohn, so steig herab vom Kreuz.

Evang. Desgleichen auch die Hohenpriester spotteten sein, sammt den Schriftgelehrten und Aeltesten, und sprachen:

Hohenpriester, Schriftgelehrten und Aeltesten. Andern hat er geholfen, und kann ihm selber nicht helfen; ist er der König Israel, so steige er nun vom Kreuz, so wollen wir ihm glauben; er hat Gott vertraut, der erlöse ihn nun, lüstets ihn, denn er hat gesagt: Ich bin Gottes Sohn.

Evang. Desgleichen schmäheten ihn auch die Mörder, die mit ihm gekreuziget waren. — Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsterniß über das ganze Land bis zu der neunten Stunde, und um die neunte Stunde schrie Jesus laut, und sprach:

Jesus. Eli! Eli! lama asabthani?

Evang. Das ist: Mein Gott! Mein Gott! warum hast du mich verlassen? Etliche aber, die da stunden, da sie das höreten, sprachen sie:

Juden. Der rufet dem Elias.

Evang. Und bald lief Einer unter ihnen, nahm einen Schwamm, und füllete ihn mit Essig, und steckte ihn auf ein Rohr und tränkete ihn. Die Andern aber sprachen:

Juden. Halt, laßt sehen, ob Elias komme und ihm helfe?

Evang. Aber Jesus schrie abermal laut, und verschied.

V. O große Noth! Gott selbst liegt todt, am Kreuz ist er gestorben, hat dadurch das Himmelreich uns aus Lieb erworben.

O Menschenkind! nur deine Sünd hat dieses angerichtet, da du, durch die Missethat, warest ganz vernichtet.

Dein Bräutigam, das Gotteslamm, liegt hier mit Blut beflossen, welches er ganz mildiglich hat für dich vergossen.

O süßer Mund! o Glaubensgrund! wie bist du so zerschlagen! Alles, was auf Erden lebt, muß dich ja beklagen.

O lieblichs Bild! schön zart und mild! Du Söhnlein der Jungfrauen! Niemand kann dein theures Blut ohne Reu anschauen.

Evang. Und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus, und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber thaten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung, und kamen in die heilige Stadt, und erschienen Vielen. Aber der Hauptmann, und die bei ihm waren und bewahreten Jesum, da sie sahen das Erdbeben und was da geschahe, erschraken sie sehr, und sprachen:

Hauptmann sammt den Kriegsknechten. Wahrlich! dieser ist Gottes Sohn gewesen.

Evang. Und es waren viele Weiber da, die von ferne zusahen, die da Jesu waren nachgefolget aus Galiläa, und hatten ihm gedienet, unter welchen war Maria Magdalena, und Maria, die Mutter Jacobi und Joses, und die Mutter der Kinder Zebedäi.

Am Abend aber kam ein reicher Mann von Arimathia, der hieß Joseph, welcher auch ein Jünger Jesu war, der ging zu Pilato, und bat ihn um den Leib Jesu. Da befahl Pilatus, man sollte ihm ihn geben. Und Joseph nahm den Leib, und wickelte ihn in eine reine Leinwand, und legte ihn in sein eigen neu Grab, welches er hatte lassen in einen Felsen hauen, und wälzte einen großen Stein vor des Grabes Thür und ging davon. Es war aber allda Maria Magdalena, und die andere Maria, die setzeten sich gegen das Grab.

VI. O selig ist zu jeder Frist, wer dieses recht bedenket, wie der HERR der Herrlichkeit wird ins Grab gesenket.

O Jesu du! mein Hülf und Ruh! ich bitte dich mit Thränen: Hilf, daß ich mich bis ins Grab nach dir möge sehnen.

Evang. Des andern Tages, der da folget nach dem Rüsttage, kamen die Hohenpriester und Pharisäer sämmtlich zu Pilato und sprachen:

Hohenpriester und Pharisäer. Herr, wir haben gedacht, daß dieser Verführer sprach, da er noch lebete: Ich will nach dreien Tagen auferstehen. Darum befiehl, daß man das Grab verwahre bis an den dritten Tag, auf daß nicht seine Jünger kommen und stehlen ihn, und sagen zum Volk: Er ist auferstanden von den Todten; und werde der letzte Betrug ärger, denn der erste.

Evang. Pilatus sprach zu ihnen:

Pilatus. Da habt ihr die Hüter, gehet hin, und verwahret es, wie ihr wisset.

Evang. Und sie gingen hin, und verwahreten das Grab mit Hütern, und versiegelten den Stein.

Beschluß.

Dank sei unserm Herrn Jesu Christo, der uns nun erlöset hat, durch sein Leiden, aus der Hölle.

VII. O mein Herr Jesu Christ! der du so g'duldig bist für mich am Kreuz gestorben, hast mir das Heil erworben, auch uns allen zu gleiche das ew'ge Himmelreiche.

Amen zu aller Stund sprech ich aus Herzensgrund, du wollest uns thun leiten, Herr Christ, zu allen Zeiten, auf daß wir deinen Namen ewiglich preisen, Amen.

Redacteur: Diaconus Böttcher in Reichenbach i. V. — Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden.
Druck von E. Blochmann & Sohn in Dresden.

Anzeiger zu Nr. 15 des Pilgers aus Sachsen.

(Unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.)

Ein Magdalenenstift (Asyl für Gefallene weiblichen Geschlechts)

in

Niederlößnitz bei Dresden.

Schon längst war es unser Wunsch und der Wunsch Vieler mit uns, für diejenigen Gefallenen aus dem weiblichen Geschlechte, die es sich einen Ernst sein lassen wollen, ein anderes Leben anzufangen und den auf Sündenwegen verlorenen guten Namen wieder zu gewinnen, ein Asyl, eine Zufluchtsstätte zu gründen, wo ihnen unter christlicher Unterweisung und Zucht und bei einem Leben, getheilt in Arbeit und Gebet, der Rückweg zu einem christlichen Wandel, zu einem ordentlichen ehrbaren Beruf wieder möglich gemacht werde. Dieser Wunsch wurde aber bei uns um so lebhafter, weil wir nicht nur in unserm Hospitale öfter Gelegenheit hatten, in das Elend der der Sünde dienenden Frauenspersonen tiefere Blicke zu thun, sondern auch sahen, wie rings um unser liebes Sachsenland christliche Vereine und Personen bereits durch Anlegung von sogenannten Magdalenenstiften oder Zufluchtsstätten für Gefallene in dieser Arbeit an den „Elendesten unter den Elenden" rüstig vorwärts schritten.

Endlich hat der HErr Gnade gegeben, daß wir unsern sehnlichen Wunsch erreicht sehen und auch dies Stück Arbeit des „Dienstes christlicher Barmherzigkeit" mit unter unsere übrigen Arbeiten für's Reich Gottes aufnehmen können!

Eine von Barmherzigkeit zu den armen Gefallenen ihres Geschlechts erfüllte Dame hat dicht neben unserm Filial, dem Siechenhaus Bethesda in der Niederlößnitz, einiges Land angekauft, darauf ein kleines Gebäude errichten lassen und dieses Grundstück nebst Gebäude an die Diakonissenanstalt unter der Bedingung abgetreten, daß in genanntem Hause nach den von Hoher Behörde bereits genehmigten Statuten das Werk der Barmherzigkeit an gefallenen Frauenspersonen von uns geübt werde.

Die Diakonissenanstalt hat die Schenkung dankbar angenommen, und wir gedenken, so Gott will, in Seinem Namen die Arbeit mit Anfang des Monat Mai zu beginnen. Eine dazu tüchtige Diakonissin wird die junge Anstalt, die vor der Hand nur auf 6 Asylistinnen eingerichtet ist, leiten, eine andere wird ihr in der Erziehung und Beaufsichtigung der Asylistinnen helfen. Der Ein- und Austritt soll den Asylistinnen ganz frei stehen. Bei ihrem Eintritt haben sie 5 Thlr. Eintrittsgeld, im Uebrigen aber jährlich 40 Thlr. Pensionsgeld zu zahlen, wofür ihnen Alles, was sie bedürfen, auch Kleidung und Wäsche gewährt wird. Ihre Arbeiten werden in Feld- und Gartenarbeit, sowie in Besorgung der Wäsche bestehen.

So hätten wir denn ein Asyl für Gefallene weiblichen Geschlechts: ein Magdalenenstift. Aber freilich das Haus ist noch leer. Die innere Einrichtung desselben und die Beschaffung der Mobilien, Betten, Haus- und Küchengeräthe ist zum Theil uns überlassen. Da bedürfen wir und bitten um die Unterstützung Derer, die mit uns ein Herz haben für das Elend der Gefallenen. Wir bitten im Namen JEsu des Sünderfreundes.

Etwaige Gaben an Geld oder Naturalien wird die unterzeichnete Direction mit Dank annehmen und zu seiner Zeit darüber quittiren.

Wir bitten aber auch noch um ein Anderes. Die von uns übernommene Anstalt soll durchaus keine Strafanstalt, kein Zuchthaus sein, wo die Leute wider ihren Willen festgehalten würden, sondern eben ein Asyl, eine Zufluchtsstätte, dahin Solche fliehen können, die sich retten lassen wollen. Darum stehet eben nach den Statuten der Ein- und Austritt jeder Asylistin frei. Da wäre es uns eine große Hülfe und Freude, wenn uns solche Gefallene zugeführt würden, die in Aufrichtigkeit des Herzens ein neues Leben anfangen wollen. Namentlich wenden wir uns in Bezug hierauf vertrauensvoll an die Geistlichen und Seelsorger des Landes, vornehmlich an diejenigen, die an Gefängnissen und Strafanstalten arbeiten, mit der herzlichen Bitte, uns reumüthige Gefallene zuweisen zu wollen. Vielleicht, daß sich unter Umständen, und wo es sich um die Rettung mittelloser Gefallenen handelt, auch Freunde finden, die durch Sammlungen unter Bekannten für ärmere Gefallene die jährliche Pension von 40 Thlr. aufbringen.

Der barmherzige HErr, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist und der vom Kreuze noch den Schächer in's Paradies mitnahm, der mache Vieler Herzen freudig und willig zu diesem neuen Zweige des Dienstes Seiner Barmherzigkeit. Amen.

Dresden, in der hl. Passionszeit 1865.

Die Direction der Diakonissen-Anstalt.
P. Fröhlich, Anstaltsgeistlicher.

Im Verlage der C. H. Beck'schen Buchhandlung in Nördlingen ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Weg des Friedens.

Gebete und Betrachtungen

zur Begleitung durch's Leben vom Tage der Confirmation an, zugleich ein

Beicht- und Communionbuch.

Von

Carl Buchrucker,

Pfarrer zu Nördlingen.

Mit einem lithogr. Widmungsblatte. 16 Bog. kl. 8 br.

Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

eleg. geb. mit Goldschnitt und Titelkupf. 1 fl. 12. kr. oder 20 Ngr.

Dieses Büchlein beschränkt sich nicht bloß auf den Stoff eines Beicht- und Communionbuches, welches man des Jahres ein oder zweimal in die Hand nimmt; sondern es will zugleich ein Begleiter sein durch's ganze Leben der in verschiedenen Lagen Handreichung thut. Betrachtungen aus dem Wort Gottes geschöpft und Gebete, alten Schätzen entnommen — jedoch nicht bloß abgeschrieben sondern reproduzirt — wechseln in diesem eben so elegant ausgestatteten als billigen Beicht- und Communionbuche, das sich besonders auch als Confirmationsgabe empfiehlt. Für seinen innern Gehalt bürgt der Name des Herrn Verfassers.

Im G. Grote'schen Verlage in Hamm erschien soeben:

Weihestunden.

Ein Blüthenkranz aus Deutschlands Dichtergarten.

Dargeboten von

Karl Sudhoff.

Vierte Auflage, illustrirt von Paul Thumann.
Eleg. Relief-Ebd. mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Justus Naumann's Buchhandlung

— Leipzig und Dresden —

empfiehlt aus eigenem Verlage folgende Bücher, welche sich zu Confirmationsgeschenken eignen, zur gütigen Beachtung:

Communionbüchlein zur Vorbereitung, wie zur Feier und Nachfeier des heiligen Sacraments. Aus Benjamin Schmolcks Gebetsschriften zusammengestellt von Aug. Herm. Rühle, Pastor zu Lausa. Geh. 8 Ngr. Einfach geb. 15 Ngr. — Elegant in Glbschn. 20 Ngr.

Das Sacrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi. Beicht- u. Communionbuch von Franz Delitzsch, Doctor und Professor der Theologie in Erlangen. Vierte, vermehrte Auflage. Geh. Preis 12 Ngr. Eleg. in Goldschnitt gebunden 25 Ngr.

Zwei Communionbücher aus alter und neuer Zeit, aber beide auf demselben Grunde der reinen Lehre stehend. So gewiß als der Segen des heil. Abendmahls von einer rechten Vorbereitung und würdigen Genießung abhängt, so wichtig ist auch die Wahl eines Communionbuches, das zu beiden Anleitung geben soll. Die beiden vorstehenden können mit gutem Gewissen empfohlen werden, sie haben sich der vollsten Anerkennung von competenter Seite zu erfreuen gehabt und sind schon vielen Christen ein segensreicher Begleiter zum Tisch des Herrn geworden.

Betrachtungen über das Kommen des Verheißenen und die Tage seines sichtbaren Wandels auf Erden. Zum Behuf häuslicher Erbauung. Mit einem Vorworte von Dr. G. C. Ad. von Harleß.

15 Ngr. gebunden in Leinwand 22½ Ngr.

Königsdörffer, A. H., evangelische Herzstärkung in Gebet und Lied. Dem kirchlichen Gebets- und Liederschatz entnommen und Allen dargeboten, die gern recht glauben, heilig leben und selig sterben wollen. 16. steif brochirt 5 Ngr. gebunden in Halbleinwand 7½ Ngr.

Tägliche Erquickung aus dem Heilsbrunnen. Ein Handbuch zur gemeinsamen Hausandacht nach der Ordnung des Kirchenjahres von Dr. B. A. Langbein, Hofprediger und Geh. Kirchenrath. 1 Thlr. 20 Ngr

Dieses Handbuch der gemeinsamen Hausandacht vereinigt in sich alle die Stücke, welche zu einem christl. Hausgottesdienst gehören: Gesang, Gebet und Betrachtung des göttlichen Wortes. Die biblischen Lesestücke sind mit Rücksicht auf das Kirchenjahr bestimmt. Für den Sonntag, resp. Feiertag, ist das Evangelium zum Lesen und Erklären angesetzt, woran sich dann für die übrigen Wochentage solche Abschnitte reihen, welche sich an die dem Sonntagsevangelium zu Grunde liegende Wahrheit anschließen. Es kommen demnach sehr viele Schriftabschnitte zum Lesen und Erklären, die alle mit großer Umsicht ausgewählt sind, so daß die Hausgemeinde am Ende des Jahres, wenn auch nicht die ganze Bibel, so doch einen sehr großen, ja den wesentlichsten Theil derselben mit den nöthigen Erklärungen vernommen hat. Ein Vorzug dieses Werks vor vielen andern ähnlichen Erbauungsbüchern besteht darin, daß die Schrifterklärungen kurze sind und doch trefflich in das Verständniß des gelesenen Wortes einführen. Alle bis jetzt erschienenen Recensionen haben sich übereinstimmend in der anerkennendsten Weise über dieses Werk ausgesprochen.

Es eignen sich beide auch vortrefflich zu einem würdigen Confirmationsgeschenk.

Vorstehende Bücher sind zu gleichen Preisen durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen.

In **Justus Naumann's** Buchhandlung in Leipzig und Dresden erschien und wird zum kirchlichen und häuslichen Gebrauch empfohlen:

Die heilige Passionsgeschichte

mit eingelegten Liederversen zum kirchlichen Gebrauche am Charfreitag.

Einzel-Preis 2 Ngr. Partie-Preis 30 Exempl. = 1 Thlr.

In eine größere Haushaltung, einer Kaufmannsfamilie in Gera, wird eine tüchtige, fleißige und ordentliche Köchin womöglich zum sofortigen Antritt gesucht. Es wird dabei weniger auf große Fertigkeit im Kochen, als auf Reinlichkeit und vor Allem auf christlichen Wandel gesehen, da das Wort Gottes in der Familie obenan steht.

Anerbietungen mit Zeugnissen besorgt die Expedition dieses Blattes in Dresden.

Am 27. März früh ¼6 Uhr rief der Herr meine theure Frau, Johanna geb. Kanig, nach einem fünfzehnwöchentlichen, schweren Krankenlager — Lungenentzündung und zuletzt Lungenverzehrung — unter den heißen Gebeten der Ihrigen in seine ewige Ruhe. Ihr Alter hat sie auf 48 Jahre 3 Monate gebracht. Mit mir weinen unsre drei Kinder, Paul, 16, Elisabeth, 15, und Friedrich, 11 Jahre alt.

J. G. Weber,
Lehrer in Franken im Schönburgischen.

In dem Pensionate des Unterzeichneten können noch einige christlich gesinnte Knaben oder Jünglinge Aufnahme finden und dürfen solche der liebevollsten Behandlung gewiß sein.

Mathematikus E. Nieß,
Dresden, Ostra-Allee Nr. 18.
Sicher zu treffen: Nachmittags zwischen 1 und 2 Uhr.

Verlag von Justus Naumann's Buchhandlung in Leipzig und Dresden. — Druck von E. Blochmann und Sohn in Dresden.

Digitized by Google

Digitized by Google